982
212
827
V.12

brary
THE
New Jersey.

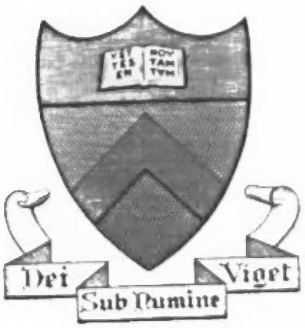
ANNEX LIB.

E 6

ANNEX LIB.

B G 2

Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Rezeau Brown

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Zwölfter Band.

W bis Z.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Brockhaus' Konversations-Lexikon

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

W bis Z.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.

NEW JERSEY
COL EGE LIBRARY

Digitized by Google

(RECAP)

0982
.212
,1927
v.12

Digitized by Google

Ueber
die Entstehung und den Fortgang
der
Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie
in sieben Auflagen.

Aus den Vorreden der sechs frühern Auflagen dieses Werkes und aus dem Berichte über den Plan der Neuen Folge, deren vier Abtheilungen in der gegenwärtigen siebenten Auflage mit enthalten sind.

Es sind jetzt 33 Jahre, daß ein Werk zu dem Bücherbedarfe der gebildeten Stände unserer Nation gehört, welches man das Conversations-Lexikon nennt. Anfangs berechnet auf die Wünsche gewöhnlicher Leser, erhob es sich erst nach 16 Jahren zu dem höhern Standpunkte, auf welchem es die geistige Bildung der neuesten Zeit, sowie sie in der Gesellschaft erscheint, in ihrer weiten Verzweigung zu umfassen erstrebte, um darnach ein Abbild der das öffentliche Leben durchdringenden Begriffswelt aufzustellen. Je näher das nach diesem Zwecke neu begründete Werk seinem Ziele kam, um so mehr verbreitete es sich in allen Classen der Gesellschaft. Doch sind es noch nicht 13 Jahre, als es zuerst in seiner vierten, und noch entschiedener, 2 Jahre später, in seiner fünften Auflage, eine Stelle in der Literatur der Nation errang, die es seitdem, trotz aller Anfeindungen, behauptet hat.

Jetzt erscheint die siebente Auflage unsers Lexikons, das, seiner ersten Anlage nach, binnen 33 Jahren gänzlich veraltet oder längst vergessen wäre, wenn nicht eine nunmehr 22 Jahre lang ununterbrochen fortgesetzte, neunmalige Ausbildung im Einzelnen, und 6 Mal durchgeführte Umbildung im Ganzen dasselbe stets erneuert und mit der letzten Gegenwart in Übereinstimmung gebracht hätte.

Dieses so begründete, in seiner Art einzige Lexikon ist das Werk eines ausgezeichneten Mannes, des verstorbenen Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus.

Wir halten es daher für angemessen, aus der Vorrede zum ersten Drucke der fünften Auflage, im ersten Bande, S VII — IX, Leipzig im October 1818, unterzeichnet:

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Herausgeber.

Digitized by Google

ferner aus der im zehnten Bande, S. XVII — XXXIX, Leipzig den 15. April 1820, unterzeichnet: Friedrich Arnold Brockhaus, Ludwig Hain;

sowie aus der Nachschrift zu dem dritten Drucke der fünften Auflage im ersten Bande S. IX, Leipzig den 1. Juli 1821, und aus dem Schlußworte im zehnten Bande, S. XL — XLVIII, Leipzig den 15. Nov. 1821; beide unterzeichnet: F. A. Brockhaus, —

insbesondere aber aus der Vorrede zur sechsten Aufl., Leipzig im December 1823, unterzeichnet:

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons:
F. A. Brockhaus, —

das Geschichtliche von der Entstehung, von der Entwickelung der Grundidee, von dem äußern Fortgange und von dem Verfahren bei der wiederholten Erneuerung des Conversations-Lexikons hier zusammenzustellen.

Die erste Idee zu unserm Werke wurde um das Jahr 1796 von dem nun verstorbenen Dr. Löbel gefaßt. Er sagt darüber in der Vorrede zur ersten Auflage Folgendes:

„Vor 30, 40 Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewisse Gattung von Kenntnissen, nämlich die politischen, Gegenstand der Conversation war, mochte Hübner's „Zeitungs- und Conversations-Lexikon" mehr als hinreichend sein, das erwähnte Bedürfniß zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenstände aus den verschiedensten Wissenschaften in das gesellige Gespräch eingedrungen sind, hat sich der Begriff der Conversation mit dem Gebiete derselben gar sehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben (zugleich die Ursache und die Folge der immer mehr sich verbreitenden Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen an einander), das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinschaftlichen Conversationskreis führt, in welchem man gewisse Begriffe und Kenntnisse bei einem Jeden schon aus Höflichkeit voraussetzt, deren Mangel zwar nicht selten stattfindet, aber doch ohne Scham nie verrathen wird; zu einer solchen Zeit muß ohne Zweifel ein dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch für dieselbe mehr als jemals nothwendig und nützlich sein. — Mit der Conversation hält, wenigstens bei dem männlichen Geschlechte, die Lectüre gleichen Schritt; nur daß der Schriftsteller bei seinen Lesern noch mehr Begriffe voraussetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Conversation der Fall ist".

„Indem wir es versucht haben, durch gegenwärtige Erklärung der in das gemeine Leben übergegangenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung und zu gleicher Zeit die Benutzung schätzbarer Schriften zu erleichtern, haben uns im Allgemeinen folgende Grundsätze vorgeschwebt: erstlich mit sorgfältiger Vermeidung der Einseitigkeit uns so viel als möglich über alle gemeinnützige Zweige des menschlichen Wissens zu verbreiten, zweitens aber aus diesen verschiedenen Kenntnissen bloß das Gemeininteressante herauszuheben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede ist. Dieser zweite Gesichtspunkt enthält zugleich die Ursache, warum aus einer Wissenschaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben sind".

Digitized by Google

„Der Zweck eines solchen Wörterbuches kann auf keinen Fall der sein, vollständige Kenntnisse zu gewähren; es wird vielmehr dieses Werk — welches eine Art von Schlüssel sein soll, um sich den Eingang in gebildete Cirkel und in den Sinn guter Schriftsteller zu öffnen — aus dem weitschichtigen Gebiete der Geographie, Geschichte, Mythologie, Philosophie, Naturlehre, der schönen Künste und andern Wissenschaften bloß diejenigen Kenntnisse enthalten, welche ein Jeder als gebildeter Mensch haben muß, wenn er an einer guten Conversation Theil nehmen und ein Buch lesen will, wiefern gewisse wissenschaftliche Begriffe unter den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben".

Kaum hatte aber Dr. Löbel die Ausführung unternommen und einige Bände der ersten Auflage dem Drucke übergeben, als ihn der Tod übereilte und die Fortsetzung in weniger geübte Hände kam. Überdies wirkte sehr nachtheilig auf das Ganze, daß dem damaligen Verleger hinlängliche Geldkräfte fehlten, um die Vollendung zu beschleunigen. Es waren daher nach 11 Jahren, als das Werk im Jahre 1807 durch Ankauf des Verlagsrechts in die Hände des Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus kam, erst 5 Bände, jeder 36—40 Bogen stark, fertig. Der nunmehrige Eigenthümer ließ es vor allen Dingen seine Sorge sein, die erste Auflage zu vollenden, was auch in 2 Jahren geschah, während welcher der sechste (und letzte) Band und 2 Supplementbände erschienen.

Wie unvollkommen unter so störenden Umständen das Conv.-Lex. auch in seiner ersten Gestalt erscheinen mußte, so bewies doch der Beifall, welchen ihm dessenungeachtet das Publicum schenkte, deutlich genug, daß das Bedürfniß eines Hülfsmittels, wie es hier dargeboten worden, vorhanden sei.

Im J. 1812 ward eine neue Ausgabe nöthig. Damit beginnt die gänzliche Umbildung und die höhere Bedeutung des Conversations-Lexikons, dessen Seele und Lebenskraft der Herausgeber, F. A. Brockhaus, 11 Jahre lang, bis zu seinem Tode geblieben ist. Weil sich nämlich nicht sogleich ein Redacteur, wie ein Werk dieser Art ihn erheischt, für die Leitung desselben finden wollte, so stellte sich der Verleger, seine Kraft und sein Urtheil dabei versuchend, selbst und allein an die Spitze der neuen Unternehmung. Ihm schwebte dabei die Idee vor, ein Werk zu liefern, das nicht für einzelne Personen der Gesellschaft, sondern für Alle und Jeden auf einer gewissen Stufe der Bildung passend und anziehend sein, das sich zwar allenthalben vom Gemeinen entfernen, aber sich auch ebenso sehr durch einfache, klare und zweckmäßige Behandlung empfehlen sollte. Schon war unter seiner alleinigen Leitung der erste Band dieser zweiten Auflage erschienen, und der zweite bis zur Hälfte vollendet, als er Herrn Dr. Ludwig Hain zum Mitredacteur annahm. Seit diesem Zeitpunkte haben Beide der Unternehmung, bis zur Vollendung des ersten Drucks der fünften Auflage im April 1820, vereint vorgestanden.

So leicht es einzusehen war, daß die Grundsätze der ersten Redaction unter dem Dr. Löbel, welche sich auf den Standpunkt des gemeinen Lebens gestellt hatte, nicht mehr befolgt werden konnten, da die Ansprüche desjenigen Publicums, für welches das Buch zunächst bestimmt war, seit 1796 in einem hohen Grade sich gesteigert hatten: so schwer war die Aufgabe, nach welchen Grundsätzen die neue Redaction verfahren sollte, praktisch zu lösen. Die vorige Redaction hatte sich

Digitized by Google

darauf beſchränkt, aus dem Gebiete der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Naturlehre und der ſchönen Künſte diejenigen Gegenſtände auszuwählen, von welchen ſie annahm, daß ſie für den Kreis ihrer Leſer, den ſie aber ſehr niedrig gezogen hatte, paßten. Die neue Redaction fand dieſes Ausgewählte durchaus unzureichend, und auf dem jetzigen Standpunkte der Geſellſchaft und der Wiſſenſchaft nur ſelten noch brauchbar. Das Vorhandene erfoderte alſo zuerſt Erweiterung und meiſtentheils eine durchaus neue Bearbeitung. Außerdem glaubte die jetzige Redaction vor Allem die Biographie ſehr erweitern und auf lebende merkwürdige Zeitgenoſſen — inſofern dieſe in der Literatur oder der Welt zu den ſogenannten public characters gehören — ausdehnen zu müſſen; nicht minder glaubte ſie aus dem Gebiete der Politik und Diplomatik, der neueſten Zeitgeſchichte, der Staatswirthſchaft, der Religionsphiloſophie, der claſſiſchen und der neuen europäiſchen Literatur, der Archäologie, der Anthropologie und populairen Medicin, der Mathematik, den Natur-, Handels- und Kriegswiſſenſchaften, und ſelbſt der Jurisprudenz die wichtigſten Gegenſtände, welche zu der mündlichen Unterhaltung oder Lecture für höher gebildete Cirkel oder Individuen ſich eignen konnten, auf eine angemeſſene, zwar einfache, jedoch nie zum Gemeinen herabſinkende, immer den neueſten Standpunkt bezeichnende Weiſe abhandeln zu müſſen.

So ſchwierig die ſo gefaßte Aufgabe ſchon an und für ſich war, ſo wurde ſie es dadurch noch mehr, daß ſie in einer kleinen Bändezahl gelöſt werden mußte; daß ferner eine Vereinigung über die Artikel, welche man zu geben habe, kaum möglich war, wenn man auf die großentheils ſich widerſprechenden Foderungen jedes Einzelnen Rückſicht nehmen wollte; daß endlich das Ganze in einer möglichſt kurzen Zeit ausgeführt werden mußte, wenn es harmoniſch ausfallen, und wenn dem Fehler aller ähnlichen zeitherigen Wörterbücher und Encyklopädien, deren Anfang nirgends zum Ende und kaum zur Mitte paßte, wodurch nothwendig ihre Brauchbarkeit ſich verminderte, begegnet werden ſollte. Überdies glaubte der Unternehmer, dem Werke einen ſo niedrigen Preis geben zu müſſen, daß es Jedem, der ſeiner intellectuellen Cultur nach zu den gebildeten Ständen gehört, zugänglich ſei.

Man wird zugeſtehen, daß Muth und Vertrauen zu ſich ſelbſt und zum Publicum, Kenntniß der Welt, der Zeit und der Literatur, und eine große Thätigkeit und Ausdauer dazu gehörten, um mit den beſchränkten Mitteln, die damals dem Unternehmer zu Gebote ſtanden, an die Löſung dieſer ſo geſtalteten Aufgabe zu gehen, zumal in der bedenklichen Zeit von 1812, der 2 Kriegsjahre folgten, die für literariſche Unternehmungen nirgends günſtig waren und Alles doppelt erſchwerten.

Als nun zur Ausführung geſchritten wurde, beſtimmte der Herausgeber die Bändezahl der zweiten Auflage anfangs wieder auf 8, in der Folge jedoch, bei dem ſo ſehr erweiterten Plane des Werks, auf 10 Bände; zugleich verſtärkte er, aus demſelben Grunde, dieſe Bände von 36 nach und nach bis auf 60 und mehr Bogen; auch ward von ihm eine ſolche raumbenutzende Einrichtung des Drucks gewählt, daß der Bogen noch einmal ſo viel faßte als früher.

Die Aufgabe, das ganze Werk in etwa 2 Jahren zu vollenden, und ihm dadurch die erfoderliche Einheit zu geben, gehörte zu den ſchwierigſten, wie nur Derjenige ganz beurtheilen kann, der ſich je mit der Re-

Digitized by Google

daction literariſcher Werke, die mit Hülfe vieler Mitarbeiter und nach alphabetiſcher Ordnung zuſammenzuſtellen ſind, beſchäftigt hat. Deſſenungeachtet würde die Foderung, mit dem Ganzen in ein Paar Jahren fertig zu werden, wol gelöſt worden ſein, wenn nicht erſtlich jene Kriegsjahre und dann der Beifall des Publicums ſelbſt ſtörend darauf eingewirkt hätten. Erſtere unterbrachen den Briefwechſel mit den Mitarbeitern oft monatelang, ſodaß in dieſer Zeit die Redactoren, obendrein durch tägliches Kriegsgetümmel geſtört, ſich faſt allein mit ihren eignen Materialien zu helfen ſuchen mußten. Späterhin aber nahmen die ſtets nöthigen neuen Drucke die Zeit der Redactoren ſo ſehr in Anſpruch und beſchäftigten in gleichem Grade die Preſſen ſo ſehr, daß die Förderung der Hauptfortſetzung nothwendig darunter leiden mußte. Dennoch wurde die zweite, dritte und vierte Ausgabe in 10 Bänden, welche das Sechsfache der erſten Ausgabe inſichfaßten, in Zeit von 6 Jahren vollendet, während die erſte allein 13 Jahre bedurft hatte.

Zugleich erhielt das Geſchäft ſelbſt in ſeiner ganzen Ausbreitung einen beſtimmtern und raſchern Gang, ſodaß die fünfte Auflage in 2 Jahren zu Stande kam und 18 Monate nach ihrer erſten Ankündigung erſchien. Es wurden nämlich die erſten 5 Bände am 1. Nov. 1818, die 3 folgenden am 1. Aug. 1819, und die beiden letzten am 25. April 1820 ausgegeben. Als ſich dieſe Auflage aber ſchon binnen Jahresfriſt vergriffen hatte, ſo veranſtaltete der Herausgeber einen neuen verbeſſerten Abdruck aller 10 Bände, von welchen die erſten 5 am 1. März 1820, und die letzten 5 am 30. Sept. 1820 vollendet wurden. Dieſer erſte Nachſchuß vergriff ſich abermals innerhalb eines Jahres, und es ward ein zweiter, verbeſſerter Nachſchuß, oder der dritte Abdruck der fünften Auflage nothwendig. Dieſer erſchien den 15. Nov. 1821.

Doch ſchon im Sommer 1822 zeigte ſichs, daß auch der dritte Abdruck bald verkauft und ein vierter nothwendig ſein würde. Die zweimalige Durchſicht der fünften Auflage aber hatte den Herausgeber überzeugt, daß einzelne Nachbeſſerungen den Hauptcharakter des Werks, die geiſtige Bildung der Geſellſchaft, der Gegenwart getreu darzuſtellen, nicht mehr feſthalten könnten. Binnen 5 Jahren waren viele Gegenſtände, welche früher die Geſellſchaft beſchäftigten, aus dem Kreiſe des öffentlichen Lebens verſchwunden, andre hatten an Bedeutung und Einfluß verloren, noch andre eine weſentliche Umbildung erfahren, dagegen waren ältere Gegenſtände wiederum in die Gegenwart eingetreten, und eine Menge neuer Gegenſtände und Anſichten hatten ſich aus dem Schoße eines raſtlos thätigen, alle gebildete Stände und Völker durchdringenden Lebens entwickelt. Daraus folgte, daß viele Artikel in der fünften Auflage veraltet, andre zu ausführlich, wiederum andre zu kurz oder nicht gründlich abgefaßt waren, und daß eine Menge alter und neuer Gegenſtände darin fehlten, die eine beſondere Wichtigkeit in den letzten Jahren erlangt hatten. Es galt die Aufgabe, das Bleibende und Feſtſtehende in der Maſſe des in das Leben eingedrungenen Wiſſens abzuſondern von Dem, was die neueſte Zeit Bewegliches geſtaltete und ausbildete; zugleich aber auch die wichtigern Gegenſtände, von denen eine dürftige Kenntniß keinem Gebildeten genügt, umfaſſender und erſchöpfender darzuſtellen, insbeſondere das Fach der Biographie, wofür ſich die ſicherſten Nachrichten immer reichlicher darboten, zu erweitern, weil von dem Leben und Wirken ausgezeichneter Männer, die man darum mit Recht das Salz der Erde nennt,

Digitized by Google

zunächst doch Alles ausgeht, was die Gegenwart bewegt und die Zukunft vorbereitet.

Nachdem der Herausgeber und nunmehrige alleinige Redacteur des Werkes dies Alles sorgfältig erwogen hatte, entschloß er sich 1) zu einer zeitgemäßen Umbildung des Werks, in Hinsicht auf Inhalt und Form, das als ein Gesammtmagazin des Wissenswürdigen für die gebildeten Stände der Gesellschaft, den Kern aller Lebensbildung und das Bleibende in der Masse des dazu nöthigen Wissens, so viel als möglich enthalten sollte; 2) zu der Herausgabe einer Neuen Folge des Conv.-Lex. in 2 Bänden, welche das in dem öffentlichen Leben neu sich Gestaltende und Fortbildende zu beschreiben, Hauptgegenstände umfassend darzustellen und das biographische Fach dem Zeitinteresse gemäß zu erweitern, bestimmt war.

So entstand seit dem September 1822 bis zu dem Ende des Novembers 1823 die sechste neue Auflage des Hauptwerks in 10 Bänden, und seit dem 1. März 1822 bis zum Mai 1823 erschienen die ersten drei Lieferungen der Neuen Folge. Allein mitten unter diesen den ganzen Reichthum seines Geistes und die volle Kraft seiner seltenen Thätigkeit in Anspruch nehmenden Arbeiten warf eine lebensgefährliche Krankheit den Herausgeber 3 Monate lang im Winter 1822—23 auf das Krankenlager, und kaum war er wiederhergestellt, so entriß ihn, am 20. August 1823, der Tod seiner Familie, seinen Freunden und — der Literatur, die er auf die vielfachste und erfolgreichste Art, nach großartigen Ansichten und achtungswerthen Grundsätzen, mit selbständiger Einsicht und Kraft, besonders in den letzten 10 Jahren seines Lebens, obgleich sehr angefochten, dennoch standhaft und muthvoll befördert hatte.

Nach seinem Tode wurde der schon fast bis zum Schlusse gediehene Druck der sechsten Auflage, der von ihm veranstalteten und geleiteten Umbildung des Ganzen gemäß, bis Ende November vollendet. Die Vorbereitung und Vollendung der noch rückständigen fünf Lieferungen der Neuen Folge aber (G — Z) ward von der Verlagshandlung, welche, nach dem letzten Willen ihres Gründers, F. A. Brockhaus, noch 6 Jahre lang unter der bisherigen Firma ungetheilt fortgeführt wurde, einem bisherigen Mitarbeiter an dem Conversations-Lexikon und Specialredacteur einzelner Fächer desselben, dem Professor F. Ch. A. Hasse, damals in Dresden, übertragen.

Nach diesem Bericht von der Entstehung, von der Entwickelung der Grundidee und von dem äußern Schicksale des Conv.-Lex., ist es unsere Pflicht, dem Publicum auch von dem Verfahren der Redaction bei der Ausführung des Plans und bei der mehrmaligen innern Aus- und Umbildung des ganzen Werks genaue Rechenschaft abzulegen.

Bei der Ausführung übernahm F. A. Brockhaus, als Hauptredacteur, außer dem Geschäftlichen und Technischen, die äußere Leitung des Ganzen im Allgemeinen; er zunächst bezeichnete die aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter sie, deutete Quellen und Materialien dafür an, die er großentheils selbst anschaffte, und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel über die nach seiner Ansicht aufzufassenden Gesichtspunkte. Daß aber der Herausgeber die aufzunehmenden Artikel in letzter Instanz selbst bestimmte, schien darum nothwendig, weil es nur sachverwirrend gewesen wäre, sich darüber viel mit Andern zu berathschlagen. Indem Jeder sein Fach her-

Ausführung dieses Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S. 79, und der Verordnung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S. 81, sowie der Verordnung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S. 83, und der Verordnung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S. 85, und der Verordnung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S. 87, und der Verordnung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, vom 30. Januar 1907, Reichsgesetzbl. S.

Berathung darüber mit dem Herausgeber, von ihm ſtyliſtiſch und materiell geprüft und nach Befinden dem Zwecke des Werks gemäß umgebildet. Bei neuen Drucken und Auflagen machte er auf die in Verbindung ſtehenden Artikel aufmerkſam und ſuchte durch Verweiſungen und Zuſammenziehungen den Raum zu gewinnen, an welchem es immer gebrach, da die Maſſe der zur Aufnahme ſich eignenden Artikel täglich wuchs.

An Materialien für den eignen Gebrauch, wie auch für die Mitarbeiter wurde nach und nach Alles angeſchafft, was die Ausführung unterſtützen konnte. Die Hülfsmittel, die ſich in der deutſchen Literatur fanden, glauben wir übergehen zu können, da ihre Aufzählung zu weit führen würde. Von den ausländiſchen wollen wir wenigſtens einige nennen. So haben der Redaction die engliſchen Encyklopädien, als die „Encyclopaedia britannica" mit Napier's reichhaltigen Supplementen; Brewſter's „Edinburgh Encyclopaedia" mit ihren Supplementen; „The Metropolitan Encyclopaedia"; Nicholſon's „Encyclopaedia" und Gregory's „Encyclopaedia" viele Dienſte geleiſtet; ein Gleiches gilt von dem „Edinburgh gazetteer", den beiden Biographical dictionaries von Aikin und Chalmers, dem trefflichen „Annual register" von Stockdale, den Monthly, Edinburgh und Quarterly reviews, den Monthly und New monthly magazines, den „Annual biography and obituary" und den „Public characters of all nations", welche Werke, nebſt vielen andern dieſer Sprache, ſtets vollſtändig zur Hand waren. Von franzöſiſchen Werken benutzte die Redaction insbeſondere Bayle's reichhaltiges Werk, die d'Alembert'ſche „Encyklopädie", die „Revue encyclopédique", die „Biographie universelle", das „Dictionnaire historique", das „Dictionnaire des sciences médicales", das „Dictionnaire des hommes vivans", die brüſſeler „Galérie des contemporains", das „Annuaire historique", die „Tablettes universelles", die „Biographie nouvelle des contemporains" von Arnault, Jay, Jouy u. A., und außerdem Vieles, was die ältere und neueſte franzöſiſche Literatur darbot. Auch die ältere und neuere italieniſche und holländiſche Literatur blieb nicht unbeachtet und unbenutzt.

Nicht ſo leicht als bloße Materialien waren thätige, einſichtsvolle, kenntnißreiche und den Zweck des Conv.-Lex. ſtets berückſichtigende Mitarbeiter zu finden; indeſſen wurde die Unternehmung auch darin begünſtigt. Gleichwol gehörte die unermüdliche Thätigkeit beider Redactoren dazu, um die unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden, die mit der Zuſammenſtellung eines alphabetiſchen Werks verbunden ſind, zu welchem man einer großen Anzahl von fremden, durch ganz Deutſchland zerſtreuten Mitarbeitern bedarf. Ein einziger ausbleibender wichtiger Artikel kann die ganze Unternehmung aufhalten. Es kommt hinzu, daß auch der regſamſte Eifer der Thätigſten nach Verlauf einiger Zeit in der Regel zu erkalten pflegt, daher nur wenige Mitarbeiter mit den Redactoren die ganze Bahn durchmeſſen haben. Insbeſondere ward das Redactionsgeſchäft dadurch erſchwert, daß nur zu häufig einzelne, ſonſt ſchätzbare Mitarbeiter, ſtatt dem Zwecke des Lexikons angemeſſener kurzer und bündiger Artikel, ganze Abhandlungen oder doch viel zu weit ausgeſponnene Artikel einſchickten, die entweder völlig unbrauchbar waren, oder erſt wieder eine eigne, Zeit koſtende Bearbeitung foderten, oder auch wol im Gedränge der Arbeit ganz aufgenommen werden mußten, wodurch öfters ein Übelſtand eintrat, dem

Digitized by Google

die Redaction jedoch bei spätern Drucken durch Abkürzungen abzuhelfen suchte. — Die größte Schwierigkeit fand sie aber anfangs, besonders für Deutschland, in der Auffindung von biographisch-charakteristischen Notizen über unsere eignen Zeitgenossen, die in den Welthändeln und in der Literatur zu den public characters gehören. Auch bei der größten Mühe, die sich der Herausgeber deßhalb gegeben, war ihm dennoch nicht Alles darin so gelungen, wie er gewünscht hatte, und sein Werk bot auch in der fünften Auflage in dieser Hinsicht noch sehr viele ihm nicht unbekannte Lücken dar.

Um so dankbarer nannte er in der Vorrede zur fünften Auflage die Namen derjenigen Mitarbeiter, welche an der zweiten, dritten, vierten und fünften Auflage Theil genommen hatten. Da jedoch die meisten Artikel der frühern Drucke eine gänzliche Umbildung erfahren haben, so läßt sich der ursprüngliche Antheil ihrer ersten Verfasser an denselben hier nicht mehr durch ihre Chiffern bezeichnen, obschon bei den Artikeln selbst noch viele Chiffern beibehalten worden sind.

Hier folgen die Namen unserer Mitarbeiter, soweit die Nennung derselben uns zugestanden worden ist; einige derselben haben erst Beiträge zur sechsten Auflage geliefert.

Dr. A. Apel in Leipzig (verst.). — Dr. G. W. Becker in Leipzig. — Prof. Beier in Leipzig (verst.). — Prof. Benzenberg in Brüggen. — Educationsrath B. H. Blasche in Waltershausen. — Hofrath R. von Bosse in Braunschweig. — Friedr. Arnold Brockhaus (verst.) — Prof. Bucher in Halle. — Rector Cannabich in Greußen. — Dr. Chladni in Kemberg (verst.) — Pred. Crome in Lüneburg. — Depping in Paris. — M. Dolz in Leipzig. — Hofrath u. Bibliothekar Friedr. Adolf Ebert in Dresden. — Appellationsrath Dr. Eichmann in Jena. — Prof. Eisenmann in München. — Dr. u. Prof. Ficinus in Dresden. — Prof. Karl Förster in Dresden. — Dr. Friedr. Förster in Berlin. — Dr. u. Prof. Hermann Friedländer in Halle. — Dr. Otto, genannt Georgius, in Baireuth (verst.). — Dr. Karl Friedr. Wilh. Gerstäcker in Leipzig. — Prof. Gilbert in Leipzig (verst.). — Dr. Friedr. Gleich in Leipzig. — Dr. Greiner in Eisenberg. — Prof. Gruber in Halle. — Dr. Ludw. Hain. — Prof. F. Ch. A. Hasse in Leipzig. — Dr. Hassel in Weimar (verst.) — Prof. Heinroth in Leipzig. — Freiherr von Hormayr in München. — Frau Therese Huber, geb. Heyne, in Augsburg. — Staatsrath u. Prof. Dr. Karl Heinr. Ludw. von Jakob in Halle (verst.). — Dr. Keferstein in Danzig. — Dr. Kosegarten in Hamburg. — Dr. u. Prof. F. A. Köthe, Superintendent in Allstedt. — M. Kraft in Nordhausen (jetzt in Hamburg). — Dr. u. Prof. Krause in Göttingen. — Prof. Krehl in Meißen. — Dr. Ludw. Kritz in Dresden. — Prof. Krug in Leipzig. — Prof. Lampadius in Freiberg. — Justizr. Lawätz in Altona. — Prof. Leonhardi in Leipzig (verst.). — W. A. Lindau in Dresden. — Prof. Lindner in Leipzig. — Rath Lüders in Altenburg (verst.). — Baron von der Malsburg in Dresden (verst.). — Superint. Meißner in Waldenburg. — Prof. Messerschmid in Altenburg. — M. Michaelis in Leipzig. — Dr. Mosch in Liegnitz. — M. Mößler in Dresden. — A. Müller in Dresden. — Regier.-Rath Adam Müller in Wien (verst.). — Dr. Corn. Müller in Hamburg. — Hofr. Meth. Müller in Leipzig. — Hofr. u. Biblioth. Dr. Wilh. Müller in Dessau (verst.) — Hofr. A. Müllner in Weißenfels. — Dr. Karl Murhard in Frankf. a. M. — Kanzler Dr. Niemeyer in Halle (verst.). — Hofr. und Postdirector Dr. Nürnberger in Sorau. — Hofr. Oken in München. — Geh.-Kirchenrath u. Prof. Dr. Heinr. Eberhard Gottlob Paulus in Heidelberg. — M. Peschek in Zittau. — Diakonus M. Petri in Zittau. — Dr. Pfeilschifter in Wien. — Hauptmann Heinrich August Pierer in Altenburg. — Prof. Pohl in Leipzig. — Hofr. und Prof. Karl Ludwig Pölitz in Leipzig. — Hofr. und Prof. Dr. Friedr. August Benj. Puchelt in Heidelberg. — Dr. L. Puttrich in Leipzig. — Hofr. Reinhard in Altona. — Dr. und Prof. Rosenmüller in Leipzig. — Prof. Friedr. Saalfeld in Göttingen. — Dr. Schink in Sagan. — Kammerrath v. Schlieben in Dresden. — Pred. Schlosser in Groß-Zschocher. — Prof. Schmeißer in Frankfurt a. d. O. — Conrector Schmidt in Schleusingen. — Prof. Schu-

bert in Erlangen. — Hauptmann Schulze in Magdeburg. — Dr. Sievers. — Prof. Kurt Sprengel in Halle. — Prof. Stenzel in Breslau. — Prof. Sturm in Jena. — Dr. Treitschke in Leipzig. — Superint. Dr. und Prof. Tzschirner in Leipzig (verst.). — Musikdirector Uber in Dresden (verst.). — Prof. Uebelen in Stuttgart. — Geh. Leg.-Rath Karl August Varnhagen von Ense in Berlin. — Dr. Karl Venturini in Hordorf. — Prof. Wachter in Danzig. — Dr. Adolf Wagner in Leipzig. — Dr. Wähner in Dessau. — Hofr. und Prof. Amadeus Wendt in Leipzig. — Insp. Werner in Leipzig. — Fräulein Thereſe Emilie Henriette aus dem Winckel in Dresden. — Hofr. Karl Gottfried Theodor Winkler in Dresden. — Legationsrath von Woltmann in Prag (verst.). — Consistorialrath Wunster in Breslau.

Hierzu fügen wir aus dem Berichte, Leipzig und Dresden vom 1. August 1826: „Über den Plan der Neuen Folge des Conv.-Lex.", welcher der letzten oder vierten Abtheilung derselben (S—Z) vorgesetzt ist, die Namen der erst bei der Neuen Folge hinzugetretenen Mitarbeiter, deren Arbeiten jedoch großentheils umgearbeitet und durchgängig einer neuen Prüfung unterworfen, in die siebente Auflage alphabetisch an Ort und Stelle aufgenommen worden sind. Es wurden daselbst S. XI und XII bis auf einige ausländische Gelehrte, welche nicht genannt sein wollten, außer denen, welche schon in obiger Reihe als Mitarbeiter an dem Hauptwerke stehen, noch Folgende von der Redaction namhaft gemacht:

Prof. Dr. Adrian in Gießen. — Hofr. Chr. Karl André in Stuttgart. — Oberappellationsgerichtspräsident Christoph Freiherr v. Aretin in Amberg (verst.). Prof. Ch. Bachmann in Jena. — Conrector Karl Baumgarten-Crusius in Dresden. — Prof. K. W. Bessel in Königsberg. — Boje in Kopenhagen. — Hofr. Karl August Böttiger in Dresden. — Prof. Karl Wilh. Böttiger in Erlangen. — Medicinalrath Dr. J. L. Casper in Berlin. — Prof. Dr. Ludwig Choulant in Dresden. — Insp. Dr. Friedrich Cramer in Halberstadt. — Dr. Heinr. Döring in Jena. — Kriegsarchivsecretair K. A. Engelhardt in Dresden. — Forstrath Fischer in Karlsruhe. — Geh.-Rath Johann Isaak Freiherr v. Gerning in Frankfurt a. M. — Prof. Dr. Wilhelm Gesenius in Halle. — Dr. Joh. David Goldhorn in Leipzig. — Prof. Dr. Friedrich David Gräter in Ulm. — Dr. Wilh. Häring in Berlin. — Geh. Reg.-Rath Dr. Theod. Hartleben in Manheim (verst.). — Hofr. Dr. Heinr. Hase in Dresden. — Prof. Hoffmann in Jena. — Joh. Christian Hüttner in London. — Hofr. Friedr. Jacobs in Gotha. — Dr. L. S. Jaspis in Dresden. — Regierungsassessor Keller in Düsseldorf. — Dr. Moritz Kind in Leipzig. — Dr. Wilh. Körte in Halberstadt. — Prof. Dr. J. C. L. Kosegarten in Greifswald. — Major Freiherr v. Landsberg in Dresden. — Dr. J. W. Löbell in Berlin. — Kirchenr. Dr. Aug. Matthäi in Altenburg. — Freiherr v. Meseritz in Frankfurt a. M. — Domherr Friedr. Joh. Lorenz Meyer in Hamburg. — Consistorialrath Dr. Friedr. Mosengeil in Meiningen. — Bergcommissionsrath und Prof. Friedr. Mohs in Freiberg. — Prof. Münnich in Dresden. — Oberlandesgerichtsrath Dr. Neigebaur in Breslau. — Karl Eduard Freiherr v. d. Oelsnitz in Leipzig. — Prof. Dr. Otto in Leipzig. — Dr. Wilh. Friedr. Palmblad in Upsala. — Premierlieut. Peschel in Dresden. — Major v. Polenz in Dresden. — Prof. Dr. H. G. L. Reichenbach in Dresden. — Prof. Ernst Reinhold in Jena. — Kammerassessor F. A. Rüder in Leipzig. — Prof. L. Schacht in Mainz. — Geh.-Rath Dr. Karl Ernst Schmid in Jena. — Hofr. Aloys Schreiber in Karlsruhe. — Wilh. v. Schütz in Ziebingen. — Prof. Gustav Schwab in Stuttgart. — Hofgerichtsadvocat Dr. Sommer in Kirchhunden. — Geh. Obersinanzrath J. D. F. Sotzmann in Berlin. — Dr. Ernst Stapf in Naumburg. — Prof. Dr. Joh. Severin Vater in Halle (verst.). — Dr. C. H. Weller in Dresden. — Prof. Dr. Gustav Friedr. Wiggers in Rostock. — Forstmeister George Franz Dietrich aus dem Winckell in Roßbach. — Prof. August Zeune in Berlin.

Insbesondere aber fühlt sich die Verlagshandlung verpflichtet, die Herren Prof. Hasse, damals in Dresden, und Wendt in Leipzig, als Diejenigen zu nennen, welche mit vorzüglicher Treue die ganze

Bahn mit der Redaction durchmessen und sie stets mit Rath und That dabei auf das kräftigste unterstützt haben. Hr. Prof. Hasse und Hr. Prof. Wendt übernahmen nämlich, außer einzelnen wissenschaftlichen Fächern, späterhin theils mehre Bände zu einer vollständigen Revision, theils in andern Bänden und ganzen Ausgaben die Durchsicht einzelner Hauptfächer, und sie haben durch diese mühsame Arbeit unser Werk wesentlich gefördert. Herr Prediger Petri in Zittau verfaßte die Artikel aus dem Fache der Pädagogik, Kirchengeschichte und Dogmatik. Herr Prof. Gruber, jetzt in Halle, war zu Anfang und bis zum fünften Bande ebenfalls einer der thätigsten und schätzbarsten Mitarbeiter und Revisoren, und wir haben es sehr bedauert, daß er späterhin durch andre Geschäfte und Berufsarbeiten abgehalten wurde, weitern Theil an unserm Werke zu nehmen.

Bei der fünften Auflage fanden noch folgende Specialrevisionen für einzelne Fächer statt, um dem Plane des Werks gemäß das Fehlende hinzuzufügen, das Mangelhafte zu vervollständigen und das Unrichtige zu verbessern. Hr. Rector Cannabich besorgte die Revision sämmtlicher geographischen und statistischen Artikel; — Hr. M. Schmidt in Schleusingen revidirte die philologischen; — Hr. Geh.-Kirchenrath Paulus in Heidelberg eine Anzahl Artikel der neuern Zeitgeschichte; — Hr. Hofr. Dr. Nürnberger in Sorau die naturwissenschaftlichen; — Hr. Kammerrath von Schlieben in Dresden die mathematischen; — Hr. Capitain Schulze in Magdeburg und ein Ungenannter die kriegswissenschaftlichen; — Hr. Dr. Greiner in Eisenberg die medicinischen; — Hr. Hofr. Müllner in Weißenfels einen Theil der auf Dramaturgie und Mathematik sich beziehenden Artikel; und die vorhin gedachten Freunde, die Herren Hasse, Petri und Wendt die Politik, Diplomatik, neueste Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Biographie, Pädagogik, schönen Künste und Philosophie. Außerdem lieferte zu der fünften Auflage ein deutscher Reisender, der Italien erst vor kurzem besucht hatte, eine ganz neue Bearbeitung der wichtigsten, Italien betreffenden Artikel mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Literatur. Dagegen mußte die Redaction zahllose Erinnerungen wegen fehlender Artikel unbeachtet lassen, wollte sie anders nicht von dem Plane des Werks ganz abweichen und die eigenthümliche Grundlage desselben vernichten. Ihr Hauptgeschäft war, die gesammten Materialien möglichst in Übereinstimmung zu bringen, viele Artikel theils abzukürzen, theils zu erweitern, theils neu abzufassen, je nachdem es das Bedürfniß des Werks nach ihren gesteigerten Ansichten zu erfodern schien; verhältnißmäßig sind daher nur wenig Artikel der vierten Auflage in der fünften ganz unverändert geblieben. So ward durch möglichste Gedrungenheit des Vortrags, durch Weglassung des mehrmals Gesagten und dadurch, daß im Durchschnitt jeder Band der fünften Auflage um 6 Bogen stärker gemacht wurde, für mehr als 2000 neue Artikel Raum gefunden, bei deren Wahl und Bestimmung die Redaction auf dem ganzen Felde des menschlichen Wissens nachforschte, insbesondere aber die neueste Zeit und was in ihr besonders anspricht und zu Gegenständen der höhern Unterhaltung gehört, beachtete. Um jedoch in Hinsicht der geographischen Artikel falschen Beurtheilungen zu begegnen, muß hier noch Folgendes bemerkt werden. Der Plan des Werks erlaubte nicht, in denselben vollständig zu sein. Es wurden daher in der fünften Auflage eine

Digitized by Google

Menge Ortsbeschreibungen ganz weggelassen, die beibehaltenen oder neuhinzugekommenen geographischen Artikel aber um so vollständiger behandelt. Diese betrafen jetzt, außer den souverainen Staaten, nur solche Länder, Provinzen und Städte, die sich durch höhere Wichtigkeit oder sonst eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch daran geknüpfte Begebenheiten, durch Handel, durch Erzeugnisse der Natur oder Kunst u. dgl. auszeichnen. Zu manchen derselben erhielt der Herausgeber originale neue Ausarbeitungen aus den Orten und Gegenden selbst mitgetheilt.

Darf man nach dem Erfolge urtheilen, den unser Werk gehabt hat, so hat dieser das Verfahren des Herausgebers gerechtfertigt. Die ersten 8 Bände der fünften, 12,000 Exemplare starken Auflage waren in einem einzigen Jahre völlig verkauft, ehe noch der neunte und zehnte Band in dieser Auflage vollendet werden konnten. Noch mit der Umarbeitung dieser beiden Bände beschäftigt, die erst Ende März 1820 beendigt wurden, konnte die Redaction sich nicht einer neuen Durchsicht des Ganzen unterziehen; es ward daher ein bloßer Nachschuß oder Abdruck von 10,000 Exemplaren veranstaltet. Auch dieser ward innerhalb eines Jahres verkauft. Da nun der Herausgeber unmöglich einer neuen Ausgabe in der kurzen dafür bleibenden Zeit die erfoderliche Sorgfalt widmen konnte, so bestimmte ihn dies, sowie der allgemeine Wunsch der zahlreichen Besitzer der beiden Drucke, einen zweiten Nachschuß (den dritten Druck also) in der Art unverändert zu lassen, daß demselben keine neuen Artikel beigefügt wurden. Dieser zweite Nachschuß von abermals 10,000 Exemplaren ward zu Ende des Novembers 1821 fertig.

Beide Nachschüsse der fünften Auflage sind also insofern unverändert geblieben, daß kein neuer Artikel aufgenommen, und kein im ersten Drucke dieser Auflage befindlicher weggelassen wurde. Wol aber sind alle der Redaction bekannt gewordene, oder von den mit der Durchsicht beauftragten Gelehrten bemerkte Irrthümer und falsche Angaben ausgemerzt und berichtigt, die geschichtlichen Artikel aber sämmtlich mit leichten Zügen bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden. Da jedoch die Bogen aller 3 Drucke sich darin ähnlich sein mußten, daß jeder mit demselben Worte und Satze anfing und endete, so konnte jede Verbesserung und Erweiterung nur dadurch errungen werden, daß auf demselben Bogen dafür anderweitig etwas gestrichen oder abgekürzt wurde. Von diesen Grundsätzen einer bloßen Revision war jedoch die Redaction bei dem dritten Abdruck der fünften Auflage darin abgewichen, daß sie glaubte, die politische Ansicht der Zeitverhältnisse wesentlich ruhiger auffassen zu müssen, als es bei den 2 ersten Drucken der fünften Auflage geschehen war. Sie bemühte sich daher, bei allen Artikeln, die mit der Politik und neuesten Zeitgeschichte in Verbindung stehen, so viel es den Zeitgenossen möglich, einen rein historischen Standpunkt zu gewinnen.

Was sich auch hiergegen einwenden läßt, so glaubte die Redaction dennoch die Pflicht eines jeden Berichterstatters, das bekannte sine ira et studio, beobachten zu müssen. Denn bei einem in alle Classen der Gesellschaft eingedrungenen Werke, wie es das Conv.-Lex. ist, darf man allerdings von demselben in einer so bewegten Zeit, wie es die unserige damals war, eher Beruhigung und Verständigung als Aufregung und Trennung erwarten. Überdies hat die Zeit selbst — immer die beste

Digitized by Google

Hedge, 1 Hill, 1 Hip, 1 Hit, 1 Hitch, 1 Hive, 1 Hoard, 1 Hoarse, 1 Hoax, 1 Hobble, 1 Hobby, 1 Hock, 1 Hoe, 1 Hog, 1 Hoist, 1 Hold, 1 Hole, 1 Holiday, 1 Holy, 1 Home, 1 Honest, 1 Honey, 1 Honeycomb, 1 Honeymoon, 1 Honor, 1 Hood, 1 Hoof, 1 Hook, 1 Hoop, 1 Hop, 1 Hope, 1 Horn, 1 Horrible, 1 Horse, 1 Hose, 1 Hospital, 1 Host, 1 Hot, 1 Hotel, 1 Hour, 1 House, 1 How, 1 Howl, 1 Hug, 1 Huge, 1 Human, 1 Humble, 1 Hundred, 1 Hunger, 1 Hungry, 1 Hunt, 1 Hurry, 1 Hurt, 1 Husband, 1 Hut, 1 Hymn, 1

I, 1 Ice, 1 Idea, 1 Idle, 1 If, 1 Ignorant, 1 Ill, 1 Illness, 1 Imagine, 1 Immediately, 1 Important, 1 Impossible, 1 In, 1 Inch, 1 Income, 1 Increase, 1 Indeed, 1 Indian, 1 Indigestion, 1 Industry, 1 Infant, 1 Infectious, 1 Inflammation, 1 Influenza, 1 Information, 1 Injure, 1 Ink, 1 Innocent, 1 Insect, 1 Inside, 1 Instead, 1 Instrument, 1 Insult, 1 Insurance, 1 Intelligent, 1 Interest, 1 Interpreter, 1 Into, 1 Introduce, 1 Invalid, 1 Invest, 1 Investigate, 1 Invite, 1 Iodine, 1 Iron, 1 Irregular, 1 Irritate, 1 Island, 1 It, 1 Itch, 1 Ivory, 1

Jacket, 1 Jail, 1 Jam, 1 Jaundice, 1 Jaw, 1 Jealous, 1 Jelly, 1 Jersey, 1 Jet, 1 Jew, 1 Jewel, 1 Jewish, 1 Jingle, 1 Job, 1 Join, 1 Joint, 1 Joke, 1 Journey, 1 Joy, 1 Judge, 1 Jug, 1 Juice, 1 Jump, 1 Jungle, 1 Just, 1

Kangaroo, 1 Keen, 1 Kerosene, 1 Kettle, 1 Key, 1 Kick, 1 Kidney, 1 Kill, 1 Kilometre, 1 Kind, 1 Kindness, 1 King, 1 Kiss, 1 Kitchen, 1 Kite, 1 Knee, 1 Knife, 1 Knock, 1 Knot, 1 Know, 1

Label, 1 Labour, 1 Lace, 1 Ladder, 1 Lady, 1 Lake, 1 Lamb, 1 Lame, 1 Lamp, 1 Land, 1 Language, 1 Large, 1 Last, 1 Late, 1 Laugh, 1 Laundry, 1 Lavatory, 1 Law, 1 Lawn, 1 Lawyer, 1 Lazy, 1 Lead, 1 Leaf, 1 Learn, 1 Leather, 1 Leave, 1 Left, 1 Leg, 1 Lemon, 1 Lemonade, 1 Lend, 1 Length, 1 Lens, 1 Lentil, 1 Less, 1 Lesson, 1 Let, 1 Letter, 1 Lettuce, 1 Level, 1 Liar, 1 Library, 1 Lid, 1 Lie, 1 Life, 1 Lift, 1 Light, 1 Lightning, 1 Like, 1 Lime, 1 Limit, 1 Line, 1 Linen, 1 Lion, 1 Lip, 1 Liquid, 1 List, 1 Little, 1 Live, 1 Liver, 1 Lizard, 1 Load, 1 Loaf, 1 Loan, 1 Lobster, 1 Local, 1 Lock, 1 Lodge, 1 Log, 1 Lonely, 1 Long, 1 Look, 1 Loose, 1 Lorry, 1 Lose, 1 Loss, 1 Lost, 1 Lot, 1 Loud, 1 Love, 1 Low, 1 Luck, 1 Luggage, 1 Lump, 1 Lung, 1 Lunch, 1

Machine, 1 Mad, 1 Magazine, 1 Magic, 1 Magnify, 1 Maid, 1 Mail, 1 Main, 1 Make, 1 Male, 1 Malt, 1 Man, 1 Manage, 1 Manager, 1 Many, 1 Map, 1 Marble, 1 March, 1 Margarine, 1 Mark, 1 Market, 1 Marmalade, 1 Marriage, 1 Married, 1 Marry, 1 Mat, 1 Match, 1 Material, 1 Matter, 1 Mattress, 1 Mature, 1 Maybe, 1 Meal, 1 Mean, 1 Measles, 1 Measure, 1 Meat, 1 Medicine, 1 Meet, 1 Melon, 1 Member, 1 Memory, 1 Mend, 1 Mention, 1 Merchant, 1 Mercy, 1 Message, 1 Metal, 1 Method, 1 Middle, 1 Midnight, 1 Mild, 1 Mile, 1 Milk, 1 Mill, 1 Million, 1 Mind, 1 Mine, 1 Minister, 1 Minute, 1 Mirror, 1 Miss, 1 Mistake, 1 Mix, 1 Model, 1 Modern, 1 Moment, 1 Money, 1 Monkey, 1 Month, 1 Moon, 1 More, 1 Morning, 1 Mosquito, 1 Most, 1 Mother, 1 Motor, 1 Mountain, 1 Mouse, 1 Mouth, 1 Move, 1 Much, 1 Mud, 1 Multiply, 1 Murder, 1 Muscle, 1 Music, 1 Must, 1 Mustard, 1 My, 1

Nail, 1 Name, 1 Narrow, 1 Nasty, 1 Nation, 1 Natural, 1 Nature, 1 Navy, 1 Near, 1 Neat, 1 Necessary, 1 Neck, 1 Need, 1 Needle, 1 Neighbour, 1 Nephew, 1 Nerve, 1 Nervous, 1 Nest, 1 Net, 1 Never, 1 New, 1 News, 1 Newspaper, 1 Next, 1 Nice, 1 Niece, 1 Night, 1 Nine, 1 No, 1 Noble, 1 Noise, 1 Noisy, 1 None, 1 Noon, 1 Normal, 1 North, 1 Nose, 1 Not, 1 Note, 1 Nothing, 1 Notice, 1 Now, 1 Number, 1 Nurse, 1 Nut, 1

Oar, 1 Obey, 1 Object, 1 Obtain, 1 Occupation, 1 Ocean, 1 Of, 1 Off, 1 Offer, 1 Office, 1 Officer, 1 Often, 1 Oil, 1 Old, 1 On, 1 One, 1 Only, 1 Open, 1 Operate, 1 Operation, 1 Opinion, 1 Opium, 1 Opportunity, 1 Opposite, 1 Or, 1 Orange, 1 Order, 1 Ordinary, 1 Organ, 1 Other, 1 Ought, 1 Our, 1 Out, 1 Outside, 1 Over, 1 Owe, 1 Own, 1 Ox, 1

Pack, 1 Packet, 1 Page, 1 Pain, 1 Paint, 1 Pair, 1 Palace, 1 Pale, 1 Pan, 1 Paper, 1 Parcel, 1 Pardon, 1 Parent, 1 Park, 1 Part, 1 Partner, 1 Pass, 1 Passage, 1 Passenger, 1 Passport, 1 Past, 1 Paste, 1 Pastry, 1 Path, 1 Patient, 1 Pattern, 1 Pavement, 1 Pay, 1 Pea, 1 Peace, 1 Peach, 1 Pear, 1 Pen, 1 Pencil, 1 People, 1 Pepper, 1 Perfect, 1 Perfume, 1 Perhaps, 1 Permit, 1 Person, 1 Petrol, 1 Petroleum, 1 Photograph, 1 Physician, 1 Piano, 1 Pick, 1 Picture, 1 Piece, 1 Pig, 1 Pile, 1 Pill, 1 Pillow, 1 Pin, 1 Pineapple, 1 Pink, 1 Pipe, 1 Pity, 1 Place, 1 Plain, 1 Plan, 1 Plane, 1 Plant, 1 Plate, 1 Play, 1 Please, 1 Pleasure, 1 Plenty, 1 Pliers, 1 Plough, 1 Plug, 1 Plum, 1 Pocket, 1 Poison, 1 Police, 1 Polish, 1 Polite, 1 Poor, 1 Porridge, 1 Port, 1 Porter, 1 Position, 1 Possible, 1 Post, 1 Postage, 1 Postcard, 1 Potato, 1 Pound, 1 Powder, 1 Power, 1 Practise, 1 Prawn, 1 Prefer, 1 Prepare, 1 Present, 1 Press, 1 Pretty, 1 Price, 1 Priest, 1 Print, 1 Prison, 1 Private, 1 Prize, 1 Problem, 1 Produce, 1 Profession, 1 Profit, 1 Promise, 1 Pronounce, 1 Proper, 1 Protect, 1 Provide, 1 Public, 1 Pull, 1 Pump, 1 Punish, 1 Pupil, 1 Purple, 1 Purse, 1 Push, 1 Put, 1

Quality, 1 Quarter, 1 Question, 1 Quick, 1 Quiet, 1 Quinine, 1

Rabbit, 1 Race, 1 Radio, 1 Railway, 1 Rain, 1 Rainbow, 1 Raincoat, 1 Rainy, 1 Raise, 1 Rare, 1 Rat, 1 Rate, 1 Raw, 1 Razor, 1 Read, 1 Ready, 1 Real, 1 Rear, 1 Reason, 1 Receipt, 1 Receive, 1 Recognize, 1 Record, 1 Red, 1 Refer, 1 Refrigerator, 1 Regret, 1 Regular, 1 Remember, 1 Remove, 1 Rent, 1 Repair, 1 Repeat, 1 Reply, 1 Report, 1 Rest, 1 Restaurant, 1 Result, 1 Return, 1 Rice, 1 Rich, 1 Ride, 1 Right, 1 Ring, 1 Ripe, 1 Rise, 1 River, 1 Road, 1 Rob, 1 Rock, 1 Roll, 1 Roof, 1 Room, 1 Root, 1 Rope, 1 Rough, 1 Round, 1 Row, 1 Rub, 1 Rubber, 1 Rubbish, 1 Rude, 1 Ruin, 1 Rule, 1 Run, 1 Rupee, 1 Rush, 1 Rust, 1

Sack, 1 Sad, 1 Safe, 1 Safety, 1 Sail, 1 Sailor, 1 Salad, 1 Salary, 1 Sale, 1 Salt, 1 Same, 1 Sand, 1 Sandal, 1 Sandwich, 1 Sanitary, 1 Satisfactory, 1 Saucepan, 1 Saucer, 1 Sausage, 1 Save, 1 Saw, 1 Say, 1 Scale, 1 Scarce, 1 Scarf, 1 School, 1 Science, 1 Scissors, 1 Screw, 1 Screwdriver, 1 Sea, 1 Search, 1 Season, 1 Seat, 1 Second, 1 Secret, 1 See, 1 Seed, 1 Seem, 1 Select, 1 Sell, 1 Send, 1 Sentence, 1 Separate, 1 Serious, 1 Servant, 1 Serve, 1 Service, 1 Set, 1 Settle, 1 Seven, 1 Several, 1 Sew, 1 Sex, 1 Shade, 1 Shadow, 1 Shake, 1 Shallow, 1 Shame, 1 Sharp, 1 Shave, 1 She, 1 Sheep, 1 Sheet, 1 Shelf, 1 Shell, 1 Shelter, 1 Shilling, 1 Ship, 1 Shirt, 1 Shoe, 1 Shoot, 1 Shop, 1 Short, 1 Shoulder, 1 Shout, 1 Show, 1 Shut, 1 Sick, 1 Side, 1 Sign, 1 Signal, 1 Silk, 1 Silver, 1 Simple, 1 Since, 1 Sing, 1 Single, 1 Sink, 1 Sister, 1 Sit, 1 Six, 1 Size, 1 Skilful, 1 Skin, 1 Skirt, 1 Sky, 1 Slate, 1 Sleep, 1 Slice, 1 Slide, 1 Slow, 1 Small, 1 Smell, 1 Smile, 1 Smoke, 1 Smooth, 1 Snake, 1 Snow, 1 So, 1 Soap, 1 Sock, 1 Soft, 1 Soldier, 1 Solid, 1 Some, 1 Son, 1 Song, 1 Soon, 1 Sore, 1 Sorry, 1 Soup, 1 Sour, 1 South, 1 Space, 1 Spade, 1 Spanner, 1 Speak, 1 Special, 1 Spell, 1 Spend, 1 Spice, 1 Spider, 1 Spirit, 1 Spit, 1 Spoon, 1 Sport, 1 Spot, 1 Spring, 1 Square, 1 Stain, 1 Stairs, 1 Stamp, 1 Stand, 1 Star, 1 Start, 1 Station, 1 Stay, 1 Steal, 1 Steam, 1 Steel, 1 Step, 1 Stick, 1 Stiff, 1 Still, 1 Stitch, 1 Stocking, 1 Stomach, 1 Stone, 1 Stop, 1 Store, 1 Storm, 1 Story, 1 Stove, 1 Straight, 1 Strange, 1 Stranger, 1 Street, 1 Strike, 1 String, 1 Strong, 1 Study, 1 Stupid, 1 Subject, 1 Substance, 1 Sudden, 1 Sugar, 1 Suit, 1 Suitcase, 1 Summer, 1 Sun, 1 Supply, 1 Support, 1 Suppose, 1 Sure, 1 Surface, 1 Surname, 1 Surprise, 1 Swallow, 1 Swear, 1 Sweep, 1 Sweet, 1 Swell, 1 Swim, 1 Swollen, 1 Sword, 1 Syringe, 1 System, 1

Table, 1 Tailor, 1 Take, 1 Talk, 1 Tall, 1 Tap, 1 Taste, 1 Tax, 1 Tea, 1 Teach, 1 Teacher, 1 Telegram, 1 Telephone, 1 Tell, 1 Temperature, 1 Temple, 1 Tent, 1 Term, 1 Test, 1 Than, 1 Thank, 1 That, 1 The, 1 Theft, 1 Their, 1 Then, 1 There, 1 Thermometer, 1 These, 1 Thick, 1 Thief, 1 Thin, 1 Thing, 1 Think, 1 Third, 1 This, 1 Thread, 1 Throat, 1 Through, 1 Throw, 1 Thumb, 1 Thunder, 1 Ticket, 1 Tide, 1 Tidy, 1 Tie, 1 Tight, 1 Till, 1 Time, 1 Tin, 1 Tired, 1 To, 1 Tobacco, 1 Today, 1 Together, 1 Toilet, 1 Tomato, 1 Tomorrow, 1 Tongue, 1 Tonight, 1 Too, 1 Tool, 1 Tooth, 1 Top, 1 Torch, 1 Total, 1 Touch, 1 Tough, 1 Tourist, 1 Towel, 1 Town, 1 Toy, 1 Trade, 1 Train, 1 Translate, 1 Transport, 1 Travel, 1 Tray, 1 Tree, 1 Trouble, 1 Trousers, 1 True, 1 Trunk, 1 Trust, 1 Try, 1 Tube, 1 Tuesday, 1 Tunnel, 1 Turn, 1 Twice, 1 Twine, 1 Two, 1 Type, 1 Typhoid, 1

Ugly, 1 Umbrella, 1 Uncle, 1 Under, 1 Understand, 1 Underwear, 1 Unfortunate, 1 Unhappy, 1 Uniform, 1 Unit, 1 Until, 1 Up, 1 Upper, 1 Upstairs, 1 Urgent, 1 Urine, 1 Use, 1 Useful, 1 Usual, 1

Vaccination, 1 Valley, 1 Valuable, 1 Value, 1 Vegetable, 1 Very, 1 Village, 1 Visit, 1 Vomit, 1

Wage, 1 Wait, 1 Waiter, 1 Wake, 1 Walk, 1 Wall, 1 Want, 1 War, 1 Warm, 1 Wash, 1 Watch, 1 Water, 1 Wave, 1 Way, 1 We, 1 Weak, 1 Wear, 1 Weather, 1 Week, 1 Weigh, 1 Weight, 1 Well, 1 West, 1 Wet, 1 What, 1 Wheat, 1 Wheel, 1 When, 1 Where, 1 Which, 1 While, 1 Whip, 1 Whisky, 1 White, 1 Who, 1 Why, 1 Wide, 1 Wife, 1 Wild, 1 Will, 1 Win, 1 Wind, 1 Window, 1 Wine, 1 Wing, 1 Winter, 1 Wire, 1 Wise, 1 Wish, 1 With, 1 Without, 1 Woman, 1 Wood, 1 Wool, 1 Word, 1 Work, 1 Worm, 1 Wound, 1 Write, 1 Wrong, 1

X-ray, 1

Yard, 1 Year, 1 Yellow, 1 Yes, 1 Yesterday, 1 Yet, 1 You, 1 Young, 1

Zero, 1 Zip, 1 Zoo, 1

Er schied zuerst aus der Masse von ungefähr 12,600 Artikeln die veralteten und unwichtigen, sowie solche Artikel aus, die als bloße Worterklärungen in ein Wörterbuch gehören, das reine Nomenclatur gibt; zweitens wurden solche Gegenstände, die in den Hintergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten waren, kürzer dargestellt, andre dagegen, welche ein besonderes Interesse wieder erregt hatten, sowie neue Gegenstände, welche wichtig schienen, besonders aus den in der fünften Auflage noch nicht genug berücksichtigten Fächern der Kunstgeschichte, Naturwissenschaft, Archäologie und Rechtskunde, aufgenommen; drittens wurden neu abgefaßte Gesammtartikel zur Übersicht großer Ideen, welche die Zeit bewegen und das Schicksal der Völker bestimmen, aufgestellt; viertens wurden eine Menge Artikel, für welche der Fortschritt der Wissenschaft und Kunst bis auf den Zeitpunkt des J. 1823 neuen Stoff gegeben hatte, vorzüglich solche, die durch die Zeitgeschichte, Staaten- und Länderkunde berichtigt oder bereichert worden waren, sowie mehre, die nicht nach einem allgemeinen, sondern einem besondern Gesichtspunkte abgefaßt waren, theils gänzlich umgearbeitet oder neu verfaßt, theils ergänzt und fortgesetzt; fünftens wurden längere Artikel, insbesondere die historisch-statistischen, der leichtern Übersicht wegen, in Abschnitte getheilt; sechstens wurde das ganze Werk, hinsichtlich der Richtigkeit, Angemessenheit, Kürze und Reinheit des Ausdrucks verbessert. Insbesondere unterzog sich Herr Registrator Knolle in Braunschweig der mühevollen Durchsicht der Sprachform des ganzen Werks.

Da sich auf diese Art der vierte Abdruck der fünften Auflage, dem Inhalte wie der Form nach, wesentlich von dem dritten — was schon ein Blick auf Register und Seitenzahl zeigt, — unterschieden haben würde, so mußte ihn der Herausgeber als eine neue, folglich als die sechste Auflage des in seiner auch hier festgehaltenen Grundform bewährt erfundenen Conversations-Lexikons dem Publicum vorlegen. Diese Nothwendigkeit ergab sich ihm jedoch erst bei fortgesetztem Drucke des umgearbeiteten ersten Bandes der fünften Auflage, der daher anfangs noch durch die Norm der Bogen (Aufl. V. †††) als dritter Nachschuß bezeichnet wurde. Diese einmal gebrauchte Norm mußte nun auch in dem ganzen Werke der sechsten Auflage beibehalten werden, was freilich einen kleinen Übelstand gab, jedoch zugleich mit daran erinnerte, daß zwischen dem ersten Drucke der fünften und dem der sechsten Auflage 2 verbesserte Nachschüsse von jener nothwendig geworden waren.

Außer dem Hauptwerke von 10 Bänden hatte der verst. Herausgeber, wie wir schon oben bemerkten, noch eine Neue Folge desselben in zwei Bänden gegründet und die Ausführung derselben in den ersten 3 Lieferungen, welche die Artikel aus dem A — F umfassen, selbst geleitet. (Die Fortsetzung und Vollendung derselben in den übrigen Buchstaben von G — Z besorgte, wie wir schon angeführt haben, der Professor Hasse, von 1824 — 26.) Beide Werke bildeten ein Ganzes, inwiefern sie nach derselben Grundidee den Inhalt und den Umfang der geistigen Bildung in dem geselligen Leben darstellen sollten. Eine Erweiterung des Hauptwerkes aber durch die Aufnahme so vieler neuen, zum Theil erst in ihrer Entwickelung begriffenen Gegenstände war damals nicht rathsam. Denn was sich in unserm sehr beweglichen Leben erst gestaltete, konnte wol die Aufmerksam-

die Erfindung, das Buch lesen und sich an ihm erfreuen zu können, ist ein Geschenk der Götter, das Gott Theuth dem Menschen gemacht hat. Theuth, der Gott der Erfindungen, der Schrift, der Zahlen, der Rechenkunst und der Sternkunde, der Gott, der das Würfel- und Brettspiel erfunden hat, der Gott, der auch die Buchstaben erfunden hat, ging einst zu dem König Thamus, der über ganz Ägypten herrschte, und wollte ihm seine Erfindungen zeigen. Er sagte, man müsse sie allen Ägyptern mitteilen. Der König fragte ihn nach dem Nutzen einer jeden Erfindung und lobte oder tadelte, je nachdem er sie für gut oder schlecht hielt. Als Theuth ihm die Buchstaben zeigte, sagte er: „Diese Erfindung, o König, wird die Ägypter weiser machen und ihr Gedächtnis stärken. Denn mein Mittel ist ein Heilmittel für das Gedächtnis und für die Weisheit." Der König aber antwortete: „Du, der du der Vater der Buchstaben bist, hast aus Liebe zu ihnen das Gegenteil von dem gesagt, was sie leisten. Denn sie werden den Menschen Vergessenheit in die Seelen pflanzen, weil sie das Gedächtnis nicht üben. Sie vertrauen auf die fremden Schriftzeichen, die nicht von innen, aus ihnen selbst, sich erinnern lassen, sondern von außen durch fremde Zeichen. Du hast nicht ein Mittel für das Gedächtnis, sondern für das Erinnern erfunden. Du bietest deinen Schülern Schein der Weisheit, nicht Wahrheit. Denn sie werden durch dich vielwissend sein, ohne belehrt worden zu sein, und werden sich für sehr weise halten, während sie meistens unwissend sind. Sie werden schwierig im Umgang sein, weil sie sich für weise halten, ohne es zu sein." Sokrates, der diese Geschichte erzählt, fügt hinzu, daß es nicht leicht sei, über Schriften zu urteilen, ob sie gut oder schlecht seien. Wenn jemand glaube, daß in ihnen eine Kunst enthalten sei, so werde er sie lesen, um sich belehren zu lassen. Wenn er aber glaube, daß sie nichts taugen, so werde er sie auch lesen, um sich zu vergnügen. Wenn jemand

damals in Dresden, übertragen. Der nunmehrige Redacteur des vereinigten Werkes entwarf, mit Zuziehung der Verlagshandlung, den Plan, und vertheilte die Fächer zur Durchsicht und Umarbeitung an sachkundige Gelehrte, von denen die meisten schon Mitarbeiter an dem Conv.-Lex. gewesen waren. Es kam hier darauf an, nicht Vollständigkeit zu erringen, sondern das Wichtigste zusammenzudrängen, das Veraltete oder dem Plane des Werkes nicht Angemessene auszuscheiden, verwandte und bisher getrennte Gegenstände aber schicklich ineinander zu fügen, das Geschichtliche und Statistische bis auf die neueste Zeit fortzuführen, die oben genannten Fächer reicher auszustatten, ohne sie zu überfüllen, und überall die neueste Literatur beizufügen, dabei aber auch den verhältnißmäßigen Umfang von 12 Bänden, jeden zu 50 Bogen, mit einer bequemen Abtheilung der Buchstaben zu vereinigen. Dieses Maßverhältniß ließ sich nicht gleichförmig bestimmen; daher sind fast alle Bände bedeutend stärker geworden. Dessenungeachtet erlaubte der Umfang einiger Buchstaben nicht, den für sie bestimmten Band mit einigen vorgeschlagenen, in die Liste bereits eingetragenen, oft sogar schon bearbeiteten, jedoch minder nothwendigen Artikeln noch mehr anzuschwellen. Aus demselben Grunde hat die Redaction die der fünften und sechsten Auflage vorgesetzte Einleitung: „Über die Entwickelung des höheren geselligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur in der neueren Zeit", vom Prof. Hasse, in die siebente Auflage nicht mit aufgenommen.

Was nun die Revisoren und Bearbeiter der einzelnen Fächer des Conv.-Lex. in der gegenwärtig vollendeten siebenten Auflage desselben betrifft, so haben wir sie bereits in dem Vorworte zu dem ersten Bande genannt, uns auch daselbst über das von der Redaction bei der gänzlichen innern und äußern Umarbeitung des Werkes, mit Einschluß der Neuen Folge, angenommene Verfahren erklärt. Indem wir jetzt unsern Dank für die einsichtsvolle und thätige Mitwirkung der in jenem Vorworte genannten Gelehrten, hinsichtlich der ihnen übertragenen und von ihnen nicht bloß durchgesehenen, sondern auch großentheils umgearbeiteten einzelnen Fächer, hier nochmals aussprechen, bemerken wir nur dies, daß der Staatsrath von Jakob in Halle und der Hofrath D. Wilh. Müller in Dessau, die Revision ihrer Fächer schon vollendet hatten, als sie ihren Freunden, dem Staat und den Wissenschaften durch den Tod entrissen wurden.

Die Besitzer der vorigen Auflagen werden daher, nach Dem, was über den Zweck unseres Werks gesagt worden ist, die Umbildung, Abkürzung und Erweiterung desselben zu einer neuen Auflage in zwölf Bänden in der Natur der Sache gegründet finden. Eine solche Umbildung führt die Zeit selbst herbei, mit welcher das Werk, seinem Plane nach, der die Gegenwart umfaßt, die Vorzeit aber nur insoweit berührt, als sie mit der Gegenwart zusammenhängt, stets übereinstimmen soll; auch weiß es jeder Gebildete, daß jetzt ein einziges Jahr reicher an historischen Erscheinungen und wissenschaftlichen Fortschritten ist, als es sonst ein Jahrzehend sein mochte.

Auf der andern Seite ist die Redaction aber auch billig genug, das Gefühl des Unangenehmen zu würdigen, das für Jedermann darin liegt, ein Werk eben angeschafft zu haben, von welchem man kurze Zeit nachher erfährt, daß schon wieder eine neue und viel bereicherte Ausgabe erschienen sei. Daher bestimmte sowol dies, als überhaupt

Digitized by Google

die Wasserader, über welcher der Brunnen für die Brunnenmeister liegt, ist nicht mehr zu finden. Sie ist durch die Arbeiten, welche zur Anlage der Wasserleitung gemacht wurden, und die Bäume, die in unmittelbarer Nähe des Brunnens gefällt wurden, verschüttet und verschwunden. Es ist nicht mehr möglich, den Brunnen für die Brunnenmeister zu graben

seiner Sorgfalt so kräftig ermuntert hat. Dieser Beifall ist zugleich eine bibliographische Merkwürdigkeit, indem vielleicht seit Erfindung der Buchdruckerkunst von keinem Werke gleicher Bogenzahl in so wenigen Jahren eine solche Masse Exemplare gedruckt und abgesetzt worden, als von dem unserigen.

Von der ersten Auflage, welche vom Dr. Löbel begonnen wurde, waren 2000 Exempl. gedruckt worden, und zu dem Verkauf derselben 16 Jahre (1796—1812) erfoderlich gewesen. Dagegen war der erste Druck des ersten Bandes von der zweiten Auflage, freilich nur von 1500 Exempl., da der Unternehmer vorsichtig zu Werke gehen wollte, schon vergriffen, ehe der zweite Band vollendet war. Jetzt wurden die Auflagen der folgenden Bände zwar verstärkt und die frühern Bände immer nachgeschossen; dennoch genügte keine auch noch so starke Auflage nach den gewöhnlichen Berechnungen, den Bedürfnissen des Publicums. So folgte der zweiten bald die dritte, vierte und fünfte Ausgabe, und der Absatz ist von 1812 bis jetzt stets gestiegen.

Das Conversations-Lexikon ist daher seit 33 Jahren in sieben Originalauflagen (von welchen die fünfte drei Mal gedruckt ist), in 80,000 Exemplaren vorhanden. Außerdem erschienen davon Übersetzungen in dänischer (Kopenhagen, bei Soldin), schwedischer und holländischer (Zütphen, bei Thieme) Sprache. Bearbeitungen desselben in englischer und französischer Sprache wurden vorbereitet. Eine englische Übers. der siebenten Aufl. in Nordamerika, u. d. T.: „Popular Encyclopaedia of arts, sciences, litterature, commerce, politics, geography, history, biography, and all useful knowledge of general interest", wurde, durch Dr. Franz Lieber und Edw. Wigglesworth Esq. besorgt, im J. 1828 von Carey, Lea und Carey in Philadelphia unternommen, die amerikanische Biographie in derselben aber von Mr. Walsh bearbeitet. Rechnet man dazu die Nachdrucke: der erste von Schrämbl in Wien nach der ersten Auflage und gemischt mit dem Voigt'schen „Handwörterbuch für Geschäftsführung" (Leipzig, in einer neuen Auflage, von Reinhardt verbessert, in Altona), und die beiden andern von Macklot in Stuttgart: so mögen nahe an 90,000 Exemplare von diesem Werke seit 1812 gedruckt und größtentheils auch ins Publicum gebracht worden sein: eine Erscheinung, die gewiß außerordentlich ist und als ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit und des Charakters unsers Werks betrachtet werden kann.

Die Zeit, wo der Herausgeber und Eigenthümer des Conversations-Lexikons sich über die Nachdrücke, übrigens keineswegs ohne vollgültiges Recht dazu, ereiferte, ist vorüber. Es gelang ihm nicht, durch den billigsten Preis sein Eigenthum vor den Nachdruckern zu sichern. Der verst. König von Würtemberg autorisirte einen Nachdruck, und obgleich der jetzt regierende König dem Unternehmer ein Privilegium gegen die Wiederholung desselben ertheilte, so war dies doch bei der Unvollkommenheit der sich darauf beziehenden Gesetzgebung und der Begünstigung des Nachdruckerwesens durch das damalige würtembergische Ministerium ohne Erfolg, und der Nachdrucker durfte unter dem Vorgeben, einen Auszug des privilegirten Werks liefern zu wollen, einen zweiten Nachdruck desselben veranstalten. Dabei hat jedoch das Publicum mehr als der Eigenthümer verloren, indem diese Nachdrücke den Absatz der Originalausgabe nicht unterbrachen, wol aber die Redaction und den Unternehmer in ihren Anstrengungen für das Werk dadurch

hemmten und störten, daß sie dieselben nöthigten, stets ein Auge auf die Operationen der Nachdrucker zu halten, um nicht von diesen, die bloß Setzer und Drucker anzustellen brauchten, die Sorge für den Text aber ihnen überließen, überflügelt zu werden.

Das Publicum hat seitdem entschieden, und jene Freibeuter haben sich am Ende durch ihre Ungeschicklichkeit selbst gestraft, indem ihre letzte Auflage, dem Vernehmen nach, um nicht Maculatur zu werden, hat verschleudert werden müssen, während von der Originalausgabe nie genug hat gedruckt werden können.

Nach der Bemerkung eines geachteten Geschichtschreibers „würde es ganz im Geiste der trefflichen Verfassung sein, welche Würtemberg seit 1819 seinem Könige verdankt, wenn ein kräftiger Mann in der Mitte der Stände seine Stimme gegen die Schmach des Nachdruckergewerbes erhöbe und die öffentliche Brandmarkung desselben vor einer ehrwürdigen Versammlung bewirkte, bis endlich auch im südlichen Deutschland das Geisteseigenthum des Norddeutschen ebenso durch das öffentliche Recht gesichert und geheiligt wird, wie bereits seit Jahrhunderten das Geisteseigenthum unserer süddeutschen Brüder im nördlichen Deutschland, namentlich in Sachsen und Preußen, geschützt ist".

Die Verlagshandlung hat sich selbst zu schützen gesucht, indem sie ihr Werk fortwährend zu verbessern und zu bereichern sich bemühte, sodaß jeder Nachdrucker mit seinem Fabrikat dasselbe nie einholen konnte; dann stellte sie nicht nur, wie schon bemerkt worden ist, den Preis desselben so niedrig, wie kein ähnliches im deutschen Buchhandel verkauft wird, sondern sie nahm dabei auch auf alle billige Wünsche des Publicums, ohne Kosten zu scheuen, sorgfältige Rücksicht. Durch dies und noch mehr durch ihr Vertrauen auf das rechtliche Gefühl ihres Publicums glaubte sie sich gegen den Nachdruck besser verwahrt als durch ein kostbares Privilegium. Daher erschien schon die sechste Auflage ohne Schutzbrief. Hoffentlich wird die von dem verst. Brockhaus mehrmals mit Gründen und Thatsachen unterstützte Behauptung bald allgemein anerkannt werden: Nur Sicherheit des Eigenthums beim Verlag kann den deutschen Bücherverkehr in Beziehung auf Wohlfeilheit, Tüchtigkeit und schöne Ausführung mit dem Buchhandel andrer Nationen, bei denen der Nachdruck abgeschafft ist, ins Gleichgewicht bringen.

Der nahen Erfüllung dieser Hoffnung sah er mit voller Zuversicht entgegen. Überhaupt vertraute er ganz der am 20. Sept. 1819 durch den kaiserlich östreichischen Gesandten am Bundestage feierlich ausgesprochenen Versicherung *) und war überzeugt, daß, eingedenk des Zwecks des deutschen Bundes, der für die Staaten wie für die Unterthanen einen Rechtszustand feststellt, jede deutsche Regierung dieses Werk, das in mehr als einer Hinsicht wol ein Nationalwerk genannt werden kann, und dem der Unternehmer einen großen Theil seines Eigenthums und seiner Thätigkeit gewidmet hatte, gegen alle willkürliche und unbillige

*) „Die gegen den Mißbrauch der Presse zu ergreifenden einstweiligen Maßregeln sollen keineswegs den Zweck haben, die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller zu hemmen, den natürlichen Fortschritten des menschlichen Geistes Fesseln anzulegen oder Mittheilungen und Belehrungen irgend einer Art, so lange sie nur innerhalb der Grenzen bleiben, die noch keine bisher vorhandene Gesetzgebung zu überschreiten erlaubt hat, zu verhindern".

Präsidialvortrag vom 20. September 1819.

Ansprüche vertreten und demselben, die Bestrebungen des Herausgebers unparteiisch und ohne Leidenschaft würdigend, allen Schutz werde angedeihen lassen.

Die Verlagshandlung kann daher den Erfolg des von dem Nachdrucker Wilhelm Spitz in Köln seit 1823 begonnenen „Rheinischen Conversations-Lexikons", sowie die Vollendung andrer Machwerke einer verfehlten Speculation ruhig abwarten. Auch ein Auszug aus dem Conv.-Lex. würde wenig Glück machen. Denn sollte dieser bedeutend wohlfeiler werden, so könnte er nicht mehr als die Nomenclatur eines bloßen Wörterbuchs geben; zu einem Wörterbuche aber gehört ein Grad von Vollständigkeit, den unser Werk weder erreichen kann noch will. Umfaßte er aber mehre Bände, so würde er im Preise dem Ganzen so nahe kommen, daß jeder Liebhaber doch eher zum Hauptwerke greifen möchte. Denn nur durch die Stärke der Auflage des Hauptwerks und den schnellen Umsatz desselben ist es dem Unternehmer möglich geworden, einen Preis dafür zu machen, der in der Geschichte des europäischen Buchhandels und nach dem Maßstabe der jetzigen Bücherpreise in seiner Wohlfeilheit einzig ist.

Manche haben zwar ein unter der alleinigen Redaction des Hrn. Prof. Hasse, unter dem in der Note angegebenen Titel *) erschienenes, alphabetisch-encyklopädisches Werk als einen solchen Auszug aus dem Conv.-Lexikon ansehen wollen; allein es ist nach einem von dem Conv.-Lex. ganz verschiedenen Plane angelegt. Es enthält nämlich bloß die allgemeinen Elementar-, die Stamm- und Hauptbegriffe, oder die ersten Wurzeln der Künste und Wissenschaften, sowie das Unentbehrlichste aus dem Umfange derselben für Jeden, der an das Wissenswürdigste in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte sich erinnern oder damit bekannt machen will. Aus diesen Gebieten sind von einzelnen Gegenständen nur die wichtigsten, zur Erläuterung der Hauptbegriffe und zur Erklärung der reichen Verzweigung der gesammten wissenschaftlichen Erkenntniß, als Beispiele und Belege ausgehoben und beschrieben. Alles Übrige aber, worüber man Wörterbücher nachschlägt, wie Ortsnamen, Personen u. s. w., also das ganze Fach der Topographie und Biographie ist ausgeschlossen geblieben. Dafür ist jenes Werk mit einer Sammlung von 50 instructiven Kupfern und mit einem trefflichen Repertorium, welches zu einer systematisch-encyklopädischen Übersicht aller Künste und Wissenschaften unentbehrlich ist, sowie bei jedem wichtigen Artikel mit der Angabe der besten neuern in- und ausländischen Schriften begleitet. Auch haben sich die Verfasser der einzelnen Artikel sämmtlich genannt.

So wenig also Auszüge rathsam sind, ebenso wenig würde die Herausgabe von Nachträgen zu dem Conv.-Lex. dieses Werk ergänzen, weil sie in keinem Falle mit dem Plane und der Haltung des Ganzen übereinstimmen und Nichts als formlose Bruchstücke sein könnten.

In Ansehung der äußern Einrichtung unsers Werks haben wir noch Folgendes zu bemerken. Der Titel desselben, als Conversations-Lexikon, — der, allein gebraucht, vielen Besitzern des Werks

*) „Deutsche Taschen-Encyklopädie, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte". In alphabetischer Ordnung. (4 Thle., mit 50 Kpfrn., 1816—20, Leipzig, bei Brockhaus.)

mißfiel, und allerdings weder den Inhalt noch die Gesammttendenz desselben gehörig bezeichnete — ist von dem Herausgeber, weil derselbe einmal allgemein bekannt war, beibehalten worden; jedoch hat die fünfte Auflage, sowie die sechste und siebente, noch den Haupttitel: „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände" erhalten, der dem Herausgeber den Inhalt und Zweck seines Werks ziemlich genau, obgleich allerdings nicht ohne einige Anmaßung, gegen die er sich jedoch ausdrücklich verwahrte, zu bezeichnen schien.

Ungeachtet nun das Format, die größere Schrift, der mit Absätzen versehene Druck und das weiße Papier die Kosten der siebenten Auflage von 12 Bänden beträchtlich erhöht haben, so ist dennoch der Preis verhältnißmäßig sehr niedrig geblieben. Schon der verst. Herausgeber hatte das Äußere verbessert. Bei der fünften Auflage sorgte er auch für Ausgaben mit breitem Rande und auf feinern Papieren. Bei der sechsten Auflage hatte er dasselbe Verfahren beobachtet, nur daß er bei längern Artikeln zur leichtern Übersicht auch Abschnitte und Absätze machen und die Columnentitel darnach einrichten ließ.

Von öffentlichen Beurtheilungen waren dem Herausgeber nur 2 von Bedeutung, die in der hallischen „Allgem. Literaturzeitung" (von Prof. Schütz) und die in den wiener „Jahrbüchern d. Literatur" (von Matthäus v. Collin), zu Gesicht gekommen. Er dankte in der Vorrede zur fünften Auflage den Verfassern für das Wohlwollen und die Nachsicht, welche sie darin für sein Werk gezeigt haben, indem er selbst nur zu sehr fühlte, wie leicht es übelwollenden oder gar hämischen Recensenten sein würde, aus der großen Masse von Notizen, die das Werk enthält, eine Reihe irriger aufzuführen, oder unter mehr als 12,000 Artikeln, welche es insichfaßt, einige schlecht redigirte herauszusuchen, oder endlich die Lücken, deren es, besonders nach jedesmaliger subjectiven Ansicht des Beurtheilers, sehr viele haben muß, aufzufinden und anzugeben. Wol ließe sich für ein solches Werk ein Ideal aufstellen, das aber in der Wirklichkeit nicht auszuführen sein möchte. Die Beurtheilungen sollten daher mehr das Ganze im Auge behalten, als sich zu sehr mit dem Einzelnen beschäftigen.

Es bleibt der Verlagshandlung nur noch übrig, allen Denen, die durch Rath und That sowol den verstorbenen Herausgeber dabei unterstützt und sein Unternehmen so wohlwollend befördert, als auch diese siebente Auflage ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, dafür den verbindlichsten Dank abzustatten. Möge dieses Wohlwollen den jetzigen Besitzern der unterzeichneten Verlagshandlung auch künftig erhalten bleiben! Sie werden ihrerseits Alles thun, um das Vertrauen des Publicums zu verdienen. Lehre und Vorbild hat ihnen der eigentliche Urheber des Werkes hinterlassen.

Leipzig, den 31. Januar 1829.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons:

F. A. Brockhaus.

Indem die Redaction sich auf Das bezieht, was sie in dem Vorworte zu dem ersten Bande dieser Auflage gesagt hat, dankt sie den Herren Mitarbeitern auf das verbindlichste für die bewiesene thätige Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Werke. Ist die Ausführung desselben nicht mißlungen, so kann der Unterzeichnete dies nur einem solchen Beistande gutschreiben. Die Mängel in der eignen Leistung der Redaction beurtheile das Publicum mit Nachsicht, und wenn Joseph Scaliger nicht ohne Grund behauptet hat: Lexicographis et Grammaticis secundus post Herculem labor, so verzeihe es mir die Kritik, daß ich ein Claviger sein wollte!

Leipzig, den 31. Januar 1829.

Friedrich Christian August Hasse.

W.

W, der 23. Buchstabe des deutschen Abc, der sanfteste und weichste unter den Blaselauten.

Waadtland, Pays de Vaud, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an den Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die schweizer Revolution ein eigner Canton wurde, und 1798 auf 45 □M. 145,000 Einwohner zählte. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Canton Bern entrissen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden, so entstanden öftere Unruhen, die während der franz. Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Taback und Schlachtvieh. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich aber nur 20,000 Ctnr. liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Der Ryffwein und der Vin de la Côte sind berühmt. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeuchen ꝛc, blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. Durch die Anordnungen von 1803 beruht die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rathe Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale jedes Districts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne. S. „Documens relatifs à l'histoire du Pays de Vaud dès 1293 à 1750" (Genf 1817).

Waal, s. Rhein.

Waarenversicherung, s. Assecuranz.

Wach (Wilhelm Karl), Professor der Historienmalerei zu Berlin, geb. daselbst den 11. Sept. 1787, bildete sich in den dasigen Galerien bis zum 17. Jahre unter Karl Kretschmer aus Braunschweig für seinen Künstlerberuf aus. Ein nach einem kleinen Kupferstich von Rafael gemaltes Bild in Lebensgröße, und ein Altarbild eigner Erfindung für die kleine Kirche von Trebbin, erregten die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und seines Monarchen, sodaß ehrenvolle Aufträge von nun an sich mehrten. Ein lebensgroßes Bild der allbetrauerten Königin, nach den Angaben ihres Gemahls aus allen vorhandenen Bildnissen zusammengesetzt, und die Wandmalereien für die Capelle des griech. Cultus im Schlosse zu Berlin, möchten die bedeutendern aus dieser frühern Periode sein. Die Kriegsjahre 1813 und 1814 entführten auch W. seiner Werkstatt. Er [illegible] als Freiwilliger, bald darauf als Adjutant in das 4. kurmärkische Landw.-In[illegible]in, mit dem er bis Holland

vordrang. Aber kaum war der Friede hergestellt, so eilte er zu seiner Werkstatt zurück, um jene Heiligthumwand zu vollenden und ein Portrait der Prinzessin Wilhelm, Gemahlin des Bruders des Königs, welches sich jetzt im Besitze der verwitweten Fürstin von Rudolstadt, der Schwester der Dargestellten, befindet. Nach Bonaparte's zweitem Auftreten eilte W. den Fahnen wieder zu. Durch die Bestimmung des Königs wurde ihm seine Wirksamkeit im Generalstabe des Gen. Gr. Tauenzien v. Wittenberg angewiesen. Siegreich zog das Heer in Paris ein und W. mit dem Heere, aus dem er nun, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, schied, um mit Erlaubniß seines Monarchen in Paris zurückbleiben zu können. Vom August 1815 bis Mai 1817 benutzte er dort die Schule von David und Legros und bildete in dem Umgange mit den ausgezeichnetsten Künstlern ein Talent aus, das, schon von seinem ersten Aufleuchten an, sich als glänzend bemerklich gemacht hatte. Noch glaubt man in den Werken des Künstlers den Einfluß jener Schule daran zu bemerken, daß er, fern von ihren Übertreibungen, größere Schattenmassen nicht so scheut, wie viele seiner Zeitgenossen, und ein plastisches Princip sich namentlich in den schönen Falten seiner Gewänder bemerklich macht. So vorbereitet trat W. im Mai 1817 die Reise nach Rom an, wo damals Overbeck, Cornelius, W. Schadow, Vogel, Lund u. A. im regsten Eifer eines befreundeten Strebens zusammentrafen. Außer einem sehr gefälligen Bilde eines Mädchens aus Velletri, wozu ihm ein franz. Künstler das Motiv hergegeben hatte, führte er in Rom nur Cartons und Studien zu jenen Arbeiten aus, die sein Pinsel im Vaterlande einst schaffen sollte. Dafür sammelte er sich auf einer Kunstreise durch Toscana 1818 Zeichnungen nach den ältern Meistern, die Rafael vorausgingen, und vollendete in Florenz eine Copie der berühmten Vision des Ezechiel von Rafael. Ein großer Carton, die symbolische Darstellung des Christenthums, dessen festes Gebäude die Repräsentanten seiner einzelnen Bekenntnisse tragen und halten, dann die Skizze in Farben einer Einsetzung des Abendmahls, von dem Könige für die Garnisonkirche zu Berlin bestimmt, und eine kleine Copie des Bildes von Tizian, der irdischen und der geistigen Liebe, in der Galerie Borghese, machten den Schatz aus, den der Künstler 1819 aus Rom ins Vaterland zurücknahm. Bei seiner Ankunft in Berlin übernahm W. die Darstellung der Musen für den Plafond des neuen Schauspielsaales. Das größere auswärtige Publicum hat das Verdienst des Künstlers in der geistreichen Auffassung und der anmuthvollen Ausführung seiner Aufgabe würdigen können, da diese Musen von Caspar, zum Theil unter Longhi's Leitung, vortrefflich gestochen worden sind. Später wurde dem Künstler der erwünschte Auftrag einer Auferstehung, als Altarbild für die protestant. Peter-Paulskirche in Moskau, nebst dem dazu gehörigen Untersatzbilde (predella), über dessen Verdienst wir an einen geistreichen Aufsatz der Frau v. Helvig, im „Kunstblatte", 1823, Nr. 25 fg., verweisen. Beide, sowol die Auferstehung als die Abendmahlseinsetzung, in welcher der Künstler, wie Lucas Signorelli, den Heiland stehend dargestellt hatte, waren nicht bloß räumlich die größten Kunstwerke der berliner Kunstausstellung vom J. 1823. Späterhin gab W. außer mehren Portraits, in denen eine geistreiche Individualisirung und glücklich berechneter Effect der Farben mit sorgfältiger Ausführung vorzüglich anzieht (z. B. das von Berlin bestellte Portrait der gegenwärtigen Königin der Niederlande, der Kronprinzessin von Preußen), noch die Legende der h. Elisabeth, in mehren zu einem Ganzen vereinigten Bildern. W. ist seit 1819 Mitglied des Senats der berliner Kunstakademie und seit dem Ankaufe der Solly'schen Sammlung mit Hirt und einigen Andern beauftragt, über die Auswahl zu entscheiden, welche aus ihr zur Ausschmückung des Museums bestimmt ist, und zugleich die Herstellung der Bilder zu beaufsichtigen. 19.

Wache, Wacht, ein militairischer Ausdruck, welcher einen einzelnen oder mehre Soldaten bezeichnet, die zur Sicherheit eines Orts, Gegenstandes, Postens,

Corps oder Heers ausgestellt werden. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die sie erfüllen sollen, verschieden, daher gibt es Schildwachen, Hauptwachen, Feldwachen ꝛc. Die Wichtigkeit eines Wachtpostens hat es nöthig gemacht, ihm die Behauptung seines Ansehens (gegen Beleidigung, Gewaltthätigkeiten u. s. w.) bei jeder Gelegenheit auf das nachdrücklichste zu gestatten und ihn gewissermaßen für unverletzlich, unantastbar zu erklären. Daher aber auch die schwerste Verantwortung, wenn eine Wache ohne Ablösung ihren Posten verläßt, dabei schläft, sich betrinkt oder ihn sonst vernachlässigt. Sie muß eher das Leben lassen, eher verhungern, als der Gewalt oder List weichen, so lange sie nicht durch ihren Commandanten — denn nur von diesem allein hat sie Befehle anzunehmen — abgerufen wird. Die Kosten einer Schildwache sind beträchtlich. Da jeder einzelne Soldat dem Staate jährlich an Geld und Brot 66 — 67 Gldn., an Kleidung und andern Bedürfnissen 24 — 25 Gldn. kostet, für jeden Posten aber täglich 3 Mann auf die Wache ziehen, folglich für einen Posten 12 Soldaten Jahr aus Jahr ein im Dienste sind, so verursacht jeder einzelne Schildwachtposten dem Staate jährlich eine Ausgabe von mehr als 1100 Gldn. — Auf den deutschen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von 4 Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die Andern ruhen. Tag und Nacht sind in 6 solche Wachen abgetheilt, die nach Verschiedenheit der Tagszeit auch verschiedene Namen haben.

Wachen, s. Schlaf und Tag.

Wachler (Johann Friedrich Ludwig), Prof. der Geschichte und Oberbibliothekar an der Universität in Breslau, geb. den 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater Geh. Regierungsrath und Assessor des Steuercollegiums war, empfing den ersten Unterricht von 2 trefflichen Hauslehrern, die auch sein Vater unterstützte. Seinen frühen Bücherhang konnte er im väterlichen Hause nicht befriedigen, doch gewährten ihm die „Asiatische Banise" und Kleist's Werke einen unvergeßlichen Genuß. Seit 1783 besuchte er das Gymnasium in Gotha, und seine Wißbegierde erhielt durch Kaltwasser's, Stroth's und Manso's Unterricht eine wissenschaftliche Richtung. Die Letztern wirkten durch ihren freundschaftlichen Umgang besonders auf seine Bildung, und die herzogl. Bibliothek erregte seine Vorliebe für Literargeschichte so sehr, daß er schon Collectaneen zu sammeln anfing. Seit 1784 studirte er in Jena Theologie und Philosophie unter Ulrich, Succow, Eichhorn, Griesbach und Döderlein. Höchst nützlich war für seine weitere Ausbildung sein vertrauter Umgang mit dem zu früh verstorbenen Rathe C. G. Lentz, sowie die Theilnahme an 2 wissenschaftlichen Gesellschaften mit Schlichtegroll, Lentz, Mnioch, Eschenburg und Lange, unter Leitung des Präsidenten Hufeland, nachherigen Präsidenten in Danzig, und Tennemann's (nachher in Marburg). Aus diesem so glücklichen Verhältnisse riß ihn eine jugendliche Übereilung und führte ihn nach Göttingen, wo er die Vorlesungen Heyne's, Spittler's und Gatterer's besuchte, an einem philosophischen Disputatorium bei Feder theilnahm, und neben den Selbstbeschäftigungen mit den Alten die gemeinschaftlichen Studien mit Schlichtegroll, Lentz und den Gebrüdern Matthiä fortsetzte. Aber auch hier konnte er sich nicht ganz von dem burschikosen Unwesen losreißen, wodurch er in neue Unannehmlichkeiten und Schulden gerieth. Glücklicherweise kam er durch Feder's Empfehlung als Hauslehrer nach Rinteln (1788 — 89) zu Regierungsrath Heuser, der bald sein wohlwollender Freund und Rathgeber wurde. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb die alte Literatur. Noch 1788 ward er Dr. der Philosophie und außerordentl. Professor. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Juliane Asbrand, des dasigen Prof. und reform. Predigers Tochter, und im Jan. 1790 ging er als Rector nach Herford. Mancherlei Verdrießlichkeiten veranlaßten ihn, die dritte theolog. Professur in Rinteln, durch Hassencamp's Fürsprache, 1794 anzunehmen. Nach

Wippermann's Tode 1797 ward ihm die Professur der Geschichte nebst der Aufsicht über die Universitätsbibliothek mit übertragen, und nach Hassencamp's Tode setzte er dessen „Theologische Annalen" fort, 1798. 1801 beschenkte ihn die rintler theol. Facultät mit der theol. Doctorwürde, und in dems. J. ward er als Prof. der Philosophie nach Marburg versetzt, wo er dann auch die Lehrstelle der histor. Wissenschaften erhielt, und 1802 auch zum ordentl. Prof. der Theologie ernannt wurde. Als er 1805 einen Ruf nach Heidelberg ausschlug, bekam er eine Zulage und ward zum wirklichen Consistorialrath ernannt Seine schriftstellerische Laufbahn begann er 1788 mit s. Dissert. „De Pseudo-Phocylide", auf welche eine Reihe kleinerer und größerer Schriften von Jahr zu Jahr folgten, unter welchen wir die wichtigsten ausheben: „Über Hesiod's Vorstellungen von den Göttern" u. s. w., ein Progr. (1789); „Rede über Geschichte, ihre Zwecke, Behandlungsart und ihren Vortrag"; ein Versuch (1789); „Programm über das Studium der Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen" (1790); „Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen" (2 Hefte, 1790 u. 1791); „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur" u. s. w. (3 Bde, 1793 — 96); „Aphorismen über die Universitäten und ihr Verhältniß zum Staate" u. s. w. (1802); „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur" (2 Thle., 1804 und 1805); „Grundriß der ältern, mittlern und neuern Zeit" (1806) und einige minder bedeutende Arbeiten. 1815 ging er von Marburg als Prof. der Geschichte und Consistorialrath nach Breslau, wo er im Mai 1824, mit Entbindung von Consistorialgeschäften, aber mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der k. Universitätsbibliothek ernannt wurde. Seit seinem Abgange von Marburg hat W. herausgegeben: „Lehrbuch der Geschichte" (1816, 5. Aufl., 1828); „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (2 Thle., 1819); „Philomathie" (3 Bde., 1819 — 21); darin sind von ihm: Luther der Sprecher für Menschheit und Volk; Leben Joh. v. Müller's; Seb. Frank's Sprüchwörter; Über Statistik; Fragmente über J. J. Rousseau. Sein „Handbuch der Geschichte der Literatur" erschien umgearbeitet zu Frankfurt a. M. (4 Thle., 1822 — 24). Auch vollendete W. in Breslau seine treffliche „Geschichte der historischen Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa" (5 Abth. in 2 Thln., Göttingen 1812 — 20); 1826 eine „Darstellung der pariser Bluthochzeit", und 1827 s. „Lehrbuch der Literaturgeschichte". Seine „N. theolog. Annalen" hat er mit 1823 geschlossen. — Das frühere Leben und Wirken dieses Historikers, der seines Stoffes wie der Form gleich Meister, durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbständiges Urtheil, Kraft des Vortrags und edle Sprache sich auszeichnet, erzählt Strieder's „Hessische Gelehrtengeschichte" (1812, Bd. 16 und 17). Über mancherlei niederschlagende Erfahrungen im Laufe seines Lebens wird eine Selbstbiographie nach seinem Tode Aufschluß geben, wie man nach einer Äußerung des Verf. in der Vorrede zum 4. Th. seines „Handb. der Gesch. der Literatur" erwarten darf. Das Urtheil der Zeitgenossen über des freimüthigen Mannes nie verborgen gehaltenes Streben und edle Wirksamkeit hat sich jedoch schon für ihn einstimmig ausgesprochen.

Wachs ist ein brennbares organisches Erzeugniß, das zum Theil aus Pflanzen schwitzt (der reifartige Überzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren der Myrica cerifera), und hauptsächlich von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs ist gelb und mit Honig vermischt. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, schmelzt man das Wachs in verzinnten Kesseln mit Wasser, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, und läßt dann durch einen höhern Hahn das fast geronnene Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, sodaß es durch blecherne Durch-

schläge auf eine Walze fällt, die immer gedreht wird, wodurch es Bandform erhält. Das gebänderte Wachs wird auf einem Viereck von Holz, welches man mit einem Plan von Leinwand überspannt, 4 — 6 Wochen lang gebleicht, nochmals geschmolzen, gebändert und gebleicht, endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder zu Kerzen verarbeitet. Fs.

Wachsen. Man versteht unter Wachsthum die allmälige Vergrößerung der organischen Körper vermöge eines von Innen nach Außen wirkenden Triebes, durch welchen die räumliche Sphäre (die Ausdehnung, Größe) eines organischen Körpers, in einer mehr oder weniger bestimmten Zeit, bis zu einer gewissen Grenze erweitert wird. Das Wachsen der organischen Körper ist bedingt durch Anziehung und Aufnahme des Nahrungsstoffes von Außen, welchen der organische Körper aus innerer, eigenthümlicher Kraft sich aneignet oder assimilirt, d. h. in die seiner Natur entsprechende organische Masse verwandelt, und eben in dieser Assimilation und Vermehrung der assimilirten Masse besteht das Wachsen oder Wachsthum. Die Aufnahme des Nahrungsstoffes von Außen nennt man im Allgemeinen sich nähren, im Besondern, bei Pflanzen, einsaugen, bei Thieren bekanntlich fressen, saufen, bei Menschen essen, trinken, nur beim Mineral, insofern es sich im Wasser krystallinisch bildet und bildend wächst, hat man für diese Aufnahme noch keine besondere Benennung. Denn allerdings kann man auch von dem entstehenden Krystalle sagen, daß er sich nährt, indem z. B. der Salzkrystall nur in einer Salzauflösung entstehen und sich vergrößern kann, und bei dieser Entstehung werden ja die Salztheile nicht von Außen durch äußere Kräfte zusammengetrieben (wovon man sich schwerlich eine vernünftige Vorstellung machen kann), sondern auch der Krystall, als ein organischer Körper der niedersten Stufe, wächst vermöge eines innern bildenden Triebes, und zieht aus eigner Kraft den dazu nöthigen Stoff (Nahrungsstoff) von Außen an sich, um ihn zum Bau seiner eigenthümlichen Form zu verwenden. Nun steht aber dem Vorgange der Einsaugung bei allen organischen Wesen der Proceß (Vorgang) der Ausscheidung gegenüber, welche nichts Andres als eine theilweise Auflösung der organischen Masse durch die umgebenden Elemente ist. Diese Auflösung ist also der Proceß, wodurch die Elemente sich von den organischen Dingen nähren; denn wenn diese nur dadurch fortbestehen können, daß sie unaufhörlich Nahrungsstoff ansichreißen und ihn in ihre Substanz verwandeln, so können auch die Elemente auf keine andre Weise fortbestehen, als daß sie die verlorenen Bestandtheile wieder ersetzen, welche sie in der Wechselwirkung (im Kampf) mit den organischen Dingen, und mit einander selbst, diesen und sich selbst gegenseitig entrissen. Wie bald müßte z. B. die atmosphärische Luft durch das Athmen unzähliger Thiere und Pflanzen, und so auch durch die Unterhaltung des Feuers an unzähligen Punkten der Erdoberfläche, wodurch ihr das Sauerstoffgas entrissen wird, zersetzt und entmischt, mithin zum fernern Athmen und Verbrennen ganz untauglich werden, wenn sie nicht durch ihre Thätigkeit die organischen Wesen (namentlich die Pflanzen) und die übrigen Elemente fortwährend zur Ausscheidung des Sauerstoffs reizte, und so den fortwährenden Verlust auch fortwährend wieder ersetzte. So ist Alles in gegenseitigem Nähren und Ausscheiden, Wachsen und Abnehmen, Ausgeben und Einnehmen des Nahrungsstoffes begriffen, und das Fortbestehen, die Erhaltung aller Dinge ist durch diesen Wechselkampf bedingt. (Vgl. Natur.) — Aber Wachsthum im engern Sinne erkennt man nur an, wo durch Processe der Einsaugung, Verdauung und Ernährung die Vergrößerung des organischen Körpers bewirkt wird. Eine Vergrößerung kann aber nur erfolgen, so lange mehr Nahrungsstoff auf- oder eingenommen und assimilirt, als ausgegeben (verloren oder ausgeschieden) wird. Während des Wachsthums eines Dinges, z. B. eines Thieres, müssen also die oben erwähnten Processe des Einsaugens, Verdauens und Ernährens das Übergewicht

über die Aussonderungs- oder Ausscheidungsprocesse (z. B. das Ausdünsten, Ausathmen, Abgang des Koths u. s. w.) haben. Alle diese Processe, auf welchen das Wachsthum beruht, werden, weil sie nur in den pflanzlichen Theilen oder Systemen des thierischen Organismus vorgehen, und weil das ganze Leben der Pflanze in diesen Processen besteht, die vegetativen oder pflanzlichen genannt. (S. Thier.) Ihnen sind nun im thierischen Körper die eigenthümlichen Functionen des Thieres, Empfindung und Bewegung, entgegengesetzt, und da die pflanzlichen Organe (Verdauungs-, Ernährungs- und Athemorgane) mit den thierischen Organen oder Systemen (dem Nerven- und Muskelsystem) in Wechselwirkung stehen; so werden die pflanzlichen Processe durch die thierischen nothwendig beschränkt. Je mehr also die thierischen Systeme sich ausbilden, je vollkommener und herrschender sie werden im thierischen Organismus, desto mehr wird das Wachsthum begrenzt. Die Zeit des Wachsthums der Thiere und Menschen ist daher das Jugendalter; es ist die Epoche des herrschenden pflanzlichen Lebens. Im männlichen Alter hat das bemerkbare Wachsthum s. Grenze erreicht, welche nicht mehr überschritten wird; denn in dieser Epoche des Lebens wird die pflanzliche Thätigkeit durch die thierische in soweit beschränkt, daß die Einsaugungs-, Verdauungs- und Assimilations- (Ernährungs-) Processe nur noch den Ausscheidungsvorgängen das Gleichgewicht halten; im hohen Alter endlich gewinnt die ausscheidende Thätigkeit die Oberhand, das Wachsthum wird rückgängig, der Körper schrumpft zusammen, und zuletzt erfolgt der Tod, d. h. die Elemente siegen über die Kraft des Organismus, lösen ihn auf, und jedes nimmt die Bestandtheile, die ihm bei der Bildung des Organismus entrissen wurden, wieder in sich zurück. Aus dieser Ansicht geht hervor, daß das Wachsthum eigentlich Attribut (Eigenthümlichkeit) der Pflanzennatur ist, und daß das Thier (s. d.) nur wächst, insofern es die Pflanze in sich aufgenommen hat. Je allmäliger daher oder langsamer in einem Thiere sich die thierischen Systeme und Verrichtungen (welche das Wachsen beschränken) ausbilden, desto länger dauert das Wachsthum; der Grad der Geschwindigkeit aber, in welchem sich die eigentlich thierisch-organischen Kräfte ausbilden, richtet sich im Ganzen bei den luftathmenden Thieren nach der Vollkommenheit des ganzen Organismus, hinsichtlich seiner Idee oder Anlage, und nach der Größe, welche der Organismus, dieser Anlage gemäß, erreichen kann. Daher ist die Dauer des Wachsthums beim menschlichen Organismus, bei welchem das schönste Ebenmaß der organischen Kräfte und Gebilde stattfindet, im Verhältniß zu seiner normalen Größe, die längste. Bei den wasserathmenden Thieren (Wasserthieren) hat die Dauer des Wachsthums überhaupt keine so bestimmte Grenze, wie bei den luftathmenden Landthieren, weil die thierischen Organe bei jenen Thieren noch auf einer niedern Stufe stehen, mithin den pflanzlichen Trieb nicht genug beschränken können. Daher wachsen die Fische, welche im Ganzen ein bedeutendes Alter erreichen, fast während ihrer ganzen Lebenszeit. — Schwerer sind die organischen Gesetze auszumitteln, nach welchen sich die räumliche Grenze des Wachsthums, d. h. die bestimmte Größe bei den verschiedenen Thiergattungen richtet. Auch hier scheint indeß ein gewisses Verhältniß der vereinigten pflanzlichen und thierischen Naturen das am meisten Bestimmende zu sein, und es ist merkwürdig in dieser Beziehung, daß die meisten riesenhaften Thiere unter den Wasserthieren vorkommen, und daß die größten Landthiere pflanzenfressende sind. Ebenso merkwürdig ist es, daß unter den luftathmenden Thierclassen diejenigen fast durchgängig nur kleine Thiere enthalten, welche von der atmosphärischen Luft am abhängigsten und ganz für dieses Element organisirt sind, nämlich die Insekten und Vögel (vergl. d.). Die Luft ist aber, in chemischer Hinsicht oder ihrer Substanz nach, der thierischen Materie verwandt, indem beide durch Stickstoff charakterisirt sind (s. Gasarten und Thiere), das Wasser dagegen ist der Pflanze verwandter als dem Thier und zugleich Nahrungsstoff

für die Pflanze; und so bewährt sich auch von dieser Seite das in der ganzen organischen Welt herrschende Gesetz, daß das Thierische das Beschränkende für das Pflanzliche, mithin für das Wachsthum ist. Unter den Vögeln sind die straußartigen die größten, also gerade Diejenigen, welche von jener Abhängigkeit der fliegenden Vögel von der Atmosphäre freier geworden sind, indem sie sich in ihrer Organisation und Lebensart den Säugthieren annähern. — Wenn also, nach Obigem, das Wachsthum Attribut der Pflanzennatur, d. h. eigenthümliche oder wesentliche Function der Pflanze ist, so folgt, daß das Wachsthum der Pflanzen nur in ihrem Tode oder todähnlichen Winterschlafe aufhört, da das Leben derselben sich eben nur im Wachsen, d. h. im Erzeugen pflanzlicher Masse, äußert. Gleichwol ist auch bei der Pflanze eine Beschränkung des Wachsthums bemerkbar, und diese Beschränkung kommt von der Blüthe, bis zu welcher das Wachsthum die Richtung nach Außen hat, indem sich die Pflanze vor der Blüthezeit im Stengel in die Länge ausdehnt, und im treibenden Laube nach allen Seiten ausbreitet. In der Blüthe ist das Wachsthum beschränkt, in ihr hat sich die Pflanze in einen engen Raum zusammengezogen; nach der Blüthe dauert zwar das Wachsthum noch fort, aber in einer entgegengesetzten Richtung: die Pflanze wächst gleichsam in sich selbst zurück, concentrirt ihre Säfte in der sich bildenden Frucht, und wird im Samen (der, wie die Blüthe und Frucht, die ganze Pflanze in sich darstellt) auf den kleinsten Raum zurückgeführt. In der Blüthe hat sich aber die Pflanze zur thierischen Natur hinaufgesteigert; denn die Begattung ist eigentlich eine thierische Function, und in ihr hat es die Pflanze zu einer Art willkürlicher Bewegung (nämlich des Staubfadens gegen den Griffel) gebracht. Also wird selbst in den Pflanzen das Wachsthum durch das Thierische, durch das in ihr vorgebildete Thier beschränkt, wodurch die Allgemeinheit dieses Naturgesetzes noch mehr bestätigt wird. — Zu den äußern Bedingungen des Wachsthums gehört vorzüglich die Wärme, und es ist allgemein bekannt, daß warmes Wetter die Vegetation, d. h. das Wachsthum der Pflanzen, befördert, Kälte dagegen zurückhält. Dies ist auch sehr begreiflich, sobald man bedenkt, daß die Wärme das Princip (die Ursache) der Flüssigkeit ist, daß sie, wie alle Körper, so auch die flüssigen Dinge ausdehnt (verdünnt) und dadurch die zum Wachsthum nothwendige ungehinderte Bewegung der Säfte bedingt. Auch das Wachsthum der Thiere und Menschen wird durch Kälte gehemmt, was man z. B. an der kleinen Statur der nördlichen Völker wahrnimmt. Denn die Thiere ersetzen zwar durch eigenthümliche innere Wärme den Mangel der äußern, und das Vermögen des thierischen Organismus, Wärme zu erzeugen, steigert sich in gleichem Verhältniß mit der Kälte der Klimate. Da es aber eben die pflanzlich-thierischen Organe sind, welche die innere Wärme hervorbringen, so werden durch die Anstrengung dieser Organe im Kampf gegen die äußere Kälte die zum Wachsthum wesentlich nothwendigen Processe aufgehalten. Die andern Bedingungen für das Wachsthum der Pflanzen sind einerseits Feuchtigkeit, andrerseits die gute Beschaffenheit des Bodens oder Erdreichs, worin sie wurzeln. Diese letztern Bedingungen lassen sich aber auf eine zurückführen, nämlich auf das Dasein genugsamen und der besondern Natur der Pflanzengattungen entsprechenden Nahrungsstoffes, der sowol in den verschiedenen Arten des Düngers enthalten ist, als auch im Wasser selbst besteht, welches keineswegs bloß Vehikel (Träger) des Nahrungsstoffes ist, da man weiß, daß Pflanzen, mit der Wurzel in bloßes Wasser gestellt, sich vollständig entwickeln können. Das Licht hingegen scheint keine unmittelbare Bedingung des Wachsthums zu sein, da die Pflanzen auch an dunkeln Orten, z. B. in Kellern, gut wachsen, wo sie indeß der eigenthümlichen Farben ermangeln, auch wol nicht zur gehörigen Entwickelung der Säfte sowol als der festen Theile gelangen können. Das Licht bestimmt also nicht sowol das Wachsthum selbst, als die Richtung desselben und die Qualität der Producte des Wachsthums. Zu einem nor-

malen (naturgemäßen, zeitgeregelten) Wachsthum gehört ein gewisses Maß der äußern Bedingungen, im Verhältniß zur besondern Natur der organischen Dinge. Daß z. B. ein zu fetter Boden bei reichlicher Feuchtigkeit und zu viel Wärme das Wachsthum vieler Pflanzenarten übertreibt (zu sehr beschleunigt), wobei die Organe und deren Substanz nicht die gehörige, naturgemäße Consistenz oder Reife erlangen können, weil unter solchen Umständen der Trieb des Stengels und des Laubes (die vorzugsweise Organe des Wachsthums sind) auf Kosten der Blüthe und noch mehr der Frucht begünstigt werden muß, ist leicht zu begreifen. — Andre Erscheinungen in Beziehung auf das Wachsthum der Thiere und Menschen, z. B. daß durch viele Bewegung (angestrengte Muskelthätigkeit), durch große Reizbarkeit des Nervensystems, und vieles Denken, selbst bei guter Kost, in der Regel Magerkeit des Körpers bedingt ist, welche daher sowol bei Lebensarten, die schwere körperliche Arbeit, als bei solchen stattfindet, die mit vieler Geistesanstrengung verbunden sind; daß im Gegentheil bei vieler Ruhe des Geistes, Gemüths und Leibes, wozu phlegmatische Temperamente geneigt sind, zumal in Verbindung mit reichlicher Kost, die Corpulenz, d. h. die Production der organischen Masse, begünstigt wird, daß heftige Gemüthsbewegungen, starke Leidenschaften, zumal wenn sie oft erregt werden, die Gesundheit nothwendig stören müssen, und viele andre hierher gehörige Erscheinungen erklären sich nun leicht aus dem in diesem Artikel entwickelten gegenseitigen Verhältniß der pflanzlichen und thierischen Natur, welche im thierischen Organismus in stäter und inniger Wechselwirkung begriffen sind, und auf deren harmonischem Wechselspiel die Gesundheit beruht. — Man spricht auch in geistigen Dingen von einem Wachsthum, und im Allgemeinen fassen wir in diesem Worte das Unsichtbare der Natur, ihre thätigen (lebendigen) Kräfte zusammen. Auch der menschliche Geist ist kein von der Natur verschiedenes, von ihr getrenntes Wesen; man kann ihn sehr schicklich die bewußte Natur nennen, und alle Thätigkeiten desselben sind in der bewußtlosen Natur schon vorgebildet. Daher entspricht jedem System des leiblichen Organismus ein Vermögen der Seele, mithin auch den pflanzlichen (productiven oder reproductiven) Systemen ein geistiges Vermögen, durch dessen Thätigkeit der Geist wächst und wachsend sich bildet. Es ist das sinnliche Wahrnehmungsvermögen und die schaffende (reproductive) Einbildungskraft, die jenen leiblichen Systemen entsprechen, und das Gedächtniß hält den angeeigneten Stoff in einer bestimmten Form fest, wie die pflanzlichen Kräfte des leiblichen Organismus den assimilirten körperlichen Stoff in einer bestimmten Gestalt. Aufnahme des geistigen Stoffs, den der Unterricht darbietet, Verdauung des aufgenommenen Stoffs und Absonderung zur Bildung der Kenntnisse sind Vorgänge des pflanzlichen Vermögens im menschlichen Geiste, und wie die Jugend die Zeit des leiblichen Wachsthums ist, vermöge der vorherrschenden Thätigkeit der pflanzlichen Systeme, so ist dasselbe Lebensalter die Zeit des geistigen Wachsthums, des Lernens, bei welchem die vegetativen Vermögen des Geistes vorwaltend thätig sind. Verstand und Vernunft, als höhere Vermögen des intelligenten Geistes, gelangen später, im Jünglings- und Mannesalter, zur völligen Entwickelung, wie die thierischen Systeme des leiblichen Organismus, welche jenen Vermögen entsprechen, ebenfalls in den genannten Lebensaltern erst zur vollen Reife gelangen. Dieser Parallelismus (Gleichlauf) kann aber hier nicht näher erörtert werden. Es offenbart sich daher in der Entstehung des Sprachgebrauchs in dieser Beziehung die bewußtlose (dunkle) Anerkennung der Einheit des Geistes mit der Natur, kraft welcher sich das Geistige mit dem Leiblichen wie von selbst parallelisirt, indem man häufig den jugendlichen Geist mit einer edeln Pflanze vergleicht, welche bei zweckmäßiger Nahrung (Unterricht und Erziehung) wächst und gedeiht, später Blüthen treibt, und endlich Früchte trägt (in menschlicher Geistesbildung und Kunstfertigkeiten).

Ich habe mich bemühet, in dieser Arbeit die Grundsätze der Wahrheit, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden.

Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden. Ich habe mich bemühet, die Geschichte der Menschen, welche ich in meinen vorigen Schriften vorgetragen habe, auf die Geschichte anzuwenden.

dessen denselben heimlich noch einmal für sich nachgemacht, und ging damit nach Frankreich, wo er die Sache für s. Erfindung ausgab. Er starb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsbossirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu sich, der den erwähnten Leichnam nach allen s. Theilen sehr schön in Wachs bossirte. 1721 ließ P. la Courege dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wurden andre in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Merkwürdig sind in diesem Fache die Arbeiten von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Frau, Anna Manzolini, welche sonst in dem Institut zu Bologna aufbewahrt wurden, und dann nach Paris kamen. Von der Anna Manzolini, die 1755 starb, befinden sich schöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Neuere Wachskünstler in Italien sind: L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob diese Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen", von D. Engelbert Winkelhausen. Frkf. a. M. 1798.) Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß er, wegen der vielen Bestellungen, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsbossirer und Maler beschäftigen konnte. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide und innern Theile Gegenstand dieser Präparate. Der Prosector M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei s. Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Bossirwachs wird aus 4 Theilen Wachs, 3 Theilen weißem Terpenthin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen, und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt; die feinere Ausbildung geschieht mit Griffeln verschiedener Form, von Holz oder Elfenbein; auch gießt man Figuren in Formen. Diese müssen von Gyps sein und aus vielen Stücken bestehen; sie werden inwendig mit Öl bestrichen und fest zusammengebunden; das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Öffnung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, besteht aus 16 Th. Wachs, 2 Th. burgunder oder Schusterpech und 1 Th. Schmalz; oder aus 10 Th. Wachs, 1 Th. Terpenthin, ebenso viel Schusterpech und ebenso viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sei. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken in Stein geschnittener Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: Zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßenen Kandiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Ofenruß und 2 bis 3 Tropfen Terpenthin. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies Wachs und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein darauf. Dieser Composition bedienen sich besonders die Steinschneider bei ihren Arbeiten. WI.

Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachteln sind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 60- und 100pfündigen Mörsern, auch aus Steinpöllern geworfen werden, und ihre Benennung von dem Zischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In einen 60pf. Mörser werden deren 40 und in einen 100pf. 60 Stück geladen. Die Richtung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgestellten Feuerposten zu verjagen. Der franz. Artillerieofficier Vergueil ist ihr Erfinder. 1758 kam ihr

Gebrauch nach Östreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (Georg Philipp Ludwig Leonhard), oder, nach s. Schriftstellernamen, Veit Weber, geb. zu Ülzen 1762, verdankte s. Vater (Prediger an der großen Michaeliskirche zu Hamburg und dem Johanneum) den ersten Unterricht. Er war ein feuriger Knabe, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges fügte; aber durch s. Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe aller Mitschüler. Nach dem Wunsche s. Vaters studirte er Theologie in Göttingen, wo er sich aber auch viel mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er lebte hierauf in s. Vaterstadt als Candidat, ohne ein geistliches Amt erhalten zu können, welches sich vielleicht aus der zu offenen Geradheit s. Charakters erklären läßt. In diese Zeit fallen die ersten Bde. s. „Sagen der Vorzeit" (1787—98). W. betrat darin als Erzähler die Bahn, die Göthe mit s. „Götz" für das Drama eröffnet hatte, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an Deutschland überschwemmten, größtentheils von s. „Sagen der Vorzeit" ausgegangen sind. Er hatte sich mit dem Geiste der Vorzeit bekanntgemacht; es blickte durch diese Dichtungen ein echtes deutsches Gemüth hindurch, und man kann ihm das für diese Zeit bedeutende Lob einer gewissen Originalität nicht versagen. Indessen sind die 3 ersten Thle. den spätern weit vorzuziehen, in welchen sich, wie z. B. im Femgerichte, nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Überhaupt verletzt W. bei s. Streben nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohllaut und gefällt sich im Grellen und Harten. 1792 nahm er Dienste unter den hannöverischen Truppen und machte mehre Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. 1793 erschienen s. Holzschnitte, die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthaltend, und 1794 die „Historien", deren 1. Th. die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Jene Holzschnitte sind in ihrer Gattung vorzüglicher als das letztgenannte Werk; aber auch dort findet man eine Menge von Härten und Unebenheiten, für welche uns der Fleiß nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche der damaligen Zeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Bei s. Zurückkunft aus dem Felde war er Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt des Prof. Voigt, welche er, als Voigt 1814 einem Rufe nach Riga gefolgt war, bis jetzt allein mit großem Ruhme fortgesetzt hat. Im Befreiungskriege 1813 befand er sich unter den Vertheidigern Hamburgs, und gab auch da viele Proben s. Aufopferung und s. Muthes. Noch ist von ihm das Schauspiel „Wilhelm Tell" zu erwähnen, welches vor dem Schiller'schen „Tell" 1804 erschien. Die Charaktere darin sind ziemlich gut gehalten; man findet schweizerische Natur und Örtlichkeit darin, und sieht, daß er allerdings diesen schönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht durchdrungen hat. bb.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andre Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien sind mehre wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, sowie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was vorgeht.

Wackenroder (Wilhelm Heinrich), geb. zu Berlin 1772, wo s. Vater

Geheimerath und Bürgermeister war. Dieser mit Hardenberg-Novalis verwandte Genius mußte ebenso früh als Jener von der Erde scheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, welche auch nicht ohne Einfluß auf andre Geister geblieben sind. Als Knabe schon zeigte W. die herrlichsten Talente, die durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt wurden. Früh gewann er einen gleichgesinnten Freund in Ludw. Tieck (s. d.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre in Halle verlebte. Er hatte sich eigentlich den Rechten gewidmet, und nach vollendeten Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt. 1797 erschienen von ihm die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", zu welchen Tieck die Vorrede, „Sehnsucht nach Italien", „Brief eines jungen deutschen Malers" und die „Bildnisse der Maler" geliefert hat. Diese literarische Erscheinung ward in Deutschland, besonders aber in Rom von den daselbst lebenden deutschen Künstlern, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und brachte die bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke der Entwickelung um Vieles näher. Der in dieser Schrift herrschende Geist strebte in seinen künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredtsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. Dabei empfahl der Vf. mit eindringlicher Wärme das Studium der meist vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Lesung des Vasari. Nach der Erscheinung jenes Buchs hatten sich beide Freunde vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. So entstanden „Franz Sternbald's Wanderungen", herausgeg. von L. Tieck 1798. In einem gewissen Sinne, besonders in Beziehung auf den Plan und den 1. Th. dieses Werks, gehört unserm W., nach Tieck's Zeugnisse, ein Theil des Ganzen, obgleich ihn s. Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Seine Krankheit endete 1798 mit einem herben Tode. Unbestimmte Sehnsucht und die Glut seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie hatten ihn vor der Zeit verzehrt. Doch müssen wir mit Liebe und Rührung seiner gedenken, wenn wir auch mit Göthe und seinen Kunstfreunden (s. „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", 2. Heft) darüber einig sind, daß jene Lehre auf Manche einen sehr nachtheiligen Einfluß geäußert hat, indem sie dabei der Kunstregeln und gründlichen Studien überhoben zu sein glaubten. Den Nachlaß von W. gab Tieck 1799 in den „Phantasien über die Kunst" heraus, in welchen der 1. und 5. Aufsatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und die Peterskirche, von W. herrühren. Die sämmtlichen Aufsätze von W. sind vor kurzem in einer neuen Ausg. der „Herzensergießungen" erschienen. Tieck hat im 2. Hefte s. „Poetischen Journals" W.'s Andenken in rührenden Sonetten gefeiert. bb.

Wackerbarth (August Joseph Ludwig, Graf v.), geb. d. 7. März 1770 zu Kuschendorf in der Niederlausitz, stammt aus einer alten Familie, die ihren Sitz auf dem Familiengute Kogel im Herzogthum Sachsen-Lauenburg hatte. Seine erste Erziehung empfing er im älterlichen Hause; dann besuchte er, 12 J. alt, die Stadtschule in Muskau, die lat. Schule zu Kamenz, studirte hierauf 2 Jahre in Wittenberg und ebenso lange in Göttingen, und erwarb sich überall Achtung und Freundschaft. Nachdem er noch ziemlich 1 Jahr in Leipzig zugebracht hatte, bereiste er England, fuhr nach Amerika, nach Ostindien, und kehrte über London in s. Vaterland zurück, wo er sich abwechselnd in Wien und Dresden aufhielt. Von da machte er wieder mehre Reisen, u. a. nach Italien und in die Türkei. Seit 1801 wohnte er größtentheils zu Hamburg und Ratzeburg; später machte er Reisen nach Paris, wo er wegen einer unglaublichen Foderung an Sachsen-Lauenburg und Hanover, die er schon vergeblich beim Reichskammergericht zu Wetzlar angebracht, mit dem Kaiser Napoleon seltsame Auftritte hatte, da dieser ihn immer mit

leeren Versprechungen hinhielt. Seit 1812 lebte er wieder meistens in und um Hamburg mit Kunst und Wissenschaften beschäftigt, aber auch für die leidende Menschheit sorgend. Als Schriftsteller schreibt er sich August Raugrav v. Wackerbarth.

Waffen. Es liegt in der Natur des Kampfes ein Streben, die Kräfte zu steigern, theils um leicht, schnell und vollständig den Gegner zu überwinden, theils um seinem Andrang zu wehren, sich vor demselben zu schützen, ihn möglichst unschädlich zu machen. Das Gefühl der Unzulänglichkeit physischer Kraft treibt den Geist, Mittel für jene Zwecke zu erfinden, und diese Mittel sind zunächst Wehr und Waffen. So ergreift schon der Affe Baumäste und Prügel und wirft mit Steinen oder Früchten nach seinem Dränger; so nimmt der Wilde eine Keule, einen Stecken, den er bald spitzen und härten lernt, zum Stich, in die Hand, und erlauscht die Eigenschaft der Schnellkraft, die er zum Bogen verwendet; so erdenkt er sich irgend einen Schirm, besonders für die edlern Theile seines Körpers, Kopf und Brust. In dem Zustande der Civilisation mühte sich der menschliche Geist von jeher ab, immer neue und zweckmäßigere Angriffs- und Schutzwaffen zu erfinden, sie zu vervollkommnen, ihren Gebrauch zu erleichtern; es wurde gekünstelt und vereinfacht. Bei einem aufmerksamern Blick auf die Geschichte der Waffen wird man bemerken, wie vom Faustkampfe und dem Handgemenge an in allen Perioden des Waffengebrauchs das Bestreben sich zeigt, eine Kraft der Natur nach der andern zu ergreifen, um aus immer größern Entfernungen auf den Gegner zu wirken. Im umgekehrten Verhältnisse geht der rohe persönliche Muth, die gewaltige Körpermacht in Gewandtheit über; sie weicht dem Geschick des Waffenkundigen, und zuletzt auch dieses der geistigen Überlegenheit. (Man betrachte die Erfolge der heutigen strategischen Operationen.) — Die Bekanntschaft mit den Metallen lehrte die Stöcke zu Spießen, Speeren, Piken, Lanzen umbilden, führte auf die Idee des Schwertes (Säbel und Degen), des Harnisches; aus Schleuder und Bogen entstanden die Armbrust und die großartigen Kriegsmaschinen der Alten, die wir u. d. N. Katapulten, Balisten ꝛc. kennen. Mit ihnen vermochte man schon bis auf 1000 Ellen zu wirken. — Mit der Entdeckung der Kraft im Salpeter und der Erfindung des Schießpulvers veränderte sich das ganze Bewaffnungssystem. Es wurde dadurch möglich, ein Ziel in 6000 Schritt weiter Entfernung zu erreichen (vgl. Schußweite) und in kurzer Zeit Widerstände zu zerstören, wozu sonst Jahre gehörten. Es ist nicht unmöglich, daß durch Anwendung der Dämpfe (vgl. Perkins's Dampfgeschütz) einst noch Mehres geleistet werden könnte. — Genauer unterscheiden sich jetzt 1) Angriffs-, 2) Schutzwaffen; erstere wieder in a) Hiebwaffen (Säbel, Pallasch), b) Stoßwaffen (Degen, Pike, Lanze, Bayonnet), c) Wurfwaffen (Mörser, Haubitz u. ähnliche), d) Schußwaffen (Pistol, Carabiner, Büchse, Flinte, Kanons); letztere a) in eigentliche Schutzwaffen (Helme, Küraſſe u. dgl.), und b) in Schirmwerke, wohin alle Gegenstände der Befestigungskunst gehören. Von den bedeutendsten derselben haben wir in bes. Art. gesprochen. — Die Geschichte der Kriegskunst enthält zugleich die der Waffen; doch finden wir auch u. d. N. Waffenlehre besondere Beschreibungen sowol der im Alterthume gebräuchlichen Waffen (aus ältern Schriftstellern gesammelt), als auch der jetzt üblichen Bewaffnung in den verschiedenen Heeren, zugleich Belehrung über deren Anwendung. Doch fehlt ein dem Zweck entsprechendes, vollständiges Werk aus höhern und weitumfassendern Gesichtspunkten. — Man pflegt auch die 3 Haupttruppengattungen, Fußvolk, Reiterei und Geschützwesen durch den Namen Waffengattung oder Waffen zu bezeichnen. — In Ansehung der Waffen der alten Völker und die des Mittelalters verweisen wir auf das für Staats-, Kriegs-, Sitten- und Kunstgeschichte des Mittelalters wichtige Prachtwerk: „Critical inquiry into ancient ar-

mour etc.", mit einem Glossar über die Waffenbenennungen des Mittelalters, von Sam. Rush Meyrick (3 Bde., Fol., m. Kpfrn., Lond. 1824, 138 Thlr.).

Wage ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel (s. d.) beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu bestimmen. Es gibt 2 Arten der Wage: die alte oder Schnellwage, und die neue oder gemeine Wage. An der ungleicharmigen oder Schnellwage kann einerlei Gewicht in verschiedenen Entfernungen von der Unterstützung verschiedenen Lasten das Gleichgewicht halten, da sich denn an der römischen Schnellwage das Gegengewicht am langen Arme, an der schwedischen oder dänischen aber der Ring des Wagebalkens verschieben läßt. — Die gemeine Wage besteht aus einem gleicharmigen Hebel, Wagebalken genannt, der genau in der Mitte so aufgehängt ist, daß er sich frei um seine Axe hin- und herbewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß sich genau das Gleichgewicht halten. Beschwert man nun die eine Schale mit einem Gegenstande von beliebigem Gewicht, so wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben und man wird, um es wiederherzustellen, in die andre Schale ein gleich schweres Gegengewicht legen müssen. Kennt man nun die Schwere dieses Gegengewichts, so erfährt man dadurch zugleich die des Körpers in der andern Schale. Um genau zu wissen, wann sich die Wage im Gleichgewicht befindet, ist auf dem Wagebalken, und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die sogen. Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht nun die Zunge senkrecht inne, so ist dies ein Zeichen, daß der Wagebalken sich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Die hydrostatische Wage ist eine gemeine Wage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit. Über die Theorie der Wage s. die Lehrbücher der angewandten Mathematik und Physik; namentlich Biot's „Physik", deutsch durch Fechner (Lpz. 1824, 4 Bde.).

Wagen. Ohne Zweifel sind die mit Rädern versehenen Wagen aus der Schleife entstanden, die man auf Walzen legte. Dann schnitt man aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befestigte. Nach Moses war Ägypten das Land, wo man zuerst die Wagen gebrauchte. Die Chinesen schreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu. Die Griechen hielten Erichthonius, den 4. König von Athen, für den Erfinder desselben, und erzählten, er habe sich, weil er lahm war, desselben bedient. Die zweirädrigen Wagen mögen wol die ersten gewesen sein; doch gedenkt schon Homer auch der vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuschrieb. Ein Gegenstand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden. Man zog die Sänfte und das Reiten als bequemer und anständiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moses erwähnt schon der Rüstwagen des Pharao. Bei den Griechen soll Theseus die Streitwagen eingeführt haben. Die Pferde waren mit Eisenschuppen bedeckt, vorn an der Deichsel befanden sich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit solchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Übrigens bedienten die Griechen sich zweirädriger Wagen, auf denen die Krieger standen und von denen aus sie ihre Wurfspieße warfen. Diese Wagen waren hinten offen und die Räder niedrig. Die Römer bedienten sich frühzeitig der Wagen; schon auf den 12 Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu sie die Wagen bestimmten, gaben sie denselben auch verschiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, dessen sich besonders die römischen Damen bedienten; Carruca, eine Art Staatswagen mit 4 Rädern (s. Kutsche); Cisium, Essedum ꝛc. waren Benennungen von a. Arten von Wagen. Noch erwähnen wir der Triumphwagen (Currus triumphalis) der Römer. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menschen bewegt, oder auch durch Maschinerien.

Versuche der letztern Art sind ebenfalls schon von den Griechen gemacht worden, denn man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren sei, wie wenn sie auf dem Meere hinsegelte; und von dem engl. Franciscaner Roger Baco (13. Jahrh.) bis auf unsere Zeiten herab wurden solcher sich selbst bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine dieser Erfindungen schien von bedeutendem Erfolge. Bald ist die Maschinerie zu künstlich, bald fodert sie zu viel Kraftaufwand, bald sind andre unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger sollte man die Erfindung, Wagen mittelst der Segel in Bewegung zu setzen, halten, allein es blieb noch immer bei Versuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen solchen Windwagen, der wie ein andrer Wagen mit Rädern ꝛc. versehen war und in dem 28 Personen sitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande so schnell, daß er in 2 Stunden 14 holl. Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiste auf einem Wagen mit starken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Bassora; er legte bei starkem Winde in 1 Stunde 4 deutsche Meilen zurück. *) — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verspricht die Erfindung des Hrn. v. Baader in München hervorzubringen, wie er dieselbe angekündigt hat. (Vgl. auch Dampfwagen und Draisine.) Über die Erfindung und Geschichte der Fuhrwerke, Wagen und die Bespannung derselben bei den Alten, vgl. man das mit vielen Kupfern versehene Prachtwerk des Hrn. Ginzrot, k. bair. Wageninspectors (München 1817 fg., 2 Bde.). — Wagen (elektrischer) heißt ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des elektrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen und vor der herabgeleiteten Elektricität gesichert zu sein.

Wagenaar (Johann), Historiograph der Stadt Amsterdam, wo er 1709 geb. wurde und 1773 starb, ist einer der bedeutendsten holländ. Gelehrten und namentlich einer der besten Geschichtschreiber seines Vaterlandes. Sein berühmtestes Werk ist die Geschichte von Holland: „De Vaderlandsche historie vervattende de Geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, inzonderheit die van Holland, van den vroegsten Tyden ab" (bis 1751) (21 Bde., Amst. 1749—60, deutsch von E. Toze, Lpz. 1756, 8 Bde., 4.). 1788 kam eine Fortsetz. dieses Werks heraus: „Vervolg van Wagenaar Vaderlandsche historie" II. (48 Bde., Amst. 1788—1810), welche die Geschichte Hollands von 1776—1802 enthält, und um diese Fortsetzung mit dem Hauptwerk zu einem Ganzen zu machen, sind 1789 fg. noch ein 22., 23. und 24. Bd. erschienen, worin die Geschichte von 1751—74 enthalten ist. Spittler sagt von diesem Werke: „Wagenaar war Historiograph der Stadt Amsterdam; man darf also in vielen Fällen, wo Oranisches Interesse mit im Spiele ist, keine reine Unparteilichkeit erwarten. Doch da er weit mehr bloßer Compilator als Historiograph ist, so hat dies weniger Einfluß als man fürchten sollte, und es wird deßwegen von beiden Parteien immer mehr als ein Hauptwerk betrachtet". Einen bedeutenden Werth, nur mit beschränkterm Gebrauche, hat auch s. „Schilderung der Verein. Staaten" (12 Bde., 1739) und eine Beschreibung von Amsterdam (3 Bde., 1760, Fol.). Auch in Hinsicht des berühmten de Witt (s. d.) zeigte er sich als ebenso feurigen wie redlichen Vertheidiger. Seine theologischen Schriften sind zum Theil polemischen Inhalts und dürften jetzt am wenigsten gesucht werden. Übrigens war er ein ebenso tugendhafter als gelehrter Mann.

Wagenbauer (Max Joseph), Landschaftsmaler, seit 1815 Inspector der k. Gemäldegalerie zu München, geb. 1774 zu Gräfing im Isarkreise, besuchte

*) Auch soll es in England Wagen mit 6 Rädern geben.

die Zeichnungsschule zu München, wo er das Thier- und Landschaftsfach wählte. Man schätzt von ihm aus dieser Zeit einige Aquarellzeichnungen, welche Gegenden von Baiern und Trachten des Landvolks darstellen. Seine weitere Bildung verdankt er der Galerie zu München und der Anleitung des verst. k. Galeriedirectors v. Mannlich, vorzüglich aber dem Studium der Natur in Baiern und in der Schweiz. Von hier rief ihn der Krieg in die Reihen des vaterländischen Heeres. Nach dem Frieden lebte er ganz dem Studium seines Kunstfaches, und ein tieferes Eindringen in die Natur gab bald s. Ölgemälden mehr Kraft und Wahrheit, indem sich aus ihnen das Matte der frühern Aquarellmanier verlor. W. weiß Hirtenscenen in einer gefälligen Landschaft trefflich zu gruppiren; s. Figuren haben Charakter. In der Ausführung liebt er meistens Potter's Geschmack, verbunden mit Leichtigkeit und Freiheit des Pinsels. Seine Vorgründe sind fleißig behandelt, sein Auftrag ist durchsichtig, s. Beleuchtung natürlich, s. Farbenton harmonisch. Der König von Baiern besitzt von ihm einige treffliche Gemälde, u. a. das Innere eines Stalles; die Ansicht des stahremberger Sees im Hintergrunde bei untergehender Sonne, im Vorgrunde Kühe und Schafe mit einem Hirtenknaben. Auch in der k. Galerie und im Saale zu Nymphenburg sieht man von ihm große Bilder, u. a. Gegenden vom Kochel- und vom Tegernsee. Einige Werke vom ihm hat der Kaiser von Rußland gekauft. Eins s. vorzüglichern Werke kam in die Galerie des Fürsten Liechtenstein, ein andres in die gräfl. Schönborn'sche Galerie in Pommersfelden. Mehre Kunstfreunde in München, Augsburg u. a. a. O. besitzen von ihm schöne Cabinetsstücke. 1809 und 1815 gab W. Anleitungen zur Landschaftszeichnung in lithogr. Manier heraus, jede von 18 Bl. Auch s. Baumstudien in 12 Bl. (1817) verdienen Erwähnung.

Wagenburg, eine Verschanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geschobene Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei gesichert waren. Der stärkere Gebrauch der Artillerie hat diese Art der Vertheidigung unstatthaft gemacht. — Wagenburg wird auch, obwol unpassend, die ganze Masse der Proviant- und Packwagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören; man sagt besser Fuhrwesen (franz. Train).

Wagerecht, horizontal, s. Horizont.

Wagner (Ernst), geb. den 2. Febr. 1768. Bei dem ersten Blick auf die Leistungen dieses Schriftstellers als Romanendichter scheint das Gemüthliche vorzuherrschen; doch bei genauerer Prüfung wird man ebenso sehr von s. reichen schöpferischen Phantasie, wie von s. feinen, stets psychologisch motivirten Welt- und Menschenkenntniß überzeugt. Leider muß man bei diesem ausgezeichneten Schriftsteller beklagen, daß er nicht lange und besonders nicht gesund genug lebte, um den ganzen Reichthum s. edeln Geistes zur Belehrung, zum Genuß und zur Ehre seiner Nation noch mehr zu entfalten, als es durch die vorhandenen Erzeugnisse geschehen ist. — Wie das wahre Talent oft, ja fast gewöhnlich, sich unter dem Druck der äußern Verhältnisse mit verstärkter Federkraft emporhebt, so war es auch der Fall bei ihm, welcher, als der Sohn eines unbemittelten Landgeistlichen in dem sachs.-meiningischen Dorfe Roßdorf, sogar der nothwendigen Unterstützung ermangelte, um ein Gymnasium beziehen zu können. Die gründlichen Kenntnisse des wackern Vaters und die mit Fleiß verbundene schnelle Fassungskraft des Sohnes ersetzten indeß diesen Mangel so, daß er die Prüfung bestehen und die Universität Jena besuchen konnte, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach seiner Zurückkunft wurde er Privatsecretair des Gutsherrn, Freih. v. Wechmar, dann Gerichtsactuar und zugleich Verwalter des dortigen Rittergutes. Wiewol auf dem freundlichsten Fuße mit der Gutsherrschaft, fühlte er sich doch mannigfaltig beengt; denn da er bald Gatte und Vater wurde, reichte selbst die höchste Sparsam-

keit kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse aus, keineswegs für s. brennenden Eifer, sich fortzubilden und das Leben als Reisender von mehren Seiten anzuschauen. Gewiß war es indeß mehr ein geistiges Bedürfniß, was ihm 1803 die Schriftstellerlaufbahn eröffnete. „Wilibald's Ansichten des Lebens" war das erste größere Erzeugniß seiner Muße; denn schon früher hatte er einzelne Gedichte in dem zu Leipzig erschienenen „Damenjournal" abdrucken lassen. Die meisten Gebildeten Deutschlands kennen diesen durch 3 Aufl. verbreiteten Roman als einen der besten unserer, an dergl. Büchern reichen, aber an solchen Dichtungen armen Zeit. In s. einfach angelegten, ihr Interesse immer steigernden und bis zum befriedigenden Schluß fortführenden Erzählung stellt er ein Gemälde auf, das, vom anmuthigsten idyllischen Rahmen eingefaßt, vielleicht in unserer gesammten Romanenliteratur nur wenige gleich gelungene Seitenstücke findet. Auch sind wol nur sehr wenige Dichter gleich bei ihren Erstlingsversuchen mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen worden als Ernst W. Durch dieselben ward Jean Paul Fr. Richter aufmerksam auf den jungen Mann und empfahl ihn dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, einem Fürsten, der wahres Talent zu schätzen und hervorzuziehen verstand. W. erhielt hierauf höchst unerwartet das Decret als herzogl. Cabinetssecretair, mußte aber den großen Schmerz erdulden, s. geliebten Fürsten, noch ehe er s. Amt angetreten, zu beweinen. Seine fürstl. Witwe erfüllte indeß, was der Verewigte versprochen, auf das großmüthigste. W. zog unter sehr angenehmen Bedingungen 1804 nach Meiningen, und es blieb ihm dort Muße genug, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Binnen einem kurzen Zeitraume erschienen von ihm: „Die reisenden Maler"; „Die Reisen aus der Fremde in die Heimath"; „Ferdinand Miller"; „Isidora" (Roman in 3 Bdn., Tüb. 1812) und „Das historische ABC eines 40jährigen Fibelschützen" (ein Anhang zu den „Reisenden Malern"), — lauter rühmlich bekannte Namen in den Annalen deutscher schöngeistiger Literatur! Leider fanden sich schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Meiningen die Kennzeichen einer in der Regel unheilbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, ein. Sie raubte ihm bald die Hoffnung eines langen Lebens, aber nicht die Geistesheiterkeit und den Muth, die wenigen ihm zugezählten Tage durch Schöpfung des Edeln und Schönen zu benutzen. Für seine Charakterentwickelung ward dieses harte Schicksal entscheidend. — Die Leiden der letzten Periode waren groß; aber sie wurden von ihm mit männlichem, ja noch mehr, mit christlichem Muthe ertragen. Der Tod erschien ihm am 25. Febr. 1812 als ein Friedensbote und Befreier. Er starb im 45. Lebensjahre. Nur ein Sohn, Karl, ein junger talentvoller Landschaftsmaler, ist von s. ganzen Familie zurückgeblieben. Eine nähere Charakteristik des Vf. des „Wilibald ꝛc.", sowie s. Dichtungen, findet der Leser in den „Briefen über den Dichter Ernst Wagner; enthaltend: Lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse; herausgeg. von Friedrich Mosengeil" (Schmalkalden, Varnhagen, 1826). E. Wagner's „Sämmtliche Schriften" erschienen in einer wohlfeilen Taschenausgabe zu Leipzig 1827 fg.

Wagram (Schlacht bei), am 5. und 6. Juli 1809 von Napoleon gegen den Erzherzog Karl gewonnen. Sie entschied den Krieg und das Schicksal der Monarchie auf denselben Feldern, auf welchen Rudolf v. Habsburg 1278 den stolzen Ottokar besiegt und den Grund zu Östreichs Macht gelegt hatte. Der beträchtliche Verlust, den Napoleon bei dem fehlgeschlagenen Übergange seines Heeres über die Donau durch die Schlacht bei Aspern (s. d.) erlitten hatte, machte s. Streitkräften Erholung nöthig. Sein großartiger Plan war zwar nicht zerstört, aber in der Ausführung aufgehalten, und er bedurfte zum Verfolg desselben Verstärkung. Diese wurde ihm durch die ital. Armee unter dem Vicekönig, der endlich die Östreicher von dorther bis nach Ungarn gedrängt hatte und bald zur großen Armee stoßen konnte; es näherte sich ferner Bernadotte mit den Sachsen, es näherten sich die

Baiern u. a. franz. Truppenabtheilungen. Keineswegs unter so günstigen Umständen befand sich sein Gegner, der Erzherzog Karl, auf dem linken Ufer der Donau; auch er hatte große Verluste wiederherzustellen und dazu bei weitem nicht zulängliche Mittel, meist nur jungen, unerfahrenen Landsturm. Seine Macht war überdies zersplittert; über die säumige ungarische Insurrection erstreckte sich sein Einfluß nicht. Während nun Napoleon in Wien ausruhete und die Donau von Preßburg bis Linz beobachten ließ, zugleich aber mit außerordentlicher Intelligenz Alles zu s. nächsten Vorhaben anordnete, schien der östr. Feldherr beschauend in der Erwartung der Dinge, die da kommen wollten, beharren zu müssen: die gewöhnliche Lage Dessen, der auf die Vertheidigung verwiesen ist! — Wenigstens geschah Nichts, was die Franzosen an Vorbereitungen auf den Donauinseln hätte hindern können. Hier wurden mit der größten Sorgfalt und Localkenntniß Werke angelegt und mit schwerem Geschütz aus den Zeughäusern Wiens versehen; es wurden Brückengeräthschaften zusammengebracht und alle Verbindungs- und Übergangspunkte so wohl erwogen und berechnet, daß weder der Feind noch die Natur, wie bei Aspern, den neuen Schritt vereiteln konnten. Napoleons Absicht konnte dem östr. Oberfeldherrn keinen Augenblick zweifelhaft bleiben; die Stellung beider Gegner gestattete übrigens das genaueste Erkennen aller ihrer Bewegungen. Noch mehr klärten sich die Dinge auf, als Napoleon am 1. Juli seine Kräfte ansichzog und auf der Lobau sein Hauptquartier nahm. Preßburg war einige Tage früher durch Davoust besetzt worden, die Donau bis Linz bewachten Vandamme mit den Würtembergern und eine Division Baiern. In Allem sollten gegen 180,000 Mann Franzosen ꝛc. diesmal die Macht des Erzherzogs zertrümmern, und wenn die Angabe auch zu stark sein möchte, so konnte Östreich doch gewiß kaum die Hälfte entgegenstellen, auch wenn das Corps des Erzherzogs Johann aus Ungarn her mitwirkte. Der östr. Oberfeldherr schien überzeugt, daß sich Napoleon diesmal nicht wie bei Aspern auf einem so beschränkten Kampfplatze schlagen, sondern ein größeres Terrain zur Entwickelung s. Kräfte wählen würde. Die Ebene des Marchfeldes breitet sich viele Stunden weit auf dem linken Donauufer aus, eingefaßt von mäßigen Höhenzügen. Zahlreiche Dörfer und Flecken, deutsch Wagram ziemlich im Mittelpunkte, bedecken sie; doch ist außer dem Rußbach kein bedeutender Terraingegenstand da, welcher kriegerische Operationen aufhalten könnte. Die Vereinigung der Straßen von Böhmen, Mähren und Ungarn, sowie die zu einem Flußübergang besonders geeignete Örtlichkeit, geben der Gegend eine strategische Wichtigkeit. — Der Erzherzog Karl schob bis zum 2. Juli Truppenabtheilungen gegen Aspern, Eßlingen und Enzersdorf, die Wien und den Donauinseln gegenüberliegen, vor, um seine dortigen Posten unterstützen zu lassen, und stellte sein übriges Heer weiter rückwärts abtheilungsweise in Bereitschaft. Vom 2. Juli an suchten die Franzosen an mehren Punkten der Donauinseln eine sichere Verbindung mit dem jenseitigen Ufer einzuleiten, ohne sich durch das Feuern der Östreicher abhalten zu lassen, und am 4. Juli hatte Napoleon den größten Theil s. Truppen auf der Lobauinsel zusammengedrängt; um 10 Uhr Abends, unter grausenhaftem Sturm und Ungewitter, unterstützt durch ein heftiges Feuer aus allen Batterien gegen Enzersdorf und die von den Östreichern gegen den wahrscheinlichen Übergangspunkt errichteten Verschanzungen, beleuchtet von den Flammen des in Brand gesteckten Enzersdorf, schifften zuerst kleinere Abtheilungen kühner Mannschaften über den letzten Arm der Donau und faßten jenseits auf mehren Punkten festen Fuß; mit bewundernswerther Pünktlichkeit und Schnelle wurden treffliche Brücken geschlagen, und schon von 2 Uhr an defilirte das ganze Heer auf das linke Donauufer. Daß der Erzherzog Napoleons Übergang nicht ernstlicher hinderte und selbst das spätere Zurückgehen des östr. Heeres schien planmäßig. Am Morgen des 5. entfaltete sich das franz. Heer, die einzelnen Posten der Östreicher, obwol nach tüch-

Digitized by Google

tigem Widerstand, überwältigend, so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur rechten die ital. Armee bei Eßlingen, dann Masséna (der die dort angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Oudinot eine Linie bildeten, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Entwickelung glich dem unaufhaltsamen Hervorbrechen eines eingedämmten Stromes, doch ward dem rechten Flügel schon die umfassende, den linken östr. Flügel am meisten bedrohende Richtung gegeben. Eine zahlreiche Artillerie längs der ganzen, eine große Rechtsschwenkung machenden franz. Linie, wirkte unaufhörlich; die Östreicher wurden den Tag über langsam zurückgedrängt, und nur erst gegen Abend ging hier und da ihre Fassung verloren, was jedoch mit Besonnenheit und Muth ausgeglichen ward. Erzherzog Karl bestand dieses Gefecht eigentlich nur mit 3 Armeecorps, der Cavalerie- und der Grenadierreserve. Erst bei Einbruch der Nacht hatte er sich mit seinen übrigen Streitkräften in Verbindung gesetzt, dergestalt, daß sie einen Zusammenhang vom Bisamberge an der Donau über Stammersdorf, Hagenbronn, Gerasdorf, Wagram, Baumersdorf und den Höhen von Markgrafen-Neusiedel bildeten. Wir können den Gang des Gefechts, sowie den von den Sachsen wiederholt versuchten Angriff auf Wagram, nicht umständlich anführen, auch brachte er keine Entscheidung, die von dem folgenden Tage zu erwarten war. Die franz. Armee bivouacquirte an manchen Stellen sehr nahe gegenüber. Man hat sich lange Zeit in die Dispositionen des östr. Oberfeldherrn nicht finden können und hat in s. Rückzug am 5. Juli eine geflissentliche Übereinstimmung mit den Operationen des aus Ungarn herbeigerufenen Corps des Erzherzogs Johann zu erblicken gemeint, wodurch die Franzosen gleichsam zwischen 2 Feuer gebracht worden wären. Allein es ist zu erweisen, daß dieser Entwurf höchst ungewiß blieb, da der Erzherzog Johann für einen entscheidenden Erfolg viel zu schwach war und weil ihm durch rückwärts noch verwendbare franz. Divisionen, sowie auch durch die 10,000 Mann starke bairische Division Wrede gehörig begegnet worden wäre. *) Am 6. früh stand der äußerste franz. linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert (Bernadotte, Masséna); das Centrum bei Raschdorf (die Garden und die ital. Armee); dann rechts Marmont und Oudinot, Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf hinaus. Der Erzherzog Karl beabsichtigte jetzt weislich einen Angriff, und zwar treppenförmig vom rechten Flügel gegen den linken der Franzosen, welcher nicht ohne Besorgniß für seinen Anlehnungspunkt an die Lobau sein durfte; dadurch konnte der am meisten bedrängte östr. linke Flügel mehr Luft und das Ganze eine andre Gestalt gewinnen. — Der Angriff begann auch nach der gegebenen Vorschrift und hatte anfangs guten Erfolg; die Franzosen wurden bis hinter Enzersdorf zurückgedrückt. Weniger glücklich als General Klenau mit dem rechten Flügel war das östr. Centrum; es fand mancherlei verwirrende Hindernisse und Gegenwirkungen. Es konnte daher nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrücken, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden östr. Schlachtordnung entstand; Napoleon wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Angriffsbewegungen zu hemmen; bald schritt er, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, zum lebhaften Angriffe desselben; besonders suchte er, den Unfall auf s. linken Flügel nicht achtend und s. Plan unverrückt verfolgend, die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zu gewinnen **); Fürst Rosen-

*) In Napoleons „Mémoires, notes et mélanges", I, S. 180, wird auch Bernadotte, der die Sachsen commandirte, bitter getadelt. General von Gersdorff hat in 2 Briefen an die Generale Gérard und Gourgaud (Dresden 1823) Thatsachen angeführt, welche jene Beschuldigung widerlegen. S. „Lit. Conv.-Bl.", Nr. 84, 1823, und die Welt hat den Ungrund jenes Tadels, wie die Gründe des Tadlers jederzeit gehörig erkannt.

**) Sie wird durch einen alten Thurm bezeichnet; die längs des Rußbaches lau-

berg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleichzeitig der östr. rechte Flügel mehre starke Angriffe abgewiesen hatte, machte Napoleon einen Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden. Masséna griff, von Macdonald, Nansouty, Lauriston und den Garden zu Pferde unterstützt, mit 100 Kanonen Aderklaa an, auf halbe Schußweite begannen diese ihr Feuer, Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das 3. Corps zusammenstießen. Gelang es hier, durchzubrechen, so war das östr. Heer, in 2 Theile geschieden, unrettbar verloren, aber eine von Fürst Liechtenstein angeordnete geschickte Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, sowie die ungemeine Tapferkeit der Truppen, ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholte Angriffe der feindlichen Cavalerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr 12 Uhr Mittags.) Wenn in diesen Augenblicken Erzherzog Johann, wie er sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten vielleicht günstige Erfolge erlangt werden können; dies geschah aber nicht, und die franz. Truppen, welche bisher längs des Rußbaches gestanden, zogen sich, Fürst Rosenberg überflügelnd, soweit rechts, daß dadurch die Fronte des Fürsten Hohenzollern frei wurde, der darauf unaufgefodert Jenem Unterstützung sendete, welche zur Verlängerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen-Neusiedel, Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte dieser Bewegung und stellte sich bei Enzesfeld auf, die Straße nach Mähren deckend; der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und sich zurückziehen; Klenau deckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße nach Mähren ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog Johann — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei Preßburg aufgehalten hatte — erfuhr erst spät am Abend vom Schlachtfelde her, daß Alles schon entschieden sei; der eignen Sicherheit halber zog er sich wieder hinter die March zurück. — Man sieht aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Entwickeln mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet und durch die Niederlage des linken östr. Flügels entschieden ward. Beide Heere hatten darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Östreicher mochte 23,000 Todte und Verwundete betragen, darunter mehre Generale; sie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanonen erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich mehrer gewonnenen Siegeszeichen und Gefangenen, unter denen sich aber viele Verwundete befanden. Am 7., 9. und 10. zog sich der Erzherzog unter steten Gefechten bis auf die Höhen von Znaym zurück, wo ihn Marmont und Masséna erreichten. Hier kam es den 11. zu einem Treffen, das aber der vom Fürsten Johann von Liechtenstein dem Kaiser Napoleon angetragene Waffenstillstand unterbrach, welcher am 12. Juli zu Znaym zwischen Berthier und Wimpfen abgeschlossen ward, worauf die Friedensunterhandlungen ihren Anfang nahmen. Über den ganzen Feldzug vgl. m. auch des Generals Pelet (Masséna's Adjutant) „Mém. sur la guerre de 1809, en Allemagne, avec les opérations particulières des corps d'Italie, de Pologne, de Saxe, de Naples et de Walcheren" (Paris 1825 fg., 4 Bde, m. e. Atlas).

Wahabi, Wahabiten, Wechabiten nannten sich mehre arabische Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den Sheik Moham-

fenden Höhen fallen hier ab; sie war als Schlüssel der ganzen Stellung zu betrachten, sowie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied. Vgl. von Valentini's „Gesch. des Feldz. von 1809 an der Donau" (2. Aufl.)

med, Abd-el Wahab's Sohn, in der Mitte d. 18. Jahrh. lehrte, und gleich dem Stifter der Koransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten wußte. Sheik Mohammed, zu dem großen Völkerstamme der Tamini gehörig (geb. 1729 in der Stadt Ajen, die nahe an der Wüste im Distrikt Al Ared liegt), hatte sich in Bassora, Bagdad und Damask eine große Gelehrsamkeit erworben. Er lehrte zuerst in Ajen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Ared. Auf göttliche Eingebung sich berufend, lehrte er, wie der Koran, dessen Glaubensvorschriften er nur theilweise annahm, das Dasein eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf alle im Koran enthaltene Sagen, besonders die von dem Propheten Mohammed, den er nur einen von Gott geliebten Menschen nannte, dessen Anbetung er als ein mit der wahren Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stehendes Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, welche man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. Wer sich dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. — Mohammed gewann zuerst für seine Lehre den Herrn von Drehyeh (Derajeh) und Lahsa, Ebn-Sehud, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen Sekte ausrief, sich selbst aber zum obersten Priester derselben erklärte, und so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehud's und Sheik Mohammed's Familien forterbten, für immer von einander trennte. Der Hauptsitz der Wahabis war die Stadt Drehyeh (Derajeh), in der Prov. Nedjed und Jemama, 54 Meilen westlich von Bassora. Da die neuen Glaubensgenossen bis zur höchsten Schwärmerei begeistert, zu allen Entbehrungen bereit (den Nichtgebrauch des Caffees und Tabacks, sowie aller seidenen Kleidungsstücke, schreibt ihnen ihr Gesetz vor), unermüdet tapfer und grausam waren, da Glauben oder Sterben ihr Losungswort blieb, so verbreitete sich ihr Reich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner, und mit der Lust zur Erbeutung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Sehud's Sohn und Nachfolger, Abd-Elaziz, konnte schon ein Heer von 120,000 streitfähigen wohlberittenen Männern ins Feld stellen. Mit Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, obgleich den Beduinen (s. d.) ähnlich, auch ohne eine bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes noch wilder und kühner ist als der der ersten Anhänger Mohammed's. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen sogen. Schutzländern, dulden mußte, begünstigte die Unternehmungen der Wahabis, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere aus, mehre Theile der asiatischen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen und Bekehrungen die geringsten Maßregeln nahm. Erst 1801 erhielt der Pascha von Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism treu gebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabis zu ziehen, welche aber den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman-Hussein überfielen, zerstörten, und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wüsten zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabis auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüstete den kühnen Wahabis nach den weit größern Schätzen der heiligen Stadt Mekka. Hier hatte der jüngere Bruder, Ghalab, dem ältern, Abd-Al-Mein, das Scherifat geraubt; angeblich um dieses zu rächen, sandte Abd-Elaziz seinen Sohn Sehud mit 100,000 M.

gen Mekka, wo er den Ghalab in die Flucht schlug, an der Eroberung der Stadt selbst zwar einstweilen durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Pascha von Damask verhindert wurde, mit diesem aber einen Vergleich traf, nach welchem derselbe nur 3 Tage in Mekka verweilen, und sich in den Bruderstreit über das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabis die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Sheiks und beim Islam treu verharrende Mohammedaner, setzten den Abd-Al-Mein zwar wieder ein, zerstörten jedoch alle heilige Denkmale und führten unermeßliche Schätze von dannen. Nur wenige 100 Mann ließ Sehud als Besatzung zurück, versuchte sodann vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina, und zog sich daher nach Drehyeh, wo indeß 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war, zurück. Sehud ward nun Fürst der Wahabis; ihr Oberprieſter war Sheik Mohammeds ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald verschmerzt, die Wahabis erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtende Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Lade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmten Geschenke sendet), eroberten Mekka, Medina, selbst Dschidda, und bezeichneten alle ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des Mufti von Mekka die meiste Verwunderung erregte. — Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Briten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Maskate und Indien beunruhigten. Die Briten nahmen daher den Iman von Maskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz, und schickten ihm von Bombay (1809) eine Escadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward auch durch mehre See- und Küstengefechte, besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Kherim), wo 3200 Einw. getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Briten vom Iman, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein und Zebora ausbedungen. 1810 rief die hohe Pforte den Mohammed Ali, Pascha von Kairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad, Jussuff Pascha, und gegen die mit ihm verbundenen Wahabis zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha nun zu dem wider ihn beorderten Pascha von Kairo, seinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Wahabis in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und der Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge. — Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Mohammed Ali unter den Beys und Mamelucken zu Kairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Überresten derselben. Nun betrieb Mohammed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabis; er eroberte Jambo und Nahala (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege schickte er 3 Säcke voll Wahabitenohren nach Konstantinopel; jedoch wurden späterhin keine Fortschritte gemacht; Jussuff Pascha, der jetzt mit seinem Vater, Mohammed Ali, für die Osmanen focht, ward sogar zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an der Pest.) Allein die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mekka, verratheuen und von mehren arabischen Stämmen verlassenen Wahabis erlitten in den Engpässen von Sofra und Dschudejda neue Niederlagen und wurden von der Straße nach Medina ganz abgedrängt. Diese heilige Stadt war schwach besetzt und daher von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mekka wieder in ihre Ge-

walt. Die feierliche Überreichung der Schlüssel der wiedergewonnenen Glaubensstädte veranlaßte zu Konstantinopel hohe Feste. Allerdings hatte der Islam durch diese Siege für s. eigne Erhaltung, die mit dem Besitze von Mekka und Medina und mit dem ungestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung steht, Vieles gewonnen. — Jedoch war die furchtbare Sekte bei weitem noch nicht unterdrückt. Darum rüstete sich Mohammed Ali, Pascha von Ägypten, von neuem; allein er verlor durch einen Überfall den befestigten Waffenplatz Kumfida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wahabis, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehre Araberstämme wieder mit sich zu verbinden. Doch ihre Kühnheit war nicht mit der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beutezüge, ohne an die Befestigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der Pascha von Ägypten, in jeder Hinsicht planmäßige Anstalten traf, um sie gänzlich zu besiegen. Als daher 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., gestorben war, und unter ihnen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten sie mehre Niederlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohammed Ali im Anfange 1815 über sie bei Bassila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des Pascha Ibrahim, die Wahabiten unter ihrem Oberhaupte, Abdallah Ben Sund, 1818 gänzlich zu schlagen und in ihrem befestigten Lager, 4 Tagemärsche von der Hauptstadt Derajeh, einzuschließen. Das Lager ward d. 3. Sept. erstürmt, 80 Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah selbst gefangen genommen. Hierauf unterwarfen sich die Einw. der Stadt, verlangten jedoch Amnestie und Schonung des Lebens und der Häuser; allein der Sieger erklärte, daß nur der Großherr diese Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne. Unterdessen ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrünniger Glaubensfeind gleich große politische Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, zu Konstantinopel als ein Nationaltriumph gefeiert. Dann ward er, nebst seinem Mufti und Schatzmeister, in Ketten dem Großsultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebst s. Mitgefangenen enthauptet (d. 17. Dec. 1818). Zwar sollen noch einige Scharen der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die heldenmüthige Tochter des Stifters der Sekte soll ihre Anführerin sein; allein ihr Hauptsitz ist, nachdem der Großherr die von den Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken des Pascha von Ägypten überlassen hatte, von diesem gänzlich zerstört, und die Einw. sind, nach dem Verluste ihrer Habe, überall hin zerstreut worden. *) Da nun auch der tapfere Sohn des Pascha Yemen erobert und den bisher unabhängigen Imam des Landes zu Mekka der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an den Großherrn einen jährl. Tribut von 2000 Ctnrn. Coffee), so scheint es, daß die Vertilgung der Wahabiten zugleich die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Pascha von Ägypten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien von keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befestigt und weiter als jemals ausgebreitet habe.

*) Dreyyeh, in der arab. Provinz Nadscheb, lag, durch Steppen und Gebirge geschützt, 65° O. L. 26° N. B. in der großen 60 Meilen langen Schlucht Wadyheniſch, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 12 Tagereisen von Bagdad, 130 Stunden östlich von Medina, 100 Stunden südwestlich von Bassora, und 160 Stunden südöstlich von Jerusalem. Sie war 2 Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, und hatte 2500 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30 Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Tereif. Nach einigen Nachrichten theilten sich die Wahabis in 3 Classen, in Kriegsleute, Feldarbeiter und Handarbeiter, allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen seine Bestimmung findet, so ist wol die Eintheilung in Priester, in Kriegsleute und Sklaven die richtigere. Nach neuern Nachrichten soll die Sekte der Wahabis noch immer in Arabien sehr ausgebreitet sein.

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlenberg (Georg), Dr., Demonstrator der Botanik an der Universität zu Upsala, und Intendant des Museums der dasigen Societät der Wissenschaften. Dieser als Botaniker und Geolog ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller wurde 1784 in der Prov. Wermland, wo sein Vater bei einem Eisenwerk angestellt war, geb. Schon während s. Studienjahre in Upsala gab er Beweise s. gründlichen Wissens und s. tiefeindringenden Forscherſinns bei Behandlung naturgeschichtlicher Gegenstände. Bald wurde er als Amanuensis bei dem naturhistorischen Museum der Universität angestellt und kurze Zeit darauf zum Intendanten des Museums der Societät der Wissenschaften ernannt. Unterstützt von dem berühmten schwedischen Patrioten Baron v. Hermelin und von den Societäten der Wissenschaften zu Stockholm und Upsala, stellte W. botanische und geologische Forschungen an, auf s. Reisen in die entlegenern Landstriche Skandinaviens, durch das schwedische und norwegische Lappland, und nach Gothland. Nachdem er so fast ganz Skandinavien untersucht hatte, trat er, auf Kosten der Universität zu Upsala und mit Beihülfe des größten dortigen, durch den Baron v. Asp gestift. Reisestipendiums, eine Reise ins Ausland an. 1810 hielt er sich in Böhmen und Ungarn auf, untersuchte die Karpathen und begab sich dann nach der Schweiz, besuchte ferner die wichtigsten Universit. Deutschlands und kehrte 1814 nach Upsala zurück. Hier war er zum Demonstrator der Botanik ernannt worden. S. „Flora Lapponica", s. „Flora Carpathorum" und s. „Flora Upsaliensis" nehmen einen bedeutenden Rang unter den gleichzeitigen Schriften dieser Gattung ein. Als Geolog ist W. sehr geachtet wegen s. genauen Beschreibung des Kamidistricts in Lappland, sowie des Klimas in der südlich. Schweiz; wegen seiner Abhandlung über die Entstehung der schwedischen Erde, in der Zeitschrift „Svea", die in Upsala herausgegeben wird, und wegen s. in dem 8. Thle. der Nova Acta der Societät der Wissenschaften zu Upsala abgedruckten wichtigen Abhandl.: „Petrificata Telluris Succiae", worin diese systematisch geordnet, beschrieben und zum Theil abgezeichnet sind. W.'s „Flora Succica" erschien zu Upsala 1824 in 2 Bdn. 28.

Wahlformen, von jeher der schwierigste Punkt der Verfassungen. Wenn die Vernunft fodert, daß der Beste und Tüchtigste zu öffentlichen Aemtern gewählt werde, und daß, wenn auch die höchste Stufe der Macht nach einer festen Regel der Erblichkeit von Einem zum Andern übergeht, doch gerade darum nicht nur in den untergeordneten Behörden eine desto unbeschränktere und strengere, sondern auch eine zum Theil von der erblichen Regierung unabhängige Wahl stattfinden muß, so lehrt wieder die Erfahrung, daß die Wahlen um so weniger nach einer richtigen Schätzung der moralischen und technischen Würdigkeit erfolgen, je mehr sie der größern Zahl der Staatsbürger anvertraut werden. Beruft man die ganze Volksgemeinde zur Wahl der Reichs- oder Landstände, der Gerichtspersonen und andrer Beamten (wie dies in Nordamerika geschieht), so wird die Kunst, dem großen Haufen zu schmeicheln, seine Vortheile zu benutzen, seine Leidenschaften zu entflammen, kurz die Kunst der eigentlich demagogischen Umtriebe freies Spiel und eine höchst gefährliche Macht erlangen, wie denn an ihr die alten Staaten sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Dies ist es, was die neuere Verfassungspolitik vornehmlich zu vermeiden und auf einem verschiedenen Wege versucht hat. Der eine ist der historisch-zufällige, welcher auf Gleichförmigkeit Verzicht leistet, und die Wahlformen einer verschiedenartigen Ausbildung nach der localen Verfassung und den besondern Umständen einzelner Districte und Orte überläßt. Es wäre zu weitläufig, die mannigfaltigen, oft sehr künstlichen und (wie bei der Wahl des Doge in Venedig) verkünstelten Einrichtungen durchzugehen, welche man besonders in den städtischen Gemeinwesen des Mittelalters hierüber versucht hat, und es mag also hier bloß England gleichsam als Repräsentant dieser historisch-zufäl-

ligen Mannigfaltigkeit erwähnt werden. Es sind außer einigen städtischen Ämtern hauptsächlich die Parlamentsdeputirten, deren Wahl für die Nation und den Staat von der höchsten Wichtigkeit ist. Dabei herrschen nicht nur zwischen England, Schottland, Irland und Wales große Verschiedenheiten, sondern in England selbst hat sich fast Alles nur local gestaltet, und selbst da, wo eine allgemeine Regel zum Grunde liegt, ist diese in der Anwendung sehr ungleich geworden. So sollen von jeder Grafschaft von den Grundeigenthümern (freeholders) 2 Deputirte gewählt werden, allein erstlich sind die Grafschaften geographisch sehr ungleich: York hat über 1 Mill., Rutland kaum 20,000 Einw.; und zweitens ist auch die Zahl der Grundeigenthümer (d. h. der Lehnbesitzer mit Eigenthumsrecht) in manchen Grafschaften so gering — indem das Land nur im Besitz weniger Familien ist und von Pächtern bearbeitet wird —, zugleich aber auch der Einfluß der Lehns- und Grundherrn selbst über ihre Lehnsleute so groß, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten geradezu von der Bestimmung der Familien abhängt, welche am meisten in der Grafschaft begütert sind. Um vergebliche und sehr kostspielige Kämpfe zu vermeiden, theilt man sich; den einen Deputirten ernennt die dominirende Familie, den andern wählen die Freeholders, oder wo 2 solcher Familien da sind, theilen sich diese in die Ernennungen. So wird in Bedfordshire das eine Mitglied vom Herzog v. Bedford, in Buckinghamshire das eine vom Herzog v. Portland, das andre vom Marq. v. Buckingham ernannt, in Cambridgeshire sind der Herzog v. Rutland und der Graf v. Hardwicke die Wahlherrn, u. s. w.; für ganz independent hält man etwa 12 Grafschaften, die übrigen 28 stehen unter einem mehr oder weniger entschiedenen Einflusse der großen Familien. Ebenso groß ist auch die Einrichtung und das Recht der Wahlen in den Städten. In einigen sind alle Einw., welche Gemeindesteuern bezahlen und eine eigne Haushaltung haben, zur Wahl berechtigt, in den meisten aber nur die Besitzer gewisser Lehngüter, Burglehen, sodaß in sehr großen Städten doch nur eine geringe Zahl von Wählern übrig bleibt, und diese häufig wieder ganz und gar von ihrem Lehnsherrn abhängig sind. Es wäre daher eine wahre Satyre, die Mitglieder des Hauses der Gemeinen als vom Volke gewählt zu betrachten, und wenn dennoch in einigen Beziehungen das Parlament die Dienste einer Nationalrepräsentation leistet, so geschieht dies nur, weil ein gebildeter und redlicher Mann nicht unterlassen kann, als Repräsentant der Cultur zu handeln.

In Frankreich waren die alten reichsständischen Wahlen nach den 3 Ständen, Geistlichkeit, Adel und Bürgerstand, geordnet, und wurden in den königl. Oberämtern vorgenommen. Die Zahl jedes Standes wurde vom Könige vorgeschrieben, und war ziemlich gleichgültig, weil die Stände nach Kammern stimmten. Bei dem Ausschreiben des Reichstages 1789 wich man nur in Nebendingen von der alten Regel ab. Man zog auch die Ämter, welche bisher keinen Antheil an dem Reichstage genommen hatten, dazu, indem man sie einem benachbarten Oberamte (baillage principal oder sénéchaussée principale) zugetheilte. Zu den Wahlen wurden alle präbendirte Geistliche, Pfarrer, Klöster, Comthure der geistlichen Orden, im adeligen Stande alle adelige Lehnsbesitzer, im dritten Grade alle steuerbare Gemeindemitglieder berufen. Aus den Deputirten dieser 3 Stände bildete sich die Generalversammlung des Oberamts, welche den doppelten Auftrag hatte, die Deputirten zu dem Reichstage zu erwählen, und die reichsständische Beschwerdeschrift (Cahier de doléances, oder Libellus gravaminum et desideriorum) zu entwerfen. Auch hier folgte man also dem historisch-zufälligen Wege; allein schon im Ausschreiben ward darauf hingedeutet, daß die Reichsstände den Ungleichheiten und Mängeln dieser Wahlverfassung für die Zukunft abzuhelfen suchen würden. In den Constitutionen von 1791, 1793 und 1795 ging man aber immer mehr von dem Grundsatze aus, daß das Wahlrecht dem ganzen Volke zustehe, und

gestattete folglich auch einem Jeden, welcher nur nicht in unmittelbarer Abhängigkeit stand, einen directen Antheil an denselben. Die Wahlen wurden aber auch der Kampfplatz, das Werk und Werkzeug der Factionen, und die Regierung sah sich einigemal genöthigt, eigenmächtig einzugreifen und die Wahl zu cassiren. Als Bonaparte erster Consul wurde, schlug er daher den zweiten Weg ein, einer gleichförmigen Einrichtung und Beschränkung der Wahlen. Er ließ der Nation nur den Schein derselben, indem sie in ihren verschiedenen Versammlungen nur Wählbarkeitsverzeichnisse erwählen durfte, aus welchen die Regierung die Beamten, und selbst die Deputirten der Gesetzgebung und die Senatoren auswählen sollte. Bei der Restauration wurde den Wahlcollegien die directe Ernennung der Deputirten zurückgegeben (Charte const., a. 35), aber dabei ein Princip der Beschränkung angenommen, welches nachher das allgemein herrschende aller neuen Constitutionen geworden ist. Schon in der Charte von 1814, A. 40, wurden nur diejenigen für stimmfähig bei den Wahlen erklärt, welche jährlich 300 Fr. (75 Thlr.) directe Steuern bezahlen, und dadurch das Wahlrecht auf einen sehr kleinen Theil reicher oder wenigstens sehr wohlhabender Leute beschränkt. Man nahm 1820 etwa 90,000 stimmfähige Hausväter an, und seitdem ist diese Zahl theils durch Verminderung der Grundsteuer, theils durch Aufgeben der Gewerbe, wovon Patentsteuer gegeben wurde, theils endlich durch Erbschaftsfälle und Theilungen noch sehr vermindert worden. Die Wahlgesetze sind in Frankreich seit 1815 3 Mal verändert worden. Zuerst 1817, wo unter dem Minister Decazes dem Übergewicht, welches die Partei der Emigranten bei den Wahlen erlangt hatte, entgegen gearbeitet werden sollte. Sodann 1820, wo diese Partei die Ermordung des Herzogs v. Berry benutzte, um sich die vollkommene Herrschaft Frankreichs zuzueignen. Durch das Gesetz vom 29. Juni 1820 wurde die Zahl der Deputirten von 258 auf 430 erhöht, und zwar so, daß die ersten nach wie vor unmittelbar von den Wahlberechtigten der Depart. erwählt wurden, die hinzugefügten 172 Deputirten hingegen von den reichsten Leuten eines jeden Depart. Das am höchsten besteuerte Viertheil der sämmtlichen Wähler des Depart. scheidet sich nämlich, nachdem es schon an den allgemeinen Wahlen Theil genommen hat, zu einem Departementswahlcollegium aus, und wählt nun noch die dem Depart. zugetheilte Zahl der zugefügten Deputirten für sich allein. Auf diese Weise ist der Einfluß des Vermögens auf die Wahlen ganz außerordentlich gesteigert, aber auch wieder der Beweis geliefert worden, daß Vermögen, weit entfernt, eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Staatsbürger zu sein, vielmehr ein Band ist, die Wahlen und die Deputirten abhängiger von den Ministern zu machen. Denn seitdem ist die Klage in Frankreich allgemein geworden, daß nur die Gunst und der Wille des Ministers, nicht aber die Meinung der Nation den Weg in die Deputirtenkammer eröffne, und daß die dazu angewandten Mittel gewiß nicht als constitutionnell gerühmt werden können. Dies ist noch wichtiger geworden, seitdem durch das Gesetz vom 9. Juni 1824 die Deputirtenkammer nicht mehr alljährlich zu $\frac{1}{5}$, sondern alle 7 Jahre ganz erneuert wird. Einer einmal erlangten Majorität ist also ein Minister 7 Jahre lang hindurch sicher, und kann seinen Willen, s. Überzeugungen diese lange Zeit hindurch an die Stelle der öffentlichen Meinung setzen. — In Deutschland hat man auch im Allgemeinen das Princip festgehalten, daß Grundbesitz die Basis des landständischen Wahlrechts und der Wahlfähigkeit sei, und dieses Princip hier und da nur durch wenige Ausnahmen gemildert. Die Formen der Wahlen sind auf eine mannigfaltige Weise bestimmt worden, aber doch sind sie im Ganzen bei weitem mehr in die Hände der Bürger gelegt, als in Frankreich, und wo man doppelte oder mittelbare Wahlen angeordnet hat, ist der Antheil der Ernennung der Wahlmänner gemeiniglich ein allgemeines Bürgerrecht. (Vgl. hierüber die Landstände der einzelnen deutschen Staaten.)

Wahlreich, ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich, das Königreich Polen, das Herzogthum Venedig, die geistlichen Fürstenthümer. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorb. Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familien eingeführt ist. Über die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt ward, hielten eifersüchtig darüber, weil sie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, und die Einschränkung, welche sich der Thronbewerber abdingen läßt, haben wol den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sei. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regierenden Geschlechts, die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkür wählen kann. Ein Fall dieser Art hat in neuern Zeiten in Schweden stattgefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, indem die Regierung unmittelbar an den bestimmten Nachfolger übergeht. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten von Reichsverwesern geführt.

Wahlspruch, s. Symbol.

Wahlstatt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlstadt, ein großes Dorf in Schlesien unweit Liegnitz an der Katzbach. Heinrich II., Herzog von Schlesien, lieferte in dieser Gegend am 9. April 1241 den Tatarn eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tatarn siegten. Zum Andenken an diese Schlacht wurde das späterhin hier erbaute Dorf Wahlstadt genannt. In eben dieser Gegend siegte der preuß. Feldmarschall Blücher am 26. Aug. 1813 über ein franz. Heer (s. Katzbach), und wurde deßwegen und wegen s. übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Wahlverwandtschaft, s. Verwandtschaft (chemische).

Wahnsinn, im Allgemeinen chronisches Irresein, oder anhaltender Verlust der Freiheit des Bewußtseins; als Species angenommen, ist er Verlust der Freiheit des Bewußtseins in der Thätigkeit des Verstandes, Überspannung der Phantasie und Exaltation des Gemüthes. Er hat nämlich s. Namen davon, daß der Wahn (d. i. eine grundlose Vorstellung von den Dingen) sich an die Stelle des Sinnes setzt, mithin ein unwillkürlicher Irrthum sich anhaltend des Geistes bemächtigt. Der Wahnsinn, als Gattungsbegriff genommen, erstreckt sich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, partieller Wahnsinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder setzt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder. Im ersten Falle heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodischer Wahnsinn. Man kann eine wesentliche Unterscheidung der Arten des Wahnsinns nur dadurch festhalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rücksicht nimmt, in welcher ursprünglich oder hauptsächlich die Freiheit des Bewußtseins verloren gegangen ist. Demnach ging der Wahnsinn entweder vom Erkenntniß-

vermögen aus, stellt sich als Geisteskrankheit mit falschen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen dar, und kann dann mit dem Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bezeichnet werden; oder er entsteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele, offenbart sich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen Narrheit oder Melancholie (s. d.). Geht von beiden Arten des Wahnsinns auch ein krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltsame Handlungen über, so heißt er Tollheit, Manie, Raserei. Was das Verhältniß betrifft, in welchem sich Vernunft und Verstand bei dem Wahnsinn befinden, so ist dies bei beiden nicht auf gleiche Weise gestört. Jedesmal leidet die Vernunft, sobald die Freiheit des Bewußtseins verloren ist, weil jene zunächst mit dem Bewußtsein in Verbindung steht. Daher fehlt bei dem Wahnsinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit der Handlungen und der Urtheilskraft. Dagegen der Verstand in Bezug auf einige Gegenstände zwar irre sein, in allen andern aber s. Thätigkeit ungehindert fortsetzen kann, sodaß ein Wahnsinniger wol in vielen Stücken noch Verstand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft ist. Bei den Gemüthskrankheiten (s. d.) bemächtigt sich zugleich meistens irgend eine falsche Vorstellung des Gemüths so sehr, daß dieses davon ganz eingenommen wird und kein andrer Gegenstand mehr Eindruck auf dasselbe macht, als der mit jener in Verbindung steht. Eine solche Vorstellung nennt man die fixe Idee des Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantasie so lebhaft, daß sie die Vernunft und das Bewußtsein in Betreff dieser Vorstellung verdunkelt. Ist sie mit dem Charakter der Überspannung verbunden und zieht das Gemüth auf äußere Gegenstände, so wird es die mit Narrheit bezeichnete Art des Wahnsinns; hat sie den Charakter von Niedergeschlagenheit und Traurigkeit und versenkt das Gemüth in sich, so wird es Melancholie. — Die nächste und wesentliche Ursache des Wahnsinns besteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs im Gehirn, durch welche die Störung jener Thätigkeit anhaltendgemacht wird. Diese krankhafte Veränderung im Gehirnorgan kann in einer regelwidrigen Reizung, oder in einer bleibenden organischen Umänderung bestehen, kann sowol örtlich in dem Organ selbst seinen Grund haben, z. B. in einem mechanischen Druck von Anhäufung lymphatischer Flüssigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer regelwidrigen Einwirkung von dem Nervensystem des Unterleibes aus nach diesem Organe hin, z. B. von einer heftigen Erregung dieser Nerven, durch materielle Reize, betäubende Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß geistiger Getränke ꝛc. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Seele selbst veranlaßt werden durch einseitige Bildung des Geistes, übermäßige und zu anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. durch zu große Begünstigung der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses, oder zu heftige Bewegungen des Gemüthes, Leidenschaften, heftige Affecten. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr organische oder psychische Anlage dazu vorhanden ist, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen dann auch meistens die Art des Wahnsinns selbst. Die organische Anlage besteht in einer besondern Beschaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Zusammensetzung und Masse und einer Störung von regelwidriger Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Überströmung des Nervenäthers aus demselben vermittelst der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was die psychische Anlage betrifft, so wird diese im Allgemeinen durch die Herrschaft der Leidenschaft und des Lasters begründet, auch sind besonders gewisse Stimmungen und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiesucht den Geist zu Verrücktheit und Wahnwitz, Hochmuth (Egoismus) und

Liebe das Gemüth zu Narrheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlassende Ursache bestimmen in Verbindung die verschiedene Art des Wahnsinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, sind um so sorgfältiger alle Veranlassungen zu vermeiden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist um so schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er sich der Narrheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert, je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Selten bleibt der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehre und geht aus einer Art in die andre über. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität, übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall. H.

Wahrhaftigkeit, s. Lüge.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt daher auch formelle Wahrheit, weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun kann aber eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht widerspricht, gleichwol den Gegenständen, welche sie betrifft, widersprechen. Die Übereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik, oder die Richtigkeit, ist daher nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Ein Begriff ist in dieser Beziehung wahr, wenn seine Merkmale unter einander übereinstimmen; ein Urtheil, wenn es den Gesetzen des Denkens gemäß gedacht wird; ein Schluß endlich ist wahr, wenn er mit dem Gesetz zu schließen übereinstimmt. Wir bestreben nun nicht bloß eine Übereinstimmung unserer verbindenden Thätigkeit mit sich selbst, sondern in der höhern, umfassendern Idee der Wahrheit ist diese zugleich mit der Foderung einer vollkommenen Übereinstimmung unseres Wissens mit seinem Gegenstande enthalten. Richtet sich nun unsere Thätigkeit auf einzelne in der Erfahrung gegebene Gegenstände, so ist die Wahrheit *empirische*; die Wahrheit des nur von der Vernunft selbst aus und in ihr selbst Erkannten aber ist rationelle Wahrheit, welche in Wissenschaft ausgebildet *philosophische* Wahrheit genannt wird. Die Wahrheit in ihrem *ganzen Umfange* aber ist die absolute Einheit des Denkens und des Seins. Sie kann nur durch Vereinigung des empirischen und rationellen Wissens in der Entwickelung des Menschengeistes approximativ erworben werden. In ihr verschwindet auch der Unterschied der objectiven und der subjectiven Wahrheit; denn wenn jene Einstimmung eine allgemeine und nothwendige für alle denkende Wesen ist, so bleibt die subjective nur als Dafürhalten des Individuums zurück, das je größern Werth hat, jemehr sich das Denken des Individuums mit der allgemeinen Vernunft in Übereinstimmung setzt. — Wenn es für die Wahrheit, ihrem Inhalte nach, kein allgemeines Merkzeichen (Kriterium) gibt, an welchem sie sogleich zu erkennen wäre, keinen Satz, unter welchen sie sich subsumiren ließe, weil sie eben auch jeden Satz erst wahr macht, so gibt sie nur von sich selbst unmittelbare Kunde, und die menschliche Erkenntniß zeigt zwar verschiedene Denkarten und Gegensätze, die sich widerstreiten und sie aufzuheben scheinen, die aber in ihr selbst als Momente der Entwickelung hervortreten und in die umfassende Wahrheit aufgenommen werden. — Die Wahrheit in der *Kunst* ist theils die *äußere*, d. i. die Übereinstimmung des Dargestellten mit einem in der Wirklichkeit gegebenen Gegenstande, theils die *innere*, d. i. die Übereinstimmung der Darstellung in sich selbst und mit ihren eignen Voraussetzungen.

Wahrsagen. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Glückseligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten

und bei allen Völkern Wahrsager und Wahrsagerkünste hervorgebracht. Die heiligen Bücher der Juden reden davon, und erzählen, daß König Saul die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und eben dieser König war schwach genug, kurz vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben raubte, die bekannte Wahrsagerin zu Endor zu befragen. Die Ägypter und Griechen hatten ihre Orakel (s. d.). Bei den Römern war Wahrsager- und Zeichendeuterkunst in ein System gebracht, und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schlau bedienten. (S. Augurn, und Aruspex.) Den Kennern der alten Literatur ist das Werk des Cicero „De divinatione" (über Wahrsagungen und Ahnungen) bekannt. Unsere deutschen Altvordern bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewisser Reiser und geheiligter weißer Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen suchte. Vorzüglich schrieben auch die Deutschen einigen Weibern eine besondere Seherkraft zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die Vellada (s. d.) und die Alrunen. Als bei der Verbreitung der christlichen Religion die heidnischen Orakel ihr Ansehen verloren, und auf Befehl einiger christlichen Kaiser nach und nach ganz verstummten, traten in der Folge biblische Orakel an ihre Stelle. Sowie die Griechen und Römer, jene ihre **Sortes Homericas**, diese ihre **Sortes Virgilianas** u. s. w. hatten, so wurden bei den Christen, vom 3. Jahrh. an, die **Sortes Sanctorum** gewöhnlich. Man suchte nämlich den Willen Gottes in Rücksicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andre Religionsübungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des Alten oder Neuen Testaments auf, mit der Überzeugung, daß die erste in die Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Nicht bloß Privatpersonen bedienten sich dieses Mittels, die Zukunft zu erforschen; auch bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders bei den Wahlen der Bischöfe und Äbte, wurden von den Geistlichen selbst diese heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehre Kirchenversammlungen diese **Sortes Sanctorum** in ihren Beschlüssen verwarfen, und einige Päpste sie selbst bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den Capitularien Karls des Gr. vom J. 739 wird untersagt, die künftigen Schicksale vermittelst der Psalmen und Evangelien vorherzusagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte jedoch dieser Mißbrauch bis zum 14. Jahrh. fort, und er scheint selbst jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andre Arten, die Zukunft vorherzusagen, als Chiromantie (s. d.) und Astrologie (s. d.); die letztere fand mehre Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle diese geheimen Wissenschaften haben zwar, ebensowie die Wahrsagerkünste der Zigeuner, in gebildeten Ländern ihr Ansehen verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch seltener, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finstern ihr Wesen mit Kartenschlagen, Prophezeihen aus der Caffeetasse u. s. w. Wem ist wol das zu gewissen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ꝛc. unbekannt, womit es bei Manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgesehen ist. Die Landesherren haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten; namentlich setzte die sächsische Polizeiordnung von 1661 sehr harte Strafen darauf; allein der Aberglaube läßt sich so leicht nicht ausrotten. Es ist eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Zeiten, in denen große Ereignisse geschehen oder erwartet

Inhaltsangabe. Buch 31. Kapitel 1. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 2. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 3. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 4. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 5. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 6. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 7. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 8. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 9. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 10. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 11. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 12. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 13. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 14. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 15. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 16. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 17. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 18. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 19. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 20. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 21. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 22. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 23. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 24. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 25. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 26. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 27. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 28. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 29. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 30. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 31. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 32. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 33. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 34. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 35. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 36. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 37. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 38. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 39. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 40. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 41. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 42. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 43. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 44. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 45. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 46. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 47. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 48. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 49. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 50. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 51. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 52. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 53. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 54. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 55. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 56. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 57. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 58. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 59. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 60. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 61. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 62. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 63. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 64. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 65. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 66. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 67. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 68. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 69. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 70. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 71. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 72. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 73. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 74. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 75. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 76. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 77. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 78. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 79. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 80. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 81. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 82. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 83. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 84. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 85. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 86. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 87. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 88. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 89. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 90. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 91. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 92. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 93. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 94. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 95. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 96. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 97. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 98. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 99. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Kapitel 100. Ein Gesetz, das die Ehe mit Verwandten verbietet, ist nicht göttlich, sondern menschlich.

und Südamerika stärker gebauet und häufiger in Europa eingeführt worden ist. Der Indigo wird vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe gibt; die Färbung mit Waid ist dagegen dauerhafter, und die Färber können denselben nicht ganz entbehren.

Waisenhäuser, eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um verlassene und hülflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen, und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen, weil sie s. Schutzes und s. Fürsorge mehr bedürfen als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hülfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfodert es selbst der Vortheil des Staats, sich ihre Erziehung angelegen sein zu lassen, um nützliche Bürger und gute Hausmütter aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter Pueris und Puellis alimentariis verstand, kann nicht wol mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der zum Besten der Waisen sehr viel that, die beiden Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigenthümliche Waisenerziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, werden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung ist jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, so auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland finden sich in den Reichsstädten die ersten Anstalten dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das 16. Jahrh. hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen vater- und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden denn Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter einer gemeinschaftlichen Aufsicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde 1572 ein Waisenhaus errichtet. Eins der berühmtesten in Deutschland ist das von A. H. Franke (s. d.) zu Halle 1698 errichtete. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisser Classen von Staatsbürgern besondere Erziehungsanstalten errichtet (militairische Erziehungshäuser in einigen Staaten; Erziehungshäuser für die Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion in Frankreich), die zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung haben. — Was man früher nachtheilig gefunden hatte, die Waisen bei Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat sowol als für die Kinder selbst angesehen, und es erhoben sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser: ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab daher 1779 als Preisaufgabe eine auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von diesen beiden Arten von Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten sei, auf. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hamm: „Über die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder durch einzelne Beköstigung" (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: „Über die Erziehung der Waisenkinder" (Hamburg 1781). Durch sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sei, die Kinder in auswärtige Verpflegungen zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen und weitläufigen Gebäude, der Aufseher oder Lehrer, die Zuschüsse, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht

fallen dann weg. Aber noch größer und in s. Folgen wichtiger ist ganz unleugbar der Vortheil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern entstehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht mehr Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre körperliche Gesundheit und selbst ihre Sittlichkeit — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig gesorgt wird, und bei einer zu großen Anzahl Kinder gesorgt werden kann — werden unstreitig besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmigen Beschäftigungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müssen allerdings die Pflegeältern der Waisen gehörig ausgewählt, und immer unter einer genauen Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten werden. Die Pfleglinge müssen den Vorstehern der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt, über sie und ihre Aufführung müssen genaue Register mit Sorgfalt geführt werden. Einige Waisenanstalten werden besonders deßwegen gerühmt, daß sie die von ihnen entlassenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Waisenhaus zu Frankfurt a. M. Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen wollen, Mädchen, bis sie, bei fortdauernder guter Aufführung das 20. Jahr erreicht haben und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andre löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häusern fortbestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neuern Zeiten für die partielle Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehren Orten die Waisenhäuser abgeschafft, und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der Erfolg davon ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben und eine sehr verminderte Sterblichkeit unter den Kindern gewesen. Es ist keineswegs zu bestreiten, und die Erfahrung beweist es, daß einsichtsvolle und menschenfreundliche Vorsteher solcher Anstalten vielen Gebrechen derselben abhelfen, und das Wohl der ihrer Oberaufsicht anvertrauten Jugend wesentlich befördern können. Aber es ist schon ein mißlicher Umstand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einrichtungen und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geschäften belasteten Mannes abhängen müssen. Sollen Waisenhäuser noch ferner beibehalten werden, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber darauf zu sehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwachse. Unter einer großen Menge von Kindern ist die Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer Fehler, der sich bei vielen Waisenhäusern findet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derselben Anstalt vereinigt, wie dies u. a., bis 1811, in dem 1730 errichteten Armen- u. Waisenhause zu Torgau der Fall war. S. Rulf: „Wie sind Waisenhäuser anzulegen?" (Göttingen 1783). Riecke: „Soll man Waisenhäuser beibehalten?" (Stuttgart 1806). Pflaum: „Über Einrichtung der Waisenhäuser" (Stuttgart 1815). Die Schrift: „Die Waisen im Großherzogth. S.-Weimar", von Günther (Weimar 1825), enthält die Gesch. der Versorgungsanstalt der Waisen durch Privaterziehung in Familien, nebst ihrem Erfolge binnen 40 Jahren. In Hamburg dagegen besteht ein wohleingerichtetes Waisenhaus unter der unmittelbaren Theilnahme der Bürger, welche sich besonders bei dem Kinderfeste, genannt das Waisengrün, zu äußern pflegt. S. Meno Günther Kiehn: „Das hamburger Waisenhaus" (Hamb. 1821, Th. 1).

Ähnliche Anstalten sind die fast überall weit früher als die Waisenhäuser entstandenen **Findelhäuser**, in welche ausgesetzte und gefundene neugeborene Kinder aufgenommen und erzogen werden. Die Absicht dabei ist, solchen Kindern das Leben zu retten, und ihnen eine verständige Erziehung zu verschaffen. Gewöhnlich

sind sie aus unehelichem und unsittlichem Beischlaf entstanden. So sehr es nun die Pflicht des Staats ist, hülflosen menschlichen Geschöpfen seinen Beistand zu gewähren, so ist doch schon die Frage, ob er s. Anstalt dazu so einrichten solle, daß darin das Laster und der Leichtsinn gegen alle unangenehme Folgen und Besorgnisse, die aus ihnen entstehen, gedeckt werde? Es scheint vielmehr einer gesunden Politik gänzlich zuwider, dem Laster Unterstützung zu gewähren; die Schuld des Unglücks, das daraus entsteht, mögen die Schuldigen tragen. Der Staat hat nur, da, wo er kann, den Gelegenheiten entgegen zu wirken, welche dergleichen unsittliche Handlungen hervorbringen. Dieses wird er thun, wenn er dem Müßiggange die Schlupfwinkel abschneidet, die Ursachen der Verirrung zerstört, und dabei die guten Sitten durch zweckmäßigen Unterricht und gute Beispiele fördert. Dann breitet sich das Wohlgefallen am ehelichen Leben und die Freude an der Häuslichkeit aus, die Verletzungen der Keuschheit bringen Unehre und Schande, und es entsteht ein strengsittlicher Sinn unter dem Volke, der Findelhäuser entbehrlich macht. Je mehr aber die Staatsanstalten dem Laster der Wollust zu Hülfe kommen, wie es die Findelhäuser ohne Zweifel thun, desto mehr wird dasselbe umsichgreifen. Aber selbst von der Zweckwidrigkeit der Findelhäuser an sich abgesehen, wird die Erziehung, den daselbst gemachten Erfahrungen zufolge, so schlecht betrieben, daß die Sterblichkeit in denselben allenthalben fürchterlich ist, und es weit besser zu sein scheint, daß hülflose Kinder bei Privatpersonen in die häusliche industriöse Erziehung gegeben werden, als daß man sie in große Häuser zusammenpfropft.

Wakefield (Gilbert), Kritiker und Theolog, geb. 1756 zu Nottingham, erhielt von seinem Vater, der daselbst Geistlicher war, dann auf den Schulen zu Nottingham und Richmond den ersten Unterricht, worauf er seit 1772 im Jesus-Collegium zu Cambridge die alten Classiker mit vorzüglicher Liebe studirte. Mit Leichtigkeit lernte er die hebr. Sprache für sich, hierauf binnen 6 Monaten Syrisch, Chaldäisch, Samaritanisch, Koptisch, Äthiopisch, Arabisch und Persisch. Ohne seiner Urtheilskraft zu schaden, war sein Gedächtniß in jüngern Jahren so außerordentlich, daß er den Virgil und den Horaz, beinahe auch den Homer und den Pindar, sowie die Bibel auswendig wußte. Er wurde Fellow und ließ 1776 „Poemata latine partim scripta, partim reddita" (4.) drucken. Bald nach seiner Weihe zum Diakonus 1779 verließ er aus Gewissenszweifeln über die von ihm unterzeichneten 39 Artikel die engl. Kirche und lebte als Dissenter, ohne öffentliche Anstellung, erst als Lehrer bei einer Dissenterakademie, dann privatisirte er zu Nottingham und Hackney, wo er mehre Schriften gegen die engl. Kirche und eine Übersetz. des N. Test. mit Anmerk. (London 1792, 2. Aufl. 1795) herausgab. Endlich mischte sich dieser streitsüchtige Gelehrte seit 1794 durch Flugschriften gegen Pitt's Maßregeln auch in die politischen Angelegenheiten, wodurch er die Zahl seiner Feinde sehr vermehrte. Zu gleicher Zeit bekämpfte er den Thomas Payne und vertheidigte gegen ihn die Sache des Christenthums. Allein die Heftigkeit, womit er den Krieg gegen Frankreich tadelte, zog ihm 1798 2jährige Gefängnißstrafe zu. Am 29. Mai 1801 verließ er, nach Erlegung einer starken Geldbuße, sein Gefängniß zu Dorchester und kehrte nach Hackney zurück, wo er den 9. Sept. 1801 starb. W. war als Mensch offen, gut, einfach, voll Eifer und Muth für Recht und Wahrheit, wodurch er im Umgange viele Freunde gewann; aber als Schriftsteller war er anmaßend, reizbar und rauh; doch enthalten viele seiner Schriften, ungeachtet des darin sichtbaren Mangels eines gebildeten kritischen Geschmacks und der Incorrectheit seines lateinischen Styls, einen Schatz trefflicher Bemerkungen und die überraschenden Ansichten eines von keinem Systemzwange gefesselten Geistes. Man schätzt insbesondere seine Ausg. röm. und griech. Schriftsteller, z. B. des Horaz, Virgil, Lucrez, „Tragoed. Delectus"

u. a. m.; s. „Silva critica" (5 Bde., Cambridge 1785—95). Im Gefängnisse schrieb er: „Noctes carcerariae" (London 1801). Vgl. „Memoirs of the life of G. Wakefield, written by himself" (2 Bde., 2. Aufl., London 1804).

Noch lebt in England eine geachtete Schriftstellerin für die Jugend, Mrs. Priscilla Wakefield, geb. Trewman, welche einen Hauptantheil an der ersten Errichtung der Sparbanken gehabt haben soll. Sie hat sich seit 1795 bis 1817 durch eine Menge brauchbarer Jugendschriften bekanntgemacht. Ihr ältester Sohn Edward W. ist ein tüchtiger Land- und Staatswirth. Sein „Account of Ireland, statistical and political" (2 Bde., 4., 1812) wird wegen vieler genauen Nachrichten von dem Zustande dieses Landes und wegen freimüthiger Beurtheilung der öffentlichen Verwaltung geschätzt. Sein Bruder Daniel ist staatswirthschaftlicher Schriftsteller, vorzüglich im Finanzfache. Er hat seit 1796 mehrmals die Ansichten des Thomas Payne, des Lord Lauderdale, des Mr. Morgan u. A. zu widerlegen gesucht. 20.

Walachei, eine osmanische Schutzprovinz, hat 1100 □M. Flächenraum und mit der türkischen Moldau (570 □M.) kaum 900,000 Einw. Sie liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen. Die Hauptst. ist Bukarescht (s. d.) Zu den Zeiten der Römer machte die Walachei einen Theil von Dacien aus; sie erhielt im 12. und 13. Jahrh. ihre von Byzanz abhängigen Fürsten, die sich nach dem Verfalle des byzantinischen Reichs bald an Ungarn, bald an Polen schlossen, je nachdem eins dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und ward endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Fürsten (Hospodare) und Verfassung, und den Einwohnern die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen sie für sich die 3 Plätze: Ibrail, Dschiurdschiu (Giurgewo) und Thurnul, welche sie zur Beschützung der Donau noch jetzt besetzt halten. Die Vorrechte, welche die Pforte den Hospodaren ertheilte, betrafen jedoch allein diese und die Bojaren. Das Volk in der Moldau und Walachei blieb im strengsten Sinne Sklave der Bojaren. 1716 gelang es dem Pforten-Dragoman Nikol. Maurokordatos, Hospodar zu werden, und er war der erste Grieche, der sich zu dieser Würde emporschwang. Damals waren die Moldau und Walachei in dem Zustande gänzlicher Verwilderung; 9 Zehntheile des Landes lagen brach. Die griechischen Hospodare civilisirten das Land. Maurokordatos errichtete eine Druckerei und eine Schule, wo man Slawonisch, Altgriech. und Latein. lehrte. Sein Bruder Konstantin Maurokordatos befreiete die walachischen Bauern von der drückendsten Leibeigenschaft, und führte den türkischen Weizen ein, der jetzt fast ihre einzige Nahrung ist. Die folgenden griech. Hospodare ließen die Bibel und die Liturgien der griech. Kirche in den Landesdialekt übersetzen. Die Hospodare Alexander Ypsilantis, Ghika, Kallimachi und Karadza ließen Gesetzbücher drucken, die noch gelten.

Die Walachei hat Korn, Taback, Lein, Pferde, Schafe und Salz im Überflusse, und könnte zu den reichsten Ländern des Erdbodens gehören, wenn eine gewerbfleißigere Nation es bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre. Zweige der Karpathen durchziehen in mannigfaltigen Richtungen das Land, und bilden fruchtbare Thäler von unzähligen Bächen bewässert; auch fehlt es nicht an lachenden Ebenen. Auf den Bergen erheben sich ansehnliche Laub- und Nadelwaldungen. Der fette Boden erzeugt Getreide im Überflusse, ungeachtet die Cultur nur mäßig ist. Das Obst, der Taback ist vortrefflich, und der Wein gibt dem ungarischen nichts nach. In den grasreichen Ebenen und auf kräuterreichen Höhen weiden zahllose Heerden; daher der beträchtliche Handel mit Vieh aller Art. Ebenso wenig fehlt es an Wildpret und an Fischen, als Hausen, Störe, Karpfen, Hechte, Forellen. Die Schätze des Mineralreichs sucht Niemand auf. Die Einwohner, höchstens 500,000 Köpfe, sind der größern Masse nach entweder Walachen oder

Zigeuner; jene, die ursprünglichen Bewohner, ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen: Dacier, Bulgaren, Slawen, Gothen und Römer, die sich selbst Römer nennen, ein verdorbenes Latein reden, und in ihrer Sommertracht ganz ihren Vorfahren im römischen Zeitalter gleichen, wie sie auf Trajan's Säule zu Rom abgebildet sind, machen einen verderbten Volkshaufen aus, der sich durch angeborene Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust, und durch Unempfindlichkeit auszeichnet; diese, die in großer Zahl vorhanden sind, sehen sich hier, wie in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich. Die Bergbewohner aber, welche das Recht haben, Waffen zu tragen, werden in der Moldau und in der Walachei Panduren genannt, ein moldauisches Wort, das so viel als Grenzhüter, Wächter, bedeutet. Die Religion sämmtlicher Einwohner ist die griechische. Die vornehmen Familien sprechen reingriechisch. Überhaupt haben sich unter den gebildeten Ständen griechische Sitten und Sprache verbreitet. Auch lernt man Französisch und Deutsch. Die Verfassung ist völlig despotisch. Der Fürst oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigt und nach Gutdünken absetzen kann; er ward sonst immer aus einer der großen griechischen Familien, die in Konstantinopel wohnten, genommen, und zahlte an die Pforte einen jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben mußte. Dafür stand es ihm dann frei, das Land so methodisch auszuplündern, als er wollte. Aus Habsucht oder Argwohn wegen Hochverrath (Einverständniß mit Rußland oder Östreich), oft nur verleumdet, wurden die Hospodare gewöhnlich abgesetzt; ja sie starben selten eines natürlichen Todes. Durch die Verträge von Kainardschi, Jassy, und Bukaresçht kamen die Fürstenthümer unter russ. Schutz; allein die Paschas der Donaufestungen setzten ihre Plackereien fort, und türkische Aufkäufer rissen den Alleinhandel mit allen Früchten des Landes an sich. Der Vertrag, nach welchem ein Hospodar 7 Jahre im Amte bleiben, und in dieser Zeit unverletzlich sein sollte, wurde häufig gebrochen. Ebenso drückend waren für das Land die Feudallasten und die willkürlichen Frohnen, welche die Bauern den Grundeigenthümern leisten mußten. In dieser mißlichen Lage entzog sich der letzte Fürst, Karadza, im Oct. 1818 der von ihm befürchteten Absetzung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und seinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im Jan. 1819 an seine Stelle den Fürsten Alexander Suzzo zum Hospodar. Allein dieser starb zu Bukaresçht den 20. Jan. 1821. Der Augenblick seines Todes war gleichsam das Zeichen zu einem Aufstande, der zuerst in der Walachei und Moldau ausbrach, bald aber in Griechenland und den Inseln des ägäischen Meeres umsichgriff und in seinen Folgen für Europa noch jetzt nicht zu berechnen ist. (S. Griechenland und Griechischer Aufstand.) Ein um 70,000 Piaster beschädigter Bojar, Theodor Wladimirsko, früher russischer Officier, ein kühner, tapferer Mann, aber ein planloser Abenteurer, der durch Kornhandel einiges Vermögen und großen Anhang unter den Bauern gewonnen hatte, glaubte, es sei in dem eben eingetretenen Interregnum die beste Gelegenheit da, dem Drucke der Bojaren und Hospodaren ein Ende zu machen. Das Joch der Türken war nicht unmittelbar in der Walachei zu spüren und so von Abschüttelung desselben nicht die Rede. Er stellte sich daher 1821 in der kleinen Walachei an die Spitze von 50 Getreuen, denen bald einige tausend Bauern zuströmten. Inzwischen ernannte die Pforte einen neuen Hospodar, Kallimachi; dieser und dessen vorausgeeilter Stellvertreter suchten mit Theodor durch Vergleich zu Ende zu kommen, weil sonst Kallimachi seine ungeheure Summe, die ein Hospodar in Konstantinopel zur Erkaufung der Stelle zu zahlen hatte, verlieren konnte. Wahrscheinlich würden Beide ihre Absicht erreicht haben. Allein schon hatte sich Alexander Ypsilantis (s. d.), der Nachkömmling eines 1806 die Walachei beherrschenden

Hospodars und russ. Generalmajor, an die Spitze einer verbündeten Griechenschar in Jassy gestellt; dadurch war ein neues Feuer aufgegangen, welches in der Walachei nach dem fürchterlichsten Blutbade damit endete, daß die Türken das Land wieder in ihre Gewalt brachten, der Sultan aber statt des griech. Hospodaren einen Eingeborenen dazu ernannte (1822), Gregor Ghika, der aber, von einer türkischen Leibwache umgeben, weniger zu sagen hatte als je. Nach jahrelanger Mißhandlung durch türkische Truppen räumten diese zwar das Land, und Fürst Ghika trat die Regierung an; allein seine Lage war unsicher, bis Rußland 1828 im Mai der Pforte wegen Verletzung des Tractats von Ackerman den Krieg erklärte, beide Fürstenthümer besetzte und in Bukarescht eine besondere Verwaltung unter dem Grafen Pahlen, als Generalgouverneur, organisirte. Das Schicksal der Moldau und Walachei hängt jetzt von den Friedensbedingungen ab, welche Rußland der Pforte bewilligen wird. S. Wilkinson's „Histor.-geogr.-polit. Gemälde der Moldau und Walachei" (a. d. Engl. ins Franz. übers. von Laroquette, 2. Aufl. 1824); und Jakovaky Rizos's „Hist. de la Grèce depuis la chûte de l'empire de l'occident jusqu'à la prise de Missolonghi". Rizos war Großpostelnik (erster Minister) des Fürsten Karadza.

Walcheren, die bedeutendste der zeeländischen Inseln zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie ist in 4 Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den 4 Himmelsgegenden benannt werden, und gegen das Meer durch kostbare Deiche verwahrt werden müssen; doch schützen auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Weizen, besonders herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört zum Bezirk Middelburg der Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg mit 13,200 E.; auch hat sie den guten, aber ungesunden Hafen der Festung Vlessingen.

Walckenaer (Charles Athanase, Baron), Mitglied der königl. franz. Akad. der Inschriften und der schönen Wissenschaften, Ritter der Ehrenlegion, seit 1816 einer von den 12 Maires der Stadt Paris und Generalsecretair der Präfectur des Seinedepart., ist geb. zu Paris den 25. Dec. 1771, studirte daselbst, machte während der Revolution Reisen in den Niederlanden und in England, setzte zu Glasgow in Schottland seine Studien fort und vollendete sie dann zu Paris in der Brücken- und Straßenbau-, und in der polytechnischen Schule. Durch sein Vermögen unabhängig, lebte er auf seinem Landgute, 8 Stunden von Paris, den Wissenschaften. Im Oct. 1813 wurde er Mittglied des kaiserl. Instituts in der Classe der Geschichte und alten Literatur. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 den Orden der Ehrenlegion und ernannte ihn 1816 durch die Ordonnanz vom 21. März, welche das Institut umgestaltete, zum Mitglied der Akademie der Inschriften. 1823 erhielt er die Stelle eines Requetenmeisters und den Titel Baron. Als Schriftsteller hat er sich seit 1798 in mehren Fächern bekanntgemacht. Wir bemerken s. „Faune parisienne" (nach dem System des Fabricius, 2 Bde., Paris 1802); s. „Géographie moderne" (nach Pinkerton, 6 Bde., 1804). Von der neuen Aufl. 1812 sind nur 2 Bde. erschienen; ein „Abrégé" dieser Geogr. hat 3 Aufl. erlebt. Wichtiger ist seine franz. Ausg. der „Voyages dans l'Amérique méridionale" von Felix d'Azara (a. d. Span. mit Anm. von Cuvier, 4 Bde., Paris 1809, m. e. Atlas). (Die beiden letzten Bde. sind von Sonnini.) Von W.'s „Histoire naturelle des Aranéides", 1807 fg., sind nur 5 Liefer. mit 50 Abbild. in geringer Zahl gedruckt worden. Seine übrigen Schriften, die er zum Theil nur für Freunde hat drucken lassen, betreffen die Naturgeschichte der Bienen, die neuere Geographie und die Gesch. des ostind. Archipels, Polynesiens und Australasiens; ferner das alte Corsica, das alte Ägypten, das cisalpinische und transalpinische Gallien; vorzüglich hat W. über die alte Geographie des Orients gründliche Unter-

suchungen angestellt. Das neueste Werk dieses fleißigen Gelehrten sind s. „Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale", ein Ergänzungsband zu der franz. Übers. der „Gesch. der Reisen und Entdeck. in Afrika", von Leyden und Hugh Murray (Paris 1821, 4 Bde.). Außerdem besitzen wir von ihm eine „Notice sur la vie et les ouvrages de Don F. Azara", und eine „Histoire de la vie et des ouvrages] de Lafontaine" (2 Bde.). Auch hat er zu mehren wissenschaftlichen Sammlungen und Zeitschriften, z. B. zum „Classical journal", schätzbare Beiträge geliefert. 20.

Wald, s. Böhmischer und bairischer Wald.

Waldbau, s. Forstwesen. (Vgl. Cotta's „Anweisung zum Waldbau", 4. Aufl., Dresden 1827, m. Kpfrn.).

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen v. Waldburg 1803 gebildetes Fürstenthum, das in Schwaben zwischen der Donau und Iler liegt, durch die Rheinbundsacte unter bairische und würtemb. Hoheit kam, auf 13½ □M. 26,500 Einw. hat, und gegen 180,000 Thlr. Eink. gibt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolffegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg (mit dem Berg- und Stammschlosse Waldburg), Kißlegg, Waldsee, Scheer, Marstätten u. a. m. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhard, Graf v. Thann, im 4. Jahrh. n. Chr. (?) gebaut haben. Einer seiner Nachkommen, Babo, Graf v. Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser Althann und Waldburg gehalten. Die Herren v. Waldburg besaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesem Hause das Truchseßamt (Dapifer). 1525 erlaubte ihnen Karl V., sich des h. röm. Reichs Erbtruchsesse zu nennen, und 1528 ertheilte ihnen der Kurfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese Würde, welche sie 1594 zuerst ausübten, und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr v. Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von Waldburg. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten 2 Linien. Die ältere von Jakob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmsche Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus (s. d. folg. A.) unter dem Namen Truchseß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilten sich 1589 in 2 Linien. Jakobs, der im 5. Grade von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Äste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbte. Jakobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Äste derselben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den Reichsgrafenstand, und 1803 wurden die Häupter der einzelnen Äste in den Reichsfürstenstand, jedoch nach dem Rechte der Erstgeburt, sowie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie den Namen Truchseß ab; erhielten aber am 23. Jul. 1808 die Reichs-Erbhofmeisterwürde des Königreichs Würtemberg, welche ebenfalls durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es gibt also gegenwärtig 3 regierende Fürsten von der Georgischen Hauptlinie des Hauses Waldburg: 1) Fürst Joseph v. Waldburg, zu Wolfegg und Waldsee (besitzt in Bai-

ern die Güter Rohrmos und Alpe; residirt zu Waldsee); 2) Fürst Franz v. Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3) Fürst Leopold v. Waldburg zu Zeil-Wurzach (residirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg ist katholisch. K.

Waldburg (Friedrich Ludwig), Graf Truchseß von Waldburg, Erbherr auf Kapustigal, gehört zu dem in Preußen ansässigen jüngern Zweige (reformirter Religion) der ausgest. ältern Linie des alten schwäbischen Dynastengeschlechts der Truchsesse von Waldburg (s. d.), ist k. preuß. Generalmajor und außerord. Gesandter zu Brüssel und im Haag, geb. d. 25. Oct. 1776, und seit 1803 verm. mit der Prinzessin Antoinette von Hohenzollern-Hechingen. Er diente in der preuß. Garde und wurde in mehren Sendungen nach Würtemberg gebraucht. Dann zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Als aber s. Gemahlin zur Oberhofmeisterin der Königin von Westfalen ernannt worden war, trat auch er als Kammerherr in die Dienste des Königs Hieronymus. 1809 gab er s. Dienstverhältnisse in Kassel auf und machte eine Reise nach Italien. 1813 trat der Oberste Graf Truchseß v. W. als Volontair in die k. bair. Armee und vollzog mehre mündliche Aufträge des Königs v. Baiern an den Kaiser Alexander. Bald nachher ward er wieder in der preuß. Armee angestellt. 1814, nach Napoleons Abdankung, begleitete er am 20. April als k. preuß. Abgeordneter den gewesenen Kaiser der Franzosen von Fontainebleau bis St.-Rapheau bei Frejus, wo Napoleon sich am 28. April, bloß von dem östreich. Abgeordneten, dem Feldmarschallieutenant v. Koller, und von dem englischen Abgeordneten, dem Obersten Campbell, begleitet, nach Elba einschiffte. Der russ. Abgeordnete, General Schuwaloff, und der Oberste Truchseß kehrten nach Paris zurück. Damals fand der Oberste Truchseß in Toulon 300 Preußen, theils von der Schill'schen Schar, theils von der Besatzung von Danzig seit 1807, als Galeerensklaven, und bewirkte durch s. Anzeige in Paris deren Befreiung. Der Graf hat einen kurzen Bericht über die Abreise Napoleons von Fontainebleau nach Elba drucken lassen. In der Folge ward er Generalmajor und zum k. preuß. Gesandten in Turin und Florenz ernannt; im Mai 1827 ging er als außerord. Gesandter und bev. Min. an den k. niederländ. Hof. Der Obristlieut. Bar. v. Martens trat an s. Stelle in Turin und Florenz.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck (ehemals zum oberrheinischen Kreise gehörig) grenzt gegen S. und O. an Kurhessen, gegen W. und N. an die jetzige preuß. Prov. Westfalen. Es zählt auf 21½ □M. 54,000 Einw. (darunter hat Pyrmont 1¼ □M., 4500 Einw.), in 14 Städten, 105 Dörfern und 46 Weilern und Schlössern. Der Boden ist größtentheils steinicht und mit Waldungen bedeckt, doch wird mehr Getreide erbaut als der Bedarf erfodert; die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Eisen, Blei und Kupfer, etwas Goldsand findet sich in der Eder; auch gibt es Marmor- und Alabasterbrüche. Die Einw. sind, so wie das fürstl. Haus selbst, lutherischer Religion, doch leben auch 800 Katholiken, 600 Reformirte, Quäker und 500 Juden unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer dem Ackerbau, der Viehzucht und den Berg- und Eisenwerken beschäftigen sie sich mit Verfertigung grober Tücher und a. wollenen Zeuche, auch mit Garnspinnen. Die seit langer Zeit eingeführten Landstände bestehen nach der zu Arolsen d. 19. April 1816, mittelst eines mit den versammelten Ständen abgeschlossenen Hausvertrags, bestimmten Verfassung 1) aus den Besitzern landtagsfähiger Rittergüter; 2) aus den Abgeordneten der 13 Städte; und 3) aus 10 Vertretern des Bauernstandes. Die Landschaft (eine Kammer) ist berechtigt, sämmtliche Steuern zu ordnen und zu bewilligen, die Landescasse zu verwalten, Gesetz- und a. Vorschläge einzureichen und bei der Gesetzgebung durch Berathung und Einwilligung mitzuwirken, über Mißbräuche Beschwerde zu führen, und mit zu wachen, daß untadelhafte Rechtspflege ausgeübt werde. Der landschaftliche Ausschuß ver-

sammelt sich jährlich zu Arolsen. Die sämmtl. Eink. des Fürsten sollen über 400,000 Gldn. betragen. Abgesondert von dem Fürstenthume Waldeck ist die dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d.). Die ehemals gräfl., seit 1682 fürstl. Familie von Waldeck gehört zu den ältesten in Deutschland. Die Grafen v. Waldeck theilten sich 1580 in die Linien Eisenberg und Wildungen; letztere erhielt 1682 die fürstl. Würde, starb aber 1692 aus, worauf ihr Fürstenrang 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Josias (dem Bruder des ersten Fürsten der ältern Linie, Friedr. Ant. Ulrich) stammt die apanagirte Linie der Grafen v. Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte Grafschaft Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen v. Gleichen, an Waldeck zurück. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehen des Gesammthauses Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehenshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westfälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Erst 1803 erhielt der Fürst eine Virilstimme bei dem Reichstage, und 1807 durch den Beitritt zum rheinischen Bunde die völlige Souverainetät. Der jetzt regierende Fürst, Georg Friedr. Heinr., der s. Vater, Georg, am 9. Sept. 1813 in der Regierung folgte, trat von dem rheinischen Bunde ab. Bei dem Bundestage hat der Fürst mit den Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenstein eine Gesammtstimme, die 16., bei der weitern Bundesversammlung aber, oder im Pleno, Eine Stimme. Das Militair des Fürsten bestand ehemals, vermöge des Subsidienvertrags mit Holland, aus 1800 Mann. Zum deutschen Bundesheere stellt er 519 Mann in die 1. Divis. des 10. Heerhaufens. Die Hauptst. des Fürstenthums ist Korbach, mit 400 H., 2062 E., und einem guten Gymnasium. Zu Arolsen, einer kleinen, regelmäßig gebauten Stadt mit 1741 E., befindet sich das Residenzschloß, ein ansehnliches Gebäude, in welchem sämmtliche Landescollegia ihren Sitz haben. Der gräfl. Nebenlinie gehören im Waldeckschen die Güter Bergheim, Melbe und Königshagen. Ihr Wohnsitz ist zu Bergheim. Auch besitzt sie als Standesherrschaft im Würtembergischen einen Theil der Grafsch. Limburg.

Waldenser. Diese als Vorläuferin der Reformation im Mittelalter berühmte christliche Sekte soll schon um 1100 nach alten Handschriften der Universit. Cambridge vorhanden gewesen sein. Nach der gewöhnlichen Meinung verdankt sie dem Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen, obwol einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Waldenser" von Vallis, Vallée, ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Waldus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, gab s. Güter den Armen, und sammelte sich durch s. Predigten zahlreiche Anhänger, meist aus der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten oder Arme von Lyon, wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Insabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt, und oft mit den Katharern, Patarenern, Albigensern und a. Ketzern, deren Schicksale sie theilten, verwechselt wurden. Verachtung der ausgearteten Geistlichkeit und Widersetzlichkeit gegen die römische Priesterherrschaft hatten die Waldenser mit a. Sekten des Mittelalters gemein; aber indem sie über die Absicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbessern und das Wort Gottes in der Landessprache für Jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten, und, was in ihr und dem apostolischen Alterthum nicht gegründet sei, verwarfen, legten sie es auf eine Reform der ganzen christlichen Kirche an, sagten sich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römischen Kirche gänzlich los, und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft. Sie wurden daher schon 1184 auf dem Concilium zu Verona mit dem Fluche der Ke-

zerei belegt; doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst, nachdem sie sich im südlichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünstigung der Grafen von Toulouse und Foix befestigt hatten, in dem Ketzerkriege gegen die Albigenser (s. d.). Viele Waldenser flohen damals (1209 — 30) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix sie auf die grausamste Weise vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten, und erst im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich vertrieben. In der Mitte d. 14. Jahrh. waren einzelne Haufen dieser Sekte nach Calabrien und Apulien, wo sie bald unterdrückt wurden, andre nach Böhmen gekommen und hießen hier Grubenheimer, weil sie sich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Diese verloren sich später unter die Hussiten, und die böhmischen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apostolische Weihe ihrer Bischöfe ab. Dagegen fanden sie eine bleibende Heimath in den von Natur befestigten Thälern des westlichen Piemonts und gründeten hier eine besondere Kirche, die mit allen auswärtigen Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Sekte geblieben ist. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium selbst, das sie nebst einigen Katechismen in ihrer alten, aus franz. und ital. Sprachelementen gemischten Mundart besitzen. In dieser Sprache wurde auch ihr höchst einfacher Gottesdienst gehalten, bis 1603 ihre alten Barben (Barbes, Oheime, Lehrer) ausgestorben waren. Sie erhielten nun Prediger aus Frankreich, und seitdem wird bei ihnen französisch gepredigt. Diese Lehrer bilden jedoch keinen besondern Priesterstand, und ergänzen sich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beschränken sich auf Taufe und Abendmahl, von dem sie Calvin's Vorstellung annahmen. Die Verfassung ihrer meist mit Weinbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zusammenhängen, ist republikanisch; jeder steht ein aus Ältesten und Diakonen, unter Vorsitz des Predigers zusammengesetztes Consistorium vor, welches die strengste Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Seit ihrer Entstehung waren die Waldenser durch reine Sitten, Fleiß und Betriebsamkeit vor ihren kath. Nachbarn ausgezeichnet und als die besten Unterthanen geachtet. Nachdem sie im 16. Jahrh. mit den Reformirten in kirchliche Gemeinschaft getreten waren, traf auch sie der allgemeine Sturm, welcher die Reformation vertilgen wollte, deren Grundsätze sie schon über 3 Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat Saluzzo angesiedelten wurden bis 1733 gänzlich vertilgt, und die in den übrigen Thälern, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulosesten Hinterlist durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und viele schmählich ermordet. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehr, und nächst ihrer eignen Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der protest. Mächte endlich eine neue, obschon beschränktere Bestätigung ihrer Freiheiten, durch den am 18. Aug. 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch franz. Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protest. Länder. Sie verbanden sich in London mit den franz. Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der franz. Gemeinde; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von diesen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preuß. Fürsprache durch neue Zusicherungen des turiner Hofes 1725 Grenzen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in ihren alten Thälern von Lucerne, Perusa und St.-Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte, und zählen daselbst in 13 Kirchspielen gegen 20,000 See-

len. Ihren Kirchendienst ordnet die Synodalversammlung. Einige Hunderte jener Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionseifer der tübingischen Theologen sehr erschwerten, Unterhandlungen 1699 im Würtembergischen an, wo ihre Nachkommen jetzt in 10 Gemeinden 1600 Köpfe stark sind. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Gottesdienst und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten zurück. — In der neuern Zeit nahmen sich England und Preußen der Waldenser an. Durch Beiträge, welche sie 1824 in ganz Europa sammelten, errichteten sie ein Spital mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die neuesten Nachrichten hat ein engl. Geistlicher, W. St. Gilly, 1823 an Ort und Stelle gesammelt. („Narrative of an excursion to the mountains of Piemont, and researches among the Vaudois, protestant inhabitants of the Cottian Alps etc.", 2. A., Lond. 1825, 4.) Auch s. m. Hugh Dyke Akland's „Sketch of the history and present situation of the Valdenses in Piemont" (Lond. 1826), sowie desselben Vfs. „History of the glorious return of the Vaudois to their valley in 1689 (nach dem Originalberichte ihres Pastors, H. Arnaud) with a compendium of the history of that people etc." (Lond. 1827, 1. Bd.). E.

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Waldis (Burkard), s. Burkard.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen gefabelt, bis durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch die kritische Sichtung der vorhandenen Berichte der Reisenden, wie nicht weniger durch die in den neuesten Zeiten insbesondere betriebene vergleichende Anatomie, hervorging: daß es kein zwischen dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen gebe, und daß zwischen beiden eine in geistiger, wie in körperlicher Hinsicht bedeutende Kluft sei. Es gibt zwar sehr rohe wilde Völker, und diese mögen in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere angesehen worden sein; allein öfter wurden die ungeschwänzten, zuweilen aufrecht gehenden Affenarten, der Schimpanse, im innern Südafrika, und der Orangutang in Ostindien, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte irrigerweise einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden die genannten Affenarten oft Waldmenschen genannt.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Waldstein-Wartemberg, Grafen v., kathol. Religion; ein böhmisches Geschlecht, das seit d. 13. Jahrh. bekannt ist, und aus welchem der berühmte Wallenstein (s. d.), Herzog von Friedland, stammte. Es theilt sich in die Waldstein'sche und Arnow'sche Linie. Jene, die unter den schwäbischen Reichsgrafen Sitz und Stimme hatte, besitzt das Stammschloß Waldstein in der Herrschaft Großskall im böhmischen Kreise Bunzlau, das Oberst-Erbland-Vorschneideramt im Königreich Böhmen und die Magnatenfähigkeit in Ungarn. Beiden Linien gehören die Fideicommißherrschaften Münchengrätz, Dux, Oberleutensdorf und Maltheuern in Böhmen, sowie die Seniorherrsch. Trebith in Mähren und die Allodialgüter Großskall, Zwihan u. a., mit 90,000 Einw. Der letzte Besitzer dieser Herrschaft Graf Franz Adam v. W., k. k. m. Kämmerer, Oberstlieutenant ꝛc., geb. zu Wien d. 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf den 24. Mai 1823, wählte die Naturwissenschaft, vorzüglich Botanik, zu s. Hauptstudium. Als Malteserritter nahm er an einigen Seekaravanen gegen die Barbaresken Theil; dann focht er als Officier in dem östreich. Heere, von 1787 — 89 gegen die Türken; hierauf nahm er als k. k. Rittmeister s. Abschied und lebte fast ausschließend der Botanik. Mit dem Prof. Kitaibel machte er auf eigne Kosten 7 Jahre lang botanische Reisen in Ungarn und gab mit demselben 1802 ein Werk über die seltenen Pflanzen Ungarns heraus, von welchem 1812 eine Fortsetz. erschien:

„Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae" (Wien, 3 Bde., Fol). Er wurde jetzt Mitglied der gelehrten Gesellschaften von Berlin, Prag, Moskau u. a. Wildenow nannte in s. „Species plantarum Linnei" eine von ihm entdeckte Pflanzengattung Waldstenia. Während dieser Zeit hatte Graf W., als das franz. Heer unter Bonaparte 1797 in Steiermark eingedrungen war, sich bei dem in Wien errichteten adeligen Cavaleriecorps anstellen lassen. 1808 trat er in die neu errichtete Landwehr ein, und führte in dem Feldzuge 1809 als Major das 3. Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Oberstlieutenant ernannte und ihm das Commandeurkreuz des Leopoldordens ertheilte. Nach dem Tode s. Bruders 1814 übernahm er die Fideicommißherrschaften und Allodialgüter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Wohlstand seiner Gutsunterthanen sehr verbesserte. Der neue Bau des großen Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dortigen Naturaliencabinets, der Porcellansammlung, der Kunstgalerie, der Waffenkammer u. s. w., sind sein Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Landjugend und erhob aufs neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf, welche 1815 ihr Säcularfest feierte. Die ganze Verwaltung s. Güter ist ein Denkmal s. edlen gemeinnützigen Lebens. Seine botanischen Schätze hat er dem böhmischen vaterländischen Museum zu Prag vermacht. Die Güter erbte sein Bruder, Graf Ernst Philipp, geb. d. 30. Oct. 1764, k. k. Kämmerer und Geheimerrath. 20.

Wales, s. Wallis.

Walhalla, Valhalla, s. Nordische Mythologie.

Walken heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung wird zugleich sein Zusammensitzen, d. i. s. größere Dichtigkeit, bezweckt. Man walkt das Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulösen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen (Urin, Schweinekoth, Walkererde), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewassers in einem Troge (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuche durch Treten u. s. w. verstanden schon die ältesten Griechen, wie uns Homer berichtet. — Walkererde (Füllerde) ist eine Thonerde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt sich sehr sanft und glatt an, glänzt, mit dem Nagel gerieben, und schäumt wie Seife, im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in sich saugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutschland Walkererde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England.

Walkyren oder Disen, s. Nordische Mythologie.

Wall ist im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befestigenden Platz umgibt, um ihn gegen das Geschütz des Feindes (und ursprünglich auch gegen plötzlichen Angriff) zu decken. Insbesondere nennt man das höchste und stärkste Werk einer Festung den Hauptwall. Auf ihn stützt sich in der Regel das ganze Befestigungssystem des Ortes. Er erhebt sich zunächst des innern Theils der Festung steil und so hoch, als es der jedesmalige Zweck erfodert, also daß er Schutz dem Orte, Umsicht für die Vertheidiger, besonders zur gehörigen Wirksamkeit für deren Schußwaffen über die tiefer liegenden Werke gewähre, dem Feinde hingegen die Einsicht entziehe. Er muß stark genug sein, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehen zu können, und hinlängliche Breite haben, damit oben auf ihm eine Brustwehr zum besondern Schutz für die Vertheidiger aufgeführt und noch Raum erhalten werden könne für das Geschütz und den Wallgang, den Vauban zu 36 Fuß annimmt, zur Aufstellung von Mannschaften und dgl. An einigen

Festungen hängt etwas tiefer, wie ein Absatz, noch ein schmälerer, ebenfalls mit Brustwehr versehener Unterwall (fausse braye), wodurch die Vertheidigung verdoppelt wird. Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe, die zur sichern Unterbringung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensivcasematten genannt, und zur Verhinderung jedes Etablissements im bedeckten Wege oder auf der Contrescarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befestigenden Raum einschließen, und bildet wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Bastionen (s. d.) erlangt.

Wall (Anton), oder mit s. wahren Namen Christian Leberecht Heyne, 1751 zu Leuben bei Lommatzsch, einem Dorfe im Königr. Sachsen, geb. S. Vater war Prediger. Von s. frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, besonders aber Staatsrecht, Politik und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirt, und sich dabei mit den neuern Sprachen beschäftigt hat. 1779 trat er daselbst zuerst als Dichter auf; es erschienen von ihm „Kriegslieder" mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preuß. Grenadier (Gleim) den Anstoß gegeben hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre 2 Lustspiele. Sie befinden sich auch im „Komischen Theater der Franzosen für die Deutschen", herausgeg. von J. G. Dyk (Lpz. 1777—86, 10 Thle.); nämlich „Die beiden Billets", nach Florian, und „Die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode", nach Collé. Überhaupt fällt in diese, wie schon Andre bemerkt haben, ziemlich prosaisch dürftige Zeit die Hauptperiode seines schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich gefielen „Die beiden Billets" in ihrer classischen Bearbeitung durch ihre wirklich eigenthümliche Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere so sehr, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind, und daß sie sogar mehren Lustspieldichtern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter welchen wir nur den „Bürgergeneral" von Göthe nennen. W. selbst lieferte 1791 in demselben Geiste eine höchst gelungene Fortsetz. der „Beiden Billets" im „Stammbaume". Die „Dramatischen Kleinigkeiten", welche 1783 herauskamen, bilden einen Theil der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des deutschen Publicums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel „Bagatellen" gewannen. Sie erschienen in 2 Bdn., Leipz. 1786 und 1788. Der Verf. hatte mehre Formen der Darstellung gewählt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr durch Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenschmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der „Wilhelmine" fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht verdient „Antonie" eine besonders rühmliche Erwähnung. 1787 gab er uns einen Bd. Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günstig aufgenommen wurden. Unterdessen hatte W. Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretair bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange privatisirt hat. Dieser Aufenthalt fällt etwa in die J. 1788, 1789, 1790, oder in die Wöllner'sche Periode. Von s. öffentlichen oder literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig laut geworden; doch ist zu bemerken, daß er damals für Andre Memoriale, Auszüge aus juridischen Schriften, Gutachten und a. Aufsätze dieser Art verfertigt hat, in welchen man schwerlich den Verf. der „Bagatellen" erkennen möchte. Auch ward ihm von der preuß. Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur literarischen Muße ausschlug. Nachdem er Berlin verlassen hatte, lebte er in verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz, dann in Geringswalde in Sachsen.

Von hieraus folgte er 1798 der Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn, unter der Bedingung, für s. Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei sich aufnahm. Hier leuchtete die fast erstorbene Geistesflamme noch einmal auf, und plötzlich erschien unter s. Namen 1799 „Amathonte", ein persisches Märchen, und gleich darauf das „Lamm unter den Wölfen", als Anhang zur „Amathonte". Zwar vermißte man etwas von der natürlichen Frischheit seines Colorits, er war hin und wieder geschwätzig und gefiel sich oft in einer gezierten Naivetät; doch blieben die genannten Werke immer eine erfreuliche Erscheinung. Weniger gefielen „Adelheid und Aimar", eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem arabischen, in der That aber nach einem franz. Muster gebildet, erschien 1800. Der Ton der guten Laune ist in der darauf folgenden „Korane" noch etwas weiter herabgestimmt als in der „Amathonte"; im „Murad" verstummt er fast gänzlich. Diese beiden persischen Märchen kamen nach des unglücklichen Richter's Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel W. wieder in eine Art von Abspannung, sodaß er nicht einmal den 2. Thl. des „Murad" geschrieben hat, wiewol dieser unter s. Namen erschienen ist. Von 1805 — 9 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der herzogl. Kammer. Man hoffte, daß sich in der Freiheit und Schönheit der Natur s. abgespannte Kraft stärken würde; allein mehre Umstände vereinigten sich, um ihn in jener Arbeitsscheu und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Kaum verließ er s. Zimmer, um sich einmal in freier Luft zu bewegen, oder das Federvieh im Hofe zu füttern. In diesem Zustande kam er im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit, doch ohne literarische Thätigkeit, 14 Wochen lang lebte. Von da ging er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau v. Burghardi als Hauslehrer, und da sich dieses Verhältniß löste, nach Zedwitz bei Hof zum Kammerh. v. Plotho, dessen jüngste Kinder er unterrichtete. Er hätte hier eine angenehme Lage finden können; allein er verließ auch diese Stelle bald und privatisirte in Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, wo er am 13. Jan. 1821, gegen 70 J. alt, gestorben ist. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich Adolf Heyne, herzogl. koburg. saalfeld. Rath, geb. zu Leuben d. 3. Apr. 1760, hat sich durch Übersetz. und s. „Pflanzencalender" (2. Aufl. 1806) bekanntgemacht. Er starb zu Rochlitz d. 7. Aug. 1826.

Wallace (William), ein Schotte des 13. Jahrh., der in den Sagen des Volks und seiner Geschichte unvergeßlich ist. Damals lastete Eduards I. von England Joch auf Schottland. W., von unbegrenztem Muthe, ungemeiner Größe und Kraft des Körpers, und ebenso feurig als treu dem Vaterlande ergeben, faßte den Entschluß, das letztere zu befreien. Er hatte einen Engländer im Zweikampfe getödtet. Aus Furcht, deßhalb zur Verantwortung gezogen zu werden, floh er in die Wälder und stellte sich hier an die Spitze einer Menge Geächteter, mit denen er Einfälle in England machte. Seine Kenntniß des Landes, sein Muth, s. Umsicht machten ihn, der nur ein kleiner Gutsbesitzer war, zum Abgott der Gegend ringsumher und zum Schrecken der Engländer. 1297 konnte er bereits größere Dinge wagen, und es gesellten sich große Edle zu ihm. Doch 40,000 in Annandale einrückende Engländer, unter der Anführung von Eduard Warenne, schienen jede Unternehmung zu vereiteln. W. ging auf die Hochlande zurück, bis er ihn an den Forth gezogen hatte. Hier ging er über denselben mit solcher verstellter Hast, daß ein großer Theil des engl. Heeres nachfolgte, aber sogleich angegriffen und geschlagen wurde. Die Reste unter Warenne zogen unverzüglich heim. W.'s Ruhm war nun gegründet. Er drang selbst nach England vor. Alles hatte ihn zum Regenten von Schottland ausgerufen, dessen König gefangen in England war. Allein

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES NEW JERSEY

um den Neid und die Eifersucht der Großen zu vermeiden, verzichtete er gern auf diese Würde. Eduard bot alle Kräfte auf, den Widerstand zu beugen. Mit 90,000 Mann schlug er bei Falkirk 1298 die Schotten gänzlich. W.'s große Rolle hatte ein Ende. Er behauptete s. Freiheit nur mit wenigen Anhängern hoch oben in Norden. Neue 1303 unternommene Versuche führten zu nichts. Indessen Eduard hielt s. Macht nicht eher für gesichert, bis er den Gefürchteten in s. Hände hatte. Verrath überlieferte ihm denselben. Er wurde nach London gebracht, und er, der nie England Treue geschworen hatte, als Verräther 1305 hingerichtet. Sein Andenken erhielt sich in den Liedern der schottischen Volkssänger, den Sagen des Landmanns, und ist auch bei uns durch Auffenberg's Trauerspiel: „Wallas", neu erweckt worden. W.'s Schwert wurde erst vor wenigen Jahren von der Festung Dumbardon, wo es neben einer Schildwache auf der Wallmauer lag, nach London in den Tower gebracht.

Wallenstein (Albrecht, Graf v., eigentlich Waldstein), Herzog von Friedland, Generalissimus des östreich. Heeres im dreißigjährigen Kriege — ein Mann, dessen Name ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregt; denn W. that zwar Großes und Ungewöhnliches, kannte aber keinen andern Zweck als die Befriedigung seines Ehrgeizes, wozu er sich aller, auch der verderblichsten Mittel bediente. Dadurch ward er das Schrecken s. Zeitgenossen, ohne sich durch s. Thaten die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Er griff in dem engen Raume von 1625 — 34 mächtig ein in die Begebenheiten s. Zeit, daher hat er viel Geschichtschreiber gefunden. Doch ist der Schleier, der über den letzten Act s. Lebens liegt, noch von Keinem ganz gehoben worden. Arndt („Ansichten der deutschen Geschichte", I) entwirft von ihm folgende Schilderung: „Was Muth und Unerschrockenheit Großes, was Herrschaft und Befehl Strenges und Gebieterisches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben, was in der Geschwindigkeit und Kühnheit begeistert, in der Festigkeit stählt und in der Zuversicht ermuthigt: — das Alles und eine stattliche Gestalt, einen heroischen Blick und einen königlichen Anstand hatte die Natur in diesem Einen Manne vereinigt. Dazu ein Reichthum von Kenntnissen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichte deuten wollte. Weil W. in s. großen Gemüthe und in s. Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menschen überlistet und ermordet werden. Welche seine Plane, wie weit gereift, wohin sie zielten, ob er nicht ebenso gut für das deutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand als gegen sie einlenken konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens Alles schon bis zum Entschlusse klar und hell war, das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah". — Albrecht v. Waldstein (unter welchem Namen das Geschlecht zu Dux in Böhmen noch blüht), geb. 1583 zu Prag, stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestant. Religion zugethan war. An dem Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protest. Schule zu Goldberg in Schlesien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geschmack; sein unruhiger, aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht, und bei allen muthwilligen Streichen war er stets der Anführer s. Mitschüler, über die er eine gewisse Oberherrschaft ausübte. Ebenso betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1594 bezogen hatte; verübter Unfug brachte ihn hier in das akademische Gefängniß. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Karl v. Burgau, eines Prinzen der östreichisch-tirolischen Seitenlinie, der zu Inspruck residirte, trat zur kath. Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise war das Studium des Heer- und Finanzwesens und die Beobachtung der verschiedenen Staatsmänner und Feldherren sein einziges Augenmerk. Dann studirte er eine

Methodus ad Facultatem naturalem Medicinæ. Pars Prima. Continens Anatomiam, Chirurgiam, Pharmaceuticam, Botanicam, Chymiam, Materiam Medicam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Secunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Undecima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Duodecima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Decimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Vigesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Tricesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quadragesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Quinquagesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Sexagesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Septuagesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Octogesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimaprima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimasecunda. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimatertia. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimaquarta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimaquinta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimasexta. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimaseptima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimaoctava. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Nonagesimanona. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam. Pars Centesima. Continens Physiologiam, Pathologiam, Semeioticam, Hygieinam, Therapeuticam, Methodum Medendi, Medicinam Forensem, Medicinam Veterinariam.

von Obersachsen besetzte. Überall mußten s. Truppen, deren Anzahl sich fortwährend vermehrte, von den Einw. unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld mit einem weit schwächern Heere entgegen und belagerte den Brückenkopf an der Elbe bei Dessau, ward aber von W. (18. April 1626) gänzlich geschlagen. Doch sammelte er neue Truppen, mit denen er sich, um zu Bethlen Gabor zu stoßen (Juli 1626), durch Schlesien gegen Ungarn wandte. W. folgte ihm rasch; Gabor schloß Waffenstillstand und Mansfeld zog sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. Hierauf entsetzte W. das von den Türken belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Nachdem Gabor mit dem Kaiser Frieden gemacht hatte, zog W. 1627 aus Ungarn durch Schlesien, die Lausitz und die Mark Brandenburg (Aug. 1627) nach Niedersachsen zurück, wo er den König von Dänemark, der ihm und dem ligistischen Heere unter Tilly nicht zugleich widerstehen konnte, zum schnellen Rückzug nöthigte, in kurzer Zeit das Herzogthum Mecklenburg und Holstein, bis auf Glückstadt, sowie den größten Theil von Schleswig und Jütland eroberte, weil man auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt und mit ungeheuern Brandschatzungen belegt. Da W. aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln nicht eindringen konnte, so nahm er s. Winterquartiere längs der Küste der Ostsee, besetzte Pommern und dehnte s. Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund widerstand ihm. Der Kaiser bedrohte (durch den Erlaß vom 9. Juni 1629) die beiden Herzoge von Mecklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, mit der Acht, und belehnte (16. Juni 1629) mit ihren Ländern, sowie auch mit dem heimgefallenen Fürstenthume Sagan in Schlesien, W., den er auch zum Admiral der Ostsee ernannte. Es schien dabei die Absicht zu sein, den Kaiser zum Herrn der Küste der Ostsee zu machen und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in diesem Meere zu Grunde zu richten. Allein die Hansestädte schlugen W.'s Ansinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieser hatte nicht genug, den abenteuerlichen Plan auszuführen. Auch mißlang ihm der Angriff auf das von Dänemark und Schweden unterstützte Stralsund, das er vom Mai bis Juli 1628 belagerte; er verlor dabei in verschiedenen Stürmen mehr als 12,000 M. Ebenso mußten s. Truppen vor Glückstadt und vor Magdeburg abziehen. Nochmals unternahm er (im Sept.) den Angriff auf Stralsund. „Die Stadt müsse sein werden, und wäre sie mit Ketten an den Himmel befestigt!" Aber umsonst. Er mußte zum zweiten Male die Belagerung aufheben. Darauf eroberte er Rostock und schlug die Dänen bei Wolgast. Seine weitern Fortschritte hemmte der von ihm selbst, weil er den ruhigen Besitz von Mecklenburg dadurch zu erlangen glaubte, beförderte Friede zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629). Da aber W. von dem lübecker Congresse die schwed. Gesandten schimpflich weggewiesen und zugleich s. Vertrauten, Arnheim, mit 12,000 M. dem König Sigismund von Polen zu Hülfe gegen Gustav Adolf geschickt hatte, so gab er dadurch Ursache zu einem neuen Kriege, zu dem mit Schweden. — Doch die weitaussehenden Entwürfe des Kaisers, sowie das übermüthige Betragen W.'s und die ungeheuern Erpressungen, die er und s. Truppen selbst in neutralen Ländern verübten (er hatte binnen 7 Jahren 600 Mill. Thlr. an Brandschatzungen im nördlichen Deutschland erhoben), bewogen die deutschen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630), dem Kaiser das Versprechen abzuzwingen, sein Heer bis auf 30,000 M. herabzusetzen und W. den Oberbefehl desselben abzunehmen. Es geschah wol nur aus der Absicht, die Wahl s. Sohnes zum römischen Könige zu befördern, daß Ferdinand II. sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, einen Feldherrn, der Östreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzusetzen. Vorzüglich trugen der von W.'s Stolz beleidigte Kurfürst von Baiern und Richelieu's Vertrauter, der

Pater Joseph *), dazu bei. W., der mit dem Heerbefehl zugleich das Herzogthum Mecklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem königl. Aufwande. Eigne Garden umgaben, 60 Pagen und 20 Kammerherren bedienten ihn. Er reiste auf s. Güter mit einem Gefolge von 200 Wagen. Und Battista Seni, sein Astrolog, verkündigte ihm aus den Gestirnen eine neue glänzendere Laufbahn. Diese zeigte sich ihm nach Tilly's (s. d.) Tode. Gustav Adolfs Kriegsglück in Deutschland nöthigte nämlich den Kaiser zu dem demüthigenden Schritt, dem abgesetzten W. den Oberbefehl des Heeres wieder anzutragen. Nach einigem Zaudern nahm dieser den Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehen des Kaisers sehr herabsetzten. W. erhielt eine unumschränkte, vom Kaiser fast unabhängige Gewalt, nicht nur über das Heer, sondern auch in den Reichsländern nach Willkür zu handeln, Güter einzuziehen, zu strafen und zu belohnen. Für Mecklenburg hatte er sich Entschädigung und überdies als Belohnung ein kaiserl. Erbland ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit versammelte er ein Heer von 40,000 M. bei Znaym. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und a. Städte eingenommen hatten, darauf vereinigte er sich mit den Truppen des Kurfürsten von Baiern und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber schon war Gustav zum Schutz der Protestanten herbeigeeilt, und W., obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch, zu schlagen. Beide Theile verschanzten sich; Gustav wartete die ihm zueilenden Verstärkungen ab; W. unternahm keinen Angriff, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolf das östreich. Lager (24. Aug. 1632) zu erstürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Das schwed. Heer wendete sich nun nach Nordschwaben und machte da neue Eroberungen, W. aber fiel plötzlich in das unbesetzte Sachsen ein, um den Kurfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolf folgte ihm dahin nach, und es kam (6. Nov.) zu der Schlacht bei Lützen (s. d.). W., selbst verwundet, mußte mit großem Verlust (auch Pappenheim war gefallen, und W. verlor sein ganzes Geschütz) das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. W. zog sich nach Böhmen zurück und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Officiere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; Viele derselben wurden hingerichtet. — Im Mai 1633 rückte W. wieder ins Feld und ging nach Schlesien, wo sich ein schwed. Heer, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereinigt, befand. W. unternahm anfangs, ungeachtet s. Überlegenheit, nichts Ernstliches. Diese Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Östreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Daß diese aber bloß die Grundlage eines zu schließenden Friedens und nicht W.'s eignen Vortheil zugleich mit betrafen, geht wenigstens aus den bisher bekannt gewordenen Urkunden (z. B. aus dem v. Arnim'schen Archive) hervor. *) Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen

*) Dieser Capuciner, den Richelieu der franz. Gesandtschaft bei Kaiser und Reich als einen ganz unverdächtigen Begleiter zugegeben hatte, war das Hauptwerkzeug der damaligen franz. Umtriebe in Deutschland, welche besonders gegen die weitere Ausbreitung der Macht des Hauses Östreich gerichtet waren. Sein Vater war Jean le Clerc du Tremblay, **Président aux requêtes du palais** bei dem Parlament zu Paris, und Kanzler des Herzogs von Alençon. Bei der größten Anspruchslosigkeit in seinem Äußern war Joseph einer der gewandtesten Diplomatiker.

**) D. Karrig in Berlin will 200 ungedruckte Briefe von Wallenstein u. A. (a. d. J. 1627—34) herausgeben.

Schritte des Kaisers wider W. bekanntgemacht hat, dürfte wol nicht ganz unbedingt anzunehmen sein. — Nachdem ein 7wöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen W.'s in der übrigen Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er (18. Oct. 1633) ein schwed. Corps überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin, machte. Allein den gefangenen Grafen Matth. Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes der Böhmen, entließ er frei und reich beschenkt mit geheimen Aufträgen zum schwed. Kanzler, worüber man in Wien sehr aufgebracht war. Der Herzog aber kümmerte sich nicht um die Gunst eines Hofes, den er als undankbar erkannt hatte und den er verachtete. Indeß bewirkten s. Unternehmungen nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Zug, den W. auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard v. Weimar weitere Fortschritte in Baiern aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog W. bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da s. Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz wider den Willen des Kaisers war, der s. Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen W.'s Treue; seine Feinde am Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von W. gemachten Verschwörung vor, deren Zweck sein sollte, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden und einiger protest. deutschen Fürsten zu behaupten. Als nun W. zu Pilsen am 11. Jan. 1634 einem versammelten Kriegsrathe alle s. Beschwerden gegen den Kaiser vorgelegt und die Generale zum Theil für s. Absicht gewonnen hatte, erkannte man in Wien, wo von Octavio Piccolomini Alles angezeigt worden war, das Dringende der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher (18. Febr. 1634) ein Mandat, in welchem er W. des Oberbefehls der Armee entsetzte, und ihn, nebst zweien s. Generale, Illo und Trczka (spr. Tertschka), als Verräther und Rebellen ächtete. Es wurden zugleich Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, befehligt, sich W.'s todt oder lebendig zu bemächtigen. W. begab sich daher nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Grenze und den schwed. Truppen näher zu sein. Es schien freilich ihm Nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen sein. W.'s Ermordung machte allen s. wirklichen oder vermutheten Planen ein plötzliches Ende, und Deutschland ward dadurch wahrscheinlich von einer grosen Katastrophe gerettet. Einige Officiere der Garnison zu Eger, der Oberste Leßlie, ein kath. Irländer, dem W. Alles vertraut hatte, der Festungscommandant Buttler und der Oberstlieutenant Gordon, Beide protest. Schottländer, verschworen sich, da jeder Verzug Gefahr zu bringen schien, zu W.'s Untergang. Am 25. Febr. 1634 wurden bei einem in dieser Absicht von den Verschworenen veranstalteten Gastmahle die vertrautesten Freunde W.'s, Illo, Wilh. Kinsky, Trczka und dessen Adjutant, der Rittmeister Neumann, von Buttler's Dragonern, unter Anführung des Majors Geraldin, überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem Irländer Deveroux und 6 Hellebardierern die Vollstreckung des Blutbefehls an W., der, in s. Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niedersank. Er war noch nicht 52 J. alt. Kein Arm erhob sich, um s. Tod zu rächen, und er ward ohne Gepränge in der von ihm gestift. Karthause zu Gitschin beigesetzt. Ihn beweinte allein eine trauernde Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschlossene, herrische Mann nicht. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei ihm fand, ward eine Beute der Verschworenen und ihrer Gehülfen. Man hatte sich s. sämmtlichen

Papiere bemächtigt; aber es ist davon Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das s. Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen und zum Theil Denjenigen gegeben, die s. Untergang hatten befördern helfen. — Die Haupturkunde zu W.'s Anklage ist der Bericht seines Unterhändlers Scesina an den Kaiser 1635, den Herr v. Murr im lat. Originale zuerst (Halle 1806) bekanntgemacht hat. Nach diesem Bericht hatte W. schon seit 1630 (vor und nach der Schlacht bei Leipzig) mit Gustav Adolf geheime Unterhandlungen angeknüpft. Aber hatte nicht Scesina ein Interesse, W. als schuldig darzustellen? Die Rechtfertigungsschrift der Mörder W.'s, am 10. Tage nach der That in Eger gedruckt, ist wieder abgedruckt im „Morgenblatt", 1816, Nr. 175 — 178. — W. war von großem, starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst, kalt und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An s. immer sehr reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig, sowie er allen Lockungen der Sinne widerstand, und Nichts suchte als Befriedigung s. Ehrsucht und Herrschbegier. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen, glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne seltsame Zusammensetzung. Er besaß viel Klugheit, Menschenkenntniß und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei s. eignen Absichten zu verbergen. Gegen Die, welche von ihm abhingen, war er hart und nicht selten grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu s. Zwecken gebrauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Mit persönlichem Muth verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüberstehenden großen Taktikern, Gustav Adolf und Bernhard v. Weimar, nicht verglichen werden kann. Alle s. Unternehmungen baute er auf die Überlegenheit an Truppen, und s. Art Krieg zu führen war mehr Politik als Kriegswissenschaft. Ohne Achtung für die Religion selbst war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrerseits wieder haßte. Über die Vorurtheile s. Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor s. Tode von ihm trennte, war der ital. Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiserl. Hofe erkauft war, um ihn irrezuleiten. — Die dramat. Dichtungen Schiller's: „Wallenstein's Lager", „Die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" sind anerkannte Meisterwerke der Kunst und ruhen auf historischem Grunde. Denn, wie Schiller selbst von W. sagt: „Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen". Einige der handelnden Personen (Thekla und Max) sind bloß Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallerstein'sche Kunstsammlungen. Als der Fürst Ludwig Kraft Ernst v. Öttingen-Wallerstein 1812 das Erbe seiner Väter aus der vormundschaftlichen Verwaltung erhielt, überkam er auch auf dem Schlosse Wallerstein (im Rezatkreise Baierns, an der Grenze des alten Schwabens) außer einer bedeutenden Bibliothek (nach der Angabe von 100,000 Bdn.) mehre altdeutsche Bilder, die, hervorgezogen und gesäubert, den Gedanken einer Sammlung altdeutscher Kunstwerke anregten. Bald fand sich Gelegenheit von 1812 — 14, diesen wenig zahlreichen Anfang durch glückliche Ankäufe zu vermehren, und als 1815 die Sammlung des Gr. Jos. Rechberg hinzukam, durfte man an eine Aufstellung denken, die den Beschauer belehrte, daß hier für die Geschichte des Mittelalters eine monumentale Belegsammlung beabsichtigt sei. Ein ganzer Flügel des Schlosses ward eingerichtet; und weil nur „Mittelalterliches und Vormittelalterliches (?) hier zusammengebracht werden sollte", so wurde auch in der äußern Verzierung diese Zeit berücksichtigt und das Ganze in der Weise aufgestellt, als wenn ein der Kunst vertrauter Mann des sich neigenden 16. Jahrh. die Hervorbringungen der Zeit, die

eben ablief, gewissenhaft und in gefälliger Ordnung einem kunstliebenden Enkelgeschlechte hätte erhalten wollen. Alles was in den Kreis der Belege für eine höhere Geistesthätigkeit jener Periode gehört, fand daher hier eine Stelle; doch ist von den mancherlei Schätzen noch keine befriedigende Nachricht in das Publicum gekommen; nur über die Gemäldesammlung hat das „Kunstblatt", 1824, Nr. 80, 81, 89 und 90, einige Auskunft gegeben. Dort erfuhr man beiläufig, daß bei Anordnung der Büchersammlung die Idee verfolgt wurde, eine möglichst vollständige (?) Miniaturen-, Handzeichnung- und Kupferstich-, auch Holzschnittsammlung aufzustellen; daß die Arbeiten in Elfenbein zahlreich und nicht unwichtig, daß die Reihe der Glasgemälde glänzend sei, und daß mittelalterliche Münzen und Waffen nicht fehlen, die durch Erinnerungen an Ahnherren des ritterlichen Geschlechts der Öttinger ein locales Interesse haben. Am besten angeordnet scheint, nach den angeführten Nachrichten, die Sammlung der Gemälde zu sein, bei deren Aufstellung man einen kunstgeschichtlichen Zweck im Auge hatte. Der Stifter der Sammlung theilte nämlich die Werke der oberdeutschen Malerei in Bilder der charakterlosen- und Entwickelungsmalerei (Übergangsbilder) und dann in 4 Kunstcyklen ab, die er nach den Namen der hervorragendsten Männer jedes Kunstcyklus, den Cyklus des Schön, Zeitblom und Schaffner, den Cyklus des Wolgemuth und Dürer, den Cyklus des Cranach und den Cyklus des Holbein nannte. Für diese Annahmen finden sich in der Wallerstein'schen Sammlung die beachtenswerthesten Beweisstücke. Datirte Bilder von den namhaftesten Meistern Mart. Schön, Hans Burgmeier, Sigm. Holbein, Barth. Zeitblom, Albr. Dürer und vielen A. noch viel zu wenig gekannten Meistern werden Wallerstein zu einem Orakelplatze für Alle machen, welche sich in diesem schwierigen Theile der Kunstgeschichte versuchen wollen. Mancher Künstler wird dort erst sein Recht gewinnen können. Die Benennung und Vertheilung der namenlosen Bilder zu den einzelnen hier angenommenen Abgrenzungen geschah durch den verstorb. Director der k. Galerie zu München, Hrn. v. Dillis, und eine Autorität dieser Art kann wol Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit der Angaben einflößen. Daß eine Capelle mit diesen alten Kunstsälen in Verbindung gebracht worden ist, haben mehre Stimmen als eine sehr glückliche Näherung gepriesen. Seit 1821 ist diese interessante Sammlung zu einem Hausfideicommiß erklärt, und eigne Urkunden und Verträge sichern dem interessanten Schatze seine Erhaltung und sorgfältige Pflege. Doch ist sie schon jetzt nicht mehr in den Händen ihres Stifters, sondern ging durch freiwillige Abtretung an des Fürsten Ludwig Kraft Ernst jüngern Bruder über, der alles so sinnig Angefangene weiterzuführen übernommen hat. 19.

Wallfahrten, s. Procession.

Wallfischfang. Der Wallfisch, ein Säugethier, ist das größte unter allen jetzt auf der Erde lebenden Thieren. Ehemals, wo ihm noch nicht so sehr nachgestellt und er also älter wurde, soll er noch größer geworden sein; man fand ihn 200 Fuß lang, während man ihn jetzt selten länger als 70 — 80, und den grönländischen nicht länger als 60 Fuß findet. Die Höhle seines Rachens ist so groß und weit, daß sie ein Boot mit 8 Mann fassen kann. Seine Stärke ist unglaublich; er vermag mit einem Schlage seines Schwanzes den Narwal todtzuschlagen. Das Gewicht eines Wallfisches von 60 Fuß beträgt wenigstens 100 Tonnen oder 224,000 Pfund. Das Weibchen gebiert ein lebendiges Junges, säugt es groß und vertheidigt es mit der größten Wuth. Das Gehirn, welches beim Menschen wenigstens ein Vierzigtheil seines Gesammtgewichts ausmacht, beträgt beim Wallfisch nur ein Dreitausendtheilchen desselben. Darum vielleicht zeigt sich dieses Geschlecht so schwach und stumpfsinnig. Über die Lebensweise der Wallfische weiß man sehr wenig, da man sie nicht in der Nähe beobachten kann.

Die Wallfische können ein hohes Alter erreichen. Buffon meint, sie könnten wol 1000 Jahr alt werden. Man fängt den Wallfisch bloß des Thrans und des Fischbeins wegen, und es gehen alljährlich mehre 100 Schiffe auf den Wallfischfang aus. Man gebraucht dazu große und starke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des Eises nicht würden widerstehen können. Sobald man den Wallfisch erblickt, schickt man ihm einige Schaluppen entgegen, die möglichst nahe und behutsam an ihn rudern; sind sie ihm auf 30 Schuhe nahe, so wirft der Harpunier seine Harpune — eine 5 — 6 Fuß lange, spitzige, mit scharfen Widerhaken versehene Lanze — dem Thiere in den Leib. Ist er getroffen, so senkt er sich auf den Grund, erhebt sich aber bald wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Mittelst des an der Harpune befestigten Seiles ziehen die Schiffer den Wallfisch, wenn er vom Blutverlust unter vielen Zuckungen gestorben ist, an das Schiff, und steigen auf den wie eine Insel hoch daliegenden Körper des Thieres, um den Speck und die Baarten herauszuhauen, welche letztere man des Fischbeins wegen aus dem Oberkiefer löst. Die Arbeiter haben, um auf der Haut des Wallfisches desto sicherer zu stehen, einschneidende Eisen unter den Schuhen. Das Fleisch mit dem ganzen Gerippe läßt man liegen; es wird eine Beute unzähliger Seethiere und Vögel. Ein großer Wallfisch gibt an Speck und Baarten einem dreimastigen Schiffe volle Ladung und wird gegen 5000 Thlr. an Werth geschätzt. Jetzt ist der Wallfisch wenig einträglich mehr, da die Zahl der Thiere und der Gebrauch des Fischbeins sehr vermindert ist. Die Kamtschadalen u. a. nördliche Völker gebrauchen vom Wallfische nicht nur Speck und Baarten, sondern auch das Fleisch, die Haut, die Gedärme, die Knochen u. s. w. Vgl. Trampler's „Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges" (Leipzig 1771); und Will. Scoresby's d. J. „Account of the arctic regions with a history and description of the northern whalefishery" (Edinburg 1820, 2 Bde.).

Wallis (Wales), ein Theil des eigentlichen Englands u. d. Titel eines Fürstenthums, grenzt gegen W. u. N. an das irländische Meer, und hat auf 340 □M. 607,380 Einw. Es wird in Süd- und Nordwales getheilt; jedes enthält 6 Landschaften (shires). Das Land ist meistens bergig, daher nicht sehr fruchtbar, und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; doch gewinnen die Einw. ihren Getreidebedarf. Sie sind im Ganzen genommen arm; eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen ist Fischerei; in einigen Städten wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Mineralien, besonders Kupfer, Steinkohlen und Torf, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. Die Hauptst. des Fürstenthums ist Pembroke. Zu Nordwales gehört die bloß durch einen schmalen Meerarm von dem Lande getrennte Insel Anglesey. Die Walliser sind Abkömmlinge der alten Briten, die von den Angelsachsen (450) aus ihren eigentlichen Wohnsitzen vertrieben, und in diese kleine Provinz, die vorher Cambria hieß, eingeschränkt wurden, aber doch nie ganz vertilgt werden konnten, ebenso wenig als ihre alte cimbrische oder celtische Sprache, die sie noch immer, obgleich sehr verändert, reden. Die mittlere und niedere Volksclasse in Wales unterscheidet sich daher auch in ihren Sitten und überhaupt im Äußern von den Nationalengländern, die von ihnen keineswegs geliebt werden. Zur Beförderung des Unterrichts der ganz unwissenden Landleute sind vor geraumer Zeit Freischulen errichtet worden, in denen Schulmeister, die von einem Orte zum andern wandern, die ersten Anfangsgründe lehren. Auch wird seit kurzem jährlich ein Preiskampf der walliser Barden und Harfenspieler gefeiert. Wales behauptete lange Zeit seine Freiheit gegen die Engländer, obgleich es ihnen einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Als aber der letzte Fürst Lewelyn (Leslin) im Kriege gegen König Eduard I. (1282) umgekommen war, unterwarf sich dieser das Land, und gab es seinem Sohne und Nachfolger Eduard II. zum Lehen. Heinrich VIII. vereinigte es ganz mit England. Seit Eduards Zeiten führt der älteste Sohn des Kö-

nigs von England den Titel eines Prinzen von Wales, wozu er aber erst durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden ist; denn bei seiner Geburt erhält er den Titel eines Herzogs von Cornwall. In Wales sind durchaus englische Gesetze und Gerichtsverfassung eingeführt. Jährlich 2 Mal werden 4 Advocaten aus England nach Wales geschickt, welche richterliche Gewalt haben, und mit den Sheriffs jeder Landschaft ihre Gerichte (Assizes) in den Hauptstädten halten. Das ganze Fürstenthum sendet 24 Abgeordnete zum Parlament. Über die Alterthümer von Wales gibt Belehrung Peter Robert: „The Cambrian popular antiquities" (Lond. 1815), und dessen „Collectanea Cambrica". — Prinz-Wales-Insel, s. Pulo-Penang. — Auch in Australien hat man einer der neuentdeckten Inseln den Namen Prinz-Wales-Insel gegeben.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, grenzt an die Cantone Waadt, Bern, Uri und Tessin, und an die königl. sardinischen Staaten und hat auf 90 □M. 63,000 Einw. Dieses ehemals stärker bevölkerte Land wird in Ober- und Unterwallis getheilt, besteht aus 16 kleinen Thälern und einem großen Hauptthale, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zu Ende, von der Rhone durchströmt wird. Die südlichen Seitenthäler sind beträchtlicher als die nördlichen. Diese Thäler werden durch die 2 höchsten Gebirgsketten der Schweiz gebildet, welche von den Felsspitzen Dent de Midi und Dent de Morcle gegen S. und N. auseinander-, und am Ende von Wallis am Gotthard wieder zusammenlaufen. Die südliche Reihe, welche Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, z. B. den Rosa (s. d.), das Weiß- und Matterhorn; es erhebt sich in seiner Nähe der jedoch nicht hierher gehörige Montblanc, und über den Bernhardsberg und Simplon führen 2 Straßen nach Italien. In der nördlichen Reihe, welche Wallis von Bern trennt, liegen die berühmtesten Gipfel des bernischen Oberlandes, als das Finsteraarhorn, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Grimsel und der Gemmi mit sehr gangbaren Pässen, und am Gotthard die Furka (s. d.). Klima und Erzeugnisse sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt; die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht und bringen Getreide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch nähren sie sich von der starken Durchfuhr, besonders über den Simplon. Es gibt hier gute mineralische Bäder; im Innern des Gebirges Eisen, Kupfer, Blei, Gold und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; hingegen benutzt man den sehr schönen Marmor, den weichen an der Luft stets härter werdenden Tropfstein, den Gyps ꝛc. Die Salzwerke zu Bex beuten jährlich ungefähr 13,000 Ctnr. aus. Die Einwohner sind der katholischen Religion zugethan und sprechen, nach Verschiedenheit der Abstammung entweder deutsch (die Oberwalliser), oder französisch (die Unterwalliser), doch in höchst verdorbenen Mundarten. Allen wirft man Unreinlichkeit und Trägheit vor. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. — Die ursprünglichen Einw. wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Späterhin gehörte es zum zweiten burgundischen Reiche, und kam 1032 mit demselben, unter Kaiser Konrad II., an das deutsche Reich. Eben dieser Kaiser überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis, und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der 1529 mit der Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als 1802 neue Unruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter franz. Einflusse, ganz von der Eidgenossenschaft ab, bildete

eine für sich bestehende Republik und nahm eine demokratische Verfassung an. Frankreich übte eine gewisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die ihm wegen der Verbindung mit Italien sehr wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde die berühmte, 1806 vollendete Straße über den Simplon (s. d.) angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12. Nov. 1810 die längst beabsichtigte Einverleibung des ganzen Landes, unter dem Namen des Depart. des Simplon, mit Frankreich. Die Ereignisse von 1814 änderten auch das Schicksal dieses Landes. Durch die Acte des wiener Congresses vom 9. Jun. 1815 wurde das walliser Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Der ganze Canton ist in 13 Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinden besteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen aus verschiedenen Mitgliedern bestehenden Rath. Die höchste gesetzgebende Gewalt hat der Landrath, zu welchem jeder Zehnte und der Bischof 4 Abgeordnete schicken; die vollziehende Gewalt steht bei dem Staatsrathe und dem obersten Gerichte. Die Staatseinnahme belief sich 1824 auf 879,124 Fr., die Staatsausgabe auf 809,463 Fr. In geistlicher Hinsicht bildet der Canton ein eignes Bisthum; der vom Landrath gewählte Bischof hat seinen Sitz in der Hauptst. Sion (Sitten) (2350 Einw. mit einem Jesuitenseminar). Der Canton stellt zum Bundesheere 1280 M., und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 26,500 schweizer Franken.

Wallis (Johann), in Ashford 1616 geb., ein ausgezeichneter Mathematiker, war mehre Jahre Prediger. In dem bürgerlichen Kriege 1640 machte er sich in der Kunst, den Schlüssel zu den verborgensten Chiffern zu finden, bemerklich, hierauf durch mathematische Arbeiten und theologisch-polemische, während er zugleich ernst und feurig für Karl I. sprach. 1649 trat er von der Kanzel ab, um in Oxford als Professor der Geometrie zu wirken. Von der Zeit an blieb kein wichtiger Zweig der Mathematik von ihm unerforscht. Was seine Zeitgenossen in und außer England darin leisteten, ward von ihm beachtet, verbessert, bereichert, und während er 1654 in Oxford auch Doctor der Theologie wurde, berechnete er Sonnenfinsternisse, die Quadratur des Cirkels, entzifferte er Geheimschriften, und schrieb über die Berechnung der unendlichen Größen („Arithmetica infinitorum", Oxford 1655, 4.), die Kegelschnitte, oder stritt darüber mit andern Mathematikern, namentlich mit Hobbes, mit Frenikle in Paris, mit Fermat in Toulouse. Die Zahl seiner kleinen und großen Arbeiten in jedem Zweige der Mathematik ist bedeutend, und da er bei Lösung der schwierigsten Aufgaben auch noch Archivar und öffentlicher Lehrer in Oxford war, bleibt es fast unbegreiflich, wie ihm Zeit und Muße dazu wurde. Als Karl II. 1660 den Thron bestiegen hatte, ernannte er ihn zu seinem Kaplan. W. hatte bereits in einer lateinisch geschriebenen Grammatik der engl. Sprache (1653) seine Beobachtungen über die Sprache und über die Art, wie Töne gebildet werden, mitgetheilt und seitdem fortgesetzt. Diese brachten ihn 1661 auf den Gedanken, zu versuchen, wie ein Taubstummer unterrichtet werden könne. Es glückte ihm. Sein Zögling lernte jedes Wort genau aussprechen. 1663 ward die so berühmt gewordene Royal Society gebildet, und er eins ihrer ersten Mitglieder. Seine mathematischen Arbeiten und die Beurtheilung der bei diesem Institute eingehenden fremden Abhandlungen gründeten mit den Ruf der Anstalt. Von dieser Zeit an mit Problemen, mit Herausgabe alter in seinem Fache bekannter Schriftsteller und mit Commentaren dazu beschäftigt, schien W. der Theologie ganz entsagt zu haben, als er 1687 wieder 3 Abhandlungen über die Psalmen, den Hiob und Melchisedek, und 1690 ein Werk über die Dreieinigkeit

herausgab: Schriften, die, wäre nicht das Zeitalter dafür günstig gewesen, seinem Rufe, den immer neue mathematische Werke verjüngten, schwerlich förderlich gewesen sein würden. Von 1692 an ließ die Universität Oxford eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke drucken. W. starb 88 J. alt 1703 mit dem Rufe, in der langen stürmischen Zeit gemäßigt, bescheiden als Geistlicher und in so mancher andern Art immer das Beste beabsichtigt und bewirkt zu haben. Die „Arithmetica infinitorum" gilt unter seinen vielen Arbeiten für die beste, obschon sie durch die von Newton herausgeg. „Analysis des Unendlichen", die W. selbst 1696 gegen Leibnitz unparteiisch in Schutz nahm, ebenfalls in Schatten gestellt worden ist.

Wallonen nennt man die Bewohner des zwischen der Schelde und der Lys gelegenen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemaligen franz. Flanderns und die jetzigen franz. Depart. des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne versteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, und zum Theil des ehemaligen Hochstiftes Lüttich, welche die sogenannte wallonische oder altfranzösische Sprache reden, die von Einigen für den Überrest der alten gallischen Sprache gehalten wird. In den ältern geographischen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Länder noch nicht haben, wird ein wälsches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, so viel als Wasser oder Meer — weil diese Völker in Rücksicht Deutschlands nach dem Meer zu wohnen — oder von dem alten deutschen Worte Wahle, welches einen Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälschland statt Italien — bedeutete. — Die **wallonische Garde**, welche sonst einen Theil der königl. spanischen Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß diese Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, so lange es unter spanischer Herrschaft war, gezogen wurden.

Wallraf (Ferdinand Franz), ein durch Gelehrsamkeit, Kunstsinn und Bürgertugend ausgezeichneter Mann, geb. zu Köln am Rhein d. 20. Juli 1748, war der letzte Rector der ehemaligen kölner Universität. Von seinem Vater, einem bemittelten Meister der Schneiderzunft, frühzeitig in die Stadtschule geschickt, zeigte er eine entschiedene Neigung zum Lernen. Von allen Seiten her suchte er alte Bücher zusammen und stellte sie in seinem Dachstübchen auf. Durch den Anblick der Kunstsammlungen seiner Vaterstadt ward in ihm der Schönheitssinn geweckt. Im 20. Jahre hatte er seine akademischen Studien beendigt; Philosophie, römische Sprachkunde und Geschichte waren seine Hauptstudien gewesen. Auch als Prof. am montaner Gymnasium setzte er das Studium der Alten und des Kunstschönen fort; zugleich studirte er Theologie und wurde 1772 Priester. Seine Lage als Lehrer war für ihn niederdrückend; dennoch überwand sein aufstrebender Geist jedes Hinderniß, und in seinem 27. J. gab er Proben eines originellen Dichtertalents. Auch der Tonkunst widmete er sein Studium, und ihn beschäftigte vorzüglich das Geschichtliche. Auch stiftete er zu Köln einen Singverein. Der Fürst Primas v. Dalberg kam dadurch mit Wallraf in Briefwechsel. 1783 begleitete W. den damaligen Domgrafen zu Köln, Reichsgrafen von Öttingen-Baldern, auf einer Reise nach Schwaben. Da wurde zuerst die ihm eigenthümliche Kraft ganz geweckt, und er faßte bei sich den Entschluß, seine Vaterstadt von der Beschuldigung des Obscurantismus und der Unwissenheit zu befreien. 1784 ward ihm der Auftrag, die lat. Inschriften zur Leichenfeier im Dome zu Köln anzufertigen; und seine dadurch bewährte Meisterschaft im römischen Lapidarstyl war so anerkannt, daß von mehren gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens, auch aus Frankreich durch Talleyrand und Fontanes dieserhalb Gesuche bei W. eingingen. Um diese Zeit wurde er Mitglied der philosophischen Facultät der Universität; seitdem trug er die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften

vor. 1786 erhielt er eine ordentliche Professur der Naturgeschichte, Botanik und Ästhetik, zugleich auch die Aufsicht über den botanischen Garten, für welchen er aus eignen Mitteln 2500 Pflanzen anschaffte. Seine Sammlung von Alterthümern und Naturalien nahm jetzt mit jedem Tage zu, und ebenso seine Fähigkeit zur Kenntniß und Beurtheilung von Kunstwerken. 1786 erhielt er von der kölnischen Universität den Doctorgrad der Medicin und Philosophie. 1794 wählte ihn die Universität zum Rector; allein nach 4 Jahren legte er dieses Amt nieder, weil er den von den Priestern geforderten Eid: „Haß dem Königthume!" nicht schwören wollte. Nach Aufhebung der Universität erhielt er 1799 eine Professur der Geschichte und der belles lettres an der neuerrichteten Centralschule. Jetzt machte er sich dem Auslande auch als Numismatiker bekannt; seine „Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn v. Merle" ist classisch. Die Resultate seiner historischen Forschungen findet man in seiner „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen". Von 1799—1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige „Taschenbuch der Ubier" heraus. Beweise seiner Kunstkritik sind darin seine Abhandlungen über Quellinus und Rubens und über Rubens und van Dyk. Bei W.'s Eifer für das Studium der altdeutschen Kunst gelang es ihm in jener revolutionnairen Zeit, mit Gefahr von Leben und Ehre, die Fenster der Domkirche, diese unschätzbaren Meisterstücke der Enkaustik, deren Wegnahme schon beschlossen war, zu retten. Im J. 1802 nahm er Antheil an der kirchlichen Organisation seiner Vaterstadt. 1804 wurde ihm ein dem Domcapitel gehöriges Haus, die Propstei, zum lebenslänglichen Eigenthum überlassen; hierher flüchtete er seine immer mehr anwachsenden Sammlungen, welche mehrmals zu verbrennen in Gefahr waren. 1812 unternahm W. eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris. Bald darauf trat er in nähere Verbindung mit Göthe, Werner, Fiorillo u. A. 1815 folgte er der Einladung, mit den Landesdeputirten in Aachen dem preuß. Königshause den Eid der Treue zu leisten. Bei dieser und bei andern Gelegenheiten erhielt der würdige Mann von den höchsten Personen ausgezeichnete Beweise der Achtung. Als er 1818 von einer schweren Krankheit genas, setzte er seine Vaterstadt Köln zur Erbin seiner an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft überaus reichen Sammlung ein. Die von dem Stadtrath ihm dafür bewilligte Pension wendete er an, um eine Sammlung römischer Antiken, die eben nach England verkauft werden sollte, zu erwerben. Der König ertheilte ihm damals den rothen Adlerorden 3. Classe, und 1819 eine Pension. Jetzt führte W., der sein nahes Ende fühlte, noch eine längst gehegte Absicht aus. Er ließ an dem Hause, wo Rubens geboren ward und Maria von Medici starb, einen großen Denkstein mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern. Thätig nahm er sich auch der Baugewerk- und Professionistenschule an, ging aus einer Werkstätte in die andre und ermunterte die Arbeiter zum Fleiß. Die 50jähr. Priesterjubelfeier des edlen Greises, am 20. Juli 1823, war ein allgemeines Fest des Volks und seiner Vaterstadt. Auch die königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher in Frankreich übersandte ihm zu diesem Tage das Diplom als correspondirendes Mitglied. Am 18. März 1824 starb W. Die Würde des Menschen hat dieser seltene Mann in großen, reinen Zügen an sich dargestellt. Richtiger Blick, treues Urtheil, wahre Erfindung machten im schönen Verein seinen Genius aus. Von ihm sagte Dr. Gall, daß er keinen Schädel dem von Göthe ähnlicher gefunden als den seinigen. Seine Sammlungen, welche 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke, 13,248 Bücher, 9923 Mineralien, 1616 Gemälde, 3875 Handzeichnungen, 38,254 Kupferstiche, 3165 Holzschnitte, 104 vaterländische Alterthümer, 323 geschnittene Steine, 1297 Anticaglien u. s. w. enthalten, wurden 1827 in dem Kölnischen Hofe aufgestellt und sind der Grund zu

einem kölner Museum. Der Domkaplan Smets zu Köln hat über W. einen „Biographischen Versuch" (Köln 1825) in Druck gegeben.

Wallrath (sperma ceti) ist der Name einer sehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Masse, welche in den größern Höhlungen und besonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarks heruntergehenden Canale des Caschelotts oder Pottfisches in der Gestalt eines milchweißen Öls gefunden wird, die aber, sobald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich verdickt, und zu einem halb durchsichtigen Talg sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Behandlung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der Wallrath ist glänzend weiß, fett und süßlich von Geschmack; der gelbliche und thranigte taugt nichts. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er ranzig werde. Er wird als Arznei innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika und in England werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. — Man hat auch eine weiße Masse, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet, und für den verschütteten Samen der Wallfische (daher der lat. Name sperma ceti) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig, Graf v.), kaiserl. östr. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Wien 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig, Graf v. W., als königl. großbrit. Gesandter angestellt war. Er trat in das hanöver. Leibgarderegiment, 1790 in preußische, und als Preußen in Folge des baseler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, in östr. Kriegsdienste. Hier zeichnete er sich seit 1796 in allen Feldzügen als Parteigänger aus. Auch unterhandelte er und schloß den Hülfsgeldervertrag zwischen England und Östreich, als dieses 1809 von neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Jul.) bei, und erkämpfte sich den Theresienorden. Nach dem wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits zum Feldmarschalllieutenant aufgeschwungen hatte, Divisionnair in Böhmen, wo er meist in Prag, fern von politischen Berührungen, lebte. 1813 trat W. mit gleichem Charakter in russ. Kriegsdienste, wo er zum Befehlshaber der deutschen Legion bestimmt wurde. Er führte sie nach Mecklenburg, wo er der Übermacht Davoust's mit Einsicht das Gleichgewicht hielt und sogar im Treffen an der Görde die franz. Division Pecheux vernichtete. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ W. die russ. Kriegsdienste und kehrte nach Östreich zurück. 1817 ward er an des Grafen Nugent Stelle, der in neapolitanische Dienste trat, Oberbefehlshaber der im Königreiche Neapel zurückgebliebenen östr. Truppen, und 1821 befehligte er einen Haupttheil des gegen Neapel bestimmten östr. Heers, welcher im Jun. d. J. die Insel Sicilien besetzte. Er wurde 1823 zurückberufen. Ein durchdringender Verstand, ein besonnener Überblick alles Dessen, was zur Ausführung eines Unternehmens erfoderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens.

Walpole (Robert), Graf v. Orford und Pair von Großbritannien, einer der berühmtesten engl. Minister, geb. 1674, starb 1745. Er studirte zu Eton und Cambridge, ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, erst 26 Jahre alt, von einem kleinen Flecken ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Beredtsamkeit und Thätigkeit aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsätzen getreu. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegssecretairs. Als aber 2 Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten und Marlborough gestürzt wurde, verlor auch W. seine Stelle, ward von seinen Geg-

nern angeklagt, und selbst ins Gefängniß gebracht. 1713 wieder zum Parlamentsglied gewählt, zeigte er sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestant. Erbfolge in England. Als Georg I. (1714) den britischen Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; W. wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt und erlangte bald großes Ansehen. 1716 bewirkte sein Vorschlag, daß das seit Wilhelm III. 3jährig erneuerte Unterhaus in ein 7jähriges verwandelt wurde. 1721 zum Kanzler der Schatzkammer (so viel als erster Minister) ernannt, behauptete er sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, 20 Jahre hindurch in diesem Posten. Es ist bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und seine Minister scheuten jedoch den Krieg, und suchten ihm durch geschickte Unterhandlungen und mächtige Verbindungen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anwendeten (starke Hülfsgelder an auswärtige Mächte und öftere Ausrüstungen großer Flotten), waren Ursache, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Mill. Pf. Sterl. betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. W. wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Bestechungen an, um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Überhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei dem allen war W. ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes lag ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben emporzubringen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er auch jeden Krieg zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Vertrag nicht erfüllte, sah er sich wider seine Neigung genöthigt, der Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England vielleicht nicht ohne Grund über sein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entschluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige Maßregeln und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die wenigstens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie trugen im Parlament auf die Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber W. beim weitern Fortgange des Kriegs fühlte, daß sein Ansehen immer mehr abnahm, und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Großbritannien, u. d. N. eines Grafen v. Orford, erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pf. St. Seine Nachfolger im Ministerio befolgten dieselben Maßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen W.'s Geist. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Verwaltung, besonders über die von ihm in den letztern 10 Jahren für den geheimen Dienst ausgegebenen 8 Mill. Pf. St., verlangten, blieb ohne Erfolg, und W.'s Andenken ist in England noch immer in Ehren. S. „Memoirs of the life and administration of Sir Rob. Walpole" (aus Originalpap. und ungedr. authent. Quellen) von Will. Coxe (London 1798, 3 Bde.).

Walpole (Horatio, Lord), des Vorigen jüngster Sohn, ein witziger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur, geb. 1718, starb 1797. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann auf der Schule zu Eton, wo er mit dem Dichter Gray ein Freundschaftsbündniß schloß, mit dem er nachher 1739 einen Theil von Italien durchreiste. Von 1741 an 4 Mal nacheinander ins Unterhaus gewählt, zeigte er bei allen Verhandlungen einen festen, unbestechlichen Charakter. Aber von 1761 an gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich

auf sein Landhaus unweit London zurück, und widmete sich hier ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigne Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verschenkt wurden. Von seinen eignen Schriften sind die merkwürdigsten: „Verzeichniß aller englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst der Angabe ihrer Schriften", ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viele literarische Notizen enthält; „Kleine Aufsätze" („Fugitive pieces"); „Anekdoten über die Malerei in England" (dieses Werk ward mehrmals aufgelegt und in andre Sprachen übersetzt); „Die Burg von Otranto, eine gothische Geschichte" (1765), ein grausenvoller Roman und das Urbild aller Geister- und Gespensterromane. Sein ebenso gräßliches Trauerspiel: „Die geheimnißvolle Mutter" („The mysterious mother"), erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der auf dem Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Katharina von Rußland verkauften Gemälde und Kunstwerke, u. d. T. „Aedes Walpolianae", und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines in mehr als einer Rücksicht anziehenden Landhauses bei London zu erwähnen. Seine sämmtlichen, von ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in 5 großen Bdn., 4., mit 164 Kpfrn. prächtig gedruckt. Einen Auszug Dessen, was darin auch für das Ausland Interesse haben kann, gab A. W. Schlegel in den „Historischen, literarischen und unterhaltenden Schriften von Horatio Walpole" (1800). Seine „Briefe von 1745—82" kamen erst 1818 zu London heraus. S. „Geschichte von König Georgs II. 10 letzten Lebensjahren" gibt die einzige genaue Kenntniß von dieses Königs Regierung. S. „Zweifel über Richard III." sind als ein Muster historischer Kritik und Forschung zu betrachten. Von den „Works of Hor. Walp., Earl of Oxford" erschien der 9. Bd. London 1825, 4., welcher s. Briefe an den Earl of Herford (Botschafter in Paris) von 1763—65 enthält. Anekdoten von ihm findet man in den „Reminiscences d'Hor. Walpole" (Paris 1826). W. besaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er Alles, was zu seiner Zeit in England vorgefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe Alles, was seit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, bis auf die kleinsten Pamphlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr weitläufigen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landhauses gesorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geb., eine Schwester des heil. Willibald, des ersten Bischofs zu Eichstädt, und Schwestertochter des heil. Bonifaz, des Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde ungefähr in der Hälfte des 8. Jahrh. Äbtissin des neuerrichteten Klosters zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer gewesen sein, denn man hielt sie für die Verfasserin einer lat. Beschreibung der Reisen des heil. Willibald. Nach ihrem Tode (776 od. 778) ward sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Öl, das unter ihrem Namen im katholischen Deutschland bekannt ist, wird für sehr wirksam gegen Krankheiten der Hausthiere angesehen. *) Der Zufall, daß

*) In einem Benedictinerkloster zu Eichstädt liegen in einer Höhle die sogenannten Gebeine der heil. Walpurga. Aus dieser Höhle schwitzt eine Feuchtigkeit; weßhalb der Aberglaube vorgibt, sie quille aus den längst verdorrten Knochen, und dieselbe ein Öl nennt, ungeachtet sie weder brennt, noch auf dem Wasser schwimmt, sondern sich

Ich habe schon oben gesagt, daß Friedrich der Große, der Vorgänger Josephs, ein Mann war, der sich um Bücher und Schriften wenig kümmerte. Er hatte sie, wie es scheint, nur deshalb um sich, damit sie ihn nicht störten

schen Kaiserhauses, dem jungen freigebigen König Friedrich II. nahe gekommen sein. Er preist in vielen Liedern dessen fürstliche Tugenden, und zeigt sich in seinen politischen Gedichten als ein warmer Vertheidiger der kaiserlichen Macht und Ehre gegen die Anmaßungen der ausgearteten Geistlichkeit und ihres Oberhauptes in Rom. So freimüthig aber auch W. gegen den weltlichen Übermuth und Ehrgeiz der Geistlichkeit und namentlich des Papstes zu Felde zieht, so gläubig und fromm ehrt er doch die heilige Kirche und ihre würdigen Diener, und ist ein feuriger Herold des Kreuzes, mit dem er sich in der Folge auch selbst bezeichnen ließ. Friedrich II. schenkte dem Dichter ein Reichslehn, worüber dieser seine Freude kaum ausdrücken kann, ohne uns jedoch zu sagen, wie es geheißen habe. Eine geraume Zeit nach Friedrichs II. Ankunft in Deutschland finden wir W. wieder an dem Hofe zu Wien, wo er an Leopold VII., dem jüngern Bruder seines ersten Gönners Friedrichs, einen milden Herrn fand; und nicht minder war ihm dessen Oheim, Heinrich, gewogen, welcher bis 1223 lebte. Nach Leopolds Tode, 1230, scheint W. den Hof in Wien, über dessen Verfall er klagt, verlassen zu haben, und wir erfahren nun von seinem äußern Leben nur noch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge, wahrscheinlich an dem, welchen Kaiser Friedrich II. 1227 nach Palästina unternahm. Das Jahr, in welchem W. starb, ist so wenig bestimmt, wie das seiner Geburt; jedoch muß er wenigstens bis nach 1230 gelebt haben. Die letzten Jahre seines Lebens widmete W. einer frommen und in sich zurückgezogenen Betrachtung der Welt in ihrer Nichtigkeit, des Todes und der Ewigkeit. Er starb zu Würzburg, oder ist doch dort begraben. W. v. der V. wird nicht allein von den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit als ein Meister im Gesange gepriesen, sondern auch bis in die Periode der Meistersänger klingt sein Name mit hellem Ruhme fort und wird unter den Zwölfen genannt, welche nach der Sage zu Kaiser Ottos des Großen Zeit die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben. Seine Gedichte, sämmtlich lyrische, stehen in den handschriftlichen Liedersammlungen der sogen. Minnesänger (s. d.). Lachmann hat sie im Originaltext herausgegeben (Berl. 1827). Vgl. L. Uhland's gründliche und umfassende Darstellung des Lebens und Charakters dieses Dichters und seiner Gedichte u. d. T.: „Walther von der Vogelweide ꝛc." (Stuttgart 1822). Die Gedichte W.'s v. d. V. stehen in dem Mittelpunkte der schönsten Blüthe des altdeutschen Minnegesanges und verbreiteten sich nach allen Richtungen der frühern und spätern lyrischen Kunst. Seine eigentlichen Minnelieder gefallen mehr durch Witz und freies Spiel der Empfindung als durch eine tiefe Innigkeit. W. ist überall Herr seines Gegenstandes, auch in der Liebe, und seine Vielseitigkeit verleugnet er selbst im Herzen nicht. Seine politischen, moralischen und religiösen Gedichte tragen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes und der Betrachtung, welches jedoch nicht selten durch heitern Scherz und witzigen Spott geschmückt wird. Seine Versmaße und Reimweisen sind sehr mannigfach, von den prächtigen, großstrophischen und langgegliederten Weisen, in denen er Könige preist, bis zu dem leichthüpfenden Volksliede. Im Ganzen steht er auch in diesem Betracht in der Mitte zwischen der musikalischen Freiheit der ältesten Minnesänger und der strengen Meßkunst der in die Meistersängerei übergehenden.

Walzer. Ein deutscher Tanz von fröhlichem Charakter. Obgleich einförmig, ist er doch nicht ohne Bedeutung. Er stellt ein sich leicht drehendes, vertrautes Paar vor, das sich zur Fröhlichkeit vereinigt. Früher hatte er eine mäßige, unserm Nationalcharakter angemessene Bewegung, und ging bisweilen ins sehnsüchtig Zärtliche über. In der letztern Zeit dagegen, seitdem der wiener Walzer herrschend wurde, hat sich der Frohsinn und die Lustigkeit, die sich darin aussprachen, bis zur bacchantischen Wuth gesteigert. Die Musik, die Seele des Tanzes, hat diese Perioden mit durchlaufen. Die Musikstücke werden in der Bewegung des $\frac{3}{4}$- oder $\frac{3}{8}$-Takts geschrieben. Um die Einförmigkeit derselben zu vermeiden, hat man

neuerdings mehre Walzermelodien auf einander folgen lassen, und sie in einem Anhange (Coda) verbunden. (S. Tanzmusik.)

Walzwerk, Streckwerk, nennt man eine Maschine, in welcher 2 mehr oder minder starke Cylinder oder Walzen, die entweder aus Gußeisen oder Stahl bestehen und ganz genau abgedreht und abpolirt sind, mit einer entgegengesetzten kreisförmigen Bewegung mittelst Wasser-, Thier- oder Dampfkraft, dicht über einander umgetrieben werden, um Metalle, als Eisen, Blech, Stahl, Messing, Kupfer, Zink, Blei ꝛc. auszudehnen und denselben eine gehörige Dicke und Breite zu geben. Indem nämlich das auszuwalzende Metall zwischen die beiden Walzen gesteckt wird, erhält es eine Stärke, die gleich dem Abstande der beiden Walzen von einander ist.

Wandelstern, s. Planet.

Wandern. Das Reisen der deutschen zünftigen Handwerker in fremde Länder, zur vollkommenern Erlernung ihres Gewerbes, scheint ebenso alt zu sein als der Ursprung der Handwerke in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerke entstand in den Städten, die Heinrich I. anlegte. Unter seinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Adeligen und Freien in ihrem Gefolge nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Kunstfertigkeiten erwarben, welche man in Deutschland noch nicht kannte. Dies scheint zuerst die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker fremde Länder besuchen müßten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommnen. Als nun Innungen, Zünfte (s. Gilde) aufkamen, da ward auch das Wandern der Handwerksgesellen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Absicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man machte es selbst zur nothwendigen Bedingung der Aufnahme in eine solche Zunft. Die gute Absicht dabei ist nicht zu verkennen. Aber wie die Zunftverfassung selbst hat auch das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Seine unleugbaren Vortheile sind, daß die Gesellen dadurch mehr Geschäfts- und Menschenkenntniß und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als in der Regel zu Haus, und dann, daß wenn an einem Orte der Gesellen zu viel werden, mehre von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden. Wenige Ausnahmen abgerechnet, ist der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern erhalten, keineswegs geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifersucht, gewisse Handgriffe selbst den Gesellen zu verbergen. Aber auch angenommen, daß ein Meister seinem Lehrlinge alles Das beibrächte, was er selbst in seinem Geschäfte weiß, so würde der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Lehrherrn für den Kunstverständigsten halten, und sich in der Folge nicht leicht über das Mittelmäßige in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er mehre Handgriffe, oft auch die zu seinem Gewerbe erfoderlichen Materialien nach ihrem Ursprunge u. ihrer verschiedenen Behandlung kennen. Das Besuchen fremder Werkstätten und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche macht ihn gewandter, gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen, und erwirbt ihm bei seinen dereinstigen Mitbürgern den Ruhm, sich etwas versucht zu haben. Indeß sind auch die damit verbundenen mannigfaltigen Nachtheile nicht zu übersehen, die aber meistens in der Persönlichkeit der Wandernden selbst liegen, und größtentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherren, sowie der Ältern der jungen Leute selbst, verhütet werden könnten. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorbereitung, auf die Wanderschaft. Diese müssen dann freilich ihre Erfahrungen oft theuer genug erkaufen. Andre finden auf der Reise kein Unterkommen, entweder weil sie so ungeschickt sind, oder weil sie nicht

Luſt haben, ſich an eine feſte Lebensart zu gewöhnen; ſie wandern daher immer weiter, und mancher wandert ſein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon iſt Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsſcheu und, bei entſtehendem Mangel, Verſuchung zu Betrügereien und Diebſtählen. Ein andrer Nachtheil iſt der, daß die wandernden Handwerker dem Publicum bisweilen ſehr zur Laſt fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der geſchenkten, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Geſellen mit einem feſtgeſetzten Geſchenke zum Reiſegelde verſehen werden. Aber auch dieſe Gabe iſt oft ſo gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reiſende nicht dabei beſtehen kann. Man hat in neuern Zeiten dieſen Gegenſtand öffentlich zur Sprache gebracht. Die königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen gab 1797 die Preisfrage auf: „Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgeſellen möglich ſind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden?" Unter mehren darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl und Ortloff (zuſammen herausgegeben Erlangen 1798; des Letztern Abhandlung auch einzeln, ebend.) den Preis. Eine löbliche Einrichtung unſerer Zeit ſind die an mehren Orten errichteten Sonntagsſchulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von Denen, die es ſelbſt am nächſten angeht, vielleicht oft am wenigſten erkannt wird. In den preuß. Staaten beſteht ſchon lange ein Geſetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde Länder ſtreng verbietet. In einigen deutſchen Provinzen ſind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meiſtens nur örtlich ſind. Anſtatt der gewöhnlichen Wanderpäſſe oder Kundſchaften, deren leichte und unerſchwerte Erlangung mannigfaltige Mißbräuche beförderte, ſind in Baiern 1808 und in Sachſen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Aufſicht ausgefertigt werden. (S. auch „Preisſchrift vom Wandern der Handwerksgeſellen", Nürnberg 1809.)

Wanken der Erdaxe, Nutation. In dem Art. Vorrücken der Nachtgleichen ſind die Gründe entwickelt, aus denen die Axe der Erdkugel, wegen der ſphäroidiſchen Geſtalt der letztern und der daher rührenden Unregelmäßigkeiten, in den Anziehungen der Sonne und des Mondes eine jährliche Stellungsveränderung von beiläufig 50″ erleidet. Von dieſen 50″ kommen im Mittel 36″ auf die Anziehung des Mondes. Er kann aber dieſe Wirkung wegen eigner, unterdeß eintretenden Stellungsveränderung, nicht auf eine gleichmäßige Weiſe hervorbringen, vielmehr ergeben ſich aus dieſen Veränderungen nicht nur Ungleichheiten in dem Maße der Vorrückung der Nachtgleichen, ſondern auch ein gewiſſes Wanken (nutatio) der Erdaxe und alſo der Ebene des Äquators, in deren Folge ſich die Geſtirne demſelben bald zu nähern und bald ſich davon zu entfernen ſcheinen, welche geringe Verſchiedenheiten in der Declination auch die Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer periodiſchen Änderung gegeben haben, die wir Bradley (ſ. d.) verdanken. Im Allgemeinen leuchtet von ſelbſt ein, daß eine Verſchiedenheit in der Stellung des Mondes gegen den ſphäroidiſchen Erdkörper, beſonders aber in dem Orte ſeiner Knoten, die einer eignen ſchnellen Bewegung unterworfen ſind (ſ. Mond), und ſeiner Lage gegen den Äquator, die ſich um 10° verändern kann, nothwendig Veränderungen in der Neigung der Ebene des letztern gegen die Ebene der Ekliptik hervorbringen, und alſo die Schiefe der Ekliptik, d. h. den Winkel zwiſchen den genannten beiden Ebenen mit ändern muß. Von der Lage des Äquators gegen die Ekliptik und ihrer gemeinſchaftlichen Durchſchnittslinie iſt aber, wie im angezogenen Art. ebenfalls gezeigt worden, andrerſeits auch die Lage der Äquinoctialpunkte (welche man ſich gewöhnen muß, als etwas nur Eingebildetes zu betrachten) und mit ihnen Rectaſcenſion, Declination und Länge (nur die Breite bleibt dabei ungeändert) abhängig; und wenn alſo, wie dies angegebenermaßen wirklich der Fall iſt, in den Stellungen des Mondes periodiſche Verſchiedenheiten

Digitized by Google

Stadt, 3 Stdn. s. Bonn, Knotenpunkt der Linien Köln-Bonn-Koblenz und Bonn-Euskirchen-Trier der Preußischen Staatsbahn. Sitz des Landrats des Landkreises Bonn, eines Amtsgerichts (Landgericht Bonn), Hauptzollamts, Hauptsteueramts, Rentamts, Forstinspektion, Katasteramts, Bauinspektion, Eisenbahnbetriebsamts, Postamts, Telegraphenamts, Fernsprechamts, Reichsbankstelle, Filiale der Rheinischen Kreditbank, Rheinischen Bank, Bonner Bank, Bonner Volksbank, Bonner Spar- und Darlehnskasse, Bonner Spar- und Vorschußverein, Bonner Gewerbebank, Bonner Handwerkerbank, Bonner Kreditverein, Bonner Kreditgenossenschaft, Bonner Kreditbank, Bonner Kreditanstalt, Bonner Kreditgesellschaft

sein „Lehrbuch über die Pastoral", welches er in spätern Zeiten vollständiger auszuarbeiten gedachte. Ebenso legte er die Grundzüge zu seinem später erschienenen „Lehrgebäude der christlichen Moral" nieder. Die Universität erkannte W.'s Verdienste an durch seine Ernennung zum Prof. der Moral (1788). In diesem Wirkungskreise übte er sowol auf den Geist der Facultät als auf den der Studirenden einen äußerst wichtigen Einfluß. Eine neue Schule bildete sich unter den Theologen, welche diese Hochschule besuchten, recht eigentlich durch W., und während der langen Dauer seines Lehramtes kann man mehre tausend junge Männer mit Sicherheit annehmen, die von der Stätte, wo früher bloß Jesuitismus oder Pedanterie geherrscht, liberalere Grundsätze und gediegneres Wissen mit nach Hause nahmen und weiter verpflanzten. „Deutschland — so drückt ein Berichterstatter über ihn sich aus — zählt viele Schriftsteller, deren Name genannter als der W.'s ist; dennoch hat manche dieser Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend seiner Zeit, und namentlich auf einer kathol. Hochschule, in so vorzüglichem Maße gewirkt als der Verewigte. Sein inneres Leben strömte mit jedem Jahre neu in das Herz und in den Verstand einer Menge von Zuhörern, und regte durch das lebendige Wort des Vortrags mehr an, als wenn es, auf Massen von Papier in die enge Norm flüchtig und zahlreich hintereinander geschriebener Lehrbücher eingezwängt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte". — Als Schriftsteller zeichnete sich W. durch sein „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre" aus, welches als eins der vollkommensten Werke in dieser Hinsicht gelten kann. Es erhielt unter den vielen auf die Auffoderung der östr. Regierung erschienenen einen unbestrittenen Vorzug, und hat, die Nachdrücke abgerechnet, bereits 3 Aufl. erlebt. Der Tod hinderte den Verf. an gänzlicher Umarbeitung desselben. Noch erschienen von W. Schriften kleinern Umfangs, als: „Über Vernunft und Offenbarung, mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit" (Wien 1804, 2. A., zu Freib.); ferner: „Über die Verbindung der sittlichen Cultur der Geistlichen mit der wissenschaftlichen" (im Archiv des Bisthums Konstanz, redig. von Wessenberg, 1806), und endlich: „Über das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und reinen moralischen Ansicht" (ebend., 1810). Das Gutachten, welches die theol. Facultät zu Freiburg in Bezug auf die geschworenen Geistlichen zu Gunsten des franz. Nationalconvents ausstellte, und welches im kathol. Deutschland damals so großes Aufsehen erregte, soll ebenfalls aus W.'s Feder geflossen sein. W.'s Verdienste als Hochlehrer und Priester, seine religiösen und politischen Hauptansichten und Grundsätze, welche durch einen ebenso liberalen und aufgeklärten als religiösen und echtchristlichen Charakter sich auszeichneten, schildert die von seinem Freunde Hug erschienene und von Münch (im 1. H. des „Deutsch. Museums", 1824) commentirte „Gedächtnißrede" auf W. Seine Bezeichnung zum Erzbischof von Freiburg war, nach Wessenberg's Zurücktritt oder Entfernung, die einzige tröstliche Entschädigung für diesen unersetzlichen Verlust. Leider erlebte W. die Bestätigung von Rom aus nicht mehr, sondern starb 1824 an einer Gedärmentzündung. Sein Tod wurde, in banger Erwartung des rücksichtlich der Kirchenverhältnisse nun Folgenden, doppelt schmerzhaft empfunden. Wanker und Werkmeister werden lange noch unvergeßliche Namen bleiben. 67.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Körperschaften, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür ersonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Personen ꝛc. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Über ihre Entstehung s. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedener Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das

Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind 7 Farben dafür angenommen, die, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, auf folgende Weise angedeutet werden: Gold durch Punkte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün durch schräge, nach der rechten Seite, und purpurrothe durch schräge, nach der linken Seite des Beschauers herumlaufende, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Diejenige Seite des Wappens, welche der rechten Seite des Beschauers gegenüber steht, heißt die linke, und die, welche der linken des Beschauers gegenüber steht, die rechte Seite des Wappens. Die Wappenschilde kamen erst im Anfange des 13. Jahrh. auf. Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen bei kaiserl. und königl., gräfl. und freiherrl., die Hüte und Mützen bei fürstl. Häusern, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, und die Helme bei dem Adel. Die Kronen sind sehr verschiedener Art, wie denn auch überhaupt bei der Bildung und Zusammensetzung derselben von jeher viel Willkür geherrscht hat, und noch herrscht. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Auf den Helmen werden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachine (franz. Pavillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig, Wappenherold, ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten; auch hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter zu untersuchen, und ihre Turnierfähigkeit darnach zu beurtheilen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welche das Wappen ihres Fürsten gestickt war (**Wappenröcke**).

Wappenkunde, s. **Heraldik**.

Wara, s. **Nordische Mythologie**.

Warburton (William), ein scharfsinniger theologischer Schriftsteller, war 1698 zu Newark in der engl. Grafschaft Nottingham geb., und beschäftigte sich anfangs, nach dem Beispiele seines Vaters, mit der Advocatur, wählte jedoch späterhin den geistlichen Stand, und ward 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch seine Abhandlung über die Verbindung des Staats mit der Kirche, in welcher er schon sein Werk über die göttliche Sendung des Moses ankündigte, das 1736 erschien. Hier suchte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es entstand daraus zwischen ihm und seinen Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von Pope's „Versuch über den Menschen", wodurch eine dauernde Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde, der ihm auch die Hälfte seiner Bibliothek und die Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften vermachte. 1749 vertheidigte daher W. den Charakter seines Freundes mit großem Eifer gegen Bolingbrocke, und bald darauf veranstaltete er eine vollständige Ausg. von Pope's Werken, dessen Leben er auch etwas panegyrisch beschrieb. Ungeachtet

seines großen literarischen Rufs gelangte er doch erst spät zu den höhern Würden in der Kirche; 1754 ward er in kurzer Zeit Capellan des Königs, Kanonicus von Durham und Bischof von Glocester. Der Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn; er überlebte ihn nicht lange, sondern starb den 7. Jun. 1779. W., einer der größten Gelehrten Englands, verband, was so selten vereinigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen und eine höchst lebendige Phantasie; als Theolog und Kritiker machte er 50 Jahre lang gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer den schon erwähnten seine Abhandl. über den Ursprung der Ritterbücher und seine Predigten noch anführen müssen, sind 1789 in 8 Bdn. 4. erschienen. Außerdem hat er auch die Herausg. vieler fremden Werke besorgt und sie mit seinen Anmerkungen bereichert.

Wardein (auch Guardein), ein Beamter, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze **Münzwardein** (s. d.). Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächs. üblichen Worte, Warden, Wardiren, her, das so viel bedeutet als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein ist daher richtiger als die sonst gewöhnliche Guardein, bei welcher man das Wort a. d. Italien., von guardare, Acht geben, herleitete.

Warendorf, an der Ems, eine ehemals bischöfl. münsterische, jetzt preußische Stadt in dem westfälischen Regierungsbezirk Münster, mit 748 H. und 4200 E., bekannt durch ihre starke Leinweberei und ihren Leinenhandel; doch wird ein großer Theil der sogen. warendorfer Leinwand, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, von den Landleuten der umliegenden Gegend im Winter, wo die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt. Berühmt sind auch die hiesigen sogen. Baumseidenfabriken und die Bleichen.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg, 1077 F. über der Meeresfläche. Der Flecken selbst enthält etwa 300 H. mit 1900 E., ist gut gebaut, und nährt sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, der Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Ortes, kommt. Seinen Ursprung verdankt Warmbrunn den warmen Quellen. Diese sollen schon im Anfange des 12. Jahrh. entdeckt worden sein; spätestens ist dies 1295 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt v. Schafgotsch, der 1403 hier eine Propstei stiftete, derselben, weßhalb es das Propsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch das gräfliche oder Schafgotsch'sche Bad vorhanden. Beide sind gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle gehört zu den alkalischen Schwefelquellen; sie sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in angemessener Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehre Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 trinkt man auch Brunnen, jetzt in den Morgenstunden bis 6 Uhr. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautausschlägen, Urinbeschwerden, Bleikolik u. s. w. Zum Aufenthalt der Fremden sind gute Einrichtungen getroffen. Für 24 arme Kranke hat der Graf Schafgotsch 1820 ein treffl. Hospitium erbaut. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf, dem Kynast, dem Zackenfall u. s. w.

Wärme. Die Wärme spielt in der Natur eine ebenso wesentliche Rolle als das Licht, mit welchem sie auch, wie in der Folge gezeigt werden soll, einerseits nahe verwandt zu sein scheint, während sie andrerseits desto mehr von ihm verschie-

den ist. Wir nehmen die Wärme durch das Gefühl wahr, und erkennen ihre sonstigen empirischen (erfahrungsgemäßen) Eigenschaften an den Veränderungen, welche sie in den verschiedenen Körpern hervorbringt. Bei der Theorie der Wärme sind folgende Punkte wissenschaftlich zu erörtern: 1) Die Quellen der Wärme, d. h. die verschiedenen Arten, wie sie erregt oder hervorgerufen wird, welche theils natürliche, theils künstliche sind. 2) Sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften oder (empirische) Natur der Wärme. 3) Gesetze der Fortpflanzung oder Verbreitung. 4) Der Unterschied zwischen gebundener und freier Wärme, Temperaturvertheilung. 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte, Ähnlichkeit und Unterschied beider. 6) Universelle Bedeutung oder philosophische Ansicht von der Natur der Wärme. — 1) Zu den Quellen der Wärme, Erregungs- und Erzeugungsarten, gehört vorzüglich die Sonne oder das Sonnenlicht, worin sich die Wechselwirkung zwischen der Sonne und den Planeten offenbart. (S. Licht.) Diese von der Sonne erzeugte Wärme muß zunächst von allen übrigen Wärmequellen, die ihre Stätte auf unserm Planeten haben, wohl unterschieden werden. Manche Naturforscher halten diese Entstehungsart der Wärme, und wahrscheinlich mit Recht, für die Urquelle, wodurch alle andre Quellen erst möglich werden. Wenigstens kann man die durch das Wechselspiel zwischen der Sonne und dem Planeten erzeugte Wärme durch die Benennung kosmische Wärme schicklich bezeichnen, zum Unterschied von derjenigen, die durch eigenthümliche Kräfte des Planeten erzeugt wird, welche dann planetische oder tellurische Wärme heißen muß. Letztere entsteht unter anscheinend sehr verschiedenen Umständen: a) Durch Reiben, vorzüglich fester Körper aneinander. So erhitzen und entzünden sich trockene Hölzer, wenn sie heftig aneinander gerieben werden, so verkohlt sich das Holz an der Oberfläche, wenn der Drechsler, beim schnellen Umdrehen des auf der Drehbank befestigten Holzes, ein Stück trockenes Holz (am besten Eichenholz) an die umlaufende Arbeit anhält, wodurch schwarze Ringe zur Verzierung entstehen; so entglühen beim Feueranschlagen abgeriebene Stahltheile, und erscheinen als Funken (s. Feuerzeug); so erhitzen sich die eisernen Zapfen der Mühlwellen in ihren Pfannen, wenn sie nicht fleißig mit Fett oder Öl bestrichen werden, und beim Kanonenbohren wird, selbst wenn es unter Wasser geschieht, sehr viel Wärme erzeugt. b) Durch Stoßen, Schlagen oder Zusammenpressen. So kann z. B. ein Stück Eisen durch starkes und schnelles Hämmern sehr erhitzt und endlich zum Glühen gebracht werden. Daher kann sich das Schießpulver beim Stampfen in der Pulvermühle leicht entzünden, wenn es nicht sorgfältig feucht erhalten wird, daher kann man durch schnelles Zusammendrücken der atmosphärischen Luft, mittelst einer kleinen Pumpe, Zunderschwamm entzünden. c) Durch chemische Veränderungen, durch Mischungen, wodurch während des Wechsels des Aggregatzustandes der Verbrennungsproceß angeregt wird. So erhitzt sich das Wasser plötzlich und unter heftigem Aufbrausen, wenn es mit Vitriolöl (concentrirter Schwefelsäure) vermischt wird, und Nelkenöl entzündet sich mit Flamme beim Zusammengießen mit rauchendem Salpetergeist. Sogar d) bei der bloßen Berührung mancher sehr entgegengesetzter Substanzen wird Wärme plötzlich hervorgerufen, wie bei der Berührung des Wasserstoffgases (als der leichtesten und brennbarsten Substanz) mit staubförmigem Platin (als dem schwersten Metall), wobei letzteres sogleich erglüht (eine sehr merkwürdige neue Entdeckung von Döbereiner). Endlich wird auch e) die tellurische Wärme auf organische Weise in den organischen Körpern, besonders im Organismus der höhern Thiere und der Menschen, erzeugt, bei welcher Erzeugung der Proceß des Athmens vorzüglich wirksam zu sein scheint. Alle diese Quellen der tellurischen Wärme sind aber im Grunde nur scheinbar verschieden, und lassen sich auf eine Hauptquelle, auf den Verbrennungsproceß (Vorgang des Verbrennens) zurückführen, welcher mit der Elektricität in sehr enger Beziehung und Verwandtschaft steht. Von der nahen Verwandtschaft der

Elektricität mit dem Verbrennen zeugt vorzüglich der elektrische Funke, in welchem sich die elektrische Spannung oder Polarität endigt; der Funke erscheint als Licht und Wärme zugleich, mithin als (elektrisches) Feuer, worin sich der Streit der entgegengesetzten elektrischen Pole oder Stoffe durch Vereinigung beider ausgleicht. Der elektrische Proceß endigt also bei seiner höchsten Steigerung in Verbrennung; denn bei allem Verbrennen erfolgt eine solche Ausgleichung entgegengesetzter Stoffe, und das Product dieser Ausgleichung ist ein Oxyd, d. h. ein mit Sauerstoff verbundener, zuvor brennbarer Körper, der durch diese Verbindung seiner Verbrennlichkeit beraubt ist und nun ein verbrannter Körper heißt. Bei der Verbrennung ist also der Sauerstoff im Gegensatz und Wechselwirkung mit verbrennlichen Stoffen, vorzüglich mit dem Wasserstoff, dem verbrennlichsten in der Natur. Eine Hauptbedingung des Verbrennens ist daher der Sauerstoff des atmosphärischen Gases (s. d. und Gasarten), und es ist begreiflich, daß die Verbrennung um so lebhafter erfolgen muß, je mehr Sauerstoff eine Gasart in seiner Mischung enthält, und daß mithin die Verbrennung im Sauerstoffgas die vollkommenste ist. Das Sauerstoffgas wird aber durch das Verbrennen zersetzt, weil sich der Sauerstoff mit dem brennenden Körper verbindet, und wenn dieses Gas als eine Verbindung des Sauerstoffs mit Wärmestoff betrachtet wird, so erhellt aus dieser Ansicht, daß durch die Zersetzung des Sauerstoffgases beim Verbrennen der Wärmestoff frei werden muß, der nun einerseits sich dem Gefühl als Wärme, andrerseits dem Auge als Licht offenbart; denn Licht und Wärme müssen als zwei verschiedene Zustände einer Substanz betrachtet werden. Bei der Elektricität sind nun dieselben Stoffe thätig oder in Wechselwirkung begriffen, aber bei den geringern Graden dieses Processes kommt es noch zu keiner Zersetzung und neuen Verbindung der wechselwirkenden Kräfte und Stoffe, diese erfolgt erst, wenn der elektrische Proceß aufs höchste gesteigert ist, d. h. wenn er in Verbrennung ausschlägt. Die oben behauptete Einheit der genannten verschiedenen Quellen der tellurischen Wärme wird sich nun besser nachweisen lassen. Durch das Reiben werden die entgegengesetzten Kräfte der Körper erregt, ihre Polarität (polare Wechselwirkung) wird erhöht, und es entsteht zuerst Elektricität; durch heftiges Reiben wird letztere gesteigert, und wenn die Körper brennbar sind, so werden sie sich entzünden, d. h. der elektrische Proceß wird in Verbrennung übergehen. Die Flamme ist sonach eine elektrische Erscheinung, und sie kann als eine stetige (ununterbrochene) Folge elektrischer Funken betrachtet werden, wobei sich einerseits der brennbare Stoff des Körpers in Gas verwandelt, andrerseits das Sauerstoffgas der Luft in steter Zersetzung, und daher in fortwährender Wärme- und Lichtentwickelung begriffen ist. Bei schwer verbrennlichen Körpern (z. B. Eisen) entsteht durch das Reiben ein schwächerer Grad der Verbrennung, es erfolgt Wärme und endlich Glut (Glühen), mehr Wärme als Licht, wobei die Oberfläche des geriebenen Körpers (z. B. des Eisens oder sonstigen strengflüssigen Metalls) oxydirt oder verkohlt, d. h. mit Sauerstoff verbunden wird. Wenn nun auf diese Art die Wirkung des Reibens zur Erzeugung der Wärme oder des Feuers (Wärme in Verbindung mit Licht) begreiflich wird, so ist damit zugleich auch die Erzeugung der Wärme durch Schlagen oder Hämmern und durch Zusammenpressung erklärt. Denn diese Verrichtungen oder Veränderungen sind ja im Grunde ebenfalls ein Reiben, indem beim Hämmern eines Metalls die Theile desselben gewaltsam verschoben werden und sich daher an einander reiben; Dasselbe findet begreiflicher Weise auch beim Zusammendrücken der Luft statt. Was nun die Wärmeerzeugung durch chemische Mischung betrifft, so weiß man, daß bei jeder chemischen Verbindung auch Zersetzungen (Trennungen) vorgehen, besonders in der dem chemischen Vorgange benachbarten atmosphärischen Luft, wobei also wieder das Sauerstoffgas die Hauptquelle der entstehenden Wärme ist. Da ferner bei allen chemischen Vorgängen der Sauerstoff mit seinem Ge-

genſatz, dem Brennſtoff, in mancherlei Geſtalten im Wechſelſpiel begriffen iſt, ſo läßt ſich überhaupt der chemiſche Proceß, trotz ſeiner ſehr mannigfaltigen Formen, einerſeits auf eine Verbrennung (Oxydation), die im Waſſer (im Flüſſigen) vor ſich geht, andrerſeits auf Reduction (Desoxydation), d. h. auf Wiederherſtellung verbrannter Materien in brennbaren Zuſtand, zurückführen. Daß endlich durch bloße Berührung ſehr entgegengeſetzter Subſtanzen das Verbrennen erregt, mithin Wärme hervorgebracht wird, iſt auch nicht ſchwer zu begreifen, da der Grad der Erregung mit der Stärke des Gegenſatzes in geradem Verhältniß ſtehen muß, und da überdies auch das Reiben nichts Andres als eine oft wiederholte, ſtets veränderte Berührung iſt. Und ſomit wäre die obige Behauptung, daß alle Wärmeerzeugung (Wärmequellen) auf unſerm Planeten ſich im Verbrennungsproceſſe vereinigen, hinlänglich nachgewieſen, wenn noch bemerkt wird, daß auch die organiſche Wärmeerzeugung auf einem Verbrennen beruht, auf dem Athmen nämlich, welches ein organiſcher Verbrennungsproceß iſt, indem durch dieſen organiſchen Vorgang das Sauerſtoffgas der atmoſphäriſchen Luft zerſetzt wird. — 2) Durch die Eigenſchaften der Wärme, wenn man darauf achtet, lernt man ihre Natur kennen, inſoweit ſich dieſe Kenntniß auf Erfahrung gründet; denn in den Eigenſchaften eines Dinges, die es in der Wechſelbeziehung mit andern Dingen kundgibt, offenbart ſich eben ſeine Natur (ſein Weſen). Daher bezieht ſich alles Folgende nothwendig auf die Eigenſchaften oder die Natur der Wärme, und es kann unter dieſer Nummer nur von den Haupteigenſchaften die Rede ſein; es ſind folgende: a) Die Wärme durchdringt alle Körper, auch die dichteſten (die Metalle), wodurch ſie ſich von aller planetiſchen Materie, von allen irdiſchen Körpern unterſcheidet, welche im Gegentheil (auf mechaniſche Weiſe) undurchdringlich und daher auch nicht durchdringend ſind. Daher kann auch die Wärme nicht eingeſperrt und nicht gewogen werden, d. h. ſie gehört (in der Sprache der Chemiker) zu den unſperrbaren und unwägbaren Stoffen. b) Indem die (freie, fühlbare) Wärme die Körper durchdringt, werden dieſe dadurch in einen größern Raum, und zwar nach allen Dimenſionen oder Richtungen, ausgedehnt (ſie nehmen ein größeres Volumen an). Dieſe Eigenſchaft der Wärme, die Körper auszudehnen und dadurch ſpecifiſch leichter zu machen, iſt allgemein (bezieht ſich auf alle Körper), und Jeder kann ſich durch die tägliche Erfahrung davon überzeugen. Am meiſten wird aber die Luft und das Waſſer durch die Wärme ausgedehnt. Man nehme z. B. eine feſtverbundene Blaſe, die nur zum Theil mit Luft erfüllt iſt, und halte ſie über ein Kohlenfeuer, ſo wird ſie ſogleich aufſchwellen, ſtraff ausgeſpannt werden und auch wol zerplatzen, wenn die Hitze ſehr verſtärkt wird. Daher kommt es, daß die Luft am geheizten Ofen beſtändig aufſteigt, wenn im Gegentheil im Winter beim Öffnen eines Fenſters, einer Thür, die einſtrömende kalte Luft zu Boden ſinkt; denn die Kälte hat die entgegengeſetzte Eigenſchaft, die Körper zu verengern, zuſammenzuziehen (das Volumen zu vermindern). Auf jene Eigenſchaft der Wärme und dieſe entgegengeſetzte der Kälte (die keineswegs bloßer Mangel der Wärme iſt) gründet ſich das Thermometer (Wärmemeſſer) und Pyrometer (Hitzemeſſer, Feuermeſſer) (ſ. d.), wovon das erſtere bekanntlich ein ſo wichtiges Werkzeug für die Meteorologie iſt. Am auffallendſten iſt aber die ungeheure Ausdehnung des Waſſers, wenn es durch das Feuer in Dampf (ſ. d.) verwandelt wird. Eben dieſe Eigenſchaft iſt auch die Urſache des Weichwerdens der Körper in der Wärme, wie des Schmelzens bei höhern Wärmegraden, in welcher Hinſicht die Glut ihre Gewalt auf die härteſten Metalle ausübt. Daraus erſieht man, daß die ausdehnende Kraft der Wärme der Cohäſion (Kraft des Zuſammenhanges der Theile) feindlich entgegenwirkt, die Banden der Starrheit zu löſen ſtrebt. Körper, die mit der Luft viel Verwandtſchaft haben (welches die leicht entzündlichen ſind), werden aus gleicher Urſache verflüchtigt, d. h. durch die ausdehnende (löſende) Kraft der Wärme vergaſigt (in Gas verwandelt).

Die entgegengesetzte Eigenschaft, das Flüchtige, wo möglich zu sammeln, das Dünne zu verdichten, das Weiche zu verfesten, das Flüssige zu erstarren, hat bekanntlich die Kälte, die daher der Cohäsion (eine Eigenschaft der tellurischen Materie) günstig ist. — 3) Gesetze der Fortpflanzung der Wärme. Man nennt die Fortpflanzung der Wärme auch Mittheilung, Verbreitung und in gewisser Hinsicht Vertheilung, in andrer Hinsicht Leitung der Wärme. Wenn nämlich ein Körper erwärmt ist, so bleibt seine Wärme nicht unverändert, sie erhält sich nicht, ja keinen Augenblick in demselben Grade, sondern wird vermindert, sie geht in die angrenzenden Körper zum Theil über, sie pflanzt sich durch diese fort, der erwärmte Körper theilt seine Wärme den benachbarten Körpern mit, oder sie wird durch diese fortgeleitet. Bei diesem Fortleiten der Wärme darf man sich aber die Körper nicht bloß leidend, sondern vielmehr thätig vorstellen, und man spricht daher von einer wärmeleitenden Kraft der Körper. Hier zeigt sich nun bei verschiedenen Körpern ein großer Unterschied, indem einige Körper die Wärme gut und daher schnell, andre schlecht, d. h. langsam, andre vielleicht gar nicht oder doch in höchst geringem Grade leiten. Die ersten heißen in dieser Beziehung gute Wärmeleiter, die andern schlechte und die letzten Nichtleiter der Wärme. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, schlechte dagegen z. B. Glas, Steine, Ziegel- oder Backsteine (überhaupt gebrannter Thon), und es nimmt die Wärmeleitungskraft durch eine Reihe von Körpern, z. B. trockenes Holz, Kohle, Stroh, Federn, Haare, Wolle allmälig ab, bis auf die Gasarten, welche die besten Nichtleiter der Wärme sind. Vergleicht man die mineralischen Körper in dieser Hinsicht miteinander, so findet man, daß die Leitungskraft nicht sowol mit der Dichtigkeit als vielmehr mit der Sprödigkeit in Beziehung steht, und mit letzterer zwar in umgekehrtem Verhältniß, d. h. je mehr in der Reihe der Körper die Sprödigkeit zunimmt, desto mehr vermindert sich die Leitungsfähigkeit. Letztere paart sich daher mit dem Gegentheil der Sprödigkeit, welche Dehnbarkeit oder Streckbarkeit heißt: eine Eigenschaft, die sich in hohem Grade bei den edeln Metallen (Gold, Silber, Platina) findet, welche eben auch die besten Wärmeleiter sind. Die Wärmeleitungskraft steht also mit der Dehnbarkeit in geradem, mit der Sprödigkeit in umgekehrtem Verhältniß. — Die Kenntniß der Gesetze der Wärmeleitung, wie überhaupt die Theorie der Wärme oder des Feuers, ist auch in technischer Hinsicht (in Betreff der künstlichen Benutzung dieser allgemeinen Naturkraft für das Leben) von großer Wichtigkeit. (S. Heizung.) — 4) Gebundene und freie Wärmetemperatur. Der Grad, in welchem ein Körper erwärmt ist, ohne Rücksicht auf die Quelle der Ursache seiner Erwärmung, heißt Temperatur, nach Einigen auch die thermometrische Wärme des Körpers, weil das Thermometer den Grad dieser freien Wärme anzeigt, indem sie ihm mitgetheilt wird. Durch die Mittheilung oder Leitung der freien Wärme nach bestimmten Gesetzen ist ein Gleichgewicht der Temperatur bedingt, welches, so oft es auch gestört wird, sich immer wiederherzustellen im Begriff ist. Um aber Körpern von ungleichartiger Natur eine bestimmte Temperatur zu geben, dazu werden oft sehr verschiedene Quantitäten freier Wärme erfodert, und es sind dadurch bestimmte Gesetze der Vertheilung der Wärme gegeben, auf welche wir durch Folgendes aufmerksam machen. Wenn nämlich 2 gleichartige Körper von ungleichartiger Temperatur einander berühren oder miteinander gemengt werden, so vertheilt sich der Unterschied (Überschuß) freier Wärme, welchen der wärmere Körper enthält, unter beide nach dem Verhältniß ihrer Massen, die Wärme setzt sich unter beiden ins Gleichgewicht, sodaß sie nun beide gleiche Temperatur haben, und die neue Temperatur verhält sich wie die halbe Summe der Temperaturen der einzelnen Körper von ihrer Berührung oder Vermischung. Es werde z. B. 1 Pfund Wasser von 80° R. mit 1 Pf. Wasser von 10° R. gemengt, so wird die Temperatur der Mischung $\frac{80+10}{2}=45°$ sein. Sind dagegen die Körper ungleichartig, so geschieht die

Vertheilung der Wärme, hinsichtlich der entstehenden Temperatur bei der Mischung, nach einem ganz andern Gesetz. Mengt man z. B. 1 Pf. Quecksilber von 44° R. mit 1 Pf. Wasser von 110° R., so wird die Temperatur des Gemenges nicht 77°, wie man nach jenem Gesetz erwarten sollte, sondern 107° sein. Das Wasser hat also nur 3° verloren, während das Quecksilber 63° gewonnen hat. Wenn umgekehrt das Pfund Wasser 44° und das Quecksilber von gleichem Gewicht 110° R. hat, so wird die Temperatur des Gemenges nur 47° sein; hier hat also das Quecksilber 63° Wärme abgegeben und das Wasser dadurch nur 3° wärmer gemacht. Dies klingt nun sehr paradox, wenn man sich die Mittheilung der freien Wärme als Ab- und Zufluß eines eigenthümlichen Wärmestoffs denkt. Die Chemiker, die dieser Ansicht huldigen, erklären sich diese Erscheinung so, daß im letzten Falle das Wasser von den 63° Wärme, welche ihm das Quecksilber abgegeben hat, 60° gebunden oder verschluckt, und daher nur 3° an freier Wärme gewonnen habe. Im ersten Falle dagegen waren 3° Wärme, welche das Wasser dem Quecksilber mittheilte, hinreichend, um dieses zur Entbindung von 60° Wärme zu bestimmen. Diese Eigenschaft ungleichartiger Körper, bei gleichen Gewichtsmassen ungleiche Summen Wärme zu erfodern, um zu gleichen Graden der Temperatur zu gelangen, heißt (nach Crawford) die Capacität (Empfänglichkeit) der Körper für die Wärme. Je mehr freie Wärme nämlich ein Körper braucht, um eine gewisse Temperatur zu erlangen, desto größer ist seine Capacität, und umgekehrt, je weniger, desto geringer. In obigen Beispielen also zeigt das Wasser eine große, das Quecksilber eine geringe Capacität. Dieser Ausdruck hat seinen Ursprung ebenfalls in jener Ansicht, welche die Körper in Beziehung auf den Wärmestoff als rein leidend (absolut passiv) betrachtet, was freilich nicht philosophisch (wissenschaftlich) ist. Die verschiedene sogen. Capacität der Körper hängt vielmehr von ihren verschiedenen Graden der Thätigkeit ab, wodurch sie, angeregt durch freie Wärme von Außen, Wärme aus sich entwickeln oder freie Wärme ab- und ausstoßen. Je erregbarer die Körper in dieser Hinsicht sind, desto geringer ist ihre Capacität, d. h. desto weniger freie Wärme bedarf es, um ihre Temperatur zu erhöhen, um sie zur thätigen Ausströmung freier Wärme in bedeutendem Grade zu bestimmen. Bei chemischen Veränderungen der Körper, besonders beim Verbrennen, wird jedes Mal ihr Verhältniß zur Wärme, ihre Capacität, zugleich mit ihrem Aggregatzustande (chemischen Zusammensetzung) verändert; oder umgekehrt, wenn ein Körper seine Wärmecapacität verändert, so geschieht es nun zugleich mit der Veränderung seines Aggregatzustandes. So steigt die Temperatur des Wassers, welches dem Feuer ausgesetzt, d. h. durch freie Wärme erregt wird, nur bis zu einem bestimmten Grade (bis zur Siedhitze nämlich = 212° F., s. Sieden), weil es, wie alle Körper, eine bestimmte Wärmecapacität hat. In dem Augenblicke also, da dieser dem flüssigen Wasser eigenthümliche Wärmegrad übersteigen wird, verändert es seinen Aggregatzustand, es wird in Dampf verwandelt (geht in Gasform über), der nun eine andre, weit geringere Capacität hat, mithin durch eine gleiche Quantität freier Wärme viel stärker erhitzt werden kann als das flüssige Wasser. Daher kommt es, daß alle Körper bei einem bestimmten Wärmegrade, bei einem solchen nämlich, der ihre Capacität übersteigt, entweder schmelzen (flüssig werden) oder verbrennen, sei es mit Flamme (wobei sie ganz oder zum Theil verflüchtigt werden, die Gasform annehmen) oder ohne Flamme (wodurch sie oxydirt werden, sich mit Sauerstoff verbinden, wie die meisten Metalle). Im letzten Falle wird die Capacität jedes Mal erhöht, denn verbrannte (oxydirte) Körper haben eine weit geringere Erregbarkeit durch die freie Wärme, d. h. eine weit größere Wärmecapacität als vor dem Verbrennen, da sie noch als verbrennliche Körper existirten. — 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte. Bei genauer Vergleichung der Eigenschaften oder Bestimmungen der Wärme mit denen des Lichts bemerkt man fast durchgängig ein

entgegengesetztes Verhalten, woraus man schließen muß, daß Licht und Wärme, obgleich beide in den höchsten Graden der Verbrennung (im sichtbaren Feuer) zugleich und in Verbindung mit einander erscheinen, von sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Natur sind. Dies verräth sich schon durch die Verschiedenheit der Sinne, deren Gegenstände Licht und Wärme sind. Letztere nehmen wir durch das Gefühl, ersteres durch den Sinn des Gesichts wahr; das Gefühl ist aber der niederste, das Gesicht dagegen der höchste oder edelste Sinn im ganzen System der Sinne. (S. d. und Thier.) Vergleicht man ferner diese beiden allgemeinen Naturkräfte hinsichtlich ihrer Fortpflanzung oder Fortleitung mit einander, so zeigt sich ein ungeheurer Unterschied in der Geschwindigkeit, mit welcher diese Fortpflanzung geschieht. Die Wärme wird selbst in den Metallen (den besten Wärmeleitern) nur langsam fortgeleitet; denn man kann z. B. eine mehre Fuß lange Eisenstange, die an einem Ende schon glüht, noch einige Zeit in der Hand halten, bis man eine Erhöhung ihrer Temperatur verspürt. Dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichts fast zeitlos, indem es sich bekanntlich von der Sonne bis zur Erde (ein Raum von mehr als 20 Mill. Meilen) in einer Zeit von 8 Minuten fortpflanzt. Man muß daher annehmen, daß die Wärme, welche das Sonnenlicht hervorbringt, nicht von der Sonne mit dem Lichte zugleich auf die Erde herabströmt, sondern nur durch das Licht erregt wird; denn in jenem Falle müßte man zugeben, daß die Wärme durch gute Leiter sich langsam, durch schlechte oder Nichtleiter der Wärme (dergleichen die Luft ist) mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzt, was ein Widerspruch wäre. Man bemerke außerdem noch folgende Unterschiede: Die durchsichtigen Körper, welche das Licht leiten, sind gerade schlechte oder Nichtleiter der Wärme; die undurchsichtigsten Körper (die Metalle) sind Nichtleiter des Lichts, aber dafür die besten Wärmeleiter. Ferner: die hellen Farben, besonders die weiße, sind unter allen am wenigsten für die Erwärmung empfänglich, aber desto mehr für die Erleuchtung; das Gegentheil findet sich bei den dunkeln, besonders bei der schwarzen Farbe, indem die Erfahrung lehrt, daß dunkelfarbige Körper, besonders die schwarzen, durch das Sonnenlicht leicht erwärmt, aber theils nur schwach, theils gar nicht erleuchtet werden; denn das Dunkele oder Lichte der Farben ist eben Eins mit ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, erleuchtet zu werden, d. h. durch das Licht von außen erregt, selbst oder mitzuleuchten. (Vgl. Tageslicht.) Auch ist aus Obigem klar, daß Wärme und Oxydation (Sauerstoffung) in steter und nothwendiger Wechselwirkung mit einander stehen, sodaß die Oxydation, als der wesentlichste Vorgang beim Verbrennen, Wärme entwickelt, aber auch umgekehrt die Wärme, wo sie mitgetheilt wird, die Oxydation hervorruft, d. h. oxydirend wirkt. Auch in dieser Beziehung hat das Licht die entgegengesetzte Eigenschaft, indem es desoxydirend (den Sauerstoff entziehend) wirkt. Davon kann man sich durch Beobachtung des Farbenwechsels überzeugen, der beim Oxydiren und Desoxydiren der Körper vor sich geht. Die Oxydation wirkt nämlich färbend, die Desoxydation entfärbend. So ist z. B. die grüne Farbe des Pflanzenlaubes die Folge des Einathmens der Luft (denn das Laub ist das Athemorgan der Pflanze), mithin Folge einer Oxydation; auch haben die Metallkalke (Metalloxyde), besonders die Bleikalke (Bleigelb, Mennige), meist sehr lebhafte Farben. Das Sonnenlicht dagegen bleicht bekanntlich die Körper, d. h. es entzieht ihnen die Farben, und dies vermöge seiner desoxydirenden Kraft. Endlich zeigt sich auch bei der Fortpflanzung, hinsichtlich der Richtung, ein Unterschied zwischen Licht und Wärme. Die Wärme durchdringt die Körper nach allen Dimensionen, das Licht befolgt dagegen bei seinem Fortgange nur Eine Dimension, nämlich die Länge (Linie), es pflanzt sich in geraden Linien fort. Aber das Letztere behauptet man neuerlich auch von der Wärme. Man spricht von einer strahlenden Wärme, von einer Reflexion (Zurückstrahlung) der Wärme, und sogar von einer Refraction (Brechung der Wärmestrahlen). Und hierin wäre sonach

die Wärme bei ihrer Fortpflanzung dem Lichte ganz ähnlich, und es wäre dieses die einzige Ähnlichkeit bei aller sonstigen Entgegensetzung. Diese geradlinige Fortpflanzung der Wärme geschieht aber bloß in der Luft (nicht in andern Wärmeleitern), während das Licht in allen Lichtleitern (durchsichtigen Körpern) seine gerade Richtung beibehält. Und doch ist eben die Luft, durch welche die Wärmestrahlen gehen, der beste Nichtleiter der Wärme, was keinem Zweifel unterworfen ist. Man achte genau auf folgenden Unterschied: Da in der Luft die gewöhnliche Fortleitung der Wärme nicht vorsichgehen kann, so würde z. B. ein Zimmer nicht geheizt werden können, wenn nicht die den heißen Ofen berührende Luft sogleich aufsteigen und andrer Platz machen müßte, welche, durch Wärme ausgedehnt, ebenfalls in die Höhe steigt, sodaß die Wärme durch Circulation der zunächst am Ofen erwärmten Luft allmälig im ganzen Zimmer verbreitet wird. Diese Art der Erwärmung kann aber nur langsam erfolgen. Man halte dagegen ein glühendes Eisen in einiger Entfernung vom Gesichte, oder stelle sich in die Nähe eines lebhaften Feuers, z. B. eines Schmiedekohlenfeuers, und man bemerkt sogleich eine Wärme, die von dem Feuer oder glühenden Eisen gegen das Gesicht auszustrahlen scheint und vergleichungsweise ein Wärmeschein genannt werden kann. Diese strahlende Wärme bewegt sich auch keineswegs langsam, sondern vielmehr mit einer dem Lichte ähnlichen Geschwindigkeit. Denn man kann durch eine vorgehaltene Scheibe, ohne seinen Stand zu verändern, den Wärmeschein von sich abhalten, aber er ist im Augenblick wieder da, sobald man die Scheibe entfernt. So viel ist also gewiß, daß die Wärme sich auf zweierlei Arten fortpflanzt: hier langsam auf dem Wege der gewöhnlichen Fortleitung in Metallen und andern Wärmeleitern, dort schnell und strahlend wie das Licht, und zwar in einem Medium, welches ein Nichtleiter der Wärme ist. Über die Ursachen dieser verschiedenen Fortpflanzung der Wärme ist man in der Theorie noch nicht im Reinen; übrigens erstreckt sich der Wärmeschein oder die strahlende Wärme auch beim stärksten Feuer nur auf eine beträchtliche Weite, während dagegen das Licht in unendliche Fernen strahlt. — 6) Universelle Bedeutung der Wärme, oder philosophische (wissenschaftliche) Ansicht von der Natur der Wärme. Der wissenschaftliche Begriff (die Idee) der Wärme läßt sich nicht für sich ohne die Idee des Lichts klar machen, mit welchem, wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, die Wärme durchgängig im Gegensatze und daher in Wechselwirkung steht. (M. vgl. daher d. Art. Licht.) Da allen Gegensätzen eine Einheit (eine Indifferenz) zum Grunde liegt, aus welcher der Gegensatz hervorgeht, oder in welcher die entgegengesetzten Pole entstehen, so werden auch Licht und Wärme wissenschaftlich nicht als 2 verschiedene Stoffe, sondern als 2 entgegengesetzte Zustände eines Ur- und Grundstoffs betrachtet, worauf oben schon hingedeutet wurde. Diesem Urstoff, dieser Urgrundlage der ganzen materiellen Welt hat man verschiedene Benennungen gegeben, z. B. Urmaterie, Urelement, allgemeine Weltsubstanz, Urfeuer (Elementarfeuer), Äther, auch Menstruum universale (in der Sprache der Alchymisten, nämlich: allgemeines Lösungsmittel) ꝛc.; da es auf den Namen nicht ankommt, so wählen wir hier der Kürze wegen den Namen Äther. Durch Äther bezeichnet man also den ursprünglichen, höchst ausgedehnten Zustand der Materie, in welchen sie unter Umständen wieder übergehen kann. Dieser Übergang ist eine Befreiung der Materie aus den Banden der Cohäsion (des Zusammenhangs der Theile der festen Körper), welcher nur theilweise stattfindet und durch einen Streit der solaren Kräfte der Materie mit den tellurischen, des Lichts mit dem Magnetismus oder den Cohäsionskräften bedingt ist, und dieser Streit eben ist es, welcher als Wärme erscheint. Der unmittelbare Erfolg dieses Streites ist theilweise Sieg auf beiden Seiten; hier werden freie Kräfte gebunden, was in der Oxydation beim Verbrennen geschieht, dort gebundene Kräfte frei, was die bei der Oxydation erscheinende Wärme anzeigt, noch mehr aber

die beim Verbrennen erſcheinende Flamme. Daher auch die nothwendige und weſentlichſte Eigenſchaft der Wärme, die Körper auszudehnen; denn die ausdehnende Kraft der Wärme iſt nichts Andres als das Streben der Materie, ſich in Äther, in ſolare Materie aufzulöſen, welchem Streben aber die telluriſchen Kräfte entgegenwirken, die es nicht zur vollkommenen Auflöſung kommen laſſen. Jede polare Einwirkung auf Körper iſt eine Auffoderung zur Cohäſionsveränderung, deren Erfolg zunächſt als Temperaturveränderung erſcheint. So z. B. das Reiben, wodurch die Körper im Innerſten aufgeregt und jener Streit der ſolaren und telluriſchen Kräfte eingeleitet wird; daher gleichzeitig mit der Erwärmung auch die Neigung zur Oxydation ſich ſteigert. — Die conſequente Entwickelung und Anwendung oder Durchführung dieſer Grundſätze gibt die wiſſenſchaftliche Theorie der Wärme, die aber noch ihrer Vervollkommnung und Ausbildung entgegenſieht und deren erſte Grundzüge hier nur angedeutet werden konnten. (Vgl. Meyer, „Über die Geſetze und Modificat. des Wärmeſtoffs", Erl. 1792; Prevoſt's „Recherches sur la chaleur", Paris 1792; Rumford's „Mémoire sur la chaleur", Paris 1804 [voll der intereſſanteſten Verſuche und neuer Anſichten]; Leslie, „An experimental inquiry into the nature and propagation of heat", Lond. 1804.) (Vgl. auch Wärmevertheilung.) Ausführlicher und unter neuen Geſichtspunkten handelt über dieſelbe namentlich Rumford im 44. Bde. von Gilbert's „Annalen der Phyſik".

Wärmemeſſer (Calorimètre). Die Einrichtung dieſes ſinnreichen Werkzeuges, deſſen Erfindung wir Lavoiſier und Laplace verdanken, beruht auf dem allgemeinen Grundſatze, daß, ſo lange der Wärmeſtoff auf Änderung des Aggregatzuſtandes der Körper verwendet wird, ſich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man alſo Eis, welches genau die Temperatur des Gefrierpunktes hat *), auch der größten Hitze ausſetzt, ſo wird man doch ſo lange nur eiskaltes Waſſer erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden iſt; erſt nachher wird das Waſſer ſich zu erwärmen anfangen. Alſo aller einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten Körper entzogener Wärmeſtoff wird auf Bildung eiskalten Waſſers verwendet, deſſen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmeſtoffs gemäß iſt. Nun haben die verſchiedenen Körper auch eine verſchiedene Fähigkeit für den Wärmeſtoff, d. h. ſie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen deſſelben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben, noch durch Entziehung gleicher Mengen deſſelben bis zu einem gleichen Grade erkältet; und dieſe Verſchiedenheit ihrer eigenthümlichen (ſpecifiſchen) Wärme mißt man nach Maßgabe des Vorangeführten an den verſchiedenen Eismengen ab, die ſie beim Herabſinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur reſpective zu ſchmelzen im Stande waren. Die dazu vorgerichtete Maſchine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen ſind, um das zum Experimente ſelbſt beſtimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatureinflüſſen zu ſchützen, heißt, wenngleich ſich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommene Zuverläſſigkeit der dadurch erhaltenen Ergebniſſe aufdringen, immer noch, paßlich genug, Wärmemeſſer. D. N.

Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche. Einige Phyſiker, wie De la Métherie, nehmen eine urſprüngliche Wärme des Erdballs als Grund der uranfänglich flüſſigen Geſtalt deſſelben vor der Niederſchlagsbildung an. Dieſe Urwärme, glaubt man, ſei noch immer in der Centralwärme des Erdkörpers vorhanden; denn Wärme (ſ. d.) ſei überhaupt eine der Materie an ſich inwohnende Eigenſchaft, welche die ohne ſie todte Maſſe belebe, woraus die Ausdehnungskraft der durch gegenſeitige Anziehung zur Ruhe ſich hinneigenden Körpertheilchen entſtehe.

*) Wäre das Eis kälter, ſo würde ſeine Temperatur erſt bis auf dieſen Punkt erhöht werden.

Um den Grad dieser noch vorhandenen Erdwärme zu bestimmen, müßte man tiefer als bisher möglich war in das Innere des Erdballs eindringen. Mehre Beobachtungen haben zwar gezeigt, daß die unterirdische Wärme mit der Tiefe selbst zunimmt; allein die Temperatur hat in unserer Breite in einer Tiefe der Erdschichten von 100 — 2400 und 3000 Fuß, selten mehr als 10 — 12° R. über dem Gefrierpunkte betragen. Die Wärme auf der Oberfläche der Erdkugel ist verschieden sowol nach der Breite oder Polhöhe (s. Erdstrich und Schneelinie) und nach den physischen Jahreszeiten, als auch nach der Höhe und nach der Beschaffenheit des Bodens. Sie hängt demnach zuerst ab von der Höhe der Sonne über dem Horizonte und von der Länge der Zeit, in welcher die Sonne auf die Erdfläche wirkt. Je senkrechter die Strahlen herabfallen und je mehr sie sich kreuzen, oder je länger und anhaltender sie die Erdfläche bescheinen, desto wärmer wird dieselbe, und diese Wärme theilt sie der Atmosphäre mit, welche selbst keine merkliche ursprüngliche Wärme von der Sonne zu erhalten scheint. Was Erde und Luft des Tages durch die Sonne an Wärme gewinnen, verlieren sie des Nachts wieder. Daher ist die größte Hitze immer erst des Nachmittags und die stärkste Kälte gegen Morgen. Zwischen den Wendekreisen, wo die Nächte den Tagen fast gleich sind, kann sich die Luft mehr abkühlen als in unsern Gegenden, wo im Sommer die Sonne nur eine kurze Zeit unter dem Horizonte bleibt. Daher sind auch die Nächte in dem heißen Erdstriche sehr kühl. Das Land, von welchem die Sonnenstrahlen zurückprallen, erwärmt die Luft weit eher als das Meer, welches die Strahlen verschluckt, wird aber auch weit leichter kalt. Die Wirkung der Sonne ist um den Sommerstillstand zwar am stärksten, da aber noch 4 — 6 Wochen die Erwärmung größer ist als die Abkühlung, so nimmt die Hitze zu. Der Unterschied zwischen den heißesten und kältesten Monaten innerhalb 20° vom Äquator ist meistens unbeträchtlich, nimmt aber zu, sowie die Breite größer wird. Zu Petersburg z. B. ist die mittlere größte Sommerhitze 79°, die mittlere größte Kälte 25° unter dem Gefrierpunkte. Jede bewohnbare Breite empfängt eine Hitze von wenigstens 60° auf 2 Monate, zum Wachsthum und zur Reife des Getreides. Zweitens hängt der Wärmegrad der Erdfläche von der Höhe des Bodens über der Oberfläche des Meeres ab; denn die Luftschichten werden immer kälter, je mehr sie über die Oberfläche erhöht sind. Drittens wirkt die Lage und Beschaffenheit des Bodens, z. B. die Nähe der Wälder, des Meeres, die Richtung der Stromthäler und die Abdachung, der Mangel an Anbau, die morastige oder sandige Umgebung eines Orts, eine große Masse von Salztheilen ꝛc. auf die Lufttemperatur ein. Davon hängt das physische Klima eines Orts oder Landes ab. (Vgl. Physische Geographie.) — Im Allgemeinen ist die südliche Halbkugel beträchtlich kälter als die nördliche. So sind die Falklandsinseln unter 51° S. Br. viel kälter als die Länder in unserer Hemisphäre unter demselben Breitenkreise, der mitten durch Deutschland geht. Die Berge des Feuerlandes, Staatenlandes, Südgeorgiens und des Sandwichlandes, die zwischen 54 und 59° S. Br. liegen (mit denen also die brit. Inseln, Norddeutschland, Dänemark u. a. Länder gleiche, aber N. Br. haben), sind selbst im dortigen Sommer, folglich beständig, bis an die Seeküste herab mit Schnee und Eis bedeckt. Um 60° S. Br. steht das Thermometer mitten im Sommer nie 5° über dem Gefrierpunkte, oft aber unter demselben; häufig fallen Schnee und Schloßen und es friert nicht selten des Nachts. In der nördl. Hemisphäre ist unter diesem Breitenkreise und noch weit nördlicher eine Hitze von 75 — 82°. Nach Forster's sehr wahrscheinlicher Meinung ist der Mangel eines südl. großen Landes die Ursache dieses Unterschiedes. Um den Nordpol liegen bis über den 66° der Br. hinaus viele Länder, die bewohnt, zum Theil sogar bebaut sind und Früchte tragen. Hier erwärmen die vom Lande zurückprallenden Sonnenstrahlen im Sommer die Luft bis zu einem Grade, der der Hitze im heißen Erdstriche wenig nachsteht. Auf

der südl. Halbkugel erreicht die Südspitze von Afrika nicht den 40., die Südspitze von Neuholland nicht den 50. und die Südspitze von Amerika nicht den 60.° der Br., und alle diese Continente laufen gegen Süden schmal aus. Außer diesen Landmassen liegen in den bemerkten südl. Breiten nur einige kleine Inselgruppen. Die übrigen 30 Grade nach dem Südpole sind Wasser und Eis, bis auf kleine, vor kurzem erst entdeckte, unwirthbare Felseneilande. Nun findet aber auf dem Meere kein Zurückprallen, Brechen und Kreuzen der Sonnenstrahlen statt, wodurch hauptsächlich die Luftwärme entsteht. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Sonne in den nördl. Zeichen des Thierkreises 8 Tage länger verweilt als in den südlichen, folglich wird der Winter der südl. Halbkugel um 8 Tage verlängert, wodurch die Kälte, wie man berechnet hat, um den 16., oder wenigstens beinahe um den 23. Theil größer werden kann als in der nördl. Halbkugel. — Im 3. Bde. der deutschen Übers. von Kirwan's physisch-chemischen Schriften findet man Nachrichten von der Temperatur in verschiedenen Breiten.

Warnberger (Simon), Landschaftmaler zu München, geb. 1769 zu Pullach im Landgerichte Wolfratshausen, lernte die Zeichenkunst bei dem Thiermaler und Kupferstecher Jos. Georg Winter, hierauf bei Mettenleitner in München. Als er sich für die Landschaftmalerei entschied, blieb er eine Zeitlang ohne fremde Anleitung sich selbst überlassen und hielt sich ganz an die Natur. Von ihr erlernte er nach und nach durch Betrachten, Forschen und Vergleichen Das, was die Schule sonst durch Regeln und vielfältige Übung im Nachzeichnen zu lehren pflegt. Baierns malerische Gebirgsgegenden boten ihm mannigfaltigen Stoff zu guten Studien. Bald erlangte er die Fertigkeit, die Natur in ihren schönsten Partien aufzufassen, die verschiedenen Gründe richtig anzuordnen und ihre Entfernungen durch die Linienperspective genau anzudeuten; hierauf fing er an in Aquarell zu malen. Seine Leistungen bewogen den Staat, ihm die zu einer Kunstreise nach Wien und später nach Italien nöthige Unterstützung zu bewilligen. Er brachte 1807 aus Italien eine reiche Sammlung von Studien mit. Jetzt ging W. ganz zur Ölmalerei über. Indeß hatte er sich durch die Aquarellfarben so verwöhnt, daß in den frühern Ölgemälden von ihm jener trockene, matte und kraftlose Ton des Aquarells noch sichtbar ist, und er nur langsam den bessern Ton sich aneignete, der s. spätern Werke auszeichnet. Diesen Umschwung s. Kunst verdankt er der Anleitung des verst. Galeriedirectors v. Mannlich und dem fortgesetzten Studium des ernsten Charakters der bairischen Gebirgsgegenden. Er malt seitdem oft selbst an Ort und Stelle nach der Natur s. Skizzen in Öl, wodurch er immer glücklicher auf dem Wege der Kraft, Wahrheit, Harmonie und des Helldunkels der Färbung fortgeschritten ist. Seine vorzüglichsten Werke sind: der Staffel- und Kochelsee (beide im Schlosse zu Nymphenburg), dann Gegenden von Tegernsee. Auch die Galerie zu Schleisheim enthält von ihm einige gute Bilder. Die ständische Galerie zu Prag besitzt von ihm die Ansicht von Ariccia, 5 Stunden von Rom, mit der Aussicht auf das Meer. 1825 vollendete er s. Waldpartie am Tegernsee.

Warschau, poln. Warszawa, jetzt die Hauptstadt des russ. Königreichs Polen und der Woiwodschaft Masovien, in einer angenehmen Lage, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehren Vorstädten, wohin zuweilen auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene, mit der Stadt durch eine Schiffbrücke verbundene Praga (s. d.) gerechnet wird, besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Krakau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Die Stadt hat mit den Vorstädten einen Umfang von 3 Meilen, worin aber auch viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind, 300 Straßen, 4500 H. (mit Praga) und, nach der Zählung von 1823, 117,284 E., worunter 10,000 Juden. Man findet sehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königl. Schloß, der sächs. Palast, die Münze, das Zeug-

haus und 115 Paläste poln. Magnaten sich auszeichnen, eine Menge Klöster und prachtvolle Kirchen aller geduldeten Religionen, 6 Hospitäler, aber auch neben dem größten Glanze die bitterste Armuth. Doch vereinigt Warschau Alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Behörden des Königreichs; hier ist seit 1816 eine Universität (mit 660 Studirenden i. J. 1825) errichtet; hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik und eine Menge Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, auch Sammlungen, wie die reiche archäologische des zu Warschau 1826 verst. Wiesiolowski. Die Bibliothek von 150,000 Bdn. hat 15,000 poln. B., 7000 Incunabeln, darunter einen krakauer Calender von 1490 (der älteste poln. Druck) und 1260 Bde. Handschriften. In Warschau befindet sich ein Hauptfilial der engl. Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Auch finden Kunstausstellungen statt. In W. vereinigt sich ein Theil des poln. Gewerbfleißes und der ganze poln. Binnenhandel durch die schiffbare Weichsel, durch 5 Banken und durch 2 Messen begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuser und 5 Buchhandlungen. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten gehören die vor dem krakauischen Thore befindliche metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund, auf einer marmornen, 25 Fuß hohen Säule, und die große Zaluski'sche Bibliothek. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben. 1828 befahl der Kaiser Nicolaus, in Warschau eine Nationalbank zu errichten, die bestimmt ist, die Nationalschuld abzutragen und den Handel zu befördern.

Wartburg, ein altes Bergschloß in einer schönen Gegend, ½ Stunde von Eisenach, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward zwischen 1069 und 1072 vom Grafen Ludwig II. (dem Springer) erbaut. Als Residenz der thüringischen Landgrafen war es berühmt wegen der glänzenden Thurn- und Ritterspiele, welche daselbst vorzüglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. am Hofe des Landgrafen Hermann I. und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten durch die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesänger gefeiert wurden. (S. Thon's „Beschr. der Wartburg"; ferner: „Das Schloß Wartburg, ein Beitr. zur Kunde der Vorzeit", 3. A. 1815, und vgl. **Wartburg, Krieg auf.**) Bekanntlich ließ Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den auf dem Reichstage in Worms geächteten D. Luther auf diese Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 an der Übers. der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat.

Wartburg (Krieg auf). U. d. N. ist uns eine der ältesten dramatischen oder auch dialogisirten Dichtungen der deutschen Sprache noch übrig. Um 1207 hatten sich auf der Wartburg bei Eisenach, unter Landgraf Hermanns und s. Gemahlin Sophie Schutz und Begünstigung, 6 der berühmtesten altdeutschen Sänger zusammengefunden: Heinrich der Schreiber (Heinr. v. Rispach, auch der tugendhafte Schreiber genannt), Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Bitterolf, Heinrich v. Osterdingen und Reimer v. Zweter oder Zwetzen. Ursache des scherzhaften Kampfes mag Folgendes gewesen sein. Heinr. v. Osterdingen scheint in s. Gesängen mehr dem wirklich altdeutschen Sagen- und Heldenkreise gefolgt zu sein, während Wolfr. v. Eschenbach sich fast allein an die von a. Völkern, besonders von Franzosen und Engländern, zu uns gekommenen Kreise von Arthur und der Tafelrunde gehalten hat. Dieser Gegensatz der beiden Sagenkreise gab zuerst Veranlassung zum Krieg, welchen Heinr. v. Osterdingen mit dem Preis Leopolds VII., Erzherzogs v. Östreich, eröffnet, während s. Gegner, vor allen Eschenbach, den König von Frankreich als Muster aller Ritterschaft erheben und ihm und seinem Streben nach Kräften zusetzen, also, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht, und sie um ihren Schutz bittet. Sie wird Mittlerin, und Alle kommen

dahin überein, daß Ofterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr von Ungarland oder Klinsor als Richter und Entscheider herbeiholen solle. Er erscheint, und es entsteht zwischen ihm und Eschenbach eine Art theologischer Disputation, nach welcher Klingsohr endlich die Sänger versöhnt. Klingsohr zieht beschenkt von dannen. — Dieses Gedicht ist in 2 Bearbeitungen in der Manesse'schen Sammlung, und in der jenaischen Handschrift der Minnesänger vorhanden, woraus Zeune es 1818 hat abdrucken lassen (aber ganz unkritisch). Über den Dichter sind die Meinungen verschieden. Dorn sprach es dem Wolfram zu. Andre schreiben wenigstens den größten Theil der Strophen einem thüringischen oder hennebergischen Dichter zu. Das Ganze ist in große Unordnung gerathen, welche schwer zu heben sein möchte.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands protestantischen Hochschulen, am 18. Oct. 1817. Jene ehrwürdige Burg, mit ihren Erinnerungen an das lebendige Wort der Kraft, welches hier durch die glorreichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorgerufen wurde, erhielt in der neuesten Zeit eine folgenreiche Berühmtheit durch das Fest, mit welchem eine Schar deutscher Jünglinge einen doppelten Sieg der Wahrheit und des Rechts über die Macht der Unterdrückung zur eignen Erhebung für das Edle und Große feiern wollte: den Sieg der Geister, im Reiche der Überzeugung vor 3 Jahrhunderten durch Luther errungen; den Sieg der Völker in dem Gesammtleben des Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker auf den Feldern von Leipzig erkämpft. Dieses Fest der edelsten Begeisterung, das der (1828 verst.) Großherzog von Sachsen-Weimar ganz in seinem reinen Sinn sich dachte und genehmigte, hat durch zufällige und bedenkliche Äußerungen des kecken Sinnes einer lebensfrohen Jugend ganz a. Folgen gehabt, als die Unternehmer desselben sich dachten. Da Einige von den strengern Beurtheilern vom Scheine getäuscht, Andre aus Unfähigkeit, das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, noch Andre endlich aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das ganze Fest als demagogisch angeklagt haben, so verdient es hier eine genauere Darstellung. Um an dem Jahrestage d. 18. Oct. 1813 zugleich das 3. Säcularfest der Reformation, d. 31. Oct. 1817, als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, auf der Wartburg zu begehen, erließ die Burschenschaft zu Jena eine Einladung an die Studirenden auf den protestant. Hochschulen Deutschlands, nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes Abgeordnete zu schicken. Der Großherzog gab die Erlaubniß, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eisenachs unentgeltlich aufgenommen würden. Auch ward das zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeltlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, zogen von allen Seiten her die studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach Jeder, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit ernannten Ausschusse, der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70 — 80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der kathol. Universität Würzburg, unter denen die Mehrzahl an dem Befreiungskriege thätig Theil genommen hatte. Außerdem erschienen Einige von Halle, Einige von Genf, und mehre ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Am 18. Oct. früh um 6 Uhr rief das Geläute aller Glocken sämmtliche Studenten auf den Markt, von wo sie auf die

Wartburg zogen. Hier ward in dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale, wo sich außer den öffentlichen Behörden 4 Professoren aus Jena, Geh. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und mehre Fremde versammelt hatten, die Feier des Tages mit dem Gesange: „Eine feste Burg ist unser Gott", eröffnet. Darauf hielt Riemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend". Nach dem Gesange: „Nun danket alle Gott", hielt Hofr. Fries, dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte sich mit dem: „Der Herr segne uns!" — Darauf vertheilte man sich auf dem Burghofe, wo man sich über die Art besprach, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seien (was Jena bereits gethan), um sämmtliche Hochschulen zu einer Burschenschaft zu vereinigen. Auch Karl Sand war bei dieser Gelegenheit sehr thätig, den von der studirenden Jugend beabsichtigten Zweck dieses Bundes: eine edlere Bildung des deutschen Universitätenwesens, zu befördern. Noch sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck („Isis", 1817) erschienen ist. Darauf ward im Rittersaale gespeist, wo die Beamten des Festes der deutschen Freiheit, dem Andenken Luther's, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen Trinksprüche ausbrachten. Nach dem Mahle begab sich der Zug nach Eisenach in die Kirche, wo der Gen.-Super. Nebe den Festgottesdienst hielt. Zuletzt ward auf dem Markte ein Lied des Gen.-Super. Nebe abgesungen und ein Lebehoch ausgebracht. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch irgend eine Übereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehre Jünglinge mit Turnspielen bis zum Abend, wo der Fackelzug nach dem nahe gelegenen Wartenberge unternommen wurde, um daselbst, gemeinschaftlich mit dem eisenacher Landsturm, das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder gesungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, die das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinn oder Unbesonnenheit, aussprach, worauf die Feier des Tages mit einer Spende für die Armen beschlossen wurde. Die Meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Oken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereist, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödiger's Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß den ernsten Eindruck des geendigten Festes der Muthwille Einzelner störte. Diese hatten nämlich, ganz ohne Vorwissen oder Mitwissen des Ausschusses der sämmtlichen Hochschulen, von welchem das Fest, dem genehmigten Entwurfe gemäß, geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Es waren die Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst; darunter: Dabelow, „Über den 13. Art. der deutschen Bundesacte"; K. A. v. Kamptz, „Codex der Gensdarmerie"; v. Kotzebue, „Geschichte des deutschen Reichs"; K. L. v. Haller, „Restauration der Staatswissenschaft"; v. Cölln, „Vertraute Briefe"; Saul Ascher, „Die Germanomanie"; der „Code Napoleon", und Zachariä über denselben; Schriften gegen die Turnkunst; die Statuten der Adelskette; W. Reinhard, „Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände"; einige Schriften von Schmalz, die „Alemannia" und ähnliche. Außerdem wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Zum Schluß sang man noch ein Lied, und die Studenten zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. — Jenes Verbrennen der Bü-

cher ward mit Recht gerügt. Die Handlung hatte etwas Öffentliches, obwol sie durchaus nicht in dem Plane des Ganzen lag; darum war sie polizeiwidrig, und gerade an diesem Tage höchst muthwillig, sowie an sich, moralisch genommen, sehr anmaßend und unbescheiden. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Fest selbst, dessen Bedeutung edel und dessen Ausführung würdig war. Denn wie einst die Griechen die großen Tage ihres Vaterlandes feierten, so durften wol auch Deutschlands Jünglinge die weit größern Tage unserer Zeit festlich begehen. Wenn übrigens der damals besprochene Entwurf, dem Unfuge der Landsmannschaften und Orden, sowie dem Unwesen der Duelle, ein Ende zu machen, und die studirenden Jünglinge zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung zu verbinden, zu Stande gekommen wäre, so würde das Wartburgsfest durch den eignen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogen. akademischen Freiheit ausbilden kann) etwas erreicht haben, das bisher keiner akademischen oder Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. In jener Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von Fries vertheilte; auch sprachen Mehre für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für eine allgemeine Vereinigung, vorzüglich Carové von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommann's „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg" (Jena 1818) abgedruckt ist. Dies machte solchen Eindruck, daß die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zu jener Verbrüderung die Hand boten, und durch fast allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn, noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach, ihre gegenseitige Aussöhnung besiegelten, worauf Alle Eisenach verließen. Die falschen Nachrichten, welche öffentliche Blätter über das Fest verbreiteten, und eine an die Regierung in Weimar eingereichte Denunciation der Wartburgsversammlung, welche das Verbrennen der Schriften als einen Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofraths Fries im „Oppositionsblatt" vom 24. Oct., welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, sowie die Maßmann'sche (nach schiefen Ansichten abgefaßte) „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg", und Oken's „Isis", Bl. 195: „Der Studentenfrieden auf der Wartburg", den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt ward, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, unterdrückt, und der Verf. selbst in Untersuchung gezogen. Auch Hofrath Fries kam in Criminaluntersuchung, da sich aber ergab, „daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde", so erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, „daß eine Criminaluntersuchung gegen ihn nicht stattfinde". Endlich kam die Angelegenheit auch in der Conferenz des preuß. Staatskanzlers, Fürsten v. Hardenberg, und des östr. Gesandten am berliner Hofe, Grafen v. Zichy, mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche des Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen die Anordnung desselben zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherz. Staatsministers Freih. v. Fritsch an den Großherzog über das Fest der Wartburg („Allg. Zeit.", 1817, Nr. 355) rechtfertigte ebenfalls die Studirenden in Jena. Dasselbe bezeugte der großherz. Staatsm. Gr. v. Edling in s. Rundschreiben vom 19. Dec. an sämmtliche großherz. Residenten bei den verschiedenen Höfen („Allg. Zeit.", 1818, Nr. 15), in welchem u. A. auch die Überzeugung des k. östr. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sei, wie man sie dargestellt habe". (Vgl. D. Kieser's Schrift: „Das Wartburgsfest am 18. Oct. 1817", Jena 1818, 146 S.) Als aber dessenungeachtet einige Schriftsteller in der jugendlichen Begei-

Digitized by Google

sterung nur revolutionnaire Schwärmerei, und in der allgemeinen Burschenschaft eine Verschwörung zur Republikanisirung Deutschlands erblickten (z. B. S. Ascher, „Die Wartburgsfeier, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung", Berlin 1818), so ward durch diese Beschuldigungen und andre von ihnen herbeigeführte Umstände eine solche Erbitterung erregt, daß einzelne Jünglinge die Besonnenheit verloren, hier Rohheit, dort Anmaßung zeigten, und Unordnungen begingen, welche den Gegnern (vgl. Stourdza) zu einer allgemeinen Anklage sämmtlicher Hochschulen und ihrer Lehrer den Vorwand liehen. Endlich glaubte ein schwärmerischer, von seiner Zeit überhaupt zur fixen Idee des Märtyrerthums hingetriebener Jüngling (s. Sand), sich durch ein Verbrechen dem Tode für das Vaterland weihen zu müssen; nun klagte man den Geist aller Hochschulen Dessen an, was der unselige Wahnsinn jenes Unglücklichen verübt hatte; der Bundestag stellte alle deutsche Hochschulen unter besondere polizeiliche Aufsicht, und jede ähnliche Versammlung, sowie die Theilnahme an der Burschenschaft ward als strafbar untersagt. K.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme, der auch Schauthurm, Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon s. Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Wartegeld, eine Art Pension, welche man Denjenigen gibt, die zum Staatsdienste bestimmt und für fähig oder berechtigt dazu anerkannt sind, deren Eintritt in die wirkliche Dienstthätigkeit aber durch äußere Umstände aufgehalten wird. Die gewöhnlichsten Fälle sind Auflösung einer Staatsbehörde, eines Armeecorps, Abtretung einer Provinz, wobei man Demjenigen, welchen man für den Staatsdienst disponibel erhalten will, bis zur Wiederanstellung einen Interimsgehalt bewilligt. 37.

Wartenburg (Treffen bei), am 3. Oct. 1813. Der Feldmarschall Blücher, entschlossen, durch die Versetzung s. Heers auf das linke Elbufer dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben, brach am 26. Sept. aus dem Lager bei Bautzen auf, und marschirte mit Pontons bis zum 3. Oct. über Kamenz, Elsterwerda, Herzberg, Jessen nach Elster: eine Bewegung, deren Ausführung für immer in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. Der großen franz. Armee blieb dieser Marsch ganz verborgen, doch traf am 2. Oct. das 4. franz. Corps und ein Theil des 7. unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um diesen Übergangspunkt zu decken, der als solcher bereits durch kleine Abtheilungen der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee, und besetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres als Mittelpunkt — sowie die daran liegende durchschnittene buschige Gegend; die Fronte war nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geschützt. Die Preußen schlugen 2 Schiffbrücken. York ging zuerst über; ihm folgten Langeron und Sacken. Das Corps des Generallieutenants v. York — der von diesem rühmlichen Tage den Ehrennamen Graf York v. Wartenburg führt — begann den Angriff auf die fast unüberwindlich scheinende Stellung des Feindes am Morgen des 3. Zuerst suchte eine Brigade in der Fronte von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andre unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg strebte, Bloddin zu nehmen und so den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges, aber unentschiedenes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust

Bloddin, schwenkte rechts, und drang nach Globig. Jetzt rückten die 3 übrigen Brigaden des Corps — die des Gen.-Maj. v. Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an; der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem schmalen Damme möglich, die Truppen ließen sich zum Feuern verleiten und verloren dabei unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre. Da setzte sich der Gen.-Maj. v. Horn an die Spitze des 2. Bataillons vom Leibinfanterieregiment, und führte es mit dem Ausrufe: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut!" vorwärts, und in einem Anlaufe ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen. Die Umgehung desselben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollständig; der abziehende Feind stieß auf die während deß immer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Karl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. Nachmittags um 2 Uhr hatte die preuß. Tapferkeit den Sieg entschieden. Das Corps des Generallieut. v. York, ungefähr 24,000 M. stark, hatte 70 Officiere, 2000 M. todt und verwundet, der Feind (20,000 M. mit 60 Kanonen) verlor einige Tausend Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Kriegswagen. Der General Bertrand würde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungsmittel besser benutzt und unter so günstigen Verhältnissen den Übergang vielleicht ganz unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich von den örtlichen Verhältnissen s. Stellung genau zu unterrichten; er zog sich gegen Wittenberg zurück. Das wichtigste Ergebniß dieses Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee auf dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entschied. Jenem braven Bataillon dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General v. York defilirte, grüßte er alle Bataillonsführer, doch als jenes nahete, und s. Frage, ob dieses das 2. Bataillon vom Leibregiment sei, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon vorüber war.

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem Menschen insbesondere ist es ein solcher Auswuchs auf der Hand, welcher die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich bloß für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie weiter herauswächst. Man muß sie für das Erzeugniß einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen sie häufig, vorzüglich an den Händen zum Vorschein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, durch Ausschneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Finnland, mit breiten geraden Straßen, dem verfallenen Schlosse Karlsholm, dem schönen Gustavsplatze und einem Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einw., welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuen Hafen Smultronören anlegen, da der alte ganz unbrauchbar ist. Der schwedische König Karl IX. legte sie 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königl. Familie. Seit 1809 ist sie mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden. — **Wasa**, ein alter Rittersitz in der schwedischen Provinz Upland, 3 Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. (s. d.) geb. war.

Wasa (Gustav), s. Gustav I.

Wasa-Orden, s. Schweden.

Waser (Johann Heinrich), Pfarrer zu Kreuz, e. Dorfe im schweizerischen Canton Zürich, bekannt wegen s. unglücklichen Endes, wurde zu Zürich, wo s. Vater Bäcker war, geb., hatte gute natürliche Anlagen, und widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber aus Neigung mit Physik und Mathematik. Er erhielt sehr bald die Priesterstelle zu Kreuz, ward aber derselben wieder entsetzt, weil er bei Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Voigten des Dorfs in Zwist gerieth, und von diesen bei dem Rathe zu Zürich, obwol ohne hinreichende Beweise, verklagt wurde. Diese Bestrafung erregte in ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Er lebte hierauf, ohne Anstellung, zu Zürich von dem Vermögen s. Frau, und als dieses aufgezehrt war, vom Ertrage literarischer Arbeiten. Sein großer Hang zur Politik ließ ihn an den Begebenheiten seines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenschaftlichen Antheil nehmen, wodurch er einen Theil s. Mitbürger wider sich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf ward er auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeschäften gebraucht. Es schien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr wider als für s. Vaterland arbeite, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürzen wolle. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, als zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er bei einem über dem Zürchersee zwischen den Cantonen Zürich und Schwyz entstandenen Processe in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehre Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, ward ihm ebenfalls Schuld gegeben; doch konnte diese Beschuldigung nicht erwiesen werden. Eine sehr wichtige Urkunde, die ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewissen Behufe anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deßwegen, und weil er in auswärtigen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz bekanntgemacht hatte, ward er gefänglich eingezogen. Er suchte sich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten, aber der Versuch mißlang. Nach langem Proceß räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften von der Stadtbibliothek und militairischer Pläne und Zeichnungen ein, und ward daher der Landesverrätherei schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt, den er auch 1780 auf dem Blutgerüst mit Fassung erlitt. Von ihm ist: „Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden ꝛc." (Zürich 1779), ein brauchbares und geschätztes Werk; ferner eine gelungene Übers. von Lucian's Schriften a. d. Griech. (Zürich 1769 — 73, 4 Thle.).

Wasgau, s. Vogesen.

Washington (George), Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer s. Zeit, wurde 1733 in der Grafschaft Fairfax in Virginien geb., wo s. Vater ein reicher Pflanzer war, und wo ungefähr 60 Jahre früher s. Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge W. erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptst. Virginiens. Bei glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, auf s. Pflanzung, und trat, wie andre Staatsbürger, unter die Miliz. Als 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika, wegen der Befestigungen, welche die letztern am Ohio anlegten, Feindseligkeiten ausbrachen, wurde W. von dem engl. Gouverneur in Virginien an den franz. Befehlshaber als Unterhändler

abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände verschafft, ward nun, als Major, mit 300 M. virginischer Miliz gegen die neuen Anlagen der Franzosen am Ohio abgeschickt, und vertheidigte sich muthvoll und klug gegen eine weit überlegene Anzahl Feinde. 1755 ward er Oberst, und Adjutant des Generals Braddon, führte ein Corps virginischer Scharfschützen und Freiwilliger an, zeichnete sich als geschickter Parteigänger im kleinen Kriege vortheilhaft aus, und erwarb sich dadurch Ruhm und Achtung bei s. Mitbürgern, gab aber 1759 den Kriegsdienst auf, heirathete eine reiche Erbin, und lebte nun auf s. Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als 1773 die Mißhelligkeiten zwischen den engl. Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkliche Unruhen ausbrachen (s. Vereinigte Staaten), bewaffnete W., zum Theil auf eigne Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in den Waffen, und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (19. Apr. 1775) das erste Blut in diesem Kriege vergossen worden war, beschloß am 10. Mai der zu Philadelphia versammelte Congreß die Errichtung eines stehenden, von sämmtlichen Provinzen zu besoldenden Heeres, und ernannte W. einmüthig zum obersten Befehlshaber desselben. Nicht leicht hat ein Feldherr unter mißlichern Umständen s. Amt angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen, und die Truppen, größtentheils Freiwillige, konnten einer strengen Zucht nicht unterworfen werden. W.'s seitdem bekannt gewordene Berichte an den Congreß schildern am besten s. damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des ganzen Laufes des Kriegs wirklich groß bewiesen hat, und durch die geschickte Anwendung des Tirailleursystems, als durch gewagte Unternehmungen die ihm entgegengestellten geübtern Truppen zu bekämpfen. Im Anfange 1776 nöthigte W. den engl. General Howe, Boston zu verlassen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dies. J. fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug W.'s von Long-Island, und s. Geschicklichkeit, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderte größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Überfall eines hessischen Corps bei Trenton und eines englischen bei Princetown, gab W. den Amerikanern neuen Muth und machte sie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche er nun vom Congreß erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines engl. Corps unter Bourgoyne (17. Oct. 1777) bei Saratoga, und der Beistand Frankreichs gaben der Sache Amerikas ein großes Übergewicht. Endlich entschied den Kampf die Gefangennehmung von 7000 Engländern u. s. w. unter Lord Cornwallis bei Yorktown (19. Oct. 1781): ein Sieg, der W.'s Feldherrntalent verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den pariser Frieden (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. W. legte nun die Befehlshaberstelle nieder, ging von dem Danke und der Achtung s. Mitbürger begleitet, auf s. Landsitz Mount-Vernon in Virginien zurück, und verlebte hier einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im Sept. 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und W. einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der Vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen, und W. zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten 4 Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweiten Male wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Staat mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite stand der geistvolle, beredte,

aufgeklärte Hamilton, s. Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerikas. Es ist Thatsache, sagt Bristed, daß die Vereinigten Staaten in der 8jährigen Periode der Verwaltung W.'s, aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des innern Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete gewesene Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel ward frei und umspannte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgestrichen zu sein schien, erhielt eine sichere Bürgschaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volks, ohne auf Beiden zu lasten, der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von W. gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung, obschon, nach Bristed, Hamilton's Verfassungsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Einfluß gesichert haben würde als der von dem vorsichtigen W. entworfene mildere Unionsvertrag. Ungeachtet dieser Verdienste, die W.'s Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als s. Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf s. Landgut zurück, wohin er das Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14. Dec. 1799 in einem Alter von 67 J. Sein Tod ward in den Verein. Staaten mit aller Feierlichkeit und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die s. Namen führt, wird s. Andenken erhalten. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und vermachte beträchtliche Summen zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. Noch hat ihm s. Nation kein Denkmal errichtet, und das Grab des großen Mannes in seinem Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potowmac, bezeichnet kein Stein noch Inschrift. Sein Denkmal ist in der Geschichte. W. hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei rings umher sich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühl auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entscheidender Einsicht, ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit, und die schöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde: diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter des ebenso liebreichen als kraftvollen, ebenso großen als guten Mannes. Marshall und Bancroft („Essay on the life of G. Washington", Worcester in Nordamer. 1807), haben s. Leben beschrieben. S. auch Josch, „Washington und die nordamerik. Revolution" (Gießen 1817). Jared Sparks gibt die in Mount-Vernon hinterl. Papiere W.'s u. d. T.: „The works of G. Washington" (m. Anm., in 8 — 12 Bdn., Boston 1828 fg.) heraus.

Washington, die Haupt- und Bundesstadt der Verein. Staaten (301° 2′ 3″ Ö. L. u. 38° 53′ N. B.), auf einer von 2 Armen des Potowmac gebildeten Landzunge, und zwar auf der marylandischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung, in dem District Columbia (s. d.), der unter den Gesetzen des Congresses steht. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im damaligen Mittelpunkte der Republik belegenen Platz dazu anzuweisen, 280 engl. Meilen vom Meere entfernt. In der Mitte desselben erbauete man nun eine Stadt, die man nach dem

Manne benannte, der soviel für die Sache der amerikanischen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet sein wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90 — 100, die Hauptstraßen 130 — 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Casernen prachtvoll, aber noch ist keine Straße ganz ausgebaut; dessenungeachtet enthielt die Stadt 1810: 1700 H. und 9200 E., worunter 5900 Weiße und 2300 Neger; im J. 1819: 11,300 Einw., 43 öffentliche Gebäude, 2028 Wohnhäuser, 129 Läden und Handelsgebäude, 354 öffentliche Plätze; im J. 1823: 2200 H., 14,000 E. Georgetown (7400 E.), mit einer kathol. Univers. und dem Hafen, ist bloß durch den Fluß von ihr getrennt. Die neu angelegten Straßen, welche nach den Staaten, in die sie führen, benannt sind, unterscheiden sich größtentheils von der Umgegend nur durch eine schwache Spur von Anbau oder an einigen Stellen durch Reihen ital. Pappeln. Man findet 4 Kirchen, für die Episkopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Katholiken. Seit 1801 befindet sich in W. der Sitz der Regierung, des Generalcongresses, des diplomatischen Corps und aller Centralbehörden; auch hat sie eine Bibliothek, eine Sternwarte, das Colombiainstitut, eine medic. u. a. Gesellsch., öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1813 wurden aus demselben für 1,327,000 Dollars Waaren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die Stadt das Unglück, daß die Briten daselbst einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammergebäude, das Zeughaus, die Werfte, die Repsschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmac zerstörten, ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geschätzt wurde. Das Capitol und die Wohnung des Präsidenten sind von den im Kriege erlittenen Beschädigungen wiederhergestellt. 90 marmorne Capitäler, mit großen Kosten aus Italien eingeführt, schmücken die Säulen des Capitols, dessen Bau 225,000 Pf. St. (1 Mill. Dollars) gekostet hat. Ihm gegenüber wird Washington's Bildsäule zu Pferde errichtet. Eine dritte Stadt in dem District Columbia, Alexandria (8200 E.), am rechten Ufer des Potowmac, hat Schiffbau und Handel.

Washington's-Inseln (oder die neuen 8 Marquesas-Inseln, 139° 5′ — 140° 13′ W. L. von Greenwich, 7° 50′ — 9° 30′ S. Br.). Unter ihnen ist Nukahiwa (s. d.) die wichtigste. Sie wurden entdeckt und benannt vom amerik. Cap. Robert 1792, beschrieben vom Cap. H. v. Krusenstern und neuerlich vom amerik. Cap. Porter (in s. „Journal of a cruise made to the pacific ocean 1812 - 14", Neuyork 1825, 2 Bde.). Porter nahm diese Inseln für die Vereinigten Staaten in Besitz, ohne dazu beauftragt zu sein.

Wassanah ist eine erst 1816 durch einen arabischen Kaufmann, Sidi Hamet in Nigritien aufgefundene Stadt, beinahe 2 deutsche Meilen im Umfange, 60 Tagereisen südöstlich von Tombuktu (eigentlich Timbuctu). Auf der Südseite fließt der große Strom Zadi, den die Einw. Jolibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuktu und bestehen aus großen, ohne allen Mörtel aufeinander gelegten Steinen. Die Stadt ist viereckig, hat auf jeder Seite ein großes Thor, und besteht aus niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel gebaut, mit Dächern aus Rohrstäben gefertiget, über welche breite Palm- oder ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königl. große und hohe Wohn-

haus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viel Einw. als Tombuktu, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Wassanah tragen Hemden von weißem und blauem Zeuche, weite kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschalen. Der König führt den Titel Ollbu, d. h. guter Sultan, trägt ein weißes Hemde, lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, und einen rothen Kaftan mit Ärmeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm und Fußbänder von feiner bunter Seite und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um s. Arme und Beine geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldenen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen goldenen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elefanten), ein Thier, welches 3 Mal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einw. von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reis, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu sein. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder auch Kokosschalen besteht. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kenntniß, wol aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit Böten von ausgehöhlten Baumstämmen, die 15 — 20 Neger fassen, betreiben. Sie tauschen für Sklaven Elefantenzähne, Edelsteine, Gold und Schalthiergehäuse, andre auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut. An der Flußseite wächst Reis. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig; Kameele, Pferde, Maulthiere und Ziegen fehlen; desto mehr gibt es in und bei Wassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. (S. James Riley's „Reise", die 1807 in London erschien.)

Wasser. Dem elastischen, trockenen, durchsichtigen Naturkörper, der Luft, steht das unelastische Flüssige, das alles specifisch Gebildete auflösende, alle Trennung und Wiedervereinigung befördernde Nasse, das Wasser, entgegen. Es durchfließt die Erdrinde, umgibt sie als Meer, erfüllt als Dunst und Dampf den Luftkreis bis zu einer gewissen Höhe, ist eine Bedingung alles organischen Lebens, wirkt selbst bei der Gestaltung vieler unorganischen Körper, und wird, bei unaufhörlicher Zersetzung und Wiederzusammensetzung, stets in den Urquell, woraus es in den mannigfaltigsten Gestalten entspringt, zurückgeführt. Schon früh hielt man es für einen einfachen Urstoff (Element), bis man später (wie schon Newton aus der lichtbrechenden Kraft desselben geschlossen hatte) durch die nähere Kenntniß des Wasserstoffgases ein Zusammengesetztes darin erkannte. Die Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich Cavendish, der 1781

durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie wurde durch die franz. Chemiker, besonders Lavoisier, Bucquet, Fourcroy, Vauquelin bestätigt. Man fand, daß reines Wasser aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, wie neuere genaue Versuche ergaben, von jenem 11,06, und von diesem 88,94 Gewichttheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Apparaten verbrannt, wo man das Gewicht der Gasarten vor dem Verbrennen mit dem Gewicht des dadurch erhaltenen Wassers und des übriggebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und fand jedesmal, daß das erhaltene Wasser so viel als die verschwundenen Gase wog. Neuere Naturforscher sind durch die elektrischen Erscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß das Wasser ein Element sei, zurückzukehren, indem sie das indifferente Wasser sich durch die beiden Elektricitäten (s. d.) in jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe umwandeln lassen. Das reinste Wasser ist dasjenige, das der in hohen Gegenden aufgefangene Regen oder Schnee liefert, und worin sich keine Spuren fremder Stoffe entdecken lassen. Da dies jedoch selten der Fall ist, so verschafft man sich reines Wasser durch Destillation. Es ist in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltemperatur unserer Atmosphäre bleibt das Wasser stets flüssig, vermindert sich aber die Wärme bis unter 0 des Thermometers (oder 32° Fahrenheit), so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man die Oberfläche mit Öl bedeckt, kann es noch einige Grade unter 0 flüssig bleiben, so lange keine Bewegung stattfindet. Wenn das Wasser erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallgestalt an. (S. Eis.) Diese Krystalle zeigen mancherlei Gestalten, die theils von der Heftigkeit der Kälte und der Schnelligkeit ihrer Bildung, theils von den verschiedenen Graden der Ruhe beim Frieren und ähnlichen Umständen abhangen. Die spießigen Krystalle zeigen sich unter einem Winkel von 60 — 120 Graden, und bilden so die Dendriten an den Fenstern, oder die 6zackige Gestalt des Schnees. Wasser, das andre Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. dgl., enthält, gefriert in der Regel langsamer, und zwar nach Verhältniß der Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Auflösung erstarrt, so gefriert gewöhnlich fast nur das Wasser, und die rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt. Wenn das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle nebst den zuerst gebildeten Nadeln länger als das übrige, weniger regelmäßig Angeschossene. Die Dichtigkeit des Wassers ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei $3\frac{1}{2}$° Réaumur über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich beständig aus, sowol beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht stattfände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstriche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser würde nämlich im Winter ziemlich bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal erstarren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu $3\frac{1}{2}$° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbare Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der Seen behält die angegebene Temperatur von $3\frac{1}{2}$°, und das Wasser, das aus ihnen ausfließt, ist stets 3 — 4 Grade über dem Eispunkt erwärmt; es behält diese Temperatur auch auf dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Wintern Ströme und Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser von $3\frac{1}{2}$° an erwärmt, so dehnt es sich allmälig aus, bis es unter 80° zu sieden anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Laut, der

daher rührt, daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, während des Aufsteigens sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum entsteht, der vom Wasser ausgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die Temperatur von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor und es entsteht das gewöhnliche Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen so hohen Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, dieselben bei steigender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases beruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. d.). Dem unsichtbaren Wasserdunst wird durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Verhältniß der Abkühlung verdichtet und sichtbar wird. Darauf beruht die Theorie der Bildung der Wolken, des Dampfes, der Nebel und andrer meteorischen Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft, und daher beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern. — Meteorwasser nennt man das durch die Luft aufgelöste und in Dunstform in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich durch die Einwirkung der höhern und kältern oder der hinzuströmenden Luftschichten ein wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umwandelt und bei stärkerer Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint als Regen, Nebel, Thau, Schnee, Reif, Hagel. Es ist dem destillirten Wasser gleich, da aber die Atmosphäre bei nicht feuchter Witterung mit unzähligen Staubtheilchen und im Sommer mit Insekten, Gesämen und Blüthentheilchen angefüllt ist, durch die strömende Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus sehr entfernten Gegenden herbeigeführt werden und das Wasser fast alle Stoffe auflöst, so hängt die Reinheit des Meteorwassers von Zufälligkeiten ab, und nach Maßgabe solcher zufälligen Umstände wird man daher in den Meteorwassern auch verschiedene beigemischte Stoffe entdecken. Alles Wasser auf der Erde (das tellurische Wasser) verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben genannten Formen und zwar am häufigsten als Thau und wässeriger Nebel, auf die Erde fällt, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. So scheint das auf unserm Planeten befindliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu sein, da es bald als Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit, kältern Höhen und Berggipfeln angezogen, und zu Quellen wird, bald als Regen von neuem in tropfbar flüssiger Gestalt nach den tiefern Regionen zurückkommt. Die Annahme, welche die Quellen aus dem Anziehen der atmosphärischen Wasserdämpfe durch die Höhen entstehen läßt, erscheint im Allgemeinen als die wahrscheinlichste, wiewol auch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß in gewissen Fällen die aus dem Innern der Erde durch unterirdisches Feuer emporgetriebenen und in den höhern Luftschichten zu tropfbarer Flüssigkeit verdichteten Dämpfe wirksam seien. Weniger wahrscheinlich ist die Ansicht, daß das Innere der Erde ein ungeheures Wasserbehältniß sei, obgleich das Dasein großer unterirdischer Wassermassen und Flüsse nicht unerwiesen zu sein scheint. Während das mit Luft und kohlensaurem Gas geschwängerte Wasser durch die Gebirgsmassen rinnt, löst es alle auflösliche Stoffe auf, und zwar mehr oder minder, je nachdem es mit denselben längere oder kürzere Zeit in Berührung ist, sowie nach Verhältniß der Auflösbarkeit jener Stoffe und der Temperatur der Gebirge. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß manche Quellen Jahrhunderte lang reichlich mit Substanzen geschwängert sind, wovon man im freien Zustande kaum Spuren an den Orten der Quellen gewahr wird. Noch wirksamer ist das Wasser, wenn es durch Erzeugung einer größern Menge von Kohlensäure aus organischen Stoffen, oder von Schwefelsäure aus Schwefelkiesen und Schwefel die Felsen desto kräftiger durchdringen kann. Die durch Kalkberge rinnenden kohlensauren Wasser kommen als incrusti-

rende Quellen zu Tage, oder bilden die Stalaktiten in Grotten und Höhlen. Die mineralischen Wasser hängen überhaupt einzig von der Beschaffenheit der Gebirge und Erdlagen, welchen sie entspringen, und der chemischen Verwandtschaft und Masse ab. Der größte Theil der aus den Bergen entspringenden Quellen ist nur sehr schwach mineralisch. Beim Fortströmen entweicht vollends die darin enthaltene Kohlensäure, und die kalkigen und andern mineralischen Theile werden niedergeschlagen, weßhalb die daraus entstehenden Flüsse immer sehr weiches Wasser enthalten. Das Brunnenwasser hingegen ist, mit Ausnahme der aus Flüssen entstehenden Quellen, immer schwach mineralisch, weil viele das flache Land durchziehende Wasseradern wenigstens immer Kohlensäure, Kalk, Kochsalz, Gyps finden. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig klar und geruchlos ist und den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten Antheil von Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gebrauchs in weiche, die das filtrirte Seifenwasser nicht zersetzen, und harte, bei welchen dies der Fall ist, die jedoch allmälig in jene, durch Abnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Die harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder specifisch auf den Organismus wirken, noch technisch benutzt werden, und in Mineralwasser. Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelquellen (die beide theils eisenfrei, theils eisenhaltig sind), alkalische Wasser, Stahlquellen, Bitterwasser, Salpeterwasser, boraxhaltige Wasser, vitriolische Wasser, Cämentwasser, Kieselwasser, schwefeligsaure Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartige Wasser, Salzwasser, giftige Wasser. Vgl. Biot's „Erfahrungs-Naturlehre" (3. A., 1. Bd.), worin auch mehre Versuche über die bald behauptete und bald bestrittene Zusammendrückbarkeit des Wassers vorkommen, über welche man bereits ein eignes Werkchen von Zimmermann: „Über die Elasticität des Wassers" (Leipz. 1779) besitzt. Eine gedrängte, aber sehr sachreiche Betrachtung des Wassers unter dem chemischen Gesichtspunkte, mit ausführlichen literar. Notizen endlich gewährt John's „Handwörterb. der Chemie" (Leipz. 1818, 4 Bde.) im betreff. A.

Wasserblei, Molybdän, ein 1778 von Scheele und 1782 von Lyjelm entdecktes Metall von silberweißer Farbe, fast dem Glanze und der Härte des Silbers und 8,6fachem specif. Gewicht. Es ist fast spröde und zeigt nur wenig Geschmeidigkeit. Ohne Luftzutritt bleibt es in der stärksten Glühhitze unverändert und ist außerordentlich schwer zum Schmelzen zu bringen, indem es strengflüssiger als Stabeisen ist. Eine Art des Molybdänoxyds oder Kalkes gibt, in Wasser aufgelöst, die molybdänigte Säure. In der Natur findet sich das Metall in dem Molybdänglanz und Gelbbleierze.

Wasserbruch, s. Bruch.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wasserfall (franz. cascade, von dem Ital. cascare, fallen), auch Katarakt (von dem Griech. καταρακτης, gewaltsamer Sturz), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt auch das fallende Wasser selbst. Es gibt natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten: in Europa der Rheinfall bei Schafhausen; in Afrika die Fälle des Nil; in Nordamerika der große Wasserfall im Lorenzflusse bei dem Fort Niagara (s. d.), und in Südamerika der große Fall des Parana, in Paraguay. Die schönsten künstlichen Wasserfälle sind in Frankreich, zu Marly unweit Versailles und zu St.-Cloud; bei dem Lustschlosse Loo in Geldern und auf der Wilhelmshöhe bei Cassel.

Wassergalle, auch Regengalle, ein Stück von einem Regenbogen, in einer einzelnen oder zerrissenen Wolke.

Wasserhose, eine furchtbare Erscheinung auf dem Meere, welche, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das

ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegel erhebt, dessen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, fort, und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen mit solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen, und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah, und einen dicken schwarzen Rauch über sich zu haben schien. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andre an ihre Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, sodaß sie einem mit Wasser gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andre, verengte und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobene Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln, und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. J. R. Forster in seinen „Bemerk. auf einer Reise um die Welt" (Berl. 1783) gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: „Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf, und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, aus der Wolke herabkommenden, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch 3 andre Säulen. Die nächste war ungefähr $\frac{3}{4}$ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 — 80 Klaftern zu haben; hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum 2 — 3 Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andre. Je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte". Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten. — Die wichtigsten Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in Folgendem zusammenstellen: 1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3, 4, 6 in kleinen Abständen, oder gleich nacheinander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Was-

ser in kochende Bewegung; 3) es findet dabei ein merkliches Geräusch statt, das unter dem Wasser zu sein scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufsteigt; 5) er macht ein eignes, von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7) die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden, sondern steigt oft erst herab, dem sie hebenden Nebel entgegen, mit dem sie sich vereinigt; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers, und nach den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Wasserhose; 13) gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14) es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt die Wassersäule elektrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen; der Regen ist süß; es fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) ihre Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19) häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen sind noch nicht genügend aufgeklärt. S. Reimarus's treffliches Buch „Vom Blitze" (Hamb. 1778), wo die elektrische Natur des Phänomens wahrscheinlich gemacht wird.

Wasserkopf, Hydrocephalus, im Allgemeinen gleichbedeutend mit Kopfwassersucht, möge diese nun in den äußern Theilen des Kopfes, oder zwischen den Hirnhäuten, oder im Gehirne selbst ihren Sitz haben, welche letztere beide Arten zu den häufigen und gefährlichsten Kinderkrankheiten gehören.

Wasserleitung, s. Aquäduct.

Wasserprobe, s. Ordalien.

Wasserscheu (Hydrophobie) nennt man 1) im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunterzuschlucken. Dieser Zufall hat s. Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2) in einer eignen Krankheit ein, die man deßhalb auch mit diesem Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß oder durch eine andre Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen. (Vgl. Hundswuth.) Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen später. So ist z. B. in den „Verhandlungen der medicinischen Societät in London" (5. Bd.) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Merkmale der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, wird wieder roth, entzündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, und ein

trüber, ſcheuer Blick der Augen ein, es entſtehen überhaupt mehre Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Fröſteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verſchiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meiſtens ſchnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängſtlich, ſchnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zuſammenziehen des Schlundes. Letztere Erſcheinung vermehrt ſich endlich ſo ſehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande iſt, Waſſer oder irgend eine a. Flüſſigkeit zuſichzunehmen, ja ſchon der bloße Anblick derſelben oder ſogar einer andern Sache, mit glänzender Oberfläche, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Verzuckungen und zuſammenſchnürenden Krämpfen des Halſes erwecken. Harte Speiſen kann er jedoch noch verſchlucken. Dabei verändert ſich die Stimme des Kranken, er ſpricht haſtig und in einem heiſern Tone, ſodaß ſ. Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde ſondert ſich eine Menge Speichel ab, und es zeigt ſich in den periodiſchen Wuthanfällen des Kranken eine beſondere Neigung zu beißen und nach Allem, was er erlangen kann, zu ſchnappen. Der Speichel eines ſolchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anſtecken und dieſelbe Krankheit hervorbringen. Endlich erſchöpfen ſich die Naturkräfte in dem entſetzlichen Kampfe, und der Tod erfolgt gewöhnlich am 6. oder 7. Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Verzuckungen. Die Furcht vor dieſer Krankheit hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Unterſuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Verſuchen zufolge iſt höchſt wahrſcheinlich das Weſen derſelben in einer durchgreifenden eigenthümlichen Entzündung, welche den ganzen Körper, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Dieſe Entzündung muß deßhalb eine eigenthümliche ſein, weil ſie von einem eigenthümlichen thieriſchen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verurſacht wird, und ſie ergreift die thieriſch-organiſche Sphäre der Reproduction ſo gewaltſam, daß ſie dieſe zu der Erzeugung eines gleichen Giftes zwingt, und daher ſelbſt die Thätigkeit der Nervenſphäre, als der Beherrſcherin der Reproduction, auf das heftigſte verrückt. Hieraus ſind alle bei der Krankheit vorkommende Erſcheinungen, die Fieberbewegung, die periodiſchen Anfälle von Angſt und Wuth, die Verzuckungen, die Krämpfe im Halſe, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch dieſe Krankheit die Erhaltung des Körpers in der Quelle angegriffen, die Maſſe verändert wird, iſt ſchon daraus erſichtlich, weil das Blut der Kranken, wenn es aus der Vene gelaſſen wird, ganz verändert iſt, und ſtatt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelöſt, zerſetzt, ganz wäſſerig, dünn und flüſſig erſcheint. Die Heilung dieſer fürchterlichen Krankheit iſt zwar ſchon mit mancherlei Mitteln verſucht worden, allein es hat noch keins ſich unter allen Umſtänden bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenſtand der Cur iſt zuvörderſt die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnſucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir bloß an die Maiwürmer und an die von Münch empfohlene Belladonna; auch andre Nervenmittel ſind von Ärzten empfohlen worden. Eine andre Methode, die ſtreng antiphlogiſtiſche, iſt in neuerer Zeit wieder hervorgeſucht worden, und ſie hat, außerdem, daß ſie der neueſten Anſicht von dieſer Krankheit entſpricht, auch noch Dieſes für ſich, daß mehre auffallende Beiſpiele glücklicher Heilung ſie empfehlen. Da die bei dem ſtarken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptſächlich eine Bedingung der heilſamen Wirkung deſſelben, gleichſam ein Wendepunkt der Krankheit ſein ſoll, ſo haben einestheils mehre Ärzte angerathen, die Öffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den ſchnellern Abfluß des Blutes die Ohnmacht ſchneller herbeigeführt werde, anderntheils hat man den Vor-

schlag gethan, Ohnmacht ohne Aderlaß zu bewirken. D. Nasse macht in dieser Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammendrücken der beiden Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein von Rossi beobachteter Fall wichtig sein, wo ein von einem tollen Hunde gebissener und an Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Volta'schen Säule von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Übel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht stattfand. Am wichtigsten ist es, der Wasserscheu durch Verminderung der unnützen Hunde vorzubauen; die ekelhafte Narrheit der Hundeliebhaberei stürzt Tausende von Menschen in diesen schaudervollen Tod. Auch mit dem Magnetismus hat man, mittelst des Baquets, Versuche zur Heilung dieser Krankheit und Verhütung derselben, doch bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg, angestellt. S. Wolfart's „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus". H.

Wasserschraube (Archimedische) oder **Wasserschnecke**, eine nach ihrem Erfinder benannte, sehr sinnreiche hydraulische Maschine, zur Erhebung des Wassers. Um eine gegen den Horizont schiefliegende Spindel windet sich, nach Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Öffnung hat. Die untere tritt ins Wasser, wird davon erfüllt, und dasselbe, beim Umdrehen der Spindel, allmälig durch die Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. An der Theorie dieser Maschine haben sich die berühmtesten Geometer ohne befriedigenden Erfolg versucht. Ihre praktische Anwendung ist äußerst mannigfaltig. Weitere Erörterungen darüber findet man in Karsten's „Lehrbegr. der gesammt. Mathem." (Greifswald 1771), im 6. Th., Abschn. 36 u. 37.

Wasserstoffgas, s. Gas.

Wasserstraßen. Nichts befördert besser den Verkehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Inselage hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Bildung. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die höchste Bildung hat. Lag es geschlossen, wie Afrika, so ward es dieser Bildung nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dies sind die Canäle (s. d.), deren Holland so viele hat, und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwenden. In nördlichen Ländern haben die Canäle das Unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres nicht fahrbar sind, wo sie das Eis bedeckt; dann tritt jedoch Schlittenbahn ein, und verbindet die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff, bei günstigem Winde, in einem Tage 45 Meilen zurücklegt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht mit 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht gleich stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel, besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten.

Wassersucht ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässerichter oder lymphatischer Flüssigkeit sowol in einer von den Höhlen des Körpers als auch unter der äußern Haut besteht. Es gibt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Ist die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schädels, so heißt es **Hirnwassersucht**, auch innerer **Wasserkopf** (s. d.). Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so heißt die Krankheit **Brustwassersucht**. Die **Herzbeutelwassersucht** besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sacke, welcher das Herz umschließt. Bei der **Bauchwassersucht** sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die **Sackwassersucht** hierher gezählt, bei wel-

cher das Wasser in einem besondern häutigen Sacke im Unterleibe eingeschlossen ist. Die Hautwassersucht (Ödem) besteht in einer Ansammlung des Wassers in dem Zellgewebe unter der Haut. Der innere Wasserkopf findet am öftersten bei Kindern, seltener bei Erwachsenen statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Fontanelle sehr groß ist, die Nähte getrennt, und die Schädelknochen bisweilen durchlöchert sind; ferner durch beständige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stumpfsinn, sehr weite, für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Verzuckungen, Erbrechen u. s. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Zu der Hirnwassersucht können wir noch die Rückenmarkswassersucht rechnen, die bei Kindern als Rückenspalte erscheint, und oft mit dem innern Wasserkopfe verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Öffnung entsteht, aus welcher eine weiche Geschwulst sich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich auch von Wasseransammlung in den Hirnhöhlen und in der Rückenmarkshöhle her. Brustwassersucht ist im Anfang schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglich sind, und von vielen andern leichten Kränklichkeiten entstehen können. Ängstliche und hypochondrische Menschen bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu haben, wenn sie einmal einen Schmerz in der Brust, Beklemmung, Herzklopfen u. dgl. m. verspüren, was Alles von vorübergehenden Ursachen entstehen kann. Der Arzt kann aber nicht sorgfältig genug sein, auch bei den kleinsten Äußerungen dieser Krankheit dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung zu entdecken und heilen zu können. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Geschwulst des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten, beim Liegen auf die Seite senkt, auf welcher der Kranke liegt. Diese Geschwulst ist elastisch, und gibt beim Anschlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei ist noch Kurzathmen bei Bewegung, Schwäche, Abzehrung, Durst, Abgang eines sparsamen, feurigen Urins zu bemerken; und endlich gesellt sich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Wasser einschließende Sack in der Sackwassersucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einem eignen Häutchen im Unterleibe gebildet. Die übrigen Gesundheitsumstände, der Urinabgang, Eßlust, Durst u. s. w., sind bei dieser Wassersucht am wenigsten verändert, und sie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwassersucht wird durch die Geschwulst in der Haut sichtbar, welche dem Fingerdruck nachgibt und eine Zeitlang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt diese Geschwulst an den Füßen an und steigt allmälig höher. In der Folge gesellt sich oft innere Wassersucht dazu, nicht selten aber ist auch die Hautwassersucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieser Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfange ausgedehnt werden, wodurch ihre Organisation so geschwächt, ihr Gewebe so ausgedehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geschieht um so schneller, wenn eine Entzündung, sie sei nun von Rothlauf oder von einer Verletzung, die geringe Lebenskraft vollends schnell aufreibt, wodurch meistens der Brand dazu kommt. — Die Entstehung der Wassersucht erklärt man sich auf folgende Weise. Die meisten innern Höhlen des Körpers sind mit einer dünnen, aber festen Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinsten Äderchen (Haargefäße) versehen ist. Diese hauchen beständig einen wässerigen Dunst aus, welcher die Wände der Höhle glatt und schlüpfrig erhalten und die Reibung derselben an einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern soll. So öffnen sich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derselben unzählige solche aushauchende Adern. Diese ausgehauchte Dunst- und luftförmige Flüssigkeit wird aber in gesundem Zustande von den einsaugenden Äderchen wieder aufgenommen und in die Blutmasse

zurückgeführt. In dem krankhaften Zustande, welcher die Wassersucht begründet, wird von den absondernden Haargefäßen anstatt des Dunstes eine tropfbare Flüssigkeit abgesetzt, und diese sammelt sich bei geschwächter oder ganz gelähmter Thätigkeit der einsaugenden Äderchen so an, daß sie allmälig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zustand, welcher die Verrichtung der aushauchenden Gefäße so verändert, kann Folge von Entzündung, oder Lähmung derselben oder zu wässeriger Beschaffenheit des Blutes sein. Sowie der entzündliche Zustand eines jeden absondernden Organs die Absonderung desselben vermehren und verändern kann, so auch der der serösen Häute, welche daher häufigere und dichtere Stoffe ausscheiden. Bleibt die Thätigkeit der einsaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird sie durch eigne erregende Mittel verstärkt, so kann die Anhäufung lange Zeit verhindert, oder wenn sie schon stattgefunden hätte, die abgesonderte Flüssigkeit wieder fortgeschafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zustand das aushauchende Gefäßsystem in seiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegensatz desselben, das einsaugende System, um so mehr herabgesetzt und dessen Thätigkeit vermindert. Es kann indeß auch durch allgemeine Schwächung des Körpers, oder durch besondere des arteriellen Adernsystems, von welchem das absondernde Haargefäßsystem gleichsam als die Grenze anzusehen ist, eine Art von Lähmung stattfinden, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrange der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersetzt durchläßt. Der unmäßige Genuß starker, hitziger Getränke gibt daher meistens Veranlassung zur Wassersucht, theils weil durch die öftere Überreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Lebenskraft der aussaugenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil die Beschaffenheit des Blutes dadurch verschlechtert, und es dünnflüssiger gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Häute der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzündung, Brustentzündung u. s. w., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatischer Flüssigkeit. Nicht selten ist auch ein reichlicher Blutverlust Ursache, zuweilen aber auch Vorbote der Wassersucht, indem er einestheils die Schwächung des Adernsystems verursacht, oder von ihr herkommt, anderntheils auch von der schlechten und wässerigen Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann auch plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgedrängte Ausdünstung sich nach Innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut, unter der Haut, und zwischen den Muskeln sich ansammelt. Manche Krankheiten hinterlassen vorzüglich eine Neigung zu Wasseranhäufungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht immer schwer zu heben ist und leicht tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht als das letzte Zeichen, als Vorläufer des Todes. Ältere Personen, welche im Genusse hitziger Getränke ausschweifen, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andre Krankheit sie vor der Zeit wegrafft. Das am schnellsten hülfreiche Mittel gegen die Wassersucht ist ohne Zweifel das Abzapfen des Wassers mittelst einer Öffnung in der Geschwulst. Nur Schade, daß diese Hülfe meistens nur vorübergehend ist, und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand, hervorruft. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, sodaß die Operation immer wieder von neuem nöthig wird. Indessen ist es als Linderungsmittel, selbst als Beförderung der Wirksamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft kann das Leben des Kranken lange dadurch gefristet werden. Bei der Hautwassersucht kann man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füße die wässerige Flüssigkeit ableiten, sodaß sie sich von dem ganzen Körper herunterſenkt und allmä-

lig zu den in die Haut gemachten Öffnungen herausſickert. Allein dies muß frühzeitig genug geſchehen, außerdem iſt jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche große und ſchwer heilende Geſchwüre verurſacht, und endlich den Brand herbeiführt. H.

Waſſeruhr, ſ. Uhr.

Waſſervögel, ſ. Vögel.

Waſſerwage, Libelle, iſt ein Werkzeug, mittelſt deſſen man eine Horizontallinie von einem Orte zu einem andern abſehen oder verlängern kann, um zu erfahren, wieviel dieſer tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Setzwage, an der ein Bleiloth ſo angebracht iſt, daß es auf einen gewiſſen bezeichneten Punkt einſpielt, wenn es gegen die Grundfläche des Werkzeugs lothrecht gerichtet iſt. In dieſer Lage iſt alsdann die Grundfläche horizontal und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard verſah dies Inſtrument zuerſt mit Dioptern, die man nachher gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuze vertauſchte. Die eigentlich ſogen. Waſſerwage beſteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgebogen ſind, offenen Metallröhre. In jedes Ende iſt eine Glasröhre eingefügt; beide ſtehen mittelſt der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man ſo viel gefärbtes Waſſer hinein, daß ſelbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Waſſer ruhig, ſo müſſen ſich die Oberflächen deſſelben in beiden Glasröhren in einerlei Horizontalebene befinden. Außerdem hat man noch viele andre Waſſerwagen, deren Beſchreibung hier zu weitläufig ſein würde.

Waſſerweihe heißt ein hohes Feſt, das die griechiſche Kirche am 6. Jan., oder Theophaniastage, zum Andenken an die Taufe Jeſu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächſten Fluſſes gehauen und mit grünen Nadelholzzweigen geſchmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienſtes zieht die Geiſtlichkeit, mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden, nebſt der Gemeinde, unter Geſang bis an das aus dieſem Loche hervorquellende Waſſer, das nun Jordan heißt und vom erſten Prieſter durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Sodann taucht derſelbe eine Quaſte in das geheiligte Waſſer, und beſtreicht oder beſprengt damit in Kreuzesform die Umſtehenden. Gebete und Geſänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieſes Waſſers ausſprechen, begleiten die Feierlichkeit, nach deren Beendigung, wer nur kann, ſich Flaſchen und Schüſſeln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geiſtige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Waſſerweihe zu den höchſten und glänzendſten Feſten; die kaiſerl. Familie mit ihrem Hofſtaate nimmt in der Reſidenz andächtig Theil daran, und das paradirende Militair begleitet die Weihe mit Salven. E.

Waſſerziehen. Man ſagt, die Sonne ziehe Waſſer, wenn die Sonnenſtrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und ſo nur gewiſſe Luftſtriche erleuchten, indeß die angrenzenden dunkel bleiben, weßhalb die erſtern als helle Striemen auf dunklem Grunde erſcheinen. Da die Erleuchtung derſelben ſich nur auf die in ihnen ſchwimmenden Dünſte beziehen kann, welche der Luft ihre ſonſtige Durchſichtigkeit rauben, ſo hat man Grund, auf dieſe Erſcheinung Regen zu erwarten; daher der Name.

Watelet (Claude Henry), Generaleinnehmer, Mitgl. der franz. Akad. u. ſ. w., geb. zu Paris 1718, ward früh ſchon mit Kunſt und Wiſſenſchaft durch eine glückliche Erziehung bekannt, und durfte ſich ſorglos dieſer ſeiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit ſeinen Gütern reichlich bedacht hatte. Reiſen vollendeten die Bildung ſeines Geſchmacks. Er liebte die Gartenkunſt über Alles; die herrlichen Anlagen von Moulin-Joli am Ufer der Seine waren Beweiſe ſeines Geſchmacks. Er beſang dieſe von ihm geliebte und geübte Kunſt auch in einem Ge-

dicht, das aber nichts Ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Verf. verräth. Von s. Lehrgedicht: „Art de peindre" (Amsterdam 1761), läßt sich ungefähr Dasselbe sagen. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit, und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von W.'s Charakter. In den letzten Jahren s. Lebens (er starb 1786) mußte er eine unvorbereitete Genügsamkeit zeigen; er verlor sein ganzes Vermögen. Als Gelehrter hat er sich ein großes Verdienst durch s. nachgelassenes „Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure" (Paris 1792) erworben. Seine Beiträge zu Diderot's „Encyklopädie", welche die sämmtlichen zeichnenden Künste umfassen, werden sehr geschätzt.

Waterländer, s. **Taufgesinnte**.

Waterloo, ein belgisches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroy nach Brüssel, 2 deutsche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine Stunde von da fiel den 18. Juni 1815 die denkwürdige Schlacht vor, welche Wellington nach seinem Hauptquartiere Waterloo, Blücher nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzosen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St.-Jean nannten. Wellington war nach dem Treffen bei Quatre-Bras (s. d.) und in Folge der Schlacht bei Ligny bis an den Wald von Soigne zurückgegangen, und hatte am 17. Juni auf der Höhe, die sich von dem Städtchen Braine la Leud bis Ohain zieht, eine vortheilhafte Stellung bezogen. Er beschloß auf die Zusicherung des Fürsten Blücher, ihn mit seiner ganzen Armee zu unterstützen, hier ein Treffen anzunehmen. Das Corps des Prinzen von Oranien, welches den rechten Flügel bildete, lehnte sich an die Straße, die von Nivelles kommt und sich bei Mont St.-Jean mit der charleroyer Chaussee vereinigt; es hatte den Pachthof Hougomont und das dortige Wäldchen stark besetzt. Das Centrum stand 1000 Schritte vorwärts Mont St.-Jean und hielt die noch weiter vor an der charleroyer Straße liegende Meierei la Haye Saincte fest. Der linke Flügel dehnte sich, einen mit Hecken besetzten Hohlweg vor der Front habend, von dieser Straße bis an die Meiereien la Haye und Lovette aus, und hatte Truppen in den Meierhof Papelotte geworfen. Das Corps des Lords Hill bildete die Reserve des rechten Flügels und stand 1000 Schritte hinter der ersten Linie bei Merbes-Braine. Alle Reiterei war dicht hinter dem Fußvolk als 3. Treffen aufmarschirt. Endlich stand ein Beobachtungscorps bei Wautier-Braine, das jede übereilte Verfolgung der Franzosen im Rücken genommen haben würde. Napoleons Tadel (in den „Mémoires", I), daß Wellington's Stellung fehlerhaft gewählt gewesen, ist daher unbegründet. Ein Rückzug auf den Straßen durch den Wald hätte unter diesen Umständen nichts Gefährliches gehabt. Napoleon war dem engl. Heere auf dem Fuße gefolgt und hatte einen Kanonenschuß von dem britischen Lager auf der Höhe von Belle-Alliance ein Biwacht bezogen. Sein Heer bestand aus 3 Infanterie-, aus 2 Cavaleriecorps und aus sämmtlichen Garden. Es mochte gegen 90,000 Streiter zählen.*) Dagegen betrug die englisch-niederländische Macht, da der Prinz Friedrich der Niederlande mit 19,000 M. bei Hall zurückgeblieben war, etwa 60,000 M. Nach Gourgaud's Bericht wollte Napoleon die Mitte der Engländer sprengen und beim Eingange des Waldes ihren Rückzug abschneiden, in allen Fällen aber sie von den Preußen trennen. Die Schlacht begann d. 18. Juni Mittags 12 Uhr mit einem Angriff des 2. franz. Corps auf Hougomont. Das dortige

*) Nach Gourgaud zählte Napoleons Heer nicht mehr als 67,100 M. und 240 Stück Geschütz; Marschall Grouchy marschirte den 17. auf Wavre mit 35,220 M. und 110 Stück Geschütz.

Wäldchen wurde von den Franzosen genommen, das Vorwerk hingegen von der engl. Garde und den Nassauern behauptet. Gegen 2 Uhr rückten 4 franz. Infanteriemassen von Belle-Alliance gegen das britische Centrum vor. Reiterei unterstützte sie und durchbrach das erste engl. Treffen, wurde jedoch bald darauf durch britische Reiterei, das nachrückende Fußvolk aber durch das gutgerichtete Feuer des englischen ersten Treffens zurückgeworfen. Englische Reiterei benutzte dies zu einem Angriff, bei dem es ihr gelang, die Bespannung von 15 franz. Kanonen niederzustoßen und diese dadurch außer dem Gefecht zu bringen. Anrückende franz. Cavalerie zwang jedoch die engl. Cavalerie wieder zum Rückzuge, und bald darauf führte Marschall Ney neue Infanteriemassen auf der großen Straße gegen das engl. Centrum vor. Er nahm la Haye Saincte, rückte aber mit der Reiterei der franz. Garde zu weit vor. Schon hatte diese Garde mehre engl. Feuerschlünde genommen, als eine herbeieilende Batterie Congreve'scher Raketen Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit Kartätschenhagel rächte die britische Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschützes. Aufgebracht über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen, warf nun Napoleon seine Kürassiere auf die engl. Linie zwischen beiden Chausseen. Sie sprengten zwischen den Quarrés durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei angegriffen und geworfen. Während des Gefechts fuhren mehre franz. Batterien nur einige 100 Schritt vor der engl. Front auf, und richteten große Verwüstung an. — Es war 5 Uhr, der oft wiederholte Angriff der Übermacht hatte die engl. Linie schon bedeutend geschwächt, und der Sieg begann sich auf die Seite der Franzosen zu neigen. Da zeigte sich plötzlich der Vortrab des preuß. 4. Corps (das die Franzosen anfänglich für das von Grouchy hielten), unter dem Befehle des Generals Bülow, vorwärts des Waldes von Frichemont in der rechten Flanke und dem Rücken des Feindes. Der Donner von 16 Geschützen verkündete seine Ankunft und machte bei den vorrückenden Franzosen großen Eindruck. Das Corps war schon am Morgen von Wavre (s. d.) aufgebrochen, und hatte, durch die Gegenwart des Fürsten Blücher angefeuert, alle Hindernisse des Marsches überwunden. Das 6. franz. Corps, bisher als Reserve des rechten Flügels aufgestellt, rückte ihm sogleich entgegen, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem die Brigade des Obersten Hiller für einen Augenblick bis Planchenoit vordrang und dort einige Kanonen und den Kirchhof nahm. Es war 6 Uhr, als dies geschah. Napoleon hatte indessen, als er den Angriff der Preußen bemerkte, seine Aufmerksamkeit auf die britische Linie nicht vermindert, sondern sogar einen Angriff mit sämmtlichen Streitkräften auf dieselbe beschlossen. Wohl sah er ein, daß nicht seitwärts, sondern vor ihm des Streites Entscheidung lag. Das 2. franz. Corps, die ganze Reiterei und sämmtliche Garde setzten sich daher in Bewegung. Ruhig erwartete Wellington die Ankunft der Massen, brach dann mit 6 Bataillons in Linie hinter der Höhe hervor, und erst als die dicht gedrängten Colonnen (die er, wie es sein sehr nachahmungswerther Grundsatz ist, in die wirksamste Schußweite kommen ließ) ganz nahe waren, richtete er ein so mörderisches Feuer auf sie, daß sie vom Vordringen abstehen und selbst zu feuern beginnen mußten. Mit dem Centrum zugleich war auch der rechte Flügel der Franzosen vorgegangen, hatte das bisher unbedeutende Tirailleurgefecht in einen ernsten Angriff umgewandelt und die Nassauer aus Papelotte verdrängt, die Preußen aber in Frichemont angegriffen. Diese Bewegung hob die bisher stattgefundene Verbindung der Preußen mit dem engl. linken Flügel für einen Augenblick auf, und machte die Lage der Schlacht auf diesem Punkte etwas bedenklich. Da erschienen plötzlich die ersten Brigaden des 1. preuß. Corps unter dem General Ziethen und entschieden die Schlacht.*) Ihre Ankunft war bisher durch eine nöthige Änderung

*) Die Preußen entschieden den Sieg bei Waterloo. Denn 1) hatte der Herzog von Wellington in seiner 60,000 M. starken Armee nur 30,000 M. regulaire Trup-

des Marsches und durch die Engpässe des weiten Weges verzögert worden. Diese Tapfern nahmen sofort die Pachthöfe Papelotte und Smouhen, trennten das 6. französische Corps vom übrigen Heere, und brachten durch 24 im Rücken der Franzosen aufgefahrene Geschütze die Gegner zur wildesten Flucht. In demselben Augenblicke hatte aber auch die engl. Reiterei das bei la Haye aufgestellte Fußvolk nach einem tapfern Widerstande geworfen und zerstreut. Die Flucht dieser Truppen traf gerade bei Belle-Alliance mit dem Rückzuge der von dem ersten preuß. Corps verfolgten Franzosen zusammen, und die Niederlage der letztern wurde hierdurch vollendet. Alles stürzte der Chaussee zu. Engländer und Preußen folgten im Sturmschritt und unter fortwährendem Feuer. Die Unordnung der Franzosen überstieg alles bis jetzt Gesehene. Gehorsam und Ordnung hatten aufgehört, im bunten Gemisch bildeten Infanterie und Reiterei, Generale und Trainknechte, Soldaten und Officiere ein unauflösliches Chaos; Jeder dachte nur auf eigene Rettung. Alles Geschütz und Gepäck blieb stehen. Zuletzt stieg die Verwirrung bis zum Unglaublichen, als Planchenoit durch die vereinten Anstrengungen der Hiller'schen Brigade und eines Theils des jetzt auch herbeigeeilten 2. Armeecorps genommen wurde. Bei Belle-Alliance trafen die siegenden Feldherren zusammen. Fürst Blücher erbot sich sogleich zur raschen Verfolgung, und ließ dieselbe unter des Generals Grafen Gneisenau persönlicher Führung durch alle verwendbare Truppen ausführen. Der Feind floh, wo sich Preußen zeigten. In Gemappes, das durch raschen Angriff genommen wurde, fiel der Reisewagen Napoleons mit s. Edelsteinen, seinem Silberzeug und a. Kostbarkeiten, sowie viele Kriegscassen und das übrige Gepäck der franz. Armee, den Siegern in die Hände. Über 200 Kanonen, 2 Adler und 6000 Gefangene waren die Trophäen dieses Sieges. Die ganze franz. Armee war zersprengt und für die Folge des Kriegs unbrauchbar. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 35,000. Die engl. Armee verlor am 18. an Todten 2 Generale, 173 Officiere und 3242 Gemeine, und mit den Verwundeten (worunter 5 Generale und 803 Officiere), überhaupt 10,580 M.; die Niederländer verloren an diesem Tage 2000 M. Der Verlust des preuß. Heeres betrug 207 Officiere und 6984 M. Napoleon eilte nach Paris. Grouchy aber kehrte über Namur, das die Verbündeten nicht besetzt hatten, und wo ihn die Preußen mit einem Verluste von 1600 Mann angriffen, auf der Chaussee über Rethel nach Laon zurück. General Gourgaud in s. „Campagne de 1815" (mit den Noten eines deutschen Officiers, Berlin 1819) bürdet den Verlust der Schlacht den vom Marschall Ney begangenen Fehlern auf. Allein der Expräfect Gamot hat durch den Abdruck der Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, den Marschall gerechtfertigt. Gleichwol bleibt es wahr, daß Ney die Reiterei zu weit vorgeführt hat. Auch Marchand hat Gourgaud's Bericht widerlegt. General Berton in s. „Précis hist., milit. et critiques des batailles de Fleurus et Waterloo en juin

pen. 2) Schon von 2 Uhr an erwartete der Herzog v. Wellington die Ankunft des preuß. Heers. 3) Um 6 Uhr sind über 20,000 M. vom britischen Heere außer dem Gefecht gewesen. 4) Der Feldmarschall Blücher fand es dringend, mit 2 Brigaden, sowie sie kaum angekommen waren, anzugreifen, und die Ankunft der übrigen nicht abzuwarten. 5) Das ganze 6. feindliche Corps wurde den Preußen bei ihrer Antunft entgegengeworfen, welches also noch disponibel und wahrscheinlich zum letzten Druck vorbehalten war. Es war wenigstens 20,000 M. stark. (Vgl. „Gesch. d. Feldz. der engl.-hanövr.-niederl.-braunschw. Armee unter dem Herzog v. Wellington und der preuß. Armee unter dem Fürsten Blücher, 1815", von C. v. W.; Stuttgart 1817, mit Planen.) Außer den übrigen Berichten über die Schlacht bei Waterloo ist vorzüglich der spanische vom General Alava (in den „Official accounts of the battle of Waterloo"), welcher sich damals an der Seite des Herzogs von Wellington befand (dann spanischer Gesandter im Haag, im Sept. 1823 General der Cortes in Cadiz), zu bemerken. Auch ist ein Kupferstich von dem seitdem in Geisteszerrüttung gefallenen Clenell: Schlacht von Waterloo (London 1821), erschienen.

1815" (Paris 1815) setzt die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf Rechnung der Fehler, welche die Führer von 2 detachirten Corps begangen hätten; Graf Erlon sei nämlich am 16. mit dem ersten Corps, statt nach Boy zu marschiren, dem Befehle Ney's zufolge, auf den linken Flügel zurückmarschirt (s. Quatre-Bras), und Grouchy, der mit 35,000 M. bei Wavre gestanden, habe am 18. nicht auf dem kürzesten Wege die Dyle überschritten, um sich mit dem rechten franz. Flügel bei Mont St.-Jean zu vereinigen. Insbesondere sucht General Berton Rogniat's Bemerkungen über die Schlacht bei Waterloo (s. Rogniat's „Considérations sur l'art de la guerre") nach Jomini's System zu widerlegen. — Napoleon selbst führt 2 Ursachen an, warum er die Schlacht verloren habe. 1) Grouchy sei nicht eingetroffen; allein Grouchy hatte den von Napoleon Vormittags gegebenen Befehl, sich auf den rechten Flügel der Franzosen heranzuziehen, durch den Obersten Zenowicz erst am 18. Abends nach 7 Uhr erhalten. S. „Opinion sur l'affaire de Waterloo" (vom Obersten Zenowicz, 1820, und das „Lit. Conv. Bl.", Nr. 38, 1822). 2) Hätten die Grenadiers à cheval und die Reservecavalerie ohne seinen Befehl und ohne sein Wissen angegriffen. — Napoleon befand sich, wie er selbst erzählt, persönlich in großer Gefahr. Als die Engländer gegen das Ende der Schlacht ihrerseits angriffen, kam ein Theil ihrer Reiterei mit Scharfschützen dem Platze nahe, wo Napoleon sich befand. Dieser stellte sich an die Spitze eines Bataillons, ließ feuern, wollte angreifen und sterben; allein Soult fiel seinem Pferde in den Zügel und rief: „Man wird Sie gefangen nehmen, Sire, und nicht tödten!" Dadurch gelang es ihm und den Generalen Drouot, Bertrand und Gourgaud, den Kaiser vom Schlachtfelde zu entfernen. Doch Napoleon rief öfters aus, und noch auf Helena: „J'aurais dû mourir à Waterloo!" — Ein anschauliches Bild von dieser Schlacht, wenngleich nicht von einem militairischen Gesichtspunkte, hat W. Scott in s. „Paul's letters on his kinsfolk" entworfen. P—r. — K.

Waterloo (Anton), ein geschätzter niederländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Utrecht (n. A. zu Amsterdam 1618), lebte fast immer in Utrecht und stellte in s. Werken meist nur Gegenden und Landschaften von Utrecht dar. Seine Landschaften hat Weeninx mit Menschen- und Thierfiguren staffirt. Sie sind treue Naturdarstellungen, durch klare Beleuchtung gehoben. Auch radirte und stach er viel, was man bei Bartsch angeführt finden kann. Er soll in Dürftigkeit im Hospital gestorben sein.

Watt (James), der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine (s. d.), ward den 19. Jan. 1736 zu Greenock geb., wo sein Vater Kaufmann und ein eifriger Beförderer vieler gemeinnützigen Unternehmungen war. Bei sehr schwächlicher Gesundheit wurde er schon in s. Knabenjahren zu jener Gewohnheit des einsamen Fleißes hingezogen, der er während seines ganzen Lebens treu blieb. In s. 18. J. ging er nach London und arbeitete unter einem Werkmeister, der wegen seiner mathematischen Instrumente berühmt war; schon nach einem Jahre aber nöthigte ihn s. Kränklichkeit, in die Heimath zurückzukehren, und dies scheint der einzige Unterricht gewesen zu sein, den er empfing. Alle s. übrigen Kenntnisse verdankte er dem eignen Fleiße; s. Talente entwickelten sich aber so früh, daß ihn in seinem 21. J. die Universität zu Glasgow als Verfertiger mathematischer Instrumente in Dienst nahm. Schon 1764 begann er s. Verbesserungen der Dampfmaschine, worauf er jedoch erst 5 Jahre später ein Patent erwarb. Seitdem lebte er bis 1774 als Baumeister in Glasgow, wo er zu mehren Canälen u. a. Arbeiten Plane entwarf. Die umfassende Wichtigkeit, welche jetzt die Dampfmaschine, als der große Hebel der britischen Gewerbsamkeit hat, verdankt sie allein W.'s Verbesserungen. Der zufällige Umstand, daß man ihm in Glasgow das Modell einer Dampfmaschine zur Ausbesserung gab, war die Veranlassung zu diesen großen Erfolgen. Er sah bald, daß bei der Maschine sehr viel Hitze und folglich Feuerungsstoff dadurch verschwen-

det wurde, daß man die Dämpfe in dem Cylinder verdichtete, worin der Stempel sich befand. Dieser Cylinder von Gußeisen wurde durch dasselbe Wasser abgekühlt, welches die Dämpfe condensirte, und wenn frische Dämpfe hereintraten, wurde viel davon verbraucht, erst den Cylinder wieder zu erhitzen. Um diese Verschwendung der Hitze zu vermeiden, fiel er auf den Gedanken, daß bei einem hölzernen Cylinder dieser Nachtheil nicht stattfinden würde; aber obgleich sich dies bestätigte, so war doch das Holz in andrer Hinsicht nicht ein tauglicher Stoff. Er kam nun bei fernerm Nachdenken auf den glücklichen Einfall, die Dämpfe in ein besonderes Gefäß übergehen zu lassen, um sie zu condensiren, sodaß der Cylinder nicht mehr durch kaltes Wasser abgekühlt zu werden brauchte, und daher nicht mehr 3 Viertel der eingetretenen frischen Dämpfe verzehrt wurden, um demselben den nöthigen Hitzegrad zu geben. Damit war die große Verbesserung begründet, aber die Schwierigkeiten begannen nun erst für den Erfinder; denn obgleich er den Werth seiner Entdeckung einsah, so kam es doch darauf an, Andre davon zu überzeugen und sich die Mittel zur Vervollkommnung zu verschaffen, was für W. bei seiner an Blödigkeit grenzenden Bescheidenheit desto schwerer sein mußte. Endlich verband sich ein kenntnißreicher Mann, D. Roebuck, mit ihm, um das Unternehmen auszuführen, wozu jedoch s. Mittel nicht hinreichten, und W. war im Begriff, s. Entwürfe aufzugeben, als Boulton, der große Manufacturist in Birmingham, von der Erfindung hörte. Wenige Männer waren besser im Stande, den Werth der Entdeckung zu würdigen, wenige geneigter zu freigebiger Unterstützung, und noch wenigere hatten so viel Sinn für große und schwierige Unternehmungen. Er zahlte Roebuck den geleisteten Vorschuß, vergütete ihm s. Verlust und zog W. nach Birmingham. Noch waren große Schwierigkeiten zu besiegen. Die gebräuchlichen Maschinen konnten nicht geändert werden, und man mußte ganz neue erbauen, wenn die Bergwerksbesitzer die neue Erfindung benutzen sollten. Boulton und W. erbauten ihre erste Maschine zu Soho bei Birmingham. Als Versuche über den Werth derselben entschieden hatten, wurden deren verschiedene in den Bergwerken zu Cornwall, wo die Steinkohlen sehr theuer sind, angelegt, und W., der indessen ein Patent erlangt hatte, erhielt dafür den Werth von einem Dritttheil des jährlich durch die Einrichtung seiner Maschine ersparten Kohlenbedarfs. Schon 1779 brachten die Brüder Perrier eine in Soho verfertigte Dampfmaschine nach Paris, die bei der Wasserleitung angewendet werden sollte. Sie verfertigten nach diesem Muster einige andre mit vieler Geschicklichkeit; aber dieses untergeordnete Verdienst wurde von dem franz. Mechaniker de Prony in s. „Geschichte der verbesserten Dampfmaschine" mit unredlicher Parteilichkeit überschätzt, indem er ihnen die Erfindung beilegte, ohne W.'s Namen auch nur zu nennen. Die Dampfmaschine wurde jedoch, ungeachtet jener wichtigen Verbesserung, bis 1780 nur zur Hebung des Wassers benutzt, und wenn man sie bei Mühlwerken benutzen wollte, mußte man das gehobene Wasser auf ein oberschlächtiges Rad von der gewöhnlichen Art bringen, wobei viel Kraft verloren ging. W. kam nun aber zu der zweiten großen Verbesserung, die unmittelbar zu der Umwandlung Anlaß gab, welche in der ganzen mechanischen Welt stattgefunden hat, und endlich zu dem großen Ergebniß führte, daß jetzt, wie man berechnet hat, die Kraft von 3 Mill. Menschen durch Dämpfe ersetzt wird, und daß, was noch wichtiger ist, durch Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, die durch kein andres uns bekanntes Mittel hervorzubringen sind. Die Aufgabe war, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu verwandeln, um die Dampfmaschine zu Mühlwerken zu benutzen. W. war schon 1780 mit diesem Entwurfe beschäftigt und verfertigte ein Modell, das nach dem Vorbilde des Mechanismus, einer Drechselbank, auf der Anwendung der Kurbel beruhte. Dieses Modell wurde ihm jedoch entwendet, und setzte einen gewissen Rükards in Stand, eine Mahlmühle in Birmingham durch Dämpfe zu treiben und darauf ein Patent zu gewinnen, wodurch

W. genöthigt wurde, die ursprünglich von ihm herrührende Erfindung durch eine andre zu ersetzen. Dies geschah auf eine höchst sinnreiche Weise durch die sogen. Sonnen- und Planetenbewegung. Auch hier zeigte sich, mit welchen Schwierigkeiten Erfinder zu kämpfen haben, und daß bei Erfindungen die verwickeltste und schwierigste Lösung der Aufgabe gewöhnlich zuerst sich darbietet. Man durfte nur das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbilde nehmen, und nach vielen Beschwerden und Kosten kam man endlich auch dahin. Die Anwendung der Dämpfe zur Bewegung von Maschinen war jedoch, auch nach der Umwandlung der wechselnden Bewegung in eine drehende, noch immer unvollkommen, so lange die Stange des Stempels mit dem Hebel der Maschine vermittelst einer Kette verbunden war, die diese wol heraufziehen, aber nicht herabstoßen konnte. Durch eine der sinnreichsten Erfindungen, die sich jedoch ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, gelang es W., jene Bewegungen des Stempels immer in senkrechter Richtung geschehen zu lassen, obgleich das Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Die Maschine erhielt dadurch zugleich Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen und wurde weit weniger kostbar. Sie verzehrte in dieser vervollkommneten Einrichtung nicht nur ein Drittheil Kohlen weniger als die alte, sondern alle Theile derselben, sowie der Raum, wo sie aufgestellt war, waren kleiner und daher wohlfeiler. Während W. mit diesen Verbesserungen beschäftigt war, erfand er 1779 eine Maschine zum Copiren von Briefen, die seitdem allgemein eingeführt worden ist. In den spätern Jahren s. Lebens gab er s. Arbeiten auf und überließ die Manufactur seinem Sohne, der sie in Gemeinschaft mit Boulton's Sohn fortsetzt. Er starb als Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der franz. Akademie den 25. Aug. 1819, im 84. Jahre, in s. Landhause zu Heathfield bei Birmingham. W.'s Bildsäule, ein Werk des Bildhauers Francis Chandler, wurde 1827 zu Birmingham errichtet.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee längs der Küste von Nordholland bis zur Mündung der Elbe. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, **Smacken**, auch **Wattenfahrer** genannt, die vorn und hinten breit sind und nicht mehr als 6 Fuß tief im Wasser gehen, beschiffen. In Kriegszeiten wird diese Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei vor allen Angriffen der tiefer gehenden Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

Waverley-Novellen (historische Romane). Der Autor dieser Romane, welche die Theilnahme des ganzen gebildeten Europa und des europäischen Amerika seit den letzten Jahren auf seltene Weise erregt haben, hat sich erst seit kurzem (23. Febr. 1827) genannt. Auf dem Continent erschienen sie schon längst u. d. N. des schottischen Dichters **Sir Walter Scott** (s. d.); allein in England herrschten noch immer Zweifel, ob dieser mit dem berühmten Waverley-Autor identisch sei. Indeß sprach für die Identität des Dichters und Novellisten auch der Umstand, daß seit dem Erscheinen der Romane der Dichter, früher nicht minder productiv als der Novellist, bis auf wenige, mehr den Charakter der Gelegenheitsgedichte tragende Schöpfungen, verstummt war. Daß Sir W. Scott, die Vaterschaft so geehrter Kinder bisher anzuerkennen verweigernd, die an ihn ergangenen Fragen ausweichend beantwortete, erklärt man aus dem Vorurtheil, welches in England den Romanschreibern den niedrigsten Platz in der literarischen Republik anweist. Erst als der Verleger dieser Romane, Constable in Edinburg, 1826 bankerutt wurde, erfuhr man, daß der Verf. der Waverley-Romane durch diesen Bankerutt fast sein ganzes Vermögen verloren und sich nun gerichtlich dazu bekannt habe. — Der Autor der Waverley-Novellen hat dahin gewirkt, das Vorurtheil gegen die Romanschreiber zu vernichten. Er hat, was seinen engl. Vorgängern bisher nicht gelungen, den Anfoderungen der Poesie und der getreuen Portraitirung

des Lebens in s. Erscheinungen (worin Smollet und Fielding die alleinige Aufgabe des Romanschreibers setzten) zugleich zu genügen gewußt; und indem er die Geschichte auf eine bisher unbenutzte Art in den Hintergrund s. Dichtungen stellte, historische Romane geliefert, welche, völlig von der mit Recht verworfenen, sonst u. d. N. verstandenen, Zwittergattung verschieden, als Muster einer neuen Gattung gelten können. Die engl. Romane eines Fielding und Smollet (lange als Muster betrachtet) erfüllten treulich ihres Autors Zweck, das Leben, Glück und Mißgeschick schlichter Erdensöhne auf ihrer Reise durch die Welt, ihren Kampf mit derselben, und vor Allem jener sogen. Helden derbe Menschlichkeit zu schildern. Überall Wahrheit und Leben, aber fast allzu viel von beiden. W. Scott hat mehr gesäubert; ohne sich von der Portraitirung der Natur zu entfernen, hat er es doch verstanden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu sondern. Dazu wies er s. Personen eine höhere Sphäre an, in welcher es ihnen möglich wird, ihre menschlichen Kräfte weiter zu entfalten als in den Küchen- und Alltagsscenen, worauf die Helden der ältern engl. Novellisten beschränkt waren. Es ist die Geschichte. Wir kennen eine doppelte Auffassung derselben, um sie in die Formen unserer menschlichen Poesie zu bringen; einmal in ihren großen Momenten, wo die Heroen auftreten in ihrer angeborenen Gestalt, wo der Dichter nur der Bildhauer ist, der die Theile vom rohen Blocke weghaut, welche die schon geborene Heldengestalt verhüllen. Diese Auffassung verbleibt heutzutage, wo die Zeit des Epos verstrichen, dem frei und schärferblickenden Auge des Dramatikers auch da noch gefährlich, weil die Mühle des Zerbino, wo die Helden der Vorzeit zerschroten und zermahlen als zierliche Püppchen eingeknetet herauskommen, immer noch nahe steht. Aus dem Epos hat unsere Zeit den Roman empfangen. Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigsten Momente wissen, und jenes überhaupt einfach und nur in wenigen Zügen von Bedeutung war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigste und Gediegenste vor. Während wir nur die Thaten erfahren, bleibt das Stillleben der Helden unberührt. Bei unserm Culturzustande erscheint hingegen das Außerordentliche im Einzelleben nur selten, die Bildung macht aber auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderm in höherer Rücksicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentlichen, in epischer Kraft zusammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, sondern den ruhigen Lebenslauf, dargestellt in der Entwickelung. Momentaner Reiz und fortwährende Spannung können nicht das Hauptverdienst eines Kunstwerks sein, das auf den dauernden Elementen naturgetreuer Entfaltung der Charaktere und Darstellung der sichtbaren Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen basirt ist. In diesem gedeihlichen Stillleben des Romans kann aber ein Dichter, ohne sich an die repräsentirenden Heroen zu wagen, die ganze Geschichte eines Volks lebendiger und interessanter aufleben lassen als der Dramatiker und Epiker. So zaubert W. Scott in s. bessern Romanen, indem er die Eigenthümlichkeiten, Sitten, Ansichten und Meinungen einer Epoche seines Vaterlandes aufführt und s. fingirten Personen in deren Geiste auftreten, die wirklich geschichtlichen aber nur gleich Heroen, zu groß, um noch von menschlicher Künstelei bearbeitet zu werden, im Hintergrunde vorüberschreiten läßt, das Wesen der alten Zeit in s. neue Dichtung. Man wirft ihm wol zuweilen Ideen- und Gedankenarmuth vor; wer aber den Geist geschichtlicher Perioden gleich ihm aufzufassen versteht, gegen den ist jener Vorwurf ebenso wenig begründet als der der mangelnden Gedanken, da es immer das Zeichen des höhern Kunstwerks sein wird, wo das innere Leben ausgeprägt im äußern, der Gedanke plastisch und nicht in Reflexionen erscheint. Früchte des Verstandes und Blüthen des Gefühls können auch reichlich bei ihm gesammelt werden; sie liegen aber nicht oben auf, sondern im grünen Laube verborgen. Er reflectirt als Historiker durch Aufstellung der That; mitunter bricht das Gefühl hervor, und die Betrachtungen

sind dann die Belege einer auf reifen Verstand begründeten Weltansicht. Bei verkehrten Richtungen waltet mehr die Wehmuth als die Bitterkeit des Hohns, indem ihn das überall erblickte Princip des Guten an Nichts verzweifeln läßt. Gleich tiefe Blicke, wie in die geschichtlichen Begebenheiten, wirft er in das innere Leben unbedeutender Charaktere; dabei gefällt die Behaglichkeit des Humors. So befriedigt der historische Dichter auch den Liebhaber gemüthlicher Darstellungen aus dem innern Leben. Selten geht er auf Effect und Spannung aus, kein Pomp der Worte stört, ebenso wenig wird die wahre Theilnahme an der schlichten Darstellung durch künstliches Abbrechen gestört. Als echter Nationaldichter verdiente er einen von wenigen Poeten erworbenen Lorber. Wie es Shakspeare vergönnt war, am Wendepunkt des poesiereichen Mittelalters und der von Gedanken geschwängerten Cultur der neuanbrechenden Zeit stehend, zurückzublicken auf die noch in stattlichen Ruinen glänzenden Erscheinungen der Vorwelt und mit freudiger Ahnung hinauszuschauen auf ein neues Reich des Lichts und des Geistes, so hörte auch der W.-Autor noch die Sagen von der spät hinausdauernden patriarchalischen Heldenzeit der schottischen Stämme. Homerische Heldenkämpfe fanden noch statt unter denselben Insulanern, welche die Zeitschrift den „Spectator" lasen. So konnte der poetische Geist Nahrung in den Contrasten finden, reich genug, ihn an die vaterländische Poesie zu fesseln. — Die Romane sind als Kunstwerke größtentheils gut abgerundet. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit kann man nicht überall ablehnen. Wir befinden uns auf einem ruhigen breiten Strome; doch können wir zu beiden Seiten weit ins Land hineinsteuern und hier die flachen, reizenden Wiesenufer, dort schroffe Felsen, Schluchten, Höhlen und den Fluß beherrschende Schloßtrümmer erblicken. Selten oder nie stemmen sich Felsriffe und untenliegende Klippen gegen den Strom und zwingen ihn zum Sturze. Die Weitschweifigkeit ist von einem andern Fehler begleitet: die Entwickelung stürzt am Ausgange lawinenartig herbei und in Übereilung werden die letzten so sorgsam aufgerollten Fäden wieder abgehaspelt; daher auch das engl. Register von den Schlußschicksalen der Nebenpersonen nach dem Ausgang der Haupthandlung. Neben dem schnellen wird auch mit Recht zuweilen der grelle Ausgang getadelt, die Nemesis waltet mit zu criminalistischer Genauigkeit und engl. Ausführlichkeit. Die descriptive poesy der Engländer, welcher auch W. Scott oft über das Maß huldigt, verführt ihn hier zu einer Ausmalung, wodurch das Schreckliche oft ins Widerwärtige übergeht. Die oft vernommene Rüge, daß er zu Helden unbedeutende junge Menschen, deren Charakter nur eine fortgesetzte Negative bilde, erwähle, beruht wol nur auf dem Mißverständniß der Bedeutung eines Romanenhelden; begründeter ist die, daß wir häufig verwandten Gestalten begegnen, sowie, daß der Verf. für die Erhaltung seines Ruhms neuerdings zu productiv erscheint. — Die Reihe der berühmten Waverley-Romane begann mit dem „Waverley, or 'tis sixty years ago". Erst spät erhielt er die verdiente Aufmerksamkeit und zugleich den gerechten Beifall. Er zeichnet die Periode der schottischen und engl. Geschichte, wo die Stuarts unter dem ritterlichen Prätendenten Karl Eduard den letzten durch die Schlacht bei Culloden vereitelten Versuch machten, den Thron ihrer Väter wieder zu erringen. Mehr Sittengemälde als (well plotted) Roman; als Ersteres meisterhaft. An Charakterzeichnung, großartiger Rührung, Präcision des Styls und einfacher Darstellung die ausgezeichnetste unter den Waverley-Novellen. Charaktere, wie Fergus Mac Ivor, der alte Bradwardine, Flora, der Cameronianer, der Prätendent u. A., würden allein den Ruf des Dichters begründen. Der ganze Roman mag als Einleitung zu den übrigen hochschottischen dienen, s. Einleitung verknüpft ihn geschickt mit den ältern englischen, erscheint aber dem deutschen, nach Spannung begierigen Leser zu gedehnt. Diesem wurde er erst spät durch Lindau's Übertragung unter dem unpassenden Namen „Eduard" bekannt

Hier ist von der Einleitung zu viel für den engl. Roman weggelassen und zu viel für den deutschen geblieben. — „Guy Mannering, or the astrologer" spielt bei getreu nationalen Schilderungen mehr ins Privatleben hinüber. Hinsichts romantischer Composition, gleichartiger Entwickelung und duftiger Frische einer der ausgezeichnetsten Romane; voll Momente der höchsten Poesie und jugendlich-kräftiger Phantasie. Die Zigeunerin Meg Merrilies ist die Königin unter allen vom Autor mit besonderer Liebe gezeichneten alten geheimnißvollen Frauen, daneben sind Dirk Hettereik, Magister Sampson, Glossin, der Pächter Dimmont die kräftigsten Gestalten. Durch Lindau's Übersetzung ward er am frühesten bei uns bekannt. — Wie dürftig in „The antiquary" („Der Alterthümler", zuerst von Lindau deutsch) die äußere Fabel erscheint, so reichhaltig ist der Roman an innerm Leben. Jene, die breitgehaltene Entwickelung einer in der Vorzeit spielenden nicht uninteressanten Novelle weiß dem Interesse, aus den Charakteren von Personen hervorgehend, welche scheinbar der Zufall zusammenführt, ein schreckliches Vergehen in seinen Folgen vergessen zu machen. Der Alterthümler Oldbook, ein treffliches Bild humoristischen Stilllebens, der gemüthliche Bettler Ochiltree, Auftritte wie die Flutscene, die Verzweiflung der Fischerfamilie, leihen dem schlichten Roman das großartigste Interesse. Ein seltsamer Zusammenhang zwischen Vorwelt und Gegenwart durchwebt die Dichtung, in welcher ein deutscher Betrüger, Dousterswivel, besonders das Interesse der Engländer erregt hat. — Wenn der „Rob Roy" („Robin der Rothe", deutsch zuerst durch Lindau) weniger durch helle und lebendige Bilder ausgezeichnet ist als „Der Alterthümler", so übertrifft er ihn an tief angelegten Charakteren — Diana Vernon, Rashleigh, Robin —, durch vollendetere Abrundung des Ganzen und Gediegenheit der Form. Die Sage von einem berühmten Freibeuter, verbunden mit den fruchtlosen Anstrengungen der Stuart'schen Anhänger 1715, bilden die Grundlage des classischen Romans, welcher s. Brüdern den Eintritt in Deutschland bahnte. — „The black dwarf", eine Arbeit von minderer Phantasie und Bedeutung, hat mehr personelles als historisches Interesse. — In der Legende von Montrose ist zwar einer der Lieblingshelden des Dichters auch der des Romans, die Muse hat ihm aber trotz einiger phantastischen Erfindungen und Dalgetty's trefflicher Charakteristik, weniger gelächelt. Deutsch zuerst im Auszuge u. d. N.: „Annot Lyle" von Lotz, mehr übersetzt von Sophie Mai u. d. T.: „Mac Aulay, oder der Seher des Hochlandes". — In „Old mortality" (deutsch: „Die Schwärmer", von Lindau, auch u. d. T.: „Der Presbyterianer") zeigt der Vf. die furchtbaren Verfolgungen der schottischen Presbyterianer, besonders der sogen. Feldconventikler unter Karl II. Der Menschenkenner bewährt sich in der Graduirung der einzelnen Schwärmer von der ehrenfesten Einseitigkeit bis zum offenbaren Wahnsinn. Ein Gemälde voll des höchsten Interesses, so lange die Verfolgten unser Mitleid in Anspruch nehmen; ein grauenhaftes Gemälde, wenn wir in dem blinden Parteihaß nur ein getreues Conterfei der Wirklichkeit sehen. Belfour von Burley ist eine gigantische Erscheinung, voll psychologischer, wenn auch weniger historischer Wahrheit. — „The bride of Lammermoor" (deutsch: „Die Braut", durch Lindau getauft) tritt aus dem Kreise der übrigen Romane durch eine harmonische Diction, südlichen Schmelz, Einheit und Rundung hervor, welche sie den besten Novellen Göthe's und Cervantes's an die Seite stellt. Es ist ein Gemälde großartiger Rührung, den endlichen Ausgang eines alten Hauses in dessen letztem, trotz jugendlicher Schönheit und Kraft, in tiefe Schwermuth versunkenen Sprößling darstellend. Die alte Stuart'sche Zeit in ihrem letzten schönen Aufleuchten, während die siegende noch den herben pietistischen Beigeschmack aus der Zeit der Unterdrückung beibehalten hat. In jeder Hinsicht ein vollendeter Roman. — „The heart of Mid-Lothian" (deutsch als „Der Kerker von Edinburg" durch die Vf. der „Rolands-

Abenteuer"), ein treffliches Miniaturgemälde, ausgezeichnet durch die Charakteristik zweier weiblicher Gestalten, deßhalb wol überschätzt, verhält sich zu jenen Romanen wie ein gelungenes bürgerliches Trauerspiel zu großartigen vollendeten Tragödien. Spielt meist in der Behaglichkeit niederer Sphären, die moralische Tendenz thut indessen der Poesie Eintrag, und die furchtbare Handhabung der moralischen Gerechtigkeit, die Unschuldigen mehr als die Schuldigen treffend, macht den Schluß grell, ja empörend. — „The monastery" und „The abbot" („Das Kloster" und „Der Abt", deutsch von Lindau und Meth. Müller), 2 zusammenhängende Romane, tragen bei glänzenden Einzelnheiten schon die Spuren des schwächern Baues; Jener enthält Momente aus Schottlands Reformationsgeschichte, Dieser dreht sich, ohne ein besonderes andres Interesse, um die erste Gefangenschaft der Maria Stuart und ihre Flucht nach England. Bruder Eustach im ersten und die Königin Maria im zweiten Romane sind treffliche Charakterzeichnungen. — „Ivanhoe" (deutsch durch Meth. Müller) ist ein interessanter Ritterroman, in England zur Zeit Richards Löwenherz spielend, aber trotz schöner Charaktere und meisterhafter Einzelheiten mehr das Product des Studiums als poetischer Eingebung, wie in den echt schottischen Romanen. Die grelle Sonderung der England damals bewohnenden Volksstämme ist belustigend, aber unmöglich der Wahrheit getreu. — „Kenilworth" (deutsch zuerst durch Lotz) spielt in den gefeierten Zeiten der Elisabeth, und daher unserm Culturzustande weit näher als „Ivanhoe". Dennoch mußte der Vf. sich auch in diese Zeit erst durch Studium versetzen, da Elisabeths glänzender Hof nicht mit denselben Farben, welche für Schottlands Moorgründe ausreichten, gezeichnet werden durfte. Graf Leicester's Verhältniß zur Elisabeth im Zwiespalt mit seiner Liebe zu Emmy Robsart, bildet die Fabel des mit hohem dramatischen Interesse, aber allzu künstlich componirten Romans. — „The pirate" („Der Pirat"; deutsch durch Spiker, Meth. Müller und Henriette v. Montenglaut), unter den skandinavischen Bewohnern der Schottlandsinseln spielend, ist ein durchaus gemachtes Werk. Intention statt des freien Flugs der Poesie. Norna nur eine Copie der Meg Merrilies in Kanzleifractur. Auch die Natur und Sittenschilderungen nur Abschrift aus Reisebeschreibungen. — „The fortunes of Nigel" („Nigel's Schicksale", von Meth. Müller), das Bürger- und Hofleben Londons zur Zeit Jakob I. von England schildernd, verspricht anfänglich mehr als später erfüllt wird. Das Einzelne besser als der ganze Roman. — „Peveril of the peak" („Peveril vom Gipfel", von Michaelis), ein romanhafter Roman, umfaßt die Zeiten der engl. Restauration und die Geschichte des papistischen Complotts unter Karl II. Interessante Lecture ohne innere Wahrheit der Darstellung. — „Quentin Durward" (deutsch von Spiker) schildert einige der bedeutendsten Momente aus dem Leben Ludwig XI. von Frankreich im Zusammentreffen mit Karl dem Kühnen von Burgund. Ersterer ist gelungener als der Letztere gezeichnet. Die Fabel bildet ein schottischer Abenteurer, welcher am franz. Hofe sein Glück sucht und über Erwarten es findet. Der Roman gehört, der Charakteristik wegen, zu den bessern des Autors, obgleich ihm jener die ältern Romane durchwehende Hauch freier Eingebung fehlt. Die humoristische Einleitung ist musterhaft. — In „St.-Ronans-well" („St.-Ronans-Brunnen", deutsch von Sophie Mai) hat sich der Autor als Zielscheibe seines humoristischen Witzes die Modethorheiten der neuen Badegesellschaften auserwählt; seine Pfeile sind treffend, die romanhafte Begebenheit aber mit zu grellen Richardson'schen Farben aufgetragen. Der Schluß empört. — Der „Redgauntlet" (deutsch von Sophie May) spielt wieder auf dem lange verlassenen Gebiete der schottischen Kämpfe zwischen den zur Stuartzeit herrschenden Factionen und Secten, ohne an Interesse den frühern Romanen gleich zu kommen. Dazu vieles Unwahrscheinliche und Romanhafte. — Die „Tales of the crusaders" („Erzählungen von d. Kreuzfahrern") zerfallen in 2

völlig abgesonderte Romane: „Die Verlobten" (deutsch von Sophie May) und „Richard Löwenherz in Palästina" (deutsch von Michaelis). Jener spielt an den Grenzen von Wales zur Zeit König Heinrich II. von England, leidet aber bei manchen anziehenden Partien an zu großer Weitschweifigkeit und zu geringer Wärme. Unterhaltender und spannender ist der zweite, im gelobten Lande zu Richards Löwenherz Zeiten spielend. Jedoch bleibt es unbegreiflich, wie ein Historiker hat so willkürlich mit der Geschichte umspringen können, sowie daß die verleumderische Entstellung derselben zu Ungunsten der Deutschen noch von keinem Deutschen gerügt wurde. In der humoristischen Vorrede kündigt einer der Mitarbeiter und Actieninhaber der Societät zur Verfertigung von Waverley-Novellen statt aller Romane das Leben Napoleon Bonaparte's an. Bald darauf hörte man, daß S. Walter Scott eine Reise nach Paris gemacht und sich daselbst längere Zeit aufgehalten habe, um an diesem Werke zu arbeiten. Warum erschien das Werk, das seinen Namen nicht unsterblich machen würde, wenn er weiter Nichts geschrieben? — Unverkennbar gehören W. Scott's Romane zu den bessern, welche auf den Hintergrund schottischer Sitten und Geschichte aus der Zeit des Wendepunkts zur neuen Cultur gebaut sind. Die Sage, als sollten die Romane nur Vorstudien einer großen Geschichte Schottlands werden, scheint nicht unbegründet, obschon es zweifelhaft bleibt, ob der durch die leichtern und einträglichen Vorstudien der schwerern Arbeit entwöhnte Autor sich im spätern Alter zu dieser entschließen werde. Übrigens bilden die echt-schottischen Romane schon an sich eine historische Reihenfolge, in der man die Bedeutung eines größern Kunstwerks nicht verkennen darf. Das Kloster beginnt mit der Reformation in Schottland (die frühere Zeit, als dem mythischen Heroenalter verwandt, gehört mehr der epischen Poesie als dem sittenschildernden Romane an); im „Kloster" und „Abt" siegt der neue Glaube, noch bleiben aber die alten Sitten; dann folgt das Ringen der Freiheit mit dem Despotismus der Stuarts; die vorzüglichsten Romane endlich schildern den fruchtlosen Kampf der Stuarts und ihrer Partei zur Wiedergewinnung des Thrones. Hier treten schon alte und neue Sitten in grellem Contraste auf. Alte Verfassung, alte Verhältnisse gehen unter. Den rohern Bewohnern der Berge dünkt das allgemein herrschende Gesetz drückender als die ehemalige Willkür unter der patriarchalischen Herrschaft ihrer angeborenen Clanhäuptlinge. Im „Astrologen" ist schon Alles dem Gesetz unterworfen, und nur in den niedern Classen, Zigeunern, Schleichhändlern, zeigt sich noch starre Vorliebe für die gesetzlose Freiheit. Im „Alterthümler" endlich sucht Oldbook mit Kopfbrechen und lächerlichem Eifer nach den Überbleibseln jener Zeiten, in deren Reichthum an Charakteristik die frühern Romane schwelgen. Woodstock ist einer der letztern, minder erheblichen Romane. — Die deutsche Übersetzungswuth hat sich neuerdings an diesen Romanen erprobt. Außer den Übersetzungen für den ersten Griff und die Leihbibliotheken, oft 3fach erscheinend, Anfangs von Lindau, der frei, aber mit der meisten Gewandtheit übertrug, dann von Spiker, der hier noch nicht den wohlgefälligen Styl s. spätern Übertragungen W. Irving's errungen hatte, Meth. Müller, Lotz, v. Halem, Michaelis, Sophie May und Adolf Wagner, sind nun schon 5 gesammte sogen. Groschenübersetzungen erschienen, 2 der Gebr. Schumann in Zwickau (die 4 und die 8 Groschen-), die Gerhard'sche in Danzig (die 6 Groschen-), die Hennings'sche in Gotha vom Shakspeare-Übersetzer Meyer (die 4 Groschen-) und die stuttgarter Franckh'sche (die 2 Groschenausgabe). Die bei Gleditsch neu übers. mit histor. Anm. versehene Ausg. in 50 Theilen kostet 36 Thlr. Zu ihr ist als Forts. noch die „Chronik von Canongate" hinzugekommen (übers. von Leidenfrost). Bei dem Aufsehen, welches die W.-Novellen machten, war es nicht zu verwundern, daß Nachahmungen erschienen, ja, daß jedes Land seinen französischen, deutschen, selbst schlesischen Walter Scott (van der Velde) besitzen wollte. Unter den engl. Nachahmungen machten

ſich am bemerklichſten: „Der Cavalier" und „Clan Albin". Letzterer, auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſpielend, fand auch bei uns Beifall und Glauben an die Echtheit; der weibliche Autor ließ ſich jedoch nicht verleugnen. — Das meiſte Aufſehen machte der Vexirroman „Walladmor", angeblich nach Manuſcript überſetzt (Berlin, Herbig, 1824), und erlebte ſelbſt, als die ironiſche Tendenz gegen die Scottomanie in Deutſchland aus dem 3. Bde. klar geworden war, noch eine 2. Aufl. In der humoriſtiſchen Kritik eines Engländers (wie man vermuthet, des W.-Autors ſelbſt), im „London magazine", Oct. 1824, wird dieſer Roman „der kühnſte Verſtreich unſerer Zeiten" genannt. „Das getäuſchte Deutſchland", heißt es, „lachte, weil es nicht wußte, daß es Täuſchung war, daß eine glänzende Seifenblaſe ſtatt des Ballons von Leipzig über ganz Germanien hinflog, und das getäuſchte Deutſchland lachte, als es die Täuſchung erkannte. Das Lachen des Willkommens ſchritt ihm voran, Jauchzen und Jubeln des Triumphs folgte hinterdrein" ꝛc. Die engl. Rücküberſetzung (2 Bde.) iſt eine völlige Umbildung, in welcher Alles die Satyre Charakteriſirende ausgelaſſen iſt; vermuthlich aus falſcher Artigkeit des ſogen. Rücküberſetzers gegen den W.-Autor. Die franz. Überſetzung des Romans mit dem ſeltſamen Titel: „Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret" (1825), beginnt die „Bibliothèque des romans modernes anglais et americains" (!) (Paris bei Goſſelin). Der W.-Autor ſchreibt in der humoriſtiſchen Vorrede zu den Kreuzfahrern die Autorſchaft des „Walladmor" dem ingeniöſen Talent Douſterſwivel's zu; in Deutſchland hielt man ziemlich allgemein Willibald Alexis für den Verfaſſer, obgleich man am Rhein den echt engl. Urſprung behauptet, auch die „Heidelberger Jahrbücher" noch Ende 1825 den Roman unter den W. Scott'ſchen ohne Bedenken aufgezählt haben. Die Vermuthung, daß er von W. Irving oder Coleridge herrühre, hat Böttiger gründlich widerlegt. — Der „Vexirte", auf dem Vordertitel den Namen W. Scott tragend, iſt eine bunte Compilation trivialer Satyren, von denen einige gegen den W.-Autor gerichtet ſind. Am bitterſten, zugleich am ungerechteſten, greift ihn der unbekannte Verf. (Paulding?) des amerik. Romans „Koningsmark or the long Finne" an.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen mit ungefähr 3000 E., iſt durch das am 18. und 19. Juni 1815 zwiſchen den Franzoſen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Blücher hatte ſich nämlich am 17. Juni nach der verlorenen Schlacht von Ligny (ſ. Quatrebras) mit ſeinem 1., 2. und 3. Armeecorps auf den ſteilen Höhen jenſeits Wavre vortheilhaft aufgeſtellt, theils um dort das 4. von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Wellington, der ſich auch ſeiner Seits in eine günſtige Stellung bei Mont St.-Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington ſeine Stellung ſo lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preuß. Heere zu Hülfe eilen ſolle. Dieſem Verſprechen zufolge ließ der Held den 18. das 4. Corps aus ſeinem Biwacht jenſeits Wavre aufbrechen, es in dem in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle paſſiren und auf St.-Lambert marſchiren; ihm folgte das 2. Corps. Das 1. brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das 3. ſollte gegen Chapelle St.-Lambert dirigirt werden und die Reſerve bilden. Alles, außer dem 3. Corps, war nun ſchon in Marſch, als plötzlich der Marſchall Grouchy mit dem 3. und 4. franz. Armeecorps und 2 Reiterdiviſionen erſchien und das Städtchen Wavre angriff. General Thielemann wendete ſich ſogleich gegen ihn, und es entſtand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, deſſen Hauptpunkt indeſſen ſtets Wavre blieb. Alle andre Corps blieben im Marſch, um ihre wichtigere Beſtimmung zu erfüllen (ſ. Waterloo), nur das 19. Infanterieregiment und einige Cavalerieſchwadronen, welche den Nachtrab des

Digitized by Google

1. Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußersten rechten Flügel des Thielemann'schen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfs schon vom Feinde besetzt, widerstanden aber dennoch der von dort vorbrechenden Übermacht und hinderten das Vordringen des Feindes, bis es völlig dunkel wurde. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgesetzt, der Feind bemächtigte sich der Höhen von Limale, und Gen. Thielemann beschloß, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die Nachricht vom Siege der Hauptarmee zwecklos geworden war, eine andre Stellung 2 Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin nicht beunruhigt und erfuhr am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten. General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrabs einholen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 M. betragen. *) P—r.

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeuch bereiten; es geschieht auf dem Weberstuhle, der eine Erfindung der alten Ägypter ist, aber durch neuere Verbesserungen große Abänderungen erlitten hat. So unterscheidet man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raschmacher, Seidenwirker, Posamentirer u. s. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher besteht aus 4 senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch Querpfosten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeuch aufnimmt. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich der ähnliche runde oder 8eckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und gleichlaufend bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden, welche man auch Kette, Zettel, Werfte, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf ein Mal mittelst des Kettbaums auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Querfäden, auch Einschuß oder Einschlag genannt, aber werden einzeln durch jene hindurchgeflochten. Damit dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andre herabgezogen ist. Durch die Öffnung der voneinander gezogenen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schütze, Schiff), der inwendig auf der Wackelspule den aufgerollten Faden hat, welcher sich durch eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme sind beim einfachen Gewebe 2, jeder besteht aus 2 Stäben, wovon einer über der Kette, der andre sich darunter befindet, und die beide durch so viele Fäden zusammengebunden sind, als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, sodaß der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten ꝛc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelst Fußtritten, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte, (Obergelese) der Kette über die andre Hälfte (Untergelese) hervorzuheben und zwischen die entfernten Gelese den Einschuß durchzuflechten. Doch damit dieser sich

*) Thielemann hatte dieses 2tägige Gefecht bei Wavre mit 3 Brigaden, oder 15,000 M., gegen den ungleich stärkern Feind (unter Grouchy, Vandamme, Gerard und Pajol), der 53 Bataillone, 63 Escadrons und 14 Batterien zählte, muthig bestanden. Kam das 2. von Blücher den 19. abgesendete preuß. Corps, unter Pirch, im Rücken des Feindes an, so ward Grouchy ganz abgeschnitten. Allein es kam nicht, Grouchy erreichte den 19. Gembloux, und Excelmann's Cavalerie Namur. Das 2. u. 3. preuß. Corps drängten sich zwar, griffen aber Namur vergeblich an. Grouchy vollzog seinen Rückzug über Dinant, und jene beiden Corps erhielten Befehl, sich wieder der Hauptarmee anzuschließen. Napoleon und Ney aber wußten nichts von Grouchy und Vandamme. Sie hielten diese Armee für verloren. Hätte Napoleon geahnet, daß Grouchy und Vandamme vor den Verbündeten mit 40,000 M. bei Paris ankommen könnten, so würde er in Paris anders gehandelt haben.

Digitized by Google

feſt und dicht zwiſchen den Geleſen einzwänge, ſchlägt ihn der Weber nach dem Durchſchießen noch mit der Lade feſt; dieſe Lade beſteht ebenfalls aus 2 handhoch von einander ſtehenden Stäben oder Decken, die beide durch ſo viel Nietſtifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zuſammengehalten werden und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr iſt, ſodaß jeder Kettfaden durch einen Zwiſchenraum der Lade hindurchgezogen iſt. Sie hängt übrigens an den ſenkrechten vordern Pfoſten ſchwebend und befindet ſich etwas hinter dem Bruſtbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einſchußfaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Bruſtbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergeleſe und ſenkt das Untergeleſe, wirft durch die entſtandene Öffnung der Geleſe den Schützen, ſchlägt den Einſchuß mit den Stiften der Lade feſt zwiſchen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergeleſe herauf- und das Obergeleſe heruntergetreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einſchußfaden bewirkt hat, daſſelbe Verfahren von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollene Zeuche, wie Etamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raſchmacherſtuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, ſondern perpendiculair trägt, indem der Kettenbaum oben auf dem Geſtelle ſteht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapetenwirker (Hautelisse), nur iſt er viel zuſammengeſetzter. Geköperte Zeuche werden mit 4 Schäften gewebt. Auf den erſten kommt der erſte, auf den zweiten der zweite Faden und Kette u. ſ. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den erſten Schaft gezogen, beim Weben tritt der Weber den erſten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und erſten zugleich, daß jeder Einſchuß über 2 Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit ſind eigne Vorrichtungen (durch mehre Schäfte, durch einen Kegel mit Gegengewichten, oder einen Harniſch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben ſollen. Sammetartige Zeuche haben 2 Ketten, wovon die eine halb ſo viel Fäden hat als die Grundkette und Polkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt iſt. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt, und ſogleich, nach dem Einklemmen durch den Einſchuß, aufgeſchnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieſer Zeuche entſteht. Weit zuſammengeſetzter iſt der Zampelſtuhl zum Damaſt und für die brochirten Zeuche, wie denn auch ſchon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vervielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einſchüſſe, noch mehre zuſammengeſetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie ſehr unterſcheidet davon ſich der inländiſche Stuhl, der noch die urſprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette ſenkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, ſondern man flechtet den Einſchuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt.

Weber (Bernhard Anſelm), k. preuß. Capellmeiſter zu Berlin, und des eiſernen Kreuzes Ritter, geb. zu Manheim 1766. Er war früher von ſeinen Ältern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, bekam aber ſchon durch den Unterricht, welchen er als Kind in den erſten Anfangsgründen des Clavierſpiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Geſange von Holzbauer, und ſpäter im Generalbaſſe von einem geſchickten Schüler Vogler's erhielt, die erſte muſikaliſche Richtung, ſodaß Vogler nach ſeiner Zurückkunft aus Italien ihn als 14jährigen Knaben zu ſich nach München kommen ließ und ihn des weitern Unterrichts in der Compoſition und im Clavierſpiel würdigte, ihn auch mit ſich nach Stockholm nahm. Als aber W. dort keine Anſtellung finden konnte, ging er nach Deutſchand zurück, reiſte einige Jahre als Virtuos, kam 1787 nach Hanover und übernahm daſelbſt die Directorſtelle bei dem ausgezeichneten Großmann'ſchen Theaterorcheſter zu Hanover, welches er 3 J. lang mit großem Nutzen für ſein Studium der dramatiſchen Muſik leitete. Darauf reiſte er durch einen Theil von Holland, Deutſchland, Dänemark und Schweden, und beſchäftigte ſich bei einem 10 Monate langen Aufent-

halte in Stockholm, unter Vogler's unmittelbarer Leitung, mit dem Studium der declamatorischen Musik und des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck sein Vorbild war, aus dessen damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführten Opern er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Kirchenstücke unter seines Meisters Augen, begleitete darauf denselben auf einer Reise bis nach Hamburg, und ging 1792 nach Berlin. Hier ward er zuerst als Mitdirector des Orchesters bei der deutschen Oper angestellt; reiste 1793 durch einen Theil Deutschlands, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und ward in Wien mit der theatralischen Musik und Gluck's großen Werken noch mehr vertraut gemacht. 1796 erhielt er, wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg, einen erhöhten Gehalt, blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector, und unternahm nur kleinere Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufführte. 1803 begleitete er August v. Kotzebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeister ernannt. Er war ein guter Musikdirector und in der Behandlung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen warf man ihm geräuschvolles Tactiren bei Aufführungen und eine einseitige Vorliebe für Gluck'sche Musik vor. Doch hat diese zur Behauptung eines bessern Geschmacks in der dramatischen Musik in Berlin sehr heilsam gewirkt. In seinen eignen Compositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu „Tell", „Braut von Messina", „Jungfrau von Orleans", Werner's „Weihe der Kraft", Kotzebue's „Hussiten") und andern Gelegenheitsstücken (Musik zu Göthe's „Epimenides") bestehen, erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber dabei auch Streben nach poetischer Charakteristik, die jedoch zuweilen in die Breite geht (wie in der Ouverture zu „Wilhelm Tell"), Kenntniß großer Orchestereffecte, Klarheit, kräftigen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannigfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram „Sulmalle" (1802), seine Oper „Deodata" (1810), und seine „Hermann und Thusnelde", welche 1819 auf die Bühne kam, beide mit Texten von Kotzebue, sowie das kleine Singspiel „Die Wette" (1807), sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgeg. melodiösen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine melodramatische Composition der Schiller'schen Ballade: „Fridolin, oder der Gang nach dem Eisenhammer". Auch soll er früher ein fertiger und gründlicher Clavierspieler gewesen sein. Er starb zu Berlin 1821.

Weber (Karl Maria v.), k. sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, war den 18. Dec. 1786 zu Eutin im Holsteinischen geb., und genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuße. Nicht ohne Glück versuchte er sich in mehren Zweigen der erstern. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, allmälig ihre Schwester gänzlich. Eigenthümliche Neigung bewog seinen Vater, den Major v. Weber, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln, womit denn freilich für den Sohn der Nachtheil verbunden war, auch seine Lehrer öfter wechseln zu müssen. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796). Je mehr der Vater die allmälige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. 1798 ließ W.'s Vater zu dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches von der leipziger „Allg. musikal. Zeitung" freundlich angezeigt wurde. Zu Ende 1798 kam W. nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem

sorgfältigen, klaren und stufenweise fortschreitenden Unterrichte des Letztern verdankt er größtentheils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz. W. arbeitete mit unermüdetem Fleiße seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: „Die Macht der Liebe und des Weins"; daneben aber auch eine Messe, und andre Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennefelder erfundenen Steindruck den Rang abzugewinnen; er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigern Maschine versehen. Um die Sache ins Große zu treiben, zog er nebst seinem Vater nach Freiberg in Sachsen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weitläufigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäfts aber ließen ihn gar bald davon wieder abstehen und mit verdoppelter Lust die Composition fortsetzen. Doch sind 6 Variationen für das Pianoforte damals von ihm in München gedruckt worden. Als 14jähriger Knabe schrieb er die vom Ritter v. Steinsberg gedichtete Oper: „Das Waldmädchen", welche im Nov. 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product ansah. Ein Artikel der „Allg. musikal. Zeitung" weckte in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben und die ältern vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Dem gemäß setzte er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, die Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbarn" (1801), die, wie natürlich, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt wurde. Die Ouverture dazu hat er späterhin umgearbeitet stechen lassen. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannigfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens und zum ersten Male trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehren großen Männern den unvergeßlichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, der mit Liebe dem ernsten Streben des Jünglings entgegenkam und ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß. Auf Vogler's Rath gab W. damals, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf, und widmete nun beinahe 2 Jahre dem ämsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baues, der Ideenausführung und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte und sich durch eigne Studien anzueignen suchte. Auch bildete er sich als Pianofortespieler eigenthümlich aus. Öffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogler'schen Oper „Samori" von ihm. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte, und componirte die von Rhode gedichtete Oper „Rübezahl", zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte an eignen Arbeiten. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Karlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er 2 Symphonien, mehre Concerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart zurückkehrte. Hier schrieb er seine Oper „Silvana", nach

dem Sujet des „Waldmädchens" von Hiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgeg.), arbeitete seine Cantate: „Der erste Ton", nebst einigen Ouverturen und Symphonien um, und schrieb viele Clavierſachen. 1810 trat er abermals eine Kunſtreiſe an. In Frankreich, München, Berlin ꝛc. wurden ſeine Opern gegeben und ſeine Concerte beſucht. Im Verein mit 2 talentvollen Jünglingen, Meyerbeer und Gänsbacher, genoß er, ſelbſt gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals Vogler's tiefe Erfahrungen und ſchrieb ſeine Oper „Abu-Haſſan (Darmſt. 1810). Von 1813 — 16 leitete er als Muſikdirector die Oper in Prag, die er ganz neu organiſirte, und hier componirte er auch die große Cantate: „Kampf und Sieg" (Clavierauszug, Berlin bei Schleſinger), welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, aber noch keinen beſtimmten Styl zeigt. Nur ſeiner Kunſt lebend, legte er dieſe Stelle nieder, als ſein Zweck für dort erreicht war. Darauf zog er abermals frei in die Welt. 1816 hielt er ſich längere Zeit in Berlin in dem Hauſe eines kunſtſinnigen Freundes auf und ſchrieb daſelbſt 3 ſeiner ſchönſten Pianoforteſonaten. Viele und ſchöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutſchen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue feſthalten und dieſem Geſchäft widmete er ſeit 1817 ſeine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier ſchrieb er, außer mehren Inſtrumentalſtücken, verſchiedenen Gelegenheitscantaten, z. B. der Cantate zum Regierungsjubiläum des Königs von Sachſen, der Jubelouverture, mehren Vermählungscantaten, die gediegene zum Namenstage des Königs componirte Meſſe nebſt Offertorium (1818), der ſeitdem eine 2. gefolgt iſt, und ſeine nach Kind's Text gearbeitete Oper „Der Freiſchütz", welche zuerſt 1821 in Berlin aufgeführt wurde und ſeitdem durch die ganze civiliſirte Welt geklungen iſt. Daneben arbeitete er die originelle Muſik zur „Preziosa", welche mit dieſem Schauſpiel ſchon 1820 auf die berliner Bühne kam. Der unerhörte Erfolg des „Freiſchütz", welcher durch ſeine volksmäßigen Melodien einestheils, ſowie anderntheils durch das imponirende Zauberwerk des Kugelgießens in der Wolfsſchlucht zu erklären iſt, verſchaffte ihm den Antrag, eine neue Oper für Wien zu componiren, wozu Frau v. Chezy ihm nach einer altfranzöſiſchen Erzählung die „Euryanthe" gedichtet hat. Von 1822 bis zum Herbſt 1823 hat ihn dieſes Werk vornehmlich beſchäftigt, und im Sept. d. J. reiſte er nach Wien, um es dort ſelbſt aufzuführen, was am 25. Oct. 1823 zum erſten Mal geſchah. Er erwarb ſich großen Beifall. Der Verf. dieſer Skizze hat ein ausführliches Urtheil über dieſe großartige Muſik in Philippi's „Mercur" (St. 71 — 73, 1825) und, in der „Berliner muſik. Zeitung" (St. 2 fg., 1826) ausgeſprochen. 1824 erhielt W. von London aus den Auftrag, „Oberon" für das Coventgardentheater zu ſchreiben, und den 1. Act dazu. Als Vorarbeit beſchäftigte er ſich ernſtlich mit der engl. Sprache. Aber ſeine angeſtrengten Berufsarbeiten, zumal da er zugleich die Arbeit ſeines kränklichen und oft nach Italien reiſenden Collegen Morlacchi übernehmen mußte, griffen in Verbindung mit ſeinen Studien ſeine Geſundheit an. Er reiſte im Sommer 1825 nach Ems; zu Ende 1825 brachte er ſeine „Euryanthe" in Berlin auf die Bühne. Sein Hals- und Bruſtübel verſchlimmerte ſich 1826. Angeſtrengt ſetzte er ſeine Compoſition des „Oberon" fort, entriß ſich den Armen ſeiner beſorgten Freunde, ging im Febr. nach London, wo er ſeinen herrlichen „Oberon" vollendete, aufführte, und am Tage wo der „Freiſchütz" zu ſeinem Vortheil gegeben werden ſollte (den 5. Juni) ſein tonreiches Leben aushauchte. Man begrub ihn als Katholiken feierlich in der Moorfieldscapelle. — Er hat in der muſikaliſch-dramatiſchen Compoſition Epoche gemacht, vieles Neue geſchaffen, die Inſtrumente mit einziger, tiefer Wirkung angewendet, den Volksgeſang veredelt und dem Singſpiel ein neues Leben eingehaucht. Die Geiſtergeſänge ſeines „Oberon" gehören zu den idealſten Charakteri-

Digitized by Google

stiken, die je aufgestellt worden sind. Leider hat er die komische Oper „Die drei Pintos" (nach dem Texte von Theodor Hell), an welcher er seit mehren Jahren unterbrochen arbeitete, unvollendet hinterlassen. W. verband übrigens die glänzendsten Eigenschaften in Einer Person; er war nicht nur einer der originellsten Tonsetzer, ein großer ausübender Künstler, der im Pianofortespiel große Eigenthümlichkeit beurkundete, ein ebenso feuriger als besonnener, einsichtsvoller und umfassender Director, ein in dem ästhetischen u. grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischer Theoretiker, sondern auch einer der gebildetsten und geistreichsten Männer, der das Leben von einem höhern Standpunkt aus betrachtete als die meisten Künstler zu thun pflegen. Die große Anzahl seiner übrigen im Stich erschienenen Compositionen enthält eine Menge von Instrumentalstücken, besonders für concertirende Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte, Concertinos, Potpourris und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonaisen und Tänze, ein Clarinettenquintett und einige Symphonien), verschiedene Cantaten, Concertarien, vierstimmige Gesangstücke und Lieder zum Clavier (besonders die mit großem Beifall aufgenommene Liedersammlung: „Leier und Schwert", worin man überall den poetischen und declamatorischen Tonsetzer erkennt). Viel Interesse haben die in Kind's „Muse" mitgetheilten Fragmente, in welchen W. seine Ansichten und Erfahrungen u. d. T.: „Künstlerleben", ausspricht. Das Ganze gibt sein Freund, der um die Familie sehr verdiente Theod. Hell u. d. T. heraus: „Hinterlassene Schriften von K. M. v. Weber" (Dresden 1828, 2 Bde.). Durch Benefizvorstellungen ist ein Fonds für die Erziehung seiner Kinder gegründet worden. — Wir haben die hier gegebenen Notizen aus seinen eignen Mittheilungen geschöpft.

Weber (Gottfried), ein verdienter Theoretiker und praktischer Tonsetzer, zugleich wissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, ist geb. zu Freinsheim, 4 St. von Manheim, 1779. Er studirte die Rechte, wurde Advocat und Kammerfiscal. Dabei bildete er sich durch guten Unterricht, sowie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Kassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehren Aufsätzen der leipziger und der wiener „Musikal. Zeitung", sowie der großen „Encyklopädie" (herausgeg. von Ersch und Gruber), ferner in der von ihm seit 1824 herausgeg. musikal. Zeitschrift „Cäcilia" u. vielen musikal. Recensionen in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", in der „Jenaischen Lit.-Zeitung", sondern auch in dem ausgezeichneten „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht, mit Bemerkungen für Gelehrtere" (in 2 Bdn., Mainz 1817; 2. A. 1824 fg., in 4 Bdn.), und in seiner „Allgemeinen Musiklehre für Lehrer und Lernende" (Darmst. 1822), sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeitlang Director der Kirchenmusik und des musikal. Conservatoriums in Manheim. Darauf verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war Mitglied des Theaterausschusses daselbst. Zuletzt ist er als großherzogl. Hofgerichtsrath und Generaladvocat des Cassationshofes nach Darmstadt versetzt und zum Ritter des großherzogl. hessischen Hausordens ernannt worden. Die philosophische Facultät der Universität Gießen hat seine Verdienste durch Zusendung des Doctordiploms anerkannt, sowie die musikal. Akademie zu Stockholm ihn zum Doctor der Musik ernannt hat. Von seinen Compositionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere Kirchenstücke, mehre Missen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem, den Manen der Sieger bei Leipzig gewidmet 1813, an mehren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Ge-

sängen sind 12 vierstimmige Vogler dedicirt, 12 für eine Singstimme mit Guitarrenbegleitung (Bonn 1812), Gesänge von Göthe ꝛc, Lieder von Schiller ꝛc., 4 Hefte einer „Leier und Schwert" überschriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demselben Titel erschienenen Liedern K. M. v. Weber's nicht zu verwechseln), und eine achtstimmige fugirte Hymne für die berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine K. M. v. Weber dedicirte Claviersonate (Bonn 1811), ein Trio und ein Tema con variazioni für Guitarre und Violoncell (1807) u. A. herausgegeben. Auch hat er den musikal. Chronometer erfunden. (S. Taktmesser.) Zuletzt haben ihn seine Untersuchungen über die Echtheit des Mozart'schen Requiem in mancherlei literar. Fehden verwickelt. Man findet mehr darüber in der genannten „Cäcilia".

Weber (Veit), s. Wächter.

Wechabiten, s. Wahabi.

Wechsel (lettre de change, bill of exchange) heißt im Allgemeinen so viel als Tausch; Dasselbe bedeutet das Wort cambium, womit es übersetzt wird. In der engern Bedeutung, von welcher hier die Rede ist, versteht man unter Wechsel, Wechselbrief, eine schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich enthaltende Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit getreten ist, bei Vermeidung persönlicher Haft, eine bestimmte Summe zu gewisser Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Hieraus folgt, daß dem Wechsel immer ein Vertrag zum Grunde liegt, der durch den Wechsel schriftlich gemacht wird, und dieser Vertrag hat die größte Bestimmtheit, sodaß eine Schrift, die das Wort Wechsel oder nach Wechselrecht nicht enthält, nie für einen Wechsel angesehen und nach den strengen Wirkungen desselben beurtheilt wird. In England ist dies jedoch nicht nöthig. S. v. Bosset, „Den Wechselcontract nach seinen historischen u. s. w. Ansichten" (Prag 1812). Das Versprechen, daß man sich der persönlichen Haft bei Nichtzahlnng unterwerfen wolle, wird schon aus dem angegebenen Worte Wechsel oder Wechselrecht gefolgert. Die Wechsel werden eingetheilt in 1) eigne Wechsel, d. h. diejenigen, in welchen der Aussteller die Zahlung selbst zu leisten verspricht. Diese heißen auch uneigentliche, trockene Wechsel (cambia sicca). Hier kommen nur 2 Personen in Betracht, nämlich der Aussteller und der Empfänger. 2) Trassirte Wechsel, Tratten, d. h. diejenigen Wechsel, in welchen der Aussteller die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen verspricht. Sie heißen auch eigentliche Wechsel deßwegen, weil die größten Handelsgeschäfte nur mit diesen Wechseln gemacht werden, daher auch Kaufmannswechsel (cambia mercantilia), auch nasse Wechsel (cambia trajectitia), weil sie oft über die See gehen. Bei diesen Wechseln werden 4 Personen, welche dabei vorkommen, obgleich nicht immer 4 verschiedene Subjecte sind, unterschieden. 1) Der Trassant, der den Wachsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einem a. Orte wieder auszahlen läßt. 2) Der Remittent, d. i. Der, welcher den Wechsel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem a. Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3) Der Präsentant, d. i. Der, welcher die Schuld zu heben angewiesen ist und dessen erstes Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel Dem, der ihn bezahlen soll, zur Acceptation zu repräsentiren. Die Präsentation ist eine an den Acceptanten oder Trassanten gerichtete Frage, ob er den Wechsel honoriren will. Die Zeit dieser Präsentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers ab, sondern ist an gewisse Vorschriften gebunden, welche sich nach den Worten richten, die in dem Wechsel stehen. 4) Der Trassat, d. i. Der, auf welchen der Wechsel gestellt ist; da derselbe durch die Unterschrift s. Namens sich zur Zahlung bereit erklärt, so heißt er auch Acceptant. Die Acceptation ist eine unter den Wechselbrief gesetzte Erklärung, wodurch sich der Trassat zur Zahlung nach Wechselrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es bloß des Wortes „acceptirt" mit dem Namen

des Trassaten. Acceptation per onor di lettera ist die Annehmung eines Wechsels von Seiten eines Dritten zu Gunsten und zur Ehre des Ausstellers oder eines der Indossanten, welche zu diesem Endzweck solche dritte Personen als Nothadressen unten auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: Nöthigenfalls bei N. N. (Au besoin chez ....). Mündlich und außer dem Wechsel kann die Acceptation nur dann erfolgen, wenn es besondere Wechselordnungen erlauben, z. B. mit Zeugen. Sie muß aber erfolgen sogleich, wenn der Wechsel präsentirt ist. Die Zahlung nach erfolgter Acceptation richtet sich nach der Zeitbestimmung im Wechsel, wovon nachher. Indessen trifft es sich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fodern hat, wo er bezahlen soll, in diesem Fall braucht er keinen Wechsel zu kaufen, sondern wird Remittent und Trassant zugleich. — Der Remittent wird durch den vor seinem Namen im Wechsel befindlichen Zusatz: an die Ordre, berechtigt, sein Recht auch an Andre abzutreten. Dies thut er durch die Indossation (s. d.), durch sie kann der Wechsel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches giriren genannt wird (s. Giro); aber jeder Indossant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Trassanten, für den baaren Werth des Wechsels zu stehen. Wer also im Auslande zu zahlen hat, kann einen Wechsel kaufen und diesen, auf seinen Gläubiger indossirt, ihm an Zahlungsstatt schicken; wer im Auslande zu fodern hat, kann einen Wechsel ziehen und an seinem Wohnort verkaufen. Die Zeit der Zahlung wird auf verschiedene Weise bestimmt: 1) nach der Ausstellung 14 Tage, 1, 2—6 Monate nach derselben u. s. f. (Datowechsel); 2) nach der Zeit der Präsentation, 14 Tage nach Sicht (Sichtwechsel, W. a vista); 3) nach dem Herkommen, a uso (Usowechsel) (s. d.). Für Sichtwechsel muß der Trassant unbestimmt und so lange haften, bis der Wechsel dem Trassanten zu Gesicht gekommen ist. In diesem Falle muß der Wechsel binnen 24 Stunden nach der Ankunft präsentirt und in 24 Stunden nach Acceptation bezahlt werden. Doch kann oder muß der Inhaber einer acceptirten Tratte auch nach der Verfallzeit gewisse Tage noch abwarten, ehe er nach Wechselrecht verfährt (Discretions- oder Respecttage), je nachdem diese Tage, deren Zahl (in Hamburg 11, sonst) gewöhnlich 3 sind. In den meisten neuen Wechselordnungen werden sie ganz abgeschafft. Sie fallen weg bei Wechseln, welche in der Messe zahlbar sind. Die wirkliche Zahlung des Wechsels muß in der Regel baar, und sie kann nur mit Einwilligung des Wechselinhabers durch Assignation oder Delegation, welche hier Scondrito heißt, erfolgen. Zuweilen wird der Wechsel prolongirt, d. h. die Verbindlichkeit zu zahlen auf längere Zeit hinausgeschoben. Dies wird im Wechsel selbst angezeigt, z. B. durch die Worte „prolongirt bis cc." In diesem Falle geht der Schaden auf Rechnung des Inhabers, z. B. wenn der Trassat unterdessen bankrutt wird. Sonst wird durch Prolongation die Verjährung unterbrochen. Der Verjährungstermin für Wechsel ist gewöhnlich kürzer bestimmt als der der gemeinen Verjährung. — Was die Form der Wechsel anlangt, so wird bei allen Wechseln 1) das Datum der Ausstellung und die Summe, welche der Gegenstand der Wechselverbindlichkeit ist, darüber gesetzt. Weicht die Angabe dieser Summe von der im Wechsel selbst ausgeschriebenen Zahl ab, so gilt die letztere Angabe. Einige Gerichtshöfe lassen aber bei einer solchen Abweichung und wenn des Ausstellers Vorname fehlt keine Verhaftung zu. 2) Wird das Schlußwort beigefügt: Valuta habe baar erhalten, oder Werth in Rechnung. Nach einigen Wechselordnungen kann jedoch diese Form auch fehlen. 3) Muß die Unterschrift von dem Aussteller beigefügt sein, und zwar eine solche, die ihn hinlänglich bezeichnet. Der trassirte Wechsel insbesondere wird in Form einer Anweisung an einen Dritten ausgestellt, ferner werden die Mittel angegeben, wie der Acceptant zur Wiederbezahlung gelangen soll. So heißt es z. B.: stellen es mir auf Rechnung u. s. w.; und man bezieht sich in trassirten Wechseln meist auf den Avisobrief, d. i.

das Schreiben, welches der Aussteller an den Trassaten oder Acceptanten erläßt, und worin alle nähere Umstände der Zahlung angegeben werden; bei den trassirten Wechseln wird ferner immer links die Überschrift an den Acceptanten oder Trassaten beigefügt. — Eigne Wechsel werden immer in Form eines Versprechens und nicht wie Anweisungen abgefaßt; sie werden gewöhnlich nur als Solawechsel (in einem Exemplare) ausgestellt; statt der Adresse werden die Worte „Acceptirt auf mich selbst" mit dem Namen des Ausstellers gesetzt. Um das Giriren der Wechsel zu erleichtern, oder wenn der Wechsel weit zu gehen hat, werden oft 2 oder mehre Exemplare desselben ausgestellt. Das eine, die Prima, sendet der Remittent gerade an den Ort des Trassaten, um dort von einem Freunde sie präsentiren zu lassen; dieser Freund ist nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wol aber allenfalls zur Verfallzeit Sicherstellung vom acceptirenden Theile zu fodern. Das andre Exemplar, die Secunda, auf welcher bemerkt ist, bei wem die Prima zur Präsentation sich befinde, wird dann auf Den indossirt, dem damit bezahlt werden soll, ist so zum Giriren bestimmt und mag nun auch nach der Verfallzeit ankommen. Der Verwahrer der acceptirten Prima muß diese dem Inhaber der Secunda ausliefern, und gegen Beide zahlt dann der Acceptant, weil eigentlich die Prima seine Annahme, die Secunda den rechten Indossatarius beurkunden soll. Wenn der Trassat nicht acceptirt oder nicht zahlt, so muß der Inhaber des Wechsels dessen Weigerung dawider gerichtlich und von einem Notar beglaubigen lassen, welche Weigerung, sowie die darüber abgefaßte Urkunde selbst, Wechselprotest genannt wird. Hierauf kann er in dem Rückwechsel (ricambio) die Wechselsumme nebst allem Schaden berechnen und den Betrag vom Indossanten oder Trassanten einziehen; aber er ist auch schuldig, Jedem, der den protestirten Wechsel ihm bezahlen will, diesen zu überlassen. — Wenn Jemand Wechsel vor der Verfallzeit kauft, so heißt dieser Kauf Disconto; dann werden für die Zeit, welche der Wechsel noch zu laufen hat, Zinsen abgezogen, welche in bedenklichen Zeiten sehr hoch steigen. Valuta heißt alles Dasjenige, was der Aussteller des Wechsels für die Ausstellnng erhält oder für erhalten annimmt. In der Regel wird ein Wechsel ausgestellt auf die Münzsorte, welche an dem Orte der Zahlung gilt, und die Quantität von Münze, worauf derselbe gewöhnlich gestellt, und wonach gewöhnlich der Preis bestimmt wird, welchen dafür der Remittent entrichten soll, heißt die fixe Valuta. So ist z. B. von Königsberg auf London und von Leipzig auf London die fixe Valuta 1 Pf. St, von Königsberg auf Hamburg die fixe Valuta ein hamburger Bankthaler, aber von Leipzig auf Hamburg 100 Bankthaler. Die Münze, in welcher die Bezahlung für den Wechsel gewöhnlich gerechnet wird, heißt die bewegliche Valuta. Das Verhältniß der fixen und beweglichen Valuta zu einander, welches zu einer Zeit an einem Orte allgemein ist, heißt der Wechselcurs. Z. B. der Curs von Leipzig auf Hamburg steht 145¼ heißt: das Hundert Bankthaler in Hamburg als die fixe Valuta, in Wechselbriefen gegeben, wird mit 145 Thlr. 6 Gr. Sächs. als beweglicher Valuta bezahlt; oder der Curs von Leipzig auf Amsterdam steht 139½ heißt: 250 Gldn. holl. Cour. in Amsterdam als die fixe Valuta werden mit 139 Thlr. 12 Gr. Sächs. als beweglicher Valuta bezahlt. Wenn in der beweglichen Valuta genau so viel Werth an edelm Metall gezahlt wird als der Werth des edeln Metalls der fixen beträgt, so steht der Curs al pari. Z. B. wenn das engl. Pf. St. 2280 holl. Aß Silber enthält und der Curs von Königsberg auf London steht 19 Gldn. und 7 Gr. Preuß, d. i. 6 Thlr. 10 Gr. Preuß., so ist der Curs im Pari, denn so viel betragen 2280 Aß Silber im preuß. Courant. Muß aber zu dieser Zeit allgemein mehr Silber in der beweglichen Valuta gegeben werden als die fixe enthält, so ist der Curs gestiegen, und wenn weniger, so ist er gefallen. Auf das Steigen oder Fallen des Wechselcurses hat die Nachfrage nach Wechseln und das Angebot derselben einen wesentlichen Einfluß; werden nämlich an einem Post-

tage von diesem Orte auf jenen mehr Wechsel gesucht als ausgeboten, so muß der Curs steigen, im entgegengesetzten Falle aber sinken. Diese Regel leidet jedoch häufige Ausnahmen, sodaß weder aus dem Curs auf das Verhältniß der Schulden und Foderungen zweier Handelsplätze, noch von diesem Verhältnisse auf den Curs mit Sicherheit geschlossen werden kann. — Meßwechsel oder Regulirwechsel heißen entweder solche, welche in der Messe ausgestellt werden; sie haben einen besondern Curs oder Werth, indem der Aussteller eine bestimmte Provision davon bekommt, die gewöhnlich zu Anfange der Messe regulirt wird; oder man nennt auch Meßwechsel die in der Messe zahlbar sind. Sie haben einen üblichen Zahltag. — Bisweilen geschieht es, daß Handelsleute, um sich für einige Zeit baare Münze zu verschaffen, weit hinaus Wechsel auf Orte ziehen, wo erst kurz vor der Verfallzeit präsentirt wird, und die also lange ungedeckt laufen, ehe sie protestirt werden, in der Hoffnung, sie dann durch neue Wechsel der Art decken zu können. Dies Verfahren nennt man Wechselreiterei. — Betrug wird nicht selten mittelst Wechsel getrieben, bei welchen die Namen, sowol des Trassanten als des Remittenten, erdichtet sind; dergleichen Wechsel heißen Kellerwechsel. Ein Kaufmann, welcher Geld nöthig hat, aber seinem Credit entweder nicht genug zutraut, oder denselben aus a. Gründen nicht benutzen will, stellt nämlich einen Wechsel in 2 oder mehren Monaten zahlbar, worauf der Name des Ausstellers entweder ganz fingirt ist, oder auch wol der wirkliche Name eines ansehnlichen Handelshauses fälschlich unterschrieben steht, aus, wovon jenes Haus nichts weiß. Auf diese folgen Giri, die theils wahre Personen, mit denen der wahre Aussteller des Wechsels deßhalb übereingekommen, theils erdichtete Namen sind. Unter den Giranten erscheint auch gewöhnlich zuletzt der Name des Verfertigers des Wechsels. Denselben trägt er nun zum Discontisten, welcher, da er mehre Namen von Credit unter den Giranten erblickt, auch zu den letzten selbst vielleicht ein großes Zutrauen hat, ihn discontirt. Nachdem nun der wahre Aussteller des Wechsels das empfangene Geld bis zur Zeit des Verfalles des Wechsels benutzt hat, ist unterdessen baares Geld von ihm angeschafft, womit er beim Discontanten den deponirten Wechsel selbst wieder einlost. Man sieht, daß dergleichen Wechsel einen falschen Credit vorspiegeln, und deßhalb sind sie als falsche Papiere strafbar, insbesondere wenn der Name des Ausstellers falsch ist. Indessen hat man Beispiele, daß sich selbst engl. Minister der Schein-, Wind- oder Kellerwechsel bedient haben, um sich in Geldverlegenheiten zu helfen, weil sie den Staatscredit nicht compromittiren wollten, oder sich scheueten, directe zu borgen. — Wird ein Wechsel von dem Aussteller nicht bezahlt, so entsteht für Den, welcher die Bezahlung desselben zu fodern hat, das Recht, die ihm mangelnde Zahlung von dem Aussteller oder von Denen, welche denselben an ihn indossirt haben, aufs strengste zu fodern. Der letzte Indossat hat dieses Recht an seinen nächsten Indossanten, dieser an seinen Vordermann, und so fort bis an den ersten Remittenten oder Trassanten. Jeder Indossat hat das Recht dieser Foderung an alle Indossanten, die zwischen ihm und dem Remittenten oder Trassanten sich befinden, und kann unter ihnen jeden wählen, von dem er seine Foderung am leichtesten zu erlangen glaubt. Gewöhnlich geht er aber an den Remittenten oder Trassanten zuerst und behält sich sein Recht an die Übrigen vor. Die Art, wie die Foderungen, welche aus der Verweigerung der prompten Bezahlung eines Wechsels von dem Aussteller oder dem Indossanten des Wechsels eingetrieben werden, geschieht nun gemeiniglich durch die sogen. Rückwechsel, welche auf die Aussteller oder Indossanten des unbezahlten Wechsels gezogen, nur durch den Protest, wodurch gerichtlich bezeugt wird, daß der Wechsel von den Indossaten nicht bezahlt worden ist, gerechtfertigt wird. Die Rückwechsel können also nicht anders stattfinden, als in Folge eines rückgängig gewordenen Wechselgeschäfts. Sie können Demjenigen, auf welchen sie gezogen

werden, oder vielmehr Dem, welcher sie zuletzt bezahlen muß, großen Verlust verursachen, insbesondere, wenn sich der Curs zum Nachtheile des Remittenten oder Trassanten während des Laufes des Wechsels bis zum letzten Indossaten verändert hat. Büsch führt im 1. Bde s. Zusätze ein Beispiel an, wo der Remittent bei einem auf ihn gezogenen Rückwechsel 50 Procent verlor. Dem Betrage des Rückwechsels werden zugleich alle Kosten für Protest, Zinsenverlust und Spesen zugeschlagen, und er wird daher schon um so viel größer als der ursprünglich ausgestellte Wechsel, wodurch er veranlaßt wird. — Nicht leicht hat irgend eine Erfindung wohlthätiger auf den Nationalreichthum überhaupt und auf den Verkehr der Völker insbesondere gewirkt als die Wechselanstalt. Vermittelst derselben wird der Credit gleichsam beweglich gemacht, und an die Stelle der Münze, also an die Stelle des Unterpfandes gesetzt, was die Münze ihrem Besitzer für die wirkliche Realisirung der damit empfangenen Anweisung auf sämmtliche in den Tauschverkehr kommende Güter gewährt. Als die Handelsverhältnisse zwischen den einzelnen Ländern der Erde sich vervielfältigt hatten, mußten es die Kaufleute bald weit bequemer finden, ihre gegenseitigen Schulden auszuwechseln, als vermittelst der Metallmünze zu berichtigen. Diese Bequemlichkeit gab den Wechselbriefen ihren Ursprung; schon Tyrus, Carthago, Athen, Korinth, Syrakus, Alexandrien scheinen sie gekannt zu haben. Man soll die ersten bestimmten Spuren des Wechselgeschäfts seit Ende d. 12. Jahrh. in einigen Provinzen von Frankreich, besonders auf der sogen. champagner Messe, finden. Die Ausbildung des Geschäfts gehört jedoch, wie auch die ital. Ausdrücke besagen, Italien an. Vgl. Martens's „Versuch e. historischen Entwickelung des wahren Ursprungs des Wechselrechts". Werden bei 2 mit einander im Verkehr stehenden Nationen die Wechselgeschäfte mit gehöriger Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehr keiner größern Münzmasse, als gerade erfoderlich ist, um den Unterschied der gegenseitigen Schulden auszugleichen. So lange der Curs in der Nähe des Pari, sei es über oder unter demselben, bleibt, d. h. so lange noch eine Gleichförmigkeit zwischen den von den beiden Handelsplätzen in Wechselwirkung gebrachten Waarenmassen stattfindet, bedient man sich gegenwärtig der Wechselbriefe. Erst wenn der Curs so hoch steigt, das es wohlfeiler wird, Metallmünze an den Gläubiger zu senden, als einen Wechsel auf dem Markte zu kaufen, tritt das edle Metall im Welthandel auf. Je lebhafter demnach die Wechselwirkung unter den einzelnen Handelsplätzen und Handelsstaaten ist, um so weniger brauchen die edeln Metalle selbst aufzutreten. Und wie im Weltverkehre, so werden jetzt auch im Nationalverkehre unzählige Handelsgeschäfte bloß mittelst der Wechselbriefe abgemacht, so treten auch in diesem Verkehr bloße Foderungen einzelner Privatleute an andre häufig an die Stelle der Münze. K. M.

Wechselbegriffe nennt man gewöhnlich solche, welche man wegen der Gleichheit ihres Gegenstandes in gewissen Fällen für einander setzen kann. Es ist aber darum ihr Inhalt nicht derselbe; sie drücken nur verschiedene Seiten oder Gesichtspunkte einer Sache aus, z. B. gleichseitige Figur, gleichwinklige Figur.

Wechselnoten (note cambiate) sind in der Musik solche der Grundharmonie fremde Noten, welche beim unregelmäßigen Durchgange auf den guten Zeittheil kommen und so die Stelle der Hauptnoten vertreten; dahingegen durchgehende Noten im engern Sinne auf den schlechten Zeittheil fallen.

Wechselrecht ist 1) der Inbegriff der die Wechsel (s. d.) betreffenden Rechte. Das Wechselrecht ist, sowie andre Theile des Rechts, ein geschriebenes und ein nichtgeschriebenes. Jenes gründet sich auf ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Macht, welche Wechselordnungen genannt werden und deren es sehr viele gibt, die nicht selten von einander abweichen. Fast jedes Land und jede bedeutende Handelsstadt hat eine besondere Wechselordnung. So gibt es: ein allgemeines preuß. Wechselrecht, eine verbesserte Wechselordnung für die

bairischen Länder (1802), eine braunschweigische, jeverische, russische u. s. w. Wechselordnung: ferner Wechselordnungen der Städte Augsburg, Breslau, Hamburg, Leipzig (letztere, welche sehr berühmt ist, hat Püttmann herausgeg.), Nürnberg ꝛc. Das nichtgeschriebene Wechselrecht hingegen gründet sich auf gewisse, rechtsbeständigerweise eingeführte Gewohnheiten, die man aus den Pareres (Gutachten) der Kaufleute kennen lernt. Von diesen letztern sind jedoch die an einigen Orten unter den Kaufleuten eingeführten Usances (von dem ital. Worte usanza, Gebrauch, Gewohnheit), wenn sie nicht die Eigenschaft einer gesetzmäßigen Gewohnheit haben, unterschieden. Es geht aus dieser Erklärung von selbst hervor, daß es kein allgemeines deutsches Wechselrecht geben könne. Die Länder Deutschlands haben, nach ihrer Lage und besondern Verfassung, ein so verschiedenes Interesse, daß einerlei Verfügungen auf sie keineswegs passen würden. Der Wechselproceß ist daher auch in verschiedenen Ländern oft verschieden. So kann z. B., bei erhobener Wechselklage, gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Verhaftung seiner Person verfahren, sondern es muß erst aus seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — Wechselrecht nennt man 2) auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldverschreibungen voraushaben. Die Strenge des Wechselrechts besteht darin, daß, wenn der Schuldner nicht zahlt, sogleich die Person desselben angegriffen werden kann, ohne auf s. Güter Rücksicht zu nehmen. Man hat über den politischen Grund dieser Strenge viele Muthmaßungen aufgestellt, so z. B. Büsch in s. „Handlungsbibliothek", 1. Bd.; Martens, in s. „Versuch e. historischen Entwickelung des wahren Ursprungs d. Wechselrechts" (Göttingen 1797) unterscheidet den ursprünglich politischen Grund, den er in der Natur der Messen findet, wo die Wechsel zuerst vorkommen, von dem Grunde der Beibehaltung dieser Strenge, der in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, dadurch zur Befriedigung einer Foderung zu gelangen. Sich nach Wechselrecht verbindlich machen, heißt daher, sich bei Nichterfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nicht ungewöhnlich, bei Pacht-, Mieth-, oder a. Verträgen sich die Zahlung nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Vertrag wird zwar dadurch kein eigentlicher Wechsel, wol aber entsteht daraus die Wirkung, daß man gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Ungeachtet ein Wechselgläubiger viele Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch bei Concursen für die Wechselfoderungen keine Priorität statt, und die Wechselgläubiger werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgesetzt. Aus besondern Gründen ist gewissen Personen verboten, Wechsel auszustellen: 1) Geistlichen, nach dem kanonischen Rechte; 2) Soldaten, weil Wechselverbindlichkeiten ihren Amtspflichten in den Weg treten könnten; 3) minderjährigen Personen (hier und da gibt es eine besondere Wechselmündigkeit, die später als die allgemeine Mündigkeit eintritt); 4) Personen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, in dem Falle, daß dadurch ein Darlehn versichert werden soll; 5) in den meisten Ländern auch Weiber und Bauern.

Außer den ältern Schriften über das Wechselrecht, welche man in Beseken's „Thesaurus juris cambialis" findet, werden in diesem Fache vorzüglich geschätzt: Siegel's „Vorsichtiger Wechselgläubiger, und dessen Einleitung zum Wechselrecht", sowie auch s. „Corpus juris cambialis", fortgesetzt von Uhle, welches jedoch durch die Sammlungen von Zimmerl (Wien) und die von Tafel angekündigte, verdrängt wird. Eine vollständige Sammlung der Wechselgesetze aller Länder hat Zimmerl (Wien 1809—13) herausgegeben; vgl. auch Grattenauer's „Sammlung aller ältern und neuern Wechselgesetze", in v. Kämptz's „Jahrbüchern", Heft XIV. Ein Hauptwerk: „Niederl. und großbritann. Wechsel- und Münzgesetze, übers.

und m. Anmerk. nebst den neuern dänischen Wechselgesetzen herausgegeben von D. Ph. Fr. Schulin" (Frkf. a. M. 1827). „Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann", herausgeg. von Martens (Leipz. 1805); „Cours de droit commercial", von Pardessus (5 Bde.), sind brauchbare Handbücher.

Wechselseitiger Unterricht wird die Einrichtung der Volksschulen genannt, bei der fähigere Schüler jeder Classenabtheilung ihre Mitschüler beim Lernen und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen. Die in Frankreich aufgekommene Benennung ist unpassend, weil ein wechselseitiges Unterrichten dabei nicht stattfindet, sondern nur ein Vertreten der Stelle des Lehrers durch einzelne Ausgezeichnete, die von ihren schwächern Mitschülern nie Unterricht empfangen. Wie weit diese Schuleinrichtung, deren Ursprung in Indien zu suchen ist, wo der Reisende della Valle sie schon im 16. Jahrh. kennen lernte, bis 1818 verbreitet war, ist aus d. A. Lancaster zu ersehen. In England, von wo sie ausging, werden jetzt an 500,000 (allein in London an 8000 in 43 Schulen), in Irland 30,000 Kinder nach dieser in den letzten Jahren sehr verbesserten Methode unterrichtet. Lancaster selbst war 1824 in dem südamerikanischen Freistaat Colombia, von Bolivar unterstützt, mit Errichtung solcher Schulen beschäftigt. Im britischen Ostindien hat eine Societät zu Calcutta 88 Schulen seines Systems gestiftet, deren es auch in Malta, am Cap, am Senegal, in Sierra Leone und andern engl. Colonien gibt. Auch die Griechen ergriffen dieses Mittel, die ihnen fast ganz fehlenden Volksschulen wohlfeil zu errichten und haben deren zu Athen, Argos und auf den Inseln. Aus Frankreich kam das Interesse dafür nach Italien, wo nun Toscana (in Florenz 5 und in 30 Landgemeinden) und Parma seit 1822 ihre Errichtung erlaubte. In Neapel und in Spanien, wo unter den Cortes 1821 und 1822 in den meisten Hauptstädten solche Schulen entstanden, mußten sie 1823 eingehen. Frankreich hatte 1821 schon 1197 Kinderschulen und 166 Regimentsschulen dieser Art. Letztere mußten seitdem diese Methode ganz aufgeben, und von jenen sind in Folge der beharrlichen Gegenwirkung der Geistlichkeit und der Ministerien viele jetzt aufgelöst, da die Absicht, dem Volke, unter dem in Frankreich von 24 Mill. Erwachsenen nur 9 Mill. lesen und schreiben können, und von 6 Mill. Kindern nur 1½ Mill. Schulunterricht genießen, einige Bildung zu geben, als Parteizeichen des Liberalismus gefährlich befunden wird und mächtige Gegner hat. Aus ähnlichen Ursachen wurden diese Schulen in der östreich. Armee eingestellt und für ganz Östreich untersagt, und in Rußland der anfangs große Eifer dafür bald so lau, daß über Versuche im Kleinen nicht hinausgegangen werden durfte. Fürchtete man in diesen Staaten ohne Grund, die Lancasterschulen möchten das Volk zu klug machen, so hat dagegen die dänische Regierung mit ganz entgegengesetzter, aber richtiger Erwartung seit 1819 angefangen, sie in Dänemark, Holstein und Schleswig allgemein einzuführen. Ein Erlaß der dänischen Hofkanzlei („Dänische Collegienzeitung", 1819, Nr. 23) spricht nicht nur von dem ausdrücklichen Willen des Königs, die Sache beschleunigt zu sehen, sondern sagt auch darüber: „Der geringern Volksclasse wird dadurch viel Zeit gewonnen, und man wird sie nicht mehr über Dinge unterrichten, die außerhalb ihrer Sphäre sind oder ihnen Begriffe von Gegenständen beibringen, die nicht in ihrem Wirkungskreise liegen und die sie nicht zu erkennen brauchen". Doch traf der zuerst von dem Major Abrahamson in Kopenhagen angeregte legitime Enthusiasmus für ein zur Beschränkung der Volksbildung auf die nothdürftigsten Fertigkeiten so ganz geeignetes Schulsystem besonders in den Herzogthümern auf einsichtsvolle Pädagogen, in deren Händen die dänische und schleswig-holsteinische Schuleinrichtung nur die Ordnung, Genauigkeit und unablässige Selbstbeschäftigung der Kinder aus Lancaster's Schulen angenommen, aber das Geisttödtende seines Mechanismus, wodurch dieser nächst der Wohlfeilheit beliebt worden war, ganz beseitigt hat. Der

Lehrer unterrichtet alle Kinder ſelbſt und überläßt den aus den Schülern wechſelnd gewählten Gehülfen nur das Wiederholen der gelernten Penſen und die weitere Einübung von Fertigkeiten, zu denen er vorher Anleitung gab. So iſt vorzüglich zu Eckenförde im Holſteiniſchen aus Lancaſter'ſchem Mechanismus und deutſcher Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit eine für Volksſchulen, wo mehre Claſſen von einem Lehrer in einem Zimmer gleichzeitig beſchäftigt werden müſſen, ungemein zweckmäßige Einrichtung hervorgegangen, durch welche der Lehrer Zeit gewinnt, mehr als bisher in deutſchen Landſchulen möglich war, für die Geiſtesbildung der Schüler zu thun. Der Rector der Domſchule zu Schleswig, Prof. Schuhmacher, hat ein ſehr begründetes Urtheil über den wechſelſeitigen Unterricht ausgeſprochen. „Dieſe Lehrart", ſagt er, „iſt ein treffliches Hülfsmittel, ſobald ſie nicht aus ihren Grenzen heraustritt, ſondern ſich beſchränkt auf mechaniſche Fertigkeiten und reine Gedächtnißſachen. So erſpart ſie Zeit für Lehrer und Schüler; ſie erſpart Koſten für jede Gemeinde und iſt ſehr wohlthätig für alle Volksſchulen, wo eine große Schülerzahl auf ſo verſchiedenen Stufen des Wiſſens und der Entwickelung ſteht, daß ein Lehrer ſie zugleich nicht unterrichten kann, ſondern vielfache Claſſentrennung zu machen gezwungen iſt. Ebenſo ſehr iſt ſie aber auf der andern Seite überflüſſig in jeder Schule, wo die Zahl der Schüler ſo gering iſt, daß der Lehrer ſie bequem überſehen und zugleich beſchäftigen kann; noch mehr iſt ſie das da, wo ſo viele Claſſen mit eignen Lehrern für jede derſelben gebildet ſind, daß die zuſammen lernenden Schüler ſo ziemlich auf Einer Stufe der Fertigkeit und des Wiſſens ſtehen. Verderblich aber wäre ſie ſogar, ſelbſt auch in Volksſchulen, wenn durch ſie Alles, jede geiſtige Entwickelung der Kinder, in dieſe Form gebracht und dadurch das Höhere im Unterricht gleichſam ertödtet würde; verderblich in jeder höhern Lehranſtalt, wo ein wiſſenſchaftlicher Geiſt, wo Selbſtdenken, wo Bildung des eignen Urtheils und Geſchmacks, wo die reine, höhere, menſchliche Entwickelung allein der Zweck des Inſtituts iſt. Denn wo der Geiſt lebendig iſt, da darf der Buchſtabe nicht tödten; im Gebiete der höhern geiſtigen Freiheit darf der Mechanismus die Bewegung der Kräfte nicht in lähmende Feſſeln ſchlagen". Die neueſten Nachrichten über dieſe Lehrart in Dänemark enthält die Schrift: „Progrès de l'enseignement mutuel en Danemark, extrait d'un rapport au roi, par M. d'Abramson, major etc." (Kopenh. 1825). Noch bemerken wir, daß der verſt. König von Portugal in Liſſabon eine Normalſchule des wechſelſeitigen Unterrichts durch den Prof. Lecoq 1824 gegründet hat, von deren Fortgang aber uns nichts bekannt geworden iſt. Vgl. Möller, „Über die Anwendung der wechſelſeitigen Schuleinrichtung in Volksſchulen" (Altona 1826); Diekmann, „Briefe, die wechſelſeitige Schuleinrichtung darſtellend" (Altona 1826). Unter den ältern Schriften iſt zu empfehlen: Dr. Harniſch's „Ausführliche Darſtellung und Beurtheilung des Bell-Lancaſter'ſchen Schulweſens in England und Frankreich, nach Hamel bearbeitet" (Bresl. 1819). 31.

Wechſelwinkel. Wenn 2 Parallelen durch eine dritte Linie geſchnitten werden, ſo heißen die auf entgegengeſetzten Seiten der ſchneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, innern Winkel Wechſelwinkel.

Wechſelwirkung (mutuum commercium) iſt das Verhältniß zweier gleichzeitig vorhandener Gegenſtände oder Theile von Gegenſtänden, vermöge deſſen ſie ſich gegenſeitig beſtimmen. So reden wir von Wechſelwirkung aller einzelnen Dinge in der Welt, von Wechſelwirkung der Glieder eines Organismus und des Ganzen; von Wechſelwirkung des Geiſtigen und Leiblichen (der Seele und des Körpers). Jedes Weſen in der Welt iſt von Andrem abhängig und beſtimmt wieder Andres.

Weckherlin (Georg Rudolf), einer der beſten deutſchen Dichter aus dem letzten Viertel d. 16. und dem Anfange d. 17. Jahrh., ein Vorläufer von Opitz, wurde 1584, alſo 13 Jahre vor dem Gründer der ſchleſiſchen Dichterſchule, zu

Digitized by Google

Stuttgart geb. Von s. Vater, der in würtemberg. Staatsdiensten stand, zu einer gleichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte auf der Universität Tübingen, ohne jedoch darum das Studium der classischen Literatur und der Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen zu versäumen. Nach der Vollendung seiner akademischen Laufbahn finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und auch in Spanien scheint W. gewesen zu sein. Sein erster Aufenthalt in England gehört in die Regierung König Jakobs I., und die engl. Poesie und Sprache haben so entschieden auf den Charakter der Weckherlin'schen Gedichte gewirkt, daß nur durch sie manche Eigenheiten derselben zu begreifen und zu erklären sind, vorzüglich die kecke Freiheit und die natürliche Kraft seiner Muse, die so einzig der pedantischen Ängstlichkeit und Mäßigkeit der nach holländ. und franz. Mustern gebildeten Dichter d. 17. Jahrh. gegenübersteht. Aus der engl. Sprache hat W. mehre Wörter und Wendungen germanisirt, von denen aber nur wenige uns geblieben sind. Obgleich W. schon sehr früh angefangen hat, deutsche Verse nach eigner Weise und Regel zu schreiben, so vergaß er doch darüber seinen Beruf zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach s. Rückkehr, in s. 25. J., ward er als herz. Secretair in der Kanzlei zu Stuttgart angestellt, und daneben versah er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue. 1613 besang er die Heimführung der engl. Prinzessin Elisabeth, als Kurfürstin von der Pfalz und Pfalzgräfin zu Rhein, und auch in der Folge ergriff er jede Gelegenheit, den Ruhm und die Gnade des pfälzischen Hauses zu feiern. Nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, wo wir W.'s Leben nicht genau verfolgen können, finden wir ihn 1620 zu London, angestellt als Secretair bei der deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jakobs I., um die Krone Böhmens und um s. altes Kurfürstenthum brachte, errichtet worden war, um die Verbindung zwischen England und dem protestant. Deutschland zu unterhalten. Die Stelle, welche W. in dieser Kanzlei bekleidete, scheint nicht unwichtig gewesen zu sein, und er selbst spricht von vielen Sendungen, schweren Geschäften und weiten Reisen, die er als Secretary gemacht habe. Aber unter den Zerstreuungen und Täuschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, welchen die Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus s. Vaterlande verbannt, blieb W. ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung und sang mit feurigem Muthe und unerschütterlichem Glauben, als protestant. Dichter, die Helden der deutschen Freiheit, Bernhard von Sachsen, den Mansfeld und vor allen Gustav Adolf, den Retter aus Norden. Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die würtemberg. Lande verwüstete, raubte dem Dichter s. Erbe und führte den Tod s. geliebten jüngern Bruders Ludwig herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil von W.'s Jugendgedichten ging bei dieser Zerstörung zu Grunde. Solche Verluste und Schläge ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und frommer Ergebung. Er starb gegen 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amsterdam gedruckte Ausg. s. Gedichte besorgt hatte. Die erste Ausg. derselben veranstaltete er schon in Stuttgart, wie sie 1618 erschien. Die folgenden wurden zu Amsterdam gedruckt, u. d. T.: „Geistliche und weltliche Gedichte", 1641, 1646 und 1648. Unter den geistlichen Gedichten befinden sich mehre frei übers. Psalmen, die weltlichen bestehen aus Oden und Gesängen, Trauer- und Grabschriften, heroischen Gedichten, Buhlereien oder Liebesgedichten in der Form des Sonetts, welches er zuerst in die deutsche Dichtkunst einführte, Eklogen oder Hirtengedichten, Epigrammen und Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden u. s. w. Ein großer Theil dieser Gedichte, die Früchte s. Hofpoeterei, hat nur noch historischen Werth für uns. Dagegen verdienen s. Liebesgedichte, Trinklieder, Lobgesänge und Elegien auf die Helden s. Glaubens und seiner Zeit, s. Eklogen und Epigramme

unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit. Echte Kerngediegenheit, tiefes Feuer, kühne Freiheit des Geiſtes und eine oft bis zum Übermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der ſprachlichen Form zeichnen W. vor allen Dichtern d. 17. Jahrh. aus. Eine kecke Laune, ein Alles wagender Scherz und ein überſprudelnder Muthwille charakteriſiren viele ſ. kleinern Gedichte, namentlich Trinklieder und Epigramme, und eine großartige Ironie beherrſcht einige Gedichte aus der ſpätern Zeit ſ. Lebens, in denen er auf ſich und ſ. Verhältniſſe prüfend zurückſchaut. In dem großen Gedichte auf Guſtav Adolfs Tod erhebt er ſich zu einer epiſchen Würde und Fülle, die im 17. Jahrh. von keinem Dichter unſers Vaterlandes erreicht worden iſt. In der Form ſteht W. freilich unter Opitz, wenn wir auf Wohlklang und Regelmäßigkeit des Sylbenmaßes, auf Glätte und Reinheit der Sprache ſehen. Er mißt die Sylben noch nicht, ſondern zählt ſie nur, und erlaubt ſich viele Abkürzungen und Zuſammenziehungen von Wörtern und Formen, welche uns hart erſcheinen müſſen; ferner iſt ſ. Sprache voll Anglicismen und Provinzialeigenheiten. Aber, wenn die Form in etwas höherer und weiterer Bedeutung aufgefaßt wird, ſo erſcheint ſie im W. ſo gediegen, wie ſein Geiſt: lebendiger Wortdrang, ſcharfer Ausdruck, unumwundenes Ausſprechen charakteriſiren ſie, und er trifft mit ſicherer Wahl faſt immer das Rechte für jeden Fall. W.'s Dichterruhm, der zu ſ. Zeit weit verbreitet geweſen zu ſein ſcheint, wurde bald durch Opitz und ſ. Schule verdunkelt. Lange Zeit lagen ſ. Gedichte vergeſſen und verkannt, bis Herder 1779 zuerſt wieder auf ſie hinwies. Seitdem haben mehre Blumenleſen Gedichte von W., aber meiſt in ſehr entweihter Geſtalt, aufgenommen. Eine reiche Auswahl derſelben und eine vollſtändige Biographie des Dichters enthält der 4. Bd der von Wilh. Müller herausgeg. „Bibliothek deutſcher Dichter d. 17. Jahrh." Vgl außerdem Conz's „Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. Weckherlin's" (Ludwigsb. 1803). W. M.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein Journaliſt von vielſeitigen Kenntniſſen und anziehender Darſtellungsgabe, unglücklich durch die Fehler ſ. Charakters, deſſen Hauptzug Unbeſonnenheit war, geb. 1739, war der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergiſchen. Er beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart und ſtudirte zu Tübingen die Rechte. Dann ging er als Hofmeiſter nach Strasburg, und von da nach Paris, wo er ſich beſonders mit Voltaire's und Linguet's Schriften beſchäftigte und ſich den ſpöttelnden Ton derſelben aneignete, wie ſ. ſpätern Schriften bewieſen. Darauf beſchäftigte er ſich in Wien mit Schriftſtellerei und Unterricht in Sprachen, zog ſich aber durch ſ. Hang zur Satyre Feinde und zuletzt durch das witzige aber muthwillige Buch: „Denkwürdigkeiten von Wien" (1777), Haft und Landesverweiſung zu. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geiſtvollen Mann und guten Geſellſchafter ſchätzte. Aber ſ. ſatyriſche Laune, die ſich in einer Schmähſchrift ergoß, war Urſache, daß er ſich bald wieder entfernen mußte. Er rächte ſich dafür durch das damals viel geleſene Buch: „Anſelmus Rabioſus Reiſe durch Deutſchland" (1778), ſchrieb in Nördlingen eine politiſche Zeitſchrift u. d. T. „Felleiſen", lebte ſodann, auch von hier verwieſen, einige Jahre zu Baldringen, einem fürſtl. Wallerſtein'ſchen Dorfe unweit Nördlingen, und ſchrieb ein periodiſches Werk: „Chronologen" (12 Bde, 1779—83), in welchem man Witz, Laune, Satyre, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntſchaft mit der franz. Literatur findet. „Das graue Ungeheuer" (12 Bde, 1782—87), die „Hyperboreiſchen Briefe" (7 Bdchn., 1788—90) und die „Paragraphen" (3 Bdchn., 1791—92) ſind ſämmtlich Fortſetzungen dieſer Zeitſchrift; allein der Beifall der Leſer nahm ſehr ab, da W. ſich erſchöpft hatte. Eine Schmähſchrift, die er 1788 auf die Reichsſtadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Verhaft zu Hochhaus, einem Wallerſtein'ſchen Schloſſe, zu. Er verlebte hier 4 Jahre, wurde gut behandelt

Digitized by Google

und setzte s. schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Anspach 1792 unter preuß. Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er d. 24. Nov. 1792 starb.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freih. v.), großh. hess. Geh.-Rath u. Leibarzt, aus dem alten niederdeutschen Geschlechte der Wedekinde, geb. 1761 zu Göttingen, wo s. Vater Professor war, erhielt 1780 daselbst die Doctorwürde, und zeichnete sich in Uslar, Diepholz und Mülheim am Rhein als praktischer Arzt und in Physikatsverrichtungen (s. u. A. Becker's „Noth- und Hülfsbuch", Art. Stechapfelkörner) aus; auch machte er sich durch medicinische und philosophische Arbeiten in Baldinger's, Richter's und Moritz's Journalen bekannt. 1787 wurde er nach Mainz als Leibarzt des Kurfürsten und als Professor der Medicin an der damals sehr blühenden Universität berufen. Hier machte er sich mit dem System des verst. Geh.-Raths und Leibarztes Chr. L. Hofmann genauer bekannt. W. suchte die von Hofmann nur in Bruchstücken bearbeiteten Theile dieses Systems in Zusammenhang zu bringen, das ihm irrig Scheinende abzuändern und die neuern Entdeckungen der Ärzte zu benutzen. Weil W. sich aber mit Hofmann über die Grundlage desselben nicht ganz vereinigen konnte und in der Folge persönlicher Verhältnisse wegen mit ihm zerfiel, so wurde er von demselben verfolgt und der Gnade des Kurfürsten, welcher auf Hofmann Alles hielt, verlustig, wozu die unwahre Beschuldigung des Illuminatismus und W.'s Unerfahrenheit in Hofverhältnissen Vieles beitrug. Dieser Zwist mit Hofmann hinderte jedoch keineswegs, sowol in s. Schriften als auch in s. Lehrvorträgen demselben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Hofmann'sche Lehre, wo er sie gegründet fand, dankbar zu verbreiten, wo dieses nicht der Fall war, bescheiden zu widerlegen, übrigens aber dieselbe dem Zeitgeiste anzupassen und mit den Ideen andrer Ärzte wie mit seinen eignen zu vereinbaren. So geschah es, daß W. bei der großen Anzahl von Zuhörern, die s. Vorlesungen und s. Klinicum besuchten, in den Ruf gerieth, eine besondere medicinische Schule, wo nicht gar ein Sekte, gestiftet zu haben. — Die Kunst, zweckmäßig zu unterrichten (s. s. Schrift: „Über medicinischen Unterricht", Frankf. 1789) war ihm in einem hohen Grade eigen, und verschaffte s. Lehrvorträgen fortdauernden Beifall. Wedekind's von einem s. Zuhörer herausgeg. Vortrag „Über die Wirkung des Zutrauens und den Heilungsweg durch Überredung des Kranken" (Frankf. 1790) verdiente in unsern Tagen der Wundersucht noch beherzigt zu werden. In s. „Vorlesungen über die Entzündungen und deren Ausgänge" (Leipzig 1791) lehrte W. schon damals, was jetzt Andre sich aneignen wollen, daß die Entzündungen in dem (Mascagni'schen) die kleinsten Blut- und Schlagadern vermittelnden Gefäßnetze ihren Sitz haben, aber durch einen die Verengung der kleinen Venen, wie die erhöhete Thätigkeit der kleinen Arterien verursachenden Reiz hervorgebracht werden; daß das Entzündungsfieber ohne örtliche Entzündung von einer Entzündung der Blutgefäße selbst herrühre u. s. w. Wedekind's „Abhandlungen über verschiedene wichtige Gegenstände der prakt. Medicin" (1791) enthalten über gastrische Unreinigkeiten, Gallen- und gallichte Fieber, Entzündungen des Pankreas, zumal über die Anwendbarkeit der ausleerenden Curart, sehr Vieles, was noch immer für junge Ärzte als echt eklektisch lehrreich ist. W. beantwortete auch die von der kais. Akademie der Naturforscher zum zweitenmale ausgesetzte Preisfrage über die Natur und die Heilung der Krankheiten der Verdauungswerkzeuge; s. Abhandlung: „De vera notitia et curatione morborum primarum viarum, nec non de morbis ex earundem affectionibus oriundis atque cum iisdem complicatis" (Nürnb. 1792) erhielt den ersten Preis. Damals schrieb er auch viele Recensionen für Hartenbeil's „Med.-chir. Zeit." (die ersten Bde.) und für die „Mainzer gel. Zeitung". Als 1792

Mainz in franz. Herrschaft übergegangen war, trat W. als Médecin des hôpitaux militaires de l'armée in franz. Dienste. Er schrieb in dieser Anstellung „Über die Kacherie überhaupt und über die Spitalkacherie insbesondere" (Leipz. 1796) und „Nachrichten über das franz. Militairspitalwesen" (Leipz. 1797—98, 2 Bde.), worin er die Morveau'schen Räucherungen zuerst bekanntmachte. Auch bewies er in einer aus dem „Moniteur" in mehre deutsche Journale aufgenommenen Abhandl., gegen Sömmerring und Sue, die Unmöglichkeit, daß nach der Enthauptung im Kopfe Bewußtsein zurückbleiben könne. Die Revolution veranlaßte W. zur Herausgabe politischer Gelegenheitsschriften, welche ebenso sehr s. Freiheitssinn als s. Liebe für gesetzliche Ordnung ausdrücken. In s. „Bemerkungen über das Jakobinerwesen", die er in Strasburg drucken ließ, zeigte er die Ausartung der Volksgesellschaften in ein demagogisch-jesuitisches Institut. S. Schrift: „Frankreichs ökonomischer und politischer Zustand unter dessen Constitution vom dritten Jahre der Republik" (franz. und deutsch, Strasburg 1796), worin er zu zeigen suchte, daß die dem Directorium verliehenen Vorrechte die Vorzüge der monarchischen Verfassung darböten, ohne die Wünsche der Freunde der Republik zu vernichten, wurde so gut aufgenommen, daß man ihm die Bürgerkrone ertheilte. Als aber die Mängel dieser Constitution kenntlich wurden, hielt es W. für s. Pflicht, auch die Schattenseite derselben in einer anonymen Schrift: „Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire" (1800) darzustellen. Als Mainz 1797 wieder in franz. Botmäßigkeit gerathen war, setzte W. daselbst s. Amt als Prof. und Militairarzt fort, wobei er auch als Mitglied der Departementalgesellschaft der Wissenschaften thätig war. Er war einer der Ersten, die in Deutschland die Kuhpockenimpfung untersuchten, und stellte in s. „Theoretisch-prakt. Abhandl. von den Kuhpocken" (Basel 1802) eine Theorie der Kuhpocken auf. Die von ihm entdeckte Methode, der Hundswuth noch nach dem Wiederaufbrechen der Narben vom Biß des Hundes vorzubeugen, durch gehörige Anwendung der Belladonna innerlich und des Sublimats äußerlich, wurde von der Departementaladministration zu Mainz empfohlen. Da Napoleons Regierungssystem immer drückender wurde, so gab W. um so leichter s. franz. Bürgerrecht auf, als der Großherzog von Hessen, den er von einer gefährlichen Krankheit hergestellt hatte, ihn in s. Dienste als Leibarzt mit dem Titel eines Geh.-Raths berief. Auch erhielt er das Commandeurkreuz des Verdienstordens. Im folg. J. erhob ihn der Großherzog aus eignem Antriebe in den Freiherrnstand und 1821 ertheilte er ihm das Großkreuz zweiter Classe. Auch ernannte ihn der Kurfürst von Hessen zum Commandeur des Löwenordens 1. Classe, und der Großherzog von Sachsen-Weimar ertheilte ihm den Falkenorden. Unter s. spätern Schriften nennen wir die „Über den Typhus oder das ansteckende Nervenfieber" (1814), welche nach einer engl. Übersetz. auch in span. und portug. Sprache erschienen ist, und die auf Veranlassung des Großherzogs von Frankfurt sehr freimüthig verfaßte Schrift „Über den Werth der Heilkunde" (1816). In Kopp's „Jahrbüchern der Staatsarzneikunde" hat v. W. s. Ansichten über Organisation des Medicinalwesens dargelegt, und in Henke's „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde" findet man unter vielen a. Aufsätzen einen Abdruck des von ihm für die großh. hess. Truppen entworfenen Militairsanitätsreglements, wobei er die franz. Einrichtungen des Militairsanitätswesens möglichst benutzt hat. In der ärztlichen Theorie und Praxis huldigte v. W. stets den Grundsätzen des Eklekticismus, und bei logischer Behandlung der Gegenstände hatte er den rationellen Empirismus vor Augen. Das Eigenthümliche s. theoretischen Ansichten und inwieweit dieselben mit denen von C. L. Hofmann übereinstimmen, findet man in s. „Abhandlung von den Kuhpocken" und in s. Schrift „Über den Werth der Heilkunde", ingleichen in s. „Prüfung des Hahnemann'schen Systems". Herr v. W. gewann auch die von der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht 1802 aufgestellte Preisfrage „Über die Natur und Heilart der Ruhr

und über die Anwendung des Mohnſaftes in derſelben". Über die Wirkungsart der Aloe und deren gehörige Anwendung, zumal in der Gelbſucht, hat er in ſ. „Heilverfahren im Militairſpitale zu Mainz", wie in Ruſt's „Magazin", Auskunft gegeben, ſo auch über die Wirkungsart der Sabina im Mutterkrebſe und in den Mutterblutflüſſen in ſ. Buche „Über den Werth der Heilkunde". Über die ganz vorzügliche Wirkſamkeit des aromatiſchen Kalmus gegen den kalten Brand findet man in Richter's „Chirurg. Bibliothek", wie über die innere und äußere Anwendung des Sublimats, über die von ihm erfundenen Sublimatbäder und über die ſichere Heilung des Weichſelzopfs durch den Sublimat in Hufeland's und Harleß's Journalen die nöthigen Nachrichten. Der Unterſchied zwiſchen Maſern und Rötheln iſt in Röſchlaub's „Magazin" von ihm genau beſtimmt worden. Die Überſicht ſ. Fieberlehre hat D. Herzig in ſ. Inauguraldiſſertation „De febribus in genere" (Köln 1791) mitgetheilt, wie v. Hagen und Gergens in den ihrigen („De tussi convulsiva", Mainz 1792, und „De erysipelatis febrisque erysipelatosae causa materiali", Mainz 1792) Herrn v. W.'s Anſichten über den Sitz des Keuchhuſtens und über die Entſtehung des gallichten Rothlaufs bekanntgemacht haben. — Noch nennen wir ſ. Buch „Über den Werth des Adels und über die Anſprüche des Zeitgeiſtes auf Verbeſſerung des Adelsinſtituts", 1816, worin er das Für und Wider in einer Reihe von Briefen an ſ. Sohn gegeneinandergeſtellt und als eigne Meinung den Satz behauptet hat, daß ein wohleingerichteter Güteradel (ungefähr wie der engliſche) zum Beſtande und zur Befeſtigung einer liberalen Conſtitution in erblichen Monarchien nothwendig ſei. Den perſönlichen güterloſen Erbadel hält er dagegen für eine ſchädliche paraſitiſche Pflanze, obwol er ſelbſt keine Güter beſitzt. — In ſ. neueſten Werke: „Verhandlungen über die Beſtimmung des Menſchen" (Gießen 1827) ſuchte Hr. v. W. die Fragen: Wer, wo, wozu iſt und war der Menſch und wird er ſein? zu beantworten. Insbeſondere bemühte er ſich, in ſ. Theorie die Schwierigkeiten des Deismus, Dualismus und Pantheismus zu umgehen, ſowie in der Anwendung derſelben auf die Moral die Klippen des Stoicismus und Eudämonismus zu vermeiden.

Wedgewood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder benannte Gattung engl. Steinguts (ſ. Töpferkunſt), die ſich durch Härte, Feinheit und Schönheit auszeichnet. Joſiah Wedgewood, ein armer Töpfer aus der Grafſchaft Stafford, geb. 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrh. zuerſt ein blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanze. Darauf folgten: 1) Das ſchwefelgelbe Steingut (fine ware Biscuit oder Queen's ware), das den Säuren, wie dem Wechſel der Hitze und Kälte widerſteht, und ſchön gemalt und verziert wird; 2) das weiße Wedgewoodporzellan (white China) von gleichen Eigenſchaften; 3) das Jaspisporzellan (Jasper), weiß und durchſcheinend, dabei ſehr ſchön und zart und mit dem beſondern Vorzuge, daß es eine Farbe durch und durch annimmt; 4) Baſalt, eine mit faſt allen Eigenſchaften des Baſalts verſehene Maſſe von ſchöner Schwärze, welche die höchſte Politur annimmt, am Stahl Feuer gibt, allen Säuren widerſteht und auch zum Probirſtein der Metalle dienen kann; 5) Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. ſ. w. nachahmt; 6) Bamboo, ein rohrartiges, geſtreiftes Biscuitporzellan, und 7) Biscuitporzellan, eine achatähnliche Maſſe von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, übrigens wie das Bamboo von den Eigenſchaften des weißen. Die große Fabrikanlage Wedgewood's unweit Newcaſtle macht einen eignen Flecken aus, welcher Etruria heißt; die Hauptniederlage der ſämmtlichen Erzeugniſſe derſelben befindet ſich zu London. W. ſtarb 1795.

Weeninx (Johann Baptiſt), ein ſehr berühmter Maler, geb. 1621 zu Amſterdam, Sohn eines Baumeiſters, Abrah. Bloemaert's Schüler und Hondekoeter's Schwiegerſohn. Er hielt ſich einige Jahre in Italien auf, arbeitete dort viel für

Digitized by Google

große Herren und begab sich dann nach Utrecht, wo er 1660 starb. Er malte kleine Landschaften, Thierstücke, Geschichten mit großer Sauberkeit und Ausführung, doch etwas eintönig. — Einen noch größern Ruf erlangte s. Sohn Johann W., geb. zu Amsterdam 1644, den er auch kurze Zeit unterrichtete. Nachher verfolgte dieser auf eignem Wege die Natur, und erlangte besonders in der Darstellung des Thierischen eine große Meisterschaft. Stilleben, Hirsch- und Schweinsjagden (einige verfertigte er für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm), lebendige und todte Thiere (eben geschossene Hasen, Rehe, todte Schweine, Hühner, Vögel ꝛc.) hat er mit einer unerreichbaren Naturwahrheit und mit großem Farbenzauber dargestellt. Schöne Werke von ihm besitzen die Galerien von München, Dresden und Pommersfelden. Er starb zu Amsterdam 1719.

Weg, nasser und trockener, nennt man in der Chemie die Operationen, wodurch Körper aufgelöst und mit einander verbunden werden. Stets ist es in diesem Falle Erfoderniß, daß einer der beiden Körper in flüssigem Zustande vorhanden sei. Der flüssige Körper heißt dann das Auflösungsmittel (s. d.). Ist dieses von Natur flüssig, so nennt man die Verbindung eines solchen flüssigen Körpers mit einem festen eine Auflösung oder chemische Operation „auf nassem Wege". Sind aber beide Körper starr oder fest, so muß der eine dieser beiden Körper, der das Auflösungsmittel bilden soll, durch Hülfe des Wärmestoffs erst in flüssigen Zustand versetzt werden, und dann nennt man dieses Verfahren eine Auflösung oder chemische Operation „auf trockenem Wege".

Wegelagerung, Obsessio viae, heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf Jemand lauert, in der Absicht, ihn zu beschädigen, zu fangen, zu plündern. Dieses wird als eine Art des Landfriedenbruchs angesehen und ist daher in den Gesetzen hart verpönt.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Nichts ist leichter, als den geradlinigen Raum zu messen, den ein Rad durchlaufen muß, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht also die Einrichtung des Wege- oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann sehr verschieden sein. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preußischen beauftragten Baubedienten hatten solche Wegemesser in der bequemen Gestalt von Schubkarren, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Wegscheider (Julius August Ludwig), Dr., einer der berühmtesten sogen. rationalistischen Theologen neuerer Zeit, ist am 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen geb., wo s. Vater Prediger war. Nach gründlichen Vorstudien auf dem Pädagogium zu Helmstädt und dem Collegium Carolinum zu Braunschweig bezog er die Universität Helmstädt und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er mit dem der Philologie und Philosophie eifrig verband. Ausgezeichnete Männer, wie Henke, Wiedeburg u. A., wurden s. Lehrer und Freunde und befestigten in dem selbstprüfenden Jünglinge den schon früh erwachten Sinn für die unbeschränkte Erforschung des Wahren. Nach beendigten Universitätsstudien erhielt er die Würde eines Doctors der Philosophie und legte, als Mitglied des unter Wiedeburg's Leitung stehenden philologischen Seminars und als Lehrer an demselben Pädagogium, dem er s. frühere Ausbildung verdankt, die ersten Proben seiner Lehrgeschicklichkeit ab. Bald darauf übernahm er eine ihm angetragene Hauslehrerstelle in dem Sillem'schen Hause zu Hamburg, und hielt daneben als Candidat des dortigen Ministeriums öfter mit Beifall Predigten. Wie eifrig er in dieser Lage das Studium der Theologie und Philosophie, damals vorzüglich der Kant'schen, fortgesetzt habe, beweisen 2 während dieser Zeit von ihm verfaßte

Schriften: „Ethices Stoicorum recentiorum fundamenta ex ipsorum scriptis eruta atque cum principiis ethices, quae critica rationis practicae secundum Kantium exhibet, comparata" (Hamb. 1797) und: „Versuch, die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen" (Hamb. 1801). Diesen Kanzelvorträgen ist eine Abhandlung über Beförderung des Religionsinteresses durch Predigten vorangeschickt, in der gezeigt wird, wie eine freimüthige und offene Vernunftbelehrung mit einer zweckmäßigen Einwirkung auf das Gefühlsvermögen der Zuhörer verbunden werden müsse. Außerdem erschien von ihm eine dem Philosophen Jacobi gewidmete Schrift: „Über die von der neuesten Philosophie gefoderte Trennung der Moral von der Religion" (Hamb. 1804). Früh schon war in W. der Wunsch erwacht, als akademischer Lehrer seinem Vaterlande zu nützen. Daher verließ er 1805 Hamburg, wo es an einer Beförderung in ein geistliches Amt nicht gefehlt haben würde, und ging nach Göttingen, wo er als Magister legens und theologischer Repetent mit Beifall lehrte und im vertrauten Umgange mit s. Freunde Bouterwek glückliche Tage verlebte. Bei s. Habilitation daselbst schrieb er eine geistvolle Abhandlung: „De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis" (Göttingen 1805), welcher bald die gelehrte „Einleitung in das Evangelium des Johannes" (Gött. 1806) folgte. Nicht lange blieb er dort; denn schon 1806 erging an ihn der Ruf zu einer ordentl. Professur der Theologie und Philosophie in Rinteln, dem er folgte, nachdem ihm die göttingische theolog. Facultät ihre höchste Würde ertheilt hatte. Auch hier war s. Wirksamkeit als theologischer und philosophischer Lehrer höchst erfreulich. Nicht ohne Rührung verließ er daher diesen Ort, als die Universität unter der westfälischen Regierung 1810 aufgehoben und er als ordentl. Prof. der Theologie nach Halle versetzt ward, wo sich der Kreis s. Wirkens beträchtlich erweiterte. Jetzt erschien von ihm: „Der erste Brief des Paulus an den Timotheus, neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben" (Gött. 1810). In dieser Schrift ward Schleiermacher, der die Authentie dieses Briefes in dem 1807 erschienenen kritischen Sendschreiben über denselben angefochten hatte, widerlegt, und dargethan, daß der Paulinische Ursprung dieses Briefes, wenngleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, doch unendlich viel wahrscheinlicher sei, als jede dieser Annahme entgegenzusetzende Hypothese. Die Vorlesungen, welche W. seit dem Antritt s. Lehramtes gehalten hat und noch fortwährend mit sich stets gleichbleibendem Beifall hält, betreffen Exegese des Neuen Testaments, Dogmengeschichte und besonders Dogmatik. Zum Behufe des Collegiums über die Glaubenslehre gab er 1815 s. „Institutiones theologiae christianae dogmaticae" heraus, welche 1826 in der fünften vermehrten Ausgabe erschienen. In diesem Werke wird das supranaturalistische System nach dem ältern kirchlichen Lehrbegriffe aufgeführt, nach dem Gesichtspunkte des Rationalismus, oder richtiger des kritisirenden Verstandes beurtheilt, und dann das von Wegscheider zuerst mit völliger Consequenz durchgeführte rationalistische System der christlichen Glaubenslehre dargestellt. Neben den Vorlesungen leitete W. ununterbrochen die Übungen einer theologischen Gesellschaft, zu der eine Zahl ausgewählter Jünglinge Zutritt hatte und welche seit 1826 in eine besondere Abtheilung des königl. theologischen Seminars unter Direction W.'s übergegangen ist. Allgemeine Liebe und Achtung von Seiten s. Amtsgenossen und der studirenden Jugend, die in ihm einen väterlichen Freund und Berather, in s. Hause den bildendsten Umgang findet, macht s. Stellung zu einer der angenehmsten.

Wehrgeld (werigild, widrigeldum). Rohe, oder wenn man will, jugendliche Völker, u. a. auch die germanischen Stämme von Tacitus bis ins Mittelalter, wissen noch nichts davon, daß nur der Staat strafen soll, oder daß er Beleidigungen der Einzelnen unter einander strafen darf. Sie hielten es für Schande, sich nicht selbst zu rächen, und dies Recht der Blutrache ist allgemeines

Gesetz. Aber doch muß die Sache ihre Grenze haben, wenn nicht ein allgemeiner Ausrottungskrieg Aller gegen Alle entstehen soll, und es entsteht das Recht der Compositionen, Abfindung des Todtschlägers mit der Familie des Getödteten, ein nach Verschiedenheit des Standes abgemessenes Sühngeld, Wehrgeld, welches der Mörder zu geben und jene anzunehmen schuldig sind. Wer sich weigert, tritt aus dem Bande und Schutze der Gemeinde und muß die Gefahren der ungesühnten Feindschaft wagen (Faidam portet). Wehrgeld mußte für den Tod, aber für jede geringere Verletzung eine geringere Composition nach einem in den alten Gesetzen genau entworfenen Tarif, und daneben eine Strafe für den gebrochenen Frieden an den König bezahlt werden, bis endlich das Strafrecht des Staats als das alleinige anerkannt wurde. Doch hat sich die Buße für unvorsätzliche Todtschläger noch hier und da lange erhalten. 37.

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weichbild heißt 1) das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, nach Eichhorn, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Grenzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lat. vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen; auch von Wik (Stadt) und Bill (Recht). 2) Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden. Der Name Weichbild erscheint erst im 12. Jahrhunderte.

Weichsel (polnisch Visla, lat. Vistula), ein 100 Meilen langer, schon bei Krakau schiffbarer Strom, der im östr.-schlesischen Fürstenthume Teschen am nördl. Abhange der Karpathen entspringt, in seinem Laufe gegen O. den Freistaat Krakau und Galizien umfließt, dann gegen Nordwesten das Königreich Polen durchströmt, aus demselben bei Koscheletz in Westpreußen tritt, und von da bis zu s. Mündung in die Ostsee dem preuß. Staate angehört. Unterhalb Marienwerder, bei Montau, theilt sich dieser Strom in 2 Arme. Von diesen fließt der östliche, der Nogat, ½ Meile hinter Elbing ins frische Haff. Der westliche aber, die Weichsel, theilt sich bei Fürstenwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder in 2 Arme, wovon der linke nordwärts von Danzig bei Weichselmünde in die Ostsee fällt, der rechte aber endlich vielmal getheilt ins frische Haff fließt. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse, an Getreide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den bromberger Canal steht sie mit der Oder in Verbindung. Unter den schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind der Dunajez, die Wysloka, der San, die Wieprz, Pilica, der Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe die bekanntesten.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch und dort bereits seit den Einfällen der Tataren im 13. Jahrh. bekannt ist. Die Ärzte sind über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Krisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint. Andre leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey dar-

über in Polen während des Feldzuges 1806—7 sammelte, scheinen darüber Folgendes festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden, die sich meistentheils bei venerischen und skrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet und insofern als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopfe sehr groß ist und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind, um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Klima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer anderen Jahreszeit als dem Winter den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man in einigen Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen, verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders aber die Juden, damit heimgesucht, wozu das Vorurtheil, die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Barte zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Da lange feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gewaschen werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzählige Mal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist.

Weigel (Karl), Dr., k. russ. und großh. sächs. Hofrath, Ritter des Wladimirordens, ausübender Arzt in Dresden, ward geb. den 1. Dec. 1769 zu Leipzig, wo sein Vater Universitätsproclamator und verpflichteter Interpres der neugriech. Sprache war. Dieser flößte ihm in früher Jugend besondere Vorliebe für das Griechische ein, die ein hochbejahrter griech. Arzt in Leipzig, Dr. Mandakasis, der früher in Konstantinopel gelebt hatte, dadurch erhöhete, daß er ihn aufmunterte, sich einst als Arzt in jener Hauptstadt niederzulassen. Durch Unterricht, den W. jungen Griechen im Deutschen gab, und durch Umgang mit den damals in Leipzig lebenden, zum Theil sehr gebildeten Griechen, einem Theodokius u. A., erlangte er viel Fertigkeit in der neugriech. Sprache. Er studirte in Leipzig und in Göttingen die Arzneiwissenschaft; die Ferien brachte er meist in Halle zu, wo Reinh. Forster, Kurt Sprengel, Meckel und Reil ihn ihrer Freundschaft würdigten. Vom Anfange 1792 bis Ende 1795 machte W. gelehrte Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Längere Zeit lebte er in Wien, wo er des belehrenden Umgangs des trefflichen Quarin, des ältern und jüngern Jacquin, Plenk's, Houmburg's, Humczowski's u. A. genoß, und wo er mit des unsterblichen Stoll vertrautestem Schüler, dem Dr. Nord, im allgemeinen Krankenhause und im Irrenhause prakticirte. Einen ihm an sich sehr erwünschten vortheilhaften Ruf als Arzt des Bischofs von Platamon in Thessalien nahm er 1793 nicht an, da s. alternden Ältern ihn so weit von sich entfernt nicht wissen wollten. 1794 wurde er der vertraute Freund des Dr. **Wollmann** (s. d.), der aus England nach Östreich kam, um den in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette auf jede Art zu befreien, da er auf dem Wege der Unterhandlung nicht frei werden konnte. W. ging nach Olmütz, wußte die Umgebungen des in ungerechter Haft Gehaltenen zu gewinnen, und setzte den erstaunten Lafayette von Allem in Kenntniß, was zu seiner Befreiung im

Werke war. Noch in einem Schreiben vom Monat März 1826 dankte ihm der edle Greis und ersuchte ihn „d'offrir mes reconnaissans sentimens à toutes les personnes qui ont coopéré avec vous aux marques de bonté et de sympathie dont les prisonniers de Olmütz ont été l'objet. Ce n'est pas faute de souvenir ou de gratitude que nous n'exprimons pas à chacun ce que nous n'avons pas cessé d'éprouver dans les vicissitudes de notre vie. Mais la crainte de les compromettre — arrête la manifestation de mes sentimens pour ces excellens amis". — Aus Schonung für s. Ältern nahm er aber an der Ausführung des Plans keinen directen Antheil, sondern brachte, als das Unternehmen mißlang, indem zufällig ein östr. Reiterregiment auf dem Marsche in der Umgegend von Olmütz einquartirt lag, die Papiere und die Summen, die er in Verwahrung hatte, bei einem vertrauten Hause in Sicherheit. Sein Besuch bei Lafayette und sein Mitwissen um die Sache war bekannt geworden; gleichwol entging er, da man in s. Papieren nichts Verdächtiges gefunden hatte, durch folgenden Umstand der weitern Untersuchung. Es hatte ihn der portug. Gesandte am dänischen Hofe, der Graf Souza-Coutinho, in dem Hause des verst. Grafen v. Schönfeld zu Wien kennen gelernt und ihn als Arzt unter sehr angenehmen Bedingungen eingeladen, mit ihm, der kränklich war, nach Italien zu gehen und in die Dienste des Königs von Portugal zu treten. Dies sicherte den Dr. W. vor weitern Unannehmlichkeiten. Er reiste mit dem Grafen nach Italien und Sicilien. Von hier wollte er nach dem Archipelagus und nach Konstantinopel reisen, als der schnelle Tod seines Vaters und die Bitten s. Familie ihn zurückzugehen bestimmten. Während seines Aufenthalts in Wien, Venedig, Florenz, Rom und Neapel hatte W. auf den damals schwer zugänglichen Bibliotheken wichtige griech. Handschriften gefunden und sie theils abgeschrieben, theils verglichen, so z. B. alle 16 Bücher des Aëtius von Amida, über den er eine eigne Schrift herausgab und von welchen nur 8 gedruckt sind; ferner die berühmten pergam. Codd. in Uncialschrift des Dioskorides, die verlorenen Schriften des Älius Promotus, des Paullus von Nicäa, des Alexander Aphrodisiensis, des Psellus u. A. Außerdem arbeitete er auch für befreundete Gelehrte, für s. väterlichen Freund Heyne, für den Baron Locella, für Schneider, Wagner, Tzschukke u. A. — Zurückgekehrt in s. Vaterstadt, widmete er sich dem akademischen Leben, hielt Vorlesungen über griech. und lat. Ärzte ꝛc. und gab die „Ital. medicinisch-chirurgische Bibliothek" — die ersten Theile in Verbindung mit Prof. Kühn, die spätern allein —, sodann den griech., ital. und deutschen Theil eines neugriech. Wörterbuchs heraus, das bisher ganz gefehlt hatte. Da sich aber ihm bei der Universität Leipzig so wenig als in Göttingen, wohin er 1797, von s. Gönner Heyne eingeladen, der ihm eine außerord. Professur von Hanover aus zusicherte, gegangen war, keine Aussicht zeigte, indem die Zahl gelehrter Vormänner sobald kein Einrücken hoffen ließ, so begab er sich 1798 abermals nach Wien, um Pet. Frank, der wie sein Sohn Joseph der Brown'schen Lehre ganz zugethan war, in den dortigen klinischen Anstalten zu begleiten. Der damals herrschende Genius der Krankheiten begünstigte das in sich so abgeschlossen scheinende Brown'sche System, welches die meisten jungen Ärzte zu Anhängern hatte. Indeß folgte W. dem ehrwürdigen Frank nicht blindlings, gewarnt durch s. Freunde Nord, Plenk u. A., mehr noch durch die oft so traurigen Resultate einer stürmischen Behandlung der Krankheiten. 1799 kehrte er nach Sachsen zurück und ließ sich in Meißen nieder. Seine Erfahrungen aus Wien leiteten ihn so glücklich, daß er in kurzer Zeit eine s. physischen Kräfte übersteigende Praxis hatte. Bei dem dort herrschenden sehr bösartigen Scharlachfieber wendete er als Prophylakticum schon 1801 die Belladonna in solcher Gabe an, daß sie Trockenheit im Schlunde bewirkte. Er hatte dieses Schutzmittel, das sich ihm hülfreich bewies und die Genesenen vor ähnlicher Ansteckung bewahrte, schon in Wien kennen gelernt. Auch ließ er 1800 von London

die erste Kuhblattermaterie kommen und impfte damit s. einzigen Sohn. Ermuthigt durch dies Beispiel und ermuntert durch mehre aufgeklärte Gutsbesitzer und Pfarrer in der Umgegend, ward die Kuhblatterimpfung trotz aller Hindernisse von ihm an mehr als 600 Individuen gemacht, und sie hat sich bis jetzt bei allen schützend bewiesen. 1802 folgte er den Auffoderungen seines väterlichen Freundes, des gelehrten Arztes Dr. Pezold, und ging nach Dresden, wo sich ihm durch dessen Empfehlung und bei seiner Fertigkeit in neuern Sprachen ein nicht enger Wirkungskreis eröffnete. Im folg. J. revidirte er das Manuscript des deutsch-neugriechischen Wörterbuchs, das in Leipzig herauskam, übersetzte einige medicinische Schriften des Auslandes und widmete sich von der Zeit an ganz der Praxis. Er lehnte daher die ihm 1804 von dem Minister v. Burgsdorf angetragene erste medicinische Professur in Wittenberg ab, nachdem er die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt hatte. Zur Zeit der franz. Unterjochung Deutschlands schloß er sich enger an treffliche deutsche Männer an, und ward, da er nach seiner geraden Weise stets forthandelte, der geheimen Polizei als Feind der Franzosen verdächtig. Hierzu kam, daß er 1813 gegen 30 kranke russ. Officiere, die er in Auftrag des russ. Commandirenden in der Cur hatte, aus ärztlichen Gründen nach Böhmen schaffen ließ, dadurch aber der franz. Gefangenschaft entzog. Deßhalb ward er, als er im Aug. dess. J. von Krankenbesuchen in Teplitz, wohin er jedes Mal mit sächsischen, von der franz. Behörde contrasignirten Pässen gegangen war, zurückkehrte, an der Grenze auf Napoleons Befehl verhaftet, und ungeachtet der Verwendung mehrer fremden hohen Staatsbeamten aus s. Vaterlande fort und auf die franz. Festung nach Erfurt geführt. Bei s. Eintritt in das Staatsgefängniß riefen ihm von der Wand die Namen der vor ihm Eingekerkerten, v. Spiegel und Mahlmann, „Geduld" zu. Er brauchte sie. Denn trotz dem, daß er in einem am 19. Sept. in Dresden gehaltenen franz. Kriegsgericht für unschuldig erklärt worden war und Napoleons Secretair Delorgne erklärt hatte, W. verdiene vom franz. Gouvernement wegen der den kranken Officieren geleisteten Dienste Dank und Belohnung, blieb er in der Haft, weil die franz. Couriere von der vorgerückten leichten Reiterei der Alliirten weggefangen worden waren. Endlich ward er nach dem Rückzuge der bei Leipzig geschlagenen franz. Armee durch den kräftigen Willen des Kaisers Alexander und auf wiederholte Auffoderung des die Blockade von Erfurt commandirenden Generals, Grafen Kleist v. Nollendorf, im Dec. 1813 gegen einen franz. Officier ausgewechselt. So hatte der für unschuldig erklärte W. in einer gefahrvollen Zeit, von den Seinigen getrennt, 4 peinliche Monate durchlebt und dabei einen Kostenaufwand und Verlust von mehren 1000 Thalern gehabt! Nach s. Rückkehr erhielt W. von dem Kaiser Alexander das Diplom als russ. Hofrath. Auch ward er auf dessen Befehl an die Spitze der militairisch-medicinischen Angelegenheiten gestellt und hatte in Verbindung mit den sächs. Behörden ein Hospital für mehre 1000 Kranke zu errichten. Wie schwierig dies auch bei der Erschöpfung der Staatscasse war: es ward eingerichtet, und nach und nach fanden darin an 6000 Russen und Preußen Aufnahme und Pflege. Hier wendete er gegen den Typhus, der so mörderisch außer dem Hospitale wüthete, mit dem ausgezeichnetsten Erfolg die Currie'schen kalten Begießungen an, und hatte, mit Ausschluß der mehr oder weniger schwer Verwundeten, nur 9—10 vom hundert Todte, wie die Listen nachweisen. Dabei trugen ihm das Geh.-Finanzcollegium und das fremde Gouvernement die Revision mehrer Anstalten auf, und er vollzog diesen Auftrag zum Vortheile des Staats. Zum Arzt bei der Ritterakademie ernannt, richtete er die Sommer- und Winterkrankenzimmer ꝛc. zweckmäßig ein, und führte in den 2 Jahren, daß er an dieser Stelle war, bei bösartiger Masern- und Nervenfieberepidemie die jungen Leute so glücklich durch, daß er keinen einzigen Kranken verlor. Auch war und ist er noch consultirter Arzt bei der königl. Militairakademie in Dresden.

In jenem Zeitraum, 1814 und 1815, erhielt er 2 Anträge: den ersten als Medicinalrath nach Merseburg, den zweiten als Medicinal- und Regierungsrath nach Magdeburg. Allein er schlug beide Posten aus, weil er die im Kriege oft unterbrochene Erziehung seines Sohnes nicht ferner stören und weil er den Ort nicht verlassen wollte, wo er Chef der Hospitäler gewesen war: eine Stelle voll Arbeit und Verdruß, für die er alle Besoldung ausgeschlagen und wo er jede dem Eigennutze günstige Gelegenheit mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen belohnten die ihren Kriegern erwiesenen Dienste mit den Zeichen des Verdienstordens. Aber s. Gesundheit hatte in Folge von Anstrengungen, Kränkungen und Unannehmlichkeiten so gelitten, daß er sich 1817 entschloß, nach Neapel zu gehen, um dort die Seebäder zu brauchen. Dies war der Grund, warum er den mit sehr vortheilhaften Auszeichnungen verbundenen Ruf an den kaiserl. russ. Hof als Arzt 1817 ablehnte. Gekräftigt kehrte er von Neapel zurück und trat in s. nicht kleinen Wirkungskreis wieder ein, gab zu Schneider's griech. Wörterbuch, 1. Bd., Beiträge und die Erklärung der technischen Wörter, ward aber durch s. praktischen Arbeiten gehindert, die Zusätze zu dem 2. Bde. zu liefern, die jedoch noch folgen werden. Womit er, nur zu oft unterbrochen, sich 25 Jahre lang beschäftigt, wozu er sehr Vieles auf Reisen gesammelt und zuletzt noch aus Meermann's Versteigerung einen trefflichen Codex bombycin. erkauft hat — eine vollständige Ausg. der sämmtl. 16 Bücher des Aëtius —, das soll der Schlußstein seines literarischen Wirkens werden. 20.

Weigel (Johann August Gottlob), geb. zu Leipzig 1773, Bruder des Vorigen, Universitätsproclamator und Buchhändler zu Leipzig, besuchte die Nicolaischule s. Vaterstadt und genoß Privatunterricht. 1789 fing er s. Lehrjahre in der Gleditsch'schen Buchhandlung an, deren Geschäftsführer Leich, Bruder des Prof. Leich zu Leipzig, war, der eine gute Kenntniß von frühern, besonders gelehrten Werken des Buchhandels besaß und deßhalb bei den Gelehrten in Ansehen stand. 1793 übertrug ihm Leich unter s. Aufsicht die Leitung der ehemaligen Müller'schen Buchhandlung. Durch s. Bemühung verschaffte er ihr wieder Credit und hätte sie wahrscheinlich wieder in die Reihe guter Buchhandlungen gebracht, wofern ihm nicht nach s. Vaters Tode dessen Stelle als Auctionator bei der Universität übertragen worden wäre. Im Jan. 1795 trat er sein Amt an. Da er bald bemerkte, daß diese Stelle nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sichèrte, so faßte er den Entschluß, aufs neue in Leipzig ein antiquarisches Lager zu errichten, indem diese Art von Buchhandel, die ehedem so bedeutende Magazine besaß, fast gänzlich aufgehört hatte, woran unter Anderm die Aufhebung der Klöster, die ehemals von Leipzig jährlich eine beträchtliche Menge Bücher bezogen, nicht wenig Schuld hatte. Bei diesem Entschlusse fühlte er aber bald, wie sehr er die Kenntniß der Sprachen und die der ältern Bücher versäumt hatte, und es kostete ihm jahrelange Anstrengung, das Versäumte nachzuholen. Bei dem Gefühl der Nothwendigkeit gewann er zugleich eine solche Liebe für Erzeugnisse des frühern Buchhandels, daß er alle Zeit darauf verwendete, die ihm in freien Stunden von Berufsarbeiten übrigblieb. Der Umgang mit Gelehrten, und namentlich mit dem Prof. Schäfer, war ihm sehr nützlich. Er kaufte in Leipzig und suchte sich in ganz Europa Verbindungen im Ein- und Verkauf zu verschaffen. Die Frucht dieser Bemühung ist ein Magazin, das durch 31jährige Bemühung zusammengebracht worden ist, und das man durch den Katalog „Apparatus literarius" allerwärts kennt. Doppelte Anstrengung kostete dieses Unternehmen, da erst 1816 eine Zeit eintrat, wo Europa wieder beruhigt wurde. Bei den Verbindungen mit dem Auslande und den Gelehrten in Deutschland mußte W. leicht auf den Gedanken kommen, Bücher, und namentlich philologische, selbst zu verlegen. Er sah dabei wol ein, daß bei neuen Ausg. der Classiker die Herausgeber sich nicht ohne bedeutenden Aufwand

Materialien verschaffen könnten, und beschloß daher selbst Sammlungen von Collationen der Handschriften und ungedruckten Arbeiten der Gelehrten über Schriftsteller anzulegen. Was darin geleistet worden ist, das zeigen die Ausg. des Longinus von Weiske, des Euripides von Matthiä, des Plato von Stallbaum, des „Etymologici Gudiani" von Sturz u. A. m. Die große Sammlung zu den griech. Bukolikern ist bis jetzt noch nicht benutzt worden. Zu s. bedeutendern Unternehmungen ist ferner der Böckh'sche Pindar und des Eustathius Commentar zum Homer zu zählen. Auf gleiche Weise ist dadurch der Apparat für die Sammlung der griech. Schriftsteller (in 61 Bdn.) gewonnen worden, die auf dem Titel viele der ersten Philologen als Herausgeber nennt. — Nicht weniger sehenswerth als das Bücherlager ist W.'s Privatsammlung von Gemälden, Originalhandzeichnungen, Kupferstichen, Radirungen der Maler und xylographischen Arbeiten; von den letztern deuten die „Biblia pauperum", die sogenannte „Historia S. Johannis", die „Ars moriendi", das Fragment eines in Holz geschnittenen Donats, ein andres ganz unbekanntes mit Darstellungen aus der Passion u. s. w. auf den Reichthum dieser Sammlung hin, die zu Leipzigs Merkwürdigkeiten gehört.

Weigelianer war der Name einer Sekte schwärmerischer Mystiker des 17. Jahrh., die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Ihr Stifter war Val. Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächs. Erzgebirge, geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen, gest. 1588, ein frommer, unbescholtener Mann und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus und Tauler's gelesen und glaubte darin viel geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in s. Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach s. Tode (1611—21) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, Halle und Magdeburg herausgeg. und erregten viel Aufsehen, vielleicht mehr als sie verdienten. Von einigen mögen hier die Titel stehen: „Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien"; „Principal und Haupttractat von der Gelassenheit"; „Das Büchlein vom Gebet"; „Der güldene Gryff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt und doch allen Menschen zu wissen nothwendig" (1578, 4.). Er spricht in diesen Schriften viel vom ungeborenen innern Lichte, von der Salbung im Menschen, durch welche man unterrichtet werden müsse, weil sonst alles andre Lehren und Unterrichten umsonst sei. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sei. Er nennt alle Geschöpfe Ausflüsse des göttlichen Wesens. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienstes setzte er sehr herab und schilderte die Geistlichen der protest. Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene s. Schriften wurden auf landesherrlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber sie waren bereits in verschiedenen Provinzen verbreitet und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verschiedenen Namen auftraten und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Auch Jakob Böhme war ein Weigelianer; aber mit Unrecht wurde Joh. Arndt unter dieselben gerechnet.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operncomponist, 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geb., wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazy'schen Capelle war, machte s. ersten musikalischen Studien zu Kornneuburg unter Albrechtsberger's Leitung. Sein Vater, der ihn zum Studium der Medicin bestimmt hatte, war nicht wenig überrascht, zu entdecken, daß der Sohn schon in seinem 15. Jahre heimlich eine kleine Oper componirt hatte. Gluck und Salieri bewirkten, daß dieser erste Versuch vor dem Kaiser aufgeführt wurde, der auch das junge Talent auf-

Digitized by Google

munternd belohnte. Mit desto größerm Eifer setzte W. sein Studium der Musik fort, ohne s. wissenschaftlichen Studien, die sich nun auf das Recht wendeten, zu vernachlässigen. Der Studienpräses van Swieten war s. großer Gönner, in dessen Hause er die Werke der ältern berühmten Meister hörte und die größten musikalischen Geister s. Zeit kennen lernte. Von nun an widmete er sich ausschließend der Musik, wofür Salieri's Rath auch den Vater gewann. Dieser edle Mann nahm den jungen W. ganz in s. Schutz und Unterricht, den er ihm theoretisch und praktisch ertheilte, und sorgte dafür, daß sein Lehrling noch 3 Jahre ihm als Gehülfe in der Opernbirection zur Seite gesetzt wurde. Auch ließ er ihn verschiedene Versuche in der Composition für den Gesang machen, wohin auch die mit Beifall aufgenommene und belohnte Oper „Il pazzo per forza" und einige Gelegenheitscantaten gehörten. Der Kaiser Leopold verschrieb ital. Meister, welche für die kaiserl. Oper componiren sollten; unter diese gehörte Cimarosa. W. erwarb sich bald dessen Gunst, und dies bewirkte ihm eine Gehaltszulage und die Aussicht, auf kaiserl. Kosten nach Italien zu reisen. Aber Kaiser Leopold starb. W.'s 3. Oper, die er damals geschrieben: „La principessa d'Amalfi", erhielt großen Beifall. Unter Kaiser Franz blieb er Capellmeister der ital. Oper, doch componirte er auch für die deutsche Oper unter des Barons Braun Direction Opern und Ballete. Unter s. damaligen Opern gefielen „Giulietta e Pierotto", „I solitarj", „L'amor marinaro" (auch deutsch: „Der Corsar aus Liebe") und die deutsche Operette: „Das Dorf im Gebirge". Durch s. Oper: „L'uniforme", welche auch später ins Deutsche übertragen ward („Die Uniform"), erwarb er sich der Kaiserin Maria Theresia Schutz und Gunst, welche bei der Aufführung zu Schönbrunn selbst die erste Partie sang. Auch mußte er mehre Opern (z. B. „Il principe invisibile"), Gelegenheitscantaten und Oratorien („La passione" und „La resurezzione del N. S. Gesù C.") componiren. Durch Ablehnung eines Rufes nach Stuttgart erhielt er lebenslängliche Anstellung in Wien. Unter der neuen Direction der Hoftheater führte er s. Oper „Kaiser Hadrian" auf, welche im Auslande mehr Glück als in Wien machte. Kurz darauf componirte er auch die liebliche kleine Oper „Adrian von Ostade". Indessen erhielt er einen Ruf nach Mailand, um daselbst 2 Opern zu schreiben. Dieses waren die seria: „Cleopatra" und die Opera bussa: „Il rivale di se stesso" („Liebhaber und Nebenbuhler in eigner Person"). Er schrieb sie 1807 in Mailand und machte mit der letztern furore. Den Antrag, Director des Conservatoriums zu werden, lehnte er ab und kehrte nach 7 Monaten nach Wien zurück. W.'s musikalischer Charakter eignet sich im Ganzen mehr für das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Glänzende und Große. Man kann in s. Werken 2 Manieren unterscheiden. Die frühern zeichneten sich durch einen frischen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hierher gehören vornehmlich s. „Principessa d'Amalfi", s. „Amor marinaro" („Der Corsar aus Liebe"), die schöne Musik der „Uniform", nebst mehren reizenden Balletmusiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine weiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man in der Oper: „Das Waisenhaus", welche er gleich nach s. Rückkehr nach Wien (1808) schrieb, in der beliebten „Schweizerfamilie" (1809), dem „Einsiedler auf den Alpen", „Francisca von Foix", eine nicht nach Verdienst bekannte Oper, und dem „Bergsturz von Goldau" (1812), welche eine besondere Art der Rührungsoper auf der deutschen Bühne einheimisch und den Componisten einige Zeit zu einem Lieblinge des deutschen Opernpublicums machten. Der geistreiche K. M. v. Weber nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmalerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. In diese Zeit gehören ferner s. Singspiel: „Die Jugend Peter des Großen" und die bei einem zweiten Rufe nach Mailand componirte Oper „L'imboscata" und die Cantate „Il ritorno

d'Astrea", welche viel Beifall fand. Später entstand das liebliche kleine Singspiel „Nachtigall und Rabe" und die Oper „Margaretha von Anjou". Seine neuesten Productionen sind die große ernsthafte Oper: „Baal's Sturz" (1820), in welcher er, nach v. Mosel's und a. Kenner Urtheil, gezeigt hat, daß auch die höhere dramatische Musik nicht außer dem Bereich s. Kunstfähigkeit liege. Sie ist außer Wien, wo sie ungemeinen Beifall erhielt, nicht auf die Bühne gekommen, wahrscheinlich wegen der großen Schwierigkeiten in der Scenerei. Sein neuester Versuch in der romantischen Gattung in der Oper: „Die eiserne Pforte" (1823), hat auch in Wien keinen glücklichen Erfolg gehabt. Seinen musikalischen Charakter bezeichnet der obengen. Meister und Kunstrichter (in der „Abendzeitung", 1817, St. 134) sehr gut. Er gesteht ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnd eindringender musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart zu, welche durch Mozart's und Haydn's Werke in der wiener Musikschule vorzüglich herrschend geworden sind. Hervorstechend, setzt er hinzu, ist bei W. die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglichst melodisch abgerundet zu geben, und mehr dadurch als durch die höchste Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen die scenische Foderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte sich dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. Dem Geist der ernsten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu schmiegen, und s. „Hadrian" trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieser Stoff zu verlangen berechtigt ist, weßhalb er auch keine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Oratorien von ihm (z. B. „La passione di Gesù"), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Für die Kammer hat er wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die s. Theilnahme zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet. Doch macht man ihm allgemein den Vorwurf, daß er neuern deutschen Componisten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert. S. „Zeitgenossen", XVII. — Jos. W.'s Bruder, Thaddä, ist Musikalienhändler in Wien und hat leichte Musiken componirt.

Weihbischof ist ein hoher Geistlicher der kath. Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegenen — ehemaligen bischöfl. Sitze erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium, übrigens einem Bischof oder Erzbischof an die Seite gestellt ist, dessen geistliche Geschäfte er verrichtet. Nur die Fürstbischöfe in Deutschland hatten zu diesem Zwecke Weihbischöfe an ihrer Seite, weil sie selbst mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Doch gibt es auch bei solchen Bischöfen, die nicht weltliche Regenten sind, Weihbischöfe, um in Erledigungsfällen das bischöfl. Amt zu verwalten.

Weihe, s. Ordination.

Weihkessel, s. Weihwasser.

Weihnachten, das Fest der Geburt Christi, wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnißtage des Märtyrers Stephanus und der zu Bethlehem ermordeten unschuldigen Kinder schon im Gange, als, wahrscheinlich im Gegensatze gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im 4. Jahrh. aufkam, und im 5. Jahrh. in abendländischen Kirchen für immer auf das altrömische Fest der Sonnengeburt (25. Dec.) gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. In den Morgenländern hielt man Weihnachten erst am 6. Jan. Aus dem Evangelium Lucä wußte

man, daß die Geburt Jesu zur Nachtzeit geschehen sei, und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24. zum 25. Dec., woher späterhin bei uns der Name Weihnachten erstand. Man vereinigte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes mit Weihnachten, und machte es so zu einem 3tägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahrs einen besondern Abschnitt, den Weihnachtscyklus, zu dem die Tage vom ersten Adventssonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6. Jan.) gehören. Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freudengeschenke auszuzeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich waren, abzuleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiligt. In der Feier des Weihnachtsfestes stimmen jetzt alle christliche Kirchen überein, nur wurde sie in einigen protestantischen Ländern (Preußen, Braunschweig und Sachsen-Altenburg) gleich den andern hohen Festen auf 2 Tage eingeschränkt. E.

Weihwasser wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff katholischer Kirchen befestigten Weihkesseln oder Becken enthaltene geweihte Wasser genannt, mit dem die Ein- und Austretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei den Juden und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfodert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen: ein Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der Hausthiere mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die griech. Kirche hat den von den Protestanten nicht beibehaltenen Gebrauch des Weihwassers mit der katholischen gemein. E.

Weikard (Melchior Adam), k. russ. Etatsrath, oranien-nassauischer Geh.-Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, war 1742 zu Römershag im Fuldaischen geb. Frühe Kränklichkeit und durch Verwahrlosung entstandene Verunstaltung seines Körpers hinderten ihn Anfangs am Lernen. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und ein handschriftliches Werk über Materia medica, welches ihm zufällig in die Hände gerieth, gab ihm den ersten Antrieb, die Medicin zu studiren und Kräuter einzusammeln. 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den philosophischen Cursus und ging dann zu den eigentlichen medicinischen Studien über. 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber erst zu Fulda zum Doctor promoviren. Einige Zeit nach geendigten Studien erhielt er das Physikat zu Brückenau, und wurde besonders für den Curort bei Brückenau bestimmt, der aber damals noch unbedeutend war. 1770 ward er unvermuthet als zweiter Leibarzt nach Fulda berufen, und erhielt nach der Abreise des ersten Leibarztes, der zugleich Professor war, auch eine Professur. Seine erste Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner Kränklichkeit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit s. Nervensystems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er den „Philosophischen Arzt", ein Buch, welches ihm in der Folge viel Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde verboten, dessenungeachtet aber einige Mal neu aufgelegt. 1784 folgte er einem Rufe nach Petersburg als Hofarzt, wurde bald nach s. Ankunft daselbst zum Kammermedicus ernannt, und konnte bei der Toilette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg. Auch schenkte ihm die Kaiserin 10,000 Rubel zum Ankauf eines Hauses. Den-

noch wurde der Wunsch, Rußland wieder verlassen zu können, täglich lebhafter in s. Seele. 1787 kam er mit zu der großen tauriſchen Reiſe, die ihm jedoch theils durch Gichtſchmerzen, theils durch s. Reiſegeſellſchaft verbittert wurde, wie er denn, nach Beendigung der Reiſe, ernſtlich an s. Rückkehr nach Deutſchland dachte. Er bat daher 1789 bei der Kaiſerin um Urlaub auf ein Jahr, den er, nebſt der Zuſicherung s. Gehalts auf dieſe Zeit auch erhielt. In Geſellſchaft einer Gräfin Baratinska bereiſte er mehre deutſche Städte, die Niederlande, Wien, hielt ſich theils in Manheim und 1794 in Heilbronn auf, wo er den „Entwurf einer einfachen Arzneikunſt, oder Überſicht des Brown'ſchen Syſtems" ſchrieb, welche hernach Frank ins Italien., Bertin ins Franz., Manzano ins Span. überſetzte. Ferner ſchrieb er 4 Hefte eines „Magazins der Brown'ſchen Arzneikunſt", s. „Med.-praktiſches Handbuch", den „Neuen philoſoph. Arzt" in 3 Bdn., und noch einige Kleinigkeiten. Ungeachtet verſchiedener Anträge, ein Amt anzunehmen, zog er doch s. ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge begegnete ihm aber auch dort Manches, was ihm das Leben verbitterte und s. Geſundheit zerrüttete, beſonders Unglück in s. Familie. Mit Anfang 1801 bekam er einen Anfall von beinahe allgemeiner Gicht. Er reiſte deßhalb in das Bad nach Badenbaden, welches ihm einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer, verſchaffte. Er hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben. — W. war der Erſte, welcher die Grundſätze der Brown'ſchen Lehre in die deutſche Literatur verpflanzte. Die dadurch erregten Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht ſelten durch die hitzigen Ausfälle der Gegner gereizt wurde, ſo war ſeine Vertheidigung ebenſo derb als bitter. Er ſtarb 1803 zu Brückenau.

Weiland (Peter), Prediger bei der Remonſtrantengemeinde zu Rotterdam, ein um die holländiſche Sprache und Literatur ſehr verdienter Gelehrter, geb. zu Amſterdam 1754, ſtudirte auf der lat. Schule zu Gouda, und ſeit 1773 Theologie zu Leyden, wo van de Wynperſe, Allamand, Valckenaer, Ruhnkenius, Schultens und Hollebeek ſ. Lehrer waren. Er konnte ſich nicht mit den Lehrſätzen der dortrechter Synode und deren Formularen vereinigen; daher hielt er ſich zu den Arminianern und wandte ſich an das Seminarium der Remonſtranten, das ihn, nachdem er öffentlich ſ. Überzeugung von der Lehre der chriſtlichen Toleranz erklärt und Beweiſe ſ. Fähigkeiten gegeben hatte, als Candidaten der Remonſtrantengemeinden aufnahm. 1781 wurde er Prediger zu Woerden, 1783 zu Utrecht und 1785 zu Rotterdam, wo die größte Verbrüderung der Remonſtranten ſich befindet. Während der politiſchen Unruhen in Holland war W. zwar der patriotiſchen Partei ergeben; allein Mäßigkeit, Ordnung, Ruhe und Gehorſam gegen die Landesgeſetze waren die Grundſätze ſ. Verhaltens: daher hielt er ſich von thätiger Theilnahme entfernt und lehnte ſowol die Stelle eines Rathes der Stadt Rotterdam ab, als auch den ihm 1798 von dem vollziehenden Rathe der bataviſchen Republik faſt aufgedrungenen ehrenvollen und einträglichen Poſten eines Agenten der innern Angelegenheiten. 1815 trug ihm der jetzige König eine Profeſſur der Literatur und Philoſophie bei der Univerſität Utrecht an; er mußte ihn aber auch ſ. Alters und andrer Urſachen wegen ablehnen. Um ſo mehr hat W. als Schriftſteller gewirkt. Die Maatschappy tot nut van 't Algemeen ertheilte ſ. Abhandl. „Über das Recht auf das eigne Urtheil in der Religion und über die Verbindlichkeit deſſelben", deßgl. der: „Über die beſte Art, der Jugend bereits in den Schulen geſellſchaftliche Tugenden einzuflößen" den Preis, und die Geſellſch. Studium scientiarum genitrix krönte ſ. Gedicht „Über die wahre Glückſeligkeit in dieſem Leben". 1805 erſchien auf Befehl der Regierung Weiland's „Holländiſche Sprachkunde", deren Regeln in allen Dikaſterien und Schulen noch jetzt befolgt werden, und die ſeit 1818 auch in allen Schulen der ſüdlichen Provinzen eingeführt iſt. Sein „Großes holländiſches grammatikaliſches Wörter-

buch" (1790—1811) und sein „Handwörterbuch der holländ. Sprache" fanden allgemeinen Beifall. Auch war er Mitarbeiter an Landré's „Franz.-holl. und holl.-franz. Lexikon", wovon eine zweite Aufl. erschienen ist, und an einem „Synonymischen Wörterbuche" (1820 fg.), das erste dieser Art in Holland. Außerdem hat er eine Sammlung von Predigten und, ohne sich zu nennen, einige theologische und literarische Schriften herausgegeben. König Ludwig ernannte ihn 1807 zum Mitglied des Ausschusses für die Bestimmung des neuen Maßes und Gewichts. W. ist Mitglied der ersten niederländischen wissenschaftlichen Vereine. Seine Vorträge als Lehrer athmen den Geist reiner Religiosität. Im Umgange ist er sanft, bescheiden und gefällig. Weiland's Bild hat der verst. Schefer gemalt und der Buchhändler Allart in Kupfer stechen lassen. Unter Weiland's Söhnen ist einer Rechtsgelehrter, der mehre von Jean Paul's Werken, ungeachtet der Schwierigkeiten der holl. Sprache, vortrefflich ins Holländische übersetzt hat.

Weiller (Kajetan v.) bis 1823 königl. bairischer Studiendirector, d. 2. Aug. 1762 zu München von armen bürgerlichen Ältern geboren, begann und vollendete daselbst von 1773 — 83 s. wissenschaftliche Laufbahn. Philosophie und Theologie zogen ihn am meisten an, und er erhielt bei diesen Studien die verdiente Auszeichnung der Eminenz. In der geistlichen Beredtsamkeit erhielt er die silberne Preismedaille. Nach seinem Abgange vom Lyceum übernahm er beim Landesregierungsvicekanzler von Pettenkofer eine Hofmeisterstelle, und ward d. 21. Mai 1785 in Freisingen zum Priester geweiht. Als er jene Stelle verließ und keine öffentliche Anstellung finden konnte, setzte er den schon seit 1776 ertheilten Privatunterricht in den höhern Wissenschaften wieder fort und lehrte zugleich Mathematik in der Anstalt von Adrian v. Riedl, sowie Philosophie und Theologie bei den Theatinern. Damit verband er 1790 auch eine Seelsorge. 1792 kam er zwar als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule, allein ohne Gehalt, und seit d. Dec. 1794 mit einem Wartegeld von 100 Gulden, sodaß er immer noch den Unterhalt für sich und s. Mutter durch Privatstunden verdienen mußte. 1795 gab ihm der münchner Magistrat einen Zuschuß. Seit 1793 schrieb er mehre Schulreden und Abhandlungen über Erziehung und empfahl sich dadurch so sehr, daß er 1799 erst Prof. der praktischen Philosophie und Pädagogik, dann Rector des Lyceums ward. In dem J. gab er auch „Über die gegenwärtige und künftige Menschheit; eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart und unserer Hoffnungen für die Zukunft" heraus. Es folgten nun eine Reihe pädagogischer und philosophischer Schriften auf einander: „Versuch einer Jugendkunde"; „Mein Glaubensbekenntniß über den Artikel der alleinseligmachenden lateinischen Sprache; ein Commentar zu meinem Wunsche, der Eintritt u. s. w." (beide Schriften 1800); „Erbauungsreden für Studirende in den höhern Classen", (3 Bde., 1802 — 4). Im Juni 1802 belohnte die Universität Landshut s. Verdienste durch die freie Ertheilung der philos. Doctorwürde, nachdem er schon im Mai in die Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied der philologisch-philosophischen Classe, jedoch mit Beibehaltung der Rectoratsgeschäfte, getreten war. In dems. J. erschien s. „Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde" (1. und 2. Bd., 1805); dazwischen „Mutschelle's Leben" (1803); „Der Geist der allerneuesten Philosophie der Hrn. Schelling, Hegel und Comp." (1. Hälfte 1804, 2. H. 1805); „Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie" (1804). Daran schloß sich „Verstand und Vernunft" (1806). In d. J. nöthigte ihn s. geschwächte Brust von 1806 — 9 die Vorlesungen auszusetzen, welche er dann über Geschichte der philosophischen Systeme und über Philosophie überhaupt wieder begann. Durch die Gleichstellung der allgemeinen Sectionen auf den Lyceen und Universitäten ward sein Rectorat in ein Directorat

verwandelt, und ihm 1809 noch das Rectorat des Gymnasiums, Progymnasiums und der Primairclassen übertragen, sodaß er Director aller Lehranstalten der Hauptstadt war. 1808 gab ihm der König als einen besondern Beweis seiner Gnade das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bairischen Krone. Seine vielen Geschäfte hinderten ihn nicht, s. „Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens" (1. Thl. 1808, 2. Thl. 1812, 3. Thl. 1814); und einen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (1813), neben den jährlichen Studienberichten und a. Abhandlungen erscheinen zu lassen. Eine neue Auszeichnung ward ihm dadurch zu Theil, daß ihn der König 1812 zum Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen Karl ernannte, und 1813, wie die übrigen Ritter, der Adelsmatrikel einverleibte. Außer mehren pädagogischen Abhandlungen sind seitdem von ihm noch erschienen: „Grundlegung der Psychologie" (1817); „Tugendlehre", (1817). In den Schulreden und in den akademischen Abhandlungen dieses ausgezeichneten Lehrers (z. B. „Tugend die höchste Kunst", 1816; „Über die Ethik als Dynamik", 1821, 4.; viele sind in den „Kleinen Schriften" desselben, 3 Bdchn., 1821—26, wiedergedruckt worden) erkennt man das Bild eines thätigen, stets für edle Zwecke wirksamen und gegen alles Verderbliche kämpfenden Lebens. Was er meistens bei feierlichen Anlässen vortrug, entsprang aus lebendiger Anschauung und ergriffenem Gemüthe. Er erklärte sich mit Ernst gegen mehre Mißgriffe in der Erziehung und im Unterrichte. Insbesondere drang er auf Entwickelung der Vernunft und ein gereinigtes, wahrhaft evangel. Christenthum. Bigotterie, Aberglaube, Frömmelei, Werkheiligkeit und Mönchere bekämpfend, nannte er den Jesuitismus öffentlich ein Institut für Volkstäuschung und Gesetzlosigkeit. Ausgezeichneten Werth hat s. Abhandlung „Über die religiöse Aufgabe unserer Zeit" (1819), und „Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft" (1820). In s. letzten merkwürdigen Schrift: „Der Geist des ältesten Katholicismus, als Grundlage für jeden spätern" (Sulzbach 1824), hat K. v. W. das ursprüngliche Christenthum als die allein wahre Universalreligion philosophisch dargestellt; er beschreibt es als die Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann den Vorstehern der Kirche mißfiel. Herr v. W. wurde 1823 seiner Studiendirection enthoben und zum Geheimenrath, sodann an Schlichtegroll's Stelle zum Generalsecretair der k. Akademie der Wissenschaften zu München ernannt. Von dieser Stelle nachher wieder entlassen, starb er am 23. Juni 1826. Sein letztes Werk ist: „Charakterschilderungen seelengroßer Männer nebst der Biogr. dess. ersten Verfassers, von einem s. Schüler" (München 1827). Von s. „Kleinen Schriften" erschien das 3. Bdchn. (Passau 1826) auch u. d. T.: „Vermischte Reden und Abhandlungen".

Weimar (Sachsen-Weimar und Eisenach), ein Großherzogthum in Obersachsen, welches aus den Provinzen Weimar (wozu jetzt auch der größte Theil des ehem. königl. sächs. neustädter Kreises mit 38,670 Einw. und der Krst. Neustadt a. d. Orla mit 4000 E. gehört) und Eisenach besteht, und auf 67 □M. nach Hassel 224,654 E., darunter 335 protestant. Geistliche bei 519 Kirchen, 9512 Katholiken (sie besitzen 10 Pfarrkirchen, 7 Filiale und 6 Capellen), 6388 Reformirte, 1231 Juden, in 31 Städten, 12½ Marktfl. und 608 Dörfern und Weilern zählt. Der Boden ist mehr bergig als eben und in manchen Gegenden auch steinig, doch im Ganzen fruchtbar. Ein Theil des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges durchziehen das Land. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Wildpret aller Art, Fischen, Getreide, Gartengewächsen, Obst, Flachs, Hanf, Rübsamen, etwas Wein an den Ufern der Saale, vortrefflich bewirthschafteten Waldungen, Silber, Kupfer, Eisen, Kobalt, Braunkohlen, Quader-, Sand- und Schiefersteinen, Marmor, Alabaster, Gyps, Kalk, Salz und einigen Mineralwassern. Die Gewerke beschränken sich vorzüg-

Meister Jörd Knuth, Predigtamt. 1015

Meister Jörd Knuth, Predigtamt. 1015

Meister Jörd Knuth, Predigtamt. 1015

jene Besorgnisse vergeblich. Die fürstl. Mutter wählte ihm und dem jüngern Prinzen Konstantin die trefflichsten Aufseher und Lehrer; Beider Gouverneur war von 1761 — 75 der nachmalige preuß. Staatsminister Graf v. Görz; Lehrer der Prinzen waren unter Andern Wieland, v. Knebel und für die eigentlichen Regentengeschäfte der nachherige Geheimerath und Kanzler Schmid. Im Dec 1774 führten der Graf v. Görz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Göthe, welche für das Leben und Wirken Beider so entscheidend geworden ist. Ein 17jähr. Fürst und ein 25jähr. Dichter schlossen einen Bund, dessen 50jähr. Dauer (von dem Eintritt Göthes in weimarische Dienste gerechnet) 1825 mit einer herzlichen allgemeinen Theilnahme gefeiert wurde. Als der Herzog s. 18. J. zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an s. Geburtstage, 3. Sept. 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu leben. Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für s. Land in einer mehr als 50jähr. Regierung gewirkt, wie s. edle Mutter bis an ihren 1807 erfolgten Tod alles Schöne und Gute schützen und fördern half, wie die Herzogin Louise, s. Gemahlin, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vermählt am 3. Oct. 1775, mit wahrhaft fürstl. Sinne ihm zur Seite stand, kann auf diesen wenigen Blättern nicht auseinandergesetzt werden. Die Namen Göthe, Herder, Wieland, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus und viele andre talentvolle Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar gemacht hat. Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 J. neu geordnet, der Herzog selbst, mit den Ministern Göthe und Voigt, war der unermüdliche und eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena. Der schöne Park, das 1771 abgebrannte und aus seinen Trümmern schöner wiedererstandene Residenzschloß, der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und manche andre Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand fremd blieb, und daß sich mit den beschränkten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit Großes ausrichten läßt. Zwei Mal folgte der Herzog auch dem Drange, sich im Kriege zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preuß. Waffen nicht begünstigte, beide Male bald zu s. Lande zurück. Er schloß sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde an, trat im Nov. 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon bei, war 1815 auf dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der großherz. Würde eine Gebietserweiterung, wodurch Weimar als die älteste Linie des Gesammthauses Sachsen für manche frühere Ungunst der Verhältnisse nur eine mäßige Entschädigung fand. Der Großherzog war einer der ersten deutschen Fürsten, welcher das dem gesammten deutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauerstande, und mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Mai 1816 bekanntgemacht wurde. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 war ein Volksfest im vollsten und edelsten Sinne des Worts. (S. „Weimars Jubelfest am 3. Sept. 1825", 1. u. 2. Abth., Weimar Hoffmann). Auf der Rückreise von Berlin, wo er die ihm so glücklich verwandte königliche Familie besucht hatte, nach Weimar, starb er plötzlich den 14. Juni 1828, in Graditz bei Torgau, an einem Schlagflusse. Er ward neben Schiller zur Erde bestattet, Göthe wird es einst neben ihm sein. Vergl. über ihn die „Jen. Lit.-Zeit.", Intelligenzbl. Nr. 42, 43, Juli 1828.

II. Landstände. Diese landständische Verfassung ruht auf demselben Princip, welches den meisten andern neuen Verfassungen deutscher Staaten zum Grunde

liegt, der Repräsentation des Eigenthums nach den 3 Ständen der Rittergutsbesitzer, der Bürger und der Bauern. Jeder Stand stellt 10 Abgeordnete, die Akademie Jena wegen ihrer Dotalgüter Apolda und Remda den 11. zum Stande der Rittergutsbesitzer. Dieser Stand wählt seine Deputirten unmittelbar in den 3 Wahlbezirken Weimar mit Jena und Ilmenau (4 Abgeordnete), Eisenach (3 Abgeordnete), und Neustadt (3 Abgeordnete). Die Deputirten der übrigen Stände werden von Wahlmännern ernannt, an deren Wahl in 10 Wahlbezirken alle städtische Bürger und alle Mitglieder der Dorfgemeinden Theil nehmen. Zur Wahlfähigkeit wird in allen 3 Ständen erfodert: deutsche, eheliche und christliche Geburt, 30jähriges Alter und unbescholtener Ruf, für den Stand der Rittergutsbesitzer der Besitz eines Ritterguts, in den Städten der Besitz eines Wohnhauses und eines unabhängigen Einkommens (aus Capitalien oder Gewerben) von 300 Thlr. (in Weimar und Eisenach von 500 Thlr.), unter den Bauern der Besitz eines Bauerguts wenigstens von 2000 Thlr. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre gewählt. Die Direction des Wahlgeschäfts liegt den Landesregierungen (Justizcollegien) zu Weimar und Eisenach ob. Ein Landmarschall (jetzt auf Lebenszeit der Freih. v. Riedesel auf Neuhof) und 2 Gehülfen bilden das Directorium der Landstände, auch für die Zeit, wo der Landtag, welcher regelmäßig alle 3 Jahre einberufen wird, nicht versammelt ist. Die Rechte der Landstände sind: 1) Regulirung des Staatshaushalts gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten; 2) Bewilligung der öffentlichen Abgaben; 3) Theilnahme an der Gesetzgebung; 4) Prüfung der Staatsrechnungen; 5) das Recht der Vorschläge zu neuen Gesetzen und der Beschwerden über die Minister und andre Staatsbehörden. Sie wählen die Landräthe, 2 Räthe des Landschaftscollegiums, den Cassirer der Hauptlandescasse, den Landschaftssyndikus. Die 31 Abgeordneten sind zwar in einer Kammer vereinigt, allein sowol die Stände als die Kreise haben das Recht, sich zu einer besondern Stimme zu vereinigen (Curial- und Provinzialstimme), was aber nur durch Stimmeneinheit sämmtl. Abgeordneten des Standes oder Kreises geschehen kann, und worüber die Entscheidung dem Souverain zusteht. Die Sitzungen des Landtags sind zur Zeit nicht öffentlich, die Verhandlungen der 4 bisherigen Landtage von 1817, 1820, 1823 und 1826 sind aber gedruckt worden, wodurch eine größere und wirksamere Publicität zu Wege gebracht wird. Der erste Landtag ward eröffnet am 2. Febr. 1817, vertagt im Jul., fortgesetzt am 1. Dec. 1818 und beendigt am 6. Febr. 1819. Kurze Auszüge der Verhandlungen des 1. Abschnitts finden sich in dem Weimarischen Regierungsblatte (1817), und aus dem 2. Abschnitte sind die Actenstücke (landesherrliche Decrete und landständische Erklärungsschriften) besonders gedruckt: „Verhandlungen des ersten Landtags im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach" (Jena 1819, 4.). Der zweite Landtag wurde eröffnet am 17. Dec. 1820 und geschlossen nach 101 Plenarsitzungen am 21. April 1821. Seine Verhandlungen, wozu nun auch Protokollauszüge kamen, sind als Beilage des Regierungsblattes von 1821 gedruckt. Die Verhandlungen des dritten Landtags, eröffnet am 9. März und geschlossen am 25. Mai 1823, und des vierten, begonnen am 26. Febr. und beendigt am 10. Mai 1826, sind wieder besonders gedruckt erschienen. In diesen Verhandlungen ist Manches zum Wohl des Landes gereift, vorzüglich die Abscheidung des Fürstenguts (des Kammervermögens) vom Staatsgute, wobei der Grundsatz festgehalten worden ist, daß die Landschaft zwar an der Verwaltung des ersten, weil es zur Unterhaltung der fürstlichen Familie und des Hofes bestimmt ist, keinen Antheil haben, daß aber doch über die Substanz desselben nicht ohne Einwilligung der Landstände gültig verfügt werden könne. Ferner eine neue allgemeine Steuerverfassung, wobei man von allgemeiner Steuerpflichtigkeit aller Stände und der Idee einer Vermögenssteuer ausgegangen ist, jedoch die bisher steuerfreien Güter auf eine liberale Weise

entschädigte. Vieles Andre ist geschehen; Vieles und das Wichtigste (ein Strafgesetzbuch, eine bürgerliche Proceßordnung u. s. w.) wird für die nächsten Landtage vorbereitet. 37.

Weimar, das Fürstenthum, bestand ursprünglich aus einigen um die Stadt her belegenen Ämtern, bis 1690, nach Aussterben der Herzoge von Sachsen-Jena, der jenaische Landesantheil damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem erst 1815 das neuerworbene Tautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt und den übrigen sächs. Enclaven, die Grafschaft Blankenhain mit Nieder-Kranichfeld und die erfurter Ämter Azmannsdorf und Tonndorf mit Schloß Vippach u. s. w., sowie das Amt Ilmenau und der neustädter Kreis einverleibt wurden. Mit diesen Zubehörungen bildet es gegenwärtig ein jedoch nicht zusammenhängendes Ganzes von 46 □M. Die Einw., an 149,120, in 25 St., 4 Mfl., 479 D., sind, bis auf einzelne Katholiken, Reformirte und Juden, lutherischer Confession. Das Land ist zwar bis auf das in dem Thüringerwalde belegene Ilmenau nicht gebirgig, aber ganz mit Hügeln bedeckt, die wenig eigentliche Ebenen öffnen; der Boden strenge und nur mäßig fruchtbar; die Natur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale, schön. Die wichtigsten Flüsse sind die Saale und die Ilm. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land ist gut angebaut, die Viehzucht, besonders die meistens veredelten Schäfereien, ansehnlich, und die Waldungen ein großer Reichthum des Landes, das bloß natürliche Erzeugnisse zur Ausfuhr bringt, da die vormals ansehnlichen Wollen- und Strumpfwebereien in neuern Zeiten verloren haben; doch sind diese im Neustädtischen noch am meisten im Flore und auch das kleine Ilmenau zeichnet sich durch mehre Hütten und andre Gewerbe aus. Über die Waisenanstalt des Fürstenth. durch Versorgung in Familien s. Günther's Schrift: „Die Waisen im Großh. S.-W." (Weim. 1825).

Weimar, an der Ilm, Hauptst. des Großherzogth. Sachsen-Weimar, ein jetzt offener Ort, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, hat zum Theil freundliche Häuser, und zählte 1816 nur 843 H. mit 9800 E. Weimar, eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert in den Jahrb. unserer Literatur durch die Namen eines Herder, Schiller, Wieland, Göthe u. s. w., ist die Residenz des großherzogl. Hauses, der Sitz der Ober- und der Provinzialbehörden des Fürstenthums. Das Schloß hat eine schöne Lage und ist im Innern äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, eine der reizendsten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogl. Bibliothek, mehr als 130,000 Bde., außer den Kupferstichen, Manuscripten und Handzeichnungen, ist zweckmäßig aufgestellt. In der Hauptkirche (Weimar hat überhaupt nur 2 Kirchen) findet sich die großherzogl. Gruft und mehre Gemälde Kranach's, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt, besonders das berühmte Altargemälde dieses Meisters, den Erlöser am Kreuz nebst Johannes den Täufer vorstellend, Luther von Lucas Kranach zur Seite, auf dessen Flügeln Kurfürst Johann Friedrich und seine Familie. S. Heinr. Meyer, „Über die Altargemälde von Lucas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar" (1813). Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine freie großherzogl. Zeichnenschule, ein Zuchthaus, ein Waisenhaus, ein wohlthätiges Fraueninstitut, ein Hospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein 1825 neugebautes Hoftheater, dessen Personal unter Göthe's und Schiller's Leitung zu den ausgesuchtesten Deutschlands gehörte und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Das weimarische Kunstinstitut hat Zweige in Eisenach und Jena. Merkwürdig sind hier noch Bertuch's (jetzt Froriep's) Industriecomptoir mit dem Geographischen Institute, vielleicht die ausgedehnteste Anstalt der Art in Deutschland, indem allein 8 Zeitschriften hier erscheinen, und des treff-

lichen Falk (s. d.) Anstalt für vernachlässigte Kinder. Außer einer Metall-, einer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle gibt es hier wenig Gewerbzweige. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tieffurth mit freundlichen Anlagen

Wein, ein Pflanzengeschlecht, welches mit seinen 12 Arten in die 1. Ordnung der 5. Classe gehört. Der gemeine Weinstock, welcher allenthalben bei uns wächst, ist durch die Cultur nach und nach in eine Menge von Spielarten verändert worden, die theils aus Samen, theils durch Klima, Boden und Behandlung erzeugt worden sind. Das eigentliche Vaterland und die ursprüngliche Sorte des Weins weiß man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, doch scheint das gemäßigte Asien seine Heimath, und er von dort nach Griechenland, Italien, Frankreich und dem übrigen Europa gekommen zu sein. Gegenwärtig ist er in allen Welttheilen verbreitet. Am besten gedeiht er in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32. und 50. N. Breitengrades. Südeuropa, mit Einschluß von Süddeutschland, liefert eine Menge köstlicher Weine; so auch die Canaren und das Cap. In den europäischen Weinländern: Griechenland, Ungarn, Italien, einigen Theilen der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutschland im Oberöstreichischen, in Franken, Schwaben und am Oberrhein, beschäftigt der Weinbau im Großen wenigstens ebenso viele Menschen als der Ackerbau. Außer Boden und Klima hängt ungemein viel von der Pflege des Weinstocks und der Behandlung des Mostes ab. Zur Anlegung eines Weinbergs wählt man in Deutschland die Sonnenseite eines Berges oder Hügels; auch können schickliche Ebenen dazu dienen. Ein lockerer, mehr sandiger als lehmiger Boden ist am wünschenswerthesten. Die jungen Weinstöcke gewinnt man gewöhnlich durch Absenker oder Fechser, wozu man im Frühjahre an alten Stöcken einjährige, gesunde, gehörig reife und lange Reben, die keine Nebenzweige haben, auswählt. Diese werden heruntergezogen, neben dem alten Stocke einen halben Fuß tief so eingelegt, daß die Spitze um einige Zoll hervorragt, und im Herbste, nachdem der Schößling stark getrieben und sich gewurzelt hat, vom Stocke getrennt, worauf man die Senker verschneidet, in Sand eingeschlagen im Keller aufbewahrt und im Frühjahre pflanzt. Will man die jungen Reben aus Samen ziehen, so leitet man, um guten Samen zu gewinnen, einige mit schönen Trauben versehene Reben in ein geheiztes Zimmer, wo man die Beeren so lange reifen läßt, bis sie ganz einschrumpfen. Die an der Luft getrockneten Samenkörner werden in ein mit Erde gefülltes Gefäß einen halben Zoll tief, und mit Zwischenräumen von 5 Zollen, gepflanzt, und die jungen Pflanzen von Zeit zu Zeit in größere Gefäße versetzt, bis nach 2 oder 3 Jahren der Stamm sich über der Wurzel ledergelb färbt, wo sie denn zum Versetzen gut sind. Man setzt die Weinstöcke, nachdem der Boden gehörig dazu vorbereitet worden, in regelmäßigen Reihen und in Zwischenräumen von 4 Fuß. Im 3. Jahre zeigt sich bereits einiger Ertrag. — Ein Weinberg erfodert viel Arbeit und sorgfältige Abwartung. Das erste Geschäft nach der Weinlese ist das Ausziehen der Pfähle, woran die Fruchtreben gebunden sind, welches mit Behutsamkeit geschehen muß. Darauf folgt das Bedecken der Reben an einigen Stellen mit 4 — 6 Zoll Erde, um sie vor dem Frost zu schützen. Indeß geschieht das Bedecken selbst in Deutschland nicht allenthalben, da die Weinstöcke der gewöhnlichen Winterkälte (bis 18° Réaumur) auch ohnedies widerstehen und ungedeckte Weinberge bessern und stärkern Most liefern. Im Frühlinge werden die Reben zunächst emporgezogen. Gewöhnlich wird jährlich ein Drittel des Weinbergs gedüngt und hauptsächlich die Reben, welche durch Absenken und Fechsermachen in kleine Gruben tiefer in die Erde gedrückt werden, dergestalt, daß nun ein Stock in 2 oder 3 gleichsam verjüngte Stöcke zerlegt wurde. Hierauf folgt, wenn keine starken Fröste mehr zu erwarten sind,

aber auch der Saft noch nicht zu stark in Bewegung ist, das Schneiden oder Verschneiden, welches eine genaue Kenntniß des Weinstocks erfodert, um die tragbaren und gesunden Reben von den unnützen und schadhaften zu unterscheiden. (Kecht in Berlin hat vor mehren Jahren eine besonders in Weingärten höchst vortheilhafte Methode des Schnitts und der Behandlung der Reben angewendet und in einer kleinen Schrift bekanntgemacht. Er bezweckt dadurch eine für unser Klima sehr erwünschte zeitigere Blüthe und einen ungemein reichlichen Ertrag.) Dem Stocke werden nur 4, höchstens 5 gute, starke Reben gelassen, und an die inzwischen gesteckten Pfähle gebunden. Hierauf wird der Weinberg geräumt, d. h. die Erde um den Stock bis auf die Wurzel gelockert und auf der abhängigen Seite ein kleiner Damm aufgeworfen, damit die Feuchtigkeit nicht zu schnell abfließt. Zeigen sich schädliche Insekten, wohin besonders der Maikäfer, Weinrebenrüsselkäfer und die Larve desselben, ferner verschiedene Raupen gehören, so muß man deren Vertilgung möglichst zu bewirken suchen. Zu Anfange des Juli folgt das Hacken. Dann werden die neugetriebenen Reben angebunden. Die geilen und schlechtern Triebe bricht man erst nach dem Verblühen ab, weil man bemerkt hat, daß die noch vorhandenen Blüthen sonst abfallen. Alsdann wird der Boden wieder gehackt. Das nächste Geschäft besteht in dem Niederziehen, d. h. einer bogenförmigen Umbeugung der längsten jungen Reben, um sie den Sonnenstrahlen desto besser auszusetzen und vor dem Winde zu verwahren. Ist hierauf der Boden nochmals aufgelockert, und sind die überflüssigen Triebe und Ranken vollends abgeschnitten worden, so rückt nun endlich die letzte Arbeit, die Weinlese, heran. Die Obrigkeit bestimmt die Zeit derselben. Merkmale der rechten Reife sind, wenn der Stiel der Traube sich bräunt, diese schlaff herunterhängt, die Beeren weich, durchsichtig und dünnhäutig werden, sich leicht ablösen lassen, häufigen, süßen, dicken und klebrigen Saft enthalten und ihre Kerne leer von leimigem Wesen sind. Als vorbereitende Arbeit zur Weinlese ist das Herbeischaffen und Instandsetzen der erforderlichen Werkzeuge und Gefäße anzusehen, als: Lesezuber, Tragbutten, Weinbutten, Kelter (Presse), Kufen, Butten, Bottiche, Trichter und Schläuche zur Auffassung des Mostes. Alle werden, soweit es nöthig ist, frisch gebunden, ausgebrüht und geschwefelt. Man muß bei der Lese selbst wo möglich den starken Thau erst abtrocknen lassen und Regentage, wie überhaupt Nässe vermeiden, die auf die Güte und Haltbarkeit des Weins später nachtheiligen Einfluß hat. Was den Tag über gelesen worden, wird wo möglich noch am Abend gekeltert; über 2 Tage darf man nicht damit warten. Sorgfältiges Absondern der reifern und bessern Trauben von den weniger reifen und guten ist dabei von großem Nutzen. Das Keltern besteht in dem Trennen der Beere vom Kamme, was auf mancherlei Weise in den verschiedenen Gegenden zu geschehen pflegt, am gewöhnlichsten durch Zerstampfen; dann in dem Zerquetschen der Beerenmasse auf der Presse. Ist die Beerenmasse so rein als möglich ausgepreßt worden, so gießt man auf die Trestern warmes Wasser und preßt sie nochmals, wodurch man einen Haustrank erhält, der gegohren oft gar nicht übel schmeckt. Der ausgepreßte Saft heißt bis zur nächsten Lese Most; dann wird er Virnich, Virnewein, genannt. Auf dem Fasse erfodert der Wein fortdauernd eine sorgfältige Behandlung. Außerdem läuft man Gefahr, daß er auf eine oder die andre Weise verdirbt. Zu den Krankheiten, welchen der Most und Wein auf den Fässern ausgesetzt ist, gehört das Zäh- oder Schleimigwerden, wobei zugleich der Wein an Farbe, Geruch und Geschmack verliert; das Kahnigtwerden, wobei ein dünner Schimmel auf dem Weine erscheint; das Abfallen, wobei zwar die Farbe bleibt, Stärke, Geistigkeit, Geruch und Geschmack aber verloren gehen; endlich das Böckern, wobei sich Geschmack und Geruch sehr verschlechtern. Alle diese Übel aber lassen sich, und zwar um so leichter, je schneller im Entstehen man dazuthut, wieder heben. — Man unterscheidet den Wein in gar

viele Arten und Sorten nach dem Gewächs, nach der Lage des Standortes, der Farbe der Beeren, dem Geruch und Geschmack des Saftes, der Zubereitung und Behandlung, dem Alter der Stöcke, der Beschaffenheit des Bodens, des Jahrganges, des Vaterlandes, der Provinz u. s. w. Dicke Weine sind solche, welche wenig Phlegma, aber desto mehr Weingeist, erdige und salzige Theile bei sich führen; feine Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen Theilen und eine gewisse liebliche Schärfe. Nach der Farbe ist der Wein entweder weiß oder roth. Nach dem Geschmacke sind einige süß und lieblich, andre säuerlich, streng, herb, noch andre zwischen süß und herb, und diese hält man für die vorzüglichsten. In Ansehung des Geruchs (der Firne) schätzt man einen angenehmen, den Erdbeeren ähnlichen Geruch. Nach dem Alter sind die Weine entweder jung oder alt und abgelegen, oder mittlere. Doch ist der Sprachgebrauch dabei verschieden. In Frankreichs inländischem Handel hält man den Wein für neu, der erst einige Monate alt ist, und den für alt, der über ein Jahr abgelegen hat. Französische Weine, die über 2 Jahre alt sind, verlieren schon wieder. Doch machen einige Sorten Bordeaux-, Orleannois-, Burgunder- und Roussillonweine davon eine Ausnahme. Die deutschen Weine werden besser, gesünder und vollkommener, je älter sie werden. — Unter den europäischen Weinen sind die Ungarweine vom ersten Range. Es gibt dunkelrothe, bleichrothe, goldgelbe, bleichgelbe, wasserklare, grünliche u. s. w.; von Geschmack süße, bitterliche, säuerliche u. s. w. Manche kommen den Rheinweinen, andre dem Champagner u. s. w. nahe. Viele Sorten haben medicinische Kräfte und sind den Kranken zu empfehlen. Vorzüglich berühmt sind der Tokaier, der Ausbruch von St.-Georgen, Badatschon, Schickloch u. s. w., die weißen Weine von Neßmil, Szabadhegy, Eisenburg, Rust, Schag, Szanto, Etsch, Totschay, die rothen von Menesch, Ofen, Schikolosch, Harschany, Gyuit, Fünfkirchen, Serard, Hidegut, Erlau u. s. w. Berühmt ist der prächtige und große Weinkeller zu Tyrnau. Das größte Faß enthält 2010 Eimer. Die siebenbürger Weine sind den ungarischen Mittelsorten ähnlich. In Kroatien und Dalmatien gewinnt man besonders gute rothe Weine. Die Moldau und Walachei liefern sehr edle und schmackhafte Sorten, die in die angrenzenden Länder verführt werden. Zu Deutschlands edlen Weinen gehören der Rhein-, Neckar-, Mosler- und Frankenwein (s. d.). Die mosler Weine sind von weißer und rother Farbe und lieblichem Geschmack. Für die Gesundheit sind sie am zuträglichsten, wenn sie ein Jahr alt sind. Die steiermärkischen Weine sind eine Mittelgattung deutscher Weine. Die vorzüglichsten fallen im marburger und liller Kreise u. s. w. Die Grafschaften Görz und Gradiska liefern den Refosco, Piccolit, Rebulla und Zibidin, gute Sorten von rother und weißer Farbe. Östreich, besonders Niederöstreich, liefert Wein in großer Menge und zum Theil von solcher Güte, daß er guten ausländischen Weinen an die Seite gesetzt werden kann, obgleich der Handel damit ins Ausland nicht beträchtlich ist. In Tirol, dessen Weinbau sehr beträchtlich ist, fallen die besten Sorten an den Ufern der Etsch. Der Traminer oder Marzimin, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichsten. Noch stärker ist der Brixener. Ferner sind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Kichelberger, Zscheigner, Coccia d'oro. Sie halten sich aber alle nicht leicht über einige Jahre, und müssen wohl abgewartet werden. Mähren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den östreichischen. Böhmen hat seinen meisten Weinbau an den Ufern der Mulbau und Elbe. Für die ersten Sorten hält man den rothen Melnicker, den Außiger u. s. w. — Die Schweiz erzeugt gute Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La Cote die berühmtesten sind. In dem Fürstenthum Neuenburg (Neufchatel) wächst beim Dorfe Cortaillod ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem besten Champagner und Burgunder noch vorziehen. Die walliser Weine sind ebenfalls vorzüglich,

besonders in dem Striche zwischen Brieg und St.-Maurice. Man unterscheidet 2 Sorten, deren eine Coquempin, die andre Vin de la Marque genannt wird. Der Martinacher, vom Fuße des St.-Bernhard, ist ausgezeichnet durch Stärke und Feuer. Andre gute Sorten aus Neuenburg, aus den Cantonen Zürich und Bern übergehen wir. — Frankreich erzeugt fast in allen seinen Provinzen Weine, vornehmlich aber in Champagne, Bourgogne, Gascogne, Guienne, Languedoc, Provence, Roussillon, Anjou, Orleannois, Aunis, Saintonge und auf Corsica. (S. Bordeauxwein, Burgunder, Champagner, Roussillonweine u. s. w.). — Italien baut vortreffliche Weine, von denen hauptsächlich der Syrakuser, die sardinischen, neapolitanischen und toscanischen ausgeführt werden. Im Kirchenstaate wachsen die besten Sorten um Orvieto, weiß und süß, um Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muskateller, um Viterbo, Livania, Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert den berühmten Falerner, welcher am bajischen Meerbusen gewonnen wird, und dick, hochroth, süß und feurig ist. Der Chiarello oder Chiarello piccante ist hellroth, leicht und lieblich von Geruch und Geschmack. Den ersten Rang aber behauptet der berühmte Lacrymä Christi (s. d.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muskateller; ferner den Vin greco von gelber Farbe und verschiedene andre Sorten. Sicilien erzeugt theils feurige, theils süße und angenehme Weine. Unter jenen ist der Faro, unter diesen der Syrakuser der berühmteste. Die sardinischen Weine gleichen mehr den spanischen als den französischen. Unter die besten rechnet man die, welche um Algheri, Cagliari und am Cap de Logudori fallen. Auch Venedig, Genua und Toscana haben starken Weinbau. — Die Weine Spaniens sind im Allgemeinen stark, dick, lieblich und feurig, und werden viel ausgeführt. Neucastilien liefert den Valdepennas, einen burgunderähnlichen Tischwein, den leichten rothen Foncarrel und den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga, von dem es eine rothe und eine weiße Sorte gibt; Sevilla den köstlichen Xereswein, von dem es 2 Sorten gibt, deren eine weiß und süß ist und Pajarete oder Paxarete heißt, die andre bitterlich und magenstärkend ist und Vin seco genannt wird; ferner den Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein u. s. w.; Valencia den bekannten süßen Alicantwein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malvasia, den süßen und rothen Garnacha und viele andre Sorten; endlich Navarra den berühmten Peralta, einen starken weißen Wein, bekannt u. d. N. spanischer Sect. Auch Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. Ferner zieht Spanien auch aus seinen außereuropäischen Besitzungen verschiedene Weinsorten. Die canarischen Inseln liefern starke, liebliche und süße Sectweine, die in großer Menge verfahren werden. — Unter den portugiesischen Weinen ist der vorzüglichste der Portwein. Aber auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo und Estremadura wächst ein guter Wein; Faro liefert guten weißen Wein, und Setubal Muskateller. Die azorischen Inseln versenden eine Menge ihrer Weine. (S. Madera.) — In den türkischen Staaten haben außer der Moldau und Walachei (s. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlichen Weinbau. Unter den griech. Inseln sind wegen ihrer Weine Scios und Cypern (s. d.) am berühmtesten. Endlich nennen wir noch die Krim, welche treffliche weiße Weine, meist von leichter Art, erbaut. — Von den außereuropäischen Weinen, soweit sie nicht schon in Obigem angeführt worden, kommt eigentlich nur ein einziger auf unsere Märkte, nämlich der Capwein (s. Cap), unter dessen verschiedenen Sorten der rothe Constantiawein und der sogen. Peterswein die vorzüglichsten sind. Die Hauptschrift ist Henderson's „History of ancient and modern wines" (Lond. 1824, 4.); Jullian's „Topographie de tous les vignobles connus" (Paris 1814 und 1822). S. ferner Röder's „Vers. e. rationellen Anleit. zum Weinbau und zur Most- und Weinbereitung, nebst Beschreib. und Abbild. einer Trauben-

Digitized by Google

mühle" (Dresd. 1825); „Prakt. Weinlehre, oder der vollkommene Kellermeister" (Leipz. 1825). Hörter's „Rheinländ. Weinbau" (2 Thle., Trier 1822 — 24) ist praktisch lehrreich.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Oberbaudirector, Commandeur des hessen-darmstädt. Verdienst- und Ritter des Zähringer Löwenordens, geb. zu Karlsruhe den 9. Nov. 1766, wo sein Vater ein Zimmermann war, der zwar früh starb, aber doch dem Sohne bereits eine heiße Liebe zu seinem Fache eingeflößt hatte, sodaß dieser vom 15. J. an sich aus eignem Antriebe einige Zeit dem Gewerbe seines Vaters widmete. Sein nach höherer Wissenschaft strebender Geist fand indeß bald hierin nicht volle Befriedigung, daher studirte er in seiner Vaterstadt neben der Baukunst, worin er zugleich Andre unterrichtete, auch Physik und Mathematik. Im 21. J. ging er, um die Aufsicht über verschiedene Baue zu übernehmen, in die Schweiz, wo er fast 3 J. verweilte. Dann studirte er auf der Bauakademie zu Wien, von wo aus er Ungarn besuchte. 1791 begab er sich nach Italien, wo er fast 6 J. lang Rom zu seinem Aufenthalte wählte. Hier zogen ihn die Überreste der alten Baukunst unwiderstehlich an, und er suchte die Geheimnisse der alten Kunst zu ergründen. Mehre seiner Arbeiten beweisen dies deutlich, z. B. die Restaurationen des Bades des Hippias, des Theaters des Curius, der Landhäuser des jüngern Plinius und mehrer andern von den alten Schriftstellern beschriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunst, und lieferte mehre architektonische Compositionen und Zeichnungen. 1798 kehrte er nach Karlsruhe zurück, wo er noch im nämlichen Jahre Bauinspector und kurz darauf Baudirector ward. Er wirkte von nun an vorzüglich nützlich durch seine Unterrichtsanstalt für angehende Architekten, in welcher sich stets Jünglinge aus dem In- und Auslande befinden, führte mehre öffentliche und Privatgebäude an verschiedenen Orten auf, machte mehre Reisen und lieferte großartige Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern für merkwürdige Menschen und Begebenheiten, in der letzten Zeit u. A. zu einem für die große Völkerschlacht bei Leipzig, und einen andern für die bei Waterloo: Beides Beweise, wie sehr sein Geist mit den Ideen erfüllt war, welche die Überreste des großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendete er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater gesehen und überzeugte sich, daß die Form derselben auch jetzt noch die beste sei, sowol in optischer als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das neue Theater in Karlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters in Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer heutigen Theater in einem Aufsatze in der „Abendzeitung" (1817, Nr. 144) ausführlich erklärt. Schon früher hatte er „Über Theater in architektonischer Hinsicht" auf Veranlassung des Baues des neuen Hoftheaters in Karlsruhe geschrieben. Sein letzter Bau ist der des großen Stadthauses in Karlsruhe 1821. Er starb den 1. März 1826 zu Karlsruhe. Mehre seiner Schriften nennt Meusel's „Gelehrtes Deutschland". Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar und lichtvoll. Aus W.'s Schule sind über 100 tüchtige Architekten hervorgegangen. Als Mensch war W. bieder, offen, unbestechlich. Nie hat er sein Urtheil nach Umständen geändert. Jedem aufstrebenden Talent trat er ermunternd entgegen, und jedem Unglücklichen stand sein Herz offen. Seine rastlose Thätigkeit beschleunigte zum Theil seinen Tod. Unter seinen hinterlassenen Schriften befindet sich seine Autobiographie.

Weingeist, s. **Branntwein** und **Alkohol**.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weißen, mit Silberglätte, zu entdecken. Indeß hat man für die verschiedenen Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu

stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemann'sche Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei, ein dunkelbrauner, so ist Kupfer, ein pomeranzenfarbener, so ist Spießglanz, ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemann'sche Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Galläpfeltinctur entdeckt, indem eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetröpfelte Kalilauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen Niederschlag erzeugt. Beigemischter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiste erst bei 212° geschieht.

Weinsberg, Stadt und Sitz eines Oberamtes im würtemberg. Neckarkreise, an der Sulm, mit 1720 E., hat Weinbau. Die Trümmern des Schlosses Weibertreu erinnern an die Belagerung desselben 1140, wo Kaiser Konrad III. nur den Weibern freien Abzug mit dem Besten auf dem Rücken gestattete. 1823 ward hier ein Frauenverein gestiftet zur Verschönerung des Berges und zur Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch Treue und Aufopferung ausgezeichnet haben. (Vgl. **Welfen**.)

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich scheidende feste, rothe oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen und Abdunsten wird er von den färbenden und andern nicht wesentlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Weinkrystalle. **Weinsteinrahm**, vgl. **Cremor tartari**. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Säure und aus Kali, und wird mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie nähere Auskunft gibt.

Weishaupt (Adam), geb. zu Ingolstadt den 6. Febr. 1748, studirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, die Stelle eines juristischen Repetenten, 1772 eine außerordentl. Professur der Rechte und 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts, mit dem Titel eines Hofraths. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von Ordensgeistlichen war bekleidet worden, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal da er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehren guten Köpfen in Verbindung und suchte sie für seinen sogen. Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber so offen und so schuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaben konnte; desto mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu necken. Als Rechtsgelehrter erlangte er viel Ruhm; seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht, er benutzte diese Gelegenheit, seine neue Lehre seinen Zuhörern bekanntzumachen, und so ward sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für welchen er selbst den so berüchtigt gewordenen **Illuminatenorden** (s. d.) stiftete. Nachdem W., als ein Opfer mönchischer Verfinsterung und eigner Unvorsichtigkeit, seine Lehrstelle 1785 verloren hatte, ging er nach Gotha, wo er mit dem Titel eines sächs.-gothaischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausg. mehrer philosophischen Schriften auszeichnete. Die wichtigsten darunter sind: 1) „Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Baiern", 1. Bd.; 2) „System der Illuminaten"; 3) „Schilderung der Illuminaten"; 4) „Pythagoras, oder

Betrachtung über die geheime Regierungskunst"; 5) „Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde", eine Zeitschrift in 2 Heften, 1809.

Weisheit ist das in einer guten Gesinnung und thätigen Äußerung derselben wirksame Wissen des Wahren. Sie geht also vom Wissen aus, ist auf feste Überzeugung des Wahren, und zwar des unbedingt Wahren, gegründet, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern wird praktisch. Je ausgebildeter das Wissen und die Gesinnung ist, desto höher und würdiger ist die Weisheit. In ihr sehen wir das Resultat des ganzen Lebens; darum unterscheidet sie sich auch von der Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, welche oft ohne dieselbe ist.

Weissagungen, oder Prophezeihungen, sind bestimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im voraus von keinem Menschen durch Schlüsse erkannt oder durch absichtliche Anordnungen veranstaltet werden konnten, und sich doch wirklich so zutrugen, daß der Erfolg mit der Vorherverkündigung in allen wesentlichen Stücken genau übereinstimmte. Es leuchtet ein, daß dieser Begriff echter Weissagung die räthselhafte, doppelsinnige Sprache der alten Orakel ebensowol als das auf tiefere Erkenntniß, Forschung und Umsicht gegründete und daher keineswegs übernatürliche Vorhersehen der Weisen ausschließt, und nicht nur bei Vorhersagungen, die man nach der Begebenheit erdichtet, wie diejenigen, welche Homer der Kassandra und Virgil dem Äneas in den Mund legt, sondern auch da, wo der Erfolg von der Vorhersagung abweicht, keine Anwendung finden kann. Hiernach ist zu beurtheilen, ob die Prophezeihungen, von denen die Geschichte der Religionen und politischen Veränderungen im Allgemeinen, wie das Wirken einzelner Seher, Sektenstifter und Abenteurer, und die Überlieferung in gewissen Familien so viele Beispiele aufweist, mit den dadurch angekündigten Erfolgen in dem Verhältniß eines bloß zufälligen Zusammentreffens einzelner Merkmale und Umstände, oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen gegründeten Übereinstimmung standen. Denn da der menschliche Geist aus eigner Kraft zukünftige Dinge nur vermuthen und bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit errathen, aber keineswegs vollkommen sicher und unbedingt vorausbestimmen oder wissen kann, so muß der Inhalt echter Weissagungen Denen, die sie aussprechen, von Gott, dem allein Allwissenden, auf außerordentliche Weise eingegeben worden sein. Propheten und Seher aller Art haben auch diesen göttlichen Ursprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet, und um so mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenossen über den in der Weltordnung bestehenden ursächlichen Zusammenhang und über die Grenzen des menschlichen Wissens aufgeklärt waren. Die vorchristliche Welt war, wie noch jetzt die einer philosophischen Bildung ermangelnden Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wissenschaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten, und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt sich das große Ansehen jener an bestimmte Orte und Stände gebundenen **Orakel** (s. d.), in dem Religionswesen der alten Völker, die, wenn auch meist zufällig entstanden, doch mit unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden. Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Todtenbeschwörerin zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den u. d. N. der **Propheten** (s. d.) bekannten, gottbegeisterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch besondere Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen geweissagt haben, wird wegen der unverkennbaren Übereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeihungen, und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weissagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der

Digitized by Google

heilige Geiſt die erſten Lehrer des Chriſtenthums ausſtatten ſollte, gehörte auch die Gabe der Weiſſagung; von den Proben derſelben iſt jedoch ſehr wenig Zuverläſſiges bekannt, und nie waren die Chriſten völlig einverſtanden, in welchem Sinne und in welcher Beziehung der prophetiſche Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufaſſen ſei. Das Chriſtenthum berechtigt, ſeit die Periode ſeiner Stiftung vorüber iſt, Keinen mehr, Aufſchlüſſe über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben, und ſeine Lehren verweiſen, in Rückſicht zukünftiger Begebenheiten, zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch ſpäter oft verſuchte Weiſſagen, ſondern auch die alte Wahrſagerkunſt, die ſich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkürlich gewählter Zeichen auf künftige Ereigniſſe, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem urſächlichen Zuſammenhange ſtehen, geltendmachte, den öffentlichen Glauben verloren. Das Prophezeihen iſt daher unter den Chriſten ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geſchäft, das von Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung der Wunderſüchtigen und Leichtgläubigen auf eigne Hand getrieben wird. Mit dieſem verbotenen Gewerbe, deſſen ganzes Geheimniß bloß auf Menſchenkenntniß und ſchlauer Benutzung von Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Myſtification beruht, darf weder das nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (ſ. Ahnung), noch das Vorherſehen der Somnambulen (ſ. Magnetismus, thieriſcher), noch die Sehergabe der Weiſen verwechſelt werden, welche im Vergangenen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken, und durch Schlüſſe die bevorſtehende Geſtaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schickſal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzuſagen wiſſen. An ſolchen, auch in unſern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn ſie mit Beſcheidenheit vorgetragen werden, ſtets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weiſſagungen iſt übrigens nichts unbedingt Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerkſamkeit auf den Zuſammenhang der menſchlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen ſtaunen, wo ein geſchärfter Blick weiter ſieht als die immer Blinden. E.

Weiß (Chriſtian Samuel), Dr., ordentl. Profeſſor der Mineralogie an der Univerſität zu Berlin, Director des königl. Mineraliencabinets und ordentl. Mitglied der phyſikal. Claſſe der königl. Akad. der Wiſſenſch. daſelbſt ꝛc., einer der ausgezeichnetſten Mineralogen unſerer Zeit, wurde 1780 zu Leipzig geb., ſtudirte auf den Schulen und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und beſuchte darauf die Bergakademie zu Freiberg, wo er zu Werner's vorzüglichſten Schülern gehörte. Später machte er mehre mineralogiſche Reiſen, u. a. auch nach den erloſchenen Vulkanen Südfrankreichs, beſuchte Paris und die Vorleſungen des berühmten Kryſtallographen Hauy (ſ. d.), hielt darauf Privatvorleſungen in Leipzig und wurde 1809 als ordentl. Prof. der Phyſik daſelbſt angeſtellt, wobei er ſeine Diſſertation „De indagando formarum crystallinarum charactere geometrico principali" öffentlich vertheidigte. In dieſer Abhandlung, die er noch in einer Commentation fortſetzte, finden ſich ſchon die Grundlagen einer Abtheilung ſämmtlicher Kryſtallgeſtalten in gewiſſe Syſteme. 1811 folgte W. dem verewigten Staatsrath D. L. G. Karſten, mit welchem vereint er ſeit 1806 eine Überſ. von Hauy's „Traité de minéralogie" beſorgte, als Prof. der Mineralogie an der Univerſität zu Berlin, wo er ſeit jener Zeit Mineralogie, Kryſtallographie, Geognoſie, Bodenkunde für Forſtleute ꝛc. lehrt. Er hat bereits eine Menge guter Mineralogen gebildet und den mathematiſchen Theil der Mineralogie, nach einer ſehr naturgemäßen Methode zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. 1813 ſchrieb er eine Abhandl. „Über die natürlichen Abtheilungen der Kryſtalliſationsſyſteme", welche er, da er zum Mitgliede der königl. Akad. der Wiſſenſch. erwählt wurde, am 14. Dec. die-

Digitized by Google

ser berühmten gelehrten Gesellschaft vorlas, und welche in deren Abhandlungen 1814 und 1815 abgedruckt ist. Er war daher der Erste, der eine solche Abtheilung, die Basis alles krystallographischen Wissens, aufstellte, wiewol Mohs (s. d.) später auch auf eine solche geleitet wurde. Außer seinen genannten Schriften und einer Reihe von Abhandlungen in den Schriften der Akad. und der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, besitzen wir leider Nichts von ihm, und es ist sehr zu bedauern, daß sich ein so ausgezeichneter Mineralog, dem die Schätze einer kostbaren, sehr vollständigen Mineraliensammlung zu Gebote stehen, nicht zu einer systematischen Arbeit entschließt, die gewiß einen ganz vorzüglichen Rang unter den mineralogischen Lehrbüchern einnehmen würde. — Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in dem richtige Bestimmung der Species oder Gattung die Hauptsache ist. Wiewol er nun die Gestalt als Grundprincip bei Feststellung der Species annimmt, so schließt er doch die Resultate der chemischen Untersuchung nicht davon aus, wie es denn überhaupt wol eine irrige Ansicht ist, daß diese nicht in die Naturgeschichte des Mineralreichs gehören. Als Geognost ging er schon früh seinen eignen Gang und nahm mit v. Buch u. A. an, daß es auch, gegen Werner's Ansicht, Kräfte gebe, die bei Bildung der Erdoberfläche von Innen auswärts gewirkt, und die schon vorhandenen Gebirgsschichten verändert haben.

Weiße (Christian Felix), ein Name, der, soweit die deutsche Sprache reicht, noch lange mit Achtung genannt werden wird. Gleich schätzbar als Schriftsteller und als Mensch, gehört W. unter die verdienstvollsten Männer s. Zeitalters, auf welches er durch s. rege Wirksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend einen bedeutenden Einfluß hatte. Er ward d. 8. Febr. n. oder d. 28. Jan. a. St. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge geb. Sein Vater war Rector der dasigen Stadtschule und ward gleich nach des Sohnes Geburt Director des Gymnasiums zu Altenburg, wo er frühzeitig starb. W. erhielt hier s. ersten Unterricht, und widmete sich von 1745 an zu Leipzig vorzüglich der Philologie. Er fand hier noch jene Versammlung guter Köpfe, welche unsere schöne Literatur so rühmlich gehoben haben: Klopstock, Cramer, die Schlegel u. A. Mit Lessing knüpfte er eine vertraute Freundschaft und Beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. W.'s erster nun freilich vergessener Versuch war „Die Matrone zu Ephesus"; auch übersetzte er verschiedene franz. Theaterstücke. 1750 ward er Hofmeister eines jungen Grafen Geyersberg, mit welchem er noch mehre Jahre in Leipzig verweilte. Während dieser Zeit ward er mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, gab 1758 s. „Scherzhaften Lieder" heraus, die vielen Beifall fanden, und ging 1759 mit s. Zögling nach Paris. Als er 1760 nach Leipzig zurückkam, blieb er eine Zeitlang ohne Anstellung; die meisten s. dramatischen Werke sind aus dieser Periode. Auch gab er 1760 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" und 1761 s. damals sehr zeitgemäßen „Amazonenlieder" heraus. 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis an s. Tod bekleidet hat. Seine ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. Von 1763 an arbeitete er für die Koch'sche Gesellschaft in Leipzig komische Opern, zuerst in Übersetzungen aus dem Französ., später Originalstücke („Die Jagd", „Der Erntekranz") und eine Reihe von Lustspielen. Am wenigsten glückten ihm die Trauerspiele. Diese Stücke haben lange Beifall gefunden. Seit 1774 gab er die theatralischen Arbeiten fast gänzlich auf. Außer der Herausgabe der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", vielen Übersetzungen aus dem Französ. und der Theilnahme an dem neuen Gesangbuche s. Freundes Zollikofer, beschäftigte er sich jetzt vorzüglich mit Schriften für die Jugend und half dadurch einem lange gefühlten Bedürfnisse ab. Seine „Lieder für Kinder", s. „ABC-Buch" wurden mit verdientem Beifall aufgenommen; das Letztere ist lange das vorzüglichste Buch dieser Art geblieben. Von 1775 an gab er den „Kinderfreund" heraus, der in 6 J.

5 Mal aufgelegt wurde, ohne die verschiedenen Nachdrücke in Anschlag zu bringen. Als Fortsetzung dieses Werks erschien der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes". Diese Jugendschriften sind die schönsten Blumen in W.'s Schriftstellerkranze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblichkeit, die des nützlichen Wirkens, erworben. Sein pädagogischer Ruf wurde dadurch sehr verbreitet, und man wendete sich, sowie vorhin an s. vertrauten Freund Gellert, von allen Orten her an ihn, um durch s. Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch auf diese Art hat W. zur Bildung der Jugend beigetragen und das Glück manches jungen Mannes befördert. Diese Verbindungen veranlaßten s. ausgebreiteten Briefwechsel, den nur ein Mann von s. Thätigkeit unterhalten konnte und der erst durch s. Tod, 1804, unterbrochen wurde. W. war ein heiterer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rücksicht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdiente. „Lustspiele" (Lpz. 1783, 3 Bde.); „Komische Opern" (Ebend. 1777, 3 Bde.); „Lyrische Gedichte" (Eb. 1772, 3 Bde.). Er hat sich selbst mit vieler Aufrichtigkeit geschildert in der „Selbstbiographie", herausg. von C. E. Weiße und S. G. Frisch (Lpz. 1806). — 1826 feierte man in Annaberg und in Leipzig, wo sein Sohn, der Oberhofgerichtsrath, Dr. W., als Forscher der deutschen und sächsischen Geschichte geschätzt, ein würdiges Mitglied der Universität ist, seinen Geburtstag, und durch Sammlungen wurde eine Schule für arme Kinder in Annaberg u. d. N. der Weißensstiftung besonders auf Anregung des Diak. Schumann in Annaberg errichtet.

Weißenthurn (Johanna Franul v.), ausgezeichnet durch ihr Talent als Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, ward 1773 zu Koblenz geb. Der Tod ihres Vaters, des Schauspielers Benj. Grünberg, versetzte sie mit ihrer Mutter und 5 unmündigen Geschwistern in die hülfloseste Lage. Um ihrer Familie einen anständigen Unterhalt zu sichern, verband sich Johannas Mutter in zweiter Ehe mit Andr. Teichmann aus Eisenach. Dieser benutzte das Talent der Kinder und führte die damals beliebtesten Stücke aus Weiße's „Kinderfreund" auf. Johanna, die als die älteste Tochter bald auf den Markt, bald in die Küche, bald zu Sing-, Schauspiel- und Balletproben, bald an das Krankenbett einer jüngern Schwester gerufen wurde, konnte sich natürlich keine nützlichen Vorkenntnisse erwerben, selbst die unentbehrlichsten nicht. Auf der Bühne war sie bald Knabe, bald Mädchen, bald Bauernbirne, bald Prinzessin; sie sang und tanzte, während sie im Hause das für Alles sorgende, kaum 10jährige Hausmütterchen blieb. Dazu kam noch, daß sie täglich ihren Geschwistern nicht nur die Köpfe zu frisiren, sondern auch für Das zu sorgen hatte, was diese Köpfe denken und auf der Bühne wissen mußten. Diese Thätigkeit in ihrer Jugend hat Johanna später oft als ihre beste Lehrmeisterin gepriesen. Johanna war 14 J. alt, als der Graf v. Serau, Intendant des münchner Hoftheaters, sie die Blondine im Melodrama gleiches Namens spielen sah und ihr ein Engagement in München antrug. Sie nahm es an; da sie jedoch als unerfahrenes Mädchen mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, so folgte sie 1789 einer Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien. Kaiser Joseph II., gegen den man ihres Spiels lobend erwähnt hatte, ließ sie durch Brockmann bei dem Hoftheater anstellen und besuchte das letzte Mal vor seinem Tode das Schauspiel, als sie in Wien auftrat. Hier kam das 16jähr. Mädchen neben einer Adamberger, Sacco und Stephanie in den Hintergrund zu stehen, bis sie durch das Ableben dieser Frauen nach und nach in den Besitz aller ersten Liebhaberinnen kam. Erst dann, als sie in ein älteres Rollenfach überging, trat sie den ersten Platz an Mad. Schröder ab, von der sie wol im künstlichen Kraftaufwand und in gewagten Einzelnheiten, aber nie in weiblicher Zartheit und Natürlichkeit übertroffen wird. Es verdient Erwähnung, daß sie 1809 auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon die Phädra spielte. Während der Vorstellung äußerte Napoleon, der das franz. Original nachlas, er habe nicht geglaubt, daß die tragische Kunst in Deutschland solche

Digitized by Google

Fortschritte gemacht habe, und ließ der Künstlerin ein Geschenk von 3000 Franken zustellen. Im 2. Jahre ihres Aufenthalts in Wien heirathete Johanna den Hrn. v. Weißenthurn, der aus einer Patrizierfamille in Fiume und Cassirer des Arnstein'schen Handlungshauses war. Ihr besseres Schicksal benutzte sie jetzt, um sich in wissenschaftlicher Hinsicht alles ihr Fehlende anzueignen. Das Talent zur Schriftstellerin entwickelte sich bei ihr erst im 25. Jahre und zwar auf Veranlassung einer Wette. Nach einem Plane, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Trauerspiel: „Die Druſen". Man hat verschiedentlich behauptet, daß sie bei ihren Arbeiten die Mitwirkung ihrer Freunde nöthig gehabt habe, doch ohne Grund. In manchen Fällen war ihre Autorschaft selbst den vertrautesten Umgebungen ein Geheimniß. Frau v. W. ist die fruchtbarste dramatische Schriftstellerin; ihre bis jetzt gesammelten Schauspiele sind in 10 Bdn. erschienen. „Schauspiele (Wien 1810, 6 Bde.); „Neue Schauspiele" (Wien u. Berl., seit 1817). Fast alle sind auf den Bühnen Deutschlands aufgeführt worden und zeichnen sich oft durch glückliche Erfindung, Ausführung, reine Sprache, richtige Charakterzeichnung, Witz und Laune aus. „Der Wald bei Hermannstadt" und viele andre Stücke von ihr sind ins Engl., Franz., Ital., Dän., Russ. und Polnische übersetzt. Außerdem sind „Die Erben" und das Lustsp.: „Das letzte Mittel", durch Beifall ausgezeichnet worden. Letzteres ist nicht ohne witzige Laune und bietet dem Schauspieler mehre dankbare Rollen dar. Auch erschienen von ihr in verschiedenen Zeitschriften mehre Gedichte und prosaische Aufsätze.

Weißes Meer ist ein großer Busen des Eismeers zwischen der Halbinsel Kanin und der Küste von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64.° der Br. herabzieht. Er hat s. Namen davon, daß er einen großen Theil des Jahres über gefroren und mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Mais bis Ende des Sept. statt. Die Küste ist von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, zwischen welchen gegen 30 Flüsse sich ausmünden, wovon der Dwina-, Onega- und Mezenfluß die größten sind. Die Mündung des letztern bildet eine Bai, an der eine Stadt gl. N. liegt. Die Dwina geht in 2 Armen ins Meer, die von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete wichtige **Archangel** (s. d.), der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des weißen Meeres ist die Soloffkiinsel im Onegabusen die größte. 2 Canäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnepr verbinden, lassen aus dem weißen Meere unmittelbar ins kaspische und schwarze Meer schiffen.

Weitsichtig wird Derjenige genannt, welcher kleine Gegenstände nur bei sehr hellem Lichte und in einer größern Entfernung vom Auge, als sonst gewöhnlich ist, deutlich erkennen kann. Es ist dies ein Fehler, an dem alte Leute häufig leiden und welcher deßhalb in der Kunstsprache Presbyopie genannt wird. — Die Lichtstrahlen, welche von dem sichtbaren Gegenstande ausgehen und in dem Auge zu einem Kegel gebrochen werden müssen, vereinigen sich bei diesem Fehler erst hinter der Retina zum Focus, oder in der Spitze des Kegels. Dies geschieht, wenn die Hornhaut oder die vordere Fläche der Krystallinse zu wenig conver sind, wenn die letztere der Netzhaut zu nahe liegt, wenn die Kraft der durchsichtigen Theile des Auges, das Licht zu brechen, vermindert ist, die Gegenstände dem Auge zu sehr genähert werden, und wenn die Pupille zu sehr verengt ist. — Dieser Fehler läßt sich meistentheils nicht wieder beseitigen, sondern durch den Gebrauch converer Gläser bloß verbessern; indessen hat man bisweilen beobachtet, daß Leute, welche im 50. Jahre an demselben zu leiden anfingen, im höhern Alter davon befreit wurden und ohne Gläser wieder lesen konnten. Eine Hauptregel bei dem Gebrauche der letztern ist, daß man sehr langsam von einer schwächern zu einer höhern Nummer übergeht.

Weitzel (Johannes), ist geb. zu Johannisberg im Rheingau d. 24. Oct.

1771. Seinen Vater, der ſtarb, da der Knabe erſt 3 J. zählte, hat er nicht gekannt. Mit 3 noch unerzogenen Schweſtern auf die Pflege der unbemittelten Mutter beſchränkt, war an Erziehung und Unterricht oder irgend eine Art von Bildung nicht zu denken, und er hatte in ſ. Kindheit und Jugend mit harter Noth zu kämpfen. Alle Verhältniſſe der Geburt und des Glücks, die gewöhnlich für das ganze Leben eines Menſchen entſcheidend ſind, waren gegen ihn; was er iſt, verdankt er allein ſich ſelbſt. In der bedrängten Lage ſ. Familie bot ſich dem Knaben kaum die Ausſicht dar, ein gewöhnliches Handwerk zu lernen. Da man ihn indeſſen für die Feldarbeit zu ſchwach fand, ſo ward er zum Schneider beſtimmt. Allein es regte ſich in ihm der Wunſch zu ſtudiren, der ſich immer lebendiger und endlich unwiderſtehlich offenbarte. Beharrlich ſetzte er durch, wozu er entſchloſſen war. Anfangs mußte er ſich mit dem dürftigen Unterricht ſ. Dorfſchulmeiſters behelfen, dann ging er gegen den Willen ſ. Mutter allein nach Mainz, ließ ſich in das dortige Gymnaſium aufnehmen und half ſich auf eine faſt wunderbare Weiſe fort. Bezeichnend iſt, daß er, obgleich ſehr dürftig, ſich nicht in das Verzeichniß der armen Studenten eintragen ließ, ſondern, den Vermögenden gleich, auf jede wohlthätige Unterſtützung verzichtete und ſogar den Unterricht, den er empfing, bezahlte, da er ſich ſelbſt durch Unterricht, den er gab, ſpärlich nährte. Es iſt ein anziehendes und lehrreiches Schauſpiel, dieſe freie und kräftige Natur in langem, hartem Kampfe mit allem Ungemach der Dürftigkeit und der gröbſten Vorurtheile ſ. Standes zu ſehen, den er mit fröhlichem Muthe und männlicher Ausdauer beſteht, und ſiegreich ſ. Freiheit, ſ. ſtolzes Selbſtgefühl und ſ. Vertrauen auf ſich und die Menſchen rettet. Er ſelbſt hat dies Schauſpiel in einer Art von Autobiographie beſchrieben, die den Titel führt: „Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit". Als Cuſtine 1792 mit den Franzoſen Mainz beſetzte, zog W. ſich in den Rheingau zurück und nahm die Stelle eines Hauslehrers bei einer befreundeten Familie an. Einige Jahre ſpäter vollendete er ſ. zu Mainz unterbrochenen Studien in Jena und Göttingen, machte eine Reiſe nach Dresden und endlich durch einen Theil von Frankreich und der Schweiz, kehrte dann nach der geliebten Heimath zurück, wo er im Schoße der Seinigen den Studien lebte. Hier verlaſſen uns die biographiſchen Notizen, die uns W. in dem „Merkwürdigſten aus meinem Leben und aus meiner Zeit" über ſich ſelbſt gegeben, und das Werk ſcheint mit dem 2. Th. abgebrochen. Das iſt zu bedauern, befremdet uns aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge keineswegs. Wir geben indeſſen die Hoffnung nicht auf, die fehlenden Theile zur rechten Zeit unter ſ. Papieren zu finden. Der Verluſt dieſer Arbeit dürfte Manchem ſchon darum ſchmerzlich ſein, weil der Vf. im 2. Th. eine raiſonnirende Überſicht der franz. Revolution begonnen hat, von der man glauben ſollte, die einzigen Geſchichtſchreiber derſelben, die ſpäter aufgetreten ſind, Mignet und Thiers, hätten ſie benutzt, wenn man annehmen dürfte, daß ihnen das Werk bekannt geweſen ſei. — Im Rheingau erhielt W. 1798 von der franz. Behörde, die das linke Rheinufer organiſirte, den Ruf als Commiſſair der Regierung im Canton Otterberg, Depart. vom Donnersberg, und folgte ihm. Bald darauf ward er auf ſ. Verlangen in derſ. Eigenſchaft nach Germersheim verſetzt, verſah dabei unter den ſchwierigſten Verhältniſſen die Stelle eines Kriegscommiſſairs, und hatte als ſolcher, da das Heer von Requiſitionen lebte und der übermächtige Feind über den Rhein zu gehen drohte, eine ausgedehnte Vollmacht und große Verantwortlichkeit. An dieſer gefährlichen Stelle, in einer höchſt bedenklichen Zeit, zeigte W. eine Rechtlichkeit und Strenge, die von ſ. jugendlichen Begeiſterung für Wahrheit, Recht und Tugend, aber auch von ſ. wenigen Menſchenkenntniß Zeugniß gibt. Unter Anderm verfolgte er eine ungeheuere Verſchleuderung von Militaireffecten, während der Soldat faſt an Allem Mangel litt, und die Erpreſſungen eines begünſtigten Generals im eignen Lande. W. hatte nicht genug bedacht, vielleicht auch nicht gewußt, daß ſ. eigner Vorgeſetzter, der Commiſſair

Digitized by Google

ordonnateur, Theil an dem schändlichen Raube hatte und ihm s. Schutz verlieh. Dieser und der General fanden Mittel, sich lossprechen zu lassen, und zeigten sich, wie man vermuthen kann, ihrem Verfolger nicht gewogen. Sie machten mit allen zahlreichen Dieben und Räubern gemeinschaftliche Sache und gewannen selbst rechtliche Franzosen, die aber einen gewissen Nationalwiderwillen gegen die Deutschen fast nie verleugnen konnten. An sie schlossen sich die Jakobiner und heftigen Demagogen an, die W.'s Mäßigung schon lange verdächtig fanden und ihn als einen heimlichen Aristokraten anklagten und verfolgten. So tadelten die Franzosen s. deutsches Wesen und die Deutschthümler später s. französische Art; die Jakobiner haßten ihn als einen Mäßigen und Aristokraten, diese dagegen als einen Jakobiner; und wenn ihn die überspannten Republikaner entfernten, weil sie monarchische Gesinnungen bei ihm finden wollten, so trug man unter Napoleon Bedenken, ihn anzustellen und zu befördern, weil er republikanische Grundsätze zu nähren beschuldigt ward. Er selbst hat s. unseliges Loos, von jeher allen Narren, Spitzbuben, Renegaten, Apostaten und Heuchlern ein Ärgerniß und Gräuel zu sein, mit vieler Laune in dem Aufsatze geschildert: „Reiz der Neuheit", der im 2. Bde. s. „Vermischten Schriften" steht. Indessen hatte er, wie gewöhnlich Leute seiner Art, das gute Recht für sich, und seinen Gegnern blieb der Erfolg. Bei der Reorganisation der franz. Verwaltung 1800 ward W. übergangen. Nach einer Dienstführung, die sonst ihres segensreichen Einbringens wegen gesucht wird, kehrte er so arm als er sie angetreten hatte, müde des Haders der Parteien, des tollen Treibens des Unverstandes und der heuchlerischen Schlechtigkeit, die unter dem Panier der Freiheit, der Tugend, des Vaterlandes und des Rechts für die Gelüste des Eigennutzes und der Selbstsucht kämpft, nach dem Johannisberg zu s. Mutter zurück. Aber auch hier sollte ihm die gehoffte Ruhe nicht werden. Die ehemalige mainzer Regierung, die ihren Sitz zu Aschaffenburg hatte, ließ ihn verderblicher Romane wegen, die er geschrieben haben sollte — es gab aber keinen Roman von ihm — aus dem Lande weisen. Ihm blieb in dieser Lage — nach s. Äußerung der schrecklichsten, die er je gekannt — Nichts übrig als nach Mainz zu gehen, ohne Stelle, ohne Aussicht, ohne Vermögen, von allen excentrischen Parteien geächtet und verleumdet, an eine geliebte Familie gebunden, die mit ihrer Erhaltung an ihn angewiesen war. Er wollte als Schriftsteller sein Glück versuchen, hatte aber diesen Beruf nie recht als den seinigen erkannt, da ihm das Schreiben in einer so tief bewegten und folgereichen Zeit nur als ein karges Surrogat des Handelns, wozu er sich bestimmt glaubte, erschien. Auch darf der Schriftsteller so wenig als der Geschäfts- oder Weltmann gewisse Mittel, emporzukommen, verschmähen, auf deren Anwendung sich W. schlecht verstand. Erst gab er eine Zeitschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik u. d. T. „Egeria" heraus, dann übernahm er die Redaction der „Mainzer Zeitung", und ward endlich gegen s. Willen zum Prof. bei dem kaiserl. Lyceum ernannt. Das Vertrauen s. Mitbürger berief ihn in das Bezirkswahlcollegium, und als Präsident der Jury des öffentlichen Unterrichts leistete er diesem wesentliche Dienste. Die vereinigten Bemühungen der ersten Behörden des Depart., die sich sehr für ihn verwendeten, konnten keine Beförderung, nicht einmal eine Verbesserung s. Schicksals von der Regierung erlangen. Der Polizeiminister entzog ihm sogar die Redaction der „Mainzer Zeitung", die den bedeutendsten Theil s. Einnahme bildete. Ohne Zweifel hatte er es mit der geheimen Polizei des Kaisers durch die Ablehnung eines Auftrags verdorben, mit dem ihn Savary, nachheriger Herzog v. Rovigo und Polizeiminister, beehren wollte. Die verhängnißvollen Jahre 1814 und 1815 gaben dem Schicksal der Welt und auch dem seinigen eine andre Wendung. Unter dem seltsamen Provisorium in Mainz auf mancherlei Weise geneckt, nahm er den Ruf als Hof- und Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, zu dem nun sein Geburtsland, der Rheingau, gehörte, mit Vergnügen an. In Wies-

baden gab er die „Rheinischen Blätter" heraus, und was der Mensch sonst sein Glück zu nennen pflegt, schien nun fest begründet, als die Beschlüsse der karlsbader Conferenzen es wieder zerstörten. W., der unter einer Censur nicht schreiben wollte, entsagte den „Rheinischen Blättern" und mit ihnen einer Einnahme, die schon ein sorgenfreies Dasein gesichert hatte. 1820 ward er zum herzogl. Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt, in welcher Eigenschaft er noch thätig ist. — Unter s. Namen sind erschienen: „August und Wilhelmine" (2 Bde.); „Vermischte Schriften" (3 Bde.); „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (2 Thle.); „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande" (1. Bd.); „Die Rheinreise" (1. Bd.). Endlich hat er erst mit Vogt, dann mit Neeb das „Rheinische Archiv" herausgegeben. Er selbst führt als etwas Eigenthümliches in s. Leben an, daß er die Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, und alle Stellen, die er bekleidet, ohne s. Ansuchen erhalten, ja gegen s. Neigung angenommen, die 2 einzigen Stellen aber, um die er sich beworben, nicht habe erlangen können.

Welcker (Friedrich Gottlieb), gegenwärtig Prof. der Alterthumswissenschaften zu Bonn, ist zu Grünberg im Hessen-Darmstädtischen d. 4. Nov. 1784 geb. Nach Vollendung s. Universitätsjahre zu Gießen fand er am dasigen Pädagogium 1803 eine Anstellung als Lehrer, und gab 1806 durch eine Reise nach Rom, wo er sich Zoega's persönlichen Unterrichts rühmen konnte, s. Bestrebungen eine von nun an entschiedene Richtung. Durch eine inhaltreiche Schrift: „Zoega's Leben, Sammlung seiner Briefe ꝛc." (Gött. 1819, 2 Bde.), hat er dem verdienten Dänen ein schönes Denkmal gesetzt. Studium des bildlichen Alterthums in Verbindung des genauesten grammatischen Studiums der Classiker ward von jenem 2jährigen Aufenthalte in Rom an der entschieden hervortretende Charakter s. Schriften, in denen man, wie bei Zoega, eine Überfülle des Stoffs bemerkt, der zuweilen der Klarheit nachtheilig ist. Nach s. Rückkehr fand W. 1809 eine Anstellung als außerord. Prof. der Archäologie und griech. Literatur zu Gießen, die er 1816 mit einer Professur in Göttingen vertauschte. Seit 1819 gehört er zu den Zierden der neugestift. Universität Bonn und zu ihren thätigsten Professoren. Von s vielen Schriften, die in s. frühern Autorperiode auch der Theologie angehören, erwähnen wir hier s. philologisch-artistischen, ohne sie vollständig aufzählen zu wollen. Die Reihe s. philologischen Arbeiten beginnt mit einer Probe der „Orphischen Argonauten" im „Deutschen Merkur" (1804, 9. H.), denen die „Komödien des Aristophanes" (2 Bde., Gießen und Darmst. 1810 — 12) folgten. Mit einem Aufsatz: „Über die Hermaphroditen der alten Kunst" in den „Studien" von Daub und Creuzer (1808, Bd. 4), begann er die Reihe s. so lehrreichen antiquarischen Abhandlungen. Jetzt findet man sie vereinzelt in Zoega's „Basreliefen Roms" (Gießen 1811), in der „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst", nur 3 Stücke (1817 und 1818), in Zoega's „Abhandlungen" (Gött. 1817). Von s. rein-philologischen Arbeiten seien hier erwähnt die „Fragmenta Alcmani lyrici" (Gießen 1815); „Hipponactis et Ananii fragmenta" (Gött. 1816); „De Erinna et Corinna poëtriis", in Creuzer's „Meletem." (2. Bd.), und außer der neuesten, „Theognidis fragmenta" (Bonn 1826), vor allen s. vortreffliche mit Fried. Jacobs besorgte Ausg. des Philostratus und des Kallistratus („Philostrati imagines et Callistrati statuae", Lpz. 1823), worin W. einen Schatz von archäologischer Gelehrsamkeit niedergelegt hat. Manches Andre, z. B. seine Ansicht über die Trilogie des Äschylus, in dem Werke: „Die Äschyl. Trilogie Prometheus (1824), hat von Seiten des Philologen Hermann lebhaften Widerspruch gefunden, weßhalb er kürzlich einen Nachtrag zu jener Schrift (1826) herausgegeben. Eine andre Schrift: „Über eine kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos" (Bonn 1824), ist reich an glücklichen Ergebnissen

scharfsinniger Forschung. Seine neueste Schrift ist über das akademische Kunstmuseum in Bonn (1827). Vor mehren Jahren wurden ihm, in Folge eines in der von der mainzer Commission geführten Untersuchung entstandenen Verdachts, s. Papiere in Beschlag genommen, allein — wie es nicht anders zu erwarten war — ihm von der k. Ministerialcommission zu Berlin 1826 mit der Erklärung zurückgegeben, daß es hinreichend dargethan sei, er habe an den politischen Umtrieben und Richtungen selbst keinen Theil genommen, sondern sei denselben fremd geblieben. 19.

Welfen oder Guelphen war der Name eines berühmten Fürstenhauses, das im 11. Jahrh. aus Italien (Otto von Freisingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen dem Brenner und St.-Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeitlang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königl. und herzogl., noch fortblüht. Nach des Geh.-Justizraths Eichhorn „Urgeschichte des Hauses der Welfen" tritt dasselbe erst mit dem 9. Jahrh. in der letzten Periode Karls des Gr. in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des hanöverischen Guelphenordens (s. Hanover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Italien den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte. (Vgl. Friedr. v. Raumer's „Gesch. der Hohenstaufen", Lpz. 1823.) — Die Familie der Welfen besaß, in 2 Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche Güter im südl. Deutschland. Azzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua u. a. Städten der Lombardei (st. 1097), erhielt einen Theil dieser Güter durch s. Heirath mit der Welfischen Erbtochter Kunegonde. Sein Sohn Welf (Guelph) I. (st. 1101) wurde Herzog in Baiern und erbte die Güter der andern Welfischen Linie. Welfs erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch s. Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden Billung'schen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von s. Schwiegervater, dem Kaiser Lothar (1137), auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen, ward aber in die Acht erklärt und der größte Theil s. Güter ihm entzogen. Nach s. Tode (1139) erhielt s. Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und s. Erbgüter in diesem Lande; die bairischen Erblehen erhielt s. Oheim Welf. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich, (1140) der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. — Waiblingen, im jetzigen Königreich Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen, und die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen (Ghibellini). — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht mehr Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischer Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12. Jahrh. nach Freiheit und Selbständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Guelphen; alle Die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Parteien mit der größten Erbitterung fortgesetzt und das unglückliche Italien litt dabei außerordentlich. Es entstanden neue Parteien unter a. Namen, wie z. B. die

Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geschichte stellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar. (S. Italien.)

Wellen, s. Meer.

Wellesley (Richard Colley, Marquis v.), Pair, seit 1821 Lordlieutenant oder Vicekönig von Irland, einer der größten jetzt lebenden brit. Staatsmänner und Wellington's Bruder, stammt aus einer alten engl., nach Irland unter Heinrich VIII. eingewanderten Familie Colley, die später mit dem Erbgute auch den Namen der ausgest. Familie Wesley oder Wellesley annahm. Er ist geb. den 30. Juni 1760 und der älteste Sohn des Lords Garret Colley, Grafen v. Mornington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er sich in einem von den Schülern errichteten Rednerclub zum öffentlichen Redner. Er hatte kaum s. Studien zu Oxford vollendet, als er (1784) der Erbe des Titels und des Vermögens s. Vaters, hierauf Mitglied des Geheimenraths von Irland und als Vertreter von Windsor Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als Redner in der irländ. Pairskammer, hierauf im brit. Unterhause, ganz dem Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die franz. Revolution gesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer und 1797 zum Generalgouverneur in Ostindien. Als die Franzosen bald nachher im Besitze von Ägypten einen Angriffsbund gegen das brit. Indien mit Tippo Saib geschlossen hatten, ließ Lord W. die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Ägypten und Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Ägypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatnam, das General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf W. ganz Mysore der brit. Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür feierlich, der König ernannte ihn zum Marquis von Irland und setzte in sein Wappen das Sinnbild der Fahne von Mysore. In dem darauf folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen 3 Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. 1805 verlangte er s. Abberufung und erhielt im Juli Lord Cornwallis zum Nachfolger. Er hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britisch-ostindischen Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung seines für die Bildung brit. Beamten in Indien wichtigen Collegiums und a. nützlichen Anstalten. Vergebens ward s. indische Verwaltung von der Opposition angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe ohne Ausnahme. Im Anfange 1809 ernannte ihn der König zu dem damals sehr wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraljunta in Spanien, wo er unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs v. Portland, am Ende dess. J., trat er an Canning's Stelle als Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für welche s. Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigne, und selbst Lord Lansdown ließ, obgleich er dem Ministerium (1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politischen Blick und den Ansichten des Marquis W. Gerechtigkeit widerfahren. Mißhelligkeiten mit seinen Amtsgenossen in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn, im Jan. 1812 aus dem Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben ersuchte, erklärte, wol mit Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht unter ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an s. Stelle. Auch nach Perceval's Ermordung (am 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Liverpool wurde, kannte der Prinz-Regent s. Wunsch, daß W. und Canning das

Ministerium verstärken möchten, nicht erreichen, weil man sich über die Angelegenheit der Katholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel nicht vereinigen konnte. Der bekannte Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (1. Juli 1812), die Strafgesetze, welche auf die Katholiken drückten, zu untersuchen, ward nur durch die Mehrheit von Einer Stimme verworfen. Im Febr. 1817 bemühte er sich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung wünschten; um aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen sein, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten. Daher sprach er mit Nachdruck gegen die Aussetzung der Habeas-Corpusacte. Um den in Irland fortwährenden Unruhen zu steuern, ernannte Georg IV. den kräftigen W. 1821 an Talbot's Stelle zum Vicekönig von Irland, wo ihm jedoch das große Werk, die erbitterten Parteien auszusöhnen, noch nicht gelungen ist. Dieser aufgeklärte, tiefblickende und liberalgesinnte Staatsmann war seit 1794 mit einer Französin, Rolland, vermählt, die 1816 kinderlos starb. Er hat 1812 einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten in Druck gegeben. Wichtige Aufschlüsse über die indische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten s. „Bemerkungen über den Frieden der brit. Regierung mit den Marattenhäuptern" (1804, 4.).

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland und Minister im Depart. der Münze, geb. den 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von s. Vetter, Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. 1811 erließ er als Staatssecretair in Irland ein Umschreiben an die obern Behörden, worin er ihnen die Verhaftung der zu dem gesetzwidrig in Dublin errichteten Ausschuß der Katholiken erwählten Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte sie dem Ober- und Ponsonby dem Unterhause an und drangen auf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm s. Sitz im Unterhause wieder ein, rechtfertigte sich, und Ponsonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war s. Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundsätzen des Hrn. Withbread in Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzusetzte, sein Bruder, der britische Gesandte in Madrid, habe alles Mögliche bei der spanischen Regierung versucht, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möge, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könne.

Wellesley (Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geh.-Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. den 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, hierauf s. Bruder als Secretair nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. 1805 kam er nach England zurück und wurde Secretair der Schatzkammer, legte aber diese Stelle nieder und ging als Gesandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brit. Ministeriums, die span. Regierung mit beträchtlichen Hülfsgeldern zu unterstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlassene Verbot der Baumwolleneinfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russ. Minister am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis 1819 der britische aufs neue sich geltendmachte, indem England die baaren Summen aus Mexico auf brit. Schiffen für span. Rechnung holen ließ und die Abtretung der Floridas an die Verein. Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon 1814 dem Minister W. alle Vorrechte eines Familienbotschafters ertheilt, die der Gesandte annahm als eine seinem Monarchen und der brit. Nation bezeigte Achtung; allein er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadensbezeigungen ab. Bald darauf suchte er um s. Entlassung nach, weil er die in der neuern Zeit von der span. Regierung genommenen Maßregeln zu verhindern vergebens sich bemüht hatte.

Indeß blieb er auf seinem Posten bis 1821, wo er nach London zurückkehrte, weil Spanien s. Botschafter an fremden Höfen einzog. Am Ende 1822 ward er zum brit. Botschafter in Wien ernannt und in der Folge (1828) zum Lord Cowley erhoben. Als solcher ist er Mitglied des Oberhauses, wo schon 3 Brüder von ihm sitzen. — Ein 5. Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771, ist königl. Caplan, Kanonicus von St-Paul und Rector zu Chelsea. — Der berühmteste vom Geschlecht der Wellesley ist

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog v.), der erste Feldherr der Briten in der neuern Zeit, der gefeierte Held von Waterloo, geb. d. 1. Mai 1769 zu Dungancastle in Irland, ward in Eton erzogen, darauf in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich unterrichtet, und trat am Schluß 1787 als Fähnrich seine militairische Laufbahn an. 1794 wohnte er als Obristlieutenant dem Feldzuge in den Niederlanden bei und befehligte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs v. York. 1797 ging er mit s. Regiment nach Indien, wo s. Bruder Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweise von s. militairischen Talenten in dem Kampfe gegen Tippo Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug wesentlich bei zur Erstürmung vor Seringapatnam, 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Platzes die neue Errichtung des aufgelösten Staats. Darauf bekämpfte er siegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Residenz des Peishwah, schlug den Scindiah, den Rajah von Berar und den Holkar bei Assye, und zwang sie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jenes Sieges, schenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. Sterl. an Werth, und die Officiere verehrten ihm eine Vase von Gold. Erst 1805 kehrte Sir Arthur nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit ebenso sehr als durch Überblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die s. Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. 1806 wählte ihn die Stadt Newport auf der Insel Wight zu ihrem Abgeordneten im Unterhause. 1807 ging er mit dem Stadthalter von Irland, dem Herzog v. Richmond, nach Dublin, wo er als Secretair, oder erster Minister, eine bessere Polizei einführte; doch schon im Aug. d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Ruhms, wohnte unter Lord Cathcart dem Zuge gegen Kopenhagen bei, wo er die Capitulation unterhandelte und abschloß, und führte im Jul. 1808 ein britisches Heer nach Portugal. Er entriß dieses Land und Spanien den Franzosen, nachdem er 5 J. lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den Verhältnissen mit der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons geschlagen hatte, von dem Tage bei Rolera (18. Aug. 1808), an welchem er das franz. Heer unter Dalaborde schlug, und von dem bei Vimeira (21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (21. Jun. 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach dem Siege bei Vimeira übernahm zwar Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl, der (30. Aug.) die von Sir Arthur unterhandelte Convention von Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals abschloß, welche Sir Arthur vor dem britischen Parlamente vertheidigen mußte. Allein schon am 22. April 1809 übernahm er den Heerbefehl in der Halbinsel aufs neue und trat an die Spitze der portugiesischen Truppen. Unter s. Thaten sind zu bemerken, der kühne Übergang über den Duero d. 11. Mai, durch welchen er Oporto einnahm und den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Jul. 1810), welche jedoch, bei der Zögerung der spanischen Feldherren ihn zu unterstützen und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen, keinen Erfolg hatte; dann die standhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Übermacht vordringenden Masséna, in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. — 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810 — 5. März

1811). Auf diesem Rückzuge versuchte Sir Arthur das erste Mal ein Mittel, über dessen moralische und militairischen Zulässigkeit gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte das Land, sowie er es räumte, in eine Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einw. die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Masséna vorrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der britische Feldherr Halt und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Masséna durch Hunger zu besiegen, während im britisch-portug. Heerlager durch die Zufuhr von der See und dem Tejo her Überfluß herrschte. Vergebens kämpfte Masséna mit dem Mangel; das britische Heer war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur, nunmehr Marquis de Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte Almeida und behauptete s. Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro, 5. Mai 1811. Masséna brachte von mehr als 80,000 M. kaum die Hälfte nach Spanien zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Streitkräften zu Masséna stießen, hielten den britischen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur sogleich Anstalten, um über die Grenze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (12. Febr. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines span. Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Der Prinz-Regent erhob ihn (22. Febr. d. J.) zum Grafen v. W. (zum Lord Viscount W. v. Talavera war er schon im Aug. 1810 ernannt worden). Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. Apr.), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Jul.) am Tormesflusse, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen, Marmont, schwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (13. Aug.). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entsetzt, und W. trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehler des Feindes benutzend, seinerseits nie eine Blöße gebend. Am Ende des J. stand er wieder an der portug. Grenze, während jedoch der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzosen fortdauerte. Das J. 1813 sollte die franz. Herrschaft überall zertrümmern. Die besten Feldherrn und ihre Truppen wurden nach Deutschland geschickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenseits des Ebro, freiwillig geräumt. W. nahm das verlassene Land sogleich in Besitz und rückte vorsichtig nach, bis er das franz. Heer, unter Josephs Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria ereilte und d. 21. Jun. gänzlich schlug. Der Feind verlor s. Geschütz (151 Kanonen, 451 Wagen und Joseph s. Schatz) und floh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt den Lord W. zum Feldmarschall und die Cortes schenkten ihm die Herrschaft Sotto di Roma. Die festen Plätze Pampelona und St.-Sebastian hielten den Sieger diesseits noch auf. Unterdeß übernahm der kriegserfahrene Soult den Oberbefehl über die Reste des franz. Heers. Schnell bildete er ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um jene beiden Festungen zu entsetzen; allein W. schlug ihn vom 24. Jul. bis zum 1. Aug. aus den Gebirgen zurück und behauptete sich in seiner Stellung. Darauf nahm er St.-Sebastian mit Sturm (8. Sept.), ging d. 7. Oct. über die Bidassoa, und während er nun auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, die Stellung der Nive und Nivelle überwältigte und zu einem neuen Feldzuge sich rüstete, fiel auch Pampeluna. Mit dem Anfange 1814 rückte er gegen Bayonne vor, nahm in Auftrag des Herzogs v. Angoulême, der sich (seit d. 3. Febr.) in s. Hauptquartiere befand, und im Namen Ludwigs XVIII., von Frankreich Besitz, und manoevrirte so geschickt, daß Soult

die Ufer des Adour verlassen mußte. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während W. gegen Toulouse zog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soult's Rückzug bald in wilde Flucht sich auflöste. Das Bundesheer ging auf mehren Punkten über den Adour, und Beresford rückte schon d. 12. März in Bordeaux ein, wo man sofort die weiße Fahne aufpflanzte. Darauf ward Soult, nach der Schlacht bei Aire, aus s. Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (10. April). W. rückte (den 12.) in die Stadt ein. Hier erhielt er die Botschaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war, und begab sich ebenfalls dahin. Dann machte er eine Reise nach Madrid, wo ihm Ferdinand VII. in seinen von den Cortes erhaltenen Würden und Orden, als Herzog v. Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der 1. Classe, Herzog v. Vittoria und Ritter des goldenen Vließes, bestätigte. Von Madrid begab sich W. nach London, wo ihn (23. Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm den Hosenbandorden und d. 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs v. W. ertheilt, und das Parlament bestimmte ihm, außer den frühern Geschenken, z. B. von 100,000 Pf. für den Sieg bei Salamanca, eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Darauf ging er als Botschafter nach Paris (24. Aug.), trat aber bald nachher (1. Febr. 1815) als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereagh's Stelle. Hier unterzeichnete er die Achtserklärung der in Wien versammelten Mächte gegen Bonaparte und den Bündesvertrag vom 25. März zwischen Östreich, Rußland, Preußen und England. Darauf ging er nach Brüssel (6. April), wo er den Oberbefehl über die britischen, hannöver., holländ. und braunschweigischen Truppen übernahm. Als Bonaparte d. 15. Juni die Preußen angriff, befand sich W. in Brüssel. Sofort brach er am 16. mit dem Heere nach Quatre-Bras (s. d.) auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerstanden s. Truppen den wiederholten Angriffen Ney's, doch konnte er den Preußen bei Ligny nicht zu Hülfe kommen. Als Blücher besiegt war, warf sich Napoleon auf W.'s Heer. Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung d. 18. Juni auf den Höhen von Waterloo (s. d.) gegen die Übermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg entschied. Napoleons Heer ward vernichtet und unaufhaltsam drangen Blücher und W. gegen Paris vor, wo sie den 5. Juli mit Capitulation einzogen. Hierauf führte W. d. 8. Juli Ludwig XVIII. in s. Hauptstadt wieder ein und nahm nun Theil an den Unterhandlungen. Doch für die Zurückerstattung des Kunstraubes, welche zuerst Preußen, dann auch Östreich, in Ansehung ihres Eigenthums durchgesetzt hatten, verwandte er sich erst spät und bloß für den römischen Stuhl, der deßhalb Canova nach Paris geschickt und W.'s Beistand sich erbeten hatte. Im April 1816 übernahm er den Oberbefehl über das Besatzungsheer, welches Frankreichs Ruhe sichern sollte, wodurch er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs erhielt und dabei stets die gemäßigten Grundsätze der Constitutionnellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Garddepart. grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederl. Grenze und bei dem Ausgleichungsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte selbst und minderte, wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen, die Privatforderungen, welche endlich 1818, zum großen Kummer der Betheiligten, auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich W.'s Stimme die Verminderung des Besatzungsheers 1817, sowie den Beschluß, es zu Ende 1818 ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der franz. Minister und Ludwigs XVIII., sowie die von

ihm streng behauptete Mannszucht seiner Truppen von der franz. Nation mit Dank anerkannt wurde; allein dennoch konnte der Stolz des besiegten Volks es ihm nicht vergeben, daß er, der Überwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders ihn haßte der franz. Krieger; doch war der angebliche Mordanschlag gegen ihn, 12. Febr. 1818 zu Paris, worüber die Untersuchung im Mai 1819 mit der Freisprechung der Angeklagten endete, nichts als ein Ränkespiel, in welches Lord Kinnaird sich verwickelt hatte. — Der Herzog v. W. hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendsten Belohnungen erhalten. Der König von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Fürsten v. Waterloo. Die übrigen Monarchen Europas überhäuften ihn mit Titeln, Orden und Geschenken. So ward er zugleich Feldmarschall der engl., portug., span., niederl., östr., russ. und preuß. Heere. Der König von Portugal schenkte ihm ein Tafelgeschirr von Silber, mehr als 1 Mill. Thlr. an Werth; andre Monarchen beschenkten ihn ebenfalls, z. B. der Kaiser von Östreich und der König von Preußen jeder mit einem Tafelgeschirr von wiener und berliner Porzellan, auf welchem die Siege des Feldherrn abgebildet sind, und der König von Sachsen mit einem, durch die Größe und Schönheit der Form, wie durch Malerei ausgezeichneten meißner Porzellanservice. Auch die Kaufleute von London verehrten ihm ein nach Smirke's Zeichnungen kunstreich verfertigtes Schild von massivem Silber (3 Fuß 3 Zoll i. Durchmesser), auf welchem er mit s. Officieren und s. Siege in halb erhabener Arbeit dargestellt sind. Noch gebührt ihm das Verdienst einer vorzüglich guten Heerverwaltung. Die Mannszucht s. Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung s. Truppen war besser eingeleitet, und die Einrichtung der Feldspitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Gesundheitszustand s. Truppen besser als der aller andern. Aber wie groß auch s. Feldherrngröße ist, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung übertroffen, die sich in allen seinen Berichten ausspricht. Als Diplomatiker hat sich der Herzog v. W. seit dem Congresse zu Wien und den Verhandlungen 1815 in Paris bei mehren Gelegenheiten unter sehr schwierigen Verhältnissen ausgezeichnet. Im Oct. 1818 war er auf dem Congresse in Aachen zugegen, wo man ihm, wie einem Prinzen von Geblüte, eine Ehrenwache gab. Nach dem Tode des Marquis v. Londonderry stellte ihn seine Regierung an die Spitze der britischen Diplomaten auf dem Congresse zu Verona (Oct. und Nov. 1822), wo er jedoch, nach Canning's Ansicht, an den Beschlüssen der großen Continentalmächte gegen Spanien keinen Antheil nahm und den Krieg gegen Spanien dringend widerrieth.

Als Feldherr und Diplomat ist W. in Großbritanniens Jahrbüchern allein dem berühmten Marlborough vergleichbar. Obwol weniger reich an Ideen, minder genial in s. Entwürfen, minder glänzend im Heerlager, im Staatsrathe und in allen Verhältnissen, als der Held von Blenheim, ragt er dennoch in seiner welthistorischen Laufbahn über den von Swift verleumdeten, von Chesterfield und von Coxe gerechtfertigten Marlborough hervor an Umfang und Reichthum äußerer Hülfsmittel, an Macht und Einfluß der Stellung, an Größe der Erfolge, an Ausbreitung des Ruhms, an Beständigkeit und Dauer der Monarchengunst, an Glanz in den Augen der Zeitgenossen. Marlborough's Name hat s. vielen Feinde überlebt, W.'s Name kommt zugleich mit dem seines einzigen Feindes, seines schärfsten Beurtheilers, mit Napoleon, auf die Nachwelt. Marlborough mußte von dem Schauplatze seiner Thaten abtreten, ohne die letzte Hand an sein Werk legen zu dürfen; der glückliche W. hat ausgeführt und vollendet, was von Andern begonnen war; er ist, ehe er im Jan. 1828 selbst der verantwortliche Leiter und Ordner der öffentlichen Verhältnisse wurde, im Rathe der Minister geblieben als vertrauter Zeuge, Theilnehmer und Rathgeber; er hat behalten das Ohr der Könige; nichts Allgemeines und Entscheidendes geschieht in Europa, wobei er nicht

gehört, Er nicht zum Boten der geheimsten Mittheilungen erwählt würde. — Nachdem W. zu Verona Englands Neutralität in der spanischen Sache erklärt hatte, suchte er persönlich in Paris am Schlusse 1822 den Ausbruch des Krieges mit Spanien durch friedliche Vermittelung zu verhindern. Allein diese wurde von dem franz. Cabinette (26. Dec.) förmlich abgelehnt. W. ging nach London zurück und empfahl den spanischen Cortes, an die er s. Vertrauten, den Lord Fitz-Roy Sommerset mit einer Denkschrift (Lond. 6. Jan. 1823) schickte, nachzugeben und die Constitution abzuändern; allein der harnäckige Sinn des spanischen Stolzes verwarf W.'s Rath. Also verharrte England bei s. durch W. in Verona und Paris erklärten Neutralität. Einige Monate nachher wurden in London die Antwortschreiben des östreichischen, preußischen und russischen Hofes bekanntgemacht, in welchen sie auf die von dem Herzoge v. W. ihnen zugestellte Denkschrift wegen des Negerhandels erklärten, daß sie zu jeder Maßregel, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, mitwirken und denselben als Seeräuberei untersagen wollten; es sei jedoch vorher eine Übereinkunft mit Frankreich und Portugal in Ansehung der Ausführung aller zweckdienlichen Mittel zu treffen. In dems. J. 1823 stimmte W. für die irländische Insurrectionsbill, um die Unruhen auf dieser Insel mit Gewalt zu unterdrücken. Im Aug. und Sept. 1823 unternahm der Herzog eine Reise nach den Niederlanden, um den Bau der neuen Festungen an der franz. Grenze zu besichtigen, dessen Kosten mit den franz. Contributionsgeldern bestritten werden. Auch in den folg. Jahren ward der Herz. v. W. zu wichtigen Cabinetsversammlungen gezogen. Er besaß fortwährend die königl. Gunst, was man schon daraus ersah, daß der König Georg IV. ihm die Ehre erwies, 2 Mal bei ihm zu speisen, was er noch bei keinem andern Unterthan s. Reichs gethan hat. Nach dem Tode des Kaisers Alexander ward der Herzog gewählt, um dem Kaiser Nikolaus zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, während gleichzeitig der britische Gesandte Stratford-Canning in Konstantinopel (März 1826) die Unterhandlung zu Gunsten der Griechen einleitete. Die Regierung bewilligte dem Arzte (D. Hume), der den Herzog begleitete, einen ansehnlichen Gehalt und auf den Fall seines Todes der Familie desselben ein Jahrgeld. Der Herzog ging über Berlin, wo er als Feldmarschall (er ist Chef des 28. preuß. Infanterieregiments) mit Auszeichnung empfangen wurde und vom König Blücher's Büste erhielt, nach Petersburg. Auch hier war er stets in der Nähe des Monarchen, der dem russischen Infanterieregimente Smolensk den Namen des Herzogs von Wellington beilegte, und kehrte, nachdem er mit dem dortigen Cabinet insbesondere über die türkisch-russische und die griechisch-europäische Sache verhandelt hatte, im April 1826 über Berlin und Brüssel nach England zurück. Indem W. nicht bloß von Großbritannien, sondern auch von Frankreich, Östreich und Preußen mit Creditiven versehen, dem Cabinet zu Petersburg eröffnete, wie die großen Mächte in der Absicht übereinstimmten, die Griechen gegen die Osmanen zu beschützen, aber zugleich einem Kriege mit der Pforte vorzubeugen, war es ihm gelungen, das Protokoll vom 4. April 1826 in Petersburg abzufassen, welches hierauf die Grundlage des londner Tractats vom 6. Juli 1827 wurde. Darauf ward auch das russische Ultimatum in der türkisch-russischen Angelegenheit am 4. Mai von der Pforte, um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, angenommen. Sowie nun Rußland seine eigne Angelegenheit mit der Pforte unmittelbar, ohne fremde Dazwischenkunft geordnet zu haben glaubte, so schien es dagegen der ausschließenden Leitung der griech. Angelegenheiten zu entsagen. Diese hatte vielmehr Canning's Klugheit jetzt in Englands Hand gelegt. Das britische Cabinet wollte nämlich in Übereinstimmung mit den großen Mächten die Pforte zur Anerkennung der griech. Freiheit nöthigen, und der brit. Admir. Codrington erhielt den Oberbefehl über die vereinigte brit.-franz.-russ. Flotte bei Morea. Allein Canning's Tod und das

schwankende System des brit. Cabinets nach der Schlacht bei Navarin störten jenen großen Plan. Die Pforte reizte aufs neue Rußland; und als Wellington, der im Januar 1828 als erster Minister an Goderich's Stelle trat (ungeachtet er im Mai 1827 im Oberhause selbst gesagt hatte, daß er die zu diesem hohen Posten nöthigen Eigenschaften nicht besitze), sich mehr auf die Seite der Tories neigte, und die griechische Sache lau behandelte, so verlor England die durch Canning errungene Initiative. Rußland unternahm den Landkrieg und England trat in eine fast passive Stellung zurück. Auch Portugal wurde, als hier D. Miguel die Rechte seines Bruders verletzte, von England sich selbst überlassen. W. hat seitdem fast nur die innern Angelegenheiten Englands (die Aufhebung der Testacte [s. d.], die Ersparnißpläne und die Beruhigung Irlands, wo die Katholiken mehr als je die Emancipation zu erringen im Begriffe sind) vor Augen gehabt. Überdies hat er nach und nach die Freunde Canning's, zu dessen Gegnern er schon früher gehörte, aus dem Ministerium entfernt, z. B. Huskisson und Graf Dudley, sodaß sein Ministerium jetzt aus Tories besteht und in der auswärt. Politik sich ganz an das östr. Cabinet anzuschließen scheint. — Wellington ist ein Mann von etwas mehr als mittler Größe, stark gebaut, ernst, besonnen und klug. Auf seinem Wappen steht das Sinnwort: Virtutis Fortuna Comes. — Er ist vermählt mit Katharina Packenham, der 3. T. des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne sind: Arthur, Marquis von Douro, geb. 1807, und Karl, geb. 1808. S. die Schrift: „Arthur, Herzog von Wellington, s. Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach engl. Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke" (Leipz. 1817). Ferner: „Memoir of the war in India (1803 — 6) conducted by General Lord Lake, commander in chief and Major General Sir Arth. Wellesley, by Major W. Thorn" (Lond. 1817); „und die „Principles of war exhibited in the practice of the camp, and developed in a series of general orders of Field-marshal, the duke of Wellington, in the late campaign on the Peninsula etc." (Lond. 1815). K.

Welser, eine alte, berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg. Die Genealogisten wollten, durch eine entfernte Ähnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherrn des Kaisers Justinian, herleiten. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das Patriciergeschlecht ab, welches immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war Geh.-Rath Karls V. und lebte in solchem Wohlstand, daß er, nebst den Fugger, dem Kaiser 12 Tonnen Gold vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) 3 Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser W. als Pfand überließ, in Besitz nahmen. 480 Deutsche gingen mit nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habsucht und die wilde Grausamkeit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der eingeborenen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte es herbei, daß nach und nach Alle ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Besitz der Provinz, die ihnen jedoch nach dem Tode Karls V. von den Spaniern entrissen wurde. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungsreise ist noch vorhanden. — Des vorerwähnten Barthol. W.'s Nichte, Tochter seines Bruders Franz, war die berühmte Philippine W. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. Ferdinand,

Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstages zu Augsburg und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen, erst 19jährigen Erzherzogs und weigerte sich, irgend eine andre Verbindung als durch die Ehe mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550) ganz insgeheim, ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims (Karls V.) geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte Alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von 8 Jahren ließ sich der Vater versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Östreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine starb zu Inspruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin u. A. durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: „Divae Philippinae". Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Karl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Bildniß der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeit aus. — Marx (Marcus) W., Stadtpfleger zu Augsburg, geb. 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Ant. Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondere hat er sich verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogen. Peutinger'sche Charte (s. Peutinger) bekannt.

Welt, darunter versteht man gewöhnlich den Inbegriff alles Erschaffenen oder die unbeschränkte Gesammtheit des Inbegriffs vorhandener Dinge; der Inbegriff aller Erscheinungen. Eigentlich aber ist Welt oder Ganzes des geschaffenen Seins, die Natur und das Gebiet des Geistes umfassend, eine Vernunftidee, die nicht der bloßen Summirung der unserer Wahrnehmung gegebenen Erscheinungen gleichgesetzt werden darf. Die Vernunft behauptet von der Welt, sie sei unendlich, eine Einheit unendlicher untergeordneter Welten, und Raum und Zeit als ihre unendlichen Formen. In einem schon untergeordneten Sinne wird der Geist oder der Mensch der Welt entgegengesetzt. Dann bezeichnet der Ausdruck den Inbegriff aller körperlichen Dinge oder die materielle Welt, die Körperwelt. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w., bedeutet Welt so viel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen; sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit des Menschengeschlechts leicht, wie die Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. Hesiod nennt 5 Weltalter, das goldene (Saturnische), unter der Regierung des Kronos; das silberne, üppig und gottlos; das eherne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, ein Aufschwung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von

der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Ovid hielt in seinen Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Zeitalter weg, und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Flut. Diese Idee, zuerst vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Philosophie eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet sein sollte, wenn einst die Gestirne und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldene Weltalter von Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Neptun, und das letzte von Pluto, nach Andern von Apollon regiert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl), nach Cicero auf 12,954, nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf 12,100,000jährige Monate. Die sibyllinischen Bücher theilten es in 10 secularische Monate oder 4 Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldene, der Sommer das silberne, der Herbst das eherne, in welchem die Deukalionische Flut ausgebrochen war, und der Winter das eiserne in sich begriff, und wonach der Cyklus wieder mit dem Frühlinge oder mit dem goldenen Zeitalter von neuem beginnen sollte. Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in die religiösen Überzeugungen fast aller Völker verflochten ist, wie wir sie denn in dem tausendjährigen Reiche der Apokalypse und in den Yugs der Indier wiederfinden.

Weltauge, s. Opal.

Weltare nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten scheinbar stillstehenden Punkten, dem Nord- und Südpol, durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche diese sich zu bewegen scheint. Insofern man sich nun diese auch mitten durch die Erde von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird sie die Erdare genannt.

Weltbürger (griech.: Kosmopolit) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er geboren worden, als ein Bewohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Glied einer besondern Nation, zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat auch sein besonderes Interesse, und die Begierde, dieses ausschließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht bloß ausschließend den besondern Vortheil seines Volks, sondern den allgemeinen der Menschheit beachtet und zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. (S. auch Nation, Menschenbildung, Nationalbildung.) Mit Recht hat man von den Geschichtschreibern verlangt, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Parteilichkeit sein.

Weltgebäude, Weltall, Universum ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Kometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher Weltsystem (s. d.). Wir wissen von dem Weltgebäude wenig durch die Anschauung, da unser Blick für die Unermeßlichkeit desselben viel zu kurz und beschränkt ist; aber Ahnung und Vermuthung geben uns auch Aufschlüsse über das, was unsere Sinne nicht erreichen. Durch wirkliche Anschauung lernten wir zuerst unsern Erdball, dann die mit demselben um die Sonne kreisenden Planeten und so unser Sonnensystem näher kennen. Von diesem, welches einen, wenn auch noch so geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, schließen wir, weil die Übereinstimmung des Theils mit dem Ganzen zu vermuthen ist, auf dieses. In unserm Sonnensystem erblicken wir die Sonne als den festen Mittelpunkt, um welchen sich die Erde und andre Planeten nebst

ihren Monden regelmäßig bewegen. Unsere Erde ist der Wohnort organisirter, empfindender und denkender Wesen. Beobachtungen lehren uns unwidersprechlich, daß die übrigen Planeten unsers Sonnensystems der Erde ähnlich sind; wir dürfen daher schließen, daß auch sie der Wohnplatz organisirter, empfindender und denkender Wesen sind. Weitere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Fixsterne unserer Sonne ähnliche Weltkörper sind, denn sie glänzen in eignem Lichte und verändern ihren Standort gegeneinander nicht. Dies angenommen, ist zu vermuthen, daß auch jedem von ihnen seine Planeten, die wiederum unserer Erde gleichen, und in vorgeschriebenen Bahnen um ihn kreisen, zugetheilt worden, daß es mithin ebenso unzählige Sonnensysteme als Fixsterne gibt. Da, wie ebenfalls Beobachtungen lehren, die verschiedenen Weltkörper unsers Sonnensystems in gewissen gegenseitigen Beziehungen zueinander stehen, so ist dasselbe auch von den unzähligen Sonnensystemen zu vermuthen. Und wie wir in Allem, wohin unser Auge und unsere Wahrnehmung reicht, Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir dasselbe auch im Weltgebäude vermuthen, und es daher als ein System, als ein harmonisches zusammenhängendes Ganzes betrachten. Neuere Beobachtungen müssen diese Vermuthung noch verstärken. Sie lehren uns, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine, jedoch erst nach Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Schluß, daß das gesammte Heer der Fixsterne sammt allen Planeten sich wieder um einen gemeinschaftlichen Punkt, um eine Centralsonne, für welche einige Astronomen den Sirius ansehen, bewege. Hiernach wäre das ganze Fixsternsystem im Großen eben Das, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen. Wir vermögen nicht, diesen ungeheuern Gedanken zu fassen und uns die millionenfachen Umkreisungen aller Himmelskörper im unermeßlichen Raume zu denken. Hier ist ewige Bewegung und ewige, nie gestörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Schwere, die sich wie eine Kette um das Weltall schlingt und es zu einem Ganzen verbindet. Alles erscheint genau gegeneinander abgewogen, aber die Wage ruht in der Hand des Unerforschlichen, dessen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß. Ein classisches Werk über das Weltgebäude ist Laplace's „Exposit. du système du monde" (4. A., Paris 1813, 2 Bde.). Mit dem Fixsternhimmel namentlich beschäftigt sich Herschel's Schrift: „Über den Bau des Himmels", davon (Dresden 1826) eine deutsche Bearbeit. m. K. erschienen ist.

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten 4 sogen. Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, sind bekannt. Durch Halbirung dieser Quadranten erhält man die 4 ersten Nebengegenden: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost. Eine zweite und dritte Halbirung gibt dann die zweiten und dritten Nebengegenden, deren Namen (Nordnordwest, Nordwest gen West, oder Westnordwest u. s. w.) gewissermaßen nur für den Seemann Interesse haben.

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, Laienpriester) werden diejenigen Geistlichen in der kathol. Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten. E.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Dieses große Wort umfaßt die sinnlichen Elemente der freien und friedlichen Wechselwirkung der Völker; es zeigt, wie gegenseitiges Bedürfniß, den natürlichen Reichthum mit dem Kunstvermögen ausgleichend, wilde

Nationen mit den gebildeten verknüpft und die ganze bewohnte Erde dem Gesetz der Sitte unterwirft, inwiefern diese beruht auf Verstand und Arbeit. Wie der Welthandel einst mit den Waffen des Fleißes, des Friedens und der Freiheit die Steppen Scythiens und die Wüsten Libyens eroberte, so lichtet er jetzt die Urwälder Amerikas und trocknet Australiens Gewässer aus. Seit Jahrtausenden durchkreuzt er die Binnenländer der alten Welt, seit Jahrhunderten durchzieht er das Weltmeer, und seit Jahren sinnt er darauf, wie er die Landenge Darien durchschneiden und das Polareis durchbrechen soll. Er ist die ewige Argonautenfahrt in der Völkergeschichte, und sein Kolchis heißt von den ersten Zeiten des Weltverkehrs an bis jetzt — Indien. Der Raum unsers Werkes gestattet es nicht, den Gang des Welthandels in der alten Zeit darzustellen; wir verweisen deßhalb auf Heeren's „Ideen", und geben bloß eine allgemeine Übersicht derjenigen Völker, welche gegenwärtig auf dem Weltmarkte verkehren.

I. Europa ist, seit Alexander Tyrus eroberte, im Besitze des Welthandels, und es sicherte sich denselben durch sein von Heinrich dem Seefahrer (s. d.) gegründetes Colonialsystem, durch welches es den Alleinhandel mit Colonialwaaren erhielt. Unter diesen versteht man die Erzeugnisse der Pflanzungs-, Handels- und Bergbaucolonien; jedoch die der letztern nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelsteine werden nicht leicht mit jenem Namen bezeichnet, so wenig als die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen sind Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuche aller Art, Farbe- und Möbelhölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Kaffee, Zucker, Reiß und Thee u. d. N. bekannt. Ostindien liefert vornehmlich Baumwolle, Zucker, Caffee, Reis, Zeuche, Spezereien und Thee aus China; Westindien Cacao, Caffee, Zucker und Baumwolle; Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Schreinerhölzer, Arzneimittel u. s. w. Der Verbrauch dieser Waaren, der früher nur den Reichern möglich war, hat sich, seitdem das Meer die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seit dem Anfange des 15. Jahrh., vornehmlich aber, seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Colonialvölkern Europas eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrh. ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren früher nur Gegenstände des höhern Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses, selbst für die niedrigsten Classen der Bewohner Europas geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unsers Welttheils herbeigeführt. Der Welthandel erhielt eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald einen über die gesammte cultivirte Welt sich verbreitenden Bund, der nur von Einem Zwecke beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist vereinigte isolirte Nationen, und schuf die Völker Europas gleichsam zu einer großen, gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch den steigenden Verbrauch der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten, England und Holland. Für beide und freilich im geringern Grade auch für die übrigen Colonialstaaten Europas ward der Handel mit den Erzeugnissen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide trugen wie kein andrer Staat zur Bildung der europäischen Menschheit bei, wie denn auch die höhere politische Wichtigkeit beider höchst wohlthätig auf das politische Gesammtwesen von Europa zurückwirkte. England insbesondere wurde die Stütze des Systems von Europa.

Ihnen lag vor allen daran, Europa vor Unterdrückung und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Übermacht eines Staats diesen in den Stand setze, ihnen die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen. So wurden die Hauptcolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehenden Universalmonarchie und Übermacht. Daher suchte auch in unsern Tagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie zu streben anfing, die Seemächte von dem Festlande auszuschließen, freilich unter sehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker vor der Verarmung bewahren, sie von der Steuer befreien, die sie fortdauernd an England, das bei der Übermacht seines Seewesens bald die einzige europäische Colonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surrogate) überflüssig machen, und so das Festland selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der schwachsinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß der Colonialwaarenverbrauch schon seit Jahrhunderten stattfand, und daß man noch immer kein wesentliches Verarmen wahrnahm, sonst hätte ja auch freilich der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenstück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, das Festland mit Gewalt zu bereichern, dasselbe täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren nothwendig arm machen müsse, so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Das neue Bedürfniß nöthigte zu neuem Gewerbfleiß und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Ergebniß der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Hervorbringnisse der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande, und würden sonst in demselben geblieben sein! Allerdings; allein theils wäre nicht die Aussicht vorhanden, sich durch den Erwerb einen neuen Genuß zu verschaffen, theils ist ja auch der Zweck alles Gewerbfleißes und aller Thätigkeit nicht, Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande von Europa alle Colonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sei, und so suchte man durch Surrogate aller Art sich zu helfen. Die ungeheuern Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren belegte, so weit französische Macht reichte, das hieß in jenen Jahren beinahe über das gesammte europäische Festland, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich einen höchst verderblichen Schleichhandel hervor. — Im 18. Jahrh. wurde

Großbritannien

die erste Colonialmacht. Es eröffnet daher den Reihen aller handeltreibenden und dem britischen Kunstfleiße mehr oder minder tributbaren Völker. Denn mit mehr als 25,000 Kauffahrern und einer Waarenlast von 3 Mill. Tonnen versendet es jährlich an Werth innerhalb Europa für etwa 170 Mill. und außer Europa für ungefähr 95 Mill. Thlr.; die Einfuhr wird jährlich auf etwa 146 Mill. Thlr. geschätzt. Der Handel ist großentheils Compagniehandel. Den letzten treiben die

russische, die levantische, die afrikanische, die Südsee-, die Hudsonsbaigesellschaft, die Ostindische Compagnie (s. d.), die Londner Bank (s. d.), und die Borneo-, Solo- und Banca-Compagnie (um die Gold- und Demantgruben auf Borneo, die Perlenfischerei bei Solo und Banca, und die Zinngruben auf letzter Insel zu betreiben). Insbesondere führt Großbritannien aus: nach dem europäischen Norden: Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, ostindische und Colonialwaaren und Specereien, Färbestoffe, Salz, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus dem Norden: Korn, Flachs, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottasche, Tauwerk, Schweinsborsten. Nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal: Baumwollen- und Wollenfabricate, Stahlwaaren, getrocknete und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und ostindische Waaren, und alle Arten der feinern Manufacturerzeugnisse. Von Deutschland werden eingeführt: Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spitzen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Schwefel, Salz, Öl, Früchte, Weine, Branntwein, Kork. Nach der Türkei: Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Blei, Zinn, Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Öle, Specereien, Färbestoffe, Teppiche u. dgl. Nach Nordamerika: Wollen- und Baumwollenfabricate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andre Waaren; die Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reis, Theer, Pech, Perl- und Pottasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz u. dgl. Die Hauptimporten aus Südamerika sind Baumwolle, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Farbehölzer, Indigo, Zucker, Cacao, Specereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen sind die oben genannten. Diese sind es auch nach Westindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Taback, Zucker, Ingwer, Piment, Pfeffer, Indigo, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campecheholz u. dgl. Nach Ostindien, China und Persien: Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländisches Silbergeld, Gold und Silber in Barren, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Musseline, Cattune, Seidenzeuche, Nankings, Thee, Specereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reis, Salpeter, Indigo, Opium, Droguereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen u. dgl. Nach der Colonie Neusüdwallis führt man aus die gewöhnlichen engl. Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle u. dgl.

Unter sich verkehren die 3 britischen Königreiche mit folgenden Waaren. Aus Schottland erhalten England und Irland: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aschensalz, Granit, Segeltuch, Eisenfabricate (auch bieten die schottischen Fischereien einen wichtigen Handelsartikel dar); wogegen Schottland die Producte Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält. Irland kauft von England und Schottland Baumwollen-, Wollen- und Seidenzeuche, ost- und westindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, und setzt dagegen dort feine Leinwande, Häute, Mundvorräthe u. dgl. ab. Übrigens ist Irlands Handel an sich sehr ausgedehnt. Es führt nach Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und Nordamerika für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, seine Producte und Fabricate aus. Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem europäischen Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch denselben Canal geht auch sein Handel mit dem Orient. Die Hauptartikel der Ausfuhr von Irland sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Niederlassungen, Besitzungen und Colonien Großbritanniens, von denen es 26 schon vor der franz. Revolution besaß, und 17 seitdem dazu eroberte, sind in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Gozo, auch die ionischen Inseln; in Asien: die von der ostindischen Compagnie verwalteten Besitzungen in Indien, und Ceylon; in Afrika: Isle-de-France oder Mauritius mit den Sechellen und Amiranten, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Cape Coast und Annaboa, die Inseln Ascension und St.-Helena; in Nordamerika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die St.-Johns- oder Prinz Edwardsinsel, Neufundland, die Hudsonsbai, die Hondurasbai; in Südamerika: Berbice, Demerary, Essequebo; in Westindien: Jamaica, Barbados, Antigua, St.-Vincent, St.-Christoph, Nevis, Montserrat, die Jungfraueninseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahamainseln, die Bermudasinseln; in Australien: Neusüdwallis, Vandiemensland, Colonie auf Neuseeland und auf Melville.

Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind außer London Liverpool, Bristol und Hull; die wichtigsten Fabrik- und Manufacturplätze sind Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale ꝛc. In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, den Verein. Staaten, den britisch-amerikanischen Colonien, Brasilien und dem ganzen Festlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländischen und baltischen Meere. Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast.

Deutschlands

Handel ist, seiner schiffbaren Flüsse wegen, sehr beträchtlich. Hauptartikel der Ausfuhr sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wolle, Lumpen, Quecksilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine große Menge von Metallen. Seine Importen sind: Wollen-, Baumwollen- und seidene Waaren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Cacao, Farbehölzer, Colonialwaaren, ostindische Producte. Deutschlands vornehmste Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen, Emden, Stettin, Triest. Seine vorzüglichsten binnenländischen Handelsstädte sind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, Berlin, Breslau, Köln, Nürnberg, Braunschweig, Mainz, Botzen, Prag. Insbesondere ist Hamburg der Canal, durch welchen der ausgedehnte Handel zwischen Großbritannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Mittelst der in die seit kurzem freien Elbe einströmenden Flüsse gehen Hamburg die mannigfaltigen und werthvollen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Östreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnen sich seine Handelsoperationen nach Brandenburg, Schlesien, Mähren und Polen aus. Die Handelsgeschäfte Hamburgs bestehen zum Theil in den Consignationen der ausländischen Kaufleute und in einem sehr weiten Umfange in Kauf und Verkauf inländischer und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend. — Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrartikel in den Producten Westfalens und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika mehr Verkehr als irgend eine der deutschen Seestädte. Der Handel in Linnenwaaren, den das Ausland mit Deutschland hat, geht ausschließend durch die Hände der bremer und der hamburger Kaufleute, denen alle ausländische Ordres zugeschickt werden. — Leipzig, der Centralpunkt für den europäischen Landhandel im Innern Deutschlands und der Niederlagsort für die ausländischen und für die sächsischen Waaren, besitzt außer andern mercantilischen Vorrechten 3 Messen (zu Ostern, Michaelis und Neujahr), zu denen Kaufleute aus allen Gegenden

Europens und selbst aus Asien herzuströmen, und deren jede 3 Wochen dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. Hauptartikel des Umsatzes sind: böhmische, schlesische und sächsische Leinwand; Leder, Häute, Wachs und Wolle aus Polen; Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; Seidenzeuche, Sammete und Korallen aus Italien; Leder, manche Manufacturartikel und Färbestoffe aus Östreich und Ungarn; Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, Porzellan, Uhren, Bronze und andre Manufactur- und Modewaaren aus Frankreich; Leder, Hanf und Flachs aus Rußland; Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren aus England und Holland, und literarische Erzeugnisse aus ganz Europa. Endlich ist auch in Leipzig ein wichtiger Roßmarkt. — Augsburg ist durch seine Agenten und Banquiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die wiener Wechselgeschäfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Transito der nach Italien gehenden oder aus Italien kommenden Güter. — Frankfurt a. M., ein Ort von großer Handelsthätigkeit, vorzüglich auf seinen beiden großen Messen, im Frühjahre und Herbste, hat überdies durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquierhäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel. — In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht, sowol in seinen natürlichen und künstlichen Producten als in ausländischen Waaren. Seine 2 großen jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den leipziger und frankfurter Messen. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier, welches den Namen Mumme hat, wird in mehre Länder der Welt ausgeführt.

Östreich hat sich durch sein Mauthsystem und durch s. Handelsgesetzgebung ganz von Deutschland getrennt. Sein Handel ist meistens Land- und Flußhandel. Wien, die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Östreich, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich, desgl. einen sehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkei. Über Wien bezieht Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkei. Der Handel Triests im Littorale besteht vorzüglich in Ausführung der Producte Deutschlands und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küstenländer des schwarzen Meeres gehen. Triest kann als Depot für die Producte der Levante angesehen werden; auch ist hier ein lebhafter Markt für die Einfuhr britischer Waaren und der Artikel der Neufoundlandsfischerei. Außerdem beschränkt sich Östreichs Seehandel auf Venedig und Fiume. Außer Wien gehören zu den bedeutendern Landhandelsplätzen der Monarchie: Lemberg, Prag, Brünn, Brody, Botzen, Pesth, Kronstadt. Die erlaubte Einfuhr besteht größtentheils nur aus rohen Producten: Baum- und Schafwolle, Seide, Reis, Öl, Gewürze, Colonial-, Specereiwaaren, Leder, Vieh ꝛc. Ausfuhrartikel sind: Tücher, Flachs- und Hanfwaaren, Mineralproducte, Brotfrüchte, Glaswaaren. Gewinnreich sind die Speditionsgeschäfte der Durchfuhr, namentlich der levantischen Waaren. In Böhmen ist der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten, und zwar von Leinwand, Wollenzeuch, Seidenzeuch, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet sich durch seine Politur u. a. Vorzüge vor dem aller übrigen Länder so aus, daß die Ausfuhr sehr beträchtlich ist. Es wird angenommen, daß die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte sich auf die Summe von 2½ Mill. Gldn. belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den meisten Handel hat, sind Östreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die Türkei. Man berechnet die Ausfuhr auf 8—9 und die Einfuhr (Colonialwaaren, Luxusartikel ꝛc.) auf 6—7 Mill. Thlr. Prag ist die vornehmste Handelsstadt des Landes, dann Reichenberg.

Preußen ist ebenfalls durch sein Sperrsystem besonders seit 1818 von Deutschland in Hinsicht des freien Handelsverkehrs getrennt. Der Handel dieser Monarchie wird durch die Ostsee, durch viele schiffbare Flüsse und durch Canäle begünstigt; er ist wichtiger, was die einheimischen Erzeugnisse betrifft, als der Speditions-, Transito- und Commissionshandel, der in Köln, Magdeburg, Stettin, Minden, Danzig, Königsberg, Kottbus, Breslau ꝛc. hauptsächlich blüht. Zur See werden ausgeführt: Getreide, Wachs, Talg, Wolle, Lein, Flachs, Hanf, Holz, Leinwand, Garn, wollene und baumwollene Waaren, feine Kunstarbeiten, Bernsteinwaaren. Unter den einzelnen Handelsplätzen hat Frankfurt a. d. O. 3 wichtige Messen. Magdeburg bringt Korn, Leinwand, Baumwollenzeuche, Tücher, Leder, Salz und Kupfer nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig. Außerdem hat es einen bedeutenden Zwischenhandel mit Colonialwaaren, Weinen, Getreide ꝛc. Weizen wird ausgeführt von Danzig, das die größten Kornmagazine von Europa hat, von Elbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz und Asche von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinsamen, Talg, Wachs und Schweinsborsten von Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunsbergs sind Wollengarn, Korn und Flachs. Kolberg führt sehr viel Korn u. a. Producte Polens aus. Der Haupthandel von Stralsund besteht ebenfalls in Kornausfuhr. Von allen Gegenständen des preuß. Handels behauptet die schlesische Leinwand den Vorrang, und durch die Verfertigung derselben sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schmiedeberg, Friedland, Waldenburg, Schweidnitz und der preuß. Antheil an der Oberlausitz. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, engl., holländ. und ital. Kaufleuten. Die Importen, welche in Preußen vorzüglichen Absatz haben, sind Colonialwaaren, Farbehölzer, Salz, Buenos-Ayreshäute, Indigo, Specereien, Wein, Seide, Baumwollen- und Stahlwaaren ꝛc.

Hanover zeichnet sich durch mercantilische Geschäftigkeit nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwande sind gemeine; Tafeltücher und osnabrückischer Damast stehen aber an Güte den preußischen und den friesländischen weit nach. Der Überschuß des einheimischen Verbrauchs wird nach Nordamerika und den span. Colonien ausgeführt durch das Medium der Hansestädte. Eingeführt werden hauptsächlich engl. Manufacturwaaren, besonders Tücher und Cattune, Colonialwaaren, preuß. und friesländ. Leinwand, feine franz. Tücher, Seidenzeuche, Juwelierarbeiten und franz. Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hanöverische Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt a. M. mitbringt. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Emden, Hanover, Münden.

Der Handel, den Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hessen u. a. Länder treiben, kann unter dem deutschen Handel überhaupt mit begriffen werden, da dort kein gegenseitiges Sperrsystem stattfindet. Wir verweisen auf die einzelnen Artikel dieser Länder, sowie auf Darmstädter Handelscongreß, Donau-, Elbe-, Main-, Neckar-, Rhein- und Weserschifffahrt und -Handel und Seehandelsvereine.

Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europas Verbindungen angeknüpft haben, und sowol im Handel auf dem baltischen als in dem auf dem mittelländ. Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eignes Land nur wenig solcher Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Besitzungen. In die Häfen von Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus

die Wollenzeuche Islands und der Faröer, das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die oſt- und weſtindiſchen und chineſiſchen Producte. Deutſchland gibt es ſeine Pferde, ſein Rindvieh, Colonial- und weſtindiſche Waaren und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält: Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine. Nach Holland führt es aus: Rübſamen, Fiſche u. dgl., und erhält dafür Specereien. An Frankreich, Spanien und Portugal gibt es Pferde, Fiſche und mehre aus Rußland kommende Artikel, und empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Seide ꝛc. Sein Handel mit England beſteht meiſt darin, daß es Bauholz u. dgl. für die engl. Fabricate gibt. Nach Island führt es aus: Roggenmehl, Roggen, Gerſte, Branntwein u. a. geiſtige Getränke nebſt den gewöhnlichen Conſumtionsartikeln, wofür es friſche, getrocknete und eingeſalzene Fiſche, Thran, Talg, Eiderdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland verſorgt es mit Mehl, geiſtigen Getränken u. dgl., und empfängt dafür Fiſch- und Robbenthran, Robbenfelle, Eiderdunen und Pelzwerk. Die vornehmſten däniſchen Handelsſtädte ſind: Kopenhagen und Helſingör in Seeland, Aalborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holſtein. Dänemarks weſtindiſche Colonien ſind: St.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean. Auf der Küſte Coromandel beſitzt es Tranquebar, an der Guineaküſte Chriſtianborg und a. kleine Plätze. Auch hat es kleine Factoreien auf den nikobariſchen Inſeln. In Europa beſitzt es Island. Die vornehmſten Handelsgeſellſchaften in Dänemark ſind: die aſiatiſche oder oſtindiſche Compagnie, die isländiſche Compagnie, die Seeaſſecuranzcompagnie, die afrikaniſche oder däniſch-weſtindiſche Compagnie und allgemeine Handelsgeſellſchaft.

Frankreichs

Handel erreicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden Weine, Branntwein, Öle, Korn, Mehl, Liqueurs, Schnupftaback, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewaaren aller Art, Uhren, Porzellane, Kryſtalle, Teppiche, Bronce, Leinwand, Spitzen, Cambrik, Tapeten, Hanf, Flachs, Früchte, Kapern, Salz, Juwelierarbeiten, Papier ꝛc., und Frankreich nimmt die Producte, jedoch faſt keine Manufactur- und Fabrikwaaren, aller Nationen. Die vornehmſten Häfen ſind: Bordeaux, Marſeille, Nantes, Havre de Grace, St.-Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marſeilles Handel geht hauptſächlich in die Levante und nach Weſtindien, der von Bordeaux nach Aſien, Weſtindien und dem europ. Norden. Calais und Dünkirchen haben einen ſehr vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace iſt der Seehafen für Paris, das einen ſehr ausgedehnten indirecten Handel und Wechſelgeſchäfte mit dem Auslande hat. Amiens führt große Quantitäten von Sammet aus. Abbeville, Elbeuf, Louvier und Sedan haben ihren Haupthandel in Tüchern; Cambrai, Valenciennes und Alençon den ihrigen in Cambriks und feinen Spitzen. Cette, der Hafen für Montpellier, hat einen ausgedehnten Handel in ſpaniſchen und Colonialwaaren. Bayonnes Haupthandel iſt der mit Spanien. Der beträchtliche Handel Lyons, das im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien und Deutſchland führenden Straßen liegt und jährlich 4 Meſſen hat, beſteht hauptſächlich in Seidenwaaren. Für Strasburg iſt ein wichtiger Handelsartikel ſein vortrefflicher Terpenthin. Lille hat directen Handel nicht bloß mit allen Handelsſtaaten Europas, ſondern auch mit Frankreichs und Spaniens Colonien und mit der Levante. Ferner gehören zu den bedeutendſten Handelsſtädten: Rheims, Troyes, Grenoble, Rismes, Angoulême, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen. Grenoble verſorgt Frankreich, Italien, Spanien und ſelbſt Großbritannien mit feinen Handſchuhen. Beaucaire hat eine wichtige Meſſe. Die franz. Colonien ſind: Martinique, Guadeloupe, St.-Lucie und Marie galante in Weſtindien; Cayenne in Südamerika; Pondichery, Chandernagor und noch einige a. Beſitzungen in

Digitized by Google

Ostindien; ferner einige Factoreien auf der Westküste von Afrika und zu beiden Seiten des grünen Vorgebirges.

Italien.

Obgleich Italien am mittelländischen und am adriatischen Meere die vortrefflichsten Häfen besitzt und überhaupt eine dem Handel ungemein günstige geographische Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowol der einheimische als der auswärtige, sehr beschränkt. Der Grund davon ist in den unpolitischen Beschränkungen, schweren Steuern und Abgaben zu suchen, welchen in diesem höchst fruchtbaren, aber größtentheils schlecht regierten Lande die Handelsstädte unterworfen sind. Die vornehmsten Ausfuhrartikel Italiens sind: Korn, Olivenöl, Wein, Branntwein, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammet, Damast, Barilla (Soda), Schwefel, Galläpfel, Färberröthe, Gerbersumach, Walonia u. a. Färbestoffe, Sennesblätter, Lakrizensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren u. a. Droguereien, Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Oliven, Korinthen, Rosinen u. a. Früchte, Lumpen, Bast- und Strohhüte, Ziegen- und Bockshäute, Marmor. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona. Livorno ist der Hauptcanal des ital. Handels mit der Levante und den Barbareskenstaaten, und der Hafen, wo der engl. Handel mit dem mittelländ. Meere seinen eigentlichen Mittelpunkt hat. Ein großer Theil seines Handels ist in den Händen der Juden. Die Seidenzeuche, Taffete, Satins, Brokate, leichten Wollenzeuche, Sammete ꝛc. sind hauptsächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno starken Absatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen sehr ausgedehnten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit in ganz Europa berühmt ist. Ancona verkehrt mit den vornehmsten Handelsstädten Europas. Hauptsächlich bestehen seine Handelsgeschäfte in Agentschaften und Commissionen. Von Nizza wird einige Seide ausgeführt. Luccas Exporten sind Olivenöl, Seide, Damast, Früchte ꝛc. Aus Gallipoli wird sehr viel Olivenöl ausgeführt. Genuas Handel ist noch immer beträchtlich. Seine Exporten sind Sammet, Damast, welcher nebst dem venetianischen der geschätzteste in Europa ist, rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Marmor, Korallen, grobes Papier ꝛc. Venedig, einst die größte Handelsstadt der Welt, ist trotz seinem geschwundenen alten Glanze noch immer ein wichtiger Handelsplatz, da der europ. Handel nach der Levante größtentheils in s. Händen sich befindet. Die venetianischen Sammete, Damaste, Spiegel und verarbeitete Seide in sehr großer Quantität sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Bestandtheil. Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinstein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur in verschwenderischer Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer Gaben überschüttet hat, deren Segen aber eine schwache Regierung fast nutzlos macht, bestehen in Seide, Getreide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen Fliegen, Gerbersumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Rosinen, Nüssen, Sardellen, Bernstein, Ziegen-, Bock- und Schaffellen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien ꝛc. und aus Ananas von ausgezeichneter Größe und vorzüglichem Geschmacke. Der vornehmste Hafen ist Messina, dann Palermo.

Die Exporten Sardiniens sind hauptsächlich Getreide von ungemeiner Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliari ist die bedeutendste Handelsstadt.

Corsica führt aus Seide, Olivenöl und schwarze, weiße und rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon und die Korallen werden nach Marseille verkauft, wo sie ihre Zubereitung und Politur erhalten, um nach Afrika

als ein von den Mauren und Negern gesuchter Artikel geschafft zu werden. Die corsicanischen Häfen sind Ajaccio, Bastia und Porto Vecchio.

Malta, welches, sowie Gibraltar, ein Niederlagsort der britischen und Colonialwaaren ist, die im mittelländ. Meere abgesetzt werden, führt Baumwolle, Orangen und Früchte aus.

Die ionischen Inseln (Cefalonien, Zante, Korfu, Santa-Maura ꝛc.) führen aus Wein, Branntwein, Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Korinthen übertreffen selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller.

Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpenthin, türkisches Leder ꝛc. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodus.

Die Exporten der Insel Kandia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europ., asiat. und afrikan. Handels geeignet ist, bestehen in Öl, Seife, Wachs, Wein, Leinsamen, Rosinen, Mandeln, Laudänum, Johannisbrot ꝛc.

Die Niederlande und Holland.

Die vornehmsten Handelsstädte der belgischen Niederlande sind Antwerpen, Gent und Ostende. Antwerpen ist für den Handel des europ. Nordens der Stapelplatz, erlangt seit der Wiedereröffnung der Schelde allmälig seine mercantilische Bedeutsamkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, dereinst selbst die Bedeutsamkeit von Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens bestehen hauptsächlich in Weizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent und Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent sind Weizen, feine Leinwand, Flachs, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Ostende Weizen, Kleesamen, Flachs, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge. — Die Haupterporten Hollands, dessen Handel seit 1814 wieder aufblüht und jährlich an 4000 Schiffe mit 25,000 Tonnen Last beschäftigt, sind Butter, Käse, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbewaaren, Fische, Weizen, Leinsamen, Kleesamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen, dann folgen Lüttich, Middelburg und noch die Handelshäfen Briel, Delftshaven, Dordrecht, Enkhuizen, Medenblick ꝛc. Amsterdam war vor dem Verfall des holländ. Handels eine der größten Handelsstädte der Welt, der Stapelplatz der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europ. Staaten kommenden Waaren. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Specereien, der Seidenwaaren Ostindiens und Chinas und der ostindischen feinen Baumwollenzeuche waren, kleideten sie sich selbst nur in grobes Tuch und begnügten sich mit sehr frugaler Nahrung. Die sehr feinen Tücher, welche sie selbst fabricirten, bestimmten sie bloß für das Ausland und kauften zu ihrem eignen Gebrauche das grobe Tuch in England, sowie sie auch in jener Zeit ihre selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften und zu ihrem eignen Verbrauche diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bankgeschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Vereinigungspunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europas, obgleich von der Zeit an, da in der amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Einfuhrwaaren sind Getreide, Holz, Steinkohlen, Talg,

Wachs, Lumpen ꝛc. Für Hollands Colonialhandel ist der Besitz von Batavia, Amboina, Banda, Ternate und Macassar in Ostindien wichtig, sowie die Handelslogen auf Coromandel und Malabar, ferner die zu Bantam, Padang, Japan u. a. m. In Afrika besitzt Holland einige feste Plätze auf Guinea; in Amerika Surinam und die westindischen Inseln Curassao, St.-Eustach und St.-Martin.

Polen.

Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flachs, Bauholz, Leinsamen, Talg und Salz. Sein Handel ist nicht sehr beträchtlich und fast ganz in den Händen der Juden. Warschau und Krakau sind die beiden größten Handelsstädte. Das erstere hat 2 Messen jährlich. Krakau hat eine dem Handel sehr günstige Lage; die Hauptquelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten, in seiner Nähe liegenden Salzbergwerke von Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. versieht sich Polen mit Manufactur- und Fabrikwaaren und allen Luxusartikeln, wogegen es Hasenfelle und a. Producte dahin bringt.

Portugal.

Die portug. Ausfuhrartikel sind hauptsächlich: weißer und rother Oporto-, lissaboner und Carcavello-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl ꝛc. Nach England gehen Oporto-, lissaboner, Carcavello-, Madeira- und Canarien-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Kork ꝛc., wogegen die Portugiesen brit. Manufactur- und Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europ. Norden sind Weine, Salz, Früchte ꝛc., wogegen man Hanf, Flachs, Korn, Eisen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfisch und russ. und deutsche Leinwand erhält. Als Handelsstädte stehen Lissabon, Oporto und Setubal oben an. Portugals auswärtige Besitzungen sind: die Städte Goa und Diu in Ostindien, nebst einem Theile von Timor; die Factorei Macao in China, die azorischen Inseln, Madeira und Puerto-Santo im atlant. Meere; die Inseln des grünen Vorgebirges, die Inseln St.-Thomas, Angola und einige Niederlassungen auf Guinea und der Westküste von Afrika, und Mosambique, Melinda und a. Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

Rußland.

Rußland führt hauptsächlich aus: Eisen, Hanf, Flachs, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichstämme, Planken, Breter, Latten, Balken, Bogspriets, Mastbäume, Pech und Theer, Getreide von allen Arten, insbesondere Weizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborsten, Unschlitt, Seife, Hausenblase, Caviar, Leder, Fischthran, Hanfsamen, Leinsamen, Taback. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk, Irkutzk und Tomsk in Sibirien; Astrachan, Orenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowgorod im Innern Rußlands; Archangel am weißen Meer; Liebau (doch jetzt sehr gesunken) in Kurland; Taganrog, Kaffa oder Feodosia, Odessa, Cherson, Sebastopol und Azoff am schwarzen und azoffschen Meere; Riga, Pernau, Narwa, Reval, Petersburg, Wiborg, Frederiksham, Arensburg; die Meßplätze zu Nischnei-Nowgorod, Irbit u. a. m., welche den Karavanenhandel des Orients mit dem russisch-europäischen durch Canäle und Ströme beförderten Binnenhandel verknüpfen. Durch das schwarze und das azoffsche Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna, am kaspischen Meere mit Persien, über Kjächta mit China, und an der Nordwestküste von Amerika gründet es gegenwärtig seinen Handel in der Südsee.

Schweden und Norwegen.

Die Ausfuhrartikel aus Schwedens 28 Seehäfen sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg und Gefle. Karlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Pottasche, Leinsamen ꝛc., welche Artikel

vorzüglich in die franz., span. und ital. Häfen gehen und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind Fische, Eisen, Stahl und Planken. Die den Handel befördernden Anstalten Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die levantische Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft u. a. m. Aus Norwegen werden ausgeführt Fische, Eichenstämme, Tannenstämme, Tannenbreter, Mastbäume, Alaun, Vitriol, Fisch- und Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind Christiania, Bergen, Drontheim, Christiansand, Drammen und Stavanger.

Schweiz.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten bestehen hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten ostindischen Stoffen und Shawls, feinen Cattunen, Schlaguhren, Taschenuhren, Bändern, Weinen, Käse, Honig ꝛc. Die Einfuhrartikel sind vornehmlich: Colonial- und ostindische Waaren aus Holland; Salz, Getreide, Wolle und Tücher aus Deutschland; rohe Baumwolle, Seide ꝛc. aus Italien; Manufacturwaaren verschiedener Art aus England; Weine und Branntweine aus Frankreich. Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel.

Spanien.

Spaniens Handel ist seit 3 Jahrhunderten, sowie sein Gewerbfleiß aufhörte, immer tiefer gesunken. Das Land konnte den Welthandel anziehen, wenn es s. Lage verstanden und benutzt hätte. Doch ist noch jetzt der Naturreichthum des Bodens der Träger seines Handels. Die wichtigsten Erzeugnisse sind Wolle, Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reis, Salpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Orangen, Limonien, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte. In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr 1 Mill. Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr 4 Fünftel an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die Früchte, die Barilla ꝛc. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzügliche Seidenzeuche, Mitteltücher und Baumwollenzeuche, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüsse u. a. Erzeugnisse ausgeführt, wofür in demselben Hafen lyoner Seidenzeuche, Strumpfwaaren von Nismes, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeuchen, deutsche Leinwand und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr 3 Mill. Piaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencias besteht hauptsächlich in Seide, Barilla (Soda), grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollenzeuche, Stahlwaaren, Specereien u. dgl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilische Seife, Oliven, Saffran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 9 Mill. Pf. abholen. Auch in den Häfen von Carthagena und Malaga ist große Handelsgeschäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerbersumach, Sardellen, Olivenöl ꝛc. ausgeführt. Cadiz ist gleichsam der Marktplatz der alten und neuen Welt, so äußerst wichtig ist sein Handel. 1792 betrugen s. Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276 Mill. Realen und s. Importen über 700 Mill. Realen (16 Realen machen 1 Thlr. Sächs.). Die Residenz Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt und ein Niederlagsort. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Öl und Orangen, die im Hafen von Ca-

diz ausgeführt werden. Fast der ganze Handel an den span. Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer. Auch hat der Abfall des span. Amerika Spaniens Colonialmacht beinahe ganz vernichtet. Cubas Lage ist zweifelhaft, sowie die der Philippinen. (Vgl. d. und Südamerika.)

Türkei.

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu sein, obgleich ihr Verkehr mit Östreich, Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland u. s. w. durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Zwar hatte der Aufstand der Griechen anfangs den Handel Östreichs und andrer Staaten sehr gestört; auch wurden die Briten auf den ionischen Inseln einflußreiche Mitbewerber; aber dennoch behielt Wien, der Hauptsitz des griech. Handels, in der Türkei seine Stützpunkte, indem die freien Hellenen ihr Landeserzeugniß und ihren Waarenbedarf jetzt mit jedem Tag vermehren. Sie bieten Baumwolle für Leinwand, Seide für Tuch, Gold für Eisen. Die Natur und alte Gewohnheit weist ihnen den Verkehr mit Östreich an. Dagegen ist der europäisch-russische Handelsweg über Konstantinopel nach Odessa seit 1823 von der Pforte durch das in Anspruch genommene Umladungsrecht, dem sie die europäischen nach Odessa bestimmten Schiffe auf dem schwarzen Meere unterwirft, und durch a. Maßregeln sehr gehemmt worden; im Archipelagus hat der hellenische Freiheitskampf für den neutralen Handel vielfache Gefahren veranlaßt. Der vornehmste Handelsplatz ist Konstantinopel, vorzüglich im Handel mit Rußland. Es verbreitete bis vor kurzem noch die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Meeres. Die Exporten dieser Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die großen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und andre Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den Taback, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese Geschäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten einen Antheil daran haben.

Ungarn.

Ungarn wird von Östreich wie Ausland betrachtet und ganz mit einer Zollkette umgeben; daher weicht der Handel Ungarns von dem System des übrigen Kaiserstaats ab, und ist von der Regierung nichts weniger als begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs unbedeutend. Die Exporten sind Wein, Taback, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Pottasche, Hornvieh, Wolle, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Ausfuhr übersteigt bei weitem die Einfuhr. Diese kann nur durch Östreich und die Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Asien.

Asien treibt hauptsächlich Binnenhandel, vornehmlich in Vorder- und Mittelasien, mittelst jener Caravanen (von einem Dichter die „Flotten der Wüste" genannt), in denen man zuweilen mehr als 50,000 Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt dieses Caravanenhandels ist hauptsächlich Mekka, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Caravanen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Ostindiens Musseline und übrige Waaren, Chinas Er-

zeugnisse, die sämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mekka, von wo aus sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden.

Die Araber, einst, und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mekka, Gewürze und Droguereien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen. Das an kostbaren Naturerzeugnissen reiche Jemen hat seinen Hauptmarkt zu Mokka. Überhaupt verbindet der arabische Meerbusen und das rothe Meer Arabiens Handel mit dem von Afrika, insbesondere mit dem von Ägypten und Abyssinien.

Aus Masnah, der Hauptstadt Abyssiniens, werden dorthin ausgeführt: Gold, Zibeth, Elefantenzähne, Rhinoceroshörner, Reis, Honig, Wachs, Sklaven; und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha oder Mokka und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus, Ingwer, Cardamomen, Kampher, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Kurkume, Zinnober, Taback, Schießpulver, Sandelholz, Reis, Messerschmiedswaaren, Waffen und eine Menge a. Art. europäischer Fabrikate. Die Exporten von Aden, einer arabischen Stadt an der Meerenge Babelmandeb, wo viele Juden sich des Handels wegen aufhalten, sind: Caffee, Elefantenzähne, Gold und verschiedene Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich ostindische und chinesische Producte einführt. Mascat, Hafenstadt in der arabischen Prov. Oman, der Schlüssel von Arabien und Persien, hat einen sehr starken Handel mit dem britischen Indien, Sumatra, der malaiischen Halbinsel, dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika.

Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel ist, so treibt es ihn dennoch nur mit sehr geringer Ämsigkeit und wenig Unternehmungsgeiste. Seine Exporten bestehen hauptsächlich in Pferden, Seide, Perlen, Brokaten, Tapeten, Baumwollenzeuchen, Shawls, Rosenwasser, Wein von Schiras, Datteln, karamanischer Wolle, Gummi, Droguereien von verschiedener Art u. s. w. Die vornehmsten Plätze für den persischen Handel sind die türkischen Städte Bagdad und Bassora. Auch ist der Hafen Abuschär oder Buschir (engl.) am persischen Meerbusen ein Stapelort für persische und indische Waaren. Bagdad, einst der Mittelpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann immer noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, obgleich es jetzt bei weitem nicht mehr Das ist, was es war. Von Bassora werden die Erzeugnisse Arabiens, Indiens, Persiens und der asiatischen Inseln nach Bagdad geschafft, wo sie einen sehr guten Markt finden, und von wo sie in die übrigen Städte des türkischen Reichs verbreitet werden. Europa versorgt es, mittelst der arabischen Caravanen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den amerikanischen Erzeugnissen. Dagegen hat es nichts zu geben als Datteln, Taback und eine sehr mäßige Quantität wollener Stoffe, indem sein ganzer Handel in der Verbreitung und dem Umsatze der Producte andrer Länder besteht. Bassora ist nämlich durch s. Lage der Stapelort des im persischen Meerbusen stattfindenden lebhaften ostindischen, persischen und arabischen Handels. Sein Handel mit Ostindien ist sehr bedeutend, da es der Canal ist, durch welchen das osmanische Reich mit den Specereien des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der britischen Besitzungen in Ostindien versorgt wird.

Asiatische Türkei.

Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutender Nie-

verlagsplatz der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die Ausfuhrartikel der Levante sind: Caffee, Baumwolle, Wolle, Seide, Färberröthe, Kameel- und Ziegenhaare, Häute, Rosinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, Wetzsteine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andre Droguereien. Angora schickt nach Smyrna durch Caravanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegenhaar und aus demselben Materiale verfertigte Stoffe; denn das Angoraziegenhaar wird in der Levante selbst und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in England, Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten in Angora unterhalten, und durch diese ihre Käufe machen. Damask ist der Mittelpunkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Caravanen, welche vom Norden Asiens nach Mekka und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat viel Handelsverkehr mit Konstantinopel, Bassora, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Caravanen durch Aleppo gehen. Seine Exporten sind seine eignen Seiden- und Baumwollenwaaren, die Shawls und Musseline Ostindiens, die Galläpfel aus Kurdistan, Kupfer, Pistazien und andre Droguereien. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Specereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des ostindischen Zitwers.

Das britische Ostindien und die malaiische Halbinsel.

In dem langen Zeitraume von 4000 Jahren sind die für den Handel wichtigen Producte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnte Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheile dort holen, nämlich: Reis, Indigo, Farbewaaren, Cochenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmt, Cassia, Cocosnüsse u. dgl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der ostindischen Compagnie. Nächst den Engländern sind die Amerikaner der Verein. Staaten die Nation, welche am ostindischen Handel den meisten Antheil hat. Dänemark hat nur einen sehr unbeträchtlichen Handel mit Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, obgleich die schwedisch-ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen in der Regierung dieses Landes und vor dem Durchgehen der Communicationsacte in England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte und in ihren Geschäften glücklichste war, nächst der englischen. Portugals Handel mit den britischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen sehr gering. — Calcutta ist die wichtigste Handelsst. Ostindiens. Außerdem sind Benares, Gusurate, Udschein und Multan unter den Handelsstädten im nördlichen Indien, Madras und Pondichery an der Ost-, Bombai, Surate und Kodschin an der Westküste, Goa u. a. m. zu bemerken. Von Queda auf der malaiischen Halbinsel holt man Zinn, Reis, Wachs, Fischmagen und Haienflossen, zu Salangore, Pahang und Tringano Gewürznelken, Muskatnüsse, Pfeffer, Kampher, Betel, Elefantenzähne, Goldstaub, Schildkrötenschalen, Zinn u. s. w. Von Malacca wird hauptsächlich Goldstaub ausgeführt. — Seit 1819 hat die britische Regierung in Calcutta durch Sir Thom. Stamford Raffles (nach dessen Entwurf) einen neuen Handelsplatz auf der fruchtbaren, holzreichen Insel Singapur (s. d.) bei der Meerenge dieses Namens an der Südspitze der Halbinsel Malacca, gegründet, der für den britischen Handel mit China äußerst wichtig ist und dem Handel der Holländer daselbst Abbruch thun muß. Wird Singapur zu einem Freihafen erhoben, so kann England von hier aus ganz Hinterindien mit s. Kunsterzeugnissen versorgen.

China.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem britischen Indien, den Verein. Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich. Die britischen Importen in China sind theils die der ostind. Compagnie, theils die von Privatkaufleuten. Von 1781 — 91 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pf. St. Waaren und für 3,588,264 Pf. St. ungemünztes Metall eingeführt, von 1792 — 1809 für 16,502,338 Pf. St. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Die Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betrugen von 1793 — 1810 mit Einschluß der Abgaben, Fracht u. s. w. 41,203,422 Pf. St., und sie wurden verkauft für 57,896,274 Pf., sodaß die Compagnie daran einen Nettogewinn von 16,692,852 Pf. hatte. Aus dem britischen Indien führte die Compagnie von 1802 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren (Sikka-Rupie heißt die gewöhnliche Silbermünze in Ostindien, etwa 16 Gr.) und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall und ihre Exporten aus China ins britische Indien betrugen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 26,995,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern engl. Kaufleuten in China ausgeführt wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Mill. Pf. St. jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europas nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird, doch ist dies unbedeutend, da die meisten ihren von den Engländern nehmen. Mit Siam, Cambodza, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowol zu Lande, über Kjächta nach Irkuzk u. s. w., als zu Wasser. Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

Aus Siam und Tunkin werden ausgeführt: Zinn, Elefantenzähne, Diamanten und andre Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder ist hauptsächlich in den Händen der Chineser und Portugiesen. — Cochinchinas Handel ist größtentheils in den Händen der Chineser. Die Ausfuhrsartikel sind: Zucker, Seide, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fische und Fischhäute.

Japan.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reichs fast bloß innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasaki beschränkt. Die Chineser versorgen die Japaner mit Reis, ordin. Porzellan, Zucker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Zinnplatten, Alaun u. dgl., und holen dafür Kupfer, Kampher, lackirte Waaren, Perlen, Meerkohl und eine metallische Composition, Sowas genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Kampher, Lack, lackirte Waaren. Nur 2 holländische und 12 chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangasaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffes und vorherigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geschafft. Dann kommen die kaiserl. Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathschlagen mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren, welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den Besitz ausländischer Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser abkaufen. In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeu-

che, des Porzellans und der lackirten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht einzig von den Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller andern Metalle sind sie sehr geschickt, und ihre feinern Porzellane übertreffen die chinesischen bei weitem. — Zu Anfange d. 17. Jahrh. hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portug. Missionnaire und später auch die Holländer wußten die Regierung gegen sie einzunehmen. 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müssen schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorei zu Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sei, wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, und seitdem ist auf alle weitern Versuche verzichtet worden. Bloß 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan. Die 1805 unter Krusenstern nach Japan gegangene russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich, als es die englischen gewesen waren. (S. Golownin.)

Die Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viel Mühe gaben, zu welchem Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume ausrotteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich zu diesem Zweck eine Reise auf die übrigen holländ. Inseln. Banca ist wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieses Zinns nach China ist sehr bedeutend, da die Chinesen es wegen seiner Hämmerbarkeit dem engl. vorziehen. Ungefähr 4 Mill. Pf. Zinn werden jährl. gewonnen. Die Bandainseln erzeugen Muskatnüsse und Macis, Die Stapelartikel der Ausfuhr von Batavia, wo alle Waaren der holl.-ostindschen Compagnie niedergelegt werden, sind: Pfeffer, Reis, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. 6¼ Mill. Pfund Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hergebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen aufgespeichert. Auch hier sind sowol Caffee als Zucker in den letzten Jahren jedes bis zu 10 Mill. Pfund und darüber erbaut worden. — Borneo hat, außer dem Pfeffer, Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Kampher, letztern in vorzüglichster Güte. Außer den Holländern und Engländern haben die Chineser hier einen lebhaften Handel. — Ceylons Ausfuhrsartikel sind Zimmt, Pfeffer, Caffee, Taback, Betel, Cocosnüsse, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelsteine, Korallen u. s. w. — Von den Philippinen sind die vornehmsten Manilla, Magindanao und Mindana. Ausgeführt werden: Indigo, Zucker, Seide, Goldstaub, Quassia, Pfeffer, Schildkrötenschalen, Wachs, Edelsteine, Silber als Waare, Sago und Taback. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika ist beträchtlich. Manilla erzeugt Zucker, den besten asiatischen Taback, Indigo. — Die Prinzwalesinsel ist wegen ihrer Lage zwischen Indien, China und der östlichen Inseln nicht ohne bedeutenden Handel; ihre Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Benzoe, Pfeffer, Betelnüsse, Specereien, Metall, ostindischer Zink, Cochenille, Adlerholz, Japanholz, Elefantenzähne, Zucker, Silber als Waare. — Sumatra treibt beträchtlichen Handel. Ausfuhrartikel sind: Goldstaub, Betel, Benzoe, Pfeffer, Kampher, Japanholz, Schwefel, spanisches Rohr, Wachs, Gummilack, Specereien, Zinn u. s. w.

III. Afrika.

Der Mangel an schiffbaren Flüssen und die unermeßlichen Sandwüsten, durch welche Afrikas fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden ein unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der großen Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche. Außer dem innern Verkehr hat der afrikanische Handel s. Quellen bloß in Ägypten, in den Barbareskenstaaten, an der Westküste, in Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste, und an den Küsten des rothen Meers. Der innere Handel ist Caravanenhandel. Die afrikanischen Caravanen bestehen aus 500 — 2000 Kameelen. Die 3 Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marokko, Fez und Ägypten. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die größten Waarenzüge gehen von der Westküste und aus dem Innern über Timbuktu, dem großen Stapel des Binnenhandels und a. Niederlagsorte, nach der Ostküste, wo die wichtigsten Handelsplätze Natal (an der Lagoakûste), Soffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Quiloa, Mombaza, Melinda, Brava, Mogador, Berbera, Zeila und Adel sind. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portug. Niederlassungen; aus Adel, Zeila, Berbera und Brava holt man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weihrauch, wofür die arabischen und ostindischen Producte hingebracht werden. Zwischen den britischen Niederlassungen in Ostindien und Mozambique ist der Handel beträchtlich und die Engländer holen Elefanten- und Hippopotamuszähne, Schildkrötenschalen, Droguereien, Kauris, Gold u. s. w.

Die Barbareskenstaaten.

Der Handelsverkehr der Barbareskenstaaten mit den Europäern ist sehr unbedeutend und schwankend, und die wenigen Geschäfte, die gemacht werden, sind hauptsächlich in den Händen der Franzosen, Briten und Amerikaner. Die Ausfuhr besteht in Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, aromatischen Sämereien, Elfenbein, Leder, Häute und Straußenfedern. Auch die Korallenfischerei an den Küsten (Cap Rose bis Cap Roux) beschäftigt nur die Franzosen und Italiener, und der jährl. Ertrag für etwa 50,000 Pf. Korallen ist mehr als 600,000 Thlr. Einen desto beträchtlichern Handel haben die Barbaresken selbst mit Arabien, Ägypten und dem Innern von Afrika. Auch mit Mekka, Cairo und Alexandrien handeln sie durch Caravanen. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Algier, Tunis, Tripolis, Sallee und Agadez oder Santa Cruz, und in Marokko Mogador. Vor der franz. Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Gesellschaft franz. Kaufleute zu Marseille, welche ordentliche Niederlassungen in den Häfen Bona, La Cala und Il-Col hatten; allein 1806 übertrug der Dey für 50,000 Dollars den Besitz jener Häfen an England. Die vornehmsten Häfen für die algierische Ausfuhr sind Bona und Oran. — **Tunis** ist der ansehnlichste Handelsstaat in der Barbarei. Seine vornehmsten Häfen sind Biserta, Susa und Soliman. — **Tripolis** hat wenig Handel, und seine Exporten bestehen hauptsächlich in Saffran, Asche, Sennesblättern und Färberröthe. Auch der Handel von Marokko und Sallee ist nur unbedeutend. Agadez oder Santa Cruz ist der südlichste Hafen von Marokko und war einst der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Verkehrs. Fez ist ein solcher Mittelpumkt noch jetzt zwischen den Häfen Marokkos, dem mittelländ. Meere und dem Inneren von Afrika. S. **Timbuktu** und **Wassanah**.

Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Großbritannien äußerst vortheilhaft. 1809 betrug die Einfuhr engl. Waaren über 330,000 Pf. St., dagegen sich die Ausfuhr der Colonie, insbesondere Capwein, nicht auf 6000

Pf. belief. Seitdem iſt durch die Zunahme der Coloniſation auch der Ertrag des Handels ſehr geſtiegen.

Ägypten

ſcheint wegen ſeiner ungemein glücklichen Lage, im Mittelpunkt von 3 Welttheilen, ganz dazu geſchaffen, auch der Mittelpunkt des Handels derſelben zu ſein; allein es hat ſeinen ehemaligen hohen Rang unter den Handelsvölkern ganz verloren, ſeitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu ſein. Indeß hat es immer noch einen ſehr bedeutenden inländiſchen Handel, der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Ägypten jährl. 3 Caravanen ab. Eine geht nach Sennaar und ſammelt die Erzeugniſſe dieſes Landes und Abyſſiniens; eine andre nach Darfur, und die dritte nach Fez, wohin die Erzeugniſſe von Bornu und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Andre Caravanen vertauſchen ägyptiſche Erzeugniſſe gegen oſtindiſche und arabiſche. Die beträchtlichſte von allen aber iſt die, welche aus den vereinigten Caravanen Abyſſiniens und des weſtlichen Afrikas beſteht und jährlich nach Mekka geht. Die Ausfuhrartikel Ägyptens ſind Reis, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verſchiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. ſ. w., und dieſe gehen meiſt nach Konſtantinopel, den Barbareskenſtaaten, Großbritannien, Venedig und Marſeille. Auch führt es als Zwiſchenhändler die arabiſchen Artikel aus, z. B. Mocha-Caffee. Die größten Handelsſtädte ſind Cairo und Alexandrien, ſeit 1819 wieder durch einen Canal verbunden. Cairo hat die 2 Häfen Roſette und Damiette.

Guinea,

oder das Land von Sierra Leone, die Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sklavenküſte, wo die Holländer, Franzoſen, Engländer und Dänen Niederlaſſungen haben, führt Goldſtaub, Elfenbein, Gummi, Häute ꝛc. aus, vormals auch Sklaven, gegen Tuch-, Wollen- und Baumwollenzeuche, Leinwand, Gewehre, Schießpulver ꝛc. — Die Küſten von **Niederguinea** (Congo, Angola ꝛc.) und die **Guineainſeln**, meiſtens von Portugieſen beſetzt, führen Getreide, Lebensmittel, Baumwolle, Indigo, Zucker ꝛc. aus. Auch wird hier noch der **Sklavenhandel** (ſ. d.) von Portugieſen getrieben.

Unter den übrigen

afrikaniſchen Inſeln

erzeugen die **Azoren** als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Ungefähr 20,000 Pipen des erſtern werden jährlich von den Engländern und Amerikanern, hauptſächlich nach Oſt- und Weſtindien geſchafft. Die Inſel St.-Michael verkauft an England und die Vereinigten Staaten jährl. 60 — 80,000 Schachteln voll Orangen. Die Orangen der Inſel Pico ſind von ganz beſonderer Güte. Auch liefert ſie ein ſehr ſchönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt. — Die Haupterzeugniſſe der **Canarien** ſind Orſeille im rohen Zuſtande, Roſenholz, Branntwein und Canarienwein. Der letztere geht hauptſächlich nach Weſtindien und England, in welchem letztern Lande er ſtets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch, ſobald er ein Alter von 2 — 3 Jahren hat, kaum zu unterſcheiden iſt. — Die **capverdiſchen Inſeln** führen Orſeille im rohen Zuſtande und grobe Baumwollenzeuche für die Afrikaner aus. — **Madeiras** Hauptproduct iſt köſtlicher Wein, welcher in 5 Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn beſtimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichſte Art heißt **London particular**. Der für den londner Markt beſtimmte folgt ihm zunächſt. Wieder von geringerer Güte iſt der für den indiſchen Markt beſtimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range. Die Engländer holen von dieſem Wein jährl. mehr als 7000, die Amerikaner der Verein. Staaten ungefähr 3000 Pipen. — Die Inſel **Bourbon** lie-

fert Caffee, Gewürznelken, weißen Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Handel beschränkt sich fast ganz auf Madagascar, Isle-de-France, die Comoroinseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika. — Isle-de-France oder die Mauritiusinsel führt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker, Gewürznelken, Muskatnüsse, Ambra u. dgl. aus. — Die Ausfuhrartikel von Madagaskar sind Kauris, Betelnüsse, Ambra, Wachs, Cocosnüsse und Korn.

IV. Amerika.

Amerikas umfassende Küsten geben ihm alle die Handelsvortheile, welche die alte Welt besitzt, ohne daß sich mit diesen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Continentmassen verbindet, deren Inneres ebenso weit entfernt vom Meere als arm an schiffbaren Flüssen ist, wie z. B. ganz Afrika und die unermeßlichen Strecken der asiatischen Tatarei und Sibirien. Besonders durch den Reichthum an schiffbaren Flüssen hat sowol der Norden als der Süden Amerikas einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schauplatz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die großen Binnenländer Südamerikas werden durch Flüsse von riesenmäßiger Größe sehr zugänglich gemacht, und von der Mündung des La Platastromes an bis zum Meerbusen von Darien kann eine binnenländische Schifffahrt zu Stande gebracht werden, fast ohne daß dabei im mindesten hülfreiche Hand der Kunst erfodert wird. Indeß bleibt zur Beförderung von Amerikas Handelsverkehr immer noch ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, die Durchgrabung des schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen sind. Die Vereinigten Staaten, denen der daraus für sie entspringende Vortheil sehr klar einleuchtete, erboten sich schon vor längerer Zeit, jene Durchgrabung auf ihre eignen Kosten zu veranstalten, wenn der Hof zu Madrid seine Einwilligung geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet 3 Stellen als die zur Ausführung eines solchen Entwurfs passendsten. Die Natur selbst scheint die Hand dazu haben bieten wollen, denn gerade hier unterbricht sich die lange Kette der Anden, und das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich sein. Die ganze Ebene, durch welche sich hier die Andenkette zieht, ist bloß thoniger Boden, und 2 Flüsse, die gerade diesseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die Vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher nicht seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den sämmtlichen atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie andrerseits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols und bis in die tiefen Einfahrten des Hudsonsbai und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowol die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Die Ausfuhr dieses aufblühenden Landes besteht hauptsächlich in Mehl, indianischem Korn, Reis, Flachs oder Leinsamen, Baumwolle, Taback, Pottasche und Perlasche, Schiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthen für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Myrtenwachs, Bienenwachs und Fischen. — 1822 betrug die Einfuhr in die Ver-

einigten Staaten 72, die Ausfuhr aber 80 Mill. Dollars. — Die vornehmsten Handelsstädte sind: Neuyork, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburgh und Neuorleans. Pittsburgh ist die Niederlage des Handels der östlichen und westlichen Staaten. Neuorleans, welches, wenn erst die westlichen Staaten sich weiter ausbilden, wahrscheinlich der große Markt des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Taback, Baumwolle, Reis, Pelzwerk, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und Westindien. Neuyork versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit Mundvorräthen. Endlich wird am Ausflusse des Columbia ein Stapelort für den Südseehandel gegründet.

Die beiden Canadas, Neuschottland und Neubraunschweig.

Der Handel der beiden Canadas war lange auf das bloße Ergebniß der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höhern Vervollkommnung des britischen Colonialsystems, und des Embargos, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerikas gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben. Ihre Ausfuhrartikel sind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Fische, Eich- und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Bauholz, canadischer Balsam, Sprossenbier, Pottasche und Perlasche, Gußeisen, Pelzwerk und Häute, Bibergeil, Ginseng u. s. w. Sie verkehren am meisten mit den westindischen Colonien der Briten und mit dem Mutterlande; doch machen sie auch mit den Vereinigten Staaten viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St.-John. Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Tauschhandel. — Neuschottland und Neubraunschweig haben fast ganz dieselben Ausfuhrartikel.

Der Handel Südamerikas hat sehr mannigfaltige Gegenstände. Die mineralischen Schätze Südamerikas sind unermeßlich. Gold und Silber war im 16. Jahrh. in solcher Menge vorhanden, daß 25 Jahre lang, jedes Jahr allein von Peru 13 Mill. Piaster nach Spanien gebracht worden sein sollen, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in ganz Peru, Chile und den obern Theilen von Tukuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieser unermeßlichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina. Die reichsten Bergwerke Südamerikas sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des ehemal. Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Goldgruben sind dort 30, der Silberbergwerke 27, der Kupferbergwerke 7, ein Zinnbergwerk und 7 Bleibergwerke. Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, die unfern dem Orte liegen, wo der Platafluß entspringt. In Acosta's Angabe, daß während der 40 Jahre, da diese Gruben bearbeitet wurden, der Ertrag derselben sich auf 12,000 Mill. Piaster belaufen habe, ist viel Übertreibung. Indeß geht aus den öffentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerikas an bis 1538 das dem Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen und registrirten Silbers sich auf 395,619,000 Piaster belief, sodaß mithin, da seit der Entdeckung Amerikas erst 39 Jahre verflossen waren, auf jedes Jahr 41,255,043 kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Quantitäten, welche ohne allen Zweifel heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geschafft worden sind, und derer, welche zu Verfertigung silberner Gefäße, Geräthschaften und Denkmäler für die Klöster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine ungeheuere Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihte Anstalten im Lande, und insbesondere in der Stadt Potosi, an Silbergeräth einen sehr großen Reichthum haben. Allein der Ertrag dieser Bergwerke ist seitdem, sei nun die Ursache davon die Erschöpfung der Minen selbst, oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, un-

endlich geringer gewesen. — Auch die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika sind, obwol die Spanier und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung der Metalle richten, sehr bedeutend. Die vornehmsten sind folgende: Cochenille, Indigo, Cocosnüsse, peruvianische Fiebertinde, Häute, Ochsenhörner, Talg, Wachs, Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Taback, Zucker, Caffee, Ingwer, Piment, Jalappe, Sassaparille, Ipekakuanha, Guajak, Drachenblut und verschiedene andre arzneiliche Gummi, Farbehölzer, Ebenholz, Mahagony, Smaragde, eine Menge verschiedener Arten von Balsamen u. dgl.

Die vornehmsten Handelsstädte Südamerikas sind Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatemala, Cartagena, Vera Cruz, Caracas, Potosi und Acapulco, vorzüglich die Havannah auf der Insel Cuba. Buenos-Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtlichen spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution der Markt für den Handel des Mutterlandes und seiner Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caracas sind die Cacaopflanzungen, welche beinahe 2 Drittel des europäischen Bedarfs hergeben. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und das reichhaltige Kupfererz aus den Bergwerken von Aroa ist noch weit vorzüglicher als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chile. Guatemala ist sehr berühmt wegen seines Indigos, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat. Acapulco oder Los Reyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Küsten von Quito und Peru. Nach der philippinischen Insel Manilla wird alljährlich eine Gallione gesandt, die mit Silber, Cochenille, Cacao, Baumöl, spanischer Wolle und Spielsachen aus Europa befrachtet ist, wogegen sie von dort Musseline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuche, chinesische Waaren, Specereien, Gewürze, Edelsteine und Juwelen mitnimmt. — Der innere Handel der spanischen Colonien in Amerika, vornehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru und Chile, ist sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tauschhandel, da man ihnen Äxte, Messer, Scheeren, Säbel, Halsschnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuche zuführt, und dafür die Erzeugnisse des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk. — Mexico handelt mit den übrigen Freistaaten aus Vera Cruz und Acapulco; es hat auch viel Schleichhandel. Zur Ausfuhr kommen Zucker, Cochenille, Jalappe, Sassaparille, Baumwolle, Vanille, Farbeholz, Häute, Talg ꝛc., insbesondere Gold und Münzen, in Barren, oder gemünzt, zusammen für 15 Mill. Thlr. Die Einfuhr beträgt ohne den Schleichhandel wenigstens 25 Mill. Thlr.

Brasilien, hat 3 große Handelsstädte: Rio-Janeiro, Bahia oder S.-Salvador und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel sind vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reis, Taback, Talg, Mahagony, peruvianische Fiebertinde, Ipekakuanha, Felle, Nutriahäute, Gold, Cocosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chrysolith und andre Edelsteine, und eine große Mannigfaltigkeit von Farbehölzern, Balsamen und Gummi. Der größte Theil des brasilischen Handels ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Surinam und Cayenne. Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee und Cacao; aus Berbice: Rum, Zucker, Baumwolle, Cacao u. s. w.; aus Demerary, Surinam und Essequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Zuckersyrup.

Westindien.

Die vornehmsten Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind

Cuba, St.-Domingo oder Haiti, Jamaica, Barbados, Dominica, St.-Christoph oder St.-Kitts, Curaçao und Guadeloupe. Sie haben alle ziemlich dieselben Erzeugnisse, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andre Gewürze, Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais, Cacao, Taback, Indigo, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagony, langen und schwarzen Pfeffer, lignum vitae, Campescheholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenschalen, Rum, Piment u. s. w. Ehe St.-Domingo oder Haiti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera Cruz, Guatemala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaica das Magazin aller aus dem Meerbusen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Hauptsitz des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana. Eingeführt werden Fabrikwaaren, Wein, Mehl, sonst auch Sklaven.

V. Neue Wege eröffnet jetzt dem Welthandel der Brite auf der Südsee, wo er seit kurzem die Sandwichsinseln, die Freundschafts- und die Gesellschaftsinseln in den Kreis des europäischen Weltverkehrs gezogen, und in Australien und Vandiemensland einen großen Markt für den Umtausch britischer Kunstwaaren gegen Naturerzeugnisse angelegt hat, während die Nordamerikaner auf den Washingtonsinseln (Nukahiwa) und auf andern Eilanden im stillen Ocean Handelsplätze zu gründen bemüht sind. S. Moreau de Jonnes, „Du commerce extérieur au XIXme siècle" (2 Bde., Paris 1826).

Weltkenntniß heißt nicht bloß Kenntniß der bewohnten Erde (Weltkunde), sondern noch gewöhnlicher wird darunter verstanden Kenntniß der geselligen Verhältnisse und der Charaktere, welche wir in denselben erblicken. Sie umfaßt Kenntniß der Stände, der Geschlechter, ihrer Eigenthümlichkeiten und Äußerungen. (S. auch Menschenkenntniß.)

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean). Es gibt eigentlich nur Ein Weltmeer, ein großes überall zusammenhängendes Ganzes, das fast 3 Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt, und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile des Oceans, doch gibt man ihm seiner weiten Ausdehnung wegen 5 große Abtheilungen. 1) Der nördliche Eis- oder Polarocean, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördl. Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Grenze hat; er hängt zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen, durch die Beringsstraße mit dem Australocean zusammen und ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, indem das Eis gewöhnlich erst im Sept. schmilzt. Die Winde auf demselben sind veränderlich, die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inseln desselben sind Spitzbergen und Novaja-Semlja. 2) Das westliche Weltmeer, östlich von den Westküsten Europas und Afrikas, westlich von den Ostküsten Amerikas, nördlich von dem nördl. und südlich von dem südl. Eismeere begrenzt. Unterhalb der Südspitze Afrikas stößt es mit dem indischen, und durch Magellan's Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. Es hat in der heißen Zone Ostwinde und außer derselben veränderliche Winde, wird durch den Äquator in 2 Theile getheilt, nämlich in das atlantische Weltmeer, den nördlichen Theil von dem nördl. Eismeere bis zum Äquator, östlich von Europa und Nordafrika und westlich von Nordamerika begrenzt; und in das äthiopische Meer, den südlichen Theil, von dem Äquator bis zum südl. Eismeere, östlich von Südafrika und westlich von Südamerika begrenzt. 3) Der indische Ocean, im N. an die Küsten Asiens, im O. an das Australland, im S. an den südl. Polarocean und in W. an Afrika grenzend. Auf diesem herrschen nicht nur in verschiedenen Gegenden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechselnden Monsons die bekanntesten sind.

Sowol diese Winde als die Beschaffenheit des Meeres selbst, welches mit Inseln, Klippen und Felsen wie besäet ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig und gefährlich. 4) Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südsee genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und begrenzt die Ostküste Asiens, des Australlandes, hängt im N. durch die Behringsstraße mit dem nördl. Eisocean zusammen und ist im S. gegen den südl. Eisocean offen. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämmtlichen Inseln Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, die Mittelsee oder das stille Meer zwischen den beiden Wendekreisen, und in die eigentliche Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere. 5) Der südliche Eis- oder Polarocean um den südl. Eispol her bis zu 60° S. Br. Seit Cook haben ihn mehre Seefahrer wegen des Treibeises, der Kälte der Eisfelder, Stürme und Nebel beinahe unfahrbar gefunden.

Weltpol, s. Pol.

Weltsystem. Man versteht darunter im Allgemeinen die Verbindung mehrer Weltkörper zu einer gewissen Ordnung, im Besondern aber die verschiedenen Meinungen über eine solche Verbindung zwischen den Körpern unsers Sonnensystems. Dergleichen hat es nämlich 3 gegeben. 1) Der griech. Astronom, Mathematiker und Geograph, Ptolemäus (s. d.), glaubte, die Erde liege im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen, vollkommen runden Kreisen. 2) Tycho de Brahe (s. d.) suchte dieses allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und ließ Sonne und Mond um sie, sowie die übrigen Planeten um die Sonne sich bewegen. Das System, das Kopernicus (s. d.) aufstellte, das schon die Pythagoräer ahneten und das durch der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen nur noch Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Nach diesem System bewegt sich fast mitten in dem Weltgebäude die Sonne um ihre eigne Axe, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen die Planeten, zu denen auch unsere Erde gehört. Die Trabanten oder Monden bewegen sich um ihre Planeten und zugleich mit denselben um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, die jedoch zu unserm Weltsystem nicht gehören. (S. Fixsterne und Weltgebäude.) — Eine ausführliche Darstellung dieser 3 Weltsysteme, mit gründlicher Beseitigung der gegen das letztere, als das allein richtige, gleichwol erhobenen Einwendungen, gibt Bode's „Erläuterung der Sternkunde" (3. A., Berl. 1808, 2 Bde., m. K.).

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Colombo's Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, das Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519—21). Seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, Lapeyrouse [s. d.] u. A. m. bis auf Freycinet [s. d.]), Holländer (Baarents, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschneff bis Krusenstern und Otto v. Kotzebue [s. d.]) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumsegelungen haben Briten unternommen. 50 Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf seiner nördlichen Sendung bis Novaja-Semlja vor. Alle seitdem angestellte Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen und dann südwärts die alte und

die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpolexpeditionen.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackmann, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten 11 Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Chidley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den kühnen Nautikern, welche im 17. Jahrh. große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang bis 62° 53′ zum Südpole vor; der russ. Capitain Bellinghausen i. J. 1820 bis zum 70.° (Rogers führte den Irländer Alex. Selkirk [den bekannten Crusoe] zurück.) 30 Jahre nach Rogers umschiffte Lord Anson (1741—44) die ganze Erde. Mit ihm hob die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesien, von neuem an: eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Mit Cook beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumsegelung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt. (Vgl. Kotzebue [Otto v.], Krusenstern und Reisen.) Die neueste „Voy. autour du monde" ist die des Freg.-Cap. Duperrai mit der Coquille auf Befehl Ludwigs XVIII. in d. J. 1822—25 (6 Bde., 4., m. e. Atlas von 375 Bl., erscheint heftweise Paris 1828).

Weltweisheit. Dieser Name wurde der Philosophie von den Kirchenlehrern und Theologen beigelegt, weil sie die Offenbarung, oft wol auch die positive Theologie sapientia divina nannten; dagegen ihnen die Philosophie als eitle Menschenweisheit erschien, die sie daher sapientia secularis nannten. Dieses hat man in dem Worte Weltweisheit übersetzt. (S. Philosophie.)

Wenceslaus (Wenzel), deutscher Kaiser (oder, weil er die Krönung in Rom nicht empfangen hatte, nur König genannt) und König von Böhmen, aus dem luxemburgischen Hause, Karls IV. ältester Sohn, geb. 1361. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo der in Deutschland herrschende Zustand der Gesetzlosigkeit auch dem kräftigsten Fürsten die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würde. Der junge W., aus welchem vielleicht selbst Petrarca, wenn er Karls IV. Antrag zur Erziehung des Knaben angenommen hätte, bei der verkehrten Behandlung, die dieser von der Wiege an erhielt, Nichts würde gebildet haben, war in jeder Hinsicht unreif für das schwere Werk, wozu er berufen wurde. Mit 2 Jahren war er bereits zum König von Böhmen gekrönt, mit 6 Jahren gab er auf s. Vaters Geheiß schon eine Belehnung und sah einen Herzog vor sich knien, im 10. Jahre ward er vermählt, im 12. mit der Mark Brandenburg belehnt und zu Staatsgeschäften erzogen, und er war kaum 18 J. alt, als er 1378 seinem Vater auf dem deutschen Throne folgte. Von den wohlgemeinten Ermahnungen, die dieser nicht lange vor s. Tode ihm gab, mißachtete er gerade diejenige am meisten, die er bei dem damaligen Zustande Deutschlands klug befolgen mußte — „den Papst, die Pfaffheit und die Deutschen zu Freunden zu halten". In seinem Vater konnte er freilich auch kein großes Vorbild finden, und hatte dieser Deutschland schon stiefväterlich behandelt, so that es der Sohn noch mehr. Stolz und Grausamkeit waren die Grundzüge seiner Gemüthsart und niedrige Wollust s. Neigung. Das ihm beigebrachte Gift, welches sich s. starken Leibesbeschaffenheit wegen auf die Leber warf und einen brennenden Durst erzeugte, mag viel zu dieser Handlungsweise beigetragen haben. 2 Umstände machten seine Lage besonders schwierig. In der ersten Zeit seiner Regierung wurde das Ärgerniß der Kirchentrennung durch zwiespältige Papstwahlen am auffallendsten und hatte auf die Staatsverhältnisse die verderb-

lichſten Rückwirkungen. In Deutſchland hatte das Fauſtrecht bei dem Mangel einer feſten Reichsordnung und einer kräftigen Verwaltung überhandgenommen. Jede Partei ſuchte ſich durch Bündniſſe zu ſtärken, um ſich durch eigne Kraft den Schutz gegen Gewalt und Unrecht zu verſchaffen, den die Geſetze nicht verleihen konnten, und ein Bund der durch Reichthum mächtig und muthig gewordenen Städte in Schwaben und am Rhein ſtand den Fürſten und dem Adel entgegen, die in mehren Gegenden Deutſchlands ähnliche Verbindungen ſtifteten, wie die Geſellſchaften mit dem Löwen, mit den Hörnern und die St.-Georgsgeſellſchaft. W., der indeß meiſtens in Prag bei Weibern und Weißbier ſchwelgte, wie man ihm vorwarf, ſah unthätig dieſen Parteiungen zu, und es ſcheint, daß er den großen Städtebund heimlich aufgemuntert habe, um die Macht der Fürſten zu ſchwächen. Endlich aber bewog ihn die Gefahr, da dieſe Verbindungen dem königl. Anſehen drohten, durch einen allgemeinen Landfrieden denſelben entgegenzuwirken. Auch die Städte traten ſpäter dieſem Frieden bei; aber die „fruntlich Stallung" (Einigung), die ſie 1384 auf 4 Jahre ſchloſſen und in den folg. Jahren verlängerten, war noch nicht abgelaufen, als 1387 ein heftiger Krieg zwiſchen den Fürſten, Grafen und Herren und den verbündeten Städten ausbrach, worin dieſe nach dem entſcheidenden Treffen bei Döffingen erlagen. W. ſaß indeß ruhig in Prag, und wenn er auch den Geſandten der Reichsſtände, die ihn erſuchten, nach Deutſchland zu kommen und den Frieden herzuſtellen, nicht geantwortet hätte: „er wiſſe nicht, ob er verbunden ſei, die Stände, die er nicht entzweit habe, zu vergleichen, und er müſſe das Schickſal des Wolfes in der Fabel befürchten, der 2 ſtreitende Widder ausſöhnen wollte", ſo handelte er doch im Sinne dieſer ihm in den Mund gelegten Worte; und auch zu dem neuen Landfrieden, den er 1389 zu Eger ſchloß und wodurch er den Städtebund wie die Einigung der Fürſten aufhob, zwangen ihn nur die Umſtände. Die Niederlagen und Verluſte, welche die Städte erlitten hatten, hielten das Schwert in der Scheide. W. erfüllte dagegen gern den Wunſch der Stände, alle Judenſchulden gewaltſam zu tilgen, die für manche Fürſten und Städte ſehr läſtig waren; aber freilich mußten alle Schuldner dem König, als Obereigenthümer des Vermögens der Juden nach der Anſicht jener Zeit, 15 vom 100 bezahlen. Auch in Böhmen war W. nicht beliebt; er zog die Deutſchen den Böhmen vor, handelte nach eigenſinniger Laune, verdarb es mit dem Adel, als er die verpfändeten Krongüter gewaltſam zurückfoderte und Einige, die ſich weigerten, enthaupten ließ, und erregte allgemeinen Haß gegen ſich, als er in den Streitigkeiten mit der Geiſtlichkeit ſich Widerrechtlichkeiten und Grauſamkeiten erlaubte. Sein Bruder ſelbſt, König Sigmund von Ungarn, und ſein Vetter Jobſt, Markgraf von Mähren, waren wider ihn, und ſo entſtand endlich 1394 eine Verſchwörung der böhmiſchen Großen, die ihn überfielen und in Gefangenſchaft hielten. Die Schritte, die ſein jüngſter Bruder zu ſ. Befreiung that, und die Drohungen, wodurch die deutſchen Reichsſtände die Loslaſſung ihres Oberhaupts zu bewirken ſuchten, verſchafften dem Gefangenen nach einigen Monaten ſ. Freiheit, die er, nach einer böhmiſchen Sage, durch die Treue einer Bademagd erlangt haben ſoll. W.'s Anſehen in Deutſchland war indeß unrettbar geſunken. Er gab Anlaß zu dem Vorwurfe, daß er den mächtigen Joh. Galeazzo Visconti für Geld zum Herzog von Mailand erhoben und dadurch das Reich geſchmälert habe. Befehdungen ſtörten wieder den Landfrieden, und einige Ritterverbindungen, wie die Schlägler, die von den ſilbernen Keulen oder Schlägeln, welche das Zeichen ihres Bundes waren, den Namen hatten, wurden ſo gefährlich für die öffentliche Ruhe, daß auch die Fürſten ihren Bund verſtärkten. Die Partei, welche der König bei der fortdauernden Kirchentrennung ergriff und nach der Lage der Umſtände auch billig ergreifen mußte, trug weſentlich zu den entſcheidenden Ereigniſſen bei, die ihm die deutſche Krone raubten. Er vereinigte ſich mit Frankreich, die beiden Päpſte,

welche von den Cardinälen in Avignon und ihren Gegnern in Rom waren gewählt worden, zur Abdankung zu bewegen, damit dann durch die einmüthige Wahl eines neuen Papstes der Kirchenfriede bewirkt werden könnte, und er übernahm es insbesondere, den Gegenpapst Bonifaz zur Niederlegung der päpstl. Würde zu vermögen, oder gar zu nöthigen. Die Kurfürsten aber, deren die meisten jenen Papst anerkannt hatten, waren mit W.'s Absicht nicht zufrieden, und am wenigsten der Erzbischof von Mainz, Joh. von Nassau, der diesem Papste s. Würde verdankte. Dieser Umstand trug nicht wenig zu den Schritten bei, welche die Kurfürsten gegen den König thaten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonifaz, um W.'s Plan zu vereiteln, sie dazu aufgereizt habe. Die Klagen über des Königs Unthätigkeit und Sorglosigkeit wurden seit 1397 immer lauter, und man erkannte immer mehr, wie Königshoven in s. „Elsassischen Chronik" sagt, daß W. „nüt ein Mehrer des Reichs, als sich ein römischer Kaiser schreibt, sunder ein Münner was, und Versumer und ein unnützer Mann des hilgen Reichs". Die Kurfürsten kamen endlich zu dem Entschlusse, ihn abzusetzen. Die Frage aber, wer statt seiner erwählt werden sollte? entzweite sie, und so kam es dahin, daß in der Versammlung zu Lahnstein nur die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz die Absetzung W.'s (1400) aussprachen und den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, der seine Stimme dem Erzbischof von Mainz übertragen hatte, zum König wählten. W. blieb dabei ganz gleichgültig, und ohne s. Mitwirkung geschah es, daß er noch mehre Vertheidiger seiner Rechte behielt, da die wenigsten Reichsstände mit den Schritten der rheinischen Kurfürsten zufrieden waren. Sein Nachfolger, Ruprecht, konnte überdies den eingewurzelten Übeln so wenig als W. abhelfen, und auch er hatte bald so sehr mit Parteiungen und Schwierigkeiten zu kämpfen, daß kein Entwurf für die Ehre des Reichs ausgeführt werden konnte. W. gerieth indeß mit s. Bruder Sigmund in neue Zwistigkeiten, deren Folge s. abermalige Gefangenschaft war, worin er zu Wien beinahe 1½ Jahre zubrachte. Nach seiner Befreiung wurden ihm von s. Gegner Ruprecht Vergleichsvorschläge gemacht, die er aber nicht annahm, und erst, als nach dessen Tode (1410) die Reichsstände den König Sigmund auf den deutschen Thron hoben, gab. W. durch einen Vergleich mit s. Bruder seine Ansprüche auf. Er blieb im Besitze seines Erbreichs und lebte in Böhmen in gewöhnlicher Unthätigkeit, welche nur die durch Huß's Lehren erregten Bewegungen unterbrachen, die W., der Geistlichkeit abhold, anfänglich begünstigte. Als aber nach Huß's Hinrichtung, den der König eifrig zu schützen suchte, s. erbitterten Anhänger in Böhmen sich erhoben, wurde W. bei dem heftigen Aufstande derselben, der den blutigen Hussitenkrieg eröffnete, so sehr entrüstet, daß er vom Schlage getroffen ward und 1419 starb. Neuere Geschichtschreiber haben ihn zu entschuldigen gesucht; aber wenn auch viele Beschuldigungen, welche die Zeitgenossen ihm machten, aus Parteiwuth und aus dem Hasse der Geistlichkeit herstammen mögen, so wird doch sein Andenken auch von dem Zeugnisse der beglaubigten Geschichte verurtheilt. (S. Pelzel's „Lebensgesch. des röm. und böhm. Königs Wenceslaus", Prag 1788—90, 2 Bde.)

Wendekreis, s. **Tropicus**.

Wendeltreppe, eine um eine Spindel sich wendende Treppe. — Wegen der ähnlichen Figur heißen so gewisse einschalige Conchylien, von denen die vorzüglichste die echte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei umlaufenden Windungen. Sie findet sich auf der Küste Coromandel in Ostindien, ist gegen 2 Zoll lang und wurde zuweilen mit 1000 Thlr. und mehr bezahlt.

Wenden wird von den Deutschen ein einzelner Zweig der großen slawischen Völkerschaft genannt, dessen Sitze schon im 6. Jahrh. im nördlichen und östlichen Deutschland von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und südwärts bis an Böhmen bekannt waren; und zwar wohnten 1) die **Obotriten** in Meck-

lenburg als ein mächtiges Volk unter eignen Königen. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen, rottete ſie im 12. Jahrh. beinahe ganz aus. Zu ihnen gehörten die Polaben, Wagrier und Linonen. 2) Pommern oder Wilzen, von der Oder bis an die Weichſel. Ihre Fürſten verbanden ſich 1181 mit Deutſchland und ſtarben erſt 1637 aus. 3) Ukern (Grenzwenden), Heveller und Rhetarier in den 5 brandenburgiſchen Marken. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, Nachbar Heinrich des Löwen, bezwang und vertilgte ſie, nicht weil ſie Heiden, ſondern weil ſie Slawen waren. (Die Griechen predigten das Chriſtenthum nicht mit dem Schwerte, und bekehrten ganz Sarmatien. Ja, die Großmähren riefen ſie ſelbſt herbei, um von ihnen die Taufe zu erhalten.) 4) Sorben, richtiger Serben, zwiſchen der Saale und Elbe; das alte Meißenland hieß daher bei den Böhmen Srbsko. 5) Luſitzer (nicht Lauſitzer) in der Markgrafſchaft Ober- und Niederlauſitz. Die Serben hatten ihre eignen Herren, Fürſten und Könige, und dehnten ihre Herrſchaft über das ganze heutige Oſterland, Meißen, die beiden Lauſitzen, das Anhaltiſche, den Kurkreis und den ſüdl. Theil des Brandenburgiſchen aus. Im 10. Jahrh. wurden ſie mit deutſchen Coloniſten untermiſcht, vorzüglich die Gebirge mit Deutſchen bevölkert, weil die Slawen des Ackerbaues wegen mehr die Ebenen liebten, daher bloß die Gebirgsdörfer deutſche, die in den Ebenen beinahe ſämmtlich ſlawiſche Benennungen haben. Aus Städten wurde dieſe Sprache mit Gewalt verdrängt, und in Leipzig hörte man 1327 auf ſerbiſch zu ſprechen, obwol ſich manches Wort auf dem Lande erhalten hat. Aus der Vermiſchung der Slawen mit Franken und Sachſen hat ſich ſeit dem 10. Jahrh. die oberſächſiſche Mundart gebildet, der ſlawiſche Mund milderte die Rauhheit germaniſcher Töne. Der Charakter der von Serben abſtammenden Familien ſind die Endſylben itz, ik, nik, als Noſtitz, Maltitz, Gablenz, Carlowitz, Zedtwitz, Metſch (ſoll ſein Mec), Tersky, Leſſing (ſoll ſein Leſnik, ein Lauſitzer von Kamenz), Tzſchirner (ſoll ſein Tſchernig). Oft erhielten aber auch die Eroberer ihren ſlaw. Zunamen von dem eroberten ſlaw. Beſitzthume. Von den Lauſitzern (von Luzice, ein niedriges ſumpfiges Land, wie die Niederlauſitz früher mit Recht den Namen führen konnte) haben ſich nur durch die lange Verbindung mit Böhmen und die dann edler denkenden Beherrſcher bedeutende Überreſte erhalten. Die beiden Lauſitzen bieten dem ſlawiſchen Ethnographen, Hiſtoriker und Philologen eine nothdürftige Nachleſe aus der Vergangenheit und Gegenwart dar. Die oberlauſitzer Mundart nähert ſich dem Böhm., die niederlauſitzer mehr dem Poln. Die Form dem Deutſchen nachahmend, nahm ſie den Artikel und Mehres an, wie die an Deutſche grenzenden Slawen in Steiermark, Kärnthen und Krain. Von der Cultur der Sprache wiſſen wir vor der Verbreitung des Chriſtenthums, das theils mit Gewalt durch Boleslaus, theils durch Belehrung des frommen Biſchofs Benno von Meißen eingeführt wurde, ſo gut als gar Nichts, denn kein Volksgeſang der Slawen an der Elbe erhielt ſich aus den Zeiten des Heidenthums; aber ſelbſt dann ließ man ſie unter dem härteſten Drucke ſchmachten; kein Lichtſtrahl der Aufklärung drang durch die Finſterniß zu ihnen herab Erſt ſeit der Verbreitung eines menſchlichern Geiſtes in Europa wurde ihr Schickſal erträglicher, und erſt ſeit der Reformation fingen ſie an, ihren Dialekt zu ſchreiben. Im dreißigjährigen Kriege wollte man ihre Sprache ausrotten und gab ihnen deutſche Prediger, wodurch wirklich 16 Pfarren deutſch geworden ſind. Erſt im 18. Jahrh. ward man duldſamer und ließ ihnen ihr natürliches Recht der angeſtammten Sprache. Jakob Ticinus, ein Jeſuit von Witgenow aus der Lauſitz, rieth in einem Büchlein 1679 an, die böhmiſche Rechtſchreibung auf die wendiſche Sprache anzuwenden; allein ſie befolgten ſeinen guten Rath nicht, wodurch ſie ſich an einen großen Volksſtamm angeſchloſſen und ihre Literatur gehoben haben würden. Bierling (z. J.), Pfarrer zu Porſchwitz, führte die bis dahin ſchwankende Rechtſchreibung

Digitized by Google

1689 auf bestimmte Regeln zurück, die jedoch ein Gemisch aus der deutschen und böhmischen ist. 1716 waren die Wenden so glücklich, eine Bildungsanstalt zu Leipzig und 1749 eine zu Wittenberg zu erhalten, sowie auch ein wendisches Seminarium zu Prag für die Katholiken. Um ihre Sprache emporzuheben und zu erhalten, erschienen von Zeit zu Zeit Erbauungsbücher, eine vollständige Bibelübersetzung, eine Grammatik und mehre a. brauchbare Bücher. Trotz alledem ist die Abnahme der slawischen Sprache in der Niederlausitz immer sichtbarer. In Pommern starb der Letzte, der noch wendisch sprechen konnte, 1404. Nur in dem Fürstenthum Lüneburg in den Ämtern Danneberg, Lüchow und Wustrow, zwischen der Elbe und Jretze, erhielt sich bis in die neuern Zeiten ein Haufen von dem obotritischen Hauptstamm (Polaben genannt, von Labe: Elbe, und po: anwohnend), und 1751 wurde in Wustrow der letzte wendische Gottesdienst gehalten. Diese Wenden waren zwar noch in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrem Wesen vorhanden, allein die Beamten arbeiteten unaufhörlich an ihrem Untergange, den sie auch erzielten, indem sie diese Sprache so herabsetzten, daß sich diese Leute, um nicht ausgelacht zu werden, hüteten, ein Wort wendisch zu sprechen. Chr. Henning, Pastor zu Wustrow, sammelte zwar aus dem Munde eines klenower Bauern, Johann Janischke, einzelne Worte, die aber durch unrichtige Schreibart ganz entstellt in die Hände des Dr. Anton in Görlitz kamen, von welchen, außer einigen in die „Slowanka" von Dobrowsky aufgenommenen, Nichts bis heute gedruckt wurde. Außer diesem sammelten auch Hr. Pfeffinger, Inspector zu Lüneburg 1698, Domeier u. A., lüneburgisch-wendische Wörter, nach welchen diese Mundart sich dem Polnischen näherte, sonst aber ihre Eigenheiten hatte.

Die Wenden waren ein kriegerisches Volk und führten vom Anfange des 7. Jahrh. an Kriege gegen die Franken, denen sie zinsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Ungarn, gegen die Deutschen, bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. und von Otto 948 völlig geschlagen wurden. Die deutschen Könige errichteten nun die Markgrafschaften Meißen, Nordsachsen und Lausitz, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meißen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Absicht angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Sie wurden aus ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangenen wurden an Stifter, Klöster und Adelige als Leibeigne verschenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen und sie nach und nach mit den Deutschen in Ein Volk zu verschmelzen. 1047 errichtete Gottschalk ein wendisches Reich oder obotritisches Königreich, das, aus 18 Provinzen bestehend, unter den sächsischen Herzogen und dem deutschen Könige stand, und bemühte sich deutsche Sitten einzuführen, wurde aber deßhalb 1066 ermordet. Sein Sohn Heinrich stellte es 1105 wieder her, welches später der Herzog von Schleswig, Knud, zu Lehen erhielt, nach dessen Tode es in kleinere Staaten zerfiel. Die Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurde allmälig bewirkt, obwol die Spuren des heidnischen Götzendienstes (sie verehrten u. A. den Bilbog, Swantewit ꝛc.) noch lange bemerkbar blieben. Auch konnte die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz — die Wenden der letztern Provinz nennen sich selbst Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbst im heutigen Meißen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übriggeblieben sind. — Die heutigen Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Löbau bis an die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk; aber durch den

Druck, unter dem sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; ihre Jünglinge geben gute Soldaten. Ihre Sprache, die mit a. Töchtern der slawischen Sprache, der böhmischen, polnischen und russischen, so viel Ähnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabene Gedichte (Klopstock's „Messias") in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist. In Leipzig besteht noch eine wendische Predigergesellschaft, d. h. ein Verein junger Studirender aus der Lausitz, welche sich im Predigen in der wendischen Sprache üben.

Wendler (Johann), geb. in Nürnberg d. 23. Oct. 1713, starb zu Leipzig als Buchhändler d. 14. Oct. 1799 im 86. Lebensjahre. Da dieser Mann durch s. Verlagsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und nicht verheirathet war, so wurde es ihm, gegebenen Winken zufolge, möglich, s. Andenken, das er durch manche Fehltritte verdunkelt hatte, durch milde Stiftungen zu erhalten. Als Gellert den Verlag seines ersten Werks der „Fabeln" mehren Buchhändlern vergeblich angetragen hatte, übernahm ihn W. und gab für den Bogen 32 Groschen. Das Buch erlebte bald 5 Aufl. Auch die übrigen frühern Schriften Gellert's verlegte W. Nach der 3. Aufl. von Gellert's „Fabeln" stiftete er 3 Stipendien, jedes zu 100 Thlr., die auf 2 Jahre vergeben werden, sodann 1787 in Leipzig eine Freischule für Kinder weniger bemittelter Ältern und setzte zu deren Fortdauer 10,000 Thlr. aus. 60 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts werden in dieser, u. d. N. der „Wendler'schen Freischule" bestehenden und nicht mit der Rathsfreischule zu verwechselnden Anstalt, von 7 Lehrern und einer Nähterin unentgeltlich unterwiesen und mit den nöthigen Schulbüchern versehen. 1790 oder 1791 stiftete W. 6 Freistellen im leipziger Convicte zunächst für Studirende aus Nürnberg, oder für solche, die aus dem Umkreise von 3 Meilen von s. Vaterstadt gebürtig wären, und in deren Ermangelung für studirende Ausländer. Im Wendler'schen Garten, welcher dicht an s. vor dem grimmaschen Thore gelegenes Haus grenzte, stand auch zuerst ein Denkmal, welches W. Gellert hatte setzen lassen und jetzt in dem Universitätsgarten neben dem Paulinum aufgestellt ist. 11.

Wenzel (die Brüder Joseph und Karl), ein wahrhaft literarisches Zwillingspaar. Söhne eines Arztes und Professors in Mainz, fast von gleichem Alter, der Erste 1768, der Andre 1769 geb., studirten sie Beide zugleich auf der damals wieder herrlich aufblühenden Universität ihrer Vaterstadt, unter Sömmerring, Weidemann u. A., Medicin, von 1786—91, promovirten Beide an Einem Tage unter Sömmerring, machten gemeinschaftlich fast 2 Jahre lang gelehrte Reisen in Deutschland und Italien, wirkten vielfach als Ärzte gemeinschaftlich, als sie nach ihrer Zurückkunft Beide 1793 — 95 in Mainz practicirten, und auch noch späterhin, als Karl W. in dem nahen Frankfurt sich einbürgerte. Doch am einträchtigsten und stets gemeinschaftlich wirkten sie als medicinische Schriftsteller; selbst nach dem Tode des ältern Bruders (1808) erschienen von dem jüngern noch Werke, an denen der Verst. großen und anerkannten Antheil hatte. Ihre Hauptwerke handelten von der Structur und den Krankheiten des Gehirns, vom Kretinismus, von geburtshülflichen Gegenständen ꝛc., besonders das Werk über das Gehirn der Menschen und Thiere: „De penitiori cerebri humani et animalium structura"; über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen; über die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut. Die letztern, bloß unter Karl W.'s Namen erschienenen Prachtwerke, sind über die Krankheiten des Uterus und über die Krankheiten am Rückgrathe; ebenso über Induration, über künstliche Früh-

geburt ꝛc. — Joseph W. starb 1808 in Mainz, 40 Jahre alt; er war unverheirathet, sehr fleißig und gründlich in s. Studien, strenger, ernster und vielleicht auch gelehrter als sein jüngerer Bruder, der ihn 20 Jahre überlebte (st. den 18. Oct. 1827); dieser war dagegen neben s. wissenschaftlichen Kenntnissen und s. großen Fleiße zugleich einer der ausgezeichnetsten praktischen Ärzte, mit schnellem und sichern Blick, wohlwollend, theilnehmend. Er verwendete einen großen Theil Dessen, was ihm die Praxis sehr reichlich eintrug, zu wohlthätigen und großmüthigen Zwecken. Seine einzige Tochter verheirathete er mit dem einzigen Sohne s. Lehrers, des großen Anatomen Sömmerring. — Beide Brüder waren Mitglieder vieler gelehrten Gesellschaften; Rufe nach auswärtigen Universitäten lehnten sie stets ab. Karl W. wurde von dem Fürsten Primas, von Rußland und Preußen mit Orden beehrt.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine urbar und bewohnbar gemachte Sumpfgegend. In letzter Bedeutung sind die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der danziger, marienburger und elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, ohne Berge, und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger Werder (1400 Hufen) enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Billwerder, Ochsenwerder ꝛc.

Werf (Adrian van der), ein ausgezeichneter niederländ. Geschichten- und Portraitmaler. Er war zu Kralingerambacht in der Nähe von Rotterdam 1659 von armen Ältern geb., und sein Vater, der s. Lust zum Zeichnen bemerkte, schickte ihn nach Rotterdam zu einem Portraitmaler in die Lehre; dann besuchte er die Schule des Eglon van der Neer, der ihn als Gehülfen mit auf Reisen nahm. In s. 17. Jahre fing er an auf eigne Hand zu arbeiten. Der durch Holland reisende Kurfürst von der Pfalz lernte s. Arbeiten kennen und beschäftigte ihn von da an am meisten. Er nahm in Rotterdam s. Wohnort und heirathete dort 1687 in eine ansehnliche Familie. Der Kurfürst von der Pfalz bestellte u. A. bei ihm sein Portrait und das Urtheil Salomonis, welches ihm W. persönlich nach Düsseldorf überbringen mußte; er belohnte ihn fürstlich und erhob ihn mit s. Familie in den Adelstand. Die besten s. Gemälde besaß der Kurfürst, von minderm Werth sind einige in der dresdner Galerie. W. starb in großer Wohlhabenheit 1722. Er zeichnete sich durch Ausführung heroischer Gegenstände unter s. Landsleuten aus, obwol s. Bilder mehr Fleiß und feine Ausarbeitung als Größe und Feuer zeigen. Sein Colorit ist kräftig und harmonisch, sein Faltenwurf groß; aber s. Figuren fehlt es an anatomischer Kenntniß. — Sein Bruder Peter van der Werf war sein Schüler, der ihm selbst die Elfenbeinfarbe seines Fleisches nachahmte.

Werft, Schiffswerft, ein erhöheter Ort, eine Anstalt an einem schiffbaren Wasser, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe, die nicht so leicht vom Stapel (s. d.) in das Wasser zu lassen sind, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (s. d.) angelegt.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, Mitglied vieler Akademien und gel. Gesellschaften, der Begründer der Geognosie und einer der ausgezeichnetsten Mineralogen seiner Zeit, wurde den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, wo sein Vater Inspector der gräfl. Solms'schen Eisenhütten war, geb. Bis zu seinem 10. Jahre blieb er in dem väterlichen Hause, wo seine Aufmerksamkeit schon früh auf das Mineralreich und auf das berg- und hüttenmännische Gewerbe geleitet wurde, kam aber dann in die Waisenhausschule zu Bunzlau in Schlesien, welche er nach erfolgter Confirmation 1764 verließ und zur Unterstützung seines Vaters als Hüttenschreiber in Wehrau angestellt wurde. Kränklichkeit, durch übermäßigen Fleiß

herbeigeführt, veranlaßten im 18. J. W.'s eine Reiſe nach Karlsbad, auf welcher er zum erſten Mal Freiberg und deſſen großen Bergbau ſah. Freiberger Bergbeamte wurden auf den für ihr Fach begeiſternd eingenommenen jungen Mann aufmerkſam und bewogen ihn, die 2 Jahre zuvor errichtete Bergakademie zu beziehen, welches Oſtern 1769 auch wirklich geſchah, gerade in den Tagen, an welchen dem edlen, nun auch verblichenen Kurfürſten, nachmaligen Könige Friedrich Auguſt gehuldigt, und wobei auch ein großer Bergaufzug veranſtaltet wurde. W. lernte alſo ſogleich die glänzende und poetiſche Seite des übrigens, beſonders jetzt, ſo glanzloſen Bergmannslebens kennen. Die Akademie war noch in der Wiege, allein deſſenungeachtet ergriff W. die vorhandene Gelegenheit zu lernen, blieb aber nicht bei dem Anhören der Vorträge und der aufgegebenen Arbeiten ſtehen, ſondern ließ ſich das Befahren und Unterſuchen der Gruben angelegen ſein und benutzte ſorgſam die Geſpräche über Gegenſtände der Mineralogie und des Bergbaues mit den obern und niedern Beamten, vernachläſſigte es aber auch nicht, ſeine Sprach- und übrigen Kenntniſſe weiter auszubilden. 1771 bezog W. die Univerſität Leipzig, widmete ſich in den erſten beiden Jahren beſonders dem Studium der Rechtswiſſenſchaften, ſpäter dem der Naturkunde und gab 1774, in welchem Jahre er auch Leipzig verließ, ſeine „Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Foſſilien" heraus. Im folgenden Jahre wurde er als Inſpector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde bei der freiberger Bergakademie angeſtellt. Hier lehrte er nun bis an ſeinen Tod, verſchaffte der Akademie einen großen Ruf und bildete Mineralogen, Berg- und Hüttenleute, die aus allen Gegenden Europas und ſelbſt aus Amerika herbeigekommen waren, um von dem berühmten W. zu lernen. Unter ſeinen Schülern ſind eine Menge jetzt hochberühmter Namen. Gleich in den erſten Jahren ſeines Lehramtes trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie und ſchied nun auch ſehr bald die Lehre über die einfachen, nicht gemengten Mineralien von der über die Gebirge und Gebirgsarten, oder die Oryktognoſie von der Geognoſie, welche letztere Wiſſenſchaft zuerſt 1785 in gehöriger wiſſenſchaftlicher Form unter dieſem Namen von W., ihrem Begründer, vorgetragen wurde. „Wir unterſcheiden", ſagt Prof. Weiß in Berlin, einer der verzüglichſten Schüler W.'s, „billig Werner den Oryktognoſten und Werner den Geognoſten. Als ſchöpferiſcher Geiſt ſteht er in beiden Beziehungen da; ja ſelbſt die Namen erinnern uns daran, daß er beiden Disciplinen eine gänzlich neue Geſtalt gab; denn auch die Bildung der Namen, das Ganze gehört ihm. Freilich nicht bloß Namen und Geſtalt erhielt die Wiſſenſchaft neu durch ihn; Werner gab beiden Disciplinen einen neuen Inhalt. Doch was wäre das Neue, wenn es nicht auch das Wahre wäre, wenn man die Natur in Dem nicht fände, was die Wiſſenſchaft Werneriſch zu nennen hat! Auffaſſungskraft der Natur war in hohem Maße das Talent von W. Er hatte einen klaren Blick, unbewölkt, heiter und ſicher, die Kraft anzuſchauen, zu faſſen mit den Sinnen, ſtand ihm in eminentem Grade zu Gebote; er war darin Meiſter. Geregelt von klarem Verſtande und ſcharfer feſter Urtheilskraft war die Regſamkeit, die feine Empfänglichkeit der Sinne, ſein erſtes Naturtalent; und er wußte aus ihrem ſorgfältigern cultivirtern Gebrauche die Grundlage ſeiner neuen Wiſſenſchaft zu bilden". — W.'s Oryktognoſie lebt ganz und gar in der Anſchauung. Das Bild der ſinnlichen Anſchauung der Gegenſtände vollſtändig und genau aufzufaſſen und in Worten deutlich ausgeprägt wiederzugeben, war die Seele ſeiner Lehrmethode, und Worte, Kennzeichen, Beſchreibungen waren nur die Mittel. Auf alle bedingten und höhern wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel leiſtete ſie Verzicht und in dieſer Hinſicht war W.'s Oryktognoſie einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Mineralogie, ſowie ſie jetzt immer mehr und mehr ausgebildet wird, untergeordnet. Eine ebenſo große Bewunderung, als durch ſeine ſinn- und anſchauungsvolle Behandlung der Oryktognoſie, erwarb ſich

W. auch durch seine Geognosie, dieser immer noch jugendlichen, mit einem eigenthümlichen Zauber begabten Wissenschaft. Vor ihm kannte man nur die sogen. Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, bestehend in einer Reihe von Hypothesen; er gründete seine Geognosie auf Beobachtungen an der Erdrinde und machte sie durch und durch zur Erfahrungswissenschaft. Die Basis derselben ist die Kenntniß der räumlichen Verhältnisse zwischen den verschiedenen, die Erdoberfläche zusammensetzenden Massen; die Kenntniß ihrer Natur hat die zweite Stelle. Die Klarheit und Einfachheit in der Werner'schen Darstellung der Gebirgsverhältnisse, die Bündigkeit in seinen Folgerungen, erweckte bei s. Zuhörern und Anhängern ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie noch jetzt nicht leicht überzeugt werden können, daß nicht Alles so ist, wie es der große Meister darstellte. Und doch hat das riesenhafte Fortschreiten in den Naturwissenschaften ganz unumstößlich dargethan, daß es noch andre Verhältnisse geben könne und wirklich gebe, die in der Werner'schen Lagerungslehre keinen Platz finden. Alle Quelle neuer Bildung und Bewegsamkeit liegt nach W.'s Ansicht oben, in dem noch Flüssigen, im Gewässer; daher der allgemeine Neptunismus des Werner'schen Systems, der Ocean der eigentliche Quell aller Bildungsgeschichte der Erde. Alles was einmal gebildet war, hatte, bis auf geringfügige Bewegungen, geruht. Unsere Beobachtungen zeigen aber ganz deutlich, daß außer den von W. anerkannten, von oben abwärts wirkenden Kräften, auch solche bei der Bildung der Gebirge vorhanden waren, die aus dem Innern der Erde auswärts wirkten. Auch die noch fortwährend wirkenden dieser Kräfte, die Vulkane, wurden daher von W. verkannt und erschienen ihm von geringer Bedeutsamkeit. Hätte er, der scharfblickende Beobachter, nur ein Mal einen brennenden Vulkan oder die erloschenen am Niederrhein oder in Südfrankreich gesehen, nie würde er diesen Erscheinungen ihre Lagerstätte in brennenden Steinkohlenlagern angewiesen, nie die Entstehung des Basalts und ähnlicher Massen aus wässerigem Niederschlag hergeleitet haben. Wenn aber auch eine Menge einzelner geognostischer Lehren W.'s jetzt, nachdem wir ungeheure Schritte vorwärts gethan, als irrig erkannt und im Tiefsten erschüttert dastehen, so bleibt der Ruhm des Begründers doch fort und fort, und wahrlich seine Schüler ehren ihn mehr durch ein zeitgemäßes Fortschreiten als durch ein Anhängen an vielen seiner nicht mehr zeitgemäßen Ansichten! Aber nicht allein als Lehrer der Mineralogie und Geognosie, sondern auch als Lehrer der Bergbaukunst, der Eisenhüttenkunde und mehrer andrer einzelner Zweige der Bergwerkskunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg und vor Allem als Freund der Akademisten, wirkte W. sehr thätig und ruhmvoll. Außerdem beschäftigten ihn auch Geschichte, Geographie, Linguistik, Archäologie und Numismatik sehr ernstlich, minder einige andre Zweige des menschlichen Wissens. Als Schriftsteller hat W. nicht so viel geleistet, als eigentlich zu erwarten und zu wünschen gewesen wäre. Besonders war er in den letzten 2 Jahrzehnden, also gerade in derjenigen Periode seines Lebens, wo die gelehrte Welt das Gediegenste von ihm erwarten durfte, als Schriftsteller ganz verstummt. Außer jener schon oben erwähnten Schrift: „Über die äußern Kennzeichen der Fossilien", und einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, von denen mehre von großer Wichtigkeit sind, besitzen wir von ihm: „Kurze Classification und Beschreibung der Gebirgsarten" (Dresden 1787); „Neue Theorie über die Entstehung der Gänge" (Freiberg 1791); ein Band einer Übersetzung von v. Cronstedt's „Versuch einer Mineralogie" (Leipzig 1780); „Verzeichniß des Mineraliencabinets des Berghauptmanns Pabst v. Ohain" (2 Bde., Freiberg 1791 u. 1792). W. war sehr bescheiden und anspruchslos und auch als Mensch sehr liebenswürdig. An seinem Vaterlande hing er mit inniger Liebe, hatte mehre vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit seinem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu

Dresden am 30. Juni 1817, in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Sein Leichnam wurde auf Kosten des Staats, unter einem feierlichen Trauerzuge, nach Freiberg abgeführt und in dem dortigen uralten Dom, nicht fern von den irdischen Resten des Kurfürsten Moritz und andrer Fürsten des Hauses Sachsen, beigesetzt. Die mineralogische Gesellschaft zu Dresden, deren Mitstifter und erster Präsident er war, hat ihm an der freiberger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Basaltsäulen gruppirtes Denkmal errichtet. Seine Schwester, die verwitw. Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, ließ ihm 1823 auf seinem Grabe ein Denkmal setzen. Sein patriotischer Sinn hatte ihn schon lange vor seinem Tode daran denken lassen, der freiberger Akademie seine reiche und vollständige Mineraliensammlung zu erhalten, obwol ihm schon aus England 50,000 Thlr. dafür geboten worden waren. Er überließ sie der Akademie für 40,000 Thlr., von welcher ihm jedoch nur 7000 Thlr. baar ausgezahlt, das Übrige aber verzinst wurde. Nach seinem Tode fielen die Zinsen von 17,000 Thlrn. auch der Akademie anheim, und alle seine noch übrigen Sammlungen an Büchern, Landcharten, Rissen und Zeichnungen, Münzen ꝛc., und sein ganzer literarischer Nachlaß wurde derselben für die geringe Summe von 5000 Thlrn. überlassen. Auch die Schwester eiferte auf eine höchst würdige Weise dem Edelmuthe des Bruders nach. — Zu Edinburg in Schottland stiftete ein vorzüglicher Schüler W.'s, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft u. d. N. Wernerian Natural History Society. Lebensbeschreibungen W.'s lieferten der zu früh für die Wissenschaft verst. Geh. Finanzrath Blöde zu Dresden, im 2. Bde. der „Schriften der mineralogischen Gesellschaft" daselbst (1818), und der dresdner Prediger Dr. Frisch, der 23 Jahre lang zu Freiberg mit W. innig befreundet war. Die letztere enthält zugleich 2 Abhandlungen des Prof. Dr. Weiß über W.'s Verdienste um Oryktognosie und Geognosie, und ist 1825 zu Leipzig erschienen.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias) gehört unter die merkwürdigen Zeitgenossen, theils wegen seiner Mitwirkung zu dem Zwecke einer religiösen Reaction, wo möglich auf Kosten des Protestantismus, theils wegen seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, theils wegen s. mannigfaltigen persönlichen Verhältnisse. Er ward zu Königsberg in Preußen d. 18. Nov. 1768 geb. Sein Vater, Prof. der Geschichte und Beredsamkeit an der dortigen Universität, starb als der einzige Sohn erst das 13. Jahr zurückgelegt hatte, sodaß dieser nun bis zum 22. unter den unmittelbaren Einflüssen der Mutter stand. Sie war eine Frau von durchdringendem Geiste, lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl, verlor jedoch später das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und litt fortdauernd bis zu ihrem Tode an einer Gemüthskrankheit. 1784 ward W. in Königsberg Student, hörte juristische und cameralistische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, und opferte daneben, wie einstimmige Nachrichten behaupten, den Grazien des Epikur mit freier, entschiedener Vorliebe. Von einer vorherrschenden religiösen Richtung blickte während s. Universitätslebens keine Spur durch; näher stand er der damaligen Modeaufklärerei. Nach der ersten Ausflucht von Königsberg nach Dresden trat er 1793 als Kammersecretair in den preuß. Staatsdienst und bekleidete diese Stelle an mehren Orten, am längsten in Warschau. 1799 verheirathete er sich daselbst zum zweiten Male, nachdem s. erste Ehe aus unbekannten Gründen aufgelöst worden war, und ging bald darauf durch abermalige Trennung, nicht ohne große Einbuße von s. Seite, eine dritte Verbindung mit einer jungen, liebenswürdigen Polin ein, die ebenso wenig ein Wort deutsch als er polnisch verstand. Das Leben in Warschau war zu jener Zeit zwanglos, heiter und an mannigfaltigen Genüssen ergiebig; besonders pflogen die Deutschen untereinander eine innige Geselligkeit; W. schloß sich vor allen an den tüchtigen Mnioch und den jugendlich offenen Hitzig an.

Unter den schönsten Einwirkungen einer zauberischen Natur, eines herzlichen Umgangs und einer wohlthuenden Freiheit entstanden um 1800 die „Söhne des Thales", über welche sich der Verf. in einem Briefe an Hitzig 1801 gelegentlich also ausdrückt: „Dir aufrichtig zu sagen, ich bin etwas, aber nicht viel, damit zufrieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantasie sein mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat". Sein Aufenthalt in Königsberg 1801 — 4, wohin ihn die zunehmende Krankheit seiner Mutter gerufen hatte, verrieth schon damals manche verborgene Keime jener Denkart, für die er sich später so laut erklärte. Der 24. Febr. 1804, der Todestag der Mutter, ist durch die Dichtung gl. N. berühmt geworden. Im Besitze eines baaren Vermögens von 12,000 Thlrn., das ihm durch den Tod seiner Mutter zugefallen war, ging W. 1804 mit s. Gattin nach Warschau auf s. Posten zurück, wo er mit dem geistreichen Hoffmann in nähere fördernde Berührung kam, der auch zu dem daselbst vollendeten „Kreuz an der Ostsee" eine originelle Musik schrieb. Durch die Verwendung mehrer Freunde, wie die Gunst des Ministers v. Schrötter, des damaligen Chefs des neuostpreußischen Depart., welcher sich für die Sache der Religion und Maurerei lebhaft interessirte, ward er 1805 in Berlin als geh. expedirender Secretair angestellt. Weder der Umgang mit Männern wie Joh. v. Müller, Fichte, Uhden, Schadow, noch die Poesie, noch weniger s. Berufsverhältniß konnten ihn vor dem Strudel einer wilden Genießlust bewahren, woraus wol hauptsächlich die Trennung von s. dritten Frau (wider s. Willen) erklärt werden muß. Die für das dortige Theater gedichtete „Weihe der Kraft", in welcher die Geschichte mit mystischer Phantastik versetzt ist, setzte (1806) das Publicum in eine allgemeine Bewegung, welche sich später über ganz Deutschland ausbreitete. Bald trieb ihn seine Reiselust von Berlin über Prag, Wien, München, Frankfurt, Köln, und von da nach Gotha in die Nähe eines gebildeten Fürsten. 1807 sah er zum ersten Mal mit tiefer Bewunderung Göthe; in diesem Gefühle ist er sich bis an sein Ende treu geblieben. Weimar zeichnete ihn mannigfaltig aus, doch kehrte er nach einem 3monatlichen überaus angenehmen Aufenthalt 1808 wieder nach Berlin zurück, wo s. Gefühl von der Franzosenherrschaft so bitter verletzt wurde, daß er sich durch eine Reise nach der Schweiz zu befreien suchte. Zu Interlachen kam er bei einem Volksfest in den interessanten Kreis der geistreichen Baronin v. Staël. Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, vertauschte es aber bereits im Dec. mit Weimar, wo er durch die Huld des Großherzogs von Frankfurt, des Fürsten Primas v. Dalberg, die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath. Noch ein Mal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, 4 Monate in Coppet bei der Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er 1809 über Turin und Florenz noch Rom reiste. Er bekannte sich hier d. 19. April 1811 zum kath. Glauben, und zwar nach zuverlässigen Nachrichten vorläufig insgeheim. Aus demselben Grunde, weßhalb er anfänglich seiner Glaubensänderung keine Öffentlichkeit hatte geben wollen, studirte er zu Rom die Theologie privatim, und, wie aus mehren Nebenumständen hervorgeht, ziemlich oberflächlich. Neapel, Florenz, Venedig zogen ihn wechselsweis durch Schicksal, Natur und Kunst an. Mit patriotischer Freude sah er 1813 die siegreichen Heere der Verbündeten durch Frankfurt nach dem Rhein ziehen. In Übereinstimmung mit dem Willen des Erzbischofs v. Dalberg, trat W. 1814 ins Seminarium zu Aschaffenburg und wurde bald nachher zum Priester geweiht. Zur Zeit des Congresses, im Aug. 1814 kam er in Wien an und predigte sogleich ungeachtet des Mangels an Übung vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Von 1816 — 17 lebte er

in Podolien bei der Familie des Grafen Cholonievski, durch dessen Einfluß er Ehrendomherr von Kaminiek wurde. Auch hatte er das Glück, daß ihm die Freigebigkeit des Großherzogs von Sachsen-Weimar den Verlust der Pension ersetzte, die er früher dem Fürsten Primas verdankte. Obgleich er mit großer Feierlichkeit in den wiederhergestellten Redemtoristenorden in Wien getreten war, verließ er ihn höchst inconsequent zum Erstaunen des Publicums bald darauf wieder, aus Gründen, die allerdings nicht ganz auf ihm allein lasten mögen. Mit bewunderungswürdiger Geisteskraft predigte er bis kurz vor seinem Ende, obschon er seit längerer Zeit an einem heftigen Brustübel litt. Der Tod beschlich ihn sanft und unvermerkt d. 18. Jan. 1823. Wie er ihm während der letzten Tage mit christlicher Fassung und einem standhaften Humor entgegengesehen hatte, so zeigte auch noch das Antlitz des Entschlafenen eine feste Entschiedenheit. In Enzersdorf im Gebirge in der Nähe Wiens ist er, seinem Wunsche gemäß, begraben worden. Diese biographischen Nachrichten sind theils aus dem von Hitzig herausgegeb. Lebensabriß W.'s, theils aus einem von ihm selbst geschriebenen Art. im Felder-Waitzenegger'schen Wörterbuch gezogen. Alle Sonderbarkeiten einer demüthig anmaßenden und im Grunde zerrissenen Natur offenbart s. Testament, das auch gedruckt worden ist. Sehr interessante Aufschlüsse über s. Charakter findet man auch in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1827, Nr. 1 und 2). — Unter s. dramatischen Werken glänzen besonders die „Söhne des Thales" hervor durch kühne Anlage, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes, ausgezeichnete Sprache, namentlich im 1. Thl. „Das Kreuz an der Ostsee", „Die Weihe der Kraft", „Attila, König der Hunnen", „Wanda, Königin der Sarmaten" verriethen bei vielen einzelnen Schönheiten, eine wachsende mystische Tendenz, die theils ihren Grund haben mag in dem hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils in der ausschweifenden Eitelkeit des Verf., die mit s. chaotischen Geistesrichtung zusammenfloß, und ihn häufig zum Abenteuerlichen, Excentrischen, Verkehrten und Abgeschmackten hinriß. Ein tragischer Silberblick seiner leidenschaftlich aufgeregten Natur, ein Nachtstück im eigentlichsten Sinne, ist dagegen der „Vierundzwanzigste Februar", weit hervorragend über die Flut der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke ins menschliche Herz, kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Die nachfolgenden neuern Schicksalstragödien haben aus diesem merkwürdigen Gedicht ihre Nahrung gesogen. Die sich immermehr absondernde Eigenthümlichkeit seiner träumerischen, ungeregelten Phantasie bricht vorzüglich in der Tragödie „Kunegunde" hindurch, obwol auch nicht selten Funken des Genies aufsprühen. Sein letztes Trauerspiel: „Die Mutter der Makkabäer" (Wien 1820), weist im Einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber auf die verwerflichste Weise durch renommistische Rohheit der Sprache und einen plumpen, durchaus unheiligen Humor. Den geringsten Werth haben s. geistlichen Lieder, als Geburten der Ohnmacht, gerade da, wo sie den Ton der Kraft angeben wollen. Ungeachtet der gerügten Mängel verdient er den Namen eines Dichters. Seine glänzendste Eigenthümlichkeit liegt, wenn wir die frühere Periode hauptsächlich berücksichtigen, in der höhern Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschenden Kraft der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reize einzelner Situationen und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr originellen Darstellung. Als Kanzelredner zeigte er sich sehr ungleich, doch wird ihm kein gültiger Richter eine hinreißende Popularität, blitzähnliche Wirksamkeit, erfinderische Auslegungskunst und gründlichen Ernst absprechen können. Sein äußerer Vortrag stand mit s. geistigen Persönlichkeit in natürlichem Einklange und hatte insofern interessante Wahrheit. Die vielen über ihn ausgestreuten Märchen und Lügen nöthigen das wahrheitsliebende Publicum zum Mißtrauen. Seine Glaubensänderung,

nach Grundsätzen der Vernunft und Christenliebe an und für sich nicht schlechthin zu verwerfen, floß nothwendig und unmittelbar aus s. ganzen Gemüthsverfassung, wie die Stufenreihe s. Werke, die Mittheilung brieflicher Nachrichten, der Gang s. sittlichen Lebens darthut. Gegen den Verdacht der Heuchelei schützt ihn die Seelenkunde. Sein Charakter, ursprünglich reich begabt, ist wol nie aus dem Zustande des Schwankens herausgekommen. Wenn er sich selbst der Sinnenlust und des Geizes anklagt, so darf man billig auch s. unermeßliche Eitelkeit in Anschlag bringen, die sich später mit seiner Religiosität, hauptsächlich in einer falschen Demuth versetzte und so dem alten Übel nur einen neuen Namen gab. Doch verdient s. tiefe Empfänglichkeit für Schönes und Hohes, sein Festhalten an demselben ungeachtet einzelner Rückfälle, s. aufrichtige Menschenfreundlichkeit, s. unermüdlicher Berufseifer, die geachtetste Anerkennung. Er soll auch ein sehr angenehmer, liebenswürdiger Gesellschafter gewesen sein. Sein Äußeres, das er auf eine unanständige Weise vernachlässigte, war nur bedeutend in dem Ausdrucke und der Form des Gesichts. Die gewöhnlichen Abbildungen trügen, schmeicheln ihm mit einer verzückten Heiligkeit, die er nicht hatte. „Werner's Theater" (Wien 1816 — 17, 6 Bde.; bloß die „Makkbäer" fehlen).

Werningrode, s. Stolberg. F. W.

Wernike (Wernigke oder Warneck, Christian), der berühmte deutsche Epigrammist, ein geb. Preuße, lebte gegen das in fade Reimerei versunkene Ende d. 17. Jahrh., als vielgewandter Geschäftsmann, von dessen äußern Verhältnissen wir nur so viel wissen, daß er Secretair bei mehren Gesandtschaften war, sich längere Zeit in Hamburg aufhielt und nach 1720 starb. Seine Epigramme oder Überschriften, die zuerst in Hamburg 1704 und 1710 erschienen, erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken und des Styls weit über ihr Zeitalter und wurden vielleicht ebendeßwegen bald vergessen, bis Bodmer und später Ramler sie wieder erweckten, leider nicht ohne verbesserungslustige Änderungen (Leipz. 1780). In der deutschen Literaturgeschichte d. 17. Jahrh. spielt auch W.'s Streit mit den Reimschmieden Hunold und Postel eine Rolle.

Werst (eigentl. Wersta), ein russisches Wegmaß; jede 1500 Schritt. 104½ Werst machen einen Grad des Äquators aus, mithin gehen beinahe 7 Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und 20 Werste betragen so viel als 3 deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dinges, als Mittel für menschliche Zwecke, und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig Ausdrücke: Güter und Werthe, als gleichbedeutend gebraucht. Der Mensch kann den Werth eines Guts bestimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern, und dann in Hinsicht auf solche Güter; im ersten Falle urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener ist der positive, dieser der relative oder verglichene Werth. Hiermit verbindet sich der Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der menschliche Geist in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menschlichen Zwecks wahrnimmt; im engern Sinne besteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts, als Mittel für einen oder mehre bestimmte eigne Zwecke eines bestimmten Individuums, das jenes Gut entweder besitzt oder zu besitzen strebt. Der Tauschwerth eines Guts besteht in der Tauglichkeit desselben, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tausches irgend ein andres Gut zu verschaffen, gleichviel, dies andre Gut sei ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer, oder ebenfalls nur von Tauschwerth. Bloß sinnliche Güter können Tauschwerth besitzen, nie geistige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth sein mag. Mit dem verglichenen

Tauschwerthe hat der Preis (s. d.) große Ähnlichkeit, beide sind aber nicht Eins und Dasselbe. Jener bestimmt bloß das Verhältniß des Tauschwerths mehrer zum Tausche geeigneter Güter unter einander, vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts; er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche, im Verhältniß mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Guts an, und es handelt sich dabei lediglich von der Möglichkeit des Tausches. Im Wesen des Preises hingegen liegt die Voraussetzung eines nicht bloß möglichen, sondern wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe, oder nach ihrem Werthe überhaupt, verglichen hat. Der Preis ist daher conventionnel. KM.

Wesel, Stadt und starke Festung im Regierungsbezirke Kleve der preuß. Provinz Kleve-Berg, am Einflusse der jetzt bis Lippstadt schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine starke Citadelle (auch ist jetzt die büdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe befestigt), ein Gymnasium, ein Seminar, ein Schauspielhaus, 4 Pfarrkirchen, 1500 H. und (mit der Besatzung) 12,000 E., die Wollen-, Linnen-, Leder-, Handschuh- und Strumpfwirkerei treiben, und viele Branntweinbrennereien, einigen Handel und Schifffahrt unterhalten.

Wesen. Das Wesen wird von der Erscheinung, als das derselben zum Grunde liegende und unveränderliche Sein unterschieden. Sowie jede Erscheinung nun ein Wesen voraussetzt, so reden wir von einem Wesen schlechthin im Gegensatz der Erscheinungswelt, dies ist die Wirklichkeit, oder Das, worin das Wesen wirkt und sich offenbart, indem das Endliche immerfort entsteht und vernichtet wird. Kant nennt Wesen das erste Princip der Möglichkeit eines Dinges, folglich was zum Begriffe einer Sache gehört, Natur dagegen den ersten innern Grund Dessen, was zur Wirklichkeit eines Dinges gehört. Er meint, der Triangel habe keine Natur, sowie alle Gegenstände der Geometrie. Indessen redet man doch häufig von der Natur des Dreiecks gleichlautend mit Wesen und versteht im logischen Sinn darunter die unveränderlichen Merkmale eines Begriffs. Allein in jener andern Bedeutung ist Wesen von der Natur verschieden; da reden wir selbst von einem Wesen der Natur. Eine andre Bedeutung hat ferner der Ausdruck Wesen, wenn wir selbständige Subjecte damit bezeichnen, z. B. lebendige Wesen, Naturwesen, vernünftige Wesen, unsichtbare Wesen.

Weser, einer der großen Flüsse Deutschlands, entsteht aus den beiden Flüssen Werra, die im hildburghausischen Amte Eisfeld im heldriether Walde, und Fulda, die in dem Großherzogthum gl. N. entspringt, und wovon jene bei Wanfried, im Hessischen, diese aber bei Kassel schiffbar wird. Beide vereinigen sich bei Hanöverisch-Münden, und erhalten nun den Namen Weser, welches jedoch nur eine Zusammenziehung des ursprünglichen Namens der Werra (Wisaraha, Wesara, Wirraha) sein soll. Die Weser geht sodann durch das hanöverische Fürstenthum Göttingen, die herzogl. braunschweigischen Lande, das hanöverische Fürstenthum Kalenberg, die kurhessische Grafschaft Schauenburg, die preuß. Prov. Westfalen, die hanöverischen Prov. Hoya, Verden und Bremen und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt sich 10 Meilen unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordsee, nachdem sie vorher die Diemel, Emmer, die detmoldische Werra, die Aller (mit der Ocker und Leine), die Hunte, Wümme und die Geest aufgenommen hat. Von Münden an wird die Schifffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben und ist sehr bedeutend, nur sind die 22 Weserzölle für die Schifffahrt lästig. Der bedeutendste darunter war der Zoll bei Elsfleth, im Herzogthum Oldenburg, am Einfluß der Hunte in die Weser. Er wurde 1623 dem Herzoge wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen Über-

schwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber seit einigen Jahren von dem Herzoge wieder gefodert, bis Bremen bei dem Bundestage zu Frankfurt durch s. Vorstellungen es bewirkte, daß Oldenburg den Zoll gänzlich aufhob (vom 7. Mai 1820 an). Man rechnete ehemals den jährl. Ertrag desselben auf 80 — 100,000 Thlr. — 1817 hat man den Vorschlag gemacht, die Weser mit der Elbe zu vereinigen. Die vornehmsten an der Weser liegenden Städte sind: Münden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen.

Weserschifffahrt und -Handel. Die Weser, eine der vorzüglichern nordischen Wasserstraßen für den deutschen Handel, theilt sich in die Fulda und die Werra. Beide sind für größere Fahrzeuge (Holzflöße ausgenommen) nur 7 Meilen schiffbar, die Fulda bis Rothenburg, die Werra bis Wanfried. Der Lauf der Weser im Ganzen richtet sich vom S. nach dem N. Nur bis zur Porta Westphalica läuft sie im Gebirge, das nirgends außerordentlich hoch ist und selten enge Thäler hat. Nachher strömt sie immer in einem breiten Thale in der Ebene mit niedrigem Ufer wenigstens auf der einen Seite fort. Die Ober- und Mittelweser war bisher wegen der vielen Krümmungen und Versandungen oft Monate lang im Sommer unschiffbar. Die Stapelstädte dieses Flusses waren in den frühesten Zeiten Hanöverisch-Münden, Minden und Bremen, jedoch so, daß mündensche Schiffer das Fahrrecht auf der Werra mit hessischen Schiffern gemeinschaftlich, und nur die Fahrt auf der Fulda nach Kassel und von da zurück ausschließlich hatten. Zu Münden kamen gewöhnlich in einem Jahre auf der Weser 364, auf der Fulda 128, auf der Werra 104 Schiffe an. Mittelst der Fulda gehen die Weserfrachten über Kassel bis Hersfeld, und auf der Werra bis Wanfried; durch die schiffbare Aller bis Zelle, und mit Hülfe der Aller und Leine, welche sich im lüneburgischen Amte Ahlden vereinigen, bis Hanover. Außerdem aber kommen viele Güter auch auf der Achse von und nach Münden aus Hessen, Thüringen, Sachsen, Frankfurt und Baiern, um von oder nach Bremen spedirt zu werden. Die Schiffe der Weser haben dreierlei Namen und Größen. 1) Die größten werden Böke genannt, sind 118 — 120 F. lang und 8 — 9 F. breit, um 30 — 40 Lasten zu tragen. 2) Die mittlern heißen After, Achter oder Hinterhänge, sind gewöhnlich 106 — 108 F. lang und 6 — 7 F. breit, und laden 20 — 25 L. 3) Die dritte Art führt den Namen Büllen; ihre Länge steigt auf 60 — 65, und die Breite auf 3½ F., ihre Ladung aber besteht in 10 L. Diese 3 Schiffe machen, wenn sie beladen sind, eine Mast aus, die bei vollem Mast 60 — 79 L. ladet. Sie müssen von Bremen bis Hameln durch Leinenzieher, zuweilen 40 — 70 an der Zahl, von Hameln bis Münden durch Pferde gezogen werden. Folgende Mängel und Hindernisse standen der Weserschifffahrt entgegen: 1) Das getheilte Staatsinteresse der verschiedenen, an jenem Flusse Besitzungen habenden Fürsten. 2) Die Beschränkung der Freiheit der Schifffahrt darauf. 3) Die übermäßige Anzahl der Zölle und sonstigen Abgaben an jenem Flusse. 4) Die mangelhafte Wasserschaden-, Wasserbau- und Schifffahrtspolizei hinsichtlich desselben. Zwar suchten die bei der Weserschifffahrt vorzüglich interessirten Fürsten schon früher durch Conferenzen 1696 und 1700 diesen Mängeln und Hindernissen zum Theil abzuhelfen; allein so zweckdienlich solche auch waren, so fruchteten sie doch nur wenig, und es blieb in dieser Hinsicht noch immer viel zu wünschen übrig. Was selbst diese Conferenzen nicht bewirken konnten, glaubte der bremer und oberländische Handelsstand durch eine von ihnen ernannte Deputation zur Beförderung einer zweckmäßigen Weserschifffahrtsordnung zu erreichen. Es erschien auch wirklich (1815) von dieser Deputation ein sogen. oberländ. Weserschifffahrtsregulativ, 1816 und 1817 2 Nachträge hierzu, 1818 ein dritter, 1819 ein vierter und 1820 ein fünfter und sechster

Nachtrag. So viele Gegner diese Anordnungen besonders bei den Weserschiffergilden, vorzüglich zu Münden und Blotho, fanden, als ob die Weserschiffer dadurch bloß der Discretion des bremer und oberländ. Handelsstandes preisgegeben würden, so enthielten sie doch viel Gutes. Ihnen ist zuzuschreiben, daß die Weserschifffahrt nicht tiefer herabsank; nur hätte mehr mit Zuziehung und Einwilligung des Schifferstandes verfahren werden sollen. Es wurde in dem Regulativ eine Reihenfahrt unter den vom Handelsstande gewählten Schiffern eingeführt, derselben Qualitäten genau bestimmt, die Frachtbewilligungen, die Art der Gütereinladungen, die Pflichten und Rechte der Steuerleute und Schiffsknechte bestimmt, Vorsichtsmaßregeln, um Unglücksfälle zu verhüten, und Vorschriften für Fälle der Verunglückung, sowie wegen Ausladung der Güter angeordnet. In den Nachträgen ward Manches zugesetzt oder näher bestimmt, was die Erfahrung geboten. Besonders gewährte man den Schiffern mehre Erleichterungen und Vergütungen, ordnete eine genauere Untersuchung der Fahrzeuge an, verhinderte Überladungen, beschleunigte die Schifffahrt und bestimmte die Einladungszeit. — Die Beschränkung der Freiheit der Weserschifffahrt bestand a) in den gezwungenen Stapelrechten an verschiedenen Orten; b) in der Begünstigung der mündenschen Schiffer, und dem Vorzugsrechte derselben vor fremden; c) in dem zum Theil nicht gestatteten, zum Theil zu kostbaren Linienzug mit Pferden; d) in der Begünstigung der Vorspänner von Seiten einiger Territorialhoheiten und Obrigkeiten, hinsichtlich des behaupteten privativen Vorspannrechtes in ihren resp. Territorien und Amts- oder Gerichtsbezirken. Schon bei der zu Hameln gehaltenen Conferenz (1710) fühlte man das Bedürfniß der Abschaffung der gezwungenen Stapelrechte. Von braunschweigischer Seite trug man auf die Abstellung des widerrechtlicherweise sich angemaßten Stapel- oder Einlagerrechtes in Ansehung des Korns, Klipp- oder Brennholzes zu Preußisch-Minden an. Es wurde aber, wie über die mehrsten Punkte, nichts Bestimmtes beschlossen, sondern von den Deputirten nur davon zum Berichte (ad referendum) Notiz genommen. Münden übte auch ohne ein fürstl. Privilegium schon in den ältesten Zeiten ein Stapelrecht über alle da ankommende Güter aus. Die Natur hatte es eigens zu einem Stapelplatze bestimmt. Da, wo auf der Weser, und den 2 sich bildenden Nebenströmen, auf der Werra und Fulda, die Güter fast nach allen 4 Welttheilen landein- und auswärts geschifft werden konnten, da wo die Werra mit einem Fall in die Fulda fließt, dem man schwerlich durch eine Schleuse würde abhelfen können, wo selbst die Fulda beim sogen. Lachswehr eine natürliche Sperre darbietet, hier bedurfte es eigentlich keines fürstl. Privilegiums, um ein Stapelrecht auszuüben. Womit die Natur Münden schon beschenkt hatte, begnadigte Herzog Otto das Kind (1246) die Stadt durch ein Privilegium. Er ertheilte ihr das Wichtigste aller ihrer errungenen Gerechtsame, nämlich das Stapelrecht. Alle zu Wasser und zu Lande dahin gelangende Güter mußten ausgeladen und durch dasige Bürger weiter spedirt und fortgeschafft werden. Dieses Stapelrecht wurde Münden nicht nur von den sämmtlichen Landesfürsten wiederholt, sondern auch selbst (1589) vom Kaiser Rudolf bestätigt. Es erhöhte sich nach und nach auch zu einem Einlagerrechte (jus emporii). Stapel- und Einlagerrechte sind allerdings vortheilhaft für den Inhaber, desto nachtheiliger aber in der Regel für Handlung und Schifffahrt, da sie die Rechte der natürlichen Freiheit, die Schnelligkeit des Transports stören und reichen Stoff zu nachbarlichen Streitigkeiten geben. Das am meisten Gehässige und Anstößige bei Stapelrechten ist aber das Einlagerrecht, vermöge dessen die Waaren in dem Stapelorte eine Zeitlang niedergelegt und verschiedene Male zum Verkauf öffentlich ausgeboten werden müssen. b) Die privative Schifffahrt der mündenschen Schiffer vor Fremden auf der Fulda wurde schon von Herzog Erich I. gegen die Hessen sehr nachdrücklich in Schutz genommen. So wurde auch durch den Herzog Georg

(1640) die Verfügung getroffen, daß die fremden Schiffer von Blotho u. a. O. nicht mehr zum Nachtheil der mündenschen Stapelgerechtigkeit die Werra und Fulda befahren und von den Oberländern Waaren in Fracht verdingen durften. Das Vorrecht der mündenschen Schiffer vor fremden Schiffern in Hinsicht der Befrachtung und Einladung suchte die hanöv. Landesregierung immer aufrecht zu erhalten. Die dasigen Kaufleute sollten den Schiffern zu Münden die Fracht vor Fremden gönnen. Allein wegen der brandenburgischen Repressalien wurde dieses Vorzugsrecht in Ansehung der Schifffahrt auf der Weser wieder abgeschafft. Dahingegen wurde in dem Vergleich zwischen Brandenburg und Hanover, wegen dieses verlorenen Vorzugsrechtes, den mündenschen Schiffern gestattet, über die 2 Fahrzeuge (nämlich ein Schiff und ein Bok, oder 2 Böke von 36 — 40 Last), welche jeder Weserschiffer nur beladen darf, noch einen, auch selbst geliehenen oder gemietheten Bok, von 4 — 5 F. Breite oder von 18 — 20 L., zu befrachten. In diesem Vergleiche war auch nochmals bestimmt, daß kein fremder Schiffer die Stadt vorbei, durch das sogen. Loch passiren dürfe. Überhaupt wurden alle widerrechtliche und schädliche Begünstigungen der Schiffer von Münden eingeführt. c) Schon in der zu Hameln (1696) gehaltenen Conferenz beschloß man allerwärts am ganzen Weserstrome die Einführung des Pferdelinienzuges zu bewirken, welches denn auch durch Verordnungen von Schaumburg und preuß. Seits geschah. In einem zweiten Congresse zu Hameln (1710) wurde dieser Gegenstand ebenfalls wieder mit in Berathung gezogen. Indessen war dieses noch immer nur Stückwerk, auch benahmen die Widersetzlichkeiten und Erpressungen mehrer Privatuferinteressenten an der Weser und die zu hohen Abgaben für diese Erlaubniß, das zu hohe Treibgeld, immer der Sache den Werth. Endlich (1814) wurde auch von der k. hanöv. Regierung den Weserschiffern gestattet, sich auf der ganzen Weserroute im k. hanöv. Gebiete des Linienzuges mit Pferden gegen einen Schein des Zollamtes zu Dreye, daß sie dort ein bestimmtes Trifftgeld bezahlt haben, zu bedienen. Es sollte ihnen auf den Strecken, wo bisher nur der Linienzug mit Menschen stattgefunden hat, auf ihre Kosten ein Achtsmann mitgegeben werden, welcher einestheils dafür Sorge zu tragen hatte, daß ihnen kein unnöthiger Aufenthalt verursacht, anderntheils, daß von ihnen an den Ufern auf den Ländereien kein unnöthiger Schade angerichtet werde. Indessen wurden die Schiffer anfangs genöthigt, in jedem Dorfe der Distanzen, wo früherhin der Linienzug nur mit Menschen stattgefunden, Achtsleute zu dingen, welche nur bis zum nächsten Dorfe ihre Dienste verrichteten und wovon jeder seine Vergütung nach Willkür bestimmte. Diesem Mißbrauche wurde aber von der k. Regierungscommission bald abgeholfen, indem dieselbe verfügte, daß die Ämter, durch deren District die Fahrt geht, die nöthige Anzahl der Achtsleute bestellen, und diese berechtigt und schuldig sein sollen, den Linienzug von der einen Grenze des Amtsbezirks bis zu der andern zu begleiten. Auch im Hessen-Schaumburgischen wurde (1815) der Linienzug mit Pferden, insoweit die Fahrt durch dieses Land geht, zu jeder Jahreszeit gesetzt. Allein die Beschränkung des Übersetzens der Pferde an das jenseitige Ufer, in Fällen, wo es die Noth erfodert, an allen Örtern, indem solches nur an gewissen, hierzu angewiesenen Stellen geschehen sollte, und die hierdurch oft entstehende Gefahr, ferner der Zwang, die eidlich verpflichteten Aufseher vorzugsweise aus denjenigen Dorfschaften, durch deren Felder der Linienzug geht, nehmen zu müssen, und der hierdurch bewirkte zu lange Aufenthalt der Schiffer, endlich die hohe Taxe der Entschädigung der Aufseher und des Treibgeldes, bewirkten, daß die Schiffer sich dieser sonst sehr wohlthätigen Erlaubniß des Pferdelinienzuges durch das Hessen-Schaumburgische nicht bedienten. d) Bei der Erlaubniß des Pferdelinienzuges im k. hanöv. Gebiete an der Weser wurde es zugleich den Schiffern zur Pflicht gemacht, die Vorspannpferde von den hanöv. Unterthanen, wenn sich solche zu deren Vermiethung verstehen wollten, zu

nehmen. Ein Gleiches wurde von der hessen-schaumburg. Regierung verordnet. Die zum Vorspann nöthigen Pferde sollten die Schiffer, so viel als solches thunlich ist, von hessisch-schaumburg. Unterthanen und besonders aus denjenigen Ortschaften nehmen, durch deren Feldmark der Linienzug ging. Dieses vielfache Umspannen verursachte den Schiffern unnöthigen Aufenthalt und mehr Kosten. Der Schiffer mußte mit seinen Schiffen anbinden, Boten nach den öfter vom Strom entlegenen Dörfern zu den neuen Vorspännern schicken, die nicht selten mit ihren Pferden im Felde oder anderweit beschäftigt waren, woher solche dann erst geholt und gefüttert werden mußten, und dergl. Aufenthaltsursachen mehr. — Ein drittes Hinderniß der Weserschifffahrt war die übermäßige Zahl der Zölle und sonstigen Abgaben auf diesem Strome. Außer dem herzoglich oldenburg. Zolle zu Elsfleth beim Einfluß der Weser in die Nordsee, zählte man von Bremen bis Münden noch 22 Zölle, nämlich: Dreye, Inschede, Hoya, Nienburg, Landsberg, Stolzenau (Hanover zugehörig), Schlüsselburg, Petershagen, Hausbergen, Blotho (Preußen), Erder (Lippe), Rinteln, Rimbeck (Hessen), Hameln, Ohsen, Grohnde, Polle (Hanover), Holzminden (Braunschweig), Lauenförde (Hanover), Beverungen (Preußen), Gisselwerder (Hessen), Münden (Hanover). Fast auf jede Meile einen Zoll, die zum Theil hohe und sehr verschiedene Tarife hatten. Die Erlaubniß zu Anlegung des elsflether Zolles war dem Grafen Anton Günther von Oldenburg von dem Kaiser Ferdinand II. unter kurfürstl. Einwilligung (31. März 1623) ertheilt. Wider diese Verleihung protestirten zwar die Bremer aus dem Grunde, weil ihnen allein die Jurisdiction auf der ganzen Weser unterhalb der Stadt zustehe, sehr nachdrücklich. Sie konnten es indessen nicht verhindern, daß der Graf von Oldenburg 1624 wirklich in den Besitz dieses Zolles kam, und daß diese Zollverleihung von Kaiser Ferdinand III. sowol (1638) als auch nachher von neuem wiederholt und bestätigt wurde. Die Grafen von Oldenburg erhielten nicht allein durch den westfälischen Frieden die Bestätigung jenes Zolles, sondern der Kaiser erklärte auch (den 26. Oct. 1652) die Stadt Bremen in die Acht, weil sie es versucht hatte, noch nach dem Friedensschlusse den Vorwand wegen der Jurisdiction auf der Weser unterhalb Bremen geltendzumachen, und sich jenem Zolle mit Gewalt zu widersetzen. Nach dem neuen Generalplane der Entschädigung der Fürsten in Deutschland, welcher am 9. Oct. 1802 der Reichsdeputation zu Regensburg übergeben wurde, sollte der Herzog von Holstein-Oldenburg für die Aufhebung des elsflether Zolles die Abtretung einiger Dörfer in dem Gebiete von Lübeck und für seine Rechte, nebst denen des Capitels in dieser Stadt, das Bisthum Lübeck, das hanöv. Amt Wildeshausen und die münsterischen Ämter Vechte und Kloppenburg erhalten. Indessen schlossen sich die mit ihm angeknüpften Unterhandlungen mit der Beibehaltung des elsflether Zolles, so sehr Bonaparte, und vorher schon das franz. Directorium auf dem Congresse zu Rastadt, die Aufhebung desselben gefodert hatten. Endlich ward die Entschädigung desselben für den Verlust jenes Zolles zu dessen Zufriedenheit durch eine am 6. April 1803 zu Regensburg zwischen dem oldenburg. Comitialgesandten und den Ministern der beiden vermittelnden Mächte unter preuß. Mitwirkung geschlossene Convention bestimmt. Der Herzog behielt, außer den ihm bereits als Schadloshaltung zugestandenen Besitzungen, noch den 10jährigen Genuß des einträglichen elsflether Zolles vom Anfange 1803 an gerechnet. Längst hatte der Zoll seine Beendigung erreicht, und doch wurde dieselbe zuerst nach vielen Vorstellungen von der freien Hansestadt Bremen bei dem deutschen Bundestage (am 7. Mai 1820) bewirkt.

Aus der frühern willkürlichen Anlegung der Weserzölle läßt sich leicht auf die Mannigfaltigkeit der Grundsätze, nach denen die Zölle erhoben wurden, schließen. Es ward von einer und derselben Waare der Zoll an verschiedenen Zollstationen, nach ganz verschiedenen Sätzen, die sich lediglich auf die Observanz gründeten, er-

hoben. Die sonstigen Abgaben, außer dem Zoll, auf dem Weserstrome waren folgende: a) das Tonnen- und Baakengeld unterhalb Bremen; b) das Treibgeld für den Linienzug mit Pferden; c) das Hafen- oder Zeichengeld zu Petershagen; d) das Bollwerksgeld zu Preußisch-Minden; e) das Commandantengeld zu Nienburg, Minden, Rinteln, Hameln, Höxter und Münden; f) das Liniengeld zu Grohnde; g) das Schleusen-, Nebenanlage- und Schiffsgeld zu Hameln, sowie auch der Jahrgulden daselbst; h) das Mastgeld. a) In den Gegenden, wo die Schifffahrt getrieben wird und das Fahrwasser nicht ganz sicher ist, werden gewöhnlich Baaken (s. d.) angelegt. Auch auf der Weser unterhielt die freie Reichsstadt Bremen unterhalb derselben eine beträchtliche Menge Baaken. Es waren Tonnen, welche ungefähr 2 Meilen unterhalb der Stadt, in der Gegend des Hafens zu Vegesack, ihren Anfang nehmen und von da auf beiden Seiten des sichern Fahrwassers in Entfernungen von ½ und ¼ Meilen den ganzen District von beinahe 9 deutschen Meilen hinuntergehen, den die Weser zwischen den Herzogthümern Bremen und Oldenburg hinströmt, ja noch weiter, sodaß die letzte oder Schlüsseltonne über 5 deutsche Meilen von der äußersten Spitze des butjadinger Landes, dem Dorfe Langwarden gegenüber, entfernt, und mithin in der Nordsee, auf einer Sandbank, benannt das Bollenzyel, erbaut, befindlich ist. Für den Nutzen, den die Tonnen und Baaken der Schifffahrt gewähren, erhob die Stadt Bremen, oder vielmehr das dortige Collegium Seniorum, unter der Benennung des Tonnen- und Baakengeldes, eine Abgabe, nicht allein von den auf der Weser ankommenden und abgehenden Schiffen, sondern auch von den Eigenthümern der durch die Schiffe transportirten Waaren und Güter. b) Das Treib- oder Triftgeld ward zu Ausgleichung des durch den Linienzug mit Pferden den Uferinteressenten verursachten Schadens und zu Verbesserung der Triften bezahlt und verwandt. Dasselbe betrug im k. hanöv. Territorium, soweit solches die Weser durchströmt, von jedem Pferde 1 Thlr. Cassenmünze, welches bei dem Zollamte zu Dreyen erlegt ward. Außerdem erhielten die die Schiffer begleitenden Achtsmänner von jedem Schiffe für jede Meile 24 Mgr. Cassenm. für ihre Mühewaltung. Die übrigen Triftgelder waren meistens willkürliche Anmaßungen. c) Zu Petershagen (Preuß.) wurde vor ein paar Jahrzehnden zur Sicherheit der Schifffahrt im Winter ein Hafen angelegt, dessen sich die Schiffer jedoch wenig oder gar nicht bedient haben. Dessenungeachtet wurde da eine Abgabe u. d. N. Zeichengeld, und zwar doppelt, beim Zollamte Petershagen und Hausbergen, gehoben; nämlich für einen beladenen Bok 6 Mgr., für einen Hinterhang 6 Mgr. und für einen Bullen 4 Mgr. Conv.-M. d) Die Durchfuhr unter der Brücke zu Münden war bei etwas hohem Wasser immer sehr gefährlich, und der Bogen, welchen die Schiffe passiren mußten, war der dritte von dem Stadtufer. Zur Sicherheit der Durchfahrt wurde auf Kosten der Weserschiffer 1770 vom Ufer bis an den zu passirenden Bogen ein Bollwerk von starkem Holze angelegt, die Kosten betrugen ungefähr 700 Thlr. und die Kosten einer Hauptreparatur 1784 554 Thlr. 23 Mgr. 4 Pf. Zur Bestreitung und allmäligen Tilgung dieser Baukosten, sowie zur Erhaltung dieses Bollwerkes, mußte von jener Zeit an auf dem Zollamte zu Blotho von jedem passirenden Fahrzeuge eine bestimmte Abgabe u. d. N. Bollwerksgeld, nämlich 30 Mgr. von jeder Mast, erlegt werden. Diese von den Schiffern gesetzte Taxe war indessen keine königl. oder städtische Abgabe, und konnte zu jeder Zeit von den Schiffern aufgehoben werden. e) Das Commandantengeld sollte eine Art von Geleitsgeld und eine Abgabe aus den ältesten Zeiten für ein zum Schutz der Schiffe mitgegebenes Militaircommando sein; also eine Art von Zoll, der auf der Weser durchaus längst nicht mehr statthaben sollte. f) Das Liniengeld zu Grohnde betrug für jede Mast 4 Mgr. 4 Pf. Cassenm. und wurde von dem dortigen Zollamte erhoben. Es war wahrscheinlich eine Abgabe für das Niederlassen und Aufziehen der Fährlinie bei der

Durchfahrt der Schiffe daselbst. g) Mit dem Schleusengelde hatte es folgende Bewandniß: Es wurde nämlich (1734) der Gefahr der Schifffahrt auf der Weser in Hinsicht der Durchfahrt zu Hameln durch das Loch, vermittelst der Erbauung der vortrefflichen hamelnschen Schleuse, welche 80,000 Thlr. kostete, abgeholfen. Die von den Weserschiffern an die Stadt Hameln zu zahlenden jährl. 100 Thlr. für die Durchfahrt durch das hamelnsche Loch und für die Niederlage der Waaren, wie auch die übrigen beträchtlichen Kosten, fielen deßhalb nunmehr weg, und trat an deren Stelle das Schleusengeld. Der Tarif desselben war nach der innern Fußbreite der Fahrzeuge bestimmt. Der Jahrgulden zu 20 Mgr. wurde von uralten Zeiten her als eine Domanialabgabe von jedem der Hameln passirenden Schiffer, welche große Fahrzeuge haben, alljährlich ein Mal an das Zollamt zu Hameln entrichtet. h) Die Fahrbarkeit der Weser, das Flußbette zu unterhalten, ist von den beiden Schiffergilden zu Blotho und Münden eine Abgabe von jeder Mast, wozu 2 Fahrzeuge, jedes von 36 — 40 Last gehören, bestimmt worden. Es betrug für jeden die Weser passirenden Bok 12 Mgr., für einen Achter oder Hinterhang 9 Mgr. und für einen Bullen 6 Mgr., welche Mastgelder von den Schiffern, die oberhalb Hameln wohnen, zu Grohnde, und von denen, die unterhalb Hameln wohnen, zu Blotho bei den Zollämtern entrichtet wurden. Es ward von den Zollbeamten eine Separatrechnung darüber geführt, und solche Gelder beim Jahresabschlusse, nach Abzug der Erhebungsprocente, an die resp. Schiffergilden abgeliefert. — Ein viertes allgemeines Hinderniß, welches der Schifffahrt auf der Weser entgegenstand, war die mangelhafte Wasserschaden-, Wasserbau- und Schifffahrtspolizei auf diesem Strome. Ausbesserungen waren an vielen Stellen und Orten der Weser durchaus nothwendig. Allen Mängeln hätte mit vereintem Willen leicht abgeholfen werden können; allein das getheilte Staatsinteresse, die Besorgniß der Uferinteressenten und die verschiedenen Ansichten der Artisten hatten dieses verhindert. Während sich die Landeshoheiten mit der Feder stritten, fing der besorgte, mißtrauische Landmann den Proceß mit der Execution an, und endlich machte der mit dem Wasser- und Uferbau beauftragte Officiant einen übertriebenen Kostenanschlag. Zu dem vierten Hindernisse, welches der Weserschifffahrt entgegenstand, gehörte auch noch die mangelhafte Schifffahrtspolizei auf diesem Flusse. Die bestandenen Verordnungen wurden zum Theil nicht befolgt. Es mangelte an Krahnen und öffentlichen Wagen, sowie auch in mehren Weseruferstaaten an einer schnellen Justiz in Handlungs- und Schifffahrtssachen. Nur Bremen machte hierin eine ehrenvolle Ausnahme. Da gehörten von jeher und gehören jetzt noch die Rechtsstreite in Schifffahrtssachen vor das Gastgericht, und wurden von demselben summarisch behandelt. Eine am ganzen Weserstrome gleichförmige, kraftvolle, schnelle Justiz in Handlungs- und Schifffahrtsprocessen, besonders eine sehr strenge Criminaljustiz hinsichtlich der Beraubung der Güter, wenigstens zu Bremen und Münden, mit erfahrenen Beisitzern aus dem Handels- und Schifferstande versehen, wurden längst gewünscht. Bei dem getheilten Interesse der Weseruferstaaten war es sehr wichtig und eigentlich nothwendig, dieselbe zu vermögen, Alles, was sich auf die Fahrt auf dem Weserstrome bezieht, durch eine gemeinschaftliche Übereinkunft festsetzen zu müssen. Sie machten sich auch wirklich hierzu auf dem wiener Congresse verbindlich, da dessen Schlußacte mehre Artikel für die Schifffahrt auf den Flüssen enthält, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchströmen. 6 Monate nach Beendigung des Congresses sollten sich Commissarien zu Regulirung einer gemeinschaftlichen Übereinkunft versammeln, welchen die in den Artikeln enthaltenen Grundsätze als Basis ihrer Arbeiten dienen sollten. Es dauerte aber ebenso viele Jahre als Monate, bis die Weserschifffahrtscommission (1821) in Minden in das Leben trat. Es erschienen da Bevollmächtigte von Preußen, Hanover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Lippe-Det-

mold und der freien Hansestadt Bremen. Die Staaten an dem höhern Ufern der Werra und Fulda wurden zur Theilnahme nicht eingeladen, vermuthlich weil sie an solchen keine Zollstätten besitzen. Dennoch haben alle Uferstaaten der Weser und ihrer Quellen ein wichtiges Interesse, soweit hinauf als möglich jeden bisherigen Felsendamm und jede Sandbank, sowie jede der Schifffahrt nachtheilige Staats- oder Privateinrichtung auch jenseits Hanöverisch-Münden auf der Werra und Fulda zu besiegen. Die Sitzungen der Weserschifffahrtscommission dauerten nur 3 Jahre; denn schon am 10. Sept. 1823 ward ein Vertrag geschlossen. Sehr merkwürdig sind diese dem Publicum bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Verhandlungen schon aus dem Grunde, weil die Weserschifffahrtscommission mehr als die andern ein gemeinschaftlicher guter Geist belebte, keineswegs aber deßwegen, weil sie, was einige Schriftsteller heraushoben, schneller ihre Sitzungen zum Schlusse brachte; denn wer unsern Art. Rheinschifffahrt gelesen hat, wird bei deren Elementen, dem in ihr herrschenden Geiste, der Theilnahme nicht deutscher Uferstaaten und dem holländ. Streben, Schifffahrt und Handel allein ansichzureißen, den längern Aufenthalt sehr natürlich finden. Jetzt zuerst, nachdem wir alle Mängel der Weserschifffahrt angeführt haben, kann man die Verhandlungen selbst, sowie den Werth ihrer Resultate, richtig beurtheilen.

An der Spitze der Weseracte ist die Schifffahrtsfreiheit auf der Weser von ihrem Ursprunge durch Zusammenfluß der Werra und Fulda bis ins offene Meer und umgekehrt aus dem offenen Meer sowol Strom auf- als niederwärts unumwunden ausgesprochen. Es gereicht den Weseruferstaaten zur Ehre, daß in dieser Hinsicht weniger Schwierigkeiten als anderwärts erhoben wurden. Auch die Aufhebung aller ausschließlichen Berechtigungen und Begünstigungen der Schiffergilden und andrer Körperschaften fand keine bedeutende Opposition, ja selbst die Aufhebung der Stapel- und Zwangsumschlagsrechte zu Bremen, Minden und Münden ward leichter als in der Elbeschifffahrtscommission zu Stande gebracht. Der §. 4 der Weserschifffahrtsacte gestattet jedem Schiffer, dessen Qualification seine Landesobrigkeit anerkannt hat, die Ausübung der Weserschifffahrt, jedoch mit der natürlichen Beschränkung, daß Schiffer und Schiffe, welche von der Schifffahrtsfreiheit in das Meer und aus demselben Gebrauch machen wollen, auch zu Seefahrten geeignet sein müssen. Die Frachtpreise und alle übrige Bedingungen des Transports beruhen seit der Bekanntmachung dieser Navigationsacte auf der freien Übereinkunft des Schiffers und Versenders oder dessen Committenten. Der Handelsstand zweier oder mehrer Weserplätze kann mit einer beliebigen Zahl qualificirter Schiffer über alle Gegenstände des Transports auf eine bestimmte Zeit, jedoch nicht über 5 Jahre, Contracte schließen, auch Reihefahrten errichten, jedoch unter Beobachtung der zu ihrer Gültigkeit erfoderlichen, im §. 7 der Acte enthaltenen, Bedingungen. — Bei allen Längenmaß- und Gewichtsbestimmungen sind der bremer Fuß und das Schiffspfund zu 300 bremer Pfunden zum Grund gelegt worden, und ein eigner Tarif gibt den Maßstab zur Berechnung der Zahlungen nach dem 20 Guldenfuße in Conv.-M. — Das 2. Capitel der Schifffahrtsacte, welches von den Abgaben handelt, ist nicht minder wichtig als das erste. Statt der bisherigen oben angeführten vielfachen Abgaben ist ein Weserzoll eingeführt, der auf dem ganzen Laufe des Stroms bis in das offene Meer nicht mehr als 315 Pfennige von dem Schiffspfunde zu 300 Pf. betragen darf; doch sind auch mehre Gegenstände nur zur Hälfte, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ angesetzt. Besonders können künftig nur noch bestehen die Ein-, Ausgangs- und Verbrauchssteuern, die Hafen-, Krahn-, Wage- und Niederlagegebühren, sowie diejenige, welche für den Dienst der Lootsen in jedem Staate gegeben werden müssen. In Hinsicht der Bestimmung der Abgaben hat sich im ganzen Laufe der Unterhandlungen über die Weserschifffahrtsacte vorzüglich die freie Hansestadt Bremen ausgezeichnet, indem sie stets behauptete, daß die be-

rechneten Zollsätze viel zu hoch seien, daher herabgesetzt werden müßten. Als die Erfahrung die Richtigkeit dieser Ansichten bestätigte, war es die Hansestadt Bremen, welche die Initiative ergriff und den übrigen Regierungen die Nothwendigkeit des frühern Zusammentritts der Revisionscommission mit günstigem Erfolge fühlbar machte. Übrigens sind durch das neue Abgabensystem, welches die am 10. Sept. 1823 zu Minden abgeschlossene Weserschifffahrtsacte einführte, dem Weserhandel unleugbar Vortheile zugewachsen. Zwar sind die von den die Weserstraße benutzenden Gütern zu entrichtenden Zölle an sich gegen die frühern im Ganzen nicht herabgesetzt, vielleicht gar durch Hinzuziehung mancher mißbräuchlich eingeführten Nebenabgaben und Accidentien der Zöllner, ungeachtet der entgegengesetzten Bemühungen mehrer Uferstaaten, noch in die Höhe geschraubt worden; allein die Abgabe ist durch das neue Gewichtsverzollungssystem mit seinen Bruchtheilsclassen bei weitem zweckmäßiger repartirt, als nach den alten, zum Theil ganz widersinnigen Tarifen, und sie ist weniger drückend, da die Zahl der Hebungsstätten um mehr als die Hälfte verringert worden, und dadurch unnöthiger Aufenthalt und Gelegenheiten zu Vexationen wegfallen. Bei der Fixirung des den einzelnen zollberechtigten Uferstaaten, statt ihrer frühern Zolltarife, in der Weseracte anzuweisenden Gewichtszollsatzes erhielt auch Bremen für s. Weserzoll nach den Grundsätzen des Gewichtsverzollungssystems eine Quote von 60 Pfennigen für jedes Schiffspfund transitirender Güter zugewiesen. Die Einführung dieses neuen Zollsystems für einen Theil des über und durch diesen Staat betriebenen Handelsgeschäftes (den Speditionshandel auf der Weserstraße), welcher bis dahin nach gleichen Grundsätzen und gleichen Tarifen wie der Propre- und Commissionshandel besteuert war, gab zunächst die Veranlassung zu einer allgemeinen Revision der ein- und ausgehenden Rechte. Diese waren niemals nach einem allgemeinen System bearbeitet, kein durchgreifender Grundsatz ließ sich in ihren Anordnungen erkennen, sondern sie bestanden aus einer Menge zum Theil bedeutender, zum Theil wenig erheblicher Abgaben, die zu den verschiedensten Zeiten, wie es gerade ein Bedürfniß des Staats erfodert, oder eine Rücksicht der Handelspolitik geboten hatte, eingeführt und demnächst beibehalten waren. Zu den vorzüglichsten dieser Waarenzölle gehörten: a) die Acciseabgabe, welcher alle aus- oder durchgeführte Waaren unterworfen waren; b) das Convoygeld, ein Waarenzoll für Güter, welche die Weserstraße zwischen Bremen und Vegesack benutzten; c) das Tonnengeld, oder eine Retribution von den die Unterweser bis zur See passirenden Waaren zur Unterhaltung des Tonnen- und Baakenwesens, des Leuchtschiffes ꝛc.; d) das Schlachtgeld, eine Abgabe, der einzelne bestimmte Güter für die Benutzung der Schlachte (Kay) unterworfen waren; e) das Faß- und Bodengeld, oder eine Abgabe von jedem Gebinde Wein, Branntwein, Rum oder Arrak, welches aus- oder durchgeführt wurde; f) das Weggeld, eine Abgabe von der Ausfuhr gewisser auf dem Landwege ins Oberland verführten Waaren. So lange diese Abgaben, deren jede nach einem eignen, größtentheils auf dem Werthe basirten Tarife erhoben wurde, gleichmäßig die eigne Ein- und Ausfuhr, wie die Vorbeifuhr auf der Weser trafen, waren die Mängel dieser Einrichtung, an die sich das handelnde Publicum zum Theil durch eine mehrhundertjährige Dauer gewöhnt hatte, weniger fühlbar; wie aber durch die Weseracte für den Transithandel auf der Weser ein neues Zollsystem und ein neuer Zollsatz eingeführt war, der von dem übrigen Abgabenwesen sich bedeutend unterschied und in manchen Fällen es vortheilhafter erscheinen ließ, die Waaren transitirend Bremen vorbeizuführen, als sie der Spedition bremischer Handelshäuser zu übergeben und sie durch Lagerung in Bremen und demnächstige Weiterbeförderung dem bremischen Zollsystem zu unterwerfen, zeigte sich bald die Nothwendigkeit, durch eine veränderte Gesetzgebung zeitgemäßere Einrichtungen zum Schutze des bremischen bedeutenden Speditionshandels zu treffen. Das gegen-

wärtige neue Zollsystem verdankt diesem Umstande seine Entstehung. Man ging dabei, wie es scheint, von dem Gesichtspunkte aus: den Speditionshandel von dem eignen und dem Commissionsgeschäfte ganz zu sondern, und den erstern, für den, soweit er transitirend auf der Weser geführt werden konnte, durch die Weseracte eine feste Norm gegeben war, in allen Beziehungen, die Spedition mochte zu Wasser oder zu Lande, oder theils zu Wasser, theils zu Lande besorgt werden, dem durch die Weseracte festgestellten Tarife gleich zu setzen, sodaß die Spedition über Bremen hinsichtlich der Abgaben nicht mehr erschwert sei wie die über jeden andern Wasserplatz. Es wurde daher festgesetzt: daß alle über Bremen gehende Speditionsgüter künftig keinen höhern Abgaben unterliegen sollten als sie für den Transit auf der Weser an dem bremischen Weserzollamte zu erlegen hätten, nämlich 15 Grote von jedem Schiffpfunde à 300 Pfund, oder da 4 Pfennige einen Groten machen, 60 Pfennige per Schiffpfund für Güter erster Classe, und den in der Weseracte stipulirten Ermäßigungen dieses Normalsatzes für Güter von geringerm Werthe. Selbst dieser Zollsatz wurde aber zu Anfang 1826 von 5 Grote auf 4 moderirt, um mit der inzwischen durch die Revisionscommission zu Stande gebrachten allgemeinen Herabsetzung der Wesertransitzölle gleichen Schritt zu halten. Andre Grundsätze wurden dagegen für die Verzollung der dem eignen Localwaarenvertriebe angehörigen Güter aufgestellt und die davon zu entrichtenden Abgaben auf ein Werthverzollungssystem basirt, welches unter Aufhebung der sämmtlichen ältern verschiedenartigen Abgaben sich auf einen ganz einfachen Eingangs- und Ausgangszoll reducirte. Der letzte trifft alle von Bremen ausgeführte Waaren und beträgt von 100 Thlr. Werth 8 gute Groschen oder $\frac{1}{3}$ Proc. Der erste oder der Eingangszoll von 12 guten Groschen für 100 Thlr. Werth wird dagegen nur von den Gütern, die seewärts in Bremen eingeführt werden, entrichtet. Die Einfuhr in Bremen landwärts und die Weser herabkommend, für welche Bremen selbst nicht einmal seinen Weserzoll erhebt, ist gar keinen Eingangszöllen unterworfen.

Die Vorzüge dieses höchst einfachen, durch seinen Tarif nicht drückenden, und dadurch, daß seine einzige Controle in der Gewissenhaftigkeit der Pflichtigen besteht, den Geschäftsbetrieb nicht hemmenden Zollsystems, sind unverkennbar. Es belastet jeden Waarenartikel verhältnißmäßig gleich. Der Wechsel der Waarenpreise, der steigenden und fallenden Conjunctur äußert seine Wirkung auf den Betrag der von den Gütern zu erlegenden Abgabe, und diese schließt sich auf solche Weise immer gleichmäßig dem Gange des Handels an. — Dem 3. Capitel der Weserschifffahrtsacte, welches von der Controle handelt, ist von der Weserschifffahrtscommission auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Jedem Staate blieb zwar das Recht, die Übereinstimmung der Manifeste mit dem wirklichen Inhalte der Ladung zu untersuchen; doch beschränkte man die für Schifffahrt und Handel höchst lästige und nachtheilige Nachwägung und materielle Verification auf bestimmte 3 Fälle, auch wurde zu Abwendung aller Willkür genau entwickelt, was als Begründung des Verdachts angenommen werden soll. Für möglichst schnelle Abfertigung der Schiffer bei den Zollbehörden ward ziemlich Sorgfalt getragen, insofern nicht Nachwägungen oder materielle Verificationen eintreten. Genaue Bestimmungen sind in Hinsicht der Ausladungen getroffen und jedem der einzelnen Uferstaaten bleibt überlassen, die Ausladungsplätze festzusetzen, sowie er auch transitirenden Schiffen Begleiter, jedoch ohne Kosten für die Schiffer, mitgeben kann. Die im 4. Capitel enthaltenen Maßregeln gegen natürliche Schifffahrtshindernisse und Unglücksfälle sind ziemlich generell und bei weitem nicht so sorgfältig angeordnet, als dies auf dem Rheinstrome der Fall ist. Es fehlt hier, wie in Hinsicht der Leinpfade im 5. Capitel, an einer durchgreifenden Centralaufsicht, und dem Ermessen, sowie dem speciellen Interesse der Uferstaaten, bleibt sehr Vieles überlassen. Das 6. Capitel der Weserschifffahrtsacte stellt in einem einzigen Pa-

ragraphen den betreffenden Staaten die Ausdehnung oder Anwendung derselben auf die Nebenflüsse anheim. Das Schlußcapitel hebt Alles auf, was der Convention entgegensteht, bestimmt die Publication derselben auf den 1. März 1824, stellt Zollrichter für die Entscheidung streitiger Fälle 5facher Art auf, sichert die Execution ihrer Erkenntnisse und ordnet eine von Zeit zu Zeit eintretende Revisionscommission an, welche sich von der vollständigen Beobachtung der Convention überzeugen und einen Vereinigungspunkt bilden soll, um Abstellung von Beschwerden zu veranlassen und über Erleichterungen des Handels und der Schifffahrt zu berathen. Im Anfange 1824 erfolgten wirklich die Ratificationen der Acte, sodaß sie zur festgesetzten Zeit in Wirksamkeit trat. Was wir übrigens über die Mängel der Elbeschifffahrtsacte äußerten (s. Elbeschifffahrt), gilt meistens auch von der Weserschifffahrtsconvention, da diese in den Grundlagen jener nachgebildet wurde. Die Verhandlungen der Revisionscommission, welche schon, wie oben bemerkt, am 4. Dec. 1824 zusammentrat und am 21. Dec. 1825 ihr Geschäft beendete, haben sich, abgesehen von verschiedenen Debatten über die Ausführung der Weseracte hinsichtlich des Verfahrens der Zollbeamten, der nothwendigen Strombauten und der Regulirung der Leinpfade, die zum Theil, soweit sie begründet gefunden wurden, genügend erledigt sind, vorzugsweise um 2 Punkte gedreht: 1) Um die Vereinfachung der Ladungsmanifeste, über deren unnöthig scheinende, die Abfertigung der Schiffszüge, sowie deren Revision an den verschiedenen Zollstätten sehr verzögernde Weitläufigkeit von Kaufleuten und Schiffern vielfache Klagen geführt waren. Bei einem Theile der Commission fanden diese Klagen auch williges Gehör, bei verschiedenen Uferstaaten aber war die Rücksicht auf die inländischen strengern Mauthsysteme, welche man durch weniger detaillirte Manifeste zu beeinträchtigen fürchtete, zu überwiegend, um eine Vereinbarung über eine Vereinfachung herbeizuführen. 2) Um die Größe des Weserzolles an sich und die nicht genügende Classificirung der Waaren von geringerm Werthe in die Bruchtheilsclassen. Die Nothwendigkeit einer deßfallsigen Moderation hatte sich in der kurzen Zeit der Dauer der Weseracte genügend ausgesprochen, indem manche Waaren, weil sie den hohen Zoll nicht tragen konnten, plötzlich die Weser verließen, und theils gar nicht mehr versendet wurden, theils unnatürlicherweise den Landweg suchten; daher die Weserschifffahrt im Sommer 1824 zu stocken drohte. Die Uferstaaten vereinigten sich deßhalb, wie es das Schlußprotokoll ergibt, zu einer allgemeinen Herabsetzung des Normalsatzes um 25 Proc. und zu der Aufnahme verschiedener Güter in die Bruchtheilsclassen, deren noch größere Ausdehnung freilich höchst wünschenswerth gewesen wäre, aber für jetzt nicht zu erreichen stand. Es werden also künftig für den ganzen Lauf der Weser von jedem Schiffspfunde zu 300 Pf. bremisch nicht mehr als 236¼ Pfennige an Zoll erhoben. Die Tabelle der Maß- und Gewichtsverhältnisse ist von der Revisionscommission berichtigt und vervollständigt worden; auch wurden, wie billig, die Reisevictualien der Schiffer in verhältnißmäßigen Quantitäten, sowie die zum Verdeck eines Fahrzeuges zugerichteten Breter, für zollfrei erklärt. Alle diese Erleichterungen haben am 1. Mai 1826 ihren Anfang genommen. Die nächste Revisionscommission wird sich am 1. Mai 1829 zu Hanöverisch-Münden versammeln.

Was den Weserhandel im Allgemeinen betrifft, so dehnt er sich vorzüglich aus auf Leinengarn, Harzproducte, Wolle, Rüböl, alle Gattungen Colonialwaaren, Thran und Seefische, hanöverisch Leinen, fabricirten Taback, Steingut, engl. Manufacturwaaren jeder Art, rohes Leder, Fensterglas und Spiegel ꝛc. Im Handel der Weseruferstaaten spielt seit 3 Jahrhunderten die freie Hansestadt Bremen die erste und wichtigste Rolle. Die Industrie ihrer Bewohner, welche immer die günstigsten Zeit- und Handelsverhältnisse zu berechnen versteht, ihre gute Verfassung und Verwaltung, welche letztere bei allen Anordnungen stets

Digitized by Google

das Interesse des handelnden Standes vor Augen hat, insbesondere aber ihr zweckmäßiges Abgabensystem, sichern ihr diese Vorzüge und ihre eigentlich einzige Wohlstandsquelle. Zum Theil hat es sogar Bremen seiner von Zeit zu Zeit verbesserten Zolleinrichtung zu danken, daß die letzten beiden in der ganzen handelnden Welt als besonders nachtheilig bekannten Handelsjahre weniger bemerkbare Spuren einer Abnahme der Geschäfte als in den meisten andern Handelsplätzen äußerten. Indem wir einige vergleichende Blicke auf den bremer frühern und jetzigen Handel werfen, geben wir zugleich den Maßstab der Weserhandelsschifffahrt an die Hand. Noch im 17. Jahrh. besuchten die bremer Schiffe nur die europ. Küsten des atlantischen Meeres, die Ostsee, Norwegen, Archangel, Grönland und Island. Damals konnte Bremen noch nicht direct nach den Colonien handeln. Der bedeutendste seiner ausgeführten Artikel war Leinwand, für welche es (1696) 1 Mill. Thlr. aus England holte. 90 Jahre später schickte England schon in einem einzigen Jahre 69 mit seinen Fabricaten beladene Seeschiffe dahin. Kaum hatte aber der directe Handel nach den Colonien einen neuen Markt eröffnet, so kam der Handel auch schon wieder bedeutend in die Hände der Deutschen. In der Zwangszeit des Continentalsystems sank er natürlich um so tiefer herunter. Dagegen schwebte die Einfuhr in Bremen von 1815—20 jährlich zwischen 14 und 16 Mill. Thlrn., die Ausfuhr 1818—20 zwischen 4 und 6 Mill.; allein die meisten Gegenstände der erstern kamen roh dahin und wurden in den deutschen Fabriken verarbeitet und zum großen Theile wieder mit Nutzen ausgeführt. Bald stieg aber auch die Ausfuhr mehr in die Höhe. Für deutsche Leinwand allein betrug sie 1818—20 8,057,910 Thlr. Von Getreide und Wolle wurde bei weitem der größte und für eine 3 Mal stärkere Summe nach England gebracht, als dieses Manufact nach Bremen lieferte. Wie sich der Werth der Ausfuhr in den jüngsten Zeiten verhält, ergibt sich aus folgender zuverlässiger Übersicht: 1822 betrug der Werth der Ausfuhr 28,822,398 Thlr.; 1823 25,655,348 Thlr.; 1824 23,153,931 Thlr.; 1825 25,771,583 Thlr. Eingeführt wurde in Bremen seewärts 1822 an Werth im Durchschnittspreise für 11,424,738 Thlr.; 1823 für 9,638,090; im J. 1824 für 7,344,294 und 1825 für 9,111,064 Thlr. Dabei ist die Einfuhr aus dem Oldenburgischen nicht in Anschlag gebracht. Die größte Zahl der seewärts zu Bremen eingekommenen Schiffe lieferte 1823 mit 1126; gewöhnlich kommen aber deren zwischen 900 und 1000 an. Nach abgeschlossener Weserschifffahrtsacte ließ sich die freie Stadt Bremen angelegen sein, einen Schifffahrts- und Handelsvertrag mit England abzuschließen. Er kam auch wirklich äußerst vortheilhaft für den Weserhandel auf der Grundlage der Reciprocität im Sept. 1825 zu Stande. Nicht minder wurde Bedacht genommen, im Geiste der Weseracte die bremer Handels- und Schifffahrtsabgaben abzuändern. Außer dem eigentlichen Waarenzoll hat dadurch eine zweite Classe von Handelsabgaben — diejenige von den für den bremischen Handel befrachteten Seeschiffen — kürzlich eine Umwandlung erlitten. Bremen unterhält seit Jahrhunderten die zum Betriebe der Seeschifffahrt unentbehrlichen Sicherungsanstalten auf der Unterweser. Es legt von der Stadt bis weit in die offene See auf einer Strecke von 12—13 Meilen die Tonnen zur Bezeichnung des Fahrwassers, es unterhält vor der Weser eine Baake oder einen Signalthurm und ein Leuchtschiff, um auch bei Nacht dem Schiffer die Bahn zu zeigen. Als Beitrag zu Bestreitung der deßfallsigen sehr bedeutenden Kosten erhob Bremen seit den ältesten Zeiten von allen die Unterweser befahrenden Schiffen, sie mochten für Bremen oder für irgend einen andern Uferplatz bestimmt sein, eine Abgabe, die sich nach der Größe der Schiffe, ihrer Lastenträchtigkeit richtete, und deßhalb Lastgeld genannt wurde. Außerdem mußten alle für Bremen befrachtet einkommende Schiffe noch eine besondere Abgabe unter dem Namen des Gildegeldes und die von Bremen bis Holland oder der Elbe gehenden Kü-

ſtenfahrer eine Abgabe unter dem Namen des Weddegeldes erlegen. Seit dem Abſchluß der Weſeracte wurde dieſe Erhebung hinſichtlich aller nicht für Bremen beſtimmten Schiffe eingeſtellt, hingegen für die mit Bremen in Frachtverkehr tretenden Schiffe, hinſichtlich deren man ſie als bloße Localabgabe, die als ſolche dem Wirkungskreiſe der Schifffahrtscommiſſion fremd geblieben ſei, betrachtete, beibehalten. Gegen dieſe Anſicht wurde bei der Reviſionscommiſſion von Seiten Oldenburgs Zweifel erregt und nach ſehr ausführlichen Erörterungen von den übrigen Regierungen der Wunſch zu erkennen gegeben, Bremen möge dieſe Erhebungen in ihrer bisherigen Form, welche ſich zu ſehr einer durch die Weſeracte abgeſchafften Schiffsrecognitionsgebühr nähere, einſtellen und eine andre wählen, welche das eigentlich der Abgabe jetzt zum Grunde liegende Fundament, die Beſteuerung des mit Bremen betriebenen Frachtverkehrs, für den es ohne Zweifel die Bedingungen feſtſetzen kann, unter denen es denſelben geſtatten will, deutlicher hervorhebe. Dieſen Wünſchen ſeiner Mituferſtaaten zu entſprechen, hat Bremen jene ältern Abgaben durch eine Verordnung vom 12. Juni 1826 aufgehoben und eine Frachtabgabe den für Bremen mit Frachtgütern einkommenden Schiffern dahin auferlegt, daß dieſelben für jedes Schiffspfund ihrer Ladung eine Abgabe von 1½ Groten oder 6 Pfennigen zu zahlen haben, welche Abgabe aber für die eignen bremiſchen Schiffer, ſowie für die Schiffer derjenigen fremden Nationen, mit welchen Bremen in vertragsmäßigen Reciprocitätsverhältniſſen ſteht, auf die Hälfte oder 3 Pfennige moderirt iſt. Die Controle der Zollabgaben iſt für den Tranſit auf der Weſer nach den Grundſätzen der Weſerſchifffahrtsacte eingerichtet worden, da dieſe darauf berechnet ſind, auch den übrigen Staaten bei der Unmöglichkeit, jede Einladung genau zu beachten, eine Sicherheit für ihre Zollgefälle zu gewähren. Für den ganzen eignen Ein- und Ausfuhrhandel findet der bremiſche Staat in der Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Angehörigen eine Controle, welche bisher Nichts zu wünſchen übriggelaſſen hat. Eine Unterſuchung, ob ſich wirklich in einem Collo die Waaren von der angegebenen Art und von dem declarirten Werthe, oder vielleicht eine 50 Mal koſtbarere befindet, kennt man in Bremen nicht und vertraut darin unbedingt der Verſicherung des Betheiligten auf deſſen Bürgereid. Auch für den Handel der übrigen Weſeruferſtaaten gibt die neue Schifffahrtsacte mit den Abänderungen der Reviſionscommiſſion die ſchönſten Hoffnungen, wenn, wie nicht anders zu erwarten iſt, von Seiten ihrer Regierungen gehörig mitgewirkt wirkt. Künftig wird Hanover mehr als bisher und wohlfeiler Holz, Eiſen, Linnen ꝛc. nach Bremen zum dortigen Verbrauch, oder noch häufigerer weitern Verſchiffung ſenden. Beſonders muß das fruchtbare und gebirgige Hildesheim ſehr dadurch gewinnen, wenn es leichter als bisher das ferne Bremen mit ſeinen trefflichen Erzeugniſſen beſchicken kann. Wir nehmen nämlich an, daß, wenn einmal die Weſerſchifffahrt lebhaft geworden iſt, auch auf den Nebenſtrömen Aller, Leine, Ruhme u. a. Flüſſen etwas Andres als Holzflöße zu Waſſer verſendet werden. Oldenburg, deſſen Hunte und Ochtum in die Weſer fließen, hat zu wenig Canalabwäſſerung, und leidet daher in niedrigen Lagen und Mooren; zugleich haben ſeine landwirthſchaftlichen Familienſtellen zuviel entlegenes und zerſtreutes Land, ebendaher noch ſo viele öde oder ſchlecht genutzte Gemeinheiten. Kann zwar Oldenburg jetzt weder ſämmtliches Getreide noch fettes Vieh, die es beides im Überfluß liefert, vortheilhaft im Auslande abſetzen, ſo iſt es doch nur ſelten darauf gefallen, ſtatt jener Erzeugniſſe andre Handelsgewächſe zu erzielen. Seine Schaf- und Obſtbaumzucht ſind noch in der Kindheit, die Bienenzucht und der Hopfenbau ſehr mäßig. Bisher handeln, außer Oſtfriesland, Oldenburg und Hanover faſt gar nicht mit einander, und wenngleich der Seehafen Bracke immer mehr Tiefe und Sicherheit enthält, ſo entbehrt er doch noch den nicht ſehr koſtbaren Verbindungscanal mit der Jade, der den Schiffen aus der Weſer auszulaufen erlauben würde,

Digitized by Google

wenn widrige Winde es an der Mündung der Weser erschweren. Man wird dann lernen, bei der Wohlfeilheit der Butter, die am Oberstrom immer theurer ist, durch Ansaat engl. Grasarten aus Gloceſter und Cheſter und durch britiſche Reinlichkeit beim Käſebereiten einen guten engl. Käſe Deutſchland anzubieten; denn Klima und Boden erlauben das. Lang iſt das braunſchweigiſche Weſerufer weder bei Thebinghauſen, noch bei Holzminden. Getreide, Holz, Hopfen, Porzellan und Obſt werden aus dem Braunſchweigiſchen einen leichtern Abſatz auf der vielbefahrenen Weſer als durch die koſtbare Landfracht nach Bremen finden. Preußen hat nur eine mäßige Weſerufergrenze bei Minden und bei Hörter, und beſitzt nur bei erſterm beide Weſerufer. Deſto breiter iſt aber rückwärts das preuß. Gebiet. In ſolchem dürfte der Rhein, die Ems und die Weſer mittelſt der verlängerten und ausgetieften Lippe in Verbindung gebracht werden. Kurheſſen hat faſt nur am linken Weſerufer, deſto mehr aber längs der Werra, Fulda, Diemel, Schwalm, Eder ꝛc., die alle ins Weſergebiet abdachen, fruchtbare und unfruchtbare Berge und Thäler, die ein genügſames, aber fleißiges Volk bewohnt. Zu ſeinem Hauptbedürfniß gehört mehr Wieſenverbeſſerung und leichter Abſatz zu Waſſer von manchen eigenthümlichen Erzeugniſſen ſeines Bodens, von Mineralien, die verarbeitet das Ausland an der Niederweſer ſchätzen würde, wenn es ſolche in ihrem Werthe wie die herrliche Töpferwaare und den Baſalt kennte. Eiſen, Holz und Linnen kann Kurheſſen weit mehr als bisher ausführen. Der Obſtbau edler Sorten wird nicht genug betrieben, weil der Waſſerabſatz der Producte bisher zu gering war. Am Geſtade des Weſerſtroms gehört jede Thonarbeit den Heſſen, die z. B. in Großallmerode dem Chemiker ſelbſt jenſeits des Weltmeers die feuerfeſten Tiegel liefern. Hier an den Ufern der Nebenſtröme faulte noch faſt ungenutzt mancher Eichbaum und andres Nutzholz. Hier müſſen künftig große Seeſchiffe als Gerippe, mit dem zur innern Verzimmerung des Ausbaues geſchnittenen Holze von Schiffszimmerleuten gefertigt, als Fracht des Gerippes nach den Werften der Niederweſer hinabgeſchifft werden. Unter ähnlicher Vorrichtung ſchwimmen bisher jährlich aus den Werften an der Leda und aus Papenburgs Mooren bedeutende halbgezimmerte Seeſchiffe in die Ems nach Emden und Leerort zum völligen Ausbau hinab. Was auf der waſſerarmen Ems möglich iſt, das muß auf der waſſerreichern Weſer möglich werden. Schaumburg-Lippe hat am äußerſten Gebirgsthale der Weſer treffliche Steinbrüche und Steinkohlenwerke. Beide kann bei bequemerm Waſſertransport auf der Weſer das Land weit mehr als bisher liefern, und die Niederweſer verbrauchen. Auch Lippe-Detmold muß von der verbeſſerten Weſerfahrt viel Vortheil beziehen, beſonders die domainenreiche Kammer ihr vieles Holz höher benutzen, und die öde Sennerheide durch Vertheilung zu Familienſtellen und Waldbeſamung des ſchlechtern Theils, nützlich für ſich und die Unterthanen umwandeln. Weſentlich nützlich dürfte es übrigens dem Weſerhandel ſein, wenn der §. 49 der Weſeracte wegen der Nebenflüſſe ſchon hätte in Ausführung gebracht und dadurch der Weſerſchifffahrt der Weg ins Innere von Thüringen und Heſſen gebahnt werden können; allein das ſcheint bisher bei allen betheiligten Regierungen, der Localzollſyſteme halber, große Schwierigkeiten gefunden zu haben. Nur Hanover ſucht die Beſtimmungen der Weſerſchifffahrtsacte, ſoweit es geſchehen kann, auf die beiden Nebenflüſſe, die Aller und Leine, anzuwenden. Vermöge ſeiner Verordnung ſtellt es die Patente für die Beſchiffung dieſer beiden Flüſſe auch für die Weſer aus, ſowie die Patente der Weſerſchiffe aus den übrigen Uferſtaaten auch für die Aller und Leine gültig ſind. Der große Plan, die Ems und die Weſer mittelſt der verlängerten und ausgetieften Lippe mit dem Rhein in Verbindung zu ſetzen, ſchreitet zwar langſam, aber deſto ſicherer vorwärts, und mit ihm wird Hollands anmaßliches Monopol zum Nachtheil Süddeutſchlands vernichtet werden. (S. Rheinſchifffahrt.) Die Idee, auch die Elbe mit der

Weser zu verbinden, mag dann unausgeführt bleiben, da ihre Verwirklichung ohnehin kein Bedürfniß ist. 73.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb. den 21. Jun. 1702, gest. den 2. März 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in der engl. Grafschaft Lincoln. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn schon während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich dem Missionsgeschäfte zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhutern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhut selbst besuchte, ihm die Idee zu einer kirchlichen Anstalt, nach dem Muster der Brüdergemeinde, an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten (s. d.) ist hauptsächlich sein Werk, und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Überzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der u. d. N. Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Sekte in den 3 britischen Reichen und predigte oft täglich 3 und 4 Mal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände) sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei. Seine Predigten und kleinern aszetischen und historischen Aufsätze erschienen u. d. T.: „Wesley's Werke", in 38 Bdn. 1772—74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrschsucht; seine äußere Darstellung, bei schmächtigem, mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. Eine für die Geschichte der Entstehung und Verbreitung der Methodisten sehr wichtige Lebensgeschichte W.'s hat Robert Southey („The life of J. Wesley and the rise and progress of methodism", London 1820, 2 Bde.) herausgegeben (nach d. Engl. von Krummacher, Hamb. 1827). E.

Wesseling (Peter), geb. zu Steinfurt 1692, gest. als Prof. zu Utrecht 1764, nachdem er vorher zu Middelburg und Franecker gelehrt hatte, gehört zu den gründlichsten und vielseitigsten Kennern der classischen Sprachen und hat sich besonders um die Kritik der alten Geschichtschreiber unsterbliche Verdienste erworben. Wir nennen nur s. Ausg. des Herodot (Amsterd. 1763, Fol.), des Diodor (Amst. 1745, 2 Bde., Fol.) und die „Itineraria vet. Rom." (Amst. 1735, 4.).

Wessenberg (Ignaz Heinrich von), Freihr. v. Ampringen, bis 1827 Generalvicar des Bisthums Konstanz, erhielt durch das neueste Verfahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Betragen dabei einen noch ausgebreitetern Ruhm, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher, auch unter den Nichtkatholiken in Deutschland, verschafft hatten. Sein Vater war östreich. Gesandter in Dresden, s. Bruder ist der verdienstvolle k. k. Staatsminister v. Wessenberg in Wien. Dem alten Adel und Ansehen seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in deutschen Hochstiftern, seinen ernsten Studien und der Freundschaft Karls von Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in s. religiösen Ansichten, seinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Ämter vor Andern geschickt machte. Er war zum Dombechant zu Konstanz herangerückt, als Dalberg ihn 1802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeutenden Wirkungskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Verbreitung eines reinen, thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erkenntniß zu verdrängen und durch wahre Erbauung christliche Sittlichkeit in das Leben der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte er unablässig für eine bessere Bildung der Geistlichen s. Sprengels, munterte sie zu wissenschaftli-

chen Studien, literarischen Arbeiten und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtserfahrung auf, wozu das seit 1804 von ihm in monatl. Heften bei Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichsten Aufsätzen derselben ausgestattete „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Konstanz" ein wirksames Hülfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebührenden Einfluß zu verschaffen, deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen und durch gemilderte Fastenmandate das Volk zu überzeugen, daß es christlicher sei, Laster und Sünden als Eier, Butter und Fleisch zu meiden. Auch verfuhr er bei Ertheilung von Dispensationen, welche die römische Curie sonst in ihren eignen Geschäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Anweisungen seines Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständnisse mit der Regierung des Cantons Luzern, welcher bis 1815 unter das Bisthum Konstanz gehörte, ging er schon 1806 an die Ausführung des Plans der Aufhebung einiger Klöster, zur Gründung eines Priesterhauses und Seminars für junge Geistliche und einer großen Armenanstalt. Überdies konnte er bei der damaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen, den deutschen Theil des konstanzer Kirchensprengels standhaft gegen die Eingriffe der päpstl. Nunciatur zu Luzern zu schützen, je ungesetzlicher diese Anmaßungen waren. Diese Behörde hatte ihn daher schon längst unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814, mit Zustimmung des Großherzogs von Baden, zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem Bisthum Konstanz ernannte. Unter den gehässigsten Beschuldigungen verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und da nach Dalberg's Tode die Capitularen von Konstanz ihn zum Bisthumsverweser erwählten, befahl ihnen der Papst sogleich, durch ein Breve vom 15. März 1817, ein Subject zu wählen, das in besserm Rufe stünde. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finsterniß hatten der römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verständigen Katholiken in Deutschland und insonderheit das Zeugniß der konstanzer Geistlichkeit laut widerspricht. Sie that durch diesen Schritt mehr als ihr zukam, weil ein Capitularvicar der kanonischen Bestätigung des Papstes nicht bedarf, und diese einem Coadjutor auf unerwiesene Beschuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Außerdem bestimmen die Concordate der deutschen Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei Letzterm Angeklagte sich vor abgeordneten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen darf. Auch dies wurde dem edeln W. verweigert und die unbedingte Niederlegung seines Amts von ihm gefodert. Er reiste daher noch in dems. Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfertigen. Die schöne Frucht dieser Reise war 1818 ein Bd. Gedichte u. d. T.: „Blüthen aus Italien", welche den schon früher durch treffliche religiöse Gedichte und s. größere epische Dichtung „Fénélon" (1812) begründeten guten Ruf seiner zarten, sinnvollen und frommen Muse aufs neue bestätigten. Seinen Hauptzweck aber hatte W. in Rom nicht erreicht. Die Erwiderungen des Cardinal-Staatssecretairs Consalvi auf s. Vertheidigungsschriften enthielten Nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche W.'s verdienstliche Leistungen zum Verbrechen machten, und schlossen stets mit dem Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf s. Amt. Durch diese jeden Rechtsweg abschneidende Willkür sah er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen seinen Landesherrn, das Bisthum Konstanz und Deutschland stillstehen müsse, nachdem er seine persönlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt der kathol. Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der sich Willens erklärte, den Generalvicar v. W. in der Ausübung seines Amts ferner zu erhalten und zu

schützen, und damit den Befehl an ihn verband, sich durch Nichts, was sich nicht durch klares Recht der Kirchensatzungen und festgegründete Observanz über alle Zweifel erhoben habe, in seinem Amte stören und beschränken zu lassen. Zugleich erklärte der Großherzog diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Karlsruhe mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift „Über das neueste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthumsverweser v. Wessenberg ꝛc." an den Bundestag zu Frankfurt. Über s. Streitigkeiten mit der römischen Curie vergl. „Ausführl. Rechtsgutachten über das Verfahren des röm. Hofs in der Angelegenheit der konstanzer Bisthumsverwaltung des v. Wessenberg ꝛc.", von J. L. Koch. Eine Beurtheilung der wichtigsten für und wider W. erschienenen Schriften enthält „Hermes", Nr. VI. Endlich ward in Folge des Concordats mit dem Papste 1827 das Bisthum Konstanz aufgelöst und ein erzbischöflicher Sitz zu Freiburg errichtet. Dadurch verlor W. seine Stelle als Verweser. — In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden zeichnete sich W. unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Man besitzt von ihm auch eine treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland („Die Elementarbildung des Volks ꝛc.", Zürich 1814), bis jetzt das vorzüglichste Buch über diesen Gegenstand, sowie einige wohlaufgenommene kleine asketische Schriften, als: „Die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers" (1820); „Jesus, der göttliche Kinderfreund" (1820); „Die Auferstehung unsers Herrn, Betrachtungen an seinem Grabe" (1821), und „Johannes, der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers" (1821). Noch hat er herausgeg. 2 Sammlungen s. Gedichte („Neue Gedichte", Konstanz 1827) und „Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christl. Sinnes" (2 Bde., Konstanz 1826—27), ein Buch, in welchem er den Zusammenhang der schönen Bildekunst mit dem Christenthume historisch und ästhetisch betrachtet. E.

West (Benjamin), berühmter Maler, geb. 1738 in Pennsylvanien, wohin seine von einer alten engl. Familie abstammenden Voráltern wegen ihrer Anhänglichkeit an die Lehre der Quäker 1699 gewandert waren. Es ist kaum begreiflich, wie in einer Gemeinde, die meist mit Ackerbau sich beschäftigt zu haben scheint, die durch ihre Lage von allen feinen Genüssen des geselligen Lebens abgeschnitten war und überdies als einen ihrer Grundsätze annahm, daß alle Lebensbeschäftigungen, die nicht eine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben, nicht nur unnütz, sondern selbst sündhaft sind, ein Künstler entstehen konnte, der bloß durch eigne Geistesanlagen zu bedeutender Höhe sich erhob, und nachdem er eine kurze Zeit der Betrachtung der großen Meisterwerke, die Italien ihm darbot, gewidmet hatte, sich einen Rang unter s. Zeitgenossen erwarb. In früher Jugend, ehe er irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, machte er s. ersten Versuche und widmete, wie es scheint, alle s. Mußestunden der Kunst, bis er nach und nach durch die Empfehlungen seiner Freunde, die ihre Bedenklichkeiten überwanden, und durch den Beifall, den er sich als Portraitmaler erwarb, dahin kam, die Kunst als Gewerbe auszuüben. 1760 kam er nach Rom, wohin er Empfehlungen an mehre angesehene Männer mitbrachte, welchen der Umstand, daß ein Quäker aus Amerika die Kunst in ihrer Hauptstadt studiren wollte, etwas Neues war. Man war sehr neugierig, den Eindruck zu beobachten, den die Kunstwerke auf ihn machten. Ein Zug von beinahe 30 Kutschen enthielt eine angesehene Gesellschaft, die dem jungen Amerikaner die Meisterstücke der Kunst zeigen wollte. Mit dem Apollo von Belvedere sollte der Anfang gemacht werden. Die Bildsäule stand zu jener Zeit in einem Behältnisse, dessen Thüren sich so öffneten, daß man sogleich die vortheilhafteste Ansicht des Bildes hatte. W. ward auf den günstigsten Standpunkt gestellt, und die übrigen standen zu beiden Seiten. Als der Aufseher die Thüren öff-

nete, wurde der Künstler von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und rief aus: „Mein Gott, wie ähnlich einem jungen Mohawkkrieger!“ Nicht wenig überrascht von diesem Ausrufe, fragte man ihn, worin er die Ähnlichkeit finde, und er beschrieb die Erziehung der Mohawkindianer, ihre Gewandtheit im Bogenschießen, die bewundernswürdige Schnellkraft ihrer Glieder, und wie sehr ihre Regsamkeit die Brust ausdehne und ihr schnelles Athmen im Laufe die Nasenflügel erweitere und ihnen jenes anscheinende Bewußtsein der Kraft mittheile, das im Apollo so edel ausgedrückt ist. Als er sich 3 Jahre in Rom und andern Städten Italiens aufgehalten hatte, wollte er, vor s. Rückkehr nach Amerika, England besuchen, wo er 1763 ankam. Er war so glücklich, Empfehlungen an ausgezeichnete Männer mitzubringen, u. A. an Reynolds (s. d.) und an den berühmten Landschaftsmaler Wilson. Um die Zeit, als W. nach England kam, war eine neue Morgenröthe für die Kunst angebrochen, die durch die Talente von Reynolds, Gainsborough, Wilson heraufgeführt wurde. Die Gesellschaft für die Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels veranstaltete jährliche Ausstellungen von Gemälden und Zeichnungen zu Preisbewerbungen. Die ausgebildetern Künstler bildeten einen Verein zur Ausstellung ihrer Werke, der 1765 u. d. N. The incorporated artists vom Könige bestätigt wurde. W. schickte gleich nach seiner Ankunft in England der Gesellschaft 3 Bilder zur Ausstellung, die so viel Beifall fanden, daß man ihn zu einem der Oberbeamten des Vereins ernannte. Seine Gönner ermunterten ihn durch freigebige Bestellungen, Niemand aber war thätiger für ihn als der Erzbischof von York, dessen Bemühungen es gelang, den König auf W.'s Gemälde, Agrippina mit der Asche des Germanicus landend, aufmerksam zu machen. Dies führte zu einer Verbindung mit dem Könige, die für W. selbst, wie für die Künste in England, die wohlthätigsten Folgen hatte. Die erste war die Stiftung der königl. Kunstakademie. Der oben erwähnte Künstlerverein bestand größtentheils aus mittelmäßigen Menschen, und in der Verwaltung desselben fanden so engherzige Rücksichten statt, daß Reynolds, W. und mehre andre ausgezeichnete Mitglieder sich davon trennten. Sie entwarfen den Plan zu der Akademie, die 1768 vom Könige bestätigt wurde und von dem Ertrage der jährl. Kunstausstellungen erhalten werden sollte, wozu der König nur in den ersten Jahren einen Zuschuß zu geben brauchte. Von dieser Zeit an nahmen die Künste einen höhern Aufschwung; die Theilnahme des Publicums wurde durch die Ausstellungen rege erhalten, und der Schutz des Königs, dem sie auch ihren prächtigen Sitz in Somersethouse verdankte, gab ihr ein Ansehen, das die eignen Verdienste ihrer Mitglieder allein ihr nicht würden verliehen haben. Diese Begünstigungen waren jedoch keineswegs hinreichend, der historischen Malerei in England einen Boden zu gewinnen, wo Portraitmalerei der einzige Kunstzweig war, der Aufmunterung fand, und die Bemühungen der Männer, durch welche die neue Akademie unterstützt wurde, konnten, ohne wirksamen Beistand der Regierung, dem Volksgeschmacke nicht eine höhere Richtuug geben. Selbst der Einfluß des Königs war nicht bedeutend, und die Begünstigung, die W. von ihm erhielt, war, bei aller Freigebigkeit, mehr die Folge einer persönlichen Achtung gegen den Künstler als das Ergebniß höherer Kunstansichten. Kleinliche Vorurtheile traten dem freien Streben der Künstler auf andre Weise in den Weg, wie auch W. erfuhr, als er schon 1766, in Verbindung mit Reynolds und andern ausgezeichneten Malern, dem Dechant der Paulskirche den Antrag machte, für die ursprünglich von Christoph Wren (s. d.) zu Gemälden bestimmten Wandfelder unentgeltlich Bilder zu malen, um auf diese Weise die der Verbreitung des Kunstgeschmacks so förderliche Sitte, Kirchen mit Gemälden zu zieren, allmälig einzuführen. Der Dechant und das Capitel nahmen den Antrag an, aber der Bischof von London war engherzig genug, durch seinen Widerspruch den schönen Entwurf zu vereiteln. Der König beschäftigte darauf W.'s Talente gegen 20 Jahre lang zur

Verschönerung des Schlosses Windsor, wo man im Audienzzimmer 6 Gemälde aus der Geschichte Eduards III. auszeichnet. Er nahm so lebhaften Antheil an der Ausführung dieser Entwürfe, daß er ein Kunstfreund wurde, und hegte die Absicht, eine Privatcapelle im Schlosse durch Gemälde aus der biblischen Geschichte verzieren zu lassen, da er glaubte, der duldsame Geist des Zeitalters sei einer solchen Ausschmückung der Kirchen günstig. In seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aber berieth er sich vorher mit einigen angesehenen Geistlichen der bischöfl. Kirche, welchen er W.'s Entwürfe vorlegte, und erklärte der Versammlung, er selber halte diese Verzierungen der Kirchen für etwas Unschuldiges, werde aber von dem Gedanken abgehen, wenn man glaube, daß er, als Haupt der engl. Kirche, verbunden sei, der Einführung von Bildern in Kirchen vorzubeugen. Die Geistlichen fanden nichts Bedenkliches darin, und der König gab W. den Auftrag, die Arbeit anzufangen, und sein Baumeister Wyatt mußte den Riß zur Capelle entwerfen. W. war bis zum Sommer 1801 thätig, wo Wyatt ihm auf höhern Auftrag meldete, daß mit der Arbeit an den Gemälden für die Capelle bis auf weitern Befehl innegehalten werden sollte. Die Weisung kam, wie W. späterhin erfuhr, von der Königin. Der Künstler, höchst empfindlich über diese Behandlung, beklagte sich in einem Briefe an den König, der zu jener Zeit wieder einen Anfall von Geisteskrankheit hatte. Als er den König später in Windsor sah, wußte dieser weder von des Baumeisters Botschaft, noch von W.'s Briefe etwas und gab dem Künstler den Auftrag, mit seiner Arbeit fortzufahren. W. sah seitdem den König nicht wieder, fuhr aber fort, an s. Gemälden zu arbeiten, und bezog die ihm angewiesene Besoldung von 1000 Pf. St. jährlich, bis zu dem völligen Ausbruche der Gemüthskrankheit des Königs, wo man ihm, als er seinen Gehalt erheben wollte, ohne Weiteres meldete, die Zahlung werde aufhören und die Einrichtung der Capelle nicht stattfinden. W. verschmähte es, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, sondern faßte den Entschluß, die Entschädigung für s. Verlust bei dem Publicum zu suchen. Früher schon hatte er sich von der Akademie, deren Präsident er eine Zeitlang war, zurückgezogen, und dagegen thätigen Antheil an der Stiftung der 1805 unter des verstorb. Königs Schutze gegründeten British Institution genommen, welche für die Beförderung der Künste in England so wohlthätig geworden ist, da sie durch ihre Ausstellungen ausgezeichneten Kunstwerken einen Markt eröffnete. Er wurde für die Stiftung einer solchen Anstalt begeistert, als er 1802 in Paris Napoleons großartige Entwürfe kennen lernte und die Galerie im Louvre bewunderte. Fox war zugegen, als W. darthat, auf welche Weise die Beförderung der Künste, selbst hinsichtlich des Handels, für England von der größten Wichtigkeit sei. Der Staatsmann hörte ihm aufmerksam zu und sagte mit dem Tone des Bedauerns: „Ich bin von Kindheit an in der Wiege der Politik geschaukelt worden, und habe bis jetzt den Vortheil, den die Künste, selbst in politischer Hinsicht, dem Wohlstande und dem Ruhme eines Landes bringen können, nie so lebhaft erkannt. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn es je in meiner Macht stehen sollte, unsere Regierung zur Beförderung der Künste zu bewegen, so werde ich unserer heutigen Unterredung gedenken". Gleich nach W.'s Rückkehr ward der Entwurf zu dem neuen Vereine gemacht, der durch Beiträge wohlhabender Kunstfreunde und durch den Ertrag von Ausstellungen unterstützt werden sollte. Als Fox nach Pitt's Tode ans Ruder kam, erinnerte er sich seiner frühern Versprechungen, aber sein Tod vereitelte seine Absichten. In W.'s Plane lag besonders auch die Stiftung einer Nationalgalerie von Gemälden, und als um jene Zeit die Shakspearegalerie zum Verkaufe ausgeboten ward, kaufte der Verein der Kunstfreunde das Gebäude zu jenem Zwecke. Der Minister Percival nahm W.'s Vorstellungen mit abstoßender Kälte auf, da er sowol die Bemühungen der Institution als die Gründe, wodurch man den Anspruch der Künste auf Unterstützung von Seiten des Staates darzuthun suchte, für Schwärmereien hielt, und

als er später (1812) durch äußere Einflüsse für den Entwurf gewonnen war, fiel er unter der Hand eines Mörders. Die Institution blieb bloß Privatunternehmen und erhielt weder Unterstützung noch Schutz vom Staate. W. hat unstreitig weit mehr durch die Beförderung dieser Anstalt und der Kunstakademie als durch seine eignen Werke zur Beförderung der Kunst in England gewirkt. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geisteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und seine Composition und Gruppirung ist immer wissenschaftlich. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, aber sein Colorit ist nicht harmonisch und verräth offenbar wenig Studium. Er überrascht nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genies gibt. Mit den ital. Meistern verglichen, würde man ihn zur mechanischen Schule des Pietro von Cortona rechnen müssen, der noch über ihm steht. Als er zu Anfange der Regentschaft des jetzigen Königs seinen Gehalt verlor, vollendete er mehre große Gemälde, obgleich er bereits s. 70. Jahr erreicht hatte und eine Abnahme seiner Geisteskräfte sichtbar wurde. Diese Werke stehen weit unter den Erzeugnissen seines kräftigern Mannesalters, und haben wol mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse als durch ihren Werth den Beifall des Publicums erworben, der ihn für die erlittenen Verluste reichlich entschädigte. Die bedeutendsten Werke, die er in dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Lahmen im Tempel heilend (von der Britischen Institution für 5000 Pf. gekauft) und der Tod auf dem fahlen Pferde. Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als s. schöner König Lear, den er für die Shakspearegalerie malte, und Paulus auf der Insel Melite, die Natter von der Hand schüttelnd (in der Capelle des Hospitals zu Greenwich); ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels zu den vorzüglichsten Werken der engl. Schule gehört). W. starb in s. 83. Jahre zu London 1820 und hinterließ eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, die nach seinem Tode verkauft wurden. — Schätzbar ist Galt's „Life and studies of B. West" (London 1816 und 1820).

Westenrieder (Lorenz v.), Geh. geistl. Rath, bairischer Geschichtschreiber, geb. den 1. Aug. 1754 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, ward erst Weltpriester, dann nach Aufhebung der Jesuiten 1773 Prof. der Poesie in Landshut, und im folg. J. Prof. der Rhetorik zu München. Seine „Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lecture der alten classischen Autoren erhält" erschienen 1774 ohne s. Namen, wurden in der „Allgem. deutschen Bibliothek" (35. Bd., 1. Stück, 1778) sehr gelobt und finden sich in s. „Reden und Abhandlungen" (München 1779). In höherm Auftrage schrieb er 1775 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die 5 Gymnasialschulen", in 3 Bdn., 1776 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die kurbairischen Realschulen", in 2 Bdchn., nebst einer „Beschreibung des Weltgebäudes". Beide Schriften erwarben ihm Achtung und Zutrauen. Für die Akademie schrieb er eine Rede: „Über den Werth, welchen die Griechen und Römer in öffentliche Denkmäler, dann in religiöse und bürgerliche Feierlichkeit gesetzt und wozu sie selbe benutzt haben", 1776. Zu gleicher Zeit verfertigte er ein heroisches Drama: „Mark Aurel", nachdem er 1774 ein Lustspiel: „Die beiden Candidaten", herausgegeben hatte. Dieses kürzte die verwitwete Kurfürstin selbst für das Hoftheater ab, jenes rührte den Kurf. Max. Joseph, welcher der Vorstellung im Schulhause beiwohnte, so sehr, daß er den Verf. nach der Vorstellung zu sehen wünschte. Hierauf erschien 1777 s. „Einleitung in die schönen Wissenschaften", 1. Thl. Von jetzt an widmete er sich besonders der vaterländischen Geschichte, nachdem er 1776 Büchercensurrath, 1777 Mitglied der münchner Akademie der Wissenschaften geworden, und es erschienen s. „Bairische Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur" von 1779—81; aus

dieſen erweitert „Leben des guten Jünglings Engelhof", 2 Bde., 1782; „Der Traum in 3 Nächten", 1782; außerdem „Beſchreibung der Haupt- und Reſidenzſtadt München", 1782. Als Fortſetzung der „Bairiſchen Beiträge" erſchienen 1783 „Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Baiern", 2 Bde. Auf dieſes folgte 1784 „Beſchreibung des Würm- oder Starenbergerſees und der umliegenden Schlöſſer u. ſ. w.", „Erdbeſchreibung der baieriſch-pfälziſchen Staaten, ſammt einer Einleitung in die allgemeine Erdbeſchreibung"; 1785 die dazu gehörige „Geſchichte von Baiern für die Jugend und das Volk", 2 Bde., auf Befehl des Kurf. Karl Theodor geſchrieben. Ein Auszug daraus: „Geſchichte von Baiern, zum Gebrauch des gemeinen Bürgers und der bürgerlichen Schulen", erſchien 1786. In dieſem Jahre ward W. kurf. Wirkl. geiſtlicher Rath und bald darauf Localſchulcommiſſair. Mit 1787 begann er die Reihe ſ. „Bairiſchen hiſtoriſchen Calender", worin auch die Lebensbeſchreibungen der deutſchen Kaiſer vorkommen, mit 1788 die „Beiträge zur vaterländ. Hiſtorie, Geographie, Statiſtik und Landwirthſchaft" (bis jetzt über 10 Bde.). 1798 erſchien ſ. „Abriß der deutſchen Geſchichte und Abriß der bairiſchen Geſchichte", 2 Bde. Außer ſ. akademiſchen Reden und Abhandlungen lieferte er auch 1782—83 zu den „Pfalzbairiſchen Beiträgen" Aufſätze. 1807 gab er auch eine „Geſchichte der bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften" heraus (1. Thl. von 1759—77, 2. Thl. von 1778—1800). Nachdem er 1795 beſtändiger Secretair, 1799 Director der Büchercenſurcommiſſion, 1800 Patricier und Domcapitular von München, bald darauf Scholaſticus und Hofkaplan geworden, blieb er 1808 bei der neuen Organiſation der k. Akademie Mitglied, Secretair und Director der hiſtoriſchen Claſſe mit Verleihung des k. bair. Civilverdienſtordens, und 1813 trat er mit den übrigen Rittern in den Adelsſtand.

Weſterwald iſt ein Gebirge in dem preuß. Regierungsbezirke Koblenz und dem Herzogthume Naſſau, welches ſich von der Stadt Montabaur an, zwiſchen den weiterhin befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn, bis an die vormals zum Großherzogthum Heſſen gehörige Grafſchaft Witgenſtein erſtreckt, und mit dem Siebengebirge, dem Rothhaargebirge und dem ſogen. ſauerländiſchen Gebirge in Verbindung ſteht. Das Urgebirge deſſelben beſteht aus Baſalt und Lava, und das Flötzgebirge aus Kalkſtein, Grauwacke und Thonſchiefer. Die höchſte Gegend des Weſterwaldes iſt bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgiſchen, wo ſich der ſalzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchſten Felſen iſt der Barſtein, von welchem man eine weite Ausſicht bis in die Wetterau und den Vogelsberg hat. Man zieht auf dem Weſterwalde viel Flachs, treibt ſtarke Viehzucht und verſieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem liefert er Eiſen, Kupfer, treffliche Bauſteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und beſonders eine ſolche Menge von Braunkohlen, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen ſcheint.

Weſtfalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das ſich zwiſchen Weſer, Rhein und Ems erſtreckt, dagegen das Land zwiſchen der Elbe und Weſer den Namen Oſtfalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; erſterer erhielt ſich und ging in der Folge theils auf den weſtfäliſchen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. — 1) Das Herzogthum Weſtfalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachſen aus, und hieß damals Sauerland: ein Name, der ſich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält und ſich auch auf einen Theil der ehemaligen Grafſchaft Mark erſtreckt. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzſtift Köln dieſes Land an ſich, und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Weſtfalen zu Lehn, worauf dieſer Name auf das Land überging. Köln behielt daſſelbe bis zur Auflöſung des Erzſtiftes 1802, worauf es durch den Deputationsreceß in die Entſchädigungsſchale des Hauſes Heſſen-Darm-

Digitized by Google

stadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten, und nun mit der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arensberg, verbunden ward. Es enthielt damals 72 □M. mit 134,715 Einw. in 18 Ämtern, 25 Städten, 539 Marktfl. und Dörfern. — 2) Der westfälische Kreis begriff nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch ansehnliche Landesbezirke jenseits des Rheins, aber das eigentliche Herzogthum Westfalen ward, als Zubehör von Köln, zum kurrheinischen Kreise gerechnet. Seiner am Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westfälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reiches, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Kleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Teklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. — 3) Das Königreich Westfalen. Der Friede zu Tilsit hatte Napoleon zum Herrn aller preuß. Staaten bis zur Elbe gemacht, sowie er die Länder der Kurfürsten von Hessen und Hanover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Grenzen des Kaiserreiches über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reiches zu bilden, und so entstand das Königreich Westfalen, welches mit den sämmtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen, den kurhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preuß. Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hanöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug $692\frac{1}{10}$ □M., die Volksmenge 1,946,343. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staates. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Verfassung, die, zwar ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7. Dec. in seiner Residenz Kassel, und trat die Regierung des Reiches, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, gleichsam als bloßer franz. Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war Nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domainen vorbehalten, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westfalen nicht allein bekösligen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegssteuer an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, Alles neu geschaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westfalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen, unerfahrenen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuern Verluste, welche die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen und in kurzer Zeit ein Heer von 16,000 Mann aufstellen

Digitized by Google

zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die franz. Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und fand sein Schicksal selbst erträglicher als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt als je zuvor; die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen Nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als franz. Prinz eine Mill. Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich sein, wie er damit wirthschaftete, und es mußte ihr sogar lieb sein, daß er solche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Übrigens konnte er, durch die Verfassung gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun als in seinen Kräften stand, war nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch ziemlich glücklich hin. Aber 1809 entstanden, durch den östr. Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östl. Seite des Reiches brachen unter Schill's Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe ein, im Süden brach bei Marburg ein Bauernaufstand aus, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militair unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis auf mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister als die zum zweiten und letzten Male berufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber Alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß 1810 das ganze Hanöverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andre Verfügung des Kaisers den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregel zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Continentalgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westfalen weniger litt als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 führte der König sein Heer nach Polen, er selbst mußte zwar früher dasselbe verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24,000 M. starke Heer fand mit dem französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westfalen begleiteten den Kaiser von neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die ihn in Schlesien trafen, gingen 2 Cavalerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz und löste 2 Infanterie- und 2 Cavalerieregimenter vor den Thoren von Kassel auf, nahm auch selbst, jedoch nur auf 3 Tage, Kassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines franz. Truppencorps dahin zurück, aber nur, um da-

Digitized by Google

selbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch Alles, was sich in den Schlössern befand, und selbst einen Theil der Schätze des Museums hatte wegführen lassen. 2 Tage nach s. Abzuge trafen die Russen zu Kassel wieder ein, und in wenigen Tagen waren fast in dem ganzen Königreiche die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15. Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20. Oct. 1813 nicht mehr. — 4) Die Provinz Westfalen. Sie ward 1815 geschaffen, besteht aus den Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westfälischen Kreise besitzt, mit Ausnahme der Herzogthümer Kleve und Berg und der Abteien Essen und Werden, und grenzt an die Niederlande, Hanover, Braunschweig, beide Lippe, Kurhessen, Waldeck, Großherzogthum Hessen, Nassau, Niederrhein und Jülich-Kleve-Berg. Der östliche und südliche Theil, durch welchen sich der teutoburger Wald, das Wesergebirge mit der westfälischen Pforte und die sauerländischen Gebirge ziehen, schließt jedoch auch fruchtbare Ebenen, z. B. das Sintfeld, die soester und warburger Börde ein. In dem nördlichen und nordwestlichen Theile finden sich dagegen viele beträchtliche Haideſtrecken. Das Klima ist gemäßigt, rauh in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Weser, Ems, Lippe und Ruhr sind die wichtigsten Flüsse, alle schiffbar. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getreide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eisen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser ꝛc. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Gewerbe sind in vielen Gegenden sehr wichtig und beschäftigen sich vorzüglich mit der Veredlung des Flachses, indem man sowol sehr feine Leinwand, als besonders gröbere, Löwentlinnen genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung sehr vieler Eisen- und Stahlhämmer und Fabricirung mannigfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Auch gehen aus den nördlichen Gegenden viele Einw. nach den Niederlanden zum Torfstechen und zur Unterstützung bei der Ernte. Die ganze Prov. enthält 367 □M. und mit dem Militair 1,096,000 Einw., theils Katholiken, theils Protestanten, besonders Lutheraner. Sie zerfällt in 3 Regierungsbezirke, Münster, Minden und Arensberg, mit den Hauptstädten gl. N. — Der von Wigand und dem Domcapitular Meier gestiftete Verein für Gesch. und Alterthumskunde Westfalens gibt (Hamm 1825) ein „Archiv für Gesch. und Alterthumskunde" heraus.

Westfälische Domainenkäufer, s. Domainenkauf u. Schreiber (Philipp Wilhelm, D.).

Westfälischer Friede wird der 1648 in Münster und Osnabrück (die im westfälischen Kreise lagen) geschlossene Friede genannt, durch welchen der dreißigjährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutschland hergestellt und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er war daher die Grundlage aller neuern Friedensschlüsse bis zur franz. Revolution, und ward insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. — Dieser Friede, das Werk des Grafen Trautmannsdorf (s. d.), kam erst nach 7jährigen Vorbereitungen zu Stande. Deutschland war erschöpft und Östreich in seinen Erblanden bedroht, daher zeigte der Kaiser Ferdinand III. friedliche Gesinnungen, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein, ohne Beitritt des deutschen Reiches, Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Ende 1641 zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Art der Conferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber erst 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserl., reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung unter einander, und so, daß die an beiden Orten angenommenen Artikel für einen Tractat gehalten werden, und kein

Theil ohne den andern Frieden schließen sollte, betrieben.*) Frankreichs Bevollmächtigte in Münster waren der Duc de Longueville, d'Avaux und Servien. Mazarin und Lyonne gaben ihnen ihre Verhaltungsregeln. Schwedischer Seits unterhandelten Oxenstierna (der Sohn des Kanzlers) und Salvius, welche auch den Tractat in Osnabrück unterzeichneten. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. v. Nassau, der Graf v. Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werkes der Graf Maximilian v. Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Saavedra und Brun für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten 8 Bevollmächtigte; die Eidgenossenschaft den wackern Bürgermeister von Basel, Joh. Rud. Wettstein. Unter den protestant. Gesandten zeichneten sich der braunschweigische, Jak. Lampadius, und der würtembergische, Joh. Konr. Varnbühler, aus. Venedigs Gesandter, Contareno, und der päpstl., Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII), traten als Vermittler auf. Adam Adami, der Gesandte des Fürstbischofs von Korvey, war der Geschichtschreiber des Congresses. Rang- und Titelstreitigkeiten hielten die Eröffnung des Doppelcongresses lange hin. Die fürstlichen Gesandten wollten gleich den kurfürstlichen den Titel Excellenz haben; daher der kurbrandenburgische Gesandte einst vor Ungeduld ausrief: „Wir könnten wol etwas Gutes mit einander ausrichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre!" Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstenson drang 1645 in die kaiserl. Erbländer ein und erfocht am 24. Febr. einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegerische Auftritt fand da statt, wo der Krieg angefangen hatte — bei Prag. Königsmark eroberte (15. Juli 1648) die sogen. kleine Seite dieser Stadt. Dies gab den langen schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und der Friede ward d. 24. Oct. 1648 zu Münster, wohin kurz vorher auch die Bevollmächtigten von Osnabrück, welche früher zum Schluß gekommen waren, sich begeben hatten, völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die Landeshoheit der Reichsstände ward anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und die 8. Kurwürde wurde für dasselbe errichtet, welche jedoch, im Fall die bairische Linie ausstürbe (was 1777 geschah), wieder erlöschen sollte, indem Pfalz alsdann in die bair. Kurwürde zurücktrat. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß Alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogenannten Normal-)Jahres 1624 gewesen war. Der 1. Jan. d. J. war der Normaltag für den Besitzstand der säcularisirten Güter; das ganze Jahr galt für den Besitzstand der Religionsübung und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geistl. Güter. Nur für Östreich galt diese Bestimmung nicht; für die Pfalz, Baden und Würtemberg galt 1618 als Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte mit den augsburg. Confessionsverwandten bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, die Confessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. Als nun endlich alle Schwierigkeiten, welche dem Duldungssystem entgegengestellt wurden, überwunden waren, umarmten sich die Gesandten der Reichsstände und vergossen Freudenthränen. Mehre geistliche Stifter wurden säculariſirt und einzelnen Ständen als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Maßregel, um keins von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich

*) Die Trennung geschah, theils um Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden zu vermeiden, theils aber auch, weil die Schweden Nichts mit dem päpstl. Nuntius, der den Frieden vermitteln helfen sollte, zu thun haben wollten.

wurde Elſaß abgetreten, Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von 5 Mill. Thlr. für ſeine Truppen. Brandenburg erhielt die ſäculariſirten Bisthümer Halberſtadt, Minden, Kamin und die Anwartſchaft auf Magdeburg. Mecklenburg erhielt die ſäculariſirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hanover, abwechſelnd mit einem kath. Biſchof, das Bisthum Osnabrück und einige Klöſter; Heſſen-Kaſſel die Abtei Hirſchfeld und 600,000 Thlr. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als völlig unabhängig vom deutſchen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden erklärten ſich für Gewährleiſter dieſes Friedens. Die feierliche Verwahrung Papſt Innocenz X. gegen dieſen Frieden, beſonders in Rückſicht auf den Verluſt des päpſtlichen Stuhls durch die Säculariſation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Der Krieg dauerte ſogar noch fort zwiſchen Frankreich, verbunden mit Savoyen, und Spanien, verbunden mit Lothringen; ebenſo zwiſchen Spanien und Portugal. (S. v. Woltmann's „Geſchichte des weſtfäliſchen Friedens", 2 Thle., Leipz. 1808.) — Die Zeit und das ſpätere Schickſal Deutſchlands haben übrigens gezeigt, daß, ſo viel auch diplomatiſche Talente und zum Theil ſelbſt guter Wille bei dieſem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationaleinheit des deutſchen Reiches, und damit für die Kraft und die Würde deſſelben, in Münſter und Osnabrück das Todesurtheil unterzeichnet worden war. Indeß war dies größtentheils eine Folge der Territorialpolitik, welche Deutſchlands Fürſten ſchon längſt unter ſich verzwiſtet und dem Einfluſſe des Auslandes dahingegeben hatte. Wäre Ferdinand II. nicht unduldſam, ſondern in demſelben Grade ſtaatsklug geweſen, ſo ſtand es nach dem Frieden zu Lübeck (1629, mit Dänemark) ganz in ſeiner Gewalt, das deutſche Reich zu ſeiner alten Würde wieder zu erheben. Durch das von Jeſuiten betriebene Reſtitutionsedict aber entriß er ſich ſelbſt die Frucht der Siege Tilly's und Wallenſtein's. Nun ſorgte jeder deutſche Fürſt nur für ſich und ſein Haus. Alſo verlor das Reich durch den weſtfäliſchen Frieden nicht bloß von ſeinem Umfange eine Ländermaſſe von 1900 □M. mit 4½ Mill. Menſchen, ſondern auch ſ. weſtliche Militairgrenze; überdies blieben Lothringen nach Elſaß hin, und der burgundiſche Kreis im W. und N. ſchutzlos. Wenn außerdem dieſer Verluſt ſchon an ſich den deutſchen Handel mit Italien und den mit der Nordſee, zumal bei der Sperrung der Schelde, ſehr erſchwerte, ſo mußte im innern Nationalverkehr des Reiches die Befeſtigung der dreihundertfach landesherrlichen Vielherrſchaft und die Verwickelung ſo vielſeitiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erſchweren, ſie mit Formen überladen und die Volksſtämme feindſelig aus einander reißen. Dagegen wurde Deutſchland, ſeit die Fürſten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgeſetzte Recht der Bündniſſe geltendmachten, Baiern, Brandenburg und andre deutſche Regentenhäuſer aber eine Stellung in dem europäiſchen politiſchen Syſtem annahmen, und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Gegenſtand und der Schauplatz faſt aller europäiſchen Staatshändel. Mit dem weſtfäliſchen Frieden entſtand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutſchen Höfe und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Nun bildete ſich ein Hof- und ein Kriegsſtaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beſchränkungen aller Art vielfach eingeſchnürte deutſche Nation ſtrengte ihren Kunſtfleiß und ihre Kraft faſt nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Geſandtſchaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Koſten zu erſchwingen. Kein Volk in Europa trägt jetzt dieſe dreifache Laſt. Und mit dem Allen erlangte die deutſche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, ſondern die meiſten europäiſchen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Koſten ausgefochten. Auch als der Schutz des

Digitized by Google

Protestantismus kann der westfälische Friede nicht angesehen werden. Vielmehr verlor derselbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen schon erkämpft hatten. Er konnte nun sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den östr. Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Entschädigung. Nach Schmidt („Geschichte der Deutschen") ist es nicht unwahrscheinlich, daß Christine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thlr. sich bewegen ließ, von ihren Foderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Allerdings stellte der westfälische Friede viele Entschädigungsmittel auf, aber nur zu Gunsten der Fürsten, und auch dies auf Kosten der schwächern. Er hat im Reiche das aristokratische Princip auf Kosten des monarchischen recht eigentlich entwickelt. Unstreitig war der Friede für das Haus Östreich sehr nachtheilig; dieses ward aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein bei diesem Vortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. Darf man aber deßhalb die deutschen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abschlossen? Auf keinen Fall. Sie konnten jetzt nicht umschaffen, was frühere Jahrhunderte, vorzüglich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie, im deutschen Reichshaushalt verdorben hatten. Der westfälische Friede war das endliche Ergebniß von tausend unglücklichen Begebenheiten, die ungeschehen oder folgenlos zu machen, in keines Menschen Gewalt stand. Endlich darf dieser Friede nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer — französisch-schwedisch-östreichischer — Staatskunst. Daß er aber dieses war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfahrt. K.

Westgothen. Der mächtige Völkerverein der Gothen (s. d.) war schon früh geographisch in Ostgothen, die am Pontus ihre Sitze hatten, und in Westgothen (Visigothi), die in Dacien wohnten, getrennt; um die Mitte des 4. Jahrh. hatten sich beide Völker auch in 2 politisch geschiedene Massen getheilt. Als die durch diese Trennung geschwächten Ostgothen den Hunnen erlagen, flüchteten sich die Westgothen in die Gebirge und erlangten darauf von den Römern Sitze im verödeten Thrazien. Die Stellung der Völker gegen einander wurde durch dieses Ereigniß wesentlich verändert. Unter dem Namen der Verbündeten bildeten die Gothen einen Haupttheil des römischen Heeres, hielten aber nur Frieden, so lange man die ihnen gegebenen Versprechungen erfüllte. Kaum aber war Theodosius gestorben, und das Römerreich in 2 Hälften zerfallen, als die Westgothen unter Alarich gegen Italien losbrachen. In dem nach kurzem Frieden mit dem abendländischen Kaiser erneuerten Kriege fiel Rom (410) in die Gewalt der Westgothen. Alarich würde, hätte der Tod ihn nicht übereilt, als er eben Afrika erobern wollte, ein germanisches Reich in Italien gestiftet haben. Sein Schwager Athaulf, der an die Spitze des Volks kam, gab Alarichs Entwürfe auf und wandte sich nach Gallien, um sich diesseits und jenseits der Pyrenäen neue Sitze zu erkämpfen. Er kam bis Barcelona, wo er 415 ermordet ward, seine Nachfolger aber gründeten in stetem Kampfe mit früher eingewanderten Völkern und mit Römern das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Die unnatürliche Ausdehnung dieses Reichs diesseits der Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt und der Sitz des Königs, Toulouse, lag, während auf der pyrenäischen Halbinsel die Sueven ihre Unabhängigkeit noch behaupteten, war eine der Ursachen seiner innern Schwäche. Dazu kam das unglückliche Verhältniß der Eroberer zu den Besiegten, da jene sich zu der arianischen Lehre (s. Arianer) bekannten, die den katholischen Provinzialen oder Abkömmlingen der römischen Ansiedler so verhaßt war, und dies hatte die nachtheilige Folge, daß eine schroffe bürgerliche Absonderung zwischen Gothen und

Digitized by Google

Römern entstand, und die kathol. Geistlichkeit sich desto fester an einander und an Rom anschloß. Dieser früh entstandenen Keime des Verderbens ungeachtet und trotz der Störungen, welche durch häufige Thronwechsel und Parteiungen in einem Wahlreiche herbeigeführt werden mußten, breitete sich das westgothische Reich im 1. Jahrh. seines Daseins auch jenseits der Pyrenäen immer weiter aus und erhielt durch Staatseinrichtungen innern Bestand. Eurich, der fünfte König, der von 466—83, bei dem gänzlichen Verfalle des römischen Reichs, große Eroberungen in Gallien und Spanien machte, gab den Westgothen, die früher nach Rechtsgewohnheiten waren gerichtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen Nachfolgern erweitert und in eine Sammlung (s. Lindenbrog's „Codex legum antiquarum" und Canciani's „Barbarorum leges antiquae", Vened. 1781 fg., 4 Thle.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller germanischen Gesetzgebungen ist und das Recht schon in einer hohen Ausbildung zeigt. Sein Nachfolger Alarich sammelte auch hier seinen römischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die er durch rechtsgelehrte Abgeordnete aus dem Theodosianischen Codex, den Verordnungen der spätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Provinzialen ihre alten Rechte, aber die verbindende Kraft des Gesetzes doch aus seiner landesherrlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So lange die gesetzliche Kraft dieses Rechtsbuchs bestand, die erst um die Mitte des 7. Jahrh. aufgehoben wurde, blieb der verschiedene Gerichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des westgothischen Reichs wurde bald offenbar, als es an der Loire mit den erobernden Franken in Berührung kam, da der kathol. Clodwig (s. d.) unter dem Vorwande, es sei unrecht, die ketzerischen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu lassen, den friedlichen Alarich angriff und ihn bei Rouglé (507) schlug. Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in Südgallien, und das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr gerathen, wenn sich nicht der Ostgothenkönig Theodorich (s. d.) ihrer angenommen hätte. Während er die Vormundschaft über den Thronfolger, seinen Enkel, führte, benutzte er die günstige Gelegenheit, sich eines Theils der den Westgothen noch gehörenden Besitzungen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Trennung beider Völker bestand eine Zeitlang eine innige Verbindung zwischen Ost- und Westgothen. Nach seinem Tode entstand bald Verwirrung im westgothischen Reiche, und immer auffallender wurde der verderbliche Einfluß der Glaubensverschiedenheit zwischen den arianischen Westgothen und den kathol. Provinzialen, die bald mild behandelt, bald gedrückt wurden. Mit neuer Kraft erhob sich das Reich unter dem kühnen und verständigen Leovigild (568—86), der die Sueven völlig besiegte, die Gesetze verbesserte, die Macht der Großen einschränkte, Toledo zum Königssitze erhob und die königl. Gewalt erblich zu machen suchte. Sein nicht minder ruhmvoller Sohn Reccared ging 589 zum kathol. Glauben über, wodurch die nachtheilige Trennung im Reiche aufgehoben wurde, und Gothen und Spanier zu Einem Volke verschmolzen. Dieser Übergang hatte auf die Staatsverfassung den wesentlichsten Einfluß, und kaum war der kathol. Glaube Staatsreligion geworden, als die Geistlichkeit, die sich während des frühern Drucks an festes Zusammenhalten gewöhnt hatte, zu einer vorherrschenden Gewalt gelangte, wie sie bei andern germanischen Völkern nicht aufkam, und eine von der römisch-päpstl. unabhängige Hierarchie sich ausbildete. Die arianischen Bischöfe hatten ruhig in ihren Sprengeln gelebt und keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung gehabt; die kathol. aber strebten bald nach thätigem Antheil an den Staatsangelegenheiten, um die erlangte Herrschaft ihrer Kirche unerschütterlich zu machen. Die Großen des Reichs, die weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (viri illustres officii palatini genannt), die eine Art von Adel bildeten und als des Königs verfassungsmäßige Rathgeber die Rechte der Volksvertreter ansichbrachten, blieben nicht mehr der erste Stand

Digitized by Google

im Staate; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Entscheidung gehabt hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert, und unter schwachen Königen, die oft durch Priesterränke zur Krone gelangten oder die Billigung und Lossprechung der Geistlichen wegen eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter Eide erflehten, mußte es Jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats zu stellen und alle öffentliche Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, welche in frühern Zeiten bloß Gegenstände des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt hatten, aber gleich nach dem Übertritte des Staatsoberhauptes anfingen mit geistlichen Geschäften auch wichtige politische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen einmal ihren Einfluß auf Staatsangelegenheiten gesichert hatten, konnten sie es unbedenklich gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem Könige in die Versammlungen kamen, an den Berathungen Theil nahmen, um so mehr, da sie immer gewiß sein konnten, die weltlichen zu überstimmen, und schon 633 die Verfügung gemacht wurde, daß nur diejenigen weltlichen Großen Zutritt zur Versammlung erhalten sollten, die nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig wären. Die innern Unruhen, welche die Übermacht der Geistlichkeit herbeiführte oder begünstigte, erleichterten die Eroberung des Landes durch die Araber, deren Niederlassung auf der Nordküste von Afrika dem westgothischen Reiche bald unmittelbare Gefahr drohte. Schon um das J. 675 begannen die Versuche der Mohammedaner, sich in Spanien anzusiedeln, welche durch die innern Parteiungen, die das westgothische Reich zerrütteten, begünstigt wurden. Neue Parteikämpfe gaben ihnen endlich, als der schwache Roderich auf dem Throne saß, Gelegenheit, ihren alten Entwurf auszuführen. Die Gothen wurden 711 bei Xeres de la Frontera geschlagen, der König verlor das Leben, und die Araber verbreiteten sich über den größten Theil des Landes. (Vgl. Spanien.) Die Überreste der streitbaren Gothen, die sich nach dem Umsturze des Reichs in die Gebirge von Asturias und Galicien geflüchtet hatten, gründeten hier neue Reiche, wo die westgothischen Staatseinrichtungen zum Theil beibehalten wurden, und aus welchen sich endlich, als die Abkömmlinge der Gothen, aus ihren Schutzwehren hervorbrechend, den maurischen Ansiedlern einen Landstrich nach dem andern entrissen, die Reiche Spanien und Portugal bildeten. Am längsten blieben die Spuren westgothischer Staatseinrichtungen in den Gesetzen zurück, da die Christen, als sie aus den Gebirgen wieder hervorkamen, auch ihre alten Rechte mitbrachten. Die älteste Sammlung spanischer Gesetze, das Fuero juzgo oder Forum judicum, ist aus den alten westgothischen Gesetzen geschöpft, und sowol in dem noch gültigen castilischen als dem catalonischen Landrechte ist Vieles daraus beibehalten worden. — Auch der westgothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversammlung zu Toledo 633 eingeführt wurde, um in allen Kirchen einerlei Gottesdienst einzuführen, überlebte lange den Untergang des westgothischen Reichs. Dieses sogen. Officium gothicum, das viele Gebräuche und Formeln enthielt, die in der spanischen Kirche seit den ältesten Zeiten der Christenheit üblich gewesen waren, erhielt sich trotz aller Versuche der Päpste, den römischen Kirchengebrauch einzuführen, und es entstanden so lebhafte Zwistigkeiten darüber, daß man den Streit der beiden Kirchengebräuche durch Zweikampf und Feuerprobe ausmachen wollte. Als endlich der römische Brauch auch in Castilien, wie früher in Aragon, war eingeführt worden, behielten doch mehre Kirchen in Toledo die alte Sitte bei. Die unter der Herrschaft der Araber lebenden spanischen Christen, die sogen. Mozarabes, hielten noch länger an dem gothischen Kirchenbrauche fest, den man daher auch officium mozarabicum nannte. Der Cardinal Ximenes ließ das Missal und Brevier dieser Liturgie drucken. — Auch bewahrt die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel die Sprache der besiegten Römer annahmen, in einigen

Digitized by Google

Wörtern noch Überreste der gothischen. Eine „Geschichte der Westgothen" hat Joh. Aschbach (Frankf. 1827) herausgegeben.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbai und des Caraibenmeeres, liegt die reiche Inselwelt, welche Colombo Westindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt und sich im Süden mit der Insel Trinidad (11° Br.) am festen Lande des spanischen Guiana endigt. Sämmtliche Inseln — die 700 Bahama-Eilande, die 4 großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninseln — zum Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Äquator in seinem Flutenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich viele Antillen (vgl. d.) durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und andrer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen, welche die Meeresbecken gleichsam austapezieren. Besteht doch eine große Anzahl jener Inseln fast gänzlich aus kalkigen Wurmwohnungen. Indeß tragen mehre auch die Spur vulkanischer Bildung an sich. — Alle diese Inseln, mit Ausnahme der Bermuden und Lukaien, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum Nov. herrscht die ungesunde, nasse Jahreszeit oder der antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trockenes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammetartiges Grün. Unbeschreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker als bei uns; die Venus strahlt wie ein zweiter Mond, und große Scharen Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im Aug. wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die elektrische Luft in furchtbaren Gewittern, und der Dunstkreis in Monate dauernden Regen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Außerordentlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Colombo hier kaum 8 Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Raton; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechselung das schönste Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterlinge nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibris ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten und Albatrosse und andre Tropikvögel kreuzen über dem Meere. Schöngespiegelte Enten durchplätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der mit dem Klima selbst wuchernde Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere hat sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. Indem er den Europäer und den Amerikaner mit dem Neger vermischte, pfropfte er Stämme auf Stämme und bildete dadurch neue Menschenracen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. Das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) Cuba (s. d.). Hier liegt einer der ersten Stapelplätze für beide Welten und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Havana (s. d.), der Sitz des spanischen Generalcapitains (unter welchem bis 1819 auch Florida stand). b) Porto-Rico (s. d.), in der Größe die vierte Antille und die östlichste. Der Anbau ist ganz vernachlässigt. Der Hauptreichthum der Colonisten besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reis, Mais, Taback, Ingwer, Cassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehren andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wäl-

der des Mankanillen- oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist und von Würmern nie angefressen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern: aa) die Passage- und Schlangeninsel, zusammen $6\frac{3}{4}$ □M., mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, $16\frac{1}{4}$ □M., mit 16,200 Einw. und den kleinen Inseln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig gehört diese Insel zu der Republik Colombia. d) Der spanische Antheil an St.-Domingo, welchen der pariser Friede von 1814 an Spanien zurückgab, dieses aber nicht wieder in Besitz nehmen konnte, daher endlich Haiti (s. d.) sich denselben zueignete. Seine Größe beträgt 821 □M., mit der Hauptst. St.-Domingo. — II. Das ehemalige franz. Haiti, 524 □M., welches bis 1820 aus einem Königreich und einer Republik bestand. (S. Haiti.) III. Das britische Westindien begreift: a) Jamaica (s. d.). Der Sitz des Gouverneurs ist in der Stadt Kingston, welche 5000 Weiße, 1200 Eingeb. und 11,000 Neger bewohnen. Unter dem Gouvernement stehen noch die kaimanischen oder Krokodilinseln, welche reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer- oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 □M., mit 4300 weißen Einw. und 4790 Negern. Ihr Gouverneur hat seinen Sitz auf der Insel St.-Georg. c) Die Lucaien oder Bahamainseln (s. d.), durch den Bahamacanal von Florida getrennt. Dieser Schlüssel des Golfs von Mexico gehört seit 1672 den Engländern. Es sind meist bloße Klippen, von Fischern und Lootsen bewohnt. Colombo entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani) und nannte sie S.-Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Der Gouverneur wohnt zu Fort Nassau auf Neuprovidence. Er stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; jenes besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, dieses aus 26 Repräsentanten der verschiedenen Inseln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanish-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 □M., mit 9000 Einw., ferner die unbewohnte, an Weiden sehr reiche Insel Anegada und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua ($4\frac{1}{2}$ □M., mit 50,000 Einw., darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt sind) in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 250,000 Cntr.), Indigo, Taback, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh u. s. w., eine der wichtigsten Besitzungen, mit der Hauptst. St.-Johns-Town, dem Sitze des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde. Zu seinem Gouvernement gehören noch: aa) die Insel St.-Christoph oder St.-Kitts (3 □M., mit 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger), mit der Hauptst. Basseterre. Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. Sterl. bb) Newis, ein ansteigendes Bergländchen, 1 □M., mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (2 □M., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake Island oder Schlangeninsel, mit einem Salzsee (6 □M., mit 2100 Einw., wovon 500 Sklaven sind), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicestatthalter. Man erbaut Zucker, Taback, Caffee, Baumwolle u. s. w. f) Dominica,

13½ □M., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut, der Sitz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 Sklaven und 30 Caraibenfamilien, Überreste der Ureinwohner. 200 Pflanzungen liefern vorzüglich Zucker und Caffee. Durch den furchtbaren Orcan am 21. Oct. 1817 wurde sie beinahe ganz verödet. Hauptst. Rousseau. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St.-Lucie, 10½ □M., mit einem Vulkan. h) St.-Vincent, 6½ □M., hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptst. Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden engl. kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ □M., mit 15,000 Weißen, 3000 freien Farbigen und 59,000 Negern, Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ □M. mit 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32,600 Negern. Die Einw. sind katholisch und sprechen französisch. Die Insel wurde 1762 an England abgetreten. Diese, deren es gegen 30 gibt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ □M., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad, zwischen Tabago und der Oronocomündung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orcanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung, der Herd des spanisch-amerikanischen Aufstandes. Die Insel ist 78¼ □M. groß, mit 40,000 Einw., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft ist ungesund, der Boden zum Theil vulkanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort: St.-Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe (s. d.), nach dem Verluste von St.-Domingo die wichtigste franz. Antille. Die mährischen Brüder haben hier eine Mission. Auch ist hier ein Vulkan. b) Martinique (s. d.). Hauptort: St.-Pierre. Boyer-Peyseleau beschrieb: „Les Antilles françaises, particulièrement la Guadeloupe" (Paris 1823, 3 Bde). — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St.-Thomas, b) St.-Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist, und c) St.-Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8½ □M., mit 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St.-Thomas und St.-Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, 2¾ □M. große Insel St.-Barthelemi, mit 6000 Einw., die ebenfalls alle westindische Producte erzeugt. Hauptort: Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St.-Eustach, 1 □M., Sitz des Gouverneurs (besteht fast nur aus erloschenen Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels, hat nach van dem Bosch nur 420 weiße Einw. und 1200 Sklaven; die ebenso große Felseninsel Saba hat 50 weiße Familien und 130 Sklaven. b) Curassao (s. d.). Die Einkünfte belaufen sich, bei der Stockung des Handels, nur auf 97,000, hingegen die Ausgaben auf 264,000 Gulden. Hauptort: Wilhelmsstadt, Sitz des Gouverneurs, Freihafen St.-Barbara. Einige kleinere Inseln, Aruba (auf dieser Insel fand man im J. 1824 reines Gold unzenweise), Aves und Bonaire; c) St.-Martin, 5 □M., mit 6100 Einw., darunter 5000 Neger (hatte 1815 im holländ. Antheile nur 60 Weiße und 200 Sklaven).

Die Ureinwohner sämmtlicher Antillen sind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inseln St.-Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caraiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. Die Zahl aller Einw. betrug 1791 2,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufenen, räuberischen Maronneger. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab,

der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w. Die Eingeborenen, welche von Europäern abstammen, heißen Creolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine creolische Mundart gebildet. Die Bewohner sind Christen, mit Ausnahme der unbekehrten Neger; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Inseln seien, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für 6½ Mill. Pf. St. Waaren aus. Überhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtlicher westindischen Erzeugnisse auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill., die spanischen auf 5, die dänischen auf 1½ und die niederländischen auf 8½ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über 7 Mill. Ctnr. und an Caffee 930,000 Ctnr. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Pf. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth v. Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet besonders die englische Regierung auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der britisch-westindischen Inseln ist fast durchgängig wie die auf Jamaica und auf den Bahamainseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. Die Creolen, welche ihres Muthes wegen die Entschlossensten zum Widerstande sind, werden, sowie die Mulatten und freien Neger, zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingeborenen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Colonialverwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St.-Domingo und Trinidad ausgegangen und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nährstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß Spanien, wenn es jene Politik nicht ändert, im Laufe des 19. Jahrh. nicht bloß das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. In Haiti und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerikas — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang: hier wird die Befreiung des spanischen Amerika ihren Lauf vollenden. (Vgl. Südamerikanische Revolution.) K.

Westminster, oder die Stadt Westminster (The City of Westminster), heißt einer der 3 Haupttheile Londons, der die schönsten und geräumigsten Straßen hat, der Sitz der Regierung und des reichsten Adels ist, und die ganze westl. Hälfte begreifend, zum sogen. West end of the town gerechnet wird. Ein Thor, Temple Bar genannt, das nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten geschlossen und wieder geöffnet wird, trennt ihn von der Altstadt. (S. London.) In diesem Stadttheile liegen: 1) Die Westminster-Abtei, oder St.-Peters Collegiatkirche, die vor Alters zu einem Kloster gehörte, dessen Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. König Eduard baute die Kirche 1065 neu auf, und seit Papst Nikolaus II. wurden hier die Könige von England gekrönt. Heinrich VIII. verwandelte das Kloster anfänglich in ein Stift, später in eine Kathedrale; Maria stellte die Abtei wieder her, Elisabeth aber gründete 1560 das gegenwärtige Collegiatstift, das aus mehren Stiftsherren besteht, und verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kir-

che in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der das alte Gebäude niederreißen ließ, und seine Nachfolger setzten den Bau fort. Die beiden Thürme über dem westlichen Eingange wurden von Christoph Wren (s. d.) gebaut, aber obgleich sie an sich von schöner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das Äußere hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit andrer gothischen Bauwerke, dagegen ist das Innere ein Meisterstück der Baukunst, von dessen Erhabenheit man besonders am westlichen Eingange ergriffen wird. Schlanke, kühne und doch verhältnißmäßige Pfeiler, Baumstämmen mit prächtiger Verzweigung ähnlich, tragen das hohe Gewölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der Altar von griech. Bauart die Einheit stört. In diesem Chor werden die Könige gekrönt. Leider wird das Innere der Kirche durch eine Menge von Grabmälern entstellt, welche, hoch hinaufragend, hier und da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten schon war die Westminster-Abtei, wie andre Kathedralen, ein Begräbnißplatz für Alle, welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem Kirchengewölbe zu erkaufen, und nicht eigentlich ein Pantheon, das nur dem Verdienste seine Hallen öffnete. Auch liegen nicht Alle, deren Denkmäler man erblickt, hier begraben, sondern es wurden theils von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche berühmte Männer (wie selbst Milton und Shakspeare), die anderswo ihre Gräber haben, durch Denkmäler und Inschriften geehrt. Unter diesen Denkmälern sind die besten von Ruysbrak, Roubillac, Bacon, und unter den neuern von Flaxman. Am südl Ende des Kreuzes sieht man die Denkmäler mehrer berühmten Dichter, und dieser Theil wird daher gewöhnlich der Poetenwinkel (The poet's corner) genannt. Von den ehemaligen gemalten Fenstern sind noch einige übrig, unter welchen das westl. sich auszeichnet. Die Kirche hat mehre Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, wo die Asche dieses Königs, und Heinrichs III. schönes Grabmal, sowie die Capelle Heinrich V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen sind unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler der gothischen Baukunst aber, Heinrichs VII. Capelle, die eine eigne Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als sein Familienbegräbniß an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt sich sein Grabmal von basaltischem Gestein mit Basreliefs, Bildsäulen und einem das Ganze umschließenden prächtigen Gitter, Alles von vergoldetem Erze; ein Werk des florentinischen Bildhauers Pietro Torregiano. Das Äußere dieser Capelle ist wegen des der Verwitterung sehr unterworfenen Steins, woraus sie besteht, in Verfall. Mehre alte Häuser, welche die Nordseite derselben verfinsterten, hat man in neuern Zeiten niedergerissen. An der Südseite der Westminster-Abtei stand das Almosenhaus, merkwürdig als der Ort, wo die erste Druckerpresse in England aufgerichtet wurde. S. „The history of the Abbey Church of St. Peter's Westminster, its antiquities and monuments" (London, bei Ackermann, 1812, 2 Bde., 4.); ferner die „History and antiquities of the Abbey Westminster etc., illustrated by J. Preston Neale"; die literar. Erklärung dabei hat Edw. Wedlake Brayley verfaßt (London 1818 und 1823, Fol., mit 61 Kpf., meistens vom Herausgeber Neale gezeichnet).

2) Westminster-Hall mit dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen, ist der Überrest des alten, von Eduard dem Bekenner gebauten Westminsterpalastes. Die große sogenannte Westminsterhalle, von Richard II. neu aufgebaut, war ursprünglich ein Ort, wo die Könige bei feierlichen Gelegenheiten Gastmahle gaben, wie z. B. jener Richard hier 10,000 Gäste mit Hülfe von 2000 Köchen bewirthet haben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 Fuß breit, hat ein 90 Fuß hohes, von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größten Versammlungssaal in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, das Karl I. zum Tode verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zuweilen bei einem Gerichte über Mitglieder des Oberhauses oder andre vom Unterhause angeklagte Personen (z. B.

1795 bei der Entscheidung der langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, und bei solchen Gelegenheiten mit Galerien und erhöhten Sitzen versehen. An die Halle stoßen die Säle, wo die Gerichtshöfe Court of Chancery, Court of King's Bench, Court of Exchequer und Court of Common pleas ihre 4 Sitzungen im Jahre halten, und die Versammlungssäle der beiden gesetzgebenden Häuser. Das jetzige Haus der Lords wurde bei Gelegenheit der Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die berühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armada vorstellend, nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Bestellung des Grafen von Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach der Zeichnung des Cornelius Vroom von Franz Spiering verfertigt und 1650 zuerst aufgehängt. Das Ganze ist durch Rahmen in 4 Abtheilungen getheilt, und die Köpfe auf dem Rande jeder Abtheilung sind Bildnisse tapferer Officiere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende des Saales erhebt sich der Thron, wo der König oder sein Stellvertreter das Parlament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Gemeinen war ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Stephan geweihte Capelle, die Eduard III. prachtvoll einrichten ließ, aber schon Heinrich VI. den Gemeinen zu ihren Sitzungen einräumte. Das Innere war vor Zeiten reich verziert und besonders am östlichen Ende Wand und Deckengewölbe mit Vergoldungen und Gemälden bedeckt. Schon durch die erste Veränderung der Capelle, noch mehr aber durch die neue Einrichtung des Saales bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands, gingen diese prächtigen Überreste alter Kunst verloren. Man hat von den architektonischen Verzierungen und den im reichsten und frischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit des neuen Baues sichtbar wurden, Zeichnungen genommen, die man herausgab. Unter dem Saale sind noch ansehnliche und wohlerhaltene Überreste einer alten Capelle und die ganze Seite eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe.

Westphalen, s. Westfalen.

Westphalen (Engel Christina, geb. v. Axen), Gattin des Kaufmanns und Senators in Hamburg, geb. daselbst d. 8. Dec. 1758. Das Dichtertalent dieser edlen Hamburgerin ist in Deutschland bekannt und durch mehre Erzeugnisse ihrer fruchtbaren Feder beurkundet. Dahin gehören die beiden dramatischen Gedichte „Charlotte Corday" (1804) und „Petrarca" (1806), und die „Gesänge der Zeit" (1815). 1809—11 erschienen 3 Bde. ihrer Gedichte. Eine viel größere Anzahl von handschriftlichen poetischen Werken verschließt die bescheidene Dichterin, eingedenk der Horazischen Frist der Reife, noch in ihrem Schreibtisch. Durch gewissenhafte und treue Erfüllung der hauptsächlichen weiblichen Bestimmung und der Berufspflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau steht sie in allgemeiner und um so höherer Achtung und Liebe in ihrer Vaterstadt, je sparsamer die getreue Ausübung dieser Frauentugenden sich im Allgemeinen mit dem weiblichen Schriftstellerwesen unserer Tage vereint findet.

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es, mit Inbegriff von Ermeland, zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht v. Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. 1772 nahm König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Besitz, schlug Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Netzedistrict, und gab dem Lande, im Gegensatze von Ostpreußen, den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch Danzig und Thorn in preuß. Besitz. Aber 1807, im Frieden zu Tilsit, mußte ein Theil des Landes an Frankreich abgetreten werden, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf

die südlichen Bezirke an der Netze zu der Prov. Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber, unter seinem vorigen Namen, eine besondere Provinz bildete, welche an die Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern grenzt und 466 □M. und mit dem Militair 582,000 Einw. enthält. Der Boden ist theils eine sandige, wenig fruchtbare Höhe, theils besteht er aus sehr ergiebigen Niederungen, welche vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, und wo der Ackerbau die Bemühungen des Landmannes sehr reichlich belohnt. Gebirge fehlen gänzlich. Der Hauptfluß ist die Weichsel; außerdem sind die Drewenz, die Sorge, Elbing und Motlau die beträchtlichsten Flüsse. Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon ausführen kann; auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders hat man in der Weichselniederung große und schöne Pferde, sowie auch treffliches Rindvieh. Die Ostsee, das frische Haff und die vielen Landseen sind sehr fischreich, besonders werden viele Lachse und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist arm und beschränkt sich bloß auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Manufacturen sind nur in Danzig von Bedeutung. Sie liefern Wollenzeuche, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife, auch sind mehre Eisen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig und Elbing (s. d.). Sowol die protestant. als kath. Kirche hat unter den Einw. dieser Provinz Bekenner, und Juden gibt es gegen 10,000. Westpreußen zerfällt jetzt in die 2 Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den Hauptst. gl. N.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Westreenen van Tiellandt (Wilhelm Heinrich Jakob, Baron), ist d. 2. Oct. 1783 im Haag geb. Frühzeitig widmete er sich der Geschichte und Literatur. 17 J. alt, machte er sich durch einen Aufsatz bekannt, in welchem er für s. Landesgenossen die Ehre der ersten Erfindung der Buchdruckerkunst zu vindiciren suchte. 1804 erschien von ihm: „Gemälde des Haags im 13. Jahrh." 3 Jahre später gab ihm die Stiftung des Unionsordens Veranlassung zu Untersuchungen über die alten Gesetze der Ritterschaft; und eine Frucht derselben war der „Essai sur les anciens ordres de chevalerie". Als ihn van Damme zu Amsterdam durch eine letztwillige Verfügung zum Director der von ihm hinterlassenen Bibliothek und des Medaillencabinets ernannt hatte, gab W. 1818 davon einen raisonnirenden Katalog. Im folg. J. erschien von ihm eine Abhandlung „Über den Ursprung der Buchdruckerkunst und ihre ersten Fortschritte". Ohne hier die übertriebenen Ansprüche Harlems zu berücksichtigen, sucht er nur seinem Vaterlande das Verdienst der Erfindung der Xylographie zu sichern; wer indeß den Druck mit beweglichen Typen erfunden habe, läßt er dahingestellt sein. Durch die genannten Werke erwarb W. eine Stelle in verschiedenen gelehrten Gesellschaften. König Ludwig ernannte ihn zum Archivadjuncten des Reichs und zum Historiographen des Unionsordens. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich verlor W. die Stelle als Historiograph, da er sich nicht entschließen konnte, sein Vaterland zu verlassen. Er blieb jetzt in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, bis ihn die Ereignisse 1813 zur thätigen Mitwirkung für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufriefen. In Anerkennung seiner Verdienste ertheilte ihm der König Wilhelm den Orden des belgischen Löwen. Als Schatzmeister und Archivar des obersten Adelshofes bleibt W. so viel Muße, um in seinen gelehrten Beschäftigungen fortzufahren. Er besitzt eine Sammlung von sehr seltenen Schriften d. 15. Jahrh.

Wetstein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich W., geb. 1649 zu Basel, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buch-

händler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte, und das nach seinem Tode (1726) von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit ausgezeichneter Ausgaben alter Classiker in allen Formaten ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor. — Aus dieser Familie stammt auch Johann Jakob W. (geb. zu Basel 1693, st. 1754), der Herausgeber des Neuen Testaments im griech. Text (Amst. 1751, 2 Bde., Fol.).

Wette (Wilhelm Martin Leberecht de), Doctor und Prof. der Theol. an der Universität in Basel, ward 1780 unfern der großh. Residenzstadt Weimar in dem Dorfe Ulla geb., wo s. Vater Geistlicher war. Von diesem frühzeitig zum Prediger bestimmt, ward er zuerst auf die Schule des nahen Städtchens Buttstädt und von da 1796 auf das Gymnasium zu Weimar gebracht. Der damalige Gymnasialdirector, der berühmte Archäolog Böttiger in Dresden, empfahl ihn dem damals in Weimar lebenden emigrirten franz. Parlamentsredner Mounier (s. d.), welchem das herzogl. Lustschloß Belvedere zu einer Erziehungsanstalt für junge Ausländer, unter denen die mehrsten aus England kamen, eingeräumt worden war. Diesem, sowie dem Sohne Mounier's (gegenwärtig Pair v. Frankreich), mußte de W. in mehren Gegenständen Unterricht ertheilen, und sogar den jungen Mounier einige Monate lang auf einer Reise zu Verwandten in die Schweiz und nach Grenoble begleiten, von welcher er jedoch ohne sonderliche Liebe zu den Franzosen zurückkehrte. Während der Gymnasialjahre trat er nebst Peucer in eine enge literarische Verbindung mit mehren ausgezeichneten Gymnasiasten, worunter Schmidt, jetzt Regierungsrath in Weimar, Hase, jetzt Bibliothekar und Mitglied des Nationalinstituts in Paris, Zimmermann, jetzt Prof. an einem hamburger Gymnasium, Zinserling, jetzt Prof. in Warschau, u. A. m. In dieser Verbindung, welche Böttiger und Herder im Stillen beobachteten und unbemerkt leiteten, durchdrangen sich die ernstesten wissenschaftlichen Anstrengungen und wetteifernden Leistungen mit den fröhlichsten Jugendscherzen, denen selbst de W.'s sonst finsterer Ernst nicht zu widerstehen vermochte. Letzterer ward bei den Aufgaben, die ihm die Schule, der Verein oder die eigne Neigung machte, leicht zu einer Art von Enthusiasmus, in dessen stürmischen Ausbrüchen er bisweilen die Grenze des Gehörigen zu überschreiten in Gefahr war. Ausgezeichnet durch philologische Kenntnisse und classische Bildung, bezog er 1799 die Universität Jena, und widmete sich dem Studium der Theologie. Vor allem Andern zog ihn die Erklärung der Bibel, besonders des A. T. an, und die darauf verwendeten tiefern Studien führten ihn zu dem Entschlusse, gegen seines Vaters Wunsch dem akademischen Leben sich zu widmen. Er trat daher 1805 als akademischer Docent mit einer Probeschrift über die Mosaischen Bücher auf und fand mit seinen Vorlesungen darüber gar bald ausgezeichneten Beifall. Schon 1807 ward er als außerordentl. Prof. der Philosophie nach Heidelberg berufen und rückte nach 1809 als ordentl. Prof. der Theologie in die dortige theologische Facultät ein. Unerwartet schnell jedoch folgte er 1810 einem neuen Rufe an die neugestiftete Universität in Berlin. Die theologische Facultät in Breslau bewies ihre Anerkennung durch ungesuchte Übersendung des theologischen Doctordiploms. Durch s. akademischen Vorträge wußte er die Geister anzuregen und die Herzen der Jünglinge mit Liebe ebenso wol zu ihrer Wissenschaft als zu ihrem Lehrer zu erfüllen. Die Resultate seiner Forschungen, zunächst zum Behufe s. Vorlesungen angestellt, machte er dem größern Publicum in Schriften bekannt, die ihm bald einen sehr günstigen Ruf verschafften, und wovon wir hier nur die „Beiträge zur Einleitung in das A. T." (1806—7), „Lehrbuch der hebr.-jüd. Archäologie" (1814), „Lehrbuch der histor. kritischen Einleitung in das A. T." (1817) erwähnen, von welchem letztern eine erste Aufl. 1823, und 1826 der 2. Thl. erschienen ist. Er vereinigte mit der zu diesen Untersuchungen unentbehrlichen umfassenden Gelehrsamkeit eine von dogmatischen Fesseln freie Denk-

weise und philosophischen Scharfblick. Dadurch ward er freilich zu manchen von den gewöhnlichen Annahmen abweichenden Ansichten geführt und zu Hypothesen, welche nicht ohne Widerspruch blieben, z. B. daß die 5 Bücher Mosis eine Sammlung von einander unabhängig entstandener Bruchstücke aus sehr verschiedenen Zeiten seien, die von einem erst gegen die Periode des Exils hin lebenden Schriftsteller zu einem epischen Gedichte zusammengereiht worden wären, welches die Verherrlichung der Theokratie zum Gegenstande gehabt hätte. Mit allgemeinem Beifall dagegen ward die in Vereinigung mit Augusti von ihm bearbeitete Übersetzung der sämmtl. biblischen Bücher aufgenommen (Heidelb. 1809—11, 5 Bde.), und Kenner wollten namentlich die von de W. gearbeiteten Stücke, besonders die poetischen, z. B. die Psalmen, für die gelungensten Theile erklären. Aber auch auf dem Gebiete der systematischen Theologie sind aus seinem Geiste sehr bemerkenswerthe Erscheinungen hervorgegangen. Bei der systematischen Darstellung seiner Theologie ging er von dem philosophischen System seines Freundes Fries (s. d.) aus und legte seine dadurch gewonnenen Ansichten in der Schrift dar: „Über Religion und Theologie" (1815 und 1821), einer der wichtigsten Beiträge der neuern Zeit zur philosophischen Kritik der Dogmatik, in welcher die Thatsachen und Dogmen des Christenthums als zeitlich gefaßte Symbole der ewigen, in der Vernunft liegenden Ideen aufgestellt sind. Nicht minder die Farbe der Fries'schen Philosophie tragend ist s. „Biblische Dogmatik des A. und N. T." (1813 und 1818). Die „Christliche Sittenlehre" hat er gleicherweise nach einem ihm ganz eignen, auf Fries'sche Anthropologie gebauten System in 3 Bdn. (1819—21) bearbeitet, und dabei Lehren in die Moral gezogen, die man sonst nur zur Dogmatik rechnete, wie er denn von den beiden Naturen in Christo als der Basis der christlichen Moral ausgeht. Allein während der Ausarbeitung dieses Werkes nahm das Schicksal des in stiller akademischer Wirksamkeit unermüdet thätigen, hochverehrten Mannes eine unerwartete Wendung. De W. hatte auf einer Reise in das Fichtelgebirge im Herbst 1818 in dem Vaterhause Karl Sand's (s. d.), den er nur zufällig und auf kurze Zeit in Jena gesehen hatte, gastfreundliche Aufnahme gefunden, weil die Begleiter, in deren Gesellschaft er reiste, von dem jungen Sand an seine Ältern ein Empfehlungsschreiben erhalten hatten. Er hatte in den Ältern des Unglücklichen sehr achtenswerthe Menschen erkannt, und fühlte sich daher durch sein Herz gedrungen, sogleich auf die erhaltene Kunde von der blutigen That, der gebeugten Mutter seine Theilnahme in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 zu bezeugen. Auf einmal ward er am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königl. Befehl vor den akademischen Senat gefodert und mit Vorlegung einer Abschrift s. Briefes befragt, ob er sich zu diesem Briefe als dem seinigen bekenne. Er leugnete nicht, daß er einen Brief dieser Art geschrieben habe, versicherte aber, daß er nach 5 Monaten nicht mehr wissen könne, ob diese Abschrift auch wirklich dem Originale völlig gleichlaute, und er müsse um die Vorlegung s. eignen Handschrift bitten. Dem akademischen Protokolle seiner Vernehmung legte er eine Erklärung bei, in welcher er nachwies, daß er in s. Briefe, zufolge der ihm vorgelegten Abschrift, die meuchelmörderische That keineswegs gebilligt, vielmehr verworfen, und nicht bloß als ungesetzlich, sondern auch als unsittlich verworfen und ausdrücklich erklärt habe, daß er nie zu einer solchen ermahnen und rathen werde.*) Und wenn das Urtheil hier und da im mildernden und

*) In de Wette's Trostschreiben an die Justizräthin Sand vom 31. März 1819 stand Folgendes: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. — Die That ist — allgemein betrachtet — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel".

des Verbrechers Person schonendern Tone ausgesprochen sei, so müsse man bedenken, daß s. Schreiben, ein bloßer Privatbrief, zum Troste einer Mutter habe dienen sollen. Zugleich bat er um eine förmliche Untersuchung vor einem Gerichte sachkundiger Männer. Dieser Erklärung und Bitte ungeachtet ertheilte ihm das Ministerium schon am 30. Aug. ohne Weiteres die Weisung: „daß, da er die in s. Schreiben ausgesprochene Rechtfertigung der von Sand verübten Mordthat auch jetzt noch zu vertheidigen suche, Se. Maj. der König es für eine Verletzung Ihres Gewissens halten würden, wenn Sie einem Manne, der den Meuchelmord unter Bedingungen und Voraussetzungen für gerechtfertigt halte, den Unterricht der Jugend noch ferner anvertrauen wollten, und es werde ihm hiermit seine Entlassung von seinem Lehramte angekündigt". — Der akademische Senat selbst verwendete sich noch einmal für den Beschuldigten, und versuchte es, das verhängnißvolle Schreiben in ein milderes Licht zu stellen, empfing aber eine sehr nachdrückliche Zurechtweisung. De W. meldete seinen Abgang von Berlin in ehrerbietigen und sehr würdigen Schreiben an Se. Maj. den König, den Minister v. Altenstein und den akademischen Senat, welcher letztere ihm eine sehr ehrenvolle Antwort ertheilte. Die vom Ministerium ihm angetragene Auszahlung eines Quartalgehaltes von 375 Thlr. lehnte er aber mit Freimüthigkeit und Ernst ab und zog sich in sein Vaterland zurück, ohne die mindeste Aussicht, irgendwo — als ein Vertheidiger des Meuchelmordes — eine öffentliche Anstellung finden zu können. (S. „Actensammlung über die Entlassung des Prof. de Wette vom theolog. Lehramte in Berlin; von ihm selbst herausgegeben", Leipz. 1820.) Sein hartes Schicksal hatte ihm jedoch die aufrichtige Theilnahme seiner Mitbürger und Zeitgenossen in allen Gegenden Deutschlands erworben, und er empfing davon in Weimar, wo er nunmehr privatisirte, vielfältige Beweise. Während seines dasigen Aufenthaltes vollendete er die Herausgabe s. „Sittenlehre", bereitete eine kritische Ausg. der sämmtl. Werke Luther's vor (wovon der 1. Thl., die sämmtl. Briefe Luther's, Berlin 1825, bei Reimer erschienen ist), und schrieb das vielgelesene Werk: „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers" (Berlin 1822), welches im Gewande einer Biographie auf eine höchst anziehende und geistreiche Weise und in einer blühenden Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Ästhetik und Pastoraltheologie darlegt und, in dieser Zeit geschrieben, einen herrlichen Beweis von der Erhebung seiner Seele über die Härte seines Geschickes liefert. Zu derselben Zeit regte sich aber auch in ihm mit großer Lebhaftigkeit der Wunsch, im Predigerberufe einen künftigen Wirkungskreis zu finden. Er betrat daher an mehren Orten seines Geburtslandes die Kanzel und machte einige s. Vorträge durch den Druck bekannt. Dadurch ward die Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig veranlaßt, ihn zur Mitbewerbung um die bei ihr erledigte zweite Predigerstelle einzuladen. Er folgte der Einladung, hielt, auf die feierlichste Weise empfangen, eine Gastpredigt am 23. Trin. 1821 und ward mit völliger Stimmeneinheit erwählt. Allein die damalige vormundschaftliche Landesregierung versagte der Wahl ihre Bestätigung, ja sogar der Landesherr selbst, bis zu dessen Regierungsantritt die anderweitige Wahl verzögert worden war, konnte nicht bewogen werden, sie zu gewähren, obgleich 3 auf Veranlassung der Gemeinde von den theolog. und philosoph. Facultäten zu Jena und Leipzig ergangene Gutachten einstimmig erklärt hatten, daß der D. de W. durch s. Brief an Sand's Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amtes sich durchaus nicht unwürdig gemacht habe. Und so folgte denn de W. einem unterdessen an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe zu einem theologischen Lehramte an der Universität zu Basel, wohin er im Frühlinge 1822 abging, ungeachtet ihm die Gemeinde in Braunschweig jährlich 800 Thlr. Wartegeld auf 2 Jahre zusicherte, wenn er diesen Ruf ablehnen wollte. (S. „Beiträge zur neuesten Gesch. des Protest. in Deutschland, von Venturini", Leipz. 1822.) Durch seine Vorlesungen und Predigten er-

warb er sich in kurzer Zeit die allgemeinste Achtung unter seinen neuen Mitbürgern. Davon zeugte unter Anderm recht deutlich die Theilnahme an s. „Vorlesungen über die Sittenlehre" (Berlin 1823, 2 Bde.), welche für ein gemischtes Publicum gehalten wurden, bei denen selbst Frauen unter den Zuhörern sich einfanden. Zuletzt sind von ihm erschienen: „Predigten" (1826—27) und „Vorlesungen über die Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen" (Berlin 1827).

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme, Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt. Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind Wärme mit Gewitter, Ostwind trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt auf seine Weise auf das Barometer, welches deßhalb auch Wetterglas benannt ist.

Wetterau ist der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begrenzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthum Hessen (-Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse Wetter, der bei Laubach entspringt und bei Assenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und sich in seiner größten Länge 11 Stunden weit von Höchst am Main bis Nidda, und in seiner größten Breite von Oberroßbach bis Büdingen 8 Stunden weit erstreckt. Sie enthält 15 □M., und ihr Haupterzeugniß ist Getreide, wovon sie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablassen kann. Auch wird starker Obstbau getrieben. Auf dem sonstigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in 4 Collegien getheilt, wovon eins das wetterauische hieß.

Wetterleuchten, eine feurige Lufterscheinung, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht bloß am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man alsdann zu sagen, das Wetter kühle sich. Es hat mit dem St.-Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Elektricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die elektrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen, oder in so beschaffenen Wolken, die elektrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitze erfodert wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Man nimmt an, daß das Berührtwerden eines mit Elektricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelektrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten diese Erscheinung hervorbringe, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen herfährt, oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein leuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch der Wiederschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon vielleicht 5—20 und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in den verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird.

Wetterlichter, auch St.-Elmsfeuer, nennt man eine gewisse merkwürdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauschende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeitlang fortdauern; sie erscheinen gemeiniglich bei starkem Winde, und werden doch von diesem nicht bewegt. Die neuern Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter als Zei-

chen der in Spitzen und Ecken eindringenden Elektricität an; und man hat selbst an menschlichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

Wetterscheide (Wetterscheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunstkreisstelle in einer gewissen Gegend genannt, wohin sowol Gewitter als Strichregenwolken zu ziehen, oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wenn man genau darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, wenn diese nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden, entweder nach Hügeln und Gebirgen, oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf die Lage einer Gegend an. Liegt ein Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldungen oder großen, breiten Flüssen umgeben ist, so theilen sich die Wolken meistentheils zu beiden Seiten der Anhöhe, und es wird nur selten im Sommer ein Gewitter oder Regen über jenem Orte erscheinen. Die anziehende Ursache liegt höchst wahrscheinlich in der Ab- und Ausdünstung der Berge, der Waldbäume oder der Wasserflächen, die sich im Umkreise eines Ortes befinden, den man alsdann die Wetterscheide nennt. Diese Dunstsäulen sind in den Sommertagen weniger sichtbar, aber dennoch vorhanden, und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtschaft) eine Hinneigung zu den über ihnen schwebenden Dünsten, die sich ebenfalls nach jenen hinziehen.

Wetterstrahl, s. Blitz.

Wettin (Grafen v.), eine im Mittelalter berühmte Familie, von welcher die sämmtlichen jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammen. Die Grafen v. Wettin hatten ihren Namen von Wettin, einem slawischen Orte in dem ehemaligen Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stamm- und Residenzschloß dieser Grafen sich noch jetzt befindet. Sie scheinen jedoch nicht slawischer Herkunft gewesen zu sein. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstl. Häuser in Deutschland von dem bekannten Heerführer der Sachsen, Wittekind (s. d.), herzuleiten, machte, daß man ihn auch für den Ahnherrn der Grafen von Wettin, mithin des ganzen sächsischen Hauses, ausgab. Aber diese Behauptung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die sächsischen Genealogisten und neuerlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern auf schwachen Gründen beruhenden Meinung soll Burckard, Herzog von Thüringen, der im J. 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen v. Wettin und der nun ausgestorbenen Grafen v. Mansfeld gewesen sein. Der erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschichtschreibern jener Zeit erwähnt wird, ist Dietrich, Graf v. Wettin, ein tapferer Krieger und der keines Andern Lehnmann war. (Die Geschichtschreiber nennen ihn: „virum egregiae libertatis".) Er starb 982. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo, als Graf v. Wettin, der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem unbeerbten Tode (1017) an des bereits früher verstorbenen Dedos Sohn, Dietrich II, Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau Seuseliz (Siusli) besaß. Von den 6 Söhnen Dietrichs II. wurde der älteste, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um 1031, nach dem unbeerbten Absterben des lausitzischen Markgrafen Odo, die Markgrafschaft Lausitz, und als 1068 Ecbert I., Markgraf von Meißen, starb, erwarb er sich auch dessen Markgrafschaft. Dedos nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des Kaisers Heinrich IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der Ältere, Graf von Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, besaßen die Markgrafschaft Meißen nur einige Zeit, und ihre Geschichte ist dunkel. Nach des Letztern Tode (1127) trat Konrad, Graf v. Wettin, dessen Vater Thym zweiter Bruder Dedos war, in seine Rechte, erbte seine Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meißen

belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Kurze Zeit vor seinem Tode (1157) theilte er seine Länder unter seine 5 Söhne. In der Markgrafschaft Meißen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu seiner Zeit äußerst ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg so benannt. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieser (1195) ohne Kinder starb, der jüngste, Dietrich der Bedrängte. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebissene (admorsus), und dessen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiser Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde belehnte. (Vgl. Sachsen.)

Wettrennen der Pferde. Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch von mehren deutschen Fürsten, und namentlich den Königen von Baiern und Würtemberg, in ihren Staaten eingeführt worden ist) ist fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbste oder Frühlinge) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich, außer den kleinern, noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, bis 1000 Guineen und darüber. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinn des Siegers. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig sind; doch gibt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth) noch goldene und silberne Schalen, als außerordentliche Preise bei den großen königl. Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Indeß rechnet man bei der Zucht der Wettrenner mehr auf die großen Verkaufspreise und auf das Springgeld (jedesmal 3—30 Guineen und darüber) als auf jene Gewinnste; denn der schönste Renner kann überwunden werden, ohne deßhalb seinen entschiedenen Werth zu verlieren. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große als wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen habe. Nichts geht über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Öfen; das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt 4 engl. Meilen. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muß als das andre, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorne, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8—9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd 3 Mal in einem Nachmittag gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über 2½ deutsche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger.

Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wetzel (Friedrich Gottlob), D. med., geb. 1780 in Bautzen, gest. 1819 in Bamberg. Sein Vater war Tuchmacher in Bautzen, und seine beschränkten Vermögensumstände konnten dem Sohne auf der Schule und Universität fast gar keine Unterstützung zukommen lassen. Aber die freie Dichterseele des Jünglings bedurfte wenig von Außen, genugsam in ihrem Innern ausgestattet, und er verlebte seine akademischen Jahre in Leipzig und Jena bei aller Beschränktheit heiter und froh. Es erinnern sich wol manche unserer Leser noch der frischen, regsamen Jünglingsgestalt, die ohne Kopfbedeckung, an die sich W. sein ganzes Leben hindurch nicht gewöhnen konnte, mit bloßem Halse 1800 und 1801 in Leipzigs Promenaden den Vorübergehenden auffiel. W. vertauschte Leipzig mit Jena, und es konnte nicht fehlen, Schelling's tiefes Wort mußte den jungen Schüler Äskulaps mächtig ergreifen. Er bildete hier sich rasch und gediegen aus und eignete sich so einen Fonds zu, der ihn in der Folge zu keiner Zeit weder nach Innen noch nach Außen fallen ließ. 1802—5 verlebte er in verschiedenen Gegenden Sachsens, besonders in den reizenden Thälern des Thüringerwaldes, heitere Tage, ohne durch einen bestimmten Beruf sich binden zu lassen; er schrieb mancherlei und sicherte durch den Ertrag seine äußere Lage. Damals fand auch sein Herz die geistvolle Joh. Heuäcker, früher in dem Hammerwerke Katzhütte, später in Arnstadt wohnhaft, mit welcher er sich 1805 ehelich verband. Mit seiner Gattin zog er im nämlichen Jahre zu seinem ältesten Freunde, dem jetzigen Prof. Schubert in München, der sich damals in Dresden aufhielt, und in dieser Heimath der Kunst und der edlern Wissenschaft vollendete W. nach allen Seiten hin seine schöne und gediegene Bildung. Er hielt Vorlesungen über den Homer, und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentlichen Ereignisse von 1806 und 1807 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch ein Jahr vorher in s. „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands ꝛc." mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte. Sein Freund Schubert wurde nach Nürnberg gerufen, und dieser zog ihn nach Bamberg, wo er nach 1810 die Redaction des „Fränkischen Mercurs" übernahm, der unter seiner Leitung sich bald zu einem der bedeutendsten politischen Blätter Deutschlands erhob. Seine neue Bürgerschaft in Baiern mußte er mit vielen Kämpfen erringen, aber vielleicht war es eben dieser Kampf, der ihn in Kurzem in Bamberg so beliebt und bekannt machte, daß er einen Marcus, einen Hornthal u. s. w. unter seine Freunde und Beschützer zählen konnte. Nur spärlich ernährte ihn und seine mit 5 Kindern bereicherte Familie das Zeitungsinstitut; aber sein glückliches Talent, die entscheidende Zeit von 1813 und der folg. J. zu eindringenden Volksliedern zu benutzen — ein Talent, worin er mit seinem Freunde Freimund Reimar wetteiferte — machte ihn zum Manne des Volks, und er fühlte sich ungemein heiter und glücklich in dem gesegneten Bamberg. Schon 1819 endete er sein Leben an einer Brustentzündung, die in Nervenfieber überging, und Krankheit und Tod des Trefflichen erhielten durch die Bekehrungsversuche des nachmals als Wunderthäter so bekannt gewordenen Prinzen v. Hohenlohe- (s. d.) Waldenburg-Schillingsfürst, damaligen Generalvicariatsraths in Bamberg, eine Öffentlichkeit, die den todtkranken W. als einen festen, redlichen protestant. Christen darstellte. Er starb protestantisch und wurde auch protestantisch begraben. Seine schriftstellerische Thätigkeit beweist, wie viel er hätte leisten können, wenn er in einer sorgenfreien, unabhängigen Lage die Bereicherung der Literatur zu seinem Geschäfte gemacht hätte. Eine Bibel und ein altes

Gesangbuch machten seine ganze Bibliothek aus. Seine mit wahrhaft Shakspeare'schem Geiste ausgeführte „Jeanne d'Arc" (Leipz. und Altenb. 1817) hat bei Vielen die Anerkennung gefunden, daß sie, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders auch wegen der viel größern Treue, mit welcher sie der Geschichte folgt, ihrer großen Vorgängerin, der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans", nicht unwürdig sei. Sein „Hermannfried, letzter König von Thüringen", Trauerspiel, gehört zu den originellsten Productionen der neuern Melpomene. Die „Schriftproben" (Bamb. 1814—18, 2 Bdchn.) enthalten viele originelle und kräftige Gedichte, und u. A. auch Bearbeitungen einiger Stoffe der Edda. Es ist zu bedauern, daß die darin angekündigte ausführlichere Bearbeitung der nordischen Sagenwelt nicht erscheinen konnte. Man hätte s. humoristischen Schriften, namentlich „Rhinoceros" (Nürnb. 1810) und s. „Prolog zum großen Magen", immer nur aus dem gemüthlichen Standpunkt auffassen sollen, auf welchem unsern mit wahrhaft Aristophanischem Witze begabten Verf. seine Freunde sahen, so würde man sie milder beurtheilt haben. Seine „Kriegslieder" und s. poetischen Gaben in mehren beliebten Almanachen beurkunden seine reine, schöne poetische Natur, die sich auch in s. anonym erschienenen Schriften, z. B. „Sieg über die Hypochondrie", „Briefe über das Brown'sche System" u. s. w., nicht ganz verleugnen konnte. Seinen Freunden wird der gemüthliche, geistvolle, nie auf den rechten Schauplatz seiner Thätigkeit gestellte, immer aber seine Umgebungen freundlich gestaltende Sänger unvergeßlich sein.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von splitterigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblichgrauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Weyde (Rogier oder Roger von der), ein alter niederländischer Maler, welcher, von Brüssel gebürtig, um 1500 blühte. Seine Bilder sind durch Kraft und Ausdruck ausgezeichnet. Er malte auch Portraits und starb an einer Epidemie 1529. In dem Rathhaussaale zu Brüssel finden sich 4 Hauptbilder von ihm, worunter das eine von dem erschütterndsten Ausdrucke sein soll. Es stellt dar einen sterbenden Greis, der seinen verbrecherischen Sohn zum letzten Mal umarmt und ihn zugleich der Strafe hingibt. Vielleicht ist auch die Anbetung der Könige in der wiener Galerie diesem Roger angehörig.

Wezel (Johann Karl), geb. am 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, wo er auch, nachdem er 34 J. lang des Gebrauches seines Verstandes beraubt war, am 28. Jan. 1819 starb. Nach seinen vollendeten Schul- und akademischen Studien hielt er sich eine Zeitlang in Berlin als Hauslehrer, dann bald in Leipzig, bald in Wien, bald wieder in Leipzig auf, und beschäftigte sich, als Privatgelehrter, bloß mit Schriftstellerei. Er war einer der fruchtbarsten Romanschreiber und Lustspieldichter; und obgleich mehre s. Arbeiten das Gepräge der Eile, mit welcher sie verfaßt wurden, ansichtragen, und einzelne Partien oft zu gedehnt durchgeführt sind, so vermißt man doch in denselben weder Gewandtheit des Geistes, noch lebhafte Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung. Sein „Versuch über die Kenntniß des Menschen" (Leipz. 1784—85, 2 Bde.) zeugt von Welt- und Menschenkenntniß. Seine Romane: „Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen" (Leipz. 1774—75, 4 Bde.); „Belphagor" (1776, 2 Bde.); „Ehestandsgeschichte des Philipp Peter Marks" (1779); „Kakelach, oder Geschichte eines Rosenkreuzers"; „Hermann und Ulrike" (1780, 4 Bde.); „Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Empfindsamkeit" (1781, 2 Bde.); „Prinz Edmund" (1785); „Satyrische Erzählungen"

(1777—78, 2 Bde.) u. a. fanden zum Theil bei den Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme, machten aber doch nur ein vorübergehendes Glück. Seine „Lustspiele" (1778–86, 4 Bde.), in welchen er sich den Marivaux zum Vorbilde genommen zu haben schien, gefielen beim Lesen besser als sie bei der Vorstellung gefallen haben sollen, weil die Dialogen in denselben oft sehr rasch, kurz und zu gedrängt sind. Er übersetzte auch „Robinson Crusoe" (1779); „Cook's dritte und letzte Reise" (1788) u. M. aus dem Englischen; die Campe'sche Bearbeitung des „Robinson" fand man jedoch anziehender. Seine Schrift: „Über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen" (Leipz. 1781), verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damaligen Prof. D. Platner in Leipzig (s. d.). Mehre Jahre nachher verfiel W. in einen Zustand gänzlicher Geisteszerrüttung, in welchem er sich, wie öffentliche Blätter berichteten, für einen Gott hielt, über seine Bücher die Inschrift: „Opera Dei Wezelii" gesetzt hatte, und, allen Besuch ablehnend, sich Nägel und Bart wachsen ließ. In diesem traurigen Zustande lebte er 34 Jahre, von wohlthätigen Menschen unterstützt, in seiner Vaterstadt, bis der Tod diesen unglücklichen Zustand endete. Ein Versuch, ihn durch Hahnemann in Hamburg herstellen zu lassen, mißglückte. Von seinem Nachlasse sind noch einzelne Stücke in neuern Taschenbüchern gedruckt erschienen. 11.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt des oberrheinischen Kreises, welche unter dem Schutze des Landgrafen von Hessen-Darmstadt stand, der hier auch eine Besatzung hielt, seit 1814 zur preuß. Prov. Niederrhein, Regierungsbezirk Koblenz, gehörig, liegt in einer romantischen, bergigen Gegend, an der Lahn, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wetzbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut, hat größtentheils abhängige Straßen, wegen ihrer Lage am Abhange eines Berges, und zählt 6 Kirchen, 750 H. und 4200 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die ansehnliche Domkirche. In dem stattlichen Archivgebäude, an welchem zur Zeit des römischen Reichs gegen 100 J. gebaut wurde, und das die preuß. Regierung vollendete, sind 80,000 Proceßacten aufbewahrt. Das ehemalige Reichskammergerichtsgebäude ist eine Caserne. An Fabriken fehlt es gänzlich, und die Einw., die sonst ihren meisten Unterhalt von dem hier befindlichen Reichskammergerichte zogen, leben von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allen Arten von Waaren. 1693 wurde das jetzt seit 1806 aufgelöste Reichskammergericht hierher verlegt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurde die Stadt nebst ihrem kleinen Gebiete, unter dem Titel einer Grafschaft, dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligen Großherzog von Frankfurt, zugetheilt; 1814 kam sie unter preuß. Hoheit.

Whaaby, s. Wahaby.

Whigs, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundsätze, die das Wesen der 1689 ausgebildeten britischen Staatsverfassung bezeichnen, gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten sucht. Hume bezeichnet das Wesen eines Whig so: „Ein Freund der Freiheit, ohne der Monarchie zu entsagen". Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatham, Sheridan, Whitbread, Ponsonby und viele andre ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volkes, und dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformers, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Hobhouse, Cobbet, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine gleichmäßige Volksvertretung und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abänderungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, dringen und dem Volke schmeicheln, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt

zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen rank democracy bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Sussex (Bruder Georgs IV.), die Herzoge von Bedford, Devonshire u. A., der Marquis v. Landsdown, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die d. 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, haben alle Parteien ihre Kräfte gemessen; weil aber der reine Whigismus auf die Seite der Minister, der Verfassung und der Eigenthümer getreten war, so konnte der wilde Whigismus der Reformers seine Plane nicht durchsetzen. Hierauf behaupteten die gemäßigten Whigs, vorzüglich durch Canning, ihre Stellung im Ministerium; allein seit Wellington an die Spitze desselben getreten ist, herrschen die Ansichten der Tories vor. (Vgl. Opposition und Tories.) Unter mehren Oppositionsblättern ist vorzüglich die „Morning Chronicle" das Organ der Whigs. K.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. — In Schottland und in Irland auch eine Art Branntwein.

Whiston (William), ein berühmter englischer Gelehrter, der (geb. 1667 zu Norton) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen solchen Ruhm sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik daselbst empfahl. Indeß war doch sein Hauptstudium Theologie, Sprachen und Philosophie, auch ward er Vicarius zu Lowestoft. So blieb sein Ruhm unangetastet, bis er 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in so viele Verdrießlichkeiten zog, daß ihm sogar 1710 sein akademisches Amt genommen ward. Man belangte ihn nun auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; s. Schriften wurden verdammt, doch ward in Rücksicht seiner Bestrafung nichts weiter vorgenommen, und der Proceß blieb am Ende liegen. Wh. aber blieb standhaft bei seiner Meinung von der Dreieinigkeit, und begab sich hierauf mit seiner Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen, Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Er starb 1752, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Ungewitter und gegen die Gewalt der Wellen schützt.

Whistspiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat, weil es große Aufmerksamkeit und deßhalb Stille erfodert.

Whitbread (Samuel), ein ausgezeichnetes Oppositionsglied im britischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsgliedes Samuel Wh., eines Mannes von seltenen Eigenschaften, der von wohlhabenden Landleuten abstammte, und durch Unternehmungsgeist, Fleiß und Ordnung das Vermögen seiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von ½ Mill. Pf. St. das damals größte Brauhaus in London (und Europa) in Chiswell-Street. Ebenso groß war sein liegendes Besitzthum; dabei unterstützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er belohnte freigebig die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. Hierauf studirte er in Oxford und Cambridge. Dann schickte ihn sein Vater auf Reisen, wo der geachtete Geschichtschreiber Coxe sein Führer und Freund war. Sie sahen zusammen Frankreich, Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkunft heirathete er Miß Elisabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und seine Schwester wurde die Gemahlin seines Schwagers, des Seecapitains Sir George Grey. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch ward er für jedes folgende Parlament aufs neue ge-

wählt. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich-freien Opposition auf die Seite von Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister" entgegenarbeiten und überall wachsam sein wollte: „Ne quid damni capiat respublica". Deßhalb rieth er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Nutkasundes, und mit Rußland wegen Oczakow. Mit großer Beredtsamkeit unterstützte er den Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels. Aus der Geschichte seiner parlamentarischen Thätigkeit führen wir Folgendes an. Er erklärte sich offen und fest gegen den Krieg mit Frankreich 1793; in der Folge trug er stets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und setzte seine Ansichten über das politische Verhältniß beider Staaten vorzüglich in einer Rede aus einander, die er 1800 gegen den Staatssecretair Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerschrockenem Muthe vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule die Sache der Parlamentsreformen und das Recht der freien Meinung in dem Proceß der Staatsgefangenen, die wegen politischer Äußerungen über die Ursachen des Kriegs und die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch konnte er für Palmer, Skirving, Muir und Gerald, die man nach Botanybay schickte, Nichts ausrichten. Am meisten erregte Wh. die Aufmerksamkeit des Auslandes, als er 1805 (8. April) Lord Melville, der an der Spitze des Admiralitätshofes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeisteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht vor einem Staatsproceß (Impeachment), der den 29. April 1806 seinen Anfang nahm, schützen. Melville legte seine Stelle nieder und ward aus der Liste der königl. Geheimenräthe gestrichen. Wh. sprach bei dieser Gelegenheit bloß für die Sache, ohne die Person des Angeklagten anzugreifen; er ließ seinen Talenten und übrigen Verdiensten, sowie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt, alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Proceß dauerte nur 13 Tage, und Melville ward d. 12. Juni losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (Wh.'s Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an Wh. eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen sie seine Unabhängigkeit und galt für einen unbeugsamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung der Grundsätze des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen beiden ein Briefwechsel, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge gehabt haben würde. 1807 beschäftigte sich Wh. mit einer Prüfung der vorhandenen Gesetze, die Armen betreffend. Als nach Fox's Tode die von ihm eifrig unterstützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen, und nach Grenville's Abgange aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er d. 28. April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauses an die Wahlmänner von Bedford. Aufs neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, an der Einführung des schottischen Parochialsystems in England; doch konnte er kein Gesetz deßhalb zu Stande bringen, sondern bloß Privatunternehmungen durch sein Beispiel unterstützen. Als bald darauf Bonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation. Ebenso nachdrücklich tadelte er mehre Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, sodaß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Ebenso tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen, oder den Franzosen eine Re-

Digitized by Google

gierung vorzuschreiben. Indeß gab er, ohne darum von jenen Grundsätzen abzuweichen, seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tief eindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf seine Brauerei, auf seine Landgüter und sein großes Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erfoderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen. Es gelang ihm, die verwickeltsten Rechnungen in Ordnung und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, 6. Juli 1815, todt in seinem Blute, mit durchschnittener Kehle, das Rasirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Geschworenen sagte aus: „Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung". Als Privatmann war Wh. ein glücklicher Gatte und Vater von 5 Kindern, wovon ihn 4, darunter 2 Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster einer guten Landwirthschaft. Als feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er seinen prächtigen Landsitz in Bedfordshire mit Gemälden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitsachen, war er fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den britischen Cato. K.

Whiteboys, Parteiname der den Orangemen (s. d.) in Irland gegenüberstehenden Faction der ärmern kath. Volksclasse. Der bereits über 30 Jahre bestehende Verein dieser Banden heißt Whiteboyism, Weißburschenschaft. Aller Stoff bürgerlicher Zerrüttung ist seit längerer Zeit in Irland angehäuft: politischer und religiöser Fanatismus, jakobinische Gleichheitsschwärmerei und demokratischer Schwindelgeist, tiefgewurzelter Nationalhaß und seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder fortgeerbte Rachsucht; dazu kommt noch in dem unwissenden und rohen Volkshaufen der Katholiken das zur Verzweiflung hintreibende Gefühl der Armuth und des Drucks der Abgaben, besonders der Pachtgelder und der Zehnten. Dieses seit Elisabeths Regierung oft erstickte, aber nie unterdrückte Feuer des Aufruhrs war vor einigen Jahren von neuem ausgebrochen. Mord und Plünderung waren besonders in den südlichen und westlichen Grafschaften das Schrecken bei Tage wie bei Nacht, und alle Leidenschaften der wildesten und verdorbensten Menschen fanden in den verschiedenen Parteien, die von Zeit zu Zeit offen, fortwährend aber im Geheimen sich bekämpfen, ihren Brennpunkt und Feuerherd. Unter den verschiedenen Sammelnamen der „Vereinigten Irländer", als Whiteboys, Rightboys, Levellers, Defenders, Ribbonmen u. s. w., begingen die Banden der Verschworenen aus der gemeinen Volksclasse die blutigsten Ausschweifungen; aber im Hintergrunde brütete der politische Haß Irlands gegen England, und unter dem Schrei der Katholiken nach Emancipation (s. d.) und nach Abschaffung der Zehnten für die Geistlichen der engl. Kirche verbarg sich das Streben der gebildeten Irländer (in der erst 1825 durch eine Parlamentsacte aufgelösten Catholic association oder in dem kath. Verein zu Dublin, zu dessen ersten Rednern der Advocat O'Connel gehörte) nach Unabhängigkeit, oder wenigstens nach Befreiung von dem bürgerlichen Joche, das seit Jahrhunderten britische und protestant. Eroberer, als sie das Grundeigenthum der Insel unter sich vertheilten, der alten, stolzen und trotzigen Hibernia aufgelegt haben. Man lernt den neuern Zustand Irlands und den Kampf der verschiedenen Parteien daselbst aus 2 Schriften kennen, deren jede einseitig die dunkele Seite des einen oder des andern Theils der Schuldigen absichtlich hervorhebt: aus den von Thomas Moore (s. d.) verfaßten „Memoirs of the life

of Captain Rock" (London 1824) und aus der Gegenschrift: „Captain Rock detected" (London 1824). Thomas Moore wälzt alle Schuld des Unglücks von Irland auf die hohe Kirche und den Zehnten. Der Verf. der Gegenschrift findet den Grund alles Übels, das Irland zu Boden drückt, in der Habsucht der irländischen Grundbesitzer (Landlords), oder in ihrem aussaugenden Pachtsystem. Sie verzehren gewöhnlich die hohen Pachtgelder in England, wodurch Irland dem Auslande gleichsam tributbar wird. In Irland leben selbst nur so viele Engländer oder Protestanten vom Civil-, Militair- und geistlichen Stande, als nöthig sind, um die Einkünfte von Irlands Boden zu erheben. Darum bezeichnete der Herzog von Devonshire im brit. Parlament (29. Juni 1823) die Orangemen als eine politisch-protestant. Faction von Anglo-Irländern, die aus der großen Minderzahl der Bewohner bestehe und fast allein die drückende Verwaltung des Landes in Händen habe. Da diese unaufhörlich gegen den Volksgeist der alten Bewohner (und ehemaligen Grundeigenthümer) der Insel ankämpfen müssen, so haßt sie der Irländer als Zöllner, Steuereinnehmer, Richter u. s. w., und sieht in ihnen bloß unerbittliche, grausame Peiniger. Ebendeßwegen aber sind jene zu Behauptung ihrer Rechte genöthigt, unter sich fest zusammenzuhalten. Sie haben daher jene allgemeine Verbindung geschlossen, deren Ursprung bis in die Zeiten der letzten Eroberung Irlands 1690 fg. hinaufgeht, und dieser Bund der Orangemen trägt noch als Zeichen die Farben des Eroberers, des Prinzen v. Oranien, König Wilhelms III., den damals der Protestantismus der hohen Kirche auf den Thron des kath. Königs Jakobs II. erhob. Die gemeinen kath. Irländer haben dagegen die weiße Farbe zu ihrem Bundeszeichen gewählt und werden aus diesem Grunde Whiteboys genannt. Sie halten ihre Zusammenkünfte des Nachts und verbinden sich durch Eide, keinen Zehnten zu entrichten, die Herabsetzung der Pachtgelder zu erzwingen und die Häuser der Obrigkeiten, die gegen sie verfahren, sowie derjenigen Mitbürger, die nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, zu verbrennen. Seit der Union (1801) ist der Haß der „Vereinigten Irländer" (Defenders) und die Wuth der Banden aus dem Pöbel (der Whiteboys, Ribbonmen, Bandmänner) noch heftiger geworden. Vergebens suchte der König bei seiner Anwesenheit in Irland 1821 den Parteigeist zu versöhnen und die leidenschaftlichen Protestanten, die Anglo-Irländer oder die Orangemen zur Mäßigung zurückzuführen. Allein diese hörten nicht auf, bei mehren Anlässen in Dublin, vorzüglich an dem Jahrestage des Sieges, den Wilhelm III. am Boyneflusse (11. Juli 1690) über Jakobs kath. Armee erfocht, durch Spottlieder, durch Bekränzung der Statue Wilhelms III. u. s. w., die Irländer zu reizen. Dagegen begingen auch die Whiteboys solche Ausschweifungen, daß die Regierung im Dec. 1821 den Marquis v. Wellesley, einen von den Urhebern der Union, als Lordlieutenant (Statthalter) nach Irland schickte, der, nachdem gütliche Mittel nichts fruchteten, die Banden der Insurgenten durch Linientruppen zerstreuen und die Schuldigen hinrichten ließ. Das Parlament genehmigte daher den Vorschlag des Marquis v. Londonderry, die Aufruhracte in Irland in Kraft zu setzen und die Habeas-Corpus-Acte eine Zeitlang aufzuheben. Zugleich verbot Wellesley die Feier des Sieges am Jahrestage, und setzte an 200 protestant. Friedensrichter ab, welche Parteigeist oder Schwäche für die Orangemen gezeigt hatten. Dies reizte jedoch den protestant. Pöbel von der oranischen Faction in Dublin so auf, daß er im Theater den Statthalter des Königs persönlich beschimpfte. Mehre Unruhstifter wurden verhaftet, allein die Jury, welche unter dem Einflusse der Orangemen stand, sprach sie los. Seitdem äußerte sich der gegenseitige Parteihaß zwischen den Orangemen, welche die Fesseln Irlands festhalten, und zwischen den Whiteboys, welche sie zerreißen wollten, bei mehren Gelegenheiten, während der kath. Verein in Dublin auf constitutionnellem Wege den vollen Genuß aller politischen Rechte wiederzuerlangen bemüht war. Um dem Elend und dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, trug die Opposition im Parlamente

(Juni 1823) auf eine gänzliche Umbildung der irländischen Gesetzgebung und Verwaltung an. Allein die Rechte des Eigenthums und des Besitzstandes ließen dies nicht zu; denn, wie Lord Liverpool im Oberhause sagte, sind $\frac{4}{5}$ des irländischen Grundeigenthums in den Händen der Protestanten*); diese aber auch zugleich der reichste, gebildetste und unterrichtetste Theil des Volks; daher in Irland so wenige Katholiken zu Verwaltungsstellen tauglich befunden werden. In Irland, sagte er, entzweie nicht Religionshaß die Gemüther, sondern es sei ein Krieg der Armen gegen die Reichen, der Proletarien (Eigenthumslosen) gegen die Grundeigenthümer, der Regierungsbedürftigen gegen die zur Regierung fähigen Personen. Das Einzige, was das Parlament 1823 beschloß, war eine Verbesserung des Zehntensystems mittelst vereinfachter Erhebung. Übrigens ward die Fortdauer der Gültigkeit der Aufruhracte in der unglücklichen Insel genehmigt, und dadurch wenigstens die öffentliche Ruhe in der Insel 1824 wiederhergestellt. Hierauf nahm im brit. Oberhause eine interessante Untersuchung der politischen Stellung der kath. Kirche zu dem Staate überhaupt und zu dem britischen insbesondere ihren Anfang. Die Erklärungen der Vorsteher des kath. Vereins auf die ihnen vorgelegten Fragen schienen jede mögliche Beruhigung zu geben; allein dessenungeachtet siegte die Sache der Emancipation nicht. Die von Canning unterstützte Bill ward zwar im Unterhause (mit geringer Mehrheit) angenommen, fiel aber im Oberhause, wo sich der Herzog von York gegen dieselbe erklärte, durch. Die Catholic association löste sich öffentlich auf. Auch die Orangisten (Orange-Men) zu Dublin beschlossen am 18. März 1825 einmüthig, ihren Verein aufzuheben, um ähnlichen Gehorsam, wie die Katholiken, gegen das Gesetz an den Tag zu legen. Indeß dauern die geheimen Verbindungen fort, und die Emancipationsfrage kam in dem 1826 neugewählten Unterhause wieder zur Berathung. Das Elend in Irland hat sich seitdem so wenig vermindert, und das unter der Asche fortglimmende Feuer des Aufruhrs, der Whiteboyism, ist so wenig erloschen, daß noch immer von Irland her für England große Gefahr zu befürchten ist. Das „Edinburgh review" f. 1825 sagt über die irländischen Angelegenheiten: es sei die dringendste Nothwendigkeit vorhanden, Maßregeln von entschiedenem Charakter rücksichtlich Irlands zu ergreifen; von der Beschaffenheit dieser Maßregeln hange das Schicksal des britischen Reiches ab. Wolle England fortwährend 5 Sechstheile des irländischen Volkes als eine entartete Kaste behandeln und die schändlichen Mißbräuche, mit denen jeder Theil der innern Verwaltung Irlands behaftet sei, aufrechterhalten, so gehe England einem Bürgerkriege entgegen, der mit äußerster Wuth und in einer größern Ausdehnung als jemals zuvor auszubrechen drohe. Die Whiteboy-Association habe den Landmann zu den verzweifeltsten Unternehmungen gezogen und vorbereitet. Man werde kein andres Beispiel eines Volkes in der Weltgeschichte auffinden, welches seinen Herrschern so gänzlich entfremdet und so überreif zu Revolutionen sei als die Irländer. Dies Alles, und die von seinen Anhängern 1828 durchgesetzte Wahl des talentvollen, kühnen Sprechers der irländ. Katholiken, O'Connel, zum Mitgliede des Parlaments, hat endlich den ersten Minister Wellington bewogen, die Emancipation vorzubereiten. 20.

Whitefield (George), geb. zu Gloucester 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im Gasthofe seines Vaters und Student in Oxford, gerieth er hier in die Gemeinschaft der Methodisten und wurde durch seine außerordentliche Predigergabe das eifrigste

*) Von 7 Mill. Einw., die man in Irland zählt, sind 5 Sechstheile katholisch. Nach Hume's Angabe im Parlamente besitzt der protestant. Klerus $\frac{2}{11}$ des irländischen Grundeigenthums, oder 18 Mill. Acres, und auf 14 Mill. Pf. St. des Ertrags vom Grundeigenthum 2½ Mill. Pf. St. Einnahme, ohne 700,000 Pf. St. an Zehnten. Die Krone vergibt in Irland 684 geistliche protestant. Pfründen.

und einflußreichste Werkzeug dieser Sekte. Tausende drängten sich in den Kirchen, und, als diese ihm verschlossen wurden, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des londner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Bleakheath bei London hatte er einst an 50,000 Zuhörer, und das Singen wurde 2 engl. Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht, weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankenreich gewesen wären — er hielt sie alle aus dem Stegreife —, sondern wegen der Kraft und Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei 7 Missionsreisen neue Anhänger, und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber- und herübertrugen, wurde die Mannschaft durch seinen Feuereifer bekehrt. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beispiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgien. Er predigte für diesen Zweck mit solcher Begeisterung, daß Franklin, der ihn hörte und Nichts geben wollte, weil er die Sache für unausführbar hielt, zuerst das Kupfergeld, endlich alles Silber und Gold, das er bei sich hatte, in das Becken warf. Andre wurden ebenso gerührt. (S. Franklin's Werke.) Bei seinem Tode (1770) hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Hundington, seiner treuesten Gönnerin, die ihn zu ihrem Kaplan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die 7 Bde. s. Schriften enthalten s. Lebensgeschichte und Predigten. Über seine 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer vgl. Methodisten.

Wiclef oder Wicliffe (Johann), ein gelehrter, religiöser und wahrheitliebender Theolog und einer von Luther's Vorgängern, wurde zu Anfange des 14. Jahrh. unweit Richmond in der Grafschaft York geb. Er widmete sich früh den Wissenschaften und zeichnete sich auf der Universität zu Oxford, wo er sich bildete, durch seinen angestrengten Fleiß, seinen lebhaften Geist und seine Fortschritte aus. Mit besonderm Eifer legte er sich auf das Studium der Bibel und der Schriften der Kirchenväter, und aus diesen Quellen schöpfte er wahrscheinlich in der frühern Zeit seines Lebens jene Grundsätze, die er im reifern Alter so muthvoll aussprach. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen anszuziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Ämter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium von Canterbury zu Oxford. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedarf keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchste gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewirkten daher bei dem Papste seine Absetzung. Allein nun trat W. gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich 1365 den sogenannten Peterspfennig eingezogen, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er sich zu behaupten suchte. Man hatte W. durch seine Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er hielt fortwährend zu Oxford mit dem größten Beifall theologische Vorlesungen, und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete, daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben, so schickte Eduard W. 1374 nebst einigen Andern als Gesandten nach Brügge, um daselbst mit den Abgeordneten des Papstes über diesen Gegenstand zu unterhandeln, und W. ermangelte nicht, auch hier mündlich die Rechte

seines Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch besser kennen gelernt und faßte nun erst einen tödlichen Haß gegen sie, den er in einer seiner vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der Wahrheit, einem argliſtigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung seiner Gesandtschaft 1375 auch ein Kanonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in Leicestershire ertheilte, so suchten die Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu stürzen. Sie übergaben deßhalb 1377 Papst Gregor XI. 18 Lehrsätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach ketzerisch waren, und welche W. vorgetragen haben sollte. So sehr der Hof den Vertheidiger der königl. Rechte in Schutz nahm, so drohte ihm doch viel Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab, W. wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher W. erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog Johann von Lancaster mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sah man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode, im Juni 1378 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich W. nochmals stellen mußte; doch jetzt wagte man es nicht, ihn zu verurtheilen, sondern man legte ihm bloß Stillschweigen auf. W. fuhr jedoch immer fort, mit Freimüthigkeit seine vorher geäußerten Grundsätze sowol durch Schriften als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II., auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehre von W.'s Lehrsätzen als ketzerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch W. selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig machten, und deßhalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich W.'s Proceß in die Länge. Es ist schwer, die von ihm bekanntgemachten Lehrsätze genau anzugeben. Die Nachrichten, welche wir darüber haben, sind uns großentheils von Denjenigen überliefert worden, welchen seine Lehren ein Gräuel waren, und die daher, um den Haß gegen ihn zu erhöhen, oder die kirchliche Verdammung auf ihn zu ziehen, sich wahrscheinlich kein Bedenken machten, zu entstellen, was er gelehrt hatte. Aus s. eignen Schriften und andern glaubwürdigen Urkunden geht indeß hervor, daß er überzeugt gewesen zu sein scheint: man habe zur Zeit des Apostels Paulus 2 geistliche Würden, Priester und Diakone, für hinlänglich gehalten; bürgerliche Gewalt solle nie der Geistlichkeit übertragen werden; ein Christ solle Vernunft und Schrift zur Richtschnur nehmen; auf allgemeine Kirchenversammlungen sei wenig zu halten; der römische Stuhl sei so wenig das Oberhaupt der Kirche als irgend ein andrer Bischofsstuhl; der heil. Petrus habe keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln; im Brot und Wein sei nach der Consecration nicht Christi wahrer Leib, sondern nur dessen Bild; der römische Papst habe nicht mehr Gewalt zu binden und zu lösen als jeder andre Priester; es sei nicht nur rechtmäßig, sondern sogar verdienstlich, der Kirche, im Falle eines ungebührlichen Betragens, ihre weltlichen Güter zu nehmen; das Evangelium allein sei hinlänglich, einen Christen in seinem Leben den rechten Weg zu führen, alle andre von frommen Männern gegebene und in Klöstern befolgte Regeln können einem Christen keine höhere Vollkommenheit geben; weder der Papst noch sonst ein Bischof solle Gefängnisse haben, um Übertreter der Kirchenzucht zu bestrafen, sondern Jedermann müsse Freiheit behalten, seinen Lebenswandel einzurichten. Diese Sätze greifen die päpstl. Anmaßung unstreitig an ihrer Wurzel an und verrathen einen kräftigen Geist und die gesundeste Beurtheilung. Es ist indeß klar, daß W. selbst nicht alle Folgerungen erkannte, die man jetzt daraus ableiten

muß, denn er entzog ſich nie der kirchlichen Gemeinſchaft. Er erfüllte regelmäßig die Pflichten ſeines Pfarramtes und wurde, während er in ſeiner Kirche die Meſſe hörte, von der Krankheit befallen, die 1384 ſein Leben endigte. Seine Lehren wurden bald weit verbreitet und willig angenommen. Sein reiner, unbeſcholtener Lebenswandel empfahl ihn vielen Menſchen, während mehre angeſehene Männer des Reichs, durch die Hoffnung erfreut, der Kirche einen Theil des viel gemißbrauchten Reichthums zu entreißen, ihn offen begünſtigten, und ihn ſo kräftig gegen den Unwillen des Papſtes und der Geiſtlichkeit beſchützten, daß er, trotz wiederholter Verſuche, ihn zu quälen und zu verfolgen, ſeine Augen in Frieden ſchloß. Einer Kirchenverſammlung war es vorbehalten, eine kleinliche und unnütze Rachgier zu befriedigen, indem ſie ſeine Gebeine 1425 aus dem Grabe nehmen und verbrennen ließ. Aber ſelbſt dieſe Ausübung geiſtlicher Obergewalt, die Papſt Martin V. und die verſammelten Biſchöfe zu Konſtanz ſich erlaubten, hatte nicht die erwartete Wirkung. Die ungünſtige Meinung gegen die Kirche befeſtigte ſich dadurch nur noch mehr unter W.'s Anhängern, und die freiſinnigen Grundſätze, die ſie von ihrem Lehrer erhalten hatten, wurden ihnen deſto theurer und um ſo treuer aufbewahrt. Von dieſer Zeit an wurden ſie in England nie ausgerottet; ſie wurden, trotz der grauſamen Geſetze, welche die Anhänger derſelben zum Scheiterhaufen verurtheilten, in mehren einzelnen Familien erhalten, und bereiteten Diejenigen, deren Erbe ſie wurden, auf die große Veränderung vor, welche in glücklichern Zeiten bewirkt wurde. Die Früchte von W.'s Forſchungen waren nicht auf England eingeſchränkt. Unter den zahlreichen Studenten zu Oxford, die ihn kannten und ehrten, befanden ſich Einige, die ſeine Lehren nach Deutſchland brachten und mit einem Eifer verbreiteten, den die rächende Hand der Kirche vergebens zu unterdrücken ſuchte. In Böhmen weckten ſie den Reformator Huß, der ſie zwar nicht ſämmtlich billigte, und ſelbſt der Lehre von der Transſubſtantiation treu blieb, aber doch diejenigen annahm, die gegen die Geiſtlichkeit am feindſeligſten waren. R. Vaughan hat „The life and opinions of John de Wicleffe" (a. ſ. noch ungedruckten Papieren) m. e. Überſicht des Papalſyſtems und der evangel.-proteſtant. Kirche in Europa am Anf. des 14. Jahrh. (London 1828) herausgegeben.

Widdin, eine feſte Stadt und Hauptort eines Sandſchaks in Rumeli, an der Donau, mit 25,000 Einw., Sitz eines Sandſchakbeis und eines griech. Biſchofs. Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen **Paswan Oglu's** bekannt. Der Sultan **Selim III.** (ſ. d.) hatte, nach Beendigung des Krieges gegen Öſtreich und Rußland, dem zerrütteten Zuſtande des Reichs durch eine neue Ordnung der Staatsverwaltung abzuhelfen und die verderbliche Übermacht der Janitſcharen durch eine neue Einrichtung des Kriegsweſens (Nizam-Dſchédid) zu brechen geſucht. Man wollte jene furchtbare und verwilderte Schar durch die neugeworbenen, an europäiſche Kriegszucht und Taktik gewöhnten Krieger entbehrlich machen und ſie nach und nach auflöſen. Während man die gefährlichſten Abtheilungen derſelben, die in Konſtantinopel lagen, noch verſchonte, fing man damit an, die an den Grenzen als Beſatzung liegenden Janitſcharen (die Yamag) aufzuheben. Die Befehle der Regierung, dieſe Krieger nicht weiter zu beſolden, fanden Widerſtand, der zwar überall ohnmächtig blieb, aber in Widdin in einen furchtbaren Aufſtand ausbrach. Hier ſtellte ſich der kühne und ſchlaue Paswan Oglu (d. h. Paswan's Sohn) an die Spitze der Janitſcharen. Sein Vater hatte im letzten Kriege (1788—91) ein Heer von Freiwilligen tapfer geführt, war aber vom Großweſſir, der auf deſſen Anſehen und Reichthum eiferſüchtig war, hingerichtet worden, und der Sohn ſelbſt hatte eine Zeitlang gefangen geſeſſen. Erbittert gegen die Pforte, ergriff P. O. begierig die Gelegenheit, ſich zu rächen; er ſammelte die Janitſcharen, die aufgelöſt werden ſollten, und zwang den Paſcha, aus der Stadt zu fliehen. Die neuen Abgaben auf Lebensmittel und Landeserzeugniſſe, die man zur

Bestreitung des Aufwandes der neuen Einrichtung des Kriegswesens aufgelegt hatte, machten auch die Bewohner der Stadt zum Aufstande geneigt, und kaum hatte P. durch den ersten Sieg das Vertrauen auf seine Tapferkeit und Kriegskunst befestigt, so traten Alle auf seine Seite, und er war bald im Stande, ein kleines Heer zu errichten. Als seine Kriegsmacht so sehr angewachsen war, daß die Einkünfte der Stadt zur Unterhaltung derselben nicht mehr hinreichten, entsendete er einzelne Abtheilungen in die benachbarten Landschaften, um Steuern zu erheben und sich der öffentlichen Gelder zu bemächtigen, und foderte die Fürsten der Moldau und Walachei auf, ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Geld zu schicken, um die verheerenden Streifereien seines Heeres von ihren Ländern abzuwenden. Der Sultan, sagte er in einem öffentlichen Aufrufe, habe, dem Koran zuwider, das Leben und Vermögen der Freunde Mohammed's einer Räuberrotte, wie er den neuerrichteten Staatsrath nannte, überlassen, und er erklärte, daß er alle treue Janitscharen und alle Rechtgläubigen unter seine Fahnen sammeln wollte, um den Sultan aus der Gewalt jener Räuber zu befreien und die rechtmäßige Staatsverfassung herzustellen. Es gelang ihm, auch die Griechen zu gewinnen, als er Freiheit und Gerechtigkeit zu seiner Losung machte, und versprach, ihnen die freie Ausübung des Gottesdienstes zurückzugeben und alle beschimpfende Auszeichnungen, die man ihnen gegen frühere Zusagen vorgeschrieben hatte, wieder aufzuheben. Der kraftvolle Rachid Effendi, der an der Spitze der Staatsverwaltung stand, bereitete sich zur Ausführung eines weit umfassenden Entwurfes, um den Aufstand zu unterdrücken und dann seine siegreiche Kraft zur völligen Auflösung der Janitscharen zu benutzen. Sein Tod vereitelte dies, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes, nicht kühn genug, jenen Plan zu verfolgen, ließen dem furchtbaren P. Begnadigung und Ersatz der eingezogenen Güter seines Vaters anbieten, wenn er zum Gehorsam zurückkehren wollte. Diese Schwäche machte den Empörer noch kühner. Er foderte für Widdin Befreiung von den neuen Steuern und Wiederherstellung der Rechte der Janitscharenbesatzung. Der Sultan gab nach und schickte einen Pascha nach Widdin, den aber P. nicht zu Macht und Ansehen kommen ließ, da das Heer auf seiner Seite blieb. Bald aber verlangte er, um sich den rechtmäßigen Besitz seiner Gewalt zu sichern, die Statthalterschaft von Widdin und die Würde eines Pascha von 3 Roßschweifen, und als der Sultan das Gesuch abwies, ließ P. den Aufstand wieder ausbrechen. Er hatte anfänglich den Plan, mit seinem Heere gegen Konstantinopel zu ziehen, und wahrscheinlich würde, bei der Unzufriedenheit der meisten Großen mit der neuen Verfassung, es ihm gelungen sein, den osmanischen Thron umzustürzen, aber er entschloß sich später, das Heer des Sultans in Widdin zu erwarten, in der Hoffnung, daß die Kriegsvölker zu ihm übergehen oder in den Sümpfen um die Stadt ihren Untergang finden würden. Im ersten Feldzuge (1797) siegte sein Heer fast immer, nahm die meisten Städte an der Donau, und bedrohte selbst Belgrad, und während des Sultans Kriegsvölker durch Ausreißen, Schlachten und Seuchen abnahmen, wuchsen P.'s Scharen immer mehr an. Der Sultan stellte im folg. J. den Großadmiral Hussein, der des Landkriegs unkundig war, an die Spitze eines neuen zahlreichen Heeres. P. gab seine Eroberungen auf, entließ den größten Theil seiner Kriegsvölker, und warf sich mit 10,000 Mann nach Widdin, das auf 2 Jahre mit allen Bedürfnissen versehen war, und faßte den Entschluß, durch die hartnäckigste Vertheidigung der Stadt das überlegene Heer aufzureiben. Der neue Kampf wurde von des Sultans Feldherrn ebenso schmählich geführt als der frühere; mörderische Ausfälle schlugen bald den Muth des Heeres nieder, das täglich schmolz, und als der Hauptsturm abgeschlagen wurde, sah sich der Kapudan Pascha genöthigt, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. P. O. sammelte alsbald wieder die entlassenen Kriegsvölker, nahm die früher aufgegebenen Eroberungen zurück, und bedrohte, gefährlicher als je, die nördlichen Gegenden des Reichs. Un-

vermögend, den kühnen Empörer zu bezwingen, mußte die Pforte ihm endlich (im Oct. 1798) Begnadigung gewähren und ihm die Statthalterschaft von Widdin mit der Paschawürde anbieten, um sich bei den Gefahren, welche die Landung der Franzosen in Ägypten dem Reiche drohte, von dem innern Feinde zu befreien.

Widerlegung ist der Beweis der Falschheit einer Behauptung und die Beweisführung selbst. Im Grunde wird mit jedem Beweis einer Behauptung die entgegengesetzte auch widerlegt; aber ausdrücklich heißt die Widerlegung der gegen eine fremde Behauptung gerichtete Beweis. Hier muß etwas Entgegenstehendes überwunden werden, hier gibt es schon Voraussetzungen, die oft Vorurtheile sind, und aus diesem Grunde ist es gemeiniglich schwerer, Etwas zu widerlegen, als Etwas positiv zu erweisen. Um eine Behauptung zu widerlegen, muß man sie als ungegründet erweisen; dies geschieht also, indem man ihren Grund angreift und zeigt, wie er entweder überhaupt oder als Grund zerfällt, oder indem man zeigt, daß aus einem Grunde falsch geschlossen worden ist. Ist aber kein Grund der fremden Behauptung angegeben, so läßt sich oft zeigen, daß sie ausgemachten Wahrheiten widerspricht oder in sich selbst widersprechend ist. Kann man dies nicht, so bleibt übrig, ihr eine andere Behauptung von derselben Gattung entgegenzusetzen, oft auch diese durch die Macht der Autorität oder durch Witz zu verstärken, wobei aber nur Überredung, nicht Überzeugung bewirkt wird.

Widerspruch werden oft entgegengesetzte Bestimmungen oder die Entgegensetzung genannt. Die formale Logik aber unterscheidet den Gegensatz von dem logischen Widerspruche (contradictio, repugnantia logica) dadurch, daß dieser das Verhältniß zweier Denkbestimmungen bezeichnet, welche sich wie reine Bejahung (Affirmation) und Verneinung desselben Objectes verhalten; worauf sich das logische Gesetz des Widerspruches gründet: „Denke nicht Widersprechendes", oder weil das Widersprechende eigentlich nicht gedacht, d. i. in einem Bewußtsein verbunden werden kann: „Widersprechendes ist ungedenkbar". Sonach bestimmte der Widerspruch nur einen Wahn, in der Einbildung verbunden zu haben, was sich nicht verbinden läßt; und am deutlichsten würde dieser Wahn in die Augen fallen, deßhalb aber auch die größte Gedankenlosigkeit und Einfalt voraussetzen bei dem unmittelbaren Widerspruch, den man auch contradictio in adjecto nennt, wo widersprechende Vorstellungen ganz nahe zusammentreten, z. B. viereckiger Cirkel. Leichter wird dieser Wahn entstehen und sich verbergen, wo die Vorstellungen und ihre Zeichen weit aus einander treten und folglich mehr Umfang der Verstandesthätigkeit dazu gehört, zu vergleichen und sich treu zu bleiben.

Widerstand. Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfodert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung setzt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umstand sich der ungestörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren läßt. Dies ist die Bedeutung des Begriffes Widerstand in der Dynamik: Alles, was die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt.

Widerstand der Mittel. Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter der von Luft möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, so erreichen beide den Teller gleich schnell, wogegen in der freien Luft ein sehr großer Unterschied in der Schnelligkeit des Falles dieser beiden Körper bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstande her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle feste Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung ihrer Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen.

Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf sehr merkwürdige Abweichungen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beschäftigt hat. Newton's Behauptung, daß der Widerstand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sei, trifft nur bei einem gewissen Maße der Bewegung zu, wogegen namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln, einen ganz unerwartet großen Widerstand erfahren. (Vgl. Ballistik.) — Im weitesten Sinne gehört noch hierher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt, den kleinsten Widerstand erfährt (solidum minimae resistentiae). D. N.

Widmer (Samuel), Mechaniker und Manufacturist, Oberkampf's Neffe und Nachfolger. Samuel W., geb. 1767 zu Othmarsingen, Canton Aargau, lernte das Gewerbe in der Kattunfabrik seines mütterlichen Großvaters, die gewissermaßen die Wiege der berühmten Manufactur zu Jouy war; dann erzog ihn sein Oheim Oberkampf zu Jouy, wo W. als Arbeiter alle Handgriffe im Stich, Druck und Färben lernte; hierauf hörte er Physik, Chemie und Mechanik. In letzterer folgte er seinem Genie und seiner Erfahrung. Nach einigen Jahren übergab ihm Oberkampf die oberste Leitung der Fabrikarbeiten. W. wandte Berthollet's chemische Bleichart der Leinwand zuerst im Großen an. Dann erfand er selbst 1792 den Druck mit gestochenen kupfernen Cylindern, machte aber der Revolution wegen erst später im Großen Gebrauch davon. Dieser Kupferdruck fördert so schnell als 24 geübte Arbeiter. Nun erfand er auch eine Maschine, um die Muster in die kupfernen Cylinder zu stechen. Diese leistet in 6 Tagen so viel und so gut als der beste Kupferstecher in 6 Monaten macht. Noch erfand er eine andre Maschine, um Kupferplatten zu stechen. Hierauf erfand er seit 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln durch Dämpfe zu heizen. Man ahmte dies in allen großen Fabriken und auch in Badeanstalten nach. Dann entdeckte er eine Art Farbe: le vert solide d'une seule application, worauf die königl. Gesellschaft zu London einen Preis von 2000 Pf. (50,000 Fr.) gesetzt hatte. Bis dahin hatte man das vert solide nur durch zweimaliges Auftragen, entweder von Indigoblau auf Gelb, oder von Gelb auf Indigoblau erhalten. Den Engländern theilte W. diese wichtige Erfindung nicht mit, daher erhielt er nicht den dort ausgesetzten Preis. Er reiste damals nach England, wo ihn der berühmte Sir Joseph Banks mit Achtung aufnahm. W. lernte daselbst die Maschine zum Öffnen der Baumwolle kennen und führte sie in Frankreich in seiner berühmten Spinnerei zu Essonne ein. Außerdem erwarb er sich noch durch viele technische Verbesserungen ein großes Verdienst um das franz. Gewerbwesen und galt allgemein für den ersten Manufacturisten in Frankreich. Seine letzte Erfindung war eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand, die man, weil das Wasser durch einen Kreislauf siedend in die Blechwanne ein- und ausströmt, hydrocyclephore nennt. Ludwig XVIII. ertheilte dem verdienstvollen Manne das Kreuz der Ehrenlegion. Noch in einem Alter von 54 J. widmete sich W. seinen Arbeiten mit Eifer; dies stumpfte seine Kräfte ab. Er versank in Melancholie und starb 1824. W. war zugleich ein guter Bürger, großmüthig und theilnehmend gegen Unglückliche, auch gegen seine Landsleute, die Schweizer. 20.

Wiebeking (Karl Friedrich v.), k. baierischer Geheimerath, als Gelehrter, Wasserbaumeister und Topograph rühmlichst bekannt, geb. d. 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, widmete sich, nach vollendeten Studien, den topographischen Aufnahmen. Er war 17 J. alt, als ihm die Aufnahme der Charte des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz anvertraut wurde. Sodann nahm er, in Auftrag des preuß. Ministeriums, einen Theil von Pommern und den Netzedistrict auf. 1784 nach Berlin zurückgekehrt, luden ihn die Herzoge von Weimar und Gotha, die ihre Län-

der in genauen topograph. Aufnahmen dargestellt zu sehen wünschten, zu sich ein. W. fing die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortsetzung er aber Andern übergab, und nahm sodann das Herzogthum Weimar und auch die Herrschaft Schmalkalden topographisch auf. Demnächst vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topograph. Aufnahme von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn das Studium der Militair-, der bürgerlichen und der Wasserbaukunde, und 1788 trat er als Wasserbaumeister im Herzogthume Berg in kurpfalzbairische Dienste. Eine Charte von diesem Lande, das er auf eigne Kosten aufnahm, erschien in 4 Blatt. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren 1792 eine Abhandlung über topograph. Charten und Beiträge zum praktischen Wasserbau und zur Maschinenlehre. 1795 erschienen s. „Beiträge zur kurpfälzischen Staatsgeschichte". In dieser Zeit bereiste er zum zweiten Male Holland, und 1796 schrieb er eine Auskunft von dem Übergange der Franzosen über den Rhein und Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues. Bald nachher trat er in darmstädtische Dienste. Er war jetzt vorzüglich beschäftigt, die Materialien zu s. großen Werke über die Wasserbaukunst zu sammeln, und bereiste deßhalb 1798 abermals Holland und die ganze Meeresküste bis Bremen. Bei Gelegenheit des rastadter Congresses verfaßte er eine Denkschrift über die Rheingrenze, worin er überhaupt darthat, daß bei Stromgrenzen der Thalweg eines Stromes die eigentliche Grenze bilde. Die großen Dammanlagen, die er in Vorschlag brachte und ausführte, haben ihre Trefflichkeit bewährt. 1800 machte er eine Reise durch Frankreich, deren Resultate sich in s. „Wasserbaukunst" finden. Die 1. Aufl. dieses classischen Werkes erschien von 1798—1805 in 5 Bdn. 1802 trat er als Hofrath in östr. Dienste. Was er hier gewirkt, zeigen u. A. mehre Chausseeanlagen. Seine Vorschläge zur Schiffbarmachung der March blieben unausgeführt. Auch schrieb er 1804 s. „Theoretisch-praktische Straßenbaukunde". Hindernisse aber, die seiner Thätigkeit entgegentraten, bewogen ihn, 1805 als Geheimerath, Finanzreferendar und Chef des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens in bairische Dienste zurückzutreten. Hier blieb er in einer ausgebreiteten Wirksamkeit bis 1818. In diesem Zeitraume wurden 1813 Stunden Chausseen wiederhergestellt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbaut und über 100 restaurirt, 4 große Durchlaßwehre aufgeführt, bei Lindau ein Hafen mittelst eines massiven Dammes angelegt, unterhalb des stahremberger Sees 1800 Tagewerke Moräste in Wiesen verwandelt, und 17 Hauptflußcorrectionen bewirkt. Zugleich hat W. in dieser Zeit von mehren Werken, namentlich von s. „Wasserbaukunst", eine neue umgearb. Aufl., verschiedene in der münchner Akademie vorgelesene Abhandlungen u. s. w. geliefert. Seit der Niederlegung seiner Ämter beschäftigt er sich mit literarischen Arbeiten. Von s. „Theoretisch-praktisch-bürgerlichen Baukunde, mit Abbildungen antiker Baudenkmale" erschien in München 1821 der 1. Bd., 4., mit 46 K., Fol. Eine ziemlich scharfe Beurtheilung des letztern Werkes findet sich im „Hermes", Nr. XVI. Ferner: „Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civilarchitektur" (München 1824).

Wiebel (Johann Wilhelm v.), D., Leibarzt des Königs von Preußen, Geh. Obermedicinalrath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe und des eisernen Kreuzes 2. Classe, auch russ., östr., franz. und bair. Ordensritter, Mitglied mehrer medicin.-chirurgischen Akademien und gel. Gesellschaften, geb. zu Berlin d. 24. Oct. 1767, studirte daselbst und wurde 1784 Compagniechirurgus und 1792 Stabsarzt beim Feldlazareth während des Rheinfeldzuges. Unter Görcke's Leitung bildete er sich im Gefolge des Heeres zu erfahrungsreicher Berufsthätigkeit in Koblenz, Trier, Luxemburg, Longwy, Verdun, Grandpré, vor Mainz u. a. a. O. aus. 1795 ließ er sich in Erlangen prüfen und zum Doctor ernennen, nachdem er s. Dissertation: „Analecta quaed. de ulceribus pedum vetustis" vertheidigt hatte. Hierauf arbeitete er mit an der Einrichtung der von Görcke vorgeschlagenen Pep',

nière, und wurde 1797 der erste Oberstabsarzt und Subdirector bei dieser Anstalt. 1800 trat W. eine kunstwissenschaftliche Reise an; er sah Deutschland, besonders Wien, dann Italien; hier ließ er sich, um das Hospitalwesen genau kennen zu lernen, von den Franzosen gefangen nehmen, arbeitete selbst in den Hospitälern und führte Krankentransporte. Dann ging er über Verona, Mailand, Pavia, Genua nach Marseille, Lyon und Paris. Im Nov. 1801 ernannte ihn der König zum Arzt beim Cadettencorps in Berlin, und 1807 zum Generalchirurgus beim Garderegiment. 1808 begleitete er den König nach Petersburg und wurde Leibarzt. Nach seiner Rückkehr aus Rußland errichtete er in Potsdam eine russische Badeanstalt und bildete das Gardelazareth zu einer Normalanstalt für künftige Regimentsärzte aus. In dem spätern Feldzügen 1813—15 bewies W. seine Berufstreue in allen Lazarethen von Breslau bis Paris, sowie auf den Schlachtfeldern von Kulm, Leipzig, Bar sur Aube, Brienne u. s. w. Da er den König auf allen Reisen in der neuesten Zeit begleitete, so hat er die merkwürdigsten ausländischen Spitäler und Militairmedicinalanstalten, namentlich die von London, Petersburg, Moskau, Wien, Pesth und Ofen, genau kennen gelernt, und konnte davon in seiner spätern Stellung den zweckmäßigsten Gebrauch für die preuß. Armee machen. Er wurde nämlich 1815, als Görcke's Dienstjubiläum eintrat, zum dereinstigen ersten k. preuß. Generalstabsarzt und Chef des Militairmedicinalwesens ernannt, und 1827 vom König von Preußen geadelt.

Wied, Grafschaft, am Niederrheine und der Lahn, das größte standesherrschaftliche Gebiet im Großherzogthum Niederrhein, gehört dem fürstl. Hause Wied, das schon im 11. Jahrh. blühte. Im 13. Jahrh. kam sie durch Heirath an einen edeln Herrn von Isenburg, von dessen älterm Sohne die nachherigen Grafen dieses Namens, sowie von dem zweiten die Linie der Grafen von Wied hergeleitet werden. Der Letzte dieses Geschlechtes setzte seinen Großneffen, Sohn eines Herrn v. Runkel, zum Erben ein (1554), und dieser ist folglich der Stifter des dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in 2 Linien: 1) **Wied-Runkel**, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn (8½ □M. mit 20,000 Einw.). Der Fürst, Karl Ludwig (geb. 1763), residirt zu Dierdorff (Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied). Er hatte über 60,000 Thlr. Eink. Sein Bruder, Friedrich, war k. östr. Feldmarschallieutenant. Beide Brüder starben im März und im April 1824 ohne Erben. Mit ihm erlosch die Linie Wied-Runkel, und die Besitzungen derselben fielen an die jüngere Linie: **Wied-Neuwied**, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 □M., 12,000 Einw.). Der Fürst, Johann August Karl (geb. 26. Mai 1779), residirt zu **Neuwied** (s. d.), einer schön gebauten Stadt am Rhein, und hat 45,000, seit dem Anfalle der Wied-Runkel'schen Besitzungen aber 105,000 Thlr. Eink. Zusammen hat der Fürst 13 □M. mit 38,900 Einw. und 230,000 Guld. Eink. Beide Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (1806). Die Besitzungen des Hauses Wied liegen unter preuß. Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das nach Nassau gehört. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist **Maximilian** (s. d.), Prinz von **Wied-Neuwied**, berühmt durch s. naturhistorische Reise nach Brasilien. Dem Fürstenthume Wied wurden 1825 von dem Könige von Preußen dieselben Rechte und Vorzüge eingeräumt, welche unter den Standesherrschaften schon früher die Grafschaft Stolberg-Wernigerode erhalten hat. Zu Neuwied ist daher eine eigne fürstl. Regierung, welcher in Justizsachen ꝛc. die Entscheidung in zweiter Instanz zusteht, und welche, unabhängig von den königl. Provinzialregierungen, direct dem Ministerium untergeordnet ist, und wohin, von der letzten Instanz bei der Person des Fürsten, Appellation gelangen darf.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiedererzeugung, s. Reproduction.

Wiedergeburt, s. Palingenesie.

Wiederholungs- (Repetitions- oder Multiplications-) Kreis. Man versteht darunter einen in Grade und deren Unterabtheilungen eingetheilten ganzen Kreis von solcher Einrichtung, daß die Bogen desselben successiv zur wiederholentlichen Messung eines und desselben Winkels angewendet werden können, wodurch die Fehler jener Theilung compensirt werden. Um, so weit es ohne Figur möglich ist, einen allgemeinen Begriff von diesem Instrumente zu geben, stelle man sich einen diesergestalt getheilten, vertical stehenden Kreis vor, der mit einem Fernrohre versehen, und dabei einer rotirenden Bewegung um eine horizontale, gleichwie einer azimuthalen Bewegung um eine verticale Axe fähig ist. Will man nun mit diesem Kreise z. B. die Zenithdistanz eines Objects messen, so stellt man den Index des Verniers am Fernrohre auf 0 der Theilung, bringt den Kreis in den Vertical des Objectes, und rotirt ihn in selbigem, bis das Object im Mittelpunkte des Rohres steht. Dann dreht man den Kreis azimuthal um 180°, so fällt nunmehr jenes 0 ebenso weit jenseits vom Zenith, als es vorher diesseits lag. Richtet man jetzt das Fernrohr wieder nach dem Objecte, so muß man dasselbe dazu den doppelten Abstand vom Zenith durchlaufen lassen, und erhält also den gesuchten Abstand selbst, ohne die eigne Lage des Zeniths berücksichtigen zu dürfen, wenn man den durchlaufenen Bogen halbirt. Auf eine ähnliche Art kann man den betreffenden Winkel vervierfachen, indem man den wieder umgewendeten Kreis nachher rotirt, sodaß das 0 der Theilung nach unten zu stehen kommt u. s. w. Von dieser Vervielfältigung des Winkels, den man schließlich durch die Zahl der Operationen dividirt, erhält das Instrument seinen Namen. — Den ersten Gedanken dieses sinnreichen Verfahrens hat der Astronom Tobias Mayer (s. d.) gehabt, der dieser für die Genauigkeit der Winkelmessungen entscheidenden Erfindung den Namen Artificium multiplicationis beilegte und sie im 2. Bd. der „Comment. Soc. R. Gott." beschrieb. Nachher hat sie namentlich durch den franz. Mathematiker Borda und die engl. Künstler Ramsden, Troughton, Carry noch mancherlei Verbesserungen erfahren. — S. Biot's „Astronomie" (Paris 1811, 2. Aufl., 3 Bde.); ferner die 2. Abth. des 2. Bds. von Littrow's „Populaire Astronomie" (Wien 1825, 2 Bde.). D. N.

Wiederschall, s. Schall und Echo.

Wiederschein, Reflexion, s. Zurückstrahlung.

Wiedersehen nach dem Tode. Mit dem tiefgegründeten Wunsche des Menschen, als vernünftiges Wesen fortzubauern nach dem Tode, verbindet sich gern der Wunsch, auch mit den Unserigen, die uns hienieden lieb und theuer waren, noch nach dem Tode in Verbindung zu stehen, oder vielmehr wieder mit ihnen verbunden zu werden. Man hat viele Gründe dafür angeführt, welche theils aus der Natur des Menschen und insbesondere aus der geistigen, theils aus der Vorstellung von Gott hergenommen sind. Viele dieser Gründe findet man in Sintenis's Schrift: „Oswald, der Greis, mein letzter Glaube, als Nachlaß für meine Freunde" (Leipzig 1813), wogegen die Schrift: „Werden wir uns jenseits wiedersehen?", von Ernst Winkler (Leipzig 1818), darzuthun sucht, daß ein solches Wiedersehen der Unsern zwar nicht als an sich widersprechend, aber doch nicht streng beweisbar sei. Es bleibt also ein Glauben und Hoffen der Menschenbrust, die sich in Dem, was sie nicht mit Klarheit zu erkennen vermag, der ewigen Führung demüthig hingeben muß.

Wiedertäufer, s. Taufgesinnte.

Wieland (Christoph Martin), geb. in der ehemaligen schwäbischen Reichs-

stadt Biberach am 5. Sept. 1733, erhielt von s. Vater, Oberpfarrer daselbst, einem trefflichen Kenner der alten Sprachen, eine sorgfältige Erziehung und den ersten Grund s. wissenschaftlichen Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn daneben in der lat., griech. und hebr. Sprache. Die ungewöhnliche Entwickelung des höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh Aufmerksamkeit. Im 12. Jahre versuchte er bereits sein poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen; er unternahm sogar, die Zerstörung Jerusalems zu besingen, kam aber bald davon ab, ohne eine Probe der unzweckmäßigen Anstrengung übrigzulassen. Die ersten Lebensjahre, wo sich gemeiniglich Das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verflossen W. sehr heiter. Auch seine äußern Umgebungen stimmten sein Gemüth zu sanfter, liebender Empfindung, und brachten etwas Idyllisches in dasselbe. Im 14. Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang er tiefer in den Geist der Alten ein und deutete lernend, lesend, hervorbringend die ersten Grundlinien seiner spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeit an. Die Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Griechen wurde Xenophon sein Liebling, der ihn besonders durch die „Denkwürdigkeiten des Sokrates" und die „Cyropädie" lebhaft anzog. Eine reizende Episode des letztern Werks, die Liebe zwischen Araspes und Panthea, hat er später nach seiner Weise dargestellt. Die kleinen philosophischen Schriften Cicero's las er gleichfalls mit vieler Theilnahme. Die Werke der Engländer Steele und Addison regten ihn um dieselbe Zeit, so mangelhaft sie auch ins Deutsche übersetzt wurden, vielfältig zur Selbstthätigkeit auf. Noch tiefer empfand er, wegen der natürlichen Geistesverwandtschaft, den belebenden Einfluß Shaftesbury's, dessen menschenfreundliche praktische Weisheit, geschmückt mit edler Klarheit und Anmuth, erst zu liebevoller Bewunderung und später zu Nachahmung reizte. Nebenbei bewahrten Voltaire, d'Argens und andre franz. Schriftsteller vor gefährlicher Einseitigkeit und Schwärmerei. Als 16jähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, in Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter erhoben, zart und fast schwächlich am Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er 1½ Jahr bei einem Verwandten in Erfurt zu, der ihn zu derselben noch vorbereitete und ihm überhaupt sehr nützlich wurde. 1750 kehrte W. in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeitlang verweilte. In diesen Aufenthalt fällt seine erste Liebe. Fräulein Sophie v. Guttermann, die späterhin allgemein bekannte und geachtete Sophie v. la Roche, hatte die Neigung des Jünglings gewonnen. Seine erhöhte Stimmung, genährt durch frühere Lieblingsideen, erzeugte auf einem Spaziergange mit Sophien, unmittelbar nach einer Predigt, den Gedanken, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt zu schreiben, welches auch in den Suppl. zu s. Werken (1. Bd.) abgedruckt ist und dem Publicum zu seiner Zeit behagte, obwol der Verf. später das ganze Erzeugniß für einen unreifen Versuch der sich selbst verkennenden Jugend erklärte. — Im Herbste 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, nicht eben aus entschiedener Vorliebe; er beschäftigte sich daher am meisten mit den humanistischen Wissenschaften und machte sich mit dem Neuesten bekannt, was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwarb er sich eine Menge gründlicher Kenntnisse, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlafft wäre. Die Richtung desselben in dieser Zeit bezeichnen die „Zehn moralische Briefe" (1751). Sie sind sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet und rechtfertigten die damalige günstige Aufnahme durch eine glückliche Verbindung von Laune, Feinheit und Weltklugheit. Um diese Zeit schrieb er auch ein Lehrgedicht: „Anti-Ovid", in jener freiern Versart, deren sich schon die Franzosen statt der damals üblichen Alexandriner mit Glück bedient hatten.

Es war das Werk weniger Tage, und nicht von Bedeutung. Nun ergriff auch Klopstock's undeutscher Genius sein innerstes Wesen unwiderstehlich. „Als ich den Messias las (die 5 ersten Gesänge)", sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!" Dieses Geständniß ist indeß mehr aus der vollen Brust des angehenden Dichters als aus seiner verwandtschaftlichen Natur zu erklären, die sich im Grunde nach ganz andern Seiten hinneigte. — Von Tübingen kehrte W. 1752 nach Biberach zurück. War er gleich früher gesonnen gewesen, in Göttingen die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu betreten, so begab er sich jetzt dennoch, auf ergangene Einladung, zu Bodmer nach Zürich in das freie Verhältniß eines literarischen Gesellschafters. Auch Klopstock war ein Jahr zuvor bei Bodmer gewesen; der Ruhm des Letztern überschritt damals merklich das Maß des ihm zukommenden Verdienstes. Sein Haus wurde für Wieland ein Tempel der Musen. Dieser verdankte nicht nur dem Umgange des väterlichen Freundes manche belehrende Aufmunterung, sondern lernte auch die Repräsentanten der frisch aufblühenden deutschen Literatur aus ihren Schriften kennen, Männer wie Hagedorn, Gleim, Haller, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Ähnliche. Zürich selbst verband in einem engen geselligen Kreise mehre ausgezeichnete Gelehrte und Künstler, z. B. Breitinger, Hirzel, Sal. Geßner, Füßli, Heß u. s. w. Bodmer's herzliche Neigung, sein erworbenes Ansehen, vielleicht auch sein Übergewicht von Jahren, gab der bildsamen Geschmeidigkeit W.'s nicht immer die beste Richtung. Er besorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen Bodmer die neue Aufl. der Sammlung der zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottsched'sche Schule von 1741—44, und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser literarische Kampf hat zu seiner Zeit den Fortschritt zum Bessern mächtig gefördert, und bildet einen eignen Abschnitt in der Geschichte unserer schönwissenschaftlichen Bildung. Auch schrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmer'schen epischen Gedichtes „Noah", die freilich mehr den bestochenen Freund als den strengen Kritiker zeigte. Bodmer pflegte Vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu treiben, hingegeben den wechselnden Eindrücken seiner letzten Lecture. W., ursprünglich selbst von springender Productionslust beherrscht, folgte nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele, wie die Menge und Beschaffenheit seiner im Bodmer'schen Hause verfaßten Schriften darthut, z. B. „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (1753), auf Veranlassung eines engl. Werkes; „Der geprüfte Abraham", episches Gedicht in 3 Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster, keineswegs glücklich, mitgewirkt hatte; verschiedene Hymnen und Psalmen; „Platonische Betrachtungen über den Menschen"; „Timoklea"; „Die Sympathie"; „Das Gesicht des Mirza"; „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" (1754 und 1755). Das eingeflochtene und fortgesetzte Studium des Plato, so wohlthätig es an und für sich hätte werden können, versetzte dagegen das Element der christlichen Poesie mit einer gewissen schwärmerischen Überschwenglichkeit, an der bei weitem mehr die Üppigkeit der Phantasie als die Tiefe des Gefühls Theil hatte. Zum Glück bewahrte den Dichter das kräftigende Studium griech. Lebensweisheit, hauptsächlich an der Quelle des Xenophon, vor größern und neuen Verirrungen. 1756 brach der siebenjährige Krieg aus. W. lebte zwar von dem Schauplatze desselben entfernt, nahm jedoch an den sich drängenden Begebenheiten, sowie an dem Haupthelden, Friedrich d. Gr., den lebhaftesten Antheil, und ward dadurch auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten 5 Gesänge dieses Gedichts erschienen noch 1757, und wurden hier und da so gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausg. davon gemacht werden konnte; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet, wurde jedoch auch als bloßes Bruchstück in der neuesten Ausg. sämmtl. Werke wieder abge-

Digitized by Google

druckt. Nach einigen unglücklichen dramatischen Versuchen: „Lady Johanna Gray" und „Clementine von Porretta", wandte sich das Talent des Verf. wieder nach der heitern, ihm ungleich mehr zusagenden Welt der Griechen zurück. Die schon oben erwähnte Episode aus der „Cyropädie" des Xenophon, Araspes und Panthea, erschien um diese Zeit und kündigte den Dichter der Liebe vielversprechend an. Bodmer's Haus hatte W. schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier züricher Familien 4 Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern entwickelte seine Natur, unter dem Einflusse bildender Frauen, eine immer bestimmtere Richtung. Er lernte hier unter Andern auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte, bis endlich das J. 1760 ihn in seine Vaterstadt zurückversetzte. — Ohne sein Zuthun, ja gegen seine Neigung, wurde er in den Rath dieser Stadt aufgenommen; allein er fühlte bald, daß die Geschäfte dieses Amtes sich mit seiner Eigenthümlichkeit nicht recht vereinigen lassen wollten, auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geselligkeit gekostet, als daß es ihm in dem beschränkten Biberach hätte gefallen können. Dazu kam noch, daß er die erste Geliebte seines Herzens als Sophie v. la Roche vermählt wiederfand. Dies Alles drängte die nach schöpferischer Darstellung rastlos strebende Phantasie in die innere Welt des Gemüthes zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannigfaltigste belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, nämlich die Übersetzung Shakspeare's. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildeten und mitunter auch irregeleiteten Deutschen, bei seiner vorherrschenden Neigung zum Artigen, Leichten und Geschwätzigen, gelingen konnte, den Geist des erhabenen, so wunderbar originellen Briten sich ganz anzueignen, so leistete W. doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel und brach die Bahn, auf der seine Nachfolger nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburg'sche Übersetzung war auch nur eine Verbesserung der W.'schen. W.'s Arbeit erschien (1762—66) in 8 Bdn. bei Geßner, Orell und Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele. Eschenburg fügte in s. Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. — W. fühlte sich in der angenehmsten Umgebung, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft ihres Gatten und des Grafen v. Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe führte. Letzterer, der kurmainzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, den Abend seines Lebens zu Warthausen, einem seiner Güter unweit Biberach, zuzubringen, und da er mit dem feinen Tone des Weltmannes gründliche Kenntniß und Geistesbildung vereinigte, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind aller Schwärmerei und Überspannung, so fand W. in dem Hause desselben im Ganzen genommen recht eigentlich seine Heimath. Auch befreundete ihn die Wirklichkeit durch die Wahrheit einer edeln Mäßigung hier näher mit manchem sonst bloß erträumten Genuß. Es ist jedoch die Frage, ob der schnelle Übergang von religiöser Phantasterei, zum Theil einer Frucht der frühern Verhältnisse, zu der abkühlenden Klarheit einer geordneten Erfahrungswelt, der Innigkeit im Auffassen und Schaffen nicht einigen Abbruch gethan hat. So viel bleibt ausgemacht, daß die Lebensweisheit des Dichters, so reizend er sie auch ausspricht, von jetzt an häufig die Spuren der später so schwunghaften Aufklärerei verräth. Die auserlesene Bibliothek des Grafen, besonders vollständig im Fache der neuesten franz. und engl. Literatur, trug nicht wenig zu der veränderten Denkart bei, welche außerdem durch die Polemik eines geistreichen Umganges fortwährend befestigt wurde. Bekanntlich hat man unserm Dichter die Vorliebe für Gegenstände einer lüsternen, wollüstigen Phantasie von vielen Seiten her zur Last gelegt. Es ist unmöglich, W. durchaus gegen den Vorwurf zu vertheidigen. Doch folgte er bei Darstellungen der Art keineswegs etwa

einem verführerischen Naturtriebe, denn er gab von dieser Seite im Leben keine Blößen, sondern er wurde dazu bestimmt durch das heitere Spiel der Phantasie und im schlimmsten Falle durch das übergroße Streben nach unfehlbarer Wirksamkeit. Das erste Erzeugniß, welches den Ausdruck jener französisch-griechischen Sinnlichkeit anschträgt, war die poetische Erzählung: „Nadine", welche er selbst eine Schöpfung in Prior's Manier nennt. Auf dieselbe folgten (1764) die „Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei". Hier diente dem Verf. der „Don Quixotte", den er sehr liebte, zum Muster, er erreichte ihn aber weder in Anlage noch Behandlung. In die J. 1766 und 1767 fällt die erste Erscheinung des „Agathon", welcher W.'s Ruhm am meisten begründen half. Er hatte die Idee zu diesem Werke schon während seines Aufenthalts in der Schweiz gefaßt, und sich immerwährend, auch indeß er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er 1764 an die Ausarbeitung desselben ging. „Die Absicht des Verf.", sagt dieser selbst von seinem Werke, „war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe". Übrigens ist dies geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können. Auch in den berühmten „Literaturbriefen" wird dieses trefflichen Erzeugnisses mit gebührendem Nachdruck gedacht. Die Liebe war es, die unsern Dichter in allen ihren Erscheinungen vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine Ansichten davon in einem größern Gedichte, „Psyche", niederzulegen, allein es entstanden leider nur Bruchstücke davon. Umfassender stellen sie sich dar in „Idris und Zenide", obgleich auch diese Arbeit nicht vollendet ist, am reizendsten und edelsten aber in der „Musarion" (1768), einem durch Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung vielleicht einzigen Werke, das er selbst nach dem angestrebten Zweck eine Philosophie der Grazien nannte. Diese liehen ihm auch zu einem besondern Gedichte den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, bloß der Sinnlichkeit fröhnende. Der „Neue Amadis" (1771) will den Triumph innerer, geistiger Schönheit über bloß körperliche schildern: ein Thema, das der Dichter noch einmal in den letzten Jahren seines Lebens durch „Krates und Hipparchia" auszuführen suchte. Wenn, wie es heißt, der „Tristram Shandy" die Veranlassung zum „Neuen Amadis" gegeben hat, so läßt sich dies wenigstens aus der verschiedenen Natur beider Werke nicht recht erklären. 1765 verehelichte sich W. mit einer eben nicht schönen, aber edlen und anziehenden Augsburgerin, und 1769 ward er als Professor primarius der Philosophie auf die Universität zu Erfurt berufen, die damals während der kurmainzischen Regierung unter der wohlthätigen Leitung des hochgebildeten Freih. v. Dalberg (nachherigen Fürsten Primas) stand. Bald erfuhr W. in dem neuen Wirkungskreise, daß ihm hier manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe; deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so lieb gewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel, Bahrdt, Meusel u. A. zustattenkam. In der stufenmäßigen Entwickelung seines Wesens verdient es eine besondere Bemerkung, daß er sich von jetzt an nicht mehr so ausschließend auf die erotische Poesie beschränkte. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem „Verklagten Amor", wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewissermaßen rechtfertigte, sowie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in den „Dialogen des Diogenes von Sinope" (1770) der Welt mittheilte. Im Geiste des feinern Cynismus verfaßte er bald darauf das vielbesprochene Gedicht

„Kombabus", dessen mehr als zweideutiger Gegenstand an die äußersten Grenzen des öffentlich Erlaubten streift, behandelte ihn aber mit einem so einzigen Geschick, daß man deßhalb um Vieles leichter über die gewagte Freiheit hinwegsieht. Sein Forschungseifer erhielt eine fruchtbare Nahrung in 2 merkwürdigen Zeichen der Zeit, in Rousseau's Schriften und Josephs II. Verbesserungen. Unter dem Titel: „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur" (1770) schrieb er gegen die interessanten Neuerungen und Paradoxen Rousseau's mit eingreifender Menschenkenntniß, gefälliger Klarheit und munterer Gewandtheit. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich sehnenden Menschheit, und eingedenk seines hohen Berufs, wiewol oft zu unaufhaltsam fortgerissen von dem Wunsche, Frucht und Blüthe zugleich an dem gepflanzten Baume zu sehen, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem Leben des Staats vor und entzündete alle gleichgestimmte Seelen mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch W. in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieser Richtung seiner geistigen Thätigkeit verdanken wir den „Goldenen Spiegel" (1772), „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben". — Jetzt beginnt für die volle Entwickelung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste Periode, da sie ihm, außer der ihm so ganz gerechten äußern Umgebung, auch die hinreichende Muße gewährte: sie ist sein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia hatte 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich so auf einmal zwischen die Regierung des Landes und die Sorge für die Erziehung zweier Söhne gestellt. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten genügt; unterdessen waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde W. durch den Freih. v. Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueste kennen gelernt hatte, vorgeschlagen, und er nahm den ehrenden Ruf mit Freuden an. 1772 ging er, mit dem Charakter eines herzogl. sachsen-weimarischen Hofraths, der Zusicherung eines Gehalts von 1000 Thlrn., so lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und unter der Aussicht auf eine lebenslängliche Pension von 600 Thlrn. *), nach Weimar ab. Hier regte sich noch kein bestimmtes Zeichen der spätern geistreichen Lebensfülle. Indessen fehlte es nicht an einer stillen Vorbereitung, mehre ausgezeichnete Männer arbeiteten für dieselbe, die Namen eines Eckhof, Brandes, Beck, Seiler und die eines Musäus, v. Einsiedel, v. Knebel, v. Voigt, Bertuch u. s. w. bestätigen dies. W. war in solcher Gesellschaft ganz an seinem Platze, und sein Genius regte, von innerer Zufriedenheit belebt und durch mannigfache Ermunterung von Außen gehoben, muthiger die Schwingen. Er faßte vor der Hand besonders das Schauspiel ins Auge, daher die Entstehung des dramatischen Gedichts: „Die Wahl des Hercules", und der „Alceste", die den 29. Mai 1773 zum ersten Male auf dem weimarischen Hoftheater erschien und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde, ohne jedoch denselben für eine spätere Zeit mit Erfolg behaupten zu können. Bedeutender für die gesammte deutsche Literatur ward die Herausgabe des „Deutschen Merkurs", einer Monatsschrift, der sich W. bis an das Ende seines Lebens mit der größten Sorgfalt und ganzem Herzen widmete. Er hatte jetzt die Pflicht und Gelegenheit, von den höchsten Grundsätzen des Schönen bis zu den gewöhnlichen Regeln der poetischen Form herab, seine Ansicht einem ausgebreiteten und aufmerksamen Publicum vorzulegen. Im Ganzen war seine ästhetische Kritik weder rein noch tief genug, sie litt besonders von mehren Seiten

*) Der letztverstorbene Großherzog von Weimar hat seinem geliebten Lehrer stets seinen ganzen Gehalt von 1000 Thlrn. als Pension gelassen.

an der Ansteckung einer zahmen, vornehmen conventionellen Beschränktheit, wie diese vorzüglich damals in Frankreich herrschte. W.'s Briefe über seine „Alceste", im Sept.-Heft des „Merkurs" von 1773 befindlich, enthalten hinreichende Spuren der erwähnten falschen Richtung, worüber 2 der ersten Männer in deutscher Art und Kunst, Göthe und Herder, sogleich öffentlich in Harnisch geriethen. Der Erstere schrieb eine Satyre dagegen mit der vollsten Ladung unter dem Titel: „Götter, Helden und Wieland", welche die große Natur, die in ihm lebte, an der armen und kurzsichtigen Cirkelei der Afterkunst rächen sollte. Lenz gab sie zu Strasburg heraus, und so kam sie in W.'s Hände; allein dieser, den aufstrebenden Genius des großen Dichters nicht verkennend, erwiderte jenen Angriff mit leichtem Scherz und der ihm eigenthümlichen Milde. Göthe's Farce machte, da sein Dichterruhm sich schon mächtig zu verbreiten begann, gewaltiges Aufsehen. Auch W.'s Zöglingen, den Prinzen von Weimar, blieb sie nicht fremd, und zog Beide vielleicht dem Verf. derselben um so schneller entgegen, als sie ihn bald nachher auf ihrer Reise nach Frankreich in Frankf. a. M. kennen lernten. Göthe selbst erzählt in seiner Biographie den Gang der Dinge, der ihn nach Weimar in die fürstl. Nähe brachte, wo später auch Herder seinen Wirkungskreis fand. Jetzt richteten sich die Augen von ganz Deutschland auf den Musensitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden versprach. Er wurde dies wirklich, und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, war die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn das damalige Geschlecht früher kaum hatte zu denken gewagt. Alles, was die Kunst, die Wissenschaften und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier sogleich die ehrendste Aufnahme und Würdigung. Da lähmte kein starres Rangverhältniß den aufstrebenden Genius, denn die edle Amalie war als geweihte Priesterin sittlicher Schönheit das sichtbare Gesetz, dem die Geister im Gefühle der Freiheit huldigten. In einem solchen Kreise bekräftigten Männer wie Göthe, Herder, W. nun auch äußerlich den Bund der Thätigkeit, welcher sie innerlich beseelte, und schmückten sich und die Fürstin, die sie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Kränzen. W.'s schriftstellerisches Talent entwickelte sich hier immer mehr, und in einer Reihe von mehr als 20 J. ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen wie in der literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Seine Lebensphilosophie athmet den Geist des Sokrates, mitunter auch wol eine Beimischung im Sinne des Aristipp. Besonders beschäftigte ihn das Praktische, Reinmenschliche, Leichtfaßliche im Gebiete der Forschung, dem er durch eine glückliche Methode, die auch Zweifel geschickt einwebte und verarbeitete, eine interessante Seite abzugewinnen wußte, zumal für das Bedürfniß gebildeter Weltleute. Er hat dadurch unsere Literatur mit Schriften bereichert, deren seltenes Verdienst uns hauptsächlich das musterhafte Beispiel der Franzosen und Engländer hat kennen lehren. Seine historischen Bemühungen, wiewol sie nicht in einem bedeutenden Werke hervortreten, gefallen durch belebende Einbildungskraft, angenehm benutzte Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und durchblickendes Wohlwollen. Diese ernsthaften Beschäftigungen schadeten keineswegs seiner dichterischen Fruchtbarkeit; diese gab sich laut kund in der „Geschichte der Abderiten" (1773), einem überaus ergötzlichen, glücklich eingreifenden Werke, das die Muse der Weisheit unter dem Gewande des Satyrs anmuthig verkleidet. Daran schlossen sich der Zeit nach Erzählungen und Märchen, theils fremden Originalen nachgebildet, theils selbst erfunden. Dagegen wird „Oberon", ein romantisches Heldengedicht, mag auch der Ton zuweilen aus der rechten Haltung fallen und mehres Fremdartige eingemischt sein, mag selbst die technische Form manchen Tadel verdienen, dennoch den Ruhm des Dichters, als sein gelungenstes Werk unter den größern, mit Sicherheit auf die dankbare und bewundernde Nachwelt bringen. Die Verdeutschung des Horaz und Lucian, vorzüglich des Erstgenannten, erfolgten darauf in der Weise, die er schon

für Shakspeare mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet hatte, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß jene beiden seiner Eigenthümlichkeit an und für sich weit mehr zusagten und er also Ton und Farbe auch besser traf. So sehr der Hang zu erläuternden Einschiebseln den vertrauten Kenner häufig stört, so bequem ist ein solches aus einander gezogenes Umschreiben für den Genuß des größern Publicums. Horaz und Lucian haben in dieser W.'schen Gestalt den Deutschen reiche Früchte getragen. W. erklärte selbst die Horaz'schen Briefe und Commentare für diejenigen seiner Arbeiten, auf die er am meisten Werth lege und woraus sein Kopf, Herz, Geschmack, Vorstellungsart und Individualcharakter am genauesten bekannt werde. Aus dem anhaltenden Umgange mit Lucian entstand (1791) ein originelles Werk: „Peregrinus Proteus", zu dem sich der „Agathodämon" wie ein Seitenstück verhält. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde wol erwünscht sein, sie vom Verf. selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausg. zu besitzen. Eine solche veranstaltete der um die deutsche Literatur hochverdiente Buchhändler Göschen zu Leipzig (seit 1794 in 2 Ausg., 4. u. 8., 36 Bde., 6 Suppl.; neue Aufl. von Gruber, seit 1820; Taschenausg. in 16., 51 Thle., seit 1824), u. der Verf. wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Osmannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heiterer Muße hinzubringen gedachte. Da er stets ein Feind von Luxus und Üppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte, trotz seiner sich beträchtlich mehrenden Familie, denn seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder, immer genügt und fortwährend genug übrig gelassen, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun war auch, über die Grenze seines Lebens hinaus, für die Unversorgten gesorgt, und dies erheiterte ihm seine letzten Tage gar sehr. Er lebte von 1798 an bis 1803 fortwährend in Osmannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, worunter sein „Attisches Museum" keine der geringsten ist. Er führte dadurch den lang gehegten Entschluß aus, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griech. Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" gehört dieser Periode an. 1803 verkaufte er sein geliebtes Osmannstädt wieder, weil er es in ökonomischer Hinsicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer erkauft. Er lebte nun wieder in Weimar, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überstand er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzlichsten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner Gönnerin und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller u. A., die er liebte und ehrte. Durch mehre Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern; am meisten gelang ihm dies durch die Übers. von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeigungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St.-Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, in das franz. Institut, und mehre glückliche Ereignisse, milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner von ihm innigst geliebten Gattin (1801) gehörte, mit der er ein langes Leben in fast beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sein Tod erfolgte erst den 20. Jan. 1813 im 81. J. seines rühmlichen Lebens. Seine sterblichen Überreste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano, zu Osmannstädt, seiner Wahl gemäß, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter selbst verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Im Allgemeinen läßt sich für seine Charakteristik ungefähr Folgendes sagen. Er war kein dichterischer Urgeist, wie z. B. Göthe, Jean Paul, sein eigenthümlicher Vorzug bestand im freien Aneignen und weitern Ausbilden des Vorgefundenen, dem er mit großer, zuweilen ausschweifender Geschmeidigkeit das Siegel seines Geistes aufdrückte. Seine Darstellungen der griech. Welt, in denen er sich so wohl gefiel, sind Nichts weniger als vollkommen rein, es regt sich darin der Einfluß eines weichlichen, anspruchsvollen, halb und halb französirenden Geschmacks. Das Tiefste der menschlichen Natur hat er eigentlich nie wahrhaft ausgesprochen, weder in der Liebe, noch der Religion, noch der Kunst, oder der Philosophie; er hielt sich mehr in einer glücklichen Mitte und wußte selbst der Oberfläche zuweilen den täuschenden Schein der Gründlichkeit zu geben, überall Meister der leichtesten, einschmeichelnden Grazie und für seinen Zweck auch ein trefflicher Sprachkünstler, wie denn z. B. Jean Paul seine langathmige Prosa recht eigentlich das Organ der Ironie nennt, sowie er denn selbst in seinen interessanten „Briefen an Sophie la Roche" (herausg. von F. Horn, Berl. 1820) sagt: „Ironie ma figure favorite". Aus diesen Umständen erklärt es sich, warum er keine durchgreifende und fortdauernde Wirkung auf unsere Literatur hervorgebracht hat; sein großes, unschätzbares Verdienst ist die nicht zu berechnende Summe von Kenntniß, Geschmack, Bildung, die er unmittelbar durch eine Reihe von Jahren der Mitwelt zuführte, von der sie sich auf uns in der Stille vererbte. Hat man ihn zuweilen überschätzt, so ist er dafür in der Revolutionszeit unserer Ästhetik über alle Gebühr herabgesetzt worden. Er gehört zu den ersten Männern Deutschlands und wird als solcher in dem hohen Kreise ewig leben. Eine ausführlichere Entwickelung der Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftstellers findet der Leser in der Biographie W.'s von Gruber; auch ist in einem Aufsatz im „Morgenblatt" von 1818 unter der Aufschrift: „Wieland's Andenken in der Loge Amalia zu Weimar", die Persönlichkeit des Verewigten mit Meisterhand gezeichnet.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, berühmt wegen ihrer unerschöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben, die sich über 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe erstrecken; wie weit das Salz in die Tiefe geht, hat bis jetzt nicht ergründet werden können, und es ist daher gewissermaßen als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz untergraben und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit der Mitte des 13. Jahrh. hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind 6 auf freiem Felde, und 2 von der Stadt aus; die letztern beiden zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß tief hinunter, oder steigt eine eigens eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab, und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehre 100 Klaftern weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Man sieht hier unter Anderm eine von einem Bergmanne aus Salzstein errichtete Capelle, worin aber nicht Messe gelesen wird, wie es in den gewöhnlichen Beschreibungen heißt, welche überhaupt Wieliczka zu wunderbar schildern und das Salzwerk zu einer unterirdischen Stadt machen. Es arbeiten zwar viele Menschen, nach Einigen an 1700, nach Lichtenstern 500, in den Gruben, aber es wohnen keine wirklich darin, und in den Pferdeställen befinden sich Pferde, die jedoch nicht zum Ziehen, sondern um die Göpel in Bewegung zu setzen, gebraucht werden. Die durch das Ausbrechen des Salzes entstandenen Gewölbe werden Verhaue genannt. Mehre derselben sind verschlossen, und dienen zu Vorrathskammern für die leeren und vollen Salztonnen. Einer von diesen Verhauen heißt der große Saal, wo man ein Chor für Tonkünstler in die Felsenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Fossilien und Versteinerungen, die man im Gestein gefunden hat,

antrifft. Die verschiedenen Arten des Salzes, alle Kryſtalliſationen, von den feinſten ſtrahlenförmigen bis zu den gröbſten, ſind hier geſammelt. Der ungewohnte Anblick der weitläufigen unterirdiſchen Gänge, der vielen Gemächer und Behältniſſe, der ſoeben angeführten Capelle und der Stallung für 20—30 Pferde erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigne Empfindung der größten Überraſchung; denn Alles dies iſt in feſtes Salz gebildet, welches an mehren Stellen ſo mächtig wird, daß man über einander an einem Orte 2 Säle aushauen konnte, die zuſammen eine ſenkrechte Höhe von 16—17 Klafter haben. Die Gewinnung des Salzes geſchieht theils mittelſt des Spitzhammers, theils durch Sprengen mit Schießpulver, und die gewöhnlichen Formen, in welchen die hieſigen Salzgattungen erzeugt werden, ſind entweder Cylinder, oder ſogen. Ballwannen von 5—10 Ctnrn., oder längliche Vierecke von 140—150 Pfund, dann Stück- oder Minutienſalz, welches in halbe und ganze Tonnen zu 2½—5 Ctnr. eingeſchlagen wird. Die jährliche Ausbeute von dieſem größten aller Salzwerke beträgt 700,000 Ctnr., und gewährt mit dem nicht weit davon entfernten ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Ctnr. liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von 2 Mill. Gldn. Es iſt immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Ctnrn. vorhanden. Die Gruben zu Wieliczka geben 3 Arten Salz. Die geringſte Sorte iſt mit Letten vermiſcht und hat einen grünlichen Schein. Das beſte iſt das Kryſtallſalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Seine Farbe iſt dunkelgrau mit Gelb untermiſcht. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil ſtarke Stücken ſchwarzen Holzes. Das Salz in den Gruben zu Bochnia iſt etwas feiner und wird durchaus in Fäſſer geſchlagen. Dieſe Salzwerke gehörten ehemals, wie Galizien ſelbſt, zum Königreiche Polen, kamen aber 1772 an Öſtreich. Durch den 1809 zu Wien geſchloſſenen Frieden wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiſer von Öſtreich und dem Herzogthum Warſchau gemeinſchaftlich überlaſſen. Beide Theile ſtellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinſchaftlichen Verwaltung an und hielten auch, bloß der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daſelbſt. Nach dem pariſer Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des wiener Congreſſes, dieſe Salzwerke wieder ganz an Öſtreich. Der geſchickte ſächſiſche Mechanikus, Bergrath J. G. Borlach, hat Grundriſſe von den Gängen dieſes Salzwerkes gefertigt, welche J. E. Nilſon zu Augsburg in 4 großen Blättern in Kupfer geſtochen hat. Eben dieſer Kupferſtecher hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müller's Zeichnung geliefert, welches einen anſchaulichen Begriff von dieſen merkwürdigen unterirdiſchen Gruben gibt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem längs den karpathiſchen Gebirgen in einer Länge von ungefähr 120 deutſchen Meilen hinlaufenden unterirdiſchen Salzſtocke, der ſich zu Oska-Rimnik in der Walachei endigt, zuſammenhängen. (S. Fichtel's „Geſchichte des Steinſalzes und der Steinſalzgruben in Siebenbürgen", Nürnberg 1780.) — Die Stadt Wieliczka (2 Stunden von Krakau, mit 3400 E. in 340 H.) iſt der Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter deſſen Leitung auch das Salzwerk zu Bochnia ſteht.

Wien, eine der älteſten deutſchen Städte, iſt, wie viele derſelben, aus dem Standlager hervorgegangen, das die Römer, um von hieraus die Donau zu beherrſchen, ſchon ſehr früh aufſchlugen, und das bereits unter Auguſt bis Veſpaſian immer eine, auch wol 2 Legionen enthielt. Das 5. Jahrh. machte zwar der Römerherrſchaft ein Ende, allein über das Geſchick der beſtehenden militairiſchen Niederlaſſung entſchied nicht Waffengewalt, ſondern ein Vertrag. Hauptſächlich trug das Chriſtenthum, das bereits mit dem Schluß d. 5. Jahrh. längs der Donau die dortigen Völkerſchaften entwildert hatte, weſentlich zu ihrem Aufblühen bei. 791 fiel Öſtreich und ſomit auch Wien, nach Beſiegung der Hunnen, in die Ge-

walt Karls d. Gr., der nach seiner weisen Sitte daselbst eine Kirche bauen ließ. Es ist bekannt, wie er sein Gebiet auf gefährlichen Punkten durch Mark- oder Grenzgrafschaften sicherte. Diese Maßregel wirkte auch hier noch später wohlthätig fort. Um 984 wurde Leopold, Graf von Babenberg, Markgraf von Östreich, und als solcher Stammvater eines glorreichen Herrschergeschlechts. Heinrich II., zugenannt Jasomirgott, seit 1141 Markgraf, legte den ersten Grundstein zu der hochberühmten St.-Stephanskirche, baute 1160 eine Burg oder Residenz in der Stadt Wien auf der Stelle, wo jetzt die Kriegskanzlei steht (anfangs hatten die östr. Markgrafen in Medling, nachher auf dem Kahlenberge gewohnt), vergrößerte die Kirche zu Maria-Stiegen und stiftete 1155 das Schottenkloster. Ebenderselbe wurde unter besondern Begünstigungen vom Kaiser Friedrich I. zum ersten Herzog von Ober- und Niederöstreich erhoben. Unter dem Herzog Leopold VII. erhielt Wien eine Art von Stapelgerechtigkeit und eine zweckmäßigere Einrichtung der obersten Stadtbehörde, wodurch Handel, Erwerbsamkeit und Ordnung sich fühlbar hoben. Das Glück jener Zeit verkündigen mehre alte, sagenhafte Nachrichten. Wien, unter 34° 2′ 30″ der L. u. 48° 12′ 36″ der Br., am südl. Ufer der Donau gelegen, mußte indessen besonders seit der Zeit gewinnen, als es die beständige Residenz der deutschen Kaiser wurde, und daher kommt es wol auch, daß diese Stadt, an sich nicht groß, einen so bedeutenden Raum durch ihre vielen (34) Vorstädte einnimmt, die seit 1703 bereits durch die sogenannte Linie, d. h. eine Mauer und einen Graben, eingeschlossen, jetzt mit der Stadt um so mehr ein Ganzes bilden, da die ansehnlichen Festungswerke, welche bis 1809 Stadt und Vorstädte selbst trennten, seit diesem Jahre gänzlich vertilgt und in angenehme Spaziergänge umgewandelt worden sind. Die eigentliche Stadt läßt sich als den Kern, den Mittelpunkt ansehen, um welchen jene vielen Vorstädte ringsherum sich nach und nach angeschlossen haben, so zwar, daß sie in dem äußersten Umfange eine Linie von mehr als 3 deutschen Meilen betragen — was also Wien zu einer der größten Städte Europas und zur größten in Deutschland erhebt —, auf welcher Fläche nicht weniger als 7462 Gebäude, mit Ausschluß der Kirchen, stehen, wovon 1217 auf die Stadt selbst kommen. Die Ableitung des Namens (Wien) steht kritisch noch lange nicht fest; selbst in der Geschichte der Stadt Wien von dem Freih. v. Hormayr ist für die Sichtung der unstatthaften Nachrichten nichts Befriedigendes geschehen. Das Klima ist auffallend unbeständig, wozu die fast unabläßigen Winde, begünstigt von den nahen Bergen, empfindlich beitragen, indem sie zugleich am Boden den raschesten Wechsel von Näße und Trockenheit herbeiführen. Staubwirbel sind daher, zumal in den freiern und entlegenen Gegenden, wegen der starken Versetzung mit Kies, die herrschende Hauptplage der Stadt. Ihre südliche Lage wirkt bedeutend auf die Milde der Witterung ein. In der Nähe des Belvedere ist die Luft am gesündesten. Die häufigen Krankheiten der Brust, insonderheit der Lunge, mögen theils von der überwiegend trockenen und scharfen Atmosphäre, theils von den unregelmäßigen Genüssen herrühren. Wien, die eigentliche Stadt, hat 12 Thore, wovon inzwischen nur 7 für den allgemeinen Verkehr bestimmt sind, darunter das schöne neue, am 18. Oct. 1824 eröffnete Burgthor, 8 größere und 10 kleinere öffentliche Plätze und 110 große und kleine Gassen, die aber, wie in den meisten Städten alten Ursprungs, selten eine große Breite und eine gerade Richtung zeigen. Überhaupt blickt die allmälige Vergrößerung überall auf eine merkwürdige Art durch. Auch jene größern 8 freien Plätze sind, den sogenannten Hof ausgenommen, mehr erweiterte Straßen und können sich mit andern in Berlin, Venedig, Paris und Petersburg keineswegs messen. Der Josephsplatz ist der schönste, allen bessern Menschen, insonderheit allen wohlgesinnten Östreichern ein Ort der dankbarsten Erinnerung durch die Statue des hochstrebenden Kaisers, nach welchem er heißt; sie hat als Kunstwerk, von Zauner's Hand, keinen beson-

dem Werth; ausgezeichneter sind die Basreliefs der Basis. Der erste Graben und der Kohlmarkt glänzen besonders durch lebhaften Verkehr und die reiche, geschmackvolle Ausstellung von Artikeln des Luxus, der Mode, überhaupt aller feinern Bedürfnisse. So wenig Wien überhaupt für eine schöne Stadt gelten kann, so wenig zeichnen sich auch, seltene Ausnahmen abgerechnet, die zahlreichen Paläste durch reinen Styl und edlen Geschmack aus; selbst die neueste Zeit läßt darin keinen Fortschritt spüren, wie z. B. der Bau des polytechnischen Instituts beweist. Ungleich besser sieht es mit dem Brückenbau aus. Auch das neue Thor in der Nähe der Burg verdient mehr Lob als das kürzlich vollendete Gebäude der Nationalbank. Dessenungeachtet machen die während der gegenwärtigen Regierung theils ausgeführten, theils entworfenen Verschönerungen in Absicht auf Ausdehnung, Zusammenhang, Bequemlichkeit, Epoche in der Geschichte der Stadt, besonders wenn das Pflastern der Vorstädte, womit schon hier und da der Anfang gemacht ist, noch ferner mit Nachdruck betrieben wird. Die kaiserl. Burg wirkt mehr durch Umfang und Alterthum aufs Auge, als durch Schönheit und Übereinstimmung. Unter den 14 Hauptkirchen der Stadt ist die Stephanskirche die älteste, größte und prächtigste. Die Grabmäler und Monumente vieler Fürsten, Helden und Bischöfe, interessante Gemälde und 38 Altäre schmücken ihr Inneres. Ihr Thurm ist einer der höchsten in Europa und gewährt einen großen Überblick der ganzen Umgegend. Es führen bis zu seiner Haube 700 Stufen hinauf, von wo dann noch einige Leitern auf die höchste Spitze bringen. (S. Ziska, „Beschreibung der Stephanskirche und ihrer gesammten Merkwürdigkeiten".) Die Augustinerkirche genießt seit 1630 durch den Kaiser Ferdinand II. den Vorzug einer Hofkirche; sie bewahrt als solche in einer Nebencapelle die Herzen der verst. Glieder der regierenden Familie; auch enthält sie merkwürdige Grabmäler, unter denen das Mausoleum, welches der verst. Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin von der Hand des berühmten Canova 1805 setzen ließ, einen ausgezeichneten Kunstwerth behauptet, auch dann noch, wenn man verschiedene Einwürfe der Kritik gelten läßt. Die Kirche Maria-Stiegen, kürzlich zum Behufe des neuerstandenen Redemptoristenordens wiederhergestellt, ist eine der ältesten und bietet von ihrem Thurme eine überraschende Aussicht dar. Durch die k. k. Todtengruft ist vornehmlich die Capucinerkirche zur heil. Maria historisch bedeutend. Seit Matthias ruhen hier alle Glieder der kaiserlichen Familie, und darum meinte Joseph II., als er einigen Adelstolzen ihre anspruchsvolle Zurückgezogenheit begreiflich machen wollte, einzig in dieser Gruft müsse er leben, falls er, wie sie, nur mit seines Gleichen umgehen wollte. Die übrigen Religionsverwandten, Griechen und Protestanten, haben 6 Capellen und Bethäuser. In den vielen Vorstädten gibt es 11 Thore. Die wachsende Ausdehnung der Stadt erhellt hinlänglich aus dem Umstande, daß die Zahl der Häuser 1766 in den Vorstädten zusammengenommen 3190, dagegen jetzt über 6200 beträgt. Die Leopoldstadt, durch die Donau von der eigentlichen Stadt getrennt, die Landstraße, Mariahilf, die alte und neue Wieden, die Josephstadt, nehmen unter den Vorstädten für Verkehr und Lebensgenuß, nicht weniger durch Schönheit die oberste Stelle ein. Sie bieten u. A. auch mehre merkwürdige Gebäude dar. Der Marstall für 400 Pferde des Hofes z. B., unweit des Burgthors, ist ein Meisterstück von einfacher Größe und zweckmäßiger Einrichtung; das Belvedere, sonst der Lieblingsaufenthalt Eugens von Savoyen, seit 1776 für die kaiserl. Gemäldegalerie bestimmt, zeigt großartige heitere Pracht im Eindrucke des Ganzen, trotz der theilweise schnörkelhaften Verzierungen: das Invalidenhaus, das allgemeine Krankenhaus, das sogen. Freihaus, die Casernen ragen durch gewaltigen Umfang hervor; die Gemäldegalerie des regierenden Fürsten Joh. Liechtenstein wird in einem Palaste aufbewahrt, der an die schönsten Zeiten der neuern ital. Baukunst erinnert. Von den 31 Kirchen und Capellen der

Vorstädte läßt sich, da die frühern Belagerungen diese Gegend am ärgsten trafen wenig bemerken.

Wien zählt 299,600 Einw., die Garnison und Fremden ungerechnet; da ihre Zahl 1815 nur 239,373 betrug, so sieht man, daß die anlangenden Fremden die große Sterblichkeit, die in der Regel jährlich den 26. Menschen wegnimmt, reichlich ausgleichen. Der Gegensatz zwischen dem hohen und niedern Adel hat ein sehr eigenthümliches Gepräge und greift politisch tiefer ein als es auf den ersten Blick scheint. Ein höchst achtungswürdiger allgemeiner Charakterzug der regierenden Dynastie ist ihre musterhafte Popularität, gleich weit entfernt von theatralischer Absichtlichkeit und kleinlichem Zwang. In Betreff der Abstammung sind die Deutschen die vorwaltende Classe. Außerdem begegnet man Griechen, Italienern, Polen, Serviern, Türken u. s. f., sodaß Wien ein lebhafteres Schauspiel fürs Auge als jede andre deutsche Stadt gewährt, und durch diese Mischung für den schärfern Beobachter einen ebenso anziehenden als lehrreichen Charakter darstellt. Die Consumtion ist, auch mit Berücksichtigung der Bevölkerung, ungewöhnlich stark; in einem Jahre werden über 82,500 Ochsen, 67,000 Kälber, 120,000 Lämmer und 71,500 Schweine geschlachtet. Übrigens ist der Ruf, den sonst Wien hatte, daß man sehr wohlfeil und doch gut daselbst lebe, mit jedem Jahre mehr gesunken. — Die katholische Kirche zählt, als die herrschende, die meisten Bekenner. Die Protestanten (10,000) genießen zwar, besonders seit der Regierung des unvergeßlichen Joseph, eine allgemeine Duldung, doch stehen sie hinsichtlich einzelner bürgerlichen Ansprüche im Nachtheile. Den Juden ist ungehinderte Religionsübung in einer Synagoge gestattet. — Wien treibt einen lebhaften Passivhandel in Betreff roher Producte aus fremden Ländern und einen noch viel beträchtlichern Activhandel als Mittelpunkt der ganzen Monarchie. Für beide Arten des Handels ist die Donau, welche hier Lasten von 1500 Ctnr. trägt, ein Hauptbeförderungsmittel, und man rechnet, daß jährlich über 7000 Fahrzeuge anhalten. Der Handelsstand zerfällt in Kaufleute, welche Großhandel und solche, die Kleinhandel treiben. Jene sollen mindestens einen Fonds von 50,000 Gulden besitzen, falls sie um ein Privilegium nachsuchen; begreiflich läßt sich diese Bestimmung nicht immer in aller Strenge geltendmachen. Da inzwischen dem Eingange der fremden Fabricate der Weg versperrt ist, so tragen die 2 Märkte des Jahres zur Belebung des Handels verhältnißmäßig wenig bei. Wien selbst hat mehre bedeutende Fabriken. Die k. k. Porzellanfabrik existirt bereits seit 1718 und hat zwar oft nur mit Nachtheil gearbeitet, zählt aber doch 500 Arbeiter und setzt nach Rußland, Polen und der Levante bedeutend viel ab. Die Erzeugnisse lassen hinsichtlich der schönen Form noch Manches zu wünschen übrig. Die wiener Wagen sind, nebst den musikalischen Instrumenten, besonders den Fortepianos, in ganz Europa geschätzt. Für die wissenschaftliche Bildung der Einwohner hat die bereits der ersten Grundlage nach 1437 gestiftete Universität, seitdem sie (1756) den Jesuiten entrissen wurde und durch van Swieten, den Leibarzt Theresiens, eine ganz neue Gestalt erhielt, mannigfaltig gewirkt, am meisten für das Studium der Medicin. Zu dem großen, zur Zeit der erwähnten Reorganisation neu erbauten Universitätsgebäude gehören ein vortreffliches anatomisches Theater mit einer kostbaren Sammlung von Präparaten eines Ruysch, Lieberkühn u. s. w., ein Geschenk des uneigennützigen Swieten; eine Sternwarte, die durch die Unterstützung des Kaisers mit mehren kostbaren Instrumenten ausgestattet ist; eine nicht unbedeutende Bibliothek mit einem, leider sehr beschränkten, Lesezimmer, und ein botanischer Garten. Außer der Thierarzneischule verdient besonders die Josephinische medicinisch-chirurgische Akademie eine ehrenvolle Erwähnung, wiewol sie nicht mehr so viel leisten soll als früher. Überhaupt vereinigen sich die Stimmen sachkundiger Beurtheiler dahin, daß Wien in medicinischer Berühmtheit, selbst rücksichtlich sei-

ner praktiſchen Anſtalten, anfängt zurückzubleiben. Die Akademie der morgenländiſchen Sprachen hat der Diplomatik und der Gelehrſamkeit manchen tüchtigen Mann geliefert. Es gibt außer 3 Gymnaſien noch ein polytechniſches Inſtitut, das vorzüglich auf praktiſche Kenntniſſe hinarbeitet. Einige Lehrer deſſelben haben in der literariſchen Welt einen guten Ruf, wenn auch keinen ſo berühmten Namen als die vortrefflichen Männer, die einſt an der Spitze der polytechniſchen Schule in Paris der Stolz Frankreichs waren. Seit 1821 hat Wien auch eine proteſtantiſch-theologiſche Lehranſtalt erhalten, um den jungen Leuten, welchen die Erlaubniß verſagt iſt, wie ſonſt, auf auswärtigen Univerſitäten zu ſtudiren, Gelegenheit zu einer vorgeſchriebenen Ausbildung zu geben. Weder die innere Einrichtung, noch das Lehrerperſonale erlaubt an den Geiſt einer deutſchen Univerſität zu denken; das Ganze hat den Werth eines politiſchen Surrogats. Keine Stadt hat ſo viele öffentliche und Privatbibliotheken, ſo viele Muſeen, Cabinette, Galerien, Sammlungen u. ſ. f. als Wien. Die kaiſerl. Hofbibliothek in einem 240 Fuß langen und 546 F. breiten Saal, den treffliche Deckengemälde ſchmücken, gegründet vom Vater der Wiſſenſchaften in den öſtr. Staaten, Maximilian I. (1500), enthält mehre tauſend Handſchriften und Inkunabeln, eine überaus reichhaltige, koſtbare und wohlgeordnete Kupferſtichſammlung und eine höchſt bedeutende Anzahl von Werken aus allen Fächern, die indeſſen noch weit von den öffentlich angegebenen 300,000 Bdn. zurückſteht. (Zur bequemen vorbereitenden Kenntniß dient v. Leon's „Beſchreibung der kaiſerl. Hofbibliothek".) Das Leſezimmer iſt für das immer mehr zunehmende Publicum ſchon ſeit geraumer Zeit viel zu klein. Die Gefälligkeit der Bibliotheksbeamten verdient ein öffentliches Lob. Zur Unterhaltung ſind jährlich 15,000 Silbergulden angewieſen; ſie iſt, mit Ausnahme der öftern Ferien, täglich 3 Stunden, von 9 — 12, während einiger Monate ſogar 6 Stunden offen, nämlich auch des Nachmittags von 3 — 6. Die Univerſitätsbibliothek enthält gegen 80,000 Bde. Unter den Privatbibliotheken nennen wir die des Kaiſers mit 40,000, die des Erzherzogs Karl mit 18,000 Bdn. Jene iſt reich an botaniſchen und naturhiſtoriſchen Schriften, dieſe hat einen Schatz von kriegswiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Werken. Die letztere ſteht zur allgemeinen Benutzung wöchentlich 2 Mal offen. Der beliebte Dichter Caſtelli hat eine reiche Theaterbibliothek mit 10,000 Theaterſtücken, den Portraits von 400 Schauſpielern und 300 Theaterdichtern, den hiſtoriſch-merkwürdigen Schauſpielzetteln von 1600 — 1700, und den vollſtändigen Theaterzetteln von 1801 an. Sowie die kaiſerl. Bibliothek an der Spitze der Bücherſammlungen ſteht, ſo führt auch das kaiſerl. Mineralienkabinet und das zoologiſch-botaniſche Cabinet die Reihe der gleichnamigen Sammlungen an. 25 Säle des letztern enthalten die Fauna der ganzen Erde und, was noch etwa vermißt werden könnte, wird das ſeit einigen Jahren angelegte kaiſerl. braſiliſche Muſeum nachweiſen. Der botaniſche Garten der Univerſität unter der Leitung des thätigen Jacquin iſt hochberühmt, mit ihm wetteifert der beſondere, den Franz I., ſelbſt Liebhaber der Wiſſenſchaft, für die öſtr. Flora anlegen ließ. In gleichem Geiſte, wenn auch nicht immer in gleichem Umfange, finden ſich mehre Sammlungen und Gärten. Das kaiſerl. Antikencabinet beſitzt nur wenige Werke des claſſiſchen Alterthums von entſchiedenem Kunſtwerthe. Das Münzcabinet, eins der berühmteſten in Europa, enthält 28,000 Gold- und Silberſtücke aus der Zeit von Karl d. Gr. an, ohne die Schätze zu rechnen, die es aus noch früherer Zeit beſitzt. An Privatſammlungen ſolcher Art fehlt es ebenſo wenig. Der Unterricht in den bildenden Künſten hat ſeit 1704 durch die Gründung der kaiſerl. Akademie einen regelmäßigern Gang genommen, mag er auch nicht immer dem Genius des Lehrlings auf die rechte Weiſe und im günſtigſten Augenblick entgegengekommen ſein: eine Bemerkung, die mehr oder weniger von allen Akademien als Treibhäuſern der Kunſt gilt. Der Reichthum an zweckmäßigen Materialien iſt in

Digitized by Google

manchen Zweigen viel bedeutender als die Methode der Unterweisung, vorzüglich in den allgemeinen ästhetischen Grundsätzen. Die öffentliche Ausstellung von 1822 wies über 500 Werke auf, doch erhoben sich nur wenige über die Industrie des Tages. Die kaiserl. Gemäldegalerie, die in dem Belvederepalast seit Joseph II. angemessen aufgestellt ist, zeichnet sich besonders aus durch mehre altdeutsche und altitalienische Bilder, auch findet sich hier ein glänzender Reichthum von den Werken des Tizian, Van Dyk, Rubens u. s. w. Die bedeutendsten Stücke sind nach den Zeichnungen des Hofmalers von Perger in dem bei Haas in Heften erscheinenden Werke: „Kaiserl. Gemäldegalerie im Belvedere ꝛc." gestochen worden. Die Kunstsammlung an der kaiserl. Hofbibliothek umfaßt in 800 Bdn. gegen 300,000 Holzschnitte und Kupferstiche. Hierzu kommen noch die Kunst- und Gemäldesammlungen vieler Großen. Die nach dem Schlosse Ambras in Tirol benannte ambraser Sammlung von Kunstwerken, welche A. Primisser beschrieben, Rüstungen, Curiositäten aller Art, seit 1806 ebenfalls im Belvedere befindlich, ist einer besondern Aufmerksamkeit werth. Das berühmte Ritter v. Schönfeld'sche technologische Museum kennt man aus Scheiger's Beschreibung desselben (Prag 1824). Musik und Schauspiel fanden in Wien seit Jahren Unterstützung. Hier lebten Mozart und Haydn, die Heroen der neuern Tonkunst, in ihrem Elemente, und Beethoven trat in ihre Fußstapfen, das vorgefundene Gebiet vielfach mit genialer Kühnheit erweiternd. Das große Conservatorium der Musik, eine Anstalt, in welcher von 15 Professoren gegen 100 Schüler in der Tonkunst unterrichtet werden, dürfte jetzt dem pariser nicht nachstehen. Die strengern Freunde und Kenner der Musik wollen indeß hier, wie an a. O., ihren Verfall in dem überhandnehmenden sinnlichen Kitzel entdecken. Unter den 5 Theatern ist das Hoftheater an der Burg für das recitirende Schauspiel, das zweite am kärnthner Thore für die Oper und das Ballet bestimmt. Die italienische Oper hat auf demselben durch die Virtuosität der Sänger und die Beliebtheit der Rossini'schen Compositionen neuerlich die glänzendsten Triumphe gefeiert. Das Hoftheater an der Burg besitzt ausgezeichnete Talente. Wir erinnern an Koch, den reichbegabten Anschütz, Korn, Krüger, die Schröder, die im feinern Lustspiel vortreffliche Löwe, die Müller. Ungeachtet des großen Kostenaufwandes rechtfertigt das Hoftheater an der Burg seinen Namen im Ganzen weder im Lust- noch Trauerspiel. Das Theater an der Wien behauptet in architektonischer Hinsicht vor beiden den Vorzug, sonst schwankt es in charakterloser Schwäche hin und her. Das Volkstheater der Leopoldstadt ist in seiner originellen Art ausgezeichnet, brav und besonders dem Fremden zur nähern Bekanntmachung mit Wien nicht genug zu empfehlen. Künste und Wissenschaften ziehen von selbst Buch- und Kunsthandel nach sich; besonders ist letzterer sehr bedeutend. Bei einer so ausgebreiteten Liebe zur Musik muß auch die Tanzlust eine große Rolle spielen, und so öffnen nicht nur in einem Flügel des Josephsplatzes ein großer und kleiner Redoutensaal für die Carnevalszeit ihr prächtiges Locale, sondern es finden sich auch eine Menge stark besuchter Tanzsäle in allen Theilen der Stadt. Überhaupt ist der Wiener für alle Freuden des Lebens empfänglich, besonders ergibt er sich gern der Schaulust, dabei vergißt er des Leidenden nicht, und ein Armeninstitut unterstützt jährlich gegen 5000 Dürftige täglich mit 4 — 12 Kreuzern; eine Sparcasse gibt seit 1819 den untern Classen einen bequemen Haltungspunkt; unbemittelte Gebärende finden in einem Gebärhause Aufnahme und können ihr Kind dann in das Findelhaus abgeben, das auf dem Lande die meisten ihm anvertrauten Pfleglinge erziehen läßt. Für arme Waisen, Blinde, Taubstumme, arme kranke Kinder ist nicht weniger durch bedeutende Anstalten gesorgt. Und so gibt es noch so manche wohlthätige Einrichtungen, die theils das Werk von Privatpersonen sind, theils hauptsächlich das Andenken des thätigen, menschenfreundlichen Josephs II. erhalten. Durch ihn ent-

Digitized by Google

ſtand das allgemeine Krankenhaus, das für 2000 Betten in 111 Zimmern berechnet, und durch Reinlichkeit, Ordnung und Pflege muſterhaft iſt. Jedes Jahr nimmt es 15 — 17,000 Kranke auf. Wie ſehr der barmherzige Brüderorden in ſeinem Krankenhauſe ſich bemüht, ohne Unterſchied und Entgelt armen Kranken beizuſtehen, iſt weltkundig. Die Wohlthat des Badens kann der Wiener an mehren Orten nach Bequemlichkeit und Bedürfniß genießen; auch an mineraliſchen Quellen iſt in der Umgegend kein Mangel. Die vor einiger Zeit errichtete Schwimmſchule, urſprünglich für das Militair beſtimmt, dient zugleich, und zwar ſehr zweckmäßig, dem größern männlichen Publicum von jedem Stande und Alter. In der Nähe befindet ſich ein öffentlicher Badeort innerhalb gewiſſer Grenzen und unter Aufſicht der Polizei. Daß übrigens Wien den Mittelpunkt abgibt, von dem aus die ganze große Maſſe des öſtr. Heers den erſten Impuls empfängt, daß es für daſſelbe der Sitz der vorzüglichſten Bildungsanſtalten ſeit vielen Jahren iſt, obſchon die Garniſon nur in 12,000 M. beſteht, folgt aus dem Verhältniſſe der Reſidenz zu der geſammten Monarchie. Hier iſt der Hofkriegsrath, die Seele der ganzen Heeresmacht in Friedenszeiten, die Ingenieurakademie, welche theils unentgeltlich, theils für baare Entſchädigung gegen 300 Schüler zählt, das von Joſeph II. errichtete Bombardiercorps von 1000 M., die Stückgießerei, die Gewehrfabrik, das große kaiſerl. Zeughaus mit ſeinen außerordentlichen Vorräthen, und das bürgerliche Zeughaus, das ſelbſt die Franzoſen nur wenig antaſteten. Das Invalidenhaus für 800 M. gibt, nebſt manchen a. Stiftungen für alte verſtümmelte Krieger, den Letztern die Ausſicht auf ein ſorgenfreies Alter. Der angenehmſte, größte, lebhafteſte Beluſtigungsort für die allgemeine Bevölkerung Wiens iſt der in ſeiner Art einzige Prater, welcher beim Ausgang der Leopoldſtadt anfängt, von hier aus die reizendſte Ausſicht in die nahen Gebirge öffnet, dann in einer Hauptallee, gleichſam dem Corſo der vornehmen und gebildeten Welt, bis zu einem Arm der Donau herabgeht, ſeitwärts gegen die immer mehr ſich verdichtende Waldung einen Sammel- und Tummelplatz etwa von dem Umfang einer Stunde für das gemiſchte Publicum bildet, unter einer ringsumher zerſtreuten Menge wohleingerichteter Caffeehäuſer, mannigfaltiger Speiſeanſtalten, lärmender Turnierſpiele, bunter Curioſitäten und wimmelnder Hütten zur Unterhaltung des John Bull und ſeiner neugierigen Freunde. Die verſchiedenen Stände erſcheinen hier neben einander in einer ungeſuchten Abſonderung. In den Hauptalleen verſammeln ſich die glänzendſten Equipagen mit den ſchönſten Pferden, beſonders ſtrahlt in dieſer Hinſicht der Hof mit ſeiner gediegenen Pracht hervor, dem indeſſen einzelne Familien des hohen Adels in der äußern Erſcheinung nur wenig nachgeben; in beträchtlichem Abſtande ſchließen ſich an dieſe die reichen Banquiers an, und was ſich ſonſt durch Geſchmack und Glücksgüter auszeichnet, bis zu der äußerſten Grenze hin, den Wagen der tüchtigen Fiacres. An ſchönen Frühlingsſonntagen iſt die Maſſe der Equipagen zuweilen ſo groß, daß die letzten noch der Stephanskirche gegenüber oder wol gar auf dem Graben anhalten müſſen, während die vorderſten in einer ununterbrochenen Linie über eine Stunde weit bis zum Ziele der Umkehr ſich ausdehnen. Die ſtrenge, überall gleiche Ordnung, mit welcher der Zug ſeine Bewegung fortſetzt, iſt bewunderungswürdig, ſowie das ganze Schauſpiel auf dem Continente jedes ähnliche weit überbietet. In den Seitengängen der Hauptallee ſpaziert oder ſitzt hauptſächlich der Mittelſtand und dient ſo der vornehmern Welt zur Folie, die übrigens mit ihm durch freundliche Blicke, gegenſeitige Bedürfniſſe, vielfache Verbindungen ungezwungen zuſammenfließt. Die Nahrungs- und Erfriſchungsmittel ſind im Prater theurer und in der Regel viel ſchlechter als irgendwo, weßhalb er denn auch immer mehr in Abnahme geräth, beſonders ſeitdem die ſchönen Spaziergänge um die Stadt auch dem Gaumen einen feinern und ausgeſuchten Genuß darbieten. Der Augarten liegt nicht weit ſeitwärts vom Prater; er wurde

vom Kaiser Joseph II. dem Publicum geöffnet, wird aber lange nicht so besucht, als er es nach seiner ruhigen Schönheit und reizenden Nachbarschaft verdient. Das Lustschloß Schönbrunn überrascht und erfreut immer wieder aufs neue durch die glückliche Verbindung des Einfachen, Gefälligen und Majestätischen. Der Garten, obwol in altem Geschmack, stimmt damit zusammen. Unter Maria Theresia wurde der Bau nach Pacassi's Plan von dem Baumeister Valmagini 1750 vollendet; seitdem entstanden die Gloriette, die Ruine, der Obelisk ꝛc. Die Standbilder sind von Zauner, Fischer u. A. Berühmt sind die Menagerie und vorzüglich der von Franz I. gegründete botanische Garten mit dem Cap'schen Pflanzenhause. Laxenburg verdankt dem jetzigen Kaiser viel, auch ist es sein Lieblingsaufenthalt. Zu der herrlichen Umgebung Wiens gehören mehre angenehme Dörfer. Baden, ungefähr 4 Stunden entfernt und ein Badeort, zieht durch Nähe, Bequemlichkeit und die köstliche Umgegend während des Sommers viele Wiener und auch Fremde herbei. Joh. Pezzl's „Beschreibung von Wien", deren fortwährend verbesserte Aufl. mit den jedesmaligen Veränderungen Schritt halten, unterrichtet den Leser hinreichend über diese interessante, im tiefern Grunde schwer zu charakterisirende Hauptstadt. Das vom Freih. Hormayr im Verein mit mehren Gelehrten und Kunstfreunden 1823 begonnene Werk: „Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten" (m. Kpfn., jeder Jahrg. in 12 H. 12 Thlr.), kommt einem dringenden Bedürfniß entgegen; denn die ältern Schriften über diesen Gegenstand reichen bei weitem nicht aus. Hormayr's Verdienst liegt hauptsächlich in Zusammenstellung der Quellennachrichten, die er aber nicht genug gesichtet und noch weniger verarbeitet hat. Der Anfang bietet besonders sehr oft reine Mythologie statt unverfälschter Thatsachen. „Wien, wie es ist" (Lpz. 1827), von dem pseudonymen Ed. Forstmann, ist keine Übersetzung der gar nicht vorhandenen „Tablettes de Vienne".

Wiener Congreß vom 1. Nov. 1814 bis zum 10. Juni 1815. Dieser Congreß übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherige. Persönlich waren zugegen: die Kaiser von Östreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar u. A. m., sowie die ersten europäischen Staatsmänner und Minister: vom Papst Cardinal Consalvi; von Östreich Fürst Metternich und der Freih. v. Wessenberg; von Rußland Fürst Rasumowski, Graf Stackelberg und Nesselrode; von Großbritannien Lord Castlereagh, dann Herzog Wellington, Cathcart, Clancarty und Stewart; von Preußen Fürst Hardenberg und Baron v. Humboldt; von Frankreich Fürst Talleyrand, v. Dalberg u. A.; von Baiern Fürst Wrede, Graf Rechberg; von Hanover Graf Münster; ferner die Gesandten von Spanien, von Portugal, von den Niederlanden, von Dänemark, von Sardinien ꝛc. Herr v. Gentz führte das Protokoll. Auf ihm bildeten für die europäischen Sachen den engern Verein die 5 Hauptmächte, die den pariser Frieden geschlossen hatten: Östreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, zu dem in einzelnen Fällen noch die 3 andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Östreich, Preußen, Baiern, Hanover und Würtemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die meisten Hauptpunkte schon im Ganzen einverstanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen, so erleichterte die persönliche Gegenwart, der Charakter und die wechselseitige Freundschaft der Monarchen die endliche Feststellung. Am schwierigsten waren die Bestimmungen über Polen und Sachsen, sowie über die innern Verhältnisse des deutschen Bundes; eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, machte endlich das Interesse jedes Einzelnen schweigen und führte

plötzlich den Abschluß der von den 8 Mächten: Östreich, Preußen, England, Rußland, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, unterzeichneten, aus 121 Artikeln bestehenden Congreßacte herbei am 9. Juni 1815. Die Wiederherstellung des europäischen Staatensystems ward darin im Allgemeinen gegründet auf das Princip der Legitimität. Östreich erhielt zurück: das neue lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß des Veltlin, außerdem 3 Secundogenituren: Toscana, Modena und Parma; das neue Königreich Illyrien; das venetianische Dalmatien nebst Ragusa und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Baiern: Tirol und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die Salza, die 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels; von Rußland den 1809 abgetretenen Theil von Ostgalizien. In Ansehung der Wiederherstellung der übrigen Staaten verweisen wir auf die besondern Artikel, und bemerken hier bloß im Allgemeinen, daß Rußland als eine bedeutende Vergrößerung seiner Macht Warschau unter dem Namen des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine freie Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in seinen Länderbesitz von 1806 wiederhergestellt werden konnte, durch neue Theilungen und Abtretungen sich für Ostfriesland, Hildesheim ꝛc., die an Hanover kamen, für Ansbach und Baireuth, die bei Baiern blieben, entschädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Großherzogthum Posen), fast die Hälfte des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pommern, Kleve, Berg und den größten Theil des linken Rheinufers bis an die Saar erhielt, damit es hier für Deutschland eine feste Vormauer gegen Frankreich bildete. Dänemark, das Norwegen an Schweden abgetreten hatte, bekam Sachsen-Lauenburg, und wurde wegen dieser Provinz und wegen Holstein Mitglied des deutschen Bundes. Baiern erhielt als Ersatz für seine Abtretungen an Östreich: Würzburg, Aschaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer ꝛc. (Seine weitern Ansprüche auf den Main- und Tauberkreis und den Heimfall des Neckarkreises sind unbefriedigt geblieben.) Hanover erhielt die Königswürde und mehre neue Provinzen, wodurch es sich abrundete. Dieses Contiguitätsprincip konnte aber weder bei Baiern noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande mit einer festen Grenze gegen Frankreich gebildet. Die niederländ. Provinz Luxemburg aber wurde als Großherzogthum dem deutschen Bunde zugetheilt. Großbritannien behielt Malta, Helgoland, einige eroberte Colonien, und erhielt die Schutzhoheit über die wiederhergestellte Republik der ionischen Inseln. Der Schweizerbund ward durch 3 Cantone vergrößert und durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität zu einer Schutzgrenze für Frankreichs schwache Seite erhoben. Dem wiederhergestellten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genua als Herzogthum einverleibt, mit Bewilligung eines Freihafens; zugleich ward die Thronfolge der Linie Carignan zugesichert. Ferner wurden wiederhergestellt: das Großherzogthum Toscana, das Herzogthum Modena, der Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, indem Murat seinen Untergang sich selbst zuzog. Lucca wurde der Infantin Marie Louise von Spanien gegeben, erhielt jedoch späterhin eine andre Bestimmung. (S. Parma und Lucca.) Spanien sollte an Portugal Olivenza zurückgeben, was aber des von portug. Truppen damals besetzten Monte-Videos wegen bis jetzt noch nicht geschehen ist. Indem so durch die wiener Congreßacte die Territorialverhältnisse nach dem alten Gleichgewichtssystem aufs neue geordnet wurden, brachte der Drang der Umstände auch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815, welche in der allgemeinen Congreßacte mit enthalten ist, zu Stande. (S. Deutschland.) In dieser hatte der 13. Art.: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden", die größten Widersprüche zwischen den constitutionnellgesinnten Staatsmännern und den Anhängern der alten Staatsformen, vorzüglich von Seiten Baierns und Würtembergs, erfahren. Auch haben mehre

Artikel derſelben ſpätere Verhandlungen und eine Additionalacte (8. Juni 1820) zur Folge gehabt; einige Punkte derſelben, z. B. der über den Nachdruck, ſind noch nicht vollzogen. Doch erhielt Deutſchland auf dem wiener Congreſſe wenigſtens die politiſche Beſtimmung, der Friedensſtaat von Europa zu ſein. Die wichtige Epiſode der wiener Congreßverhandlung, welche die Achtserklärung Napoleons am 13. März und die am 25. März 1815 erneuerte Verbindung Öſtreichs, Rußlands, Großbritanniens und Preußens gegen Napoleons Rückkehr auf den franz. Thron betrafen, iſt in den Art. Bonaparte und Ruſſiſch-deutſcher Krieg mit Frankreich im J. 1815 enthalten. Jener Verbindung traten auf dem wiener Congreſſe auch Sardinien, Portugal, Hanover, Baiern, Sachſen, Würtemberg, die Niederlande, Dänemark, Heſſen, Baden u. A. m. bei, nicht aber Spanien und Schweden. Dieſer Krieg entſchied insbeſondere die ſogenannte ſächſiſche Frage. Anfangs hatten England und ſelbſt Öſtreich in die Vereinigung des ganzen Königreichs Sachſen mit Preußen eingewilligt; allein die Note des Herzogs von Sachſen-Koburg vom 14. Oct., die Proteſtation des Königs von Sachſen (Friedrichsfelde d. 4. Nov. 1814), der Widerſpruch Frankreichs und das Gewicht der öffentlichen Stimme bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung aufgab, worauf der Fürſt Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung Sachſens vorſchlug, welche eine beſondere Verhandlung Metternich's, Talleyrand's und Wellington's mit dem nach Preßburg eingeladenen König von Sachſen zur Folge hatte, der endlich auf die Grundlage der vorgeſchlagenen Theilung zu Laxenburg im Mai, unter Öſtreichs Vermittelung, mit Preußen und Rußland über den Frieden unterhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf er am 28. Mai auch auf das Herzogthum Polen förmlich Verzicht leiſtete, ſodaß die neue Vertheilung der polniſchen Länder, wie ſie Öſtreich, Rußland und Preußen durch ihre Verträge zu Wien am 3. Mai 1815 geordnet hatten, vollzogen werden konnte. — Nach der Entſcheidung der Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung des wiener Congreſſes die Abſchaffung des Sklavenhandels (ſ. d.), und eine dritte die freie Schifffahrt auf dem Rheine, der Weſer und der Elbe (ſ. d.). Obgleich nun die nähere Beſtimmung und Feſtſtellung dieſer und mehrer andrer Gegenſtände ſpätern Verhandlungen vorbehalten blieb, ſo enthielt dennoch die wiener Congreßacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. Staatsraths zu Wien niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue politiſche Geſtaltung Europas, deſſen Staatenſyſtem, nach der Erklärung der Wiederherſteller ſelbſt, ein freies ſein ſoll. In Bezug auf das politiſche Gleichgewicht ſcheint es zwar, als ob durch Polens Vereinigung mit Rußland das Übergewicht dieſer Macht auf dem Continente zu groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht mehr als Seemacht beſchränkt; allein es hat ſich gleichwol in dem wiederhergeſtellten Staatenſyſtem Europas, aus dem Tractate von Chaumont (ſ. d.), durch die Form der wiener Verhandlungen, eine Ariſtokratie der Hauptmächte factiſch und diplomatiſch gebildet, wie ſie ehemals nicht ſtattfand. Dieſe Ariſtokratie ſchreibt ſich aber ſelber ihre Geſetze vor, indem ſie ſich auf die allgemeinen Angelegenheiten beſchränkt. Sie hat durch die heilige Allianz (ſ. d.) und durch die ſpätern Congreſſe ihre nähere Entwickelung und Anwendung erhalten, ſodaß ſie jetzt gewiſſermaßen einen europäiſchen Senat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Frieden durch das Princip der Stabilität der auf dem wiener Congreſſe geordneten Staatenverhältniſſe zu erhalten bemüht iſt. — Dieſe Geſtaltung iſt jetzt allgemein ins Leben getreten, obgleich der Papſt durch den Cardinal Conſalvi (den 14. Juni 1815) gegen diejenigen Artikel der Congreßacte proteſtiren ließ, durch welche er Avignon und Venaiſſin, ſowie die deutſche Kirche ihre verlorenen Beſitzungen nicht wieder erhielt. Auch hatte der Johanniterorden vergeblich ſeine Wiederherſtellung vom wiener Congreſſe verlangt.

Wiener oder schönbrunner Friede vom 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Östreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unternommen hatte, um den Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram (s. d.) und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d.) geendigt. Napoleon hielt die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Komorn. Die Unterhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn zwischen Champagny und Metternich, bei dem sich noch der Graf Nugent befand, den 17. Aug. ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der Insel Walchern bewog Östreich, zu zögern. Am Ende Sept. verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam der Prinz Joh. v. Liechtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Napoleon war, und den 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Östreich trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon Baiern zutheilte; 2) Görz, das östr. Friaul, Triest, Krain, den villacher Kreis von Kärnthen, Kroatien am rechten Saaufer und Dalmatien, aus welchen Napoleon das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Räzuns in Graubündten; 4) an den König von Sachsen einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien mit Krakau und Zamoëc und die Gemeinschaft an den Salinen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östliche Stück von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die von Napoleon den 24. April zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutschen Ordens in den Rheinbundsstaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzherzog Anton als Deutschmeister gehörte, an Würtemberg kam. Östreich verlor durch den wiener Frieden seine südliche und westliche Militairgrenze, 2151 □M. mit 3,505,000 E., und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Fiume gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn den 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Sperrsystem gegen England beitreten. Die östr. Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 □M., mit 20,738,000 Einw. Dieser Friede dauerte bis zum 17. Aug. 1813. Über die Geschichte des Krieges von 1809 vgl. m.: „Das Heer von Inneröstreich" und des Gen. Pelet „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne etc." (Paris 1824, 2 Bde.; deutsch vom Gen. v. Theobald, Stuttg. 1825, 2 Bde.). K.

Wiese. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Erstere sind seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letztere mit Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man ein-, zwei-, und dreischürige Wiesen, je nachdem sie 1, 2 oder 3 Mal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte und deßhalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgräben trockener und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle 2 oder 3 Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm u. a. Düngung zu bestreuen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit Kalk mengt.

Wight, eine englische, zu Hampshire gehörende Insel im Canal, der England und Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der engl. Küste. Sie hat 9 □M. Flächeninhalt, 27,000 E., und ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getreide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westlichen Grafschaften Englands. Es sind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch gibt es hier viel Hasen und Kaninchen und einen Überfluß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat 4 Städte. Die vorzüglichste dar-

unter ist das gut befestigte Newport. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Carigbrook wurde Karl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet hatte und von dem Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn bloß seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), geb. 1759 zu Hull, studirte in Cambridge und war ein ausgezeichneter Redner im engl. Unterhause auf der Seite der Ministerialpartei. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredtsamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn s. kränkliche Stimme schwächte die Wirkung eines sonst kräftigen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlamentsreden. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen (s. Sklavenhandel), worin Thomas Clarkson sein thätigster und wirksamster Vorgänger war. Die Quäker in Pennsylvanien schafften zuerst (1571) denselben ab. Auch Dänemark untersagte ihn späterhin seinen Handelsgesellschaften. In England ward 1788 die erste ernstliche Anregung deßwegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels vorzüglich von Seiten der Religion vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehre Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehren Seiten erfolgten ähnliche Vorstellungen, aber auch von andern starke Widersprüche dagegen, und so blieb diese Angelegenheit lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle W. sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er, aller Hindernisse ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholten Malen, unterstützt von Pitt, Fox u. A., im Parlamente zur Sprache brachte. Erst 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 erklärte Ludwig XVIII., daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb 5 Jahren aufhören solle. Hierauf brachte der engl. Gesandte, Lord Castlereagh, diese Angelegenheit beim wiener Congreß zur Sprache, und W. machte ein merkwürdiges Schreiben an den franz. Gesandten beim Congreß, den Fürsten Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. W. fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die brit. Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an: ein Antrag, der wol sobald nicht genehmigt werden dürfte. Endlich erhielt W. die Genugthuung für s. Eifer, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Vertrag abgeschlossen wurde, durch welchen Spanien sich verbindlichmachte, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben; England hat dagegen den span. Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigten, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung bezahlt. Ein ähnlicher Vertrag kam mit Portugal 1818 zu Stande. Da aber dessenungeachtet Franzosen und Portugiesen den Sklavenhandel fortsetzten, so bewirkte W. im Juni 1821 den vom Unterhause und dann auch von der Pairskammer einmüthig gefaßten Beschluß, den König zu bitten, daß die britische Regierung bei der französischen auf die Erfüllung der wegen gänz-

licher Abschaffung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen bringe. Der edle Mann erlebte nicht den Triumph seiner 30jährigen menschenfreundlichen Bemühungen. Er starb 1826. An s. Stelle steht jetzt an der Spitze der Gegner des Sklavenhandels F. Burton.

Wildbad, eine kleine, offene, seit dem Brande 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt mit 1500 Einw. in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg, an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, des vorzüglichsten unter den würtemberg. Bädern, berühmt. Es ist da ein königl. Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See ist, dessen Wasser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu-, oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Marktburgbernheim im ehemaligen Fürstenthume Baireuth, dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Baiern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Grenzen umschlossenes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein Bezirk verstanden wird, wo ein Wildstand ist, d. h. wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiedenen Ländern besondere Gesetze gegeben, daß z. B., um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekoppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen, u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Übertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es immer Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, insofern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumaßen, oder auch Andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, d. h. Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angrenzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten gebrauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Kurpfalz nach dem westfälischen Frieden dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines

herrenlosen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man bekanntlich darunter einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden auch solche Pferde genannt, die in der Ukraine, Moldau und den angrenzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräfl. Familien am Rhein, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh-) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und rauhgräfl. Häuser mit rheingräfl. entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der seit d. 8. Jahrh. blühenden Grumbachschen Linie des gräfl. Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich v.), einer der geistreichsten und vielseitig gebildetsten Schriftsteller im Fach der Forst- und Jagdkunde, zugleich auch ein genialer Dichter, geb. zu Kassel am 24. April 1754, starb am 15. Juli 1822. Von seiner Mutter allein im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen der franz. Sprache unterrichtet, besuchte er die Schule zu Kassel bis 1764, dann während der nächsten 5 Jahre das Ägidiengymnasium zu Nürnberg. Der dasige Rector Schenk weckte in ihm den Geschmack an den alten Classikern, die trefflichen Künstler Lichtensteger und Schwarz entwickelten die Talente des Knaben für Zeichnenkunst und Malerei. 1769 ging v. W. auf das königl. Pädagogium zu Halle über, mit so umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, daß bald nach seinem Eintritt in jene berühmte Lehranstalt, für ihn, für seinen Freund, den ehrwürdigen, nun verstorbenen Niemeyer, und für einen oder 2 andre der ausgezeichnetsten Scholaren eine besondere Classe, welche die Benennung Classis selecta erhielt, errichtet werden mußte, die beim fast gleichzeitigen Abgange der genannten Individuen wieder unnöthig ward. 1771 bezog v. W. die Hochschule zu Halle. Gegen seine Neigung zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, besuchte er zwar fleißig die Hörsäle eines Nettelbladt, Westphal, Besecke u. A., mit Vorliebe aber die Vorlesungen eines Eberhard und Goldhagen, welche ihn mit dem für ihn so anziehenden Reichthum der Mathematik und der Naturwissenschaften bekanntmachten. 1773 vertauschte er jenen Musensitz mit dem vaterländischen zu Marburg. Hier beendigte er bei Hombergk, Conradi und Geisler seine rechtswissenschaftlichen Studien. Am 2. April 1776 trat er die von seinem Landesfürsten ihm übertragene Stelle eines Beisitzers an der dasigen Regierung an. Diese seiner Neigung nicht angemessene Laufbahn verließ er nach Verlauf von nicht vollen 3 Jahren freiwillig und ward, zu Ende 1778, Gesellschafter des letztverstorbenen Herzogs von Nassau-Usingen. Aber auch da durfte er die ihm sich darbietende Gelegenheit nicht benutzen, dem Fache, für welches er bei freistehender Wahl schon längst sich entschieden haben würde, der Forstwissenschaft, sich ganz zu widmen. Vielmehr bewarb er sich dem Wunsche seines Vaters gemäß, zur fernern Übung in der juristischen Praxis um einigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu Wiesbaden; worauf er von dem damals regierenden Fürsten, Karl Wilh. von Nassau-Usingen, am 10. Juni 1780 den Charakter eines Regierungsraths, demnächst mehre mit dem Forstwesen in unmittelbarer Beziehung stehende Aufträge erhielt, die er auch zur größten Zufriedenheit seines fürstl. Gönners mit Eifer besorgte. Auf Verwendung seiner Verwandten wurde er jedoch schon im Juni 1787 vom Landgrafen Friedr. v. Hessen-Kassel zum Regierungsrath in Marburg ernannt, und dadurch genöthigt, den nassauischen Dienst zu verlassen. Länger als 18 Jahre war v. W. ein wahrhaft thätiges Mitglied der Regierung zu Marburg.

Daher kam es auch, daß ihm, außer andern mannigfaltigen Nebenaufträgen, am 4. Juli 1793 die Stelle des zweiten Subdelegaten bei der fürstl. solms-braunfelsischen Debit- und Administrationscommission anvertraut, ja daß nach dem Tode des ersten Subdelegaten, des Staatsministers und Kammerpräsidenten Hrn. v. Meyer zu Kassel, jene wichtige Angelegenheit auf Ersuchen des fürstl. Hauses Solms-Braunfels ihm allein übertragen wurde. — Mit einer Fülle von Frohsinn, mit Gesundheit, mit seltenen Geisteskräften begabt, blieb es unserm v. W. bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufsverpflichtung fortwährend möglich, den Künsten und Wissenschaften überhaupt, besonders aber dem Studium der Naturgeschichte und Forstwissenschaft wie dem Jagdbetriebe einen Theil seiner Zeit zu widmen. Selbst das Erscheinen eines großen Theils s. schriftstellerischen Erzeugnisse fällt in diesen Zeitraum von 18 Jahren. Dem scharfen Blicke seines Landesfürsten war es nicht entgangen, auf welchen Platz v. W. eigentlich gehöre. Er ernannte ihn daher am 22. Nov. 1799 zum Oberforstmeister zu Marburg, ertheilte ihm aber auch zugleich die Vergünstigung, die Administration des Fürstenthums Braunfeld beibehalten zu dürfen. Auf diesem Posten ist er mit rastlosem Eifer und mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge thätig gewesen bis zu der unglücklichen Katastrophe, welche 1806 das Kurfürstenthum Hessen betraf. Nach derselben ward er unter der neuen zum Glück kurzen Regierung zum Conservateur des eaux et des forêts ernannt. Nach dem Zeugniß des Staatsministers von Witzleben zu Kassel hat v. W. volles Recht dazu gehabt, in s. Selbstbiographie *) in Beziehung auf diesen Gegenstand zu sagen: „Meiner aus Liebe zum Vaterlande stets gleichen Berufstreue hat es geglückt, 5 der wichtigsten Oberforste Hessens bis zur endlich erseufzten glücklichen Zurückkunft ihres erhabenen rechtmäßigen Besitzers nicht nur im eigentlichsten Sinne des Worts zu bewahren, sondern auch durch sehr beträchtliche Culturen sichtbar gedeihlich zu verbessern". Nach der Rückkehr des letzverst. Kurfürsten trat v. W. als Oberforstmeister in s. frühern Wirkungskreis zurück, und füllte ihn bis an seinen Tod auf das vollständigste aus. Dafür zeugen nicht nur die unter s. Obhut gestellt gewesenen Wälder, sondern auch die von ihm angelegten und sorglich gepflegten Forstgärten. In einem derselben wurde er der Anordnung gemäß, welche er in seinem „Taschenbuche für Forst- und Jagdfreunde" f. 1805 u. 1806, dann in s. oben erwähnten Selbstbiographie für seinen Todesfall getroffen hatte, am 17. Juli 1822 zur Ruhe bestattet. Seinen Ruf als Schriftsteller hat v. W. durch folgende Schriften begründet: 1) „Lieder für Forstmänner und Jäger", auch „Grünes Gesangbuch" genannt (Lpz. 1788), und 1790 von J. Chr. Müller, auch ungefähr zu der nämlichen Zeit von dem damaligen kurf. sächs. Lieutenant, nachher herzogl. anhaltdessauischen Legationsrath, Adolf v. Lehmann, in Musik gesetzt (2. Aufl., verm. durch Beiträge von a. Dichtern, 1804, 3. verm. Aufl. 1816, 4. mit 5 Liedern verm. Aufl., Altona 1817). 2) „Neujahrsgeschenk für Forst- u. Jagdliebhaber" (6 Bdchn., Marburg 1794—99), und unter dem veränderten Titel: „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde" (8 Bdchn., Marburg 1800—12). Für die Jahrgänge 1807 und 1808 war der treffliche zu früh verst. D. P. L. Bunser, fürstl. waldeckischer Regierungsrath zu Arolsen, Mitherausgeber. An die Stelle dieses dem weidmännischen Publicum so werth gebliebenen Taschenbuchs trat mit 1813 das Jahrbuch „Sylvan", herausgegeb. von C. P. Laurop, großherzogl. badischem Oberforstrathe, und V. F. Fischer, großherzogl. badischen Forstrathe, für welches v. W. sich bis zu s. Tode lebhaft interessirt, auch zu den ersten Jahrgängen einige Beiträge geliefert hat.

*) Sie befindet sich in Strieder's „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, fortgesetzt vom Dr. Justi" (17. Bd.); im „Sylvan, von Laurop und Fischer" (1820); dann im 6. und letzten Bändchen der „Weidmanns Feierabende".

Digitized by Google

21. Februar) Schauspiele, die meist deutsche Sitten und Zustände behandeln: Der Verschwender, 1813—15; Ion, 6 Aufzüge, 1814; Der Vetter aus Lissabon, 1817; Der Sohn der Liebe, 1818; Die Ahnfrau, 1817; Die Schuld, 1830; Weh dem, der lügt, 1838; Ein Bruderzwist in Habsburg, 1848; Libussa, 1848; Ein treuer Diener seines Herrn, 1849; Der Traum ein Leben, 1840; Die Jüdin von Toledo, 1851; Esther, 1861; Ein Spiel in Versen, 1862; Die Fee und der Ritter, 1867; Der Traum ein Leben, 1872; Weh dem, der lügt, 1873; Ein Bruderzwist in Habsburg, 1872; Die Ahnfrau, 1872; Esther, 1872; Ein Spiel in Versen, 1872; Die Fee und der Ritter, 1872; Der Traum ein Leben, 1872; Weh dem, der lügt, 1872

wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer spätern Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade", erwiderte der kluge Oranien, „wird unser Untergang, und Egmont die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden". Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden 18 Herren und mehre von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne, verhaftet, und in Brüssel am 5. Juni 1568 hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit (so nannte er den Prinzen von Oranien) gefangen. „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so tauge des Herzogs Fischerei nichts". Alba ließ indeß den Prinzen, die Grafen v. Hoogstraten, v. Kuilenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölfe fodern. Der Prinz kam nicht, sondern legte ein Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldenen Vließe nur von dem Könige selbst und von den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs v. Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn, Philipp Wilhelm, von der Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte.*) Nun trat der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestant. Religion, und erhielt von mehren protestant. Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolf in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann v. Ligne, Grafen v. Aremberg, der selbst blieb; allein auch Adolf verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juli 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog v. Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer auseinander; er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die kathol. Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück.

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

Digitized by Google

In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Caper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen, so nannte man jene Caper, bemächtigten sich schon 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Voorn, und eroberten alsdann auch Vliessingen. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde, und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehre Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 M. in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die franz. Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rhein zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln, und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland, auf die Dauer des Kriegs mit Spanien, die Souverainetät und Oberherrschaft, welchem Beispiele Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Oberyssel folgten. Dieser Übertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien bekanntmachten (24. Juli), dem Prinzen, als ihrem Souverain, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch noch der Übertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Besitz der gräfl. Domainen verknüpft war, von den Staaten beschlossen, und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm als ihrer gesetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der edle Oranien verdiente dieses Vertrauen und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vliessingen betrieben. Diese Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, sodaß man wol sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehre Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einw. behandelte, machte die übrigen nur um so entschlossener zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Oranien Gertruydenburg und Middelburg, die Hauptst. von Seeland, nachdem die Meergeusen die span. Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zuñiga und Requesens dem Herzog v. Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. Apr. 1574) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zuñiga. Die span. Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtl. niederl. Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Und als der neue Statthalter, Johann von Östreich, ein natürlicher Bruder des Königs, das ihnen bewilligte Friedensedict von 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehre Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Östreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant

angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gembloux (31. Jan. 1578) aufs neue in den sogen. wallonischen Provinzen, welche eifrig katholisch waren, die Oberhand. Der nach dem unvermutheten Tode Johanns von dem König ernannte neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriedenen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgeneigten Großen wieder in das span. Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den 7 nördl. Provinzen durch die Union zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der Verein. Niederlande (s. d.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Köln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, Herzog Franz v. Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem Könige Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Kain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederl. Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250,000 Thlrn. auf seinen Kopf gesetzt. Überdies sollten Dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen sein und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Die Stände gaben deßhalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter Anderm Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog v. Parma mehre Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herz. v. Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf ward der franz. Prinz zum Herz. v. Brabant ausgerufen (März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz v. Oranien den herzogl. Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jaureguy, schoß nach ihm mit der Pistole, sodaß die Kugel unter dem rechten Ohr hinein- und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte ebenso eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch einen Spanier, Nic. Salzedo, und einen Italiener, Franc. Baza, ein, welche vom Herzoge v. Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog v. Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; beide wurden überführt, jener in Paris von 4 Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog v. Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen v. Oranien, dessen Ansehen ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger vereitelt, sodaß er beschämt nach Frankreich zurückkehrte (3. Jan. 1583), wo er das Jahr darauf starb. Indeß hatte auch der Prinz v. Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovica v. Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der

Digitized by Google

1647 starb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Tod. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste beiwohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihm sein Vertrauen schenkte. Als nun Oranien am 10. Juli 1584 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein andres Zimmer zu gehen, erschoß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit 3 Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit dem Ausruf: „Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple!" — Sein Mörder war nicht älter als 22 J. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinn und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhöre hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Tournai und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf hätte er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieser ihn an den Staatsrath d'Assonville gewiesen, um das Nöthige zu verabreden. — W. starb 52 J. alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohlgebildet, hatte kastanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig, was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; Alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks; darum ging die Freiheit, welche er gegründet, nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es gibt von ihm 3 Lebensbeschreibungen in holländ. Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergl. man „Meursii Guilielmus Auriacus etc." (Amsterd. 1638, Fol.) und Kluit's „Hist. der holländ. Staatsregierung". Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England, Ludwigs XIV. größter Gegner, durch die von ihm in die europ. Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, 1650 geb. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Karls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten de Witt vortrefflich erzogen, gewann Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überziehen wollte, zum Generalcapitain der Union ernannte, und ihm die 4 Jahre vorher aufgehobene Statthalterschaft übertrug. Entschlossen, für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, täuschte durch eine geschickte Bewegung die franz. Feldherren, vereinigte sich mit dem kaiserl. Heere, und zwang die Franzosen, sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Partei des Hauses Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch 4 Provinzen sich anschlossen, erklärten (2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlachten bei Senef (1674) und St.-Omer (1677); allein er wußte dessenungeachtet den Feind aufzuhalten,

Digitized by Google

und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch gelang es ihm nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich haßte. Wie einst der erste Oranier Philipp II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. Ludwig XIV. Um die Herrschaft dieses Monarchen in Schranken zu halten, stiftete er die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicherstellen. Seine Gemahlin, Maria (verm. seit 1677), war nämlich Jakobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jakobs zweite Gemahlin (10. Juni 1688) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jakob die Einführung der kathol. Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sei untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episkopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher der großen Mehrheit der britischen Nation an, und der Rathspensionnair Fagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der britischen Freiheit und der protestant. Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jakobs Truppen nach und nach zu ihm über; dasselbe that Lord Churchill, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jakobs zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht angenommen, er entfloh daher mit seiner Familie im Dec. nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Beide Parlamentskammern erklärten nunmehr, in einer sogen. Convention, Jakob II. habe den Grundvertrag zwischen dem Könige und seinem Volke gebrochen, dadurch sei der Thron erledigt. Hierauf ward (13. Febr. 1689) Maria zur Königin und Wilhelm, ihr Gemahl, der inzwischen zur engl. Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte Letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Festsetzung der alten unbestreitbaren Volksrechte) die Grenzen der königl. Gewalt und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jakob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Katholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jakobs Heer, und ein zweiter, den sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, sowie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall v. Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm sogar, im Angesicht des stärkern feindlichen Heeres, Namur 1693. Endlich mußte ihn Ludwig, im Frieden zu Ryßwick 1697, als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landesverfassung unverträglich schien. Bald dar-

Digitized by Google

auf wurde das Teſtament Karls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zu ſeinem Erben eingeſetzt hatte, die Veranlaſſung, daß Wilhelm in der großen Allianz zu Haag (7. Sept. 1701) ganz Europa gegen Ludwig bewaffnete. Er wollte nämlich, zu Gunſten Öſtreichs und des politiſchen Gleichgewichts wegen, inſonderheit auch, weil er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, die ſpan. Monarchie getheilt wiſſen, und hatte ſich deßhalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er ſchon damals den Tod in ſeiner Bruſt fühlte und nicht laut mehr ſprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit ſeinem gewöhnlichen Scharfblick Alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jakobs II. Tode, deſſen Sohn, Jakob III., als König von England ausrufen ließ, ſo ward es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiſer, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüſtung von 40,000 Soldaten nebſt 4000 Matroſen bewilligte. Mitten unter dieſen Entwürfen aber brach Wilhelm (8. März 1702), zwiſchen Kenſington und Hamptoncourt, bei einem Falle mit dem Pferde, das Schlüſſelbein, und ſtarb an den Folgen jenes Unfalls (16. März) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin, Maria, war ſchon 1695 kinderlos geſtorben.) Mit ihm erloſch die Erbſtatthalterwürde der 5 Provinzen; und die oraniſche Erbſchaft wurde zwiſchen Preußen und Wilhelms nächſtem Vetter und Teſtamentserben, dem Fürſten von Naſſau-Dietz, Erbſtatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilh. Friſo, von welchem der jetzige König der Niederlande abſtammt, getheilt. — England dankt dem ſtaatsklugen Wilhelm III. ſeine Nationalbank (1694), die Grundlage ſeines Credits, durch die Fundirung der Zinſen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten zu übertragenden Capitals, ſowie ſeine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen oſtindiſchen Compagnie (1698); das Haus Hanover dankt ihm ſeine Erhebung auf den engl. Thron (durch die Acte vom 12. Jun. 1701). Gleichwol hat ihm die Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Briten wegen ſeines ſtolzen, ſtrengen und phlegmatiſchen Äußern, unter welchem er Ruhm- und Herrſchſucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abneigung, die durch den Einfluß der Tories ſoweit ging, daß er ſeine holländ. Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von franz. Flüchtlingen abdanken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn ſeine Miniſter und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das Syſtem der britiſchen Continentalpolitik, eine Folge der Eiferſucht gegen Frankreich, ward durch Wilhelm zuerſt begründet, damit aber auch das Hülfsgelder- und Anleiheſyſtem, und die Nationalſchuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er ſich wol auch der Beſtechung. Übrigens regierte er im Sinne der Freiheit und des duldſamen Proteſtantismus; ſowie dem wahren, von den Stuarts bisher ganz aus den Augen geſetzten, Nationalintereſſe gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Miniſterialpartei, und das britiſche Unterhaus erhielt ſeitdem ſeine politiſche Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinſius waren. Mit Staats- und Kriegsgeſchäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunſt. Im Geſpräch ernſt, kalt und durch ſein holländ. Phlegma zurückſtoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, raſch und thätig, in der Gefahr unerſchrocken, bei Hinderniſſen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem ſchwächlichen Körper ſcheute er keine Beſchwerde, auch wenn ſie über ſeine Kräfte ging. Dadurch erwarb er ſich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verſtand. So ſehr er den Ruhm liebte, ſo ſehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er beſaß kriegeriſchen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrſchaft, noch

Digitized by Google

die der Humanität. Man hat von ihm noch keine seiner würdige Biographie. (Vgl. Jakob II., Marlborough und Großbritannien.) K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. im Haag den 24. Aug. 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter (starb den 9. April 1806 zu Braunschweig), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm I. von Oranien (s. d.). Seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, dankte er seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande (1747), hatte die 4 Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietzsche, Linie gebracht. Der holländ. Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General v. Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, sein Führer. 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeitlang zu Berlin, an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Louise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländ. Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preuß. Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien insgeheim entgegenwirkten, verhinderte Vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1. Febr. 1793 dem Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländ. Brabant; doch befreite es der Erbprinz, der den Oberbefehl über die holländ. Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestoßen war, in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Koburg, über Dumouriez den 18. März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die franz. Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Allein am 13. Sept. ward er in seiner Stellung zwischen Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Übermacht angegriffen, daß er, da der östreich. General Kray zu spät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstande, in welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, sich mit Verlust hinter die Schelde zurückziehen mußte. Bald darauf eroberte der Erbprinz Landrecies. Dann warf er an der Spitze eines niederländisch-östreichischen Heers den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26. Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgedrungen war, mußte er, weil die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus geschlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Koburg, sich ebenfalls zurückziehen. Hierauf wichen (21. Juni) die Östreicher, vor Pichegru und Jourdan, bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb, bei seinem geschwächten Heere, Nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, die Grenzen der Republik zu decken. Allein die Festungen fielen und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, sodaß Pichegru schon den 17. Jan. 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher den 16. Jan. ihre Befehlshaberstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18. und 19. mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 elenden Fischerpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schar ausgewanderter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen, die sich aber nach dem

Digitized by Google

basler Frieden wieder zerstreute. Prinz Friedrich trat in östreich. Dienste und starb zu Padua den 6. Jan. 1799. Der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten preuß. Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Übrigens beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der Verbesserung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowsky erkauften Herrschaften, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater inzwischen die durch den Reichsdeputationsschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Korvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an ihn den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm er davon am Ende d. J. Besitz, und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In seinen neuen Staaten stellte er, nach Beseitigung fast endloser Hindernisse, durch eigne Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und besonnenen Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gutgeordneten Zustand her. Sein Rechtssinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe seines Volks. Unter mehren Verbesserungen müssen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Universität zu Fulda, von Meißner (aus Prag) und Gierig neueingerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Landkrankenhauses genannt werden, wozu der Fürst die Fonds von 2 eingezogenen Klöstern verwandte. Nach dem Tode seines Vaters übernahm der Fürst die Regierung seiner nassauischen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, zu dem Rheinbunde zu treten, im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten nicht beachtete, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche seine Stammvettern, Nassau-Usingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Das schöne Weingarten fiel an Würtemberg. Auch Fulda sollte er verlieren, wenn er nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürst wollte lieber mit Ehren fallen, als den Namen Oranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch (dafür erkannte er den Rheinbund schon damals) schänden. Alle Anträge von Nassau, von Murat u. A. wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürst im Aug. 1806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieut., späterhin im Sept. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preuß. Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei seiner Gemahlin im Preußischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, sowie den Kurfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig, seiner Länder für verlustig, und Fulda mußte schon den 27. Oct. dem franz. Kaiser huldigen; Korvey, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreich Westfalen und Großherzogthum Berg einverleibt. Selbst die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domainen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Baiern that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten versprachen wenigstens den reinen Überschuß an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Dieser war unterdessen mit seiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur s. Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder zurück und begab sich nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Besitz seiner Güter im Herzogthum Warschau. Er lebte aufs neue ganz den Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz in der Militairakademie erzogen wurde. Dieser ging dann nach England und diente

1808 mit Auszeichnung unter Wellington in Spanien. Im Kriege Frankreichs mit Östreich (1809) begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und steten Begleiter, Fagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Karl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdessen arbeiteten, besonders 1813 nach der Schlacht bei Leipzig, einflußreiche Männer (Hogendorp, v. d. Duyn, Limburg-Stirum, Hoop, Driel, Jonge u. A. m.) in Amsterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. a. O. an der Wiederherstellung des Hauses Oranien. Wilhelm Friedrich befand sich damals in England, um mit der britischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Als nun die Sieger von Leipzig den Grenzen Hollands nahten, brach der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (15. und 16. Nov.); und mitten unter franz. Kriegshaufen erklärte sich den 17. auch der Haag für den Prinzen. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein und landete den 29. Nov. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag den 30., und den 2. Dec. in Amsterdam, wo die Commissarien des provisorischen Gouvernements, Kemper und Scholten, am 1. Dec. die Proclamation: „Niederland ist frei!" und: „Wilhelm I., der souveraine Fürst dieses freien Landes!" ohne dazu von der Nation bevollmächtigt zu sein, erlassen hatten. Der Fürst willigte nur widerstrebend ein, und erklärte, daß eine Staatsverfassung die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicherstellen müsse. Noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des Volks und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde u. d. N. Wilhelm I. zum König der Niederlande, Fürsten von Lüttich und Herzog von Luxemburg den 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22. Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte und das er im Mai zum Großherzogthum erhoben hatte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Der von ihm 1815 einer Commission aufgetragene Entwurf einer allgemeinen niederländ. Gesetzgebung wurde 1819 vollendet und theilweise der Versammlung der Generalstaaten zur Prüfung vorgelegt. Den 21. Juni 1816 ist er dem heil. Bunde beigetreten. 1814 wurde er östr. Feldmarschall, stiftete den niederländ. Wilhelms-Militairverdienst- und 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. Er residirt abwechselnd in Brüssel und im Haag, lebt einfach wie ein Privatmann, ist als König s. Unterthanen zugänglich, und überhaupt mehr Regent als Kriegsmann. Ungeachtet die Mehrzahl der Holländer altoranisch, mithin antimonarchisch ist, wird er gleichwol von der Nation schon um seiner Persönlichkeit willen geachtet. (Vgl. die Biographie dieses Monarchen von seinem ehemaligen Staatsdiener, J. v. Arnoldi, in den „Zeitgenossen", Nr. VI, und Niederlande.) K.

Wilhelm (Friedrich Georg Ludwig, von Nassau), Prinz von Oranien, Kronprinz des Königreichs der Niederlande, geb. den 6. Dec. 1792, verm. den 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Tochter des Kaisers Paul I. von Rußland. Erzogen in Berlin, vollendete dieser Fürst seine Studien auf der Universität zu Oxford, wo er viel wissenschaftlichen Sinn und Talent zeigte. Schon früh dem Militair bestimmt, machte er s. ersten Feldzüge in der engl. Armee, dann trat er 1811 als Oberstlieutenant in span. Kriegsdienste. Durch Muth und Thätigkeit erwarb

r sich die Achtung des Herzogs v. Wellington, dessen Adjutant er war. Bei der Belagerung von Ciudad-Rodrigo war er unter den Stürmenden Einer der Ersten. Bei der von Badajoz drang er in die Stadt an der Spitze einer engl. Colonne, die r von der Flucht abgehalten und in den Kampf zurückgeführt hatte. Ebenso tapfer ewies er sich in der Schlacht von Salamanca und bei jedem andern kriegerischen Vorfalle jenes Feldzugs. Er wurde darauf zum Adjutanten des Königs von Großritannien ernannt und erhielt die Medaille des militairischen Verdienstes, auf welcher die Namen Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Salamanca standen. Als sein Vater 1814 Souverain der Niederlande wurde, sahen die Belgier, obgleich seit 20 Jahren fast daran gewöhnt, Franzosen zu sein, in dem tapfern Prinzen mit Freude den künftigen Thronerben, der eine seltene Güte des Herzens mit Offenheit, Rechtlichkeit und Herablassung verbindet. Ebenso viel Muth als militairische Einsicht ewies dieser Prinz in dem Treffen bei Quatre-Bras am 16. Juni, und in der Schlacht bei Waterloo am 18., wo er an der Spitze seiner Truppen, die s. Beispiel begeisterte, einen muthigen Angriff machte und durch einen Schuß in die Schulter verwundet wurde. Nach seiner Herstellung begab er sich zu den Verbündeten in Paris. Hier kam s. Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Wales n Vorschlag; allein im Gefühl seiner Würde verweigerte der Prinz seine Zustimmung, weil er nicht der erste Unterthan einer Königin von Großbritannien werden ollte: ein Verhältniß, das die Abhängigkeit seines Vaterlandes von der britischen Staatskunst zur Folge haben konnte. Dagegen vermählte er sich in Petersburg 816 mit der Schwester des Kaisers Alexander, die ihm 3 Prinzen und eine Prinessin geboren hat. Er hat seitdem mehre Reisen nach Petersburg gemacht; die rste 1826 bei Gelegenheit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus. — Ihm hnlich an Kenntnissen, Talent, Muth und Sanftheit des Charakters ist sein Bruer, der Prinz Friedrich Wilhelm Karl, geb. den 28. Febr. 1797 zu Berlin nd daselbst erzogen. Er studirte seit 1814 auf der Hochschule zu Leyden und zeichete sich als Befehlshaber in dem Feldzuge 1815 aus. Am 21. Mai 1825 vermählte er sich mit der Prinzessin Louise, Tochter des Königs von Preußen, und ist egenwärtig k. k. östr. Feldzeugmeister von der Armee, k. niederländ. Generalnspecteur der Artillerie, auch k. preuß. Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments. 20.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Besetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche auf derselben von 1066 —1154 herrschte, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen, Arlotte, 1016 zeugte. Die Liebe zu ieser bewog den Herzog, der 2 erwachsene Söhne hatte, Jenem sterbend sein Land u überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 J. alt war, den König von Frankreich ls Vormund, nebst einigen großen Vasallen Frankreichs, vorzusetzen. Da indessen ie ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so ehlte nur wenig, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich ber den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm ies zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelm, verbunden it bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne achtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von ngland, ein naher Verwandter Wilhelms und durch ihn auf dem Throne erhalten, on dem ihn die Dänen hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilelm die Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war; allein nach Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie nur für Wilhelm in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich nstalten, diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer

aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte über den Canal und rückte sogleich bis nach dem Städtchen Hastings vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in Nichts auflösten. Die Waffen mußten entscheiden, und es kam zu der Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, welchen ein Pfeil ins Auge traf. 2 seiner Brüder sanken an seiner Seite. England unterwarf sich, und zum Weihnachtsfeste ward Wilhelm bereits in London gekrönt. Die strengsten Maßregeln auf der einen, Gerechtigkeit auf der andern Seite sicherten ihm den Thron. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war und ein Vasall keine Eroberungen sich zueignen konnte, als insofern sie mit seinem Lehn Eins wurden, so entspann sich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen das Letztere fortwährend behauptete, England sei ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen schreibt sich aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. W.'s Einfluß auf England ist zum Theil noch jetzt nicht ganz verloschen. Der Tower ist von ihm angelegt worden, um London im Zaum zu halten; die Überreste der franz. Sprache in der Anrede an den König und in öffentlichen Vorträgen schreiben sich von ihm her, indem er die franz. Sprache zur Hofsprache machte. W. starb während eines Krieges gegen Frankreich, 71 J. alt, 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren auch die nach s. Tode nicht gering. Denn alle Großen und Vasallen eilten von seinem Leichnam hinweg, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehre Stunden verlassen nackt da, und als endlich der Erzbischof von Rouen denselben nach Caen bringen ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst Alles auseinander; kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier protestirte ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen lassen, wo er sollte begraben werden, gegen dies Begräbniß, und man mußte erst diesen Schreier beseitigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein steinerner Sarg aufnehmen; er war jedoch zu eng, und als man den ungewöhnlich starken Körper gewaltsam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide durch die Bauchdecken und ihr Gestank vertrieb Alles. Nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, in welcher man große Schätze zu finden wähnte. (Vgl. Aug. Thierry's „Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands", Paris 1825.)

Wilhelm, König von Würtemberg, geb. zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 17. Sept. 1781. Sein Vater war König Friedrich I. von Würtemberg, damals preuß. Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter die braunschweigische Prinzessin Auguste Karoline Friederike Louise. Von s. jüngern Geschwistern leben noch Paul, Prinz von Würtemberg, und Katharina, Gemahlin des Fürsten v. Montfort, gewesenen Königs von Westfalen. Manches nicht angenehme Ereigniß umwölkte s. Jugend. Als Knabe führten ihn die Verhältnisse s. Familie von Schlesien nach Rußland, in die Schweiz, nach Deutschland an den Rhein, endlich 1790 nach Würtemberg zum bleibenden Aufenthalte. Sein 7. Geburtstag war der Sterbetag seiner Mutter. Schon in die frühere Erziehung griff sein Vater selten auf wohlthätige Weise ein. Noch ungünstiger zeigte sich dieser Einfluß, als mit dem festen Aufenthalt in Würtemberg die ernstere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm: nicht als ob es dem Vater an warmer, herzlicher Liebe zu seinen Kindern

gefehlt hätte; er liebte sie, er wünschte sie an Herz und Geist gebildet, er gab ihnen treffliche Männer zu Hofmeistern und Lehrern; allein er hielt sich an den Grundsatz der nachsichtslosen Strenge, in welchen die ältere Erziehungskunst ihre höchste Weisheit zu setzen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu am Charakter verdirbt, was so oft der Fall sein wird, ihm wenigstens den heitersten Theil des Lebens in ein freudenloses Dasein verwandelt. Sowie dieser Grundsatz vom Vater des Prinzen geübt wurde, war er in Wahrheit furchtbar, weil Friedrich auch im Kreise seiner Familie sehr reizbar und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe war. Der ruhige Fortgang seiner Bildung, sowie der Aufenthalt in Würtemberg selbst, das erst eigentlich sein Vaterland geworden war, nachdem Friedrich Eugen, sein Großvater, 1795 die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, erlitt 2 Mal widrige Störungen durch franz. Einfälle. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen würtemb. Familie das Vaterland verlassen. Während der letzten Entfernung (1800) begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur östr. Armee unter dem Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von Hohenlinden mit, und gab als Jüngling von 19 J. die ersten Beweise von jener Unerschrockenheit, welche man später an dem Manne bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein, und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im Dec. 1797 hatte sein Vater die Regierung des Herzogthums angetreten und wollte nach seiner Art den Prinzen, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in der frühern unbedingten Abhängigkeit erhalten. Da erkannte der Sohn, daß Einigkeit zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich sein möchte; er beschloß, vom Hofe sich zu entfernen, und trat 1803 eine Reise nach Wien, Frankreich, Italien an, die er mit einer ungewöhnlichen Anstrengung für seine weitere Ausbildung benutzte. 1806 kam er nach 3jähriger Abwesenheit ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Königswürde angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis 1812 mit wenigen Freunden in Stuttgart, indem er s. Zeit zwischen Lesen, Jagen, Genuß der Natur und eine ausgewählte Geselligkeit zweckmäßig theilte. Kaum wurde diese Lebensweise seit 1808 in Etwas geändert durch s. Verbindung mit der edeln Prinzessin Charlotte von Baiern (nunmehrigen Kaiserin von Östreich); dieses Verhältniß dauerte 7 Jahre und löste sich 1815 durch Einverständniß Beider. Bereits in jener Zeit lastete die Regierung des Königs Friedrich in mancher Hinsicht schwer auf Würtemberg. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige Fürsten vor dem Antritt ihrer Regierung, die Freude und die Hoffnung seines Vaterlandes, obgleich er sich nach pflichtmäßiger Überzeugung von jeder Einmischung in die Staatsgeschäfte entfernt hielt, einzig und allein darauf beschränkt, den traurigen Zustand der Dinge mit eignen Augen und an der Quelle selbst kennen zu lernen. Als 1812 der Heereszug gegen Rußland begann, brachen auch 15,000 Würtemberger dahin auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortgesetztes Fernbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleonische Gewaltsystem verdächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins russ. Gebiet befiel aber den Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben. Beängstigende Nachrichten von dem Zustande seiner Gesundheit verbreiteten sich im Vaterlande. Unbeschreiblich war die Freude bei der Nachricht seiner Heimkehr. Am Ende 1813 erhob er sich, dem Drange seines Herzens folgend, mit seiner ganzen Kraft gegen die jenseitige Gewaltherrschaft. Auch sein Vater war endlich nach der Katastrophe bei Leipzig den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille bestimmte dem Sohne die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeres-

Digitized by Google

masse, welche sich mit dem kommenden Jahre nach Frankreich werfen sollte. Sie bestand aus dem sehr zahlreichen würtemb. Contingent und mehren östr. und russ. Regimentern. Welch ein ausgezeichnetes Feldherrntalent der Kronprinz entwickelte, welche Verdienste er sich um die Sache der europäischen Freiheit erwarb, weiß die Mitwelt zu schätzen und auch die Zukunft wird diesen Ruhm nicht schmälern. Vorzüglich wirkte der Held mit zu der blutigen Entscheidung bei Epinay, Brienne, Sens, und auch unter den gefährlichsten Verhältnissen hielt er bei Montereau, den Rückzug der Verbündeten deckend, mit seinen begeisterten Scharen den fünffach überlegenen Feind unter Napoleon den ganzen Tag auf. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen ein unwiderstehlicher Aufruf. Schneller ging der zweite Feldzug nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Heerhaufen anführte. Sein kräftiges Zurückwerfen des Gen. Rapp nach Strasburg gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hindernisse bei Schuffelweihersheim, unter die bedeutendern Waffenthaten. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Katharina Paulowna (s. d.), die Großfürstin von Rußland, in dem Glanze ihrer seltenen Eigenschaften kennen und dadurch auch lieben lernte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich zu Paris und London, und zu Wien, wo die mächtigsten Herrscher für die Wiederherstellung des zerrissenen Europa sich die Hände boten, kam es zum Bundesschluß zweier Herzen, die sich gegenseitig verdienten. Unter den Augen eines theilnehmenden Volks verlebte der Fürst mit seiner Gemahlin in musterhafter Einfachheit ungetrübte, aber leider nur kurze Tage des Glücks; denn nachdem die allgemein verehrte, hohe Frau dem Lande 2 Töchter gegeben hatte, versetzte sie dasselbe durch ihren Tod (9. Jan. 1819) in tiefe Betrübniß. — Bald nach seiner zweiten Vermählung riefen ihn Regentenpflichten in eine höhere Stellung, wo es zu allen Zeiten schwer ist, die vorher gemachten Erfahrungen anzuwenden, noch schwerer, auch fernerhin aus der umwölkten Höhe herab das Wahre zu sehen und der guten Vorsätze Kraft zu bewähren. König Friedrich starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, zu einer Zeit, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewissenhaft zu befördern. Weit entfernt, die landkundige Schuld gewisser Staatsdiener streng auszumitteln und zu bestrafen, zog er nach seiner milden und großmüthigen Denkungsart vor, statt der Strafe die Amnestie eintreten zu lassen. Ferner nahm er einige harte und beschwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück; er erleichterte die Lasten des Volks; er beschränkte vor Allem sich selbst in seinem Aufwande; er gab seinem Hofe eine Einrichtung, welche, fern von Kargheit wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren stattgefunden hatten, unmöglich machen sollte. Er that alles Mögliche, um durch Einkäufe in der Ferne der Noth zu steuern, welche durch Mißwachs und Mißbrauch eingerissen war. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orten auf Veranlassung seiner Gemahlin gestiftet wurden und unter ihrer obersten Leitung standen. Das Wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die unserer Zeit und den besondern Verhältnissen Würtembergs angemessen entsprechend wäre. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, damals Staatsminister, der schon vorher durch s. „Idee der Staatsverfassung" sich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen den Weg gebahnt hatte, ward auf des Königs Befehl ein schon unter seinem Vater begonnener Verfassungsentwurf mit einigen nähern, dem Volke günstigern Bestimmungen vollendet. Dem König gelang aber noch nicht, was er zum Besten des Volks beabsichtigte. Zwischen den Räthen des Königs und den Sprechern des Volks kam es zu lebhaften, aber erfolglosen Erörterungen; denn wie von der letztern Seite die alten Gerechtsame des Landes nach-

drücklich in Anspruch genommen wurden, so traten von der erstern hartnäckig die neuen Interessen der Regierung entgegen, sodaß die Sache einer vernünftigen Vermittelung in einen leidenschaftlichen Kampf ausartete. Der König ließ zwar auch an dem königl. Verfassungsentwurf noch Manches durch eine Beilage vom 30. Mai 1817 abändern, und erkannte dadurch dessen Verbesserlichkeit nach kurzer Zeit und als Wirkung der ständischen Verhandlungen an. Er ließ sich aber zu gleicher Zeit bewegen, eine unbedingte Anerkennung alles Übrigen ohne weitere Berathschlagung und Berichtigung in einem unabänderlichen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu verlangen, da er doch in der Eröffnungsrede am 3. März, erst 3 Monate früher, erklärt hatte, daß „seine Geheimenräthe befehligt seien, über jeden Abschnitt auf Erfodern die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländischen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Commission rechtfertigen". Wäre auch das übrige Ganze unverbesserlich gut gewesen, so hatte doch in dieser Art der Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Überzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Die königl. Erklärung vom 5. Juni sprach die Wohlthat der angebotenen Verfassung im Tone der Besänftigung aus; doch konnten die darauf folgenden Schwankungen der Ministeransichten dem Staatsgebäude unmöglich Festigkeit geben. Mit dem 13. Juli 1819 berief der König aufs neue die Stände, und am 24. sagte er öffentlich, daß es der schönste Tag seines Regentenlebens sein werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt würde, zu unterzeichnen. Mit sichtbarer eigner Rührung sprach der König den 24. Juni zu einer zahlreichen Deputation aus der Ständeversammlung davon, daß er „in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andre deutsche Regierung vor ihm betreten, wähle", den Weg, durch eine beiderseitig zu berathende, freie Übereinkunft das Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Überzeugung und Einwilligung einzuleiten. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Commission den Verfassungsentwurf von 1817 mit tiefeindringender Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. Juli war sie in voller Thätigkeit. Schwere Steine waren noch zu heben oder wenigstens, damit sie in ein zeitgemäßes Gebäude passen konnten, stark zu behauen. Altwürtembergs Verfassung hatte gar keinen Adel gehabt, und war eben deßwegen, als um so gleichartiger in sich, so lange bestanden. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener, theils vormals reichsständischer, theils ritterschaftlicher Adel auch in die Verfassung einzufügen, welcher schon durch die dunkle Vorliebe für eine Zweiheit der Kammer seine Absonderungsneigung verrieth. Es wurden außerdem Stimmen laut, die auf besondere Vorrechte der Ehre und auf die Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen ziemlich gerade hinzielten, obgleich diese angebliche, jetzt zurückverlangte, Abhängigkeit in einer andern Ordnung der Dinge längst erloschen war. Das Berufen auf eine höhere reinadelige Instanz und auf eine Acte, die ohne Einwilligung des Volks lediglich durch die gebieterischen Zeitumstände zum Gesetz erhoben worden war, zeigte hinlänglich, wenn die Entscheidung auf diesem Wege herbeigeführt werden sollte, daß an eine Ausgleichung im Sinne des Ganzen nicht zu denken sei. Sachkundige versichern, daß König Wilhelm zu Minderung dieser Schwierigkeiten aus persönlicher Klugheit und Billigkeit selbst das Äußerste that. Sie versichern, daß er zur gesetzlichen Gewährleistung gegen Herrscherwillkür als echter Regent selbst Punkte zugegeben und ergänzt habe, welche die Commissarien ihm nur mit einer gewissen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständeversammlung, besonders von dem Vicepräsidenten, D. Weishaar, mit ebenso viel Klugheit als Kraft geleitet und von würdigen Mitgliedern, wie Zahn, Graf v. Schelsberg, v. Varenbühler, v. Theobald, Lang, Schott, Uhland, Prälat Schmid u. A. belebt, förderte, da ihre Sitzungen den 2. Sept. wieder anfingen, das freie Berathungsgeschäft über den commissarischen

Entwurf des Verfassungsvertrags so thätig, so aufrichtig, daß sie nach Sitzungen die fast den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen am 13. Sept. an den König eine Note über die Änderungen und Zusätze, welche die Mehrheit der Versammlung wünschenswerth gefunden hatte, gelangen lassen konnte. Am 22. ließ darüber der König, nach Berathung mit seinem Geheimeraths-collegium, seine Entschließungen größtentheils genehmigend zurückgehen. Noch an dem folg. 23. Sept. wurde die feierliche Anfrage: Ob die Versammlung nunmehr in den Verfassungsvertrag nach dem Inhalte, welchen dieser Vertrag durch die von der Versammlung verhandelten commissarischen Propositionen und die heute verlesene königl. Willenserklärung erhalten hat, einstimme? — einmüthig, meist durch motivirte Abstimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Segenswünschen für König und Vaterland, bejaht. So war das Verfassungswerk durch freies Zugeständniß von beiden Seiten vollendet. Ganz mit der rechtlichen Förmlichkeit einer vollständigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständeversammlung unterzeichnete Exemplar der Verfassungsurkunde feierlich dem König, das vom König unterfertigte an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Die Rede vom Throne wurde vom König mit einer Haltung gesprochen, welche den bewegten Zuhörern zeigte, wie sehr das Herz des Fürsten von ihr durchdrungen war. Sie erregte durch ihren würdevollen, zeitgemäßen, aufrichtig gemeinten Inhalt unter den Zuhörern eine freudige Bewegung, die später von allen Seiten des Landes in einen allgemeinen Jubel überging. Der Würtemberger wetteifert mit dem Baier, Süddeutschland für die Freistätte der Volkstreue, aber auch der Volksachtung zu halten. Alles stimmt für König Wilhelm in die Schlußworte des ständischen Präsidenten ein: „Möge unter seiner gerechten und milden Regierung eine Verfassung erstarken, die mit so vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden ist!“ (Vgl. Würtemberg, Würtembergische Ständeversammlung und Würtembergs Verfassung.) Am 15. April 1820 vermählte sich der König zum 3. Male mit Paulinen, der Tochter seines verstorbenen Oheims, des Herzogs Ludwig von Würtemberg. Die Geburt eines Kronprinzen am 6. März 1823 war für das ganze Land ein frohes Ereigniß. — Der König unternahm in den letzten Jahren vielfache Reisen, u. a. in die Seebäder von Pisa, Livorno und Ostende.

Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, war zu Kassel d. 3. Jan. 1743 unter der Regierung seines Großvaters, des Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelms VIII., geb. Als sein Vater, Friedrich II., der 1754 zur kath. Kirche übertrat, d. 31. Jan. 1760 zur Regierung gelangte, gingen die Maßregeln in Wirksamkeit, welche man getroffen hatte, um dem Lande und der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung des reformirten Religionsbekenntnisses zu sichern. Friedrichs Gemahlin, Maria, Tochter Georgs II. von England, überkam als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau und leitete, ohne des Vaters Theilnahme, die Erziehung der Kinder. Unter Anleitung trefflicher Lehrer, dann auf der Hochschule zu Göttingen, wurde so Prinz Wilhelm in den Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet. Während des die hessischen Länder so schwer drückenden siebenjährigen Krieges lebte er am Hofe seines Oheims, des Königs von Dänemark, Christian VII., dessen zweite Schwester, Wilhelmine Karoline, er 1764 zur Gemahlin wählte. Mit erreichter Volljährigkeit übernahm er unmittelbar nachher die Regierung der Grafschaft Hanau aus den Händen seiner verdienstvollen Mutter. Der junge Fürst war lehrbegierig, thätig, sparsam, gerecht, allen seinen Unterthanen zugänglich. So heilte er viele Wunden, die der vorgegangene Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und machte sich durch löbliche Einrichtungen den Bewohnern Hanaus unvergeßlich. — Wie mehre deutsche Fürsten, schloß er 1776 mit England einen Subsidientractat, im Verfolg dessen

er zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Colonien Mannschaft stellte. Dann zog er, 2 Jahre später, von Friedrich d. Gr. zum Generalmajor ernannt, in den bairischen Erbfolgekrieg. Beide Umstände, der reiche Sold, welchen er für seine Truppen von England empfing, und das Gewicht, das ein großes Heer dem Könige von Preußen verlieh, scheint seinem Geiste die vorwaltende Liebe für das Soldatenwesen eingeimpft zu haben. Sich diesem in noch größerm Umfange zu widmen, fand er Gelegenheit, als er nach dem Tode seines Vaters (1785) die Regierung der sämmtlichen hessen-kasselschen Länder erhielt. Auch in Kassel, wohin er seine Residenz verlegte, und wo der schwache, verschwenderische Vater viele Mißbräuche hatte aufkommen lassen, bewies sich der Landgraf Wilhelm (IX.) als ein strenger, thätiger, das Beste seiner Unterthanen redlich wollender Fürst, dessen Gerechtigkeitssinn aber oft Härte, dessen Sparsamkeit Geiz, dessen Soldatensucht ein schwerer Fluch des Landes wurde. Er regierte höchst selbständig, kannte die Verhältnisse seiner Länder und ihrer Bewohner und hielt alle seine Beamten in strenger Zucht und Ordnung, indem er gern sich des Landmanns annahm, ihn als sein Eigenthum betrachtend. Er hielt auf gute Rechtspflege und Polizei, auf Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens; fürstlichen Glanz zeigte er besonders in der Neigung zu schönen Bauten, durch die er seine Residenz, deren Umgebungen, wie auch Hof-Geismar, Nenndorf, Wilhelmsbad und Schwalheim verschönerte, und in Soldatenparaden. Der erste Versuch, welchen er machte, im Vertrauen auf sein Heer, sein Gewicht unter den Fürsten Deutschlands geltendzumachen, war, daß er ein hessisches Lehn, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, besetzte, als der regierende Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 starb, dessen unmündigen Sohn Landgraf Wilhelm wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an, und der Landgraf mußte, zu seinem großen Verdrusse, nach vielem Widerstreben, das besetzte Ländchen räumen und verursachten Schaden und Kosten ersetzen. In dems. J. schloß er mit England einen neuen Subsidientractat, demzufolge er 12,000 M. stellte und dafür jährlich 675,000 Kronenthaler empfing. Nähere Anregungen zu Kriegsrüstungen fand er in dem Ausbruche der franz. Revolution, welche indeß, bei ausgezeichneter Tapferkeit der Hessen, keinen Erfolg herbeiführten, welchen sich der Landgraf und seine Verbündeten davon verhießen. Durch ein Lager bei Bergen von 8000 M. deckte der Landgraf 1790 die Kaiserkrönung Leopolds II. gegen einen möglichen Überfall franz. Seits; dann zog er mit gleicher Heereszahl gegen Frankreich, an der Seite der preuß. Armee, mit ihnen Sieg und Mißgeschick theilend; die glänzende Wiedereroberung Frankfurts a. M. d. 23. Dec. 1792 gehörte allein den Hessen. In den nächstfolg. J. wuchs das Hessencorps, in Flandern und Westfalen beschäftigt, im engl. Solde auf 12,000 Mann. Doch dem Kriege machte, auch für den Landgrafen, unter preuß. Verwendung der basler Friede d. 28. Aug. 1795 ein Ende. Die jenseits dem Rhein gelegenen Besitzungen des Landgrafen blieben bis auf weitere Bestimmung im franz. Besitze, seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein geschlossen, der vermittelst einer militairischen Demarcationslinie das nördliche Deutschland sicherte. Im luneviller Frieden endlich, unter d. 25. Febr. 1801, erhielt Wilhelm mit der Kurwürde, und im Besitz derselben Wilhelm I. genannt, für den Verlust von $\frac{1}{4}$ □M. und 2500 Einw., die er am linken Rheinufer abtrat, 5 □M., mit 14,000 Einw., durch mehre ihm ertheilte ehemals kurmainzische Ämter und die Reichsstadt Gelnhausen. — Unter manchen Vorzeichen des heranziehenden Unglücks regierte der neue Kurfürst seine Staaten in gewohnter Thätigkeit, Sparsamkeit und Soldatenliebe und im unerschütterlichen Hasse gegen Frankreich, gezwungen, sich der Politik Preußens anzuschließen, dessen schwankende Politik ihm weder

Digitized by Google

Freude noch Vertrauen einflößen konnte. Während sich seine Besorgniß nach Außen hin vergrößerte, vermehrte sich der Wohlstand seiner Staaten und im größern Maßstabe die Reichthümer seines Schatzes. Durch seine dem franz. Kaiser nicht unbemerkt gebliebene Gesinnung, durch seine Verhältnisse zu Preußen, dessen Feldmarschallswürde ihm schon früher ertheilt war, und zu dessen Könige er in mehrfachen Familienverbindungen stand (sein ältester Sohn, der Kurprinz, hatte 1797 die Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin erhalten), durch fortwährende Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, welches ihm nach der Schlacht von Jena und Auerstädt den trüben Traum der Neutralitätssicherheit plötzlich entriß. Als Napoleon drohte und franz. Truppen unter Mortier und dem König von Holland heranrückten, entfloh der gewagten Unternehmungen abgeneigte Kurfürst in die neutralen Staaten des Königs von Dänemark, und gab Alles preis, anstatt durch muthigen Widerstand sich billigen Vergleich zu erkämpfen; nur seine Geldschätze und seine Familie rettete er. Mit dem Frieden von Tilsit und der Errichtung des Königreichs Westfalen war Wilhelm I. seiner Länder beraubt und lebte seit dem Jul. 1808 in Prag, mit der vollsten Zuversicht, daß die Vertreibung der Franzosenherrschaft aus Deutschland erfolgen werde, erfreut durch viele Zeichen der Treue, welche ihm das biedere Hessenvolk gab, aber karg gegen Die, welche ihm Alles opferten und ihr Schicksal an das seinige knüpften. — Beim Ausbruche des östreichisch-franz. Krieges von 1809 erließ der Kurfürst einen Aufruf an seine Hessen und begann eine Heeresmacht bei Eger zu sammeln, vermittelst welcher er die Wiedereroberung seiner Staaten zu bewirken gedachte; bei der unglücklichen Wendung des Krieges scheiterte dieser Plan bald; wer sich unter die Fahnen des Kurfürsten gestellt hatte, wurde entlassen, oft der härtesten Noth preisgegeben. Erst nach dem Siege der Verbündeten in der leipziger Völkerschlacht gewann das Schicksal Wilhelms I. eine günstigere Wendung. Er hatte bereits im Sept. 1813 eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser und dem Könige von Preußen zu Breslau, wo er sich zur Truppenstellung erbot, aber damit zurückgewiesen, durch Hülfsgelder an die Kriegsoperationscasse seine Mitwirkung zur Bekämpfung der Franzosen bethätigte. Die Siege der Verbündeten befreiten schnell die kurhessischen Länder; schon im Nov. 1813 zog Wilhelm I. an der Seite seiner Gemahlin nach 7jähriger Trennung wieder in seine Hauptstadt ein, unter zahllosen Beweisen nie erloschener Liebe seiner Unterthanen. Der 70jährige Greis übernahm die Zügel der Regierung von neuem mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Kraft; zeigte aber um so mehr, daß seine Begriffe von fürstl. Machtvollkommenheit übertrieben waren. Unglücksfälle und höheres Lebensziel hatten die Strenge seines Charakters vergrößert; er meinte alle Ereignisse der vorangegangenen 7 Jahre verlöschen zu können, wenn er sich stellte, als wisse er davon Nichts. Alles sollte oder mußte, wenn es ging, auf den alten Fuß gestellt werden. 20,000 M. Hülfstruppen, die zu stellen er verpflichtet war, rückten schnell genug ins Feld, um den Ruhm der Hessen von neuem zu bestätigen. Den 18. März 1814 stiftete er den Orden des eisernen Helmes, zur Belohnung militairischer Verdienste. Als aber, noch vor dem ersten pariser Frieden, den kurhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimath verstattet wurde, unter der Bedingung, daß sie auf dem Kriegsfuße blieben, vernachlässigte er dieses der Ersparniß halber, und hatte den Verdruß, Executionstruppen in sein Land einrücken zu sehen; Preußens Vermittelung mußte endlich den übeln Streit ausgleichen. Auch im Kriege gegen Frankreich 1815, wo der Kurfürst 12,000 M. stellte, hatte er die Freude, von den Thaten seiner Soldaten vor Sedan, Charlesville, Mezieres u. s. f., ruhmvolle Nachrichten zu erhalten; weniger entsprechend seinen Wünschen war mancher andre Erfolg seiner Regierung. Sein Wunsch zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums drang auf dem wiener Congresse nicht durch; auch sagt man, daß er dort mit dem Plane scheiterte, als

König der Katten anerkannt zu werden, weßhalb er den kurfürstl. Titel beibehielt und ihn mit dem Prädicat: königl. Hoheit, verband. Allem Ländertausche abgeneigt, erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädigungen, in deren Besitz er auch den Titel eines Großherzogs von Fulda und eines Fürsten von Isenburg annahm. — In die unangenehmsten Widersprüche verwickelte ihn die Errichtung einer ständischen Verfassung, welche ihm bei der Rückgabe seiner Länder zur Bedingung gemacht war. Je schneller und vertrauensvoller er dieser Verpflichtung nachkam, um so mehr sah er sich getäuscht, da die unserm Zeitalter eigne Erkenntniß von dem wahren Wesen der Staatsverhältnisse sich mit seinen Ansichten vom Fürstenrechte nicht einigen ließ. Mehre Zusammenberufungen der alten hessischen Stände, denen der Kurfürst die Abgeordneten der Bauern zuordnete, bekundeten auf der einen Seite eine ruhigfeste, vaterlandsliebende Gesinnung der Mitglieder der ständischen Versammlung, auf der andern den Zwiespalt, in welchen der Kurfürst mit der Zeit und ihren billigen Anfoderungen gerathen war. Auch Härte und Geiz gegen seine Beamten erregten Verdruß; besonders wurde das Militair hart behandelt: der Officier durch kärglichen Sold gedrückt, der Gemeine durch strenge Zucht, Stockschläge und Kamaschendienst gequält. Die Anfoderung der Abgeordneten an eine Sonderung des Staatsvermögens von dem überreichen Privatschatze des Kurfürsten verhinderte den Abschluß einer auf Vertretung der Einwohner fest begründeten Staatsverfassung. — Welchen Schatten diese Verhältnisse auf den Kurfürsten werfen mögen, wie auch seine Behandlung der im westfälischen Dienste gestandenen Civil- und Militairbeamten, der dort Pensionnirten, der Käufer der Domainen, der in Bedienung vorgefundenen Ausländer benachbarter deutscher Staaten u. s. w., gerügt werden mag, bewunderungswürdig ist die Rüstigkeit, mit welcher der Greis, des mannigfachen Verdrusses ungeachtet, vieles Nützliche förderte, für Rechtspflege, Kirchen und Schulen sorgte, gegen Beamtenunfug wachte, seinem Volke immer zu Rath und That zugänglich blieb und in vielen lobenswerthen Eigenschaften den Regenten seines Zeitalters ein würdiges Vorbild darbot. Abgemessene Lebensweise hatte seinem Körper eine Festigkeit verliehen, die der gewöhnlichen Hinfälligkeit eines hohen Alters Trotz zu bieten schien. Nur ein großes Gewächs am Unterkiefer, 1809 durch einen Sturz mit dem Pferde veranlaßt, störte die Sehkraft des linken Auges; das in den letzten Monaten seines Lebens sichtbar werdende Zusammensinken seines Körpers und die Abnahme seiner Kräfte war ohne Krankheitszufälle, bis endlich am 27. Febr. 1821 ein Schlagfluß plötzlich seine Laufbahn beschloß. Seine Gemahlin war ihm am 24. Jan. 1820 vorangegangen. Sein Regierungsnachfolger ist sein einziger Sohn, Kurfürst Wilhelm II. — Vgl. Kurfürst Wilhelm I. Biographie in den „Zeitgenossen", Neue Reihe, Nr. X.

Wilhelm (Ludwig August), Markgraf von Baden (vor 1817 Graf v. Hochberg), zweiter Sohn des verewigten Großherzogs Karl Friedrich (aus dessen zweiter Ehe), geb. zu Karlsruhe am 9. April 1792, genoß gleich seinen übrigen Geschwistern einer sorgfältigen Erziehung, und kam sehr jung in die Militairdienste seines Vaterlandes. Da sich aber der Krieg nur im Krieg lernt, so trat er 1809 als Adjutant in den Generalstab des Marschalls Masséna, wohnte allen Schlachten und Gefechten, woran dieser Feldherr in jenem denkwürdigen Zuge gegen Östreich Theil hatte, mit Auszeichnung bei, und verdiente sich das Kreuz der Ehrenlegion. Nach hergestelltem Frieden kehrte der Markgraf in sein Vaterland zurück, wurde zum Generalmajor ernannt, und nahm seinen Wohnsitz zu Rastadt, wo sein Regiment garnisonirte. In dem Feldzug 1812 gegen Rußland befehligte Markgraf Wilhelm die badische Brigade, welche dem 9. franz. Armeecorps unter dem Herzog v. Belluno zugetheilt war. Allein nur 1 Bataillon und 2 Stück Artillerie folgten dem kaiserl. Hauptquartier, der größte Theil der Brigade mußte während der glän-

zendſten Waffenthaten der Hauptarmee müßig in Danzig liegen, erſt als ſchon der Rückzug von Moskau begonnen hatte, durfte ſie den furchtbaren Schauplatz betreten. Am 28. Sept. langte ſie ſehr geſchwächt an Menſchen und Pferden, bei Smolensk an, zeigte aber mitten unter allen Schreckniſſen die rühmlichſte Ausdauer, was ohne Zweifel der Perſönlichkeit des Markgrafen angerechnet werden muß. Der Herzog v. Belluno ſetzte auch auf ihn und die badiſchen Truppen ſein Hauptvertrauen, und bewies dies bei mancher Veranlaſſung, zumal in kritiſchen Augenblicken. Die badiſche Brigade beſetzte Witepsk und einige andre Orte. Es kam vom 30. Oct. an zu verſchiedenen Gefechten, in welchen ſich die badiſchen Truppen durch beſonnenen Muth auszeichneten. Beim Rückzug des 9. Corps erhielt der Markgraf Wilhelm Befehl, die Arrieregarde nöthigenfalls zu unterſtützen. Als dieſe bei dem Dorfe Baturp auf einem ſehr ungünſtigen Terrain in eine mißliche Lage gerieth, übernahm der Markgraf die Leitung des Gefechts, und manoeuvrirte ſo geſchickt, daß der Rückzug ungehindert ſtattfinden konnte. Beim Übergang über die Berezina wurde der Markgraf in ein ſehr ungleiches Gefecht mit den Ruſſen verwickelt. Er zog einige Verſtärkung an ſich und ließ nun mit dem Bajonette im Sturmſchritt angreifen. Die Truppen waren voll Muth und Vertrauen, und die Anordnungen des Markgrafen wurden ſo raſch und ſo genau ausgeführt, daß die Feinde die Stellung verlaſſen mußten. Nach dem Gefechte übernahm er das Commando der ſämmtlichen Infanterie des 9. Corps und führte ſie mit großen Beſchwerlichkeiten über die Berezina. Der Feind drängte von allen Seiten, täglich hatten Gefechte ſtatt, wobei ſich die badiſchen Truppen noch immer durch gute Haltung und Tapferkeit auszeichneten. Bei Malodeczno (am 4. Dec.) war der letzte blutige Tag für ſie. Durch einen raſchen Angriff mit dem Bajonet und die treffliche Dispoſition des Markgrafen wurden hier die Ruſſen in einem Augenblick zurückgeworfen. Bei ſeiner Ankunft in Wilna hatte der Markgraf außer einer Anzahl Officiere noch 50—60 Unterofficiere und Soldaten. Im Aug. 1813 führte Markgraf Wilhelm als Generallieutenant die zweite Hälfte des badiſchen Contingents nach Sachſen und übernahm das Commando des Corps. Unter ihm befehligten die Generale Stockhorn und Brückner. In den entſcheidenden Tagen vom 14. — 19. Oct. commandirte er in Leipzig, wo er am 19. mit den Alliirten capitulirte. Seine Truppen legten die Waffen ab, wurden jedoch nicht als Kriegsgefangene betrachtet. Man hatte ihm Anträge gethan, ſich mit den Verbündeten zu vereinigen, was er aber ablehnte. 1814 befehligte der Markgraf die Blockaden von Strasburg, Landau, Pfalzburg, Bitſch, Lichtenberg und Lützelſtein und führte zugleich den Oberbefehl in Unterelſaß. Seine Abtheilungen beſtanden aus Öſtreichern, Ruſſen und Bundestruppen. Die Monarchen wußten ſeine Verdienſte zu würdigen und er erhielt das Großkreuz des St.-Annen- und Stephansordens. Das J. 1815 rief ihn zu dem Congreſſe nach Wien, wo die Angelegenheiten des badiſchen Hauſes eine umſichtige männliche Einwirkung foderten. Nach Napoleons Rückkehr von der Inſel Elba erhielt er das Obercommando der Blockaden von Schlettſtadt und Neubreiſach mit einem combinirten Corps von Öſtreichern, badiſchen, würtembergiſchen und heſſen-darmſtädtiſchen Truppen. Nach Aufhebung der Blockaden ging er zur Belagerung von Hüningen, unter dem Erzherzog Johann, wo er eine öſtreichiſche, mit Würtembergern und Heſſen-Darmſtädtern combinirte, Diviſion befehligte, welche die Schanze Abutucci wegnahm. Als ſpäter die Intereſſen des badiſchen Hauſes gefährdet wurden, ging er 2 Mal nach Petersburg, und die Geſinnungen, welche Kaiſer Alexander bei dieſer Gelegenheit an den Tag legte, müſſen, zum Theil wenigſtens, der Perſönlichkeit des Markgrafen verdankt werden. 1820 reiſte er zur Herſtellung ſeiner durch Kriegsbeſchwerden geſchwächten Geſundheit nach Frankreich, welches außerdem ſeiner Wißbegierde ein reiches Feld darbot. Jetzt lebt er, in würdiger Muße, den Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaften und ſich ſelbſt. Der landwirthſchaftliche Verein hat ihn zum Präſidenten ernannt, welche Stelle er auch bei der erſten Kammer der badiſchen Landſtände bekleidet, und überall zeigt ſich der erfreuliche Einfluß ſeiner Humanität und ſeines thätigen, vielſeitig gebildeten Geiſtes.

Wilhelm Friedrich Ernſt, Fürſt zu Lippe Bückeburg, ſ. Lippe.

Wilhelmsbad, Bade- und Vergnügungsort in der kurheſſiſchen Grafſchaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erſte Quelle dieſes Bades wurde 1769 zufällig entdeckt, und ſeitdem unter dem Namen des guten Brunnens häufig beſucht. Der verſtorbene Kurfürſt von Heſſen ließ hier, noch als Erbprinz, 1779 prächtige, ſchön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen Park anlegen, und veranſtaltete mehre andre Annehmlichkeiten für die Badegäſte. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es wird beſonders von Frankfurt und Hanau aus beſucht, doch mehr ſeiner ſchönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich gegen Nervenzufälle dienlich ſein ſoll, mindere mineraliſche Kräfte als andern Geſundbrunnen zuſchreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenſtein, während der weſtfäliſchen Zwiſchenzeit Napoleonshöhe genannt, ein kurfürſtl. heſſiſches, eine Stunde von Kaſſel entferntes Luſtſchloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kurfürſten. Natur und Kunſt ſcheinen hier gleichſam gewetteifert zu haben, ein irdiſches Paradies zu ſchaffen, und mit Recht werden ſeine Anlagen zu den merkwürdigſten in Europa gezählt. Eine Lindenallee, der es jedoch an guten Fußwegen fehlt, führt zwiſchen Häuſern und Gärten von Kaſſel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; dieſe erheben ſich allmälig bis zum Gipfel des habichtswalder Gebirges, und gewähren entzückende Ausſichten in das weite reizende Thal, in deſſen Mitte die Reſidenz liegt, und welches ſich über das Ufer der Fulda hin bis zum Soergebirge erſtreckt. Die Hauptſehenswürdigkeiten dieſes Luſtorts ſind: 1) das kurfürſtl. Schloß, von dem letztverſt. Kurfürſten durch den 1825 verſt. Oberbaudirector Juſſow im altrömiſchen Styl erbaut, und aus einem Hauptgebäude und 2 durch bedeckte Galerien mit demſelben zuſammenhängenden Flügel-Pavillons beſtehend. Das Hauptgebäude iſt 266 F. lang, 65 F. tief und einige 80 F. hoch. 6 freiſtehende Säulen ioniſcher Ordnung, welche 47 F. in der Höhe und 5½ F. im Durchmeſſer enthalten, tragen den Fronton, in deſſen Mitte eine runde 48 F. hohe Kuppel hervorragt. Jeder der beiden Pavillons iſt 175 F. lang, 60 F. breit und 65 F. hoch; auf beiden Seiten ſind 8 Säulen ioniſcher Ordnung angebracht. 2) Die große Fontaine, eine Waſſerſäule, welche, mehr von der Natur als Kunſt begünſtigt, aus einem kleinen Steinhügel in der Mitte eines großen Teiches emporſteigt und bei gewöhnlichem Waſſeranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Waſſervorraths aber 190 F. erreicht, bevor ſie, in einen Staubregen verwandelt, auf den Spiegel des Baſſins herabſinkt; im Durchmeſſer enthält dieſelbe 9 Zoll. 3) Der große Waſſerfall oder Aquäduct, die in altrömiſchem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgeſprengte Bogen angelegten Waſſerleitung. Der Waſſerzufluß (für jede Stunde 2800 Ohme) wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Kandeln geführt, ſtrömt mit Schnelle und Heftigkeit durch dieſelben, und ſtürzt ſich zuletzt eine Höhe von 104 F., 18 F. breit und 1 F. im Durchmeſſer, auf eine maleriſch geordnete Felſengruppe herab. 4) Die Teufelsbrücke, welche über einen von einem Felſen herabkommenden Waſſerſturz von faſt gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquäduct, führt. 5) Der ſogen. Steinhöfer'ſche Waſſerfall, ein romantiſcher Waldwaſſerſturz, welchen der Aufſeher der hieſigen Waſſerleitungen, Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwiſchen wild durch einander gewachſenen Bäumen und Geſträuchen ſtürzt ſich hier das Waſſer über mächtige Steinklumpen und Felsſtücke, welche von der

Digitized by Google

Natur selbst auf einander gethürmt zu sein scheinen, in den Abgrund hinab. 6) Die Löwenburg, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothischen Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und möblirt. 7) Das chinesische Dorf Möulang, wo vorzüglich ein unter der westfälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon sehenswerth ist, dessen aus buntgefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster eine täuschende Wirkung hervorbringen. 8) Der Karlsberg mit seinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkasten genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Karl 1701 unter der Leitung des ital. Baumeisters Giov. Franc. Guernieri begonnen und 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte Neptun's; sie hält 30 F. im Durchmesser, ist 20 F. hoch und besteht aus 3 Bogen. Vor der Grotte ist ein rundes, 220 F. im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. F. lang und 40 F. breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 F. sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon genannt; dasselbe besteht aus 3 über einander gethürmten Bogengewölben und hat 284 F. im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesenbassin, welches 150 F. im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felsen hervor, und der Mund dieses Kolosses, welcher 7 F. lang ist, speit einen Wasserstrahl 55 F. in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, solange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesenbassin über einen 77 F. hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sitzt der einäugige Riese und bläst auf einer Hirtenflöte mit 7 Pfeifen 7 verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte ist das Artischockenbassin, welches seinen Namen einer steinernen Artischocke von ungeheuerer Größe verdankt, aus deren Blättern 12 Fontainen in Bogen springen, wovon die mittelste in einer geraden Höhe von 40 F. emporsteigt. 4 Haupteingänge führen zum Erdgeschoß des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschosse, welches ein großes Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf 4 von außen hinaufführenden Treppen zum ersten Umgang, und ebenso zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toscanischen 48 F. hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölbe um das Octogon, in welches man auf einer Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateform steigt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brustlehne umgeben ist. Auf dieser Plateform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt, aus großen Quaderstücken errichtet, die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfodert hat, und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 F. hoch und hat im Innern 5 Kreuzgewölbe über einander. Zu ihren 4 Umgängen gelangt man mittelst einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieser Pyramide steht auf einem 11 F. hohen Piedestal die kolossale Statue des Farnese'schen Hercules, in der umliegenden Gegend der große Christoph genannt, und krönt die Spitze des ganzen bewundernswürdigen Gebäudes. 3 Jahre nachher, als Guernieri den Bau vollendet hatte (1717), wurde sie an ihrem jetzigen Platze aufge-

stellt; sie ist aus Kupfer getrieben und 31 F. hoch. Das Piedestal und die Bildsäule selbst sind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Koloß seinen kräftigen Arm stützt, steigen; in dieser Keule haben 12 erwachsene Personen Raum; und es ist darin eine Thür angebracht, deren Öffnung theils die außerdem hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeschränkteste Aussicht bis zum Inselsberg bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren. K. M.

Wilhelmsstein, s. Steinhuder Meer.

Wilken (Friedrich), Dr. der Theologie, königl. preuß. Historiograph, Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Berlin, großherzogl. badischer Hofrath, wurde am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg geb., wo sein Vater Pedell bei der sachsen-lauenburgischen Landesregierung war.. Nachdem er seine erste wissenschaftliche Bildung anfangs durch Privatunterricht, dann auf der mecklenburg-strelitzischen Domschule seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er 1795 die Universität Göttingen, wo er zuerst Theologie studirte, bald aber ausschließend unter der Leitung Heyne's und Eichhorn's sich den Studien der classischen und orientalischen Philologie und der Geschichte widmete. Auch war er von 1797 — 99 Mitglied des philologischen Seminariums. 1798 erhielt er für eine kritische Arbeit über die Nachrichten des Sultan Abulfeda von den Kreuzzügen einen von der philosophischen Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis. Dieser erste literarische Versuch veranlaßte ihn hernach zu einer ausführlichen Bearbeitung der Geschichte jener merkwürdigen Begebenheiten. 1800 trat er zu Göttingen als Repetent der theologischen Facultät in die Reihe der akademischen Docenten, nahm dann 1803 die ihm von dem Grafen v. Wallmoden-Gimborn angetragene Stelle eines Instructors des Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe an und begleitete diesen edlen jungen Fürsten auf die Universität Leipzig und später auf einer Reise in das südliche Deutschland. 1805 folgte er dem Rufe als außerordentl. Prof. der Geschichte an der damals neugegründeten Universität Heidelberg, wurde 1807 ordentl. Prof. und 1808 Director der dortigen Universitätsbibliothek, welche er das Glück hatte, in wenigen Jahren bedeutend vermehrt zu sehen. Die 1815 stattfindende allgemeine Zurückfoderung der von den Franzosen geraubten Schätze der Wissenschaft und Kunst erweckte in ihm den kühnen Gedanken, die im dreißigjährigen Kriege von den Baiern geplünderte und dem Papst Urban VIII. geschenkte Palatinische Bibliothek ebenfalls für die Universität Heidelberg zurückzufodern. So viele Schwierigkeit auch diese Reclamation eines Schatzes fand, dessen Besitz der römische Stuhl für verjährt und durch fast 200jährige Dauer für geheiligt achtete, so traten doch günstige Umstände ein, welche wider Erwarten einen glücklichen Erfolg herbeiführten. Vornehmlich ist in dieser Hinsicht die äußerst thätige Verwendung der preuß. und östreich. hohen Ministerien, insbesondere der Herren W. v. Humboldt, v. Altenstein und v. Wessenberg, dankbar zu rühmen. Nicht wenig wirkte dabei der Umstand, daß die Römer in dem Wahne standen, Heidelberg sei eine preuß. Stadt; daher wurden auch die zurückgegebenen palatinischen Handschriften eigentlich dem Könige von Preußen von dem Papste Pius VII. zum Geschenk gemacht. Den berühmten Bildhauer Canova, welcher ohne alle genaue Instruction über die Gegenstände seiner Reclamation, als päpstl. Commissarius nach Paris gekommen war, machte sich W. verbindlich durch die Mittheilung des 1805 zu Leipzig gedruckten Verzeichnisses der aus dem Vatican geraubten Handschriften und Kunstschätze; und dieser Künstler verwandte sich selbst bei dem Cardinal Consalvi für die Bewilligung der heidelberger Foderung. Es wurden also zu Paris, wohin W. im Herbste 1815 als Commissarius der großherzogl. badischen Regierung gereist war, 38 griech., lat. und franz. Handschriften, unter welchen sich der schöne Codex der griech. Anthologie befand, und späterhin 853 deutsche Manu-

ſcripte zurückgegeben. W. fand in Rom, wohin er im Frühling 1816 geſchickt wurde, bei dem Papſte Pius VII., dem Cardinal Conſalvi, mehren andern Cardinälen und Geſandten eine ſehr freundliche Aufnahme. Die Bibliotheken und Muſeen wurden ihm mit großer Bereitwilligkeit geöffnet. Der Papſt bewilligte ihm am 1. April 1816 eine Unterredung von einer halben Stunde, ſprach ſehr verſtändig über die Kreuzzüge und klagte, daß er nicht im Stande wäre, mehr für die Vermehrung der vaticaniſchen Bibliothek und der römiſchen Kunſtſammlungen zu wirken. Schon vor den jetzt erwähnten Reiſen hatte W. im Frühling 1811 Paris beſucht, um für die Geſchichte der Kreuzzüge die Handſchriften der k. Bibliothek daſelbſt zu benutzen. 1813 ernannte ihn das franz. Inſtitut zum Correſpondenten. Im Nov. 1815 ernannte ihn der Großherzog von Baden zum Hofrath, und im Dec. 1815 ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie. 1817 folgte er dem ehrenvollen Rufe als k. preuß. Oberbibliothekar und Prof. an der Univerſität zu Berlin, wurde 1819 ordentl. Mitglied der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften, dann Hiſtoriograph des preuß. Staats, Prof. an der allgemeinen Kriegsſchule zu Berlin und Rath im k. preuß. Obercenſurcollegium. Aber 1824 unterbrach eine von Gicht herrührende Gemüthskrankheit ſeine verdienſtvolle Thätigkeit. Er hielt ſich zu ſeiner Herſtellung in Sachſen auf und kehrte dann in ſeine Amtsverhältniſſe zurück. Ein Rückfall nöthigte ihn leider abermals nach Sachſen zu gehen, von wo er zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit 1825 Prag und Wien beſuchte. Hierauf brachte er den Winter in Dresden zu, wo er den 4. Thl. ſeiner „Geſchichte der Kreuzzüge" zum Druck vollendete. 1826 unternahm er, mit Zuſtimmung ſeiner Regierung, eine wiſſenſchaftliche Reiſe über Prag und Wien nach Italien. Allein in Wien erkrankte der würdige Mann aufs Neue. Dort völlig wiederhergeſtellt und der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit wiedergeſchenkt, arbeitet er ſeit 1827 mit neugeſtärkter Kraft als Lehrer und Oberbibliothekar, und hat ſeitdem auch eine „Geſchichte der berliner Bibliothek" (1828) herausgegeben. Der König ehrte ihn 1827 durch Verleihung des rothen Adlerordens. — W. hat ſich in der Wiſſenſchaft vorzüglich durch das fleißige Studium der Schriften des verdienſtvollen Silveſtre de Sacy gebildet, und dieſem großen Muſter in ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen nachgeſtrebt. Unter ſeinen Schriften, von denen die meiſten die perſiſche Sprache und die Geſchichte des Orients zum Gegenſtande haben, nennen wir ſein Hauptwerk: „Geſchichte der Kreuzzüge nach morgenländiſchen und abendländiſchen Berichten" (Bd. 1 — 4, Leipz. 1807 — 26), und ſeine „Geſchichte der Bereitung und Vernichtung der alten heidelbergiſchen Bücherſammlungen, nebſt Verzeichniſſe der aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrten Handſchriften" (Heidelb. 1817). Die übrigen Schriften dieſes Gelehrten nennen Meuſel und Saalfeld (in der „Geſchichte der Univerſität Göttingen"). 20.

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeiſter der Stadt London, ein Mann, der zu ſeiner Zeit auch im Auslande großes Aufſehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der engl. Freiheit vergöttert, von den Miniſtern aufs heftigſte verfolgt wurde, und durch ſein Beiſpiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. W., der Sohn eines reichen Branntweinbrenners zu London, war 1727 geb. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wiſſenſchaften gewidmet. Nachdem er den erſten Unterricht in ſeinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu ſtudiren, und machte dann eine Reiſe durch Holland und Deutſchland. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er 1757 von der Stadt Aylesbury als Repräſentant im Unterhauſe gewählt, zeichnete ſich aber weniger durch Rednertalent, als vielmehr durch ſeine witzige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politiſches Wochenblatt: „The North Briton", heraus, das gegen die

Digitized by Google

Minister gerichtet war, und begierig gelesen wurde. In einem dieser Blätter (Nr. 45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem (1763) zu Paris geschlossenen Frieden eröffnete, stark angegriffen, und einen Ausdruck in derselben für eine Lüge erklärt. W. wurde deßwegen in den Tower gesetzt, mußte aber, da er sich auf die Habeascorpusacte (s. d.) berief, bald wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Volkspartei triumphirte laut über diesen Sieg. Es entstanden nun im Parlamente heftige Debatten über die Preßfreiheit, und beide Häuser faßten den Beschluß, daß die Nummer 45 des „North Briton" durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde nicht ohne Volksunruhen vollzogen. Im Unterhause ward hierauf ein Proceß gegen W. eingeleitet, und mit einer großen Stimmenmehrheit seine Ausstoßung aus dem Parlamente beschlossen. Eine Schmähschrift: „Versuch über das Weib" („Essai on woman", eine anstößige Paraphrase des „Veni Creator"), die W. heimlich gedruckt und verbreitet hatte, vergrößerte seine Schuld, und er flüchtete sich nach Frankreich. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel mit großer Freude empfangen, und von der Grafschaft Middlesex zum Repräsentanten im Parlament gewählt. Freiwillig stellte er sich vor das königl. Gericht (Kingsbench), und selbst in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte, ohne die Bewegungen des Volks, das Alles versuchte, um ihn zu befreien, zu seinem Vortheil zu benutzen. Seine Entlassung aus dem Gefängnisse (1770) war die Losung zu neuen Unruhen, weil das Parlament sich weigerte, ihn als Repräsentanten von Middlesex anzunehmen. Er wurde indessen, den Ministern zum Trotz, zum Alderman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge erhielt er die sehr einträgliche Stelle als Schatzmeister oder Kämmerer von London. Alle diese Ämter verwaltete er mit Treue und Rechtlichkeit. Er starb 1797. W. war ein Mann von Verstand und Kenntnissen, besonders der Rechte seines Vaterlandes kundig, die er mit Entschlossenheit und ausharrender Standhaftigkeit vertheidigte und dadurch den willkürlichen Unternehmungen der Minister Schranken setzte. Sein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte vielleicht nur von ihm abgehangen, ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte sich nachher (1780), einen von Andern veranlaßten Volksaufruhr selbst mit Gefahr seines Lebens zu dämpfen. Außer vielen politischen Aufsätzen und einer Sammlung seiner Parlamentsreden hat er auch eine „Geschichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbesteigung des braunschweigischen Hauses" (1768, 4.) herausgegeben.

Willamov (Johann Gottlieb), der Dithyrambendichter, geb. den 15. Jan. 1736 zu Mohrungen in Preußen, studirte in Königsberg, und wurde 1758 Professor in Thorn. Einige Jahre später gab er seine erste Sammlung von Poesien heraus. Der so milde, sanftmüthige Mann hatte sich in einer Gattung versucht, die sonst nur die rasende Trunkenheit beim Dienste des Bacchus ausströmte, in dem Dithyrambus. Da sie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibehalten konnte, so wendete er sie auf große Ereignisse an, und besang z. B. die Trennung Siciliens von Italien, Hermann u. s. w., mit der Fülle und Regellosigkeit dithyrambischer Bilder. Doch diese Form der Poesie kann uns nie national werden, und so wurde auch an W.'s Dithyramben wol das Studium des Pindar bewundert, aber seine Gesänge selbst wurden bald vergessen. 1765 folgten die ersten 2 Bücher dialogischer Fabeln, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit in einer eigensinnigen Form vortheilhaft auszeichnen. W.'s spätere Verhältnisse waren so unerfreulich, daß der Sänger ganz verstummte. Nachdem er in Thorn als Prof. zwar arm aber ruhig gelebt, ward er 1767, nach Büsching's Abgang, als Director der deutschen Schule nach Petersburg gerufen, wo er 1771 seine Übers. der „Batrachomyomachie" drucken ließ. Mangel an ökonomischen Einsichten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse; er brachte das

Digitized by Google

Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung, wurde zwar dann als Lehrer an einem Mädcheninstitut angestellt, allein mit so geringem Gehalt, daß er sich kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und den 21. Mai, im 41. J. seines Alters, starb. Poetische Schriften v. W. Leipz. 1779, vollständiger Wien 1793, 2 Bde.

Wille. Der Wille bezeichnet die Selbstthätigkeit des Strebens und der Einwirkung in der Sinnenwelt. Die Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher die Thätigkeit den Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweck bestimmte Bestreben; es ist die Kraft, seine Thätigkeit zur Verwirklichung eines Vorgestellten mit Bewußtsein zu bestimmen. Allein in dieser Bedeutung ist der Wille noch gleichbedeutend mit Willkür, d. h. dem durch den äußern Eindruck nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen. Es ist aber das Bestreben **verständig**, wenn es zunächst auf Das gerichtet ist, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem verständigen Bestreben, das auch vorzugsweise willkürlich genannt wird, wirkt der äußere Eindruck nur mittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt, das Unangenehme zu vermeiden durch gewisse hierzu vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die menschliche Willkür von der thierischen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engern Sinne, oder moralisches Bestrebungsvermögen ist das Vermögen, das Vernünftige oder an sich Gute zu bestreben: ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der vernünftige Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch könnte das Gute unterlassen und dem sinnlichen Antriebe folgen, dann ist der sittliche Wille nicht wirksam. Die sittliche Freiheit besteht also darin, daß sich der Mensch, rein nach Vernunft, unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Foderungen, welche die Vernunft dem Handeln vorschreibt, heißen daher auch Willens- oder Freiheitsgesetze. (S. **Freiheit.**) Diese Gesetze sind der wahre Wille der Menschheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rein, der lediglich auf das Gute gerichtet ist; insofern der Mensch jedoch zugleich sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer bleiben, d. h. er wird nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit schreiben wir den reinen Willen zu. T.

Wille (Johann Georg), Kupferstecher, war geb. den 5. Nov. 1715 auf der Obermühle unweit dem Städtchen Königsberg bei Gießen. Sein Vater, ein Müller, hatte ihn zu seinem Gewerbe bestimmt, ließ ihn aber, als er seine Neigung zum Zeichnen wahrnahm, welchem der Jüngling von Jugend an mit auffallendem Glück, obwol ohne alle Unterstützung nachhing, die Kunst eines Büchsenmeisters erlernen, wo er bedeutende Fortschritte machte und in die Schlösser der neu gefertigten Gewehre sehr gefällige Jagdstücke gravirte. Doch genügte ihm diese Arbeit nicht, und nachdem er s. Wanderschaft angetreten hatte, ging er zu der Kunst des Uhrmachers, die er in großer Vollkommenheit übte, über. Er reiste endlich nach Strasburg und nach Paris. Hier widmete er sich ganz der Kupferstecherkunst, jedoch ohne alle Unterstützung seines Vaters, der ihn für einen ungerathenen Sohn hielt. Nach langem Kampfe mit den Verhältnissen lieferte er zuerst das Brustbild des Marschalls Belleisle, welcher, wegen des trefflichen Gelingens dieser Platte, den Grund zu W.'s Glück legte. W. ward Meister in seiner Kunst, verlor aber in der Revolution s. bedeutendes Vermögen (gegen 800,000 Fr.) und wäre fast ein Opfer derselben geworden, wäre nicht sein Sohn General der pariser Nationalgarde gewesen. Sein Ruf war in Frankreich und Deutschland allgemein. Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, das Institut

der Wissenschaften und Künste nahm ihn zu seinem Mitgliede auf. Anfangs stach er meist Bildnisse. Unter ihnen sind die vom Minister Florentin und dem berühmten Redner Bossuet besonders geschätzt. In späterer Zeit arbeitete er nach Niederländern historische und ähnliche Stücke; unter ihnen sind besonders s. Musiciens ambulantes, nach Dietrich, s. Instruction paternelle, nach Terburg ꝛc., bekannt. Auch nach den Zeichnungen seines 1748 in Paris geborenen Sohnes, Peter Alexander, hat er viel gestochen. Seine Schüler sind Berwick, Müller d. Ä. und Schmutzer. Er starb den 8. Aug. 1808.

Williams (Helena Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon, geb. zu London den 27. Juni 1769, trat schon in ihrem 18. J., wo sie in London unter dem Schutze des D. Kippis lebte, durch diesen aufgemuntert, als Dichterin auf und zeichnete sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von 2 Bdchn. Gedichte setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo sie seit 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung ward sie in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, unterstützt, auch als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs werden konnte, dessen Bewunderung Ossian's sie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verleumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete („Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechsel", mit Anmerk., 3 Bde., 1793). Indeß zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden von Amiens zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehorchten. Der Polizeipräfect nahm sie deßhalb in Verhaft und untersuchte ihre Papiere; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: „Historische Nachrichten von den letzten Ereignissen in Frankreich seit der Landung Napoleons den 1. März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII., nebst einem Bericht von dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich 1815". Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel (1788); „Julie" (eine Novelle, 2 Bde., 1790), und mehre einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die „Briefe", geschrieben in Frankreich im Sommer 1790 (2 Bde., 2. Aufl. 1792), und „Briefe über den polit. Zustand von Frankreich (4 Bde., 1796); „Reise in die Schweiz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärt. Zustand von Paris" (2 Bde., 1798); „Briefe über den sittl. Zustand und die öffentl. Meinung in der franz. Republik" (2 Bde., 1800), und die „Reisen des Hrn. v. Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt" (4 Bde., 1814). Ihre politischen Schriften über den Zustand in Frankreich sind auch ins Deutsche übersetzt. Sie starb zu Paris den 14. Dec. 1827.

Willkür, die ungebundene Wahl — aus Wille und Kür, Wahl, zusammengesetzt. In der Psychologie heißt so das Wahlvermögen und der Zustand, in welchem man zwischen Verschiedenem wählen kann, was voraussetzt, daß der Geist mehre Zwecke denken kann und nicht durch den Mechanismus des Vorstellens, welcher durch Übermacht des Körpers bewirkt wird, beherrscht sei. Sie ist also mehr als Spontaneität (s. d.). In menschl. Willkür steht, oder der Willkür überlassen ist alles Das, was weder durch das Sittengesetz, noch auch durch ein bürgerliches Gesetz untersagt ist. (S. Freiheit und Wille.) — Im besondern Sinne versteht man darunter Stadtgesetze und Statuten, insofern sie durch freie Wahl und Stim-

Digitized by Google

mung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird Willkür dem allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. Landrecht.) Das Sprüchwort: „Willkür bricht Landrecht!" heißt so viel als: die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), ehemals die Hauptst. des Großherzogth. Litthauen, jetzt Hauptort des russ. Gouvetn. Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (Wilna). Sie liegt in einem Thale zwischen Bergen, hat ohne die weitläufigen Vorstädte 1 Meile im Umfange, 3000 H., 25,000 E., darunter 5000 Juden, ansehnliche Paläste u. a. Gebäude, 35 Kirchen und Klöster des kath. Ritus, zu welchem auch die Domkirche (mit dem Grabmale des h. Casimir) gehört, und 7 Kirchen andrer Religionsverwandten, unter denen sich auch ein mohammedanisches Bethaus befindet. Es haben sich hier viele Deutsche niedergelassen. Der hiesige Handel, der theils mit ausländischen Waaren, theils mit Versendung inländischer Producte nach Königsberg, Memel und Riga getrieben wird, ist ziemlich bedeutend; weniger sind es die Fabriken und Manufacturen. Die 1803 von der russ. Regierung bestätigte und neu eingerichtete Universität mit einem Fonds von 142,000 Silberrubeln, hat 32 Professoren, 12 Adjuncte in 4 Facultäten: der schönen Wissenschaften und Künste, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medicin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mitbegriffen sind; ferner eine gut eingerichtete Sternwarte und einen botanischen Garten; auch ist eine botanische Gesellschaft und eine Gesellschaft der Wissenschaften errichtet worden. Außerdem besitzt Wilna mehre Bildungs- und Unterrichtsanstalten, eine kaiserl. medicinische und eine philanthropische Gesellschaft, und 5 Buchdruckereien. Das Gouvern. Wilna enthält 1284 □M. und 980,000 Einw. Es ist eine flache Ebene, bloß mit Landrücken und vielen Waldungen, Brüchen, Morästen und Seen. Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getreide, Flachs und Hanf. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast allein auf die gewöhnlichen städtischen Gewerbe. Die Einw. sind Litthauer, Letten, Polen, Juden, Griechen, Tataren, auch Russen und Deutsche.

Wilson (Sir Robert Thomas), geb. 1777, war britischer Generalmajor, Großkreuz des östr. Maria-Theresia-, Ritter des portug. Thurm- und Schwert-, des russ. St.-Georgs- u. des preuß. rothen Adlerordens. Sein Vater, der berühmte Maler und Schriftsteller, Benjamin W., hatte ihm eine gute Erziehung gegeben. 1788 trat Sir Robert W. in Kriegsdienste und zeichnete sich 1794 in Flandern aus, vorzüglich in dem Treffen von Villers en Couché bei Cambray (23. April), wo er zur Rettung des Kaisers Franz, welcher in Gefahr kam, gefangen zu werden, viel beitrug, und wofür ihm eine besondere Medaille und der Maria-Theresia-Orden zu Theil ward. In der Folge diente er unter York in Holland 1799; dann ging er als Major mit Abercrombie nach Ägypten. Über diesen Feldzug gab er einen merkwürdigen Bericht heraus, der den franz. Bericht des Gen. Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus W.'s Schrift, daß Bonaparte in Jaffa seine pestkranken Soldaten habe vergiften und die türkischen Gefangenen niederschießen lassen. Beides wurde jedoch durch spätere Zeugnisse berichtigt. — S. dessen engl. Übers. der Schrift von Regnier „Über den Feldzug 1801 in Ägypten" (1802), und s. „Historical account of the british expedition to Egypt, with some important facts relative to General Buonaparte" (1802, 4., 4. Aufl., 2 Bde.). Diese Schrift ist auch ins Deutsche übersetzt und im Auszuge (1803) vorhanden. Napoleon ließ sie durch einen Gegenbericht von Sebastiani widerlegen. Nachher ging W. mit Baird nach Brasilien, dann nahm er Theil an der Eroberung des Caps. Im Nov. 1806 begleitete er den Gen. Hutchinson, der eine Sendung an den russ. Kaiser hatte. Hier erwarb sich W. im Kriege mit den Franzosen die Achtung des Kaisers und fand

nach dem Frieden zu Tilsit in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme. 1808 vollzog er in Lissabon die ihm übertragene Organisation der lusitanischen Legion so schnell und mit solcher Geschicklichkeit, daß der franz. Feldherr glaubte, er habe alte britische Krieger in portug. Uniformen vor sich. Darauf bewies W. in dem russ. Kriege 1812 nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er befand sich in Kutusoff's Hauptquartier, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte, und man glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit mit auf seinen Rath gehört habe. Nach des britischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Cathcart, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen im russ. und deutschen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, sodaß er sich die Achtung der Officiere von allen Armeen erwarb und Alexander ihm im Angesichte des Bundesheeres den St.-Georgsorden umhängen ließ. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, ertheilte ihm der Kaiser Alexander als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung den St.-Annenorden 1. Classe; nur s. eigne Regierung gab ihm kein Zeichen der Anerkennung s. Verdienste. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für die Volksrechte erklärte, welche er von der britischen Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den seltenen Eigenschaften Napoleons, als dieser gestürzt war, mit Bewunderung sprach, so machte er sich viele Feinde. Noch größeres Aufsehen erregte s. großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im Dec. 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefangenen hatte s. Gemahlin aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce, Cap. Hutchinson und Gen. Wilson anvertraute, die s. Flucht beförderten, indem W. selbst in s. Wagen ihn in der Verkleidung eines britischen Stabsofficiers über die Grenze brachte. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt und W. nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs v. Wellington und des engl. Gesandten, in das Gefängniß Laforce gebracht. Zugleich entdeckte die pariser Polizei, daß W. sich bittere Äußerungen über das Haus Bourbon in Briefen an s. Freunde in England erlaubt habe. Der Proceß der 3 Engländer vor dem Assisengericht in Paris (April 1816) ward nach franz. Gesetzen so entschieden, daß sie zu 3monatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte W. nach London zurück. Der Prinz-Regent mißbilligte s. Handlung, weil er seinen Stand als britischer Officier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung gemißbraucht habe. Dies Alles erbitterte den ohnehin sehr reizbaren Sir Rob. W., und er schrieb in solcher Stimmung Mehres, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Das meiste Aufsehen erregte die von ihm ohne s. Namen herausgegebene Schrift: „A sketch of the military and political power of Russia" (Lond. 1817). Als Theilnehmer an den wichtigsten Kriegs- und Staatsbegebenheiten ist W.'s Zeugniß nicht unwichtig; nur enthält das flüchtig hingeworfene Ganze mehr unbestimmte Annahmen, als gründliche Entwickelung aus erwiesenen Thatsachen. Der Vf. betrachtet die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegspolitik in Rußland; sodann rügt er mehre Mißgriffe der brit. Regierung ꝛc. Insbesondere bemerkt er, durch welche Fehler Napoleon (vielmehr Junot) den Erfolg seines Krieges mit Rußland vereitelte, sowie die Fehler, welche die russ. Heerführer begingen. Über die Kriegsereignisse in Deutschland gibt er manche Aufschlüsse, noch bedeutendere über die entscheidenden Augenblicke in dem Gange des Krieges in Frankreich; indeß haben einzelne sehr gewagte Behauptungen starken Widerspruch gefunden; vgl. die Anmerkungen zu W.'s Schrift in den „Europ. Annalen", 1818, und die Beurtheilung im „Edinb. review", 1817, welche zugleich über den letzten Frieden mit Frankreich und über die damalige Stimmung der Völker sich verbreitet. Was W. über die außerordentlichen Fortschritte der russ. Kriegsverwaltung seit dem tilsiter Frieden und über den vortrefflichen Zustand des russ. Heeres 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig. Er erklärt

ſich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren ſollen. Dann zeigt er das Übergewicht der politiſchen und militairiſchen Stellung Rußlands in Europa und Aſien 1815, ſowie deſſen umſichgreifenden Einfluß auf den Welthandel im Weſten von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung Frankreichs, Öſtreichs, der Pforte und Englands. Er ſchloß ſich übrigens den Reformers an, begab ſich 1818 als Freiwilliger nach Südamerika und diente unter den Fahnen von Venezuela; allein er konnte ſich mit Bolivar nicht vertragen, kehrte nach England zurück, ward von Southwark zum Parlamentsgliede gewählt, und gehörte in der berühmten Sitzung, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, zur Oppoſition. Er drang auf Erſparniſſe und Reformen, ſprach für die Sache der Königin, und miſchte ſich, um Blutvergießen zu verhindern, in den Tumult bei dem Begräbniſſe derſelben. Deßhalb ward er aus den Liſten des britiſchen Heeres geſtrichen; doch entſchädigte ihn eine von ſ. Freunden veranſtaltete Unterzeichnung für ſ. Anſpruch auf eine Summe von mehren 1000 Pf. St., die er dadurch verlor. Hierauf machte er eine Reiſe nach Paris, mußte aber auf Befehl der Polizei Frankreich binnen 3 Tagen verlaſſen. Als 1823 der Krieg zwiſchen Frankreich und den ſpan. Cortes ausgebrochen war, begab ſich W., ungeachtet den brit. Unterthanen verboten war, Dienſte bei den kriegführenden Mächten zu nehmen, nach der Halbinſel, um für die conſtitutionnelle Partei zu fechten. Er erhielt eine Anſtellung in der Armee der Cortes, ward bei Coruña ſchwer verwundet, ſah die Niederlage ſ. Partei und flüchtete ſich nach Liſſabon, wo ihm aber der König ans Land zu kommen verbot und ſ. Namen aus der Liſte der portug. Ordensritter ſtreichen ließ. Indeß hatte er bereits aus eignem Antriebe die Ordensinſignien dem Könige von Portugal zurückgeſchickt. Darauf begab ſich W. nach Cadiz und, nach der Übergabe dieſer Stadt an die Franzoſen, nach Gibraltar, von wo er im Oct. 1823 nach England zurückkehrte. Der König von Preußen und die Kaiſer von Öſtreich und von Rußland haben ihn wegen ſ. Vertheidigung der revolutionnairen Partei in Spanien ihrer Orden für verluſtig erklärt. — Außer ſ. ſchon genannten Schriften hat W. noch herausgegeben: „an inquiry into the present state of the military force of the british empire" (1804), und: „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the russian army" (1811, 4.). K.

Wimpfen, Stadt (2600 E.) und Amt im großherzogl. heſſ. Fürſtenth. Starkenburg, 2 Meilen von Heilbronn, an der Jaxt und am Neckar, im Kraichgau, war bis 1802 eine freie Reichsſtadt. Hier iſt das Salzwerk Ludwigshall. Wimpfen iſt bekannt durch Tilly's Sieg 1622 und den Heldentod der 400 Pforzheimer. (S. Pforzheim.)

Winckel (Thereſe Emilie Henriette aus dem), Künſtlerin zu Dresden, iſt die Tochter des k. ſächſ. Obriſtlieut. Jul. a. d. W., der 1806 in der Schlacht bei Jena blieb. Geb. zu Weißenfels den 20. Dec. 1784, erwuchs Thereſe a. d. W., faſt ohne des Glücks der Vaterliebe ſich erfreuen zu können, unter den Augen einer im Leben ernſtgeprüften Mutter, die mit einem lebhaften, und durch alte wie durch neue Sprachen gebildeten Geiſt einen feſten, durch Grundſätze tief ausgeprägten Charakter, und die geordnetſte, anhaltendſte Thätigkeit verband, der die ehrwürdige, von Allen, die ſie kannten, hochverehrte, 87jährige Matrone mit wahrhaft männlicher Beſtändigkeit treu geblieben war. Sie erzog das geliebte einzige Kind zu gleicher Ordnungsliebe und geregelter Thätigkeit, indem ſie dieſelbe mit Kunſtfertigkeiten ausſtattete, die ihr jetzt eine unabhängige und ſelbſtändige, obwol mühſam errungene Stellung im Leben gewähren. Muſik und Malerei wurden Thereſens treueſte Begleiterinnen; zugleich machte ſie ſich vertraut mit Allem, was den Geiſt bildet und den Kunſtſinn bereichert. So trat ſie ein in eine vielſeitige, nützliche Wirkſamkeit. Sie ſchreibt und ſpricht Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch;

sie ertheilt Unterricht auf der Harfe und in Sprachen; sie hat jüngere Freundinnen musterhaft gebildet. Alles dies erstrebte ihr edler Wille mit unendlicher Liebe, durch rastlosen Fleiß, in kindlicher Bescheidenheit, ohne allen Schutz, außer dem mütterlichen; in der Ölmalerei fast auch ohne eigentliche Lehrer, außer wenigen Freunden und Rathgebern, gestützt allein auf die beharrliche Kraft ihres Gemüths. Ohne nach Originalität zu ringen, ist Th. v. W. in der anspruchlosen Sphäre der edlern, weiblichen Beschränkung geblieben. Als Malerin den hohen alten Meistern huldigend, hat sie deren Werke mit einer Treue wiederholt, die ihr im In- und Auslande gerechte Anerkennung erworben hat. Sie studirte auf der dresdner Galerie, wo sie noch jetzt die alten ital. Meisterwerke, viele mehrmals, in Öl copirt. Um durch den Unterricht der berühmtesten Lehrer, eines Nadermann und Marin, ihr Spiel auf der Pedalharfe ausbilden zu lassen, und um ihr die Gelegenheit zu verschaffen, die aus Italiens Galerien nach Paris entführten Kunstschätze zu studiren, reiste die Mutter 1806 mit ihr nach Paris. Hier blieben Beide 2½ Jahr. David wurde in der Malerei der Tochter Freund und Lehrer. Er gab ihr das Zeugniß, sowie sie habe noch Niemand Correggio nachgeahmt. Während dieser Zeit verlor ihre Mutter durch das Sinken der östr. und der schwed. Staatspapiere ihr Vermögen. Was die Tochter bisher aus reiner Kunstliebe erstrebt hatte, das wurde jetzt ihr Lebensunterhalt. Sie gab auf ihrer Rückreise Concerte, und wohnt seitdem in Dresden mit ihrer Mutter vereinigt und von gleichgesinnten Freunden und Freundinnen umgeben. Unter jenen muß vorzüglich Kügelgen genannt werden; man findet darüber Bekenntnisse von ihr selbst in dem „Leben Gerhards v. Kügelgen", von Hasse. Die bescheidene Künstlerin bedarf wenig von Dem, was man äußeres Glück nennt. Ihr kleines Haus im dresdner ital. Dörfchen und die Gemäldegalerie sind ihr irdischer Himmel; jenes hat sie geschmückt mit den schönen Nachbildungen der letztern, und wie viele sind aus diesem stillen Wohnsitze des Fleißes und der Demuth ausgewandert nach fernen Gegenden in Deutschland, England, Rußland und Polen! In Ostrock, dem Sitze des Fürsten Karl Jablonowski, ist ein Saal mit ihren Copien der vorzüglichsten Stücke der dresdner Galerie geschmückt. Das Altargemälde in der Kirche zu Brockwitz bei Meißen ist eine von ihr gefertigte Copie des Giov. Bellino: der lehrende Erlöser. Wenn ihren Tag die Harmonie des Farbenlichts verschönert, so belebt die Abende des reizenden Tagewerks ihr Harfenspiel. Zwischen beiden wechseln Unterricht, den sie ertheilt, und weibliche Arbeiten. Ohne Schriftstellerin sein zu wollen, ist Mehres von ihr durch den Druck bekannt geworden. Briefe von ihr aus Paris an ihre Freundinnen erschienen ohne ihr Wissen und Wollen in deutschen Journalen. Dann gab sie Beiträge zu Kind's „Harfe" unter dem angenommenen Namen Comala, zu den „Hesperiden" u. d. N. Theorosa, ferner zu des Prof. Wendt's „Kunstblatt", zu der „Abendzeitung" und zu a. Blättern. In der von Prof. Hasse herausgeg. „Taschenencyklopädie" sind ihre auf das Kunstfach sich beziehenden Arbeiten mit H. bezeichnet. Auch war sie Mitarbeiterin am Conv.-Lex. in einzelnen Kunstfächern. 20.

Winckell (Georg Franz Dietrich aus dem). Dieser erfahrene und gelehrte Forstmann, Jäger und Jagdschriftsteller ward geb. am 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Königreiche Sachsen. Schon im ersten Lebensjahre wurde ihm s. Vater, kursächs. Oberhofgerichtsassessor, durch den Tod entrissen, und s. Erziehung mußte anfänglich die Mutter, später s. Stiefvater besorgen. Beide ließen den Jüngling, mit Zustimmung seines Vormundes, auf dem Pädagogium in Halle und auf der Landschule zu Grimma die Humaniora studiren und sodann die Universität Leipzig beziehen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Allein ein Sturz mit dem Pferde und eine dadurch erhaltene Beschädigung auf der Brust geboten, eine andre als eine sitzende Lebensart und Beschäftigung zu wählen. W.

lernte nun bei dem Wildmeister Hähnel zu Sitzenroda, unweit Torgau, einem tüchtigen Waidmanne, die Jägerei, und suchte sich aus den Erstlingsfrüchten der Forstliteratur, aus den Schriften eines Döbel, Beckmann, Zanthier, Moser, Cramer u. A. für die forstwirthschaftliche Ausbildung eine kräftigere Nahrung zu verschaffen, als der waidmännische Lehrprincipal anbieten konnte. Nach der gänzlichen Ausbildung und Befähigung in beiden Fächern meldete sich W. um eine Anstellung im Jagdfache am sächs. Hofe, wurde aber mehrmals zurückgewiesen, weil in seinem Stammbaume, den er herkömmlich vorlegen mußte, die Reihe s. Ahnen durch eine sogen. Mißheirath eines seiner Altvordern mit einem bürgerlichen Frauenzimmer unterbrochen war. Er lebte nun einige Jahre auf s. Familiengute, trieb dort den Landbau, die Jagd und Forstwissenschaft mit Erweiterung s. Kenntnisse in diesen Fächern. Ohne Aussicht auf Anstellung in Sachsen begab sich Hr. v. W. hierauf in fürstl. dessauische Hofdienste, mit der Absicht, dort in die Forstdienste überzugehen, welches ihm auch zugesichert worden war. Allein er wurde, obschon begünstigt von dem damaligen Erbprinzen Friedrich, Vater des jetzigen Herzogs, abermals getäuscht und mußte eine bittere Zurücksetzung erfahren. Im Schmerzgefühl über die gescheiterte Hoffnung und verlorene Zeit legte er s. Hofstelle nieder, in welcher er abermals Gelegenheit gefunden hatte, s. Kenntnisse und Erfahrungen, besonders in Betreff des Betriebes der Parforcejagd, zu vermehren. Nach s. Abgange von Dessau wohnte er wieder auf dem Lande unweit Leipzig, wo er am Arme der Musen und im Cirkel edler Freunde, von welchen der Hofrath Spazier, der Stiftsrath Koch u. A. m., besonders aber der unsterbliche Dichter, v. Thümmel, zu nennen sind, ein stilles, ruhiges Leben führte. Zu Obernitzschka arbeitete er sein classs. „Handbuch für Jäger ꝛc." (3 Thle.) aus, welches durch s. praktische Gediegenheit ihm einen wohlverdienten Ruhm gründete und nun in seiner 2. Aufl. (1820—22) eine der ersten Stellen in der Jagdliteratur einnimmt. 1810 übertrug ihm der k. bairische Kämmerer, Freih. v. Thüngen, die Administration der beiläufig 40,000 bair. Tagwerke betragenden Waldungen der Familie v. Thüngen, und er führt sie seit 1813 thätig und ämsig mit einem Erfolg, der nicht zweifelhaft sein konnte. Nach manchen erduldeten Unfällen des Lebens lohnte den Edeln auf der ruhiger gewordenen Bahn das Vertrauen der genannten Grundherrnfamilie, die Freundschaft der ausgezeichnetsten Forstmänner Deutschlands, eines Bechstein, Cotta, Hartig, Laurop, v. Wildungen, Witzleben u. A., die Aufnahme gelehrter Vereine in ihre Mitte und die Verehrung des ganzen waidmännischen Publicums. Außer dem obengenannten Jagdhandbuch hat derselbe viele Aufsätze in Encyklopädien, Zeitschriften und Taschenbücher geliefert.

Winckelmann (Johann Joachim). Dieser um Kritik und Geschichte der Kunst, sowie um das Studium der Antike unsterblich verdiente Gelehrte, geb. d. 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines Schuhmachers. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald liebgewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war W. sein Führer und Vorleser und genoß dafür seiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das kölnische Gymnasium, und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabricius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er sich das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle, lebte während seines 2jährigen Aufenthalts daselbst von einem kleinen Stipendium und von Unterstützungen, und da ihn das Studium der alten Literatur und schönen Wissenschaften mehr anzog als die Theologie, so vernachlässigte er die Collegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Versuch,

Paris und Rom zu besuchen, war er 1741 Hofmeister bei dem Rittmeister v. Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er italienisch und englisch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vornehmlich mit Geschichtsstudien. 1743 erhielt er das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark. So niederdrückend auch seine Lage sowol als seine Amtsbeschäftigung hier war, so ertrug er sie doch 5 Jahre, während welcher er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortsetzte. 1748 wandte er sich an den Minister, Grafen v. Bünau, nach Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte zwar einen Bibliothekar, erklärte sich aber bereit, ihn als Bibliothekssecretair mit 80 Thlrn. Gehalt anzustellen. W. nahm froh das Erbieten an, und verlebte einige Jahre zufrieden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beschäftigt. Die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschätzen und die Bekanntschaft mit einigen Künstlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunst, deren praktischer Ausübung er sich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu gewesen wäre. Er fühlte, daß er seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Von entscheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntschaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Öser. Er lernte die verschiedenen Schulen der Kunst, den eigentlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiedenen Manieren, sowie auch das Materielle der Kunst kennen. Jetzt richtete er alle seine Wünsche auf Italien, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste. Das Anerbieten des päpstl. Nuntius, Archinto, der W.'s Gelehrsamkeit schätzte, ihm in Rom eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, war daher zu anlockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung ihn hätte abschrecken sollen. Die Unterhandlungen zogen sich indeß in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Beichtvater, der Pater Rauch, die Sache so leitete, daß W. mit einer kleinen Pension ganz unabhängig in Rom leben konnte. Er trat 1754 förmlich zur römischen Kirche über, und verließ die Dienste des Grafen Bünau, um in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu leben. Die erste Frucht desselben waren die „Gedanken über die Nachahmung der griech. Kunstwerke" (1755), die sowol des Inhalts als der Schreibart wegen den Beifall der Kenner erhielten, wenngleich die Zueignung an den König, die auf Brühl's Rath geschehen war, zufällig unbeachtet blieb. Um die Wirkung seiner Schrift noch zu verstärken, griff W. selbst sie in einer zweiten an und vertheidigte sie in einer dritten. Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und W. reiste im Herbst 1755 mit einer königl. Pension von 200 Thlrn. auf 2 Jahre nach Rom ab. Hier fand er bald Freunde und Beschützer. Der Hofmaler Dietrich hatte ihn an Rafael Mengs empfohlen, mit dem er schnell in ein vertrautes Verhältniß trat. Die gelehrten und kunstliebenden Cardinäle Passionei und Albani kannten ihn durch Archinto, der inzwischen Cardinal und Staatssecretair geworden war, und interessirten sich für ihn, und des Papstes Leibarzt Laurenti wirkte ihm sogar eine Audienz bei Benedict XIV. aus, der ihn leutselig anfnahm, und seines Schutzes versicherte. W. überließ sich jetzt dem Anschauen und der Betrachtung alter und neuer Kunstwerke; auch machte er einige schriftstellerische Plane, ohne jedoch etwas auszuführen; die Idee einer Geschichte der alten Kunst schwebte ihm vor, aber noch fehlte es ihm dazu an Klarheit der Begriffe und an Erfahrung. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, wo er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer machte, und durch sie den Zutritt zu den Alterthümern von Portici, Herculanum und Pompeji erlangte. Nach 10wöchentlicher Abwesenheit kehrte er mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen nach Rom zurück, die er zum Theil in seinen Berichten über die herculanischen Alterthümer, welche er für den Kurprinzen von Sachsen einsandte, niederlegte. Im Sept. 1758 reiste er auf die wiederholte Einladung des Grafen Wunzel-Stosch, der durch

Erbschaft von seinem Oheim im Besitz einer der schönsten und reichsten Gemmensammlungen war, nach Florenz, wo er 9 Monate verweilte, um jene Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses Verzeichniß, das er im nächsten Jahre ausarbeitete, erschien zu Florenz u. d. T.: „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch". Um diese Zeit nahm W. die ihm angebotene Stelle als Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Card. Albani, mit freier Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt an. Er hatte seine Geschichte der Kunst zwar angefangen, fand aber bei seinem schnellen Fortschreiten den ersten Entwurf bald zu dürftig und beschloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 endigte er die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten", die 2 Jahre später in Deutschland erschienen. Verschiedene Anträge lehnte er ab; der Aufenthalt in Rom ward ihm immer lieber, und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, so hatte er Hoffnung auf die erste erledigte Stelle an derselben, mithin auf eine lebenslängliche Versorgung. Schon früher war ein angeblich altes Gemälde, Jupiter und Ganymed, in Rom zum Vorschein gekommen und von W. in seinen Briefen als eins der schönsten Alterthümer gepriesen worden, obgleich Viele es für ein Werk von Mengs hielten; zu einem noch schlimmern Irrthum verleitete ihn jetzt Casanova, der eigens, um der Kennerschaft seines Freundes einen Streich zu spielen, 2 Gemälde verfertigt hatte, die W. für echt nahm und sogar in seiner „Geschichte der Kunst" beschrieb. Erst nach dem Druck der letztern entdeckte er den Betrug. 1762 besuchte W. in Gesellschaft des Grafen Brühl abermals Neapel und dessen merkwürdige Umgebungen, und übergab seine daselbst gemachten Entdeckungen und Bemerkungen bald darauf dem Publicum in dem Sendschreiben an den Grafen v. Brühl über die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter den Händen zu einem größern Werke mit vielen K., das, 5 Jahre später, u. d. T.: „Monumenti antichi inediti" in ital. Sprache und für die Italiener bestimmt, ans Licht trat. Auch legte er, da die „Geschichte der Kunst" in der Handschrift vollendet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, welche aber erst 1766 erschien. 1763 gab er eine andre kleine Schrift, über die Empfindung des Schönen, heraus. Ähnliche Mittheilungen an seine Freunde über Gegenstände der Kunst sollten folgen, blieben aber unausgeführt. In dems. J. erhielt er endlich die Stelle eine Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12—15 Scudi, und zugleich ein jährl. Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben ledig würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin sich zerschlagen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Im Anfange 1764 erschien endlich zu Dresden sein Hauptwerk: „Geschichte der Kunst". In dems. Frühling machte er mit Volkmann und Heinr. Füßli eine dritte Reise nach Neapel, deren Ergebnisse er in den „Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen" bekanntmachte. Den größten Theil 1766 widmete W. der Ausarbeitung des Discorso preliminare seiner „Monumenti inediti", einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestritt er selbst seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden reiste. Um die Mängel der ersten Ausg. seiner „Geschichte der Kunst" einstweilen zu ersetzen, ließ er 1767 Anmerk. dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit großem Eifer an einer 2. Ausg. dieses Werks. Zugleich erwachten in ihm alte Reiseplane nach Griechenland, die er jedoch verschob, um Berlin zu besuchen, wo seine „Geschichte der Kunst" in einer franz. Übersetzung erscheinen sollte, und wo er für jene Reiseplane Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte

Reise nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte, söhnte sich mit diesen aus, bestieg den Vesuv während eines eben statthabenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum 3. Th. seiner „Monumenti", wofür er bereits Vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tiroler Gebirge versenkte W. in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den festen Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was sein Reisegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um sodann seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. Mai an und fand bei dem Fürsten Kaunitz u. a. Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn Nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt, und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihn mit besonderer Auszeichnung empfing und reich beschenkte, und reiste zu Anfang des Jun. nach Triest ab. Hier gesellte sich ein Italiener, Namens Francesco Arcangeli, zu ihm. Dieser abgefeimte Bösewicht, der erst vor kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen worden war, gewann durch Dienstbeflissenheit bald das Vertrauen des arglosen W., der ihm seine goldenen Medaillen und a. Kostbarkeiten unbedenklich zeigte. Arcangeli übernahm die Besorgung der Reiseangelegenheiten, während W. im Gasthofe blieb. Am 8. Jun. zwischen 1 und 2 Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer trat, um ihm s. plötzliche Abreise anzuzeigen und Abschied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch ein Mal die goldenen Medaillen zu zeigen; aber während W., vor dem Koffer knieend, sie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und versetzte dem Unglücklichen, der sich vergeblich wehrte, 5 tödtliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne Etwas mitzunehmen, entsprang. W. verschied wenige Stunden darauf, nachdem er s. Testament gemacht und den Cardinal Albani zum Universalerben eingesetzt hatte. Seine Handschrift zur 2. Ausg. der „Geschichte der Kunst", die er bei sich führte, kam in den Besitz der kaiserl. Akademie der bildenden Künste in Wien, welche 1776 eine Ausgabe danach besorgen ließ, die jedoch den Erwartungen der Kenner nicht entsprach; s. übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani; 1799 führten sie die Franzosen nach Paris, von wo sie jedoch wahrscheinlich zurückgekehrt sind. — W.'s Geist ist in s. Schriften ausgeprägt, die ebenso schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnichten, einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die Grundsätze der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch jene Grundsätze bedingten Wesen und ihrem Zusammenhange unter einander darstellen. Schelling sagt von ihm trefflich: „Er stand in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirg, durch seine Zeit; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im weiten Reiche der Wissenschaften, der seinem Streben entgegenkam". Als seine wahren Genossen kamen, da eben wurde der Treffliche dahingerafft. Er gab durch s. Lehre die erste Grundlage jener allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissenschaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. Ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles Menschliche als Werk gesetzloser Willkür angesehen und demgemäß behandelt wurde. Nächstdem enthalten sie einen Schatz von historischen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irrthümer unbedeutend erscheinen. Sie finden sich gesammelt, bis auf die „Monumenti inediti", die „Description des pierres gravées" und die verschiedenen Briefsammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer und Schulze be-

Digitized by Google

endigten Ausg. (Dresd. 1808—17, 7 Bde.). Nächstdem ist zu W.'s Kenntniß zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: „Winckelmann und sein Jahrhundert". Über s. traurigen Tod gibt eine kleine Schrift: „Winckelmann's letzte Lebenswoche", herausgegeb. von Rosetti (Dresd. 1818), genaue Nachricht. Einen Nachtrag zu der biogr. und liter. Notiz von Winckelmann hat Gurlitt (Hamb. 1820) gegeben. Rosetti hat ihm in Triest 1820 ein Denkmal errichtet, vom venetian. Bildhauer Ant. Bosa verfertigt, und beschrieben und abgebildet in der Schrift: „Il sepolcro di Winckelmann in Trieste" (Veneb. 1823, 4.), die auch W.'s letzte Lebenswoche enthält. Sickler hat vorgeschlagen, durch Ausgrabungen in Olympia Kunstschätze für ein Museum zu sammeln, das W.'s Denkmal sein soll. Ungedruckte Briefe von W. an den Grafen v. Schlabrendorf stehen im „Lit. Conv.-Bl.", 1821, Nr. 142.

Wind. Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüssigen Körpern, ein beständiges Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Wird dies Gleichgewicht irgendwo gestört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zusammenzieht, oder durch Wärme, welche sie ausdehnt, so strömt die benachbarte Luft, zur Wiederherstellung dieses Gleichgewichts, herbei; das ist die nächste und gewöhnlichste Ursache der Winde. Damit verbinden sich andre Umstände, um sehr merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen, namentlich der zwischen den Wendekreisen herrschende, beständige Ostwind, der den Seefahrern so bekannt ist, daß, um von Europa nach Amerika zu segeln, man erst bis zur Region dieser Winde hinaufschifft, und, sich ihnen überlassend, den Ocean dann in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieser Winde ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Osten vorsichgeht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zuströmen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel einen mindern Schwung erleiden als die Äquatorialgegenden. (Vgl. Abplattung der Erde.) Bei der Ankunft in der letztern bringt die Luft diese mindere Geschwindigkeit mit, dergestalt, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführte Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt, oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, einen von Osten wehenden Wind erfährt. — Außer diesen beständigen Winden gibt es periodische Winde, wohin besonders die Passatwinde (Moussons) gehören, die auf einigen eingeschränkten Meeren zwischen den Wendekreisen eine Zeit des Jahres hindurch nach dieser, in der übrigen Zeit aber nach entgegengesetzter Richtung wehen, und deren Ursache in der Modification der angeführten Hauptumstände durch Localitäten gesucht werden muß. — In unsern Gegenden kennt man bekanntlich nur unbeständige Winde, die sich von jenen beständigen und zugleich gelinden und gleichförmigen Winden auch noch durch die Verschiedenheit ihrer Stärke unterscheiden. Hat der Wind eine Geschwindigkeit von 40—60 Fuß in der Secunde, so wird er Sturm, darüber, Orkan. Dergleichen Orkane pflegen in den heißen Erdstrichen, wo die hohe Temperatur ihre Erzeugung begünstigt, außerordentliche Verwüstungen anzurichten*). — Ebenso furchtbar in ihren mechanischen Wirkungen zeigen sich die Wirbelwinde, welche aus einer Luftsäule bestehen, die sich mit Gewalt um ihre Axe dreht und zugleich eine

*) In einer Secunde hat der gelinde angenehme Wind (jolie brise) die Geschwindigkeit von 10 engl. Schuhen; der lebhafte Wind (vent frais) die von 20 Sch., der starke Wind (v. grand frais) die von 30 Sch., der heftige Wind (v. violent) die von 50 Sch., der stürmische Wind (v. très-violent) die von 70 Sch., der Sturm (tempête) die von 80, der heftige Sturm (grande tempête) die von 100, der Orkan (ouragan) die von 120, und ein Orkan, der Bäume und Häuser umstürzt, die von 150 engl. Schuhen.

fortgehende Bewegung hat, und die Wasserhosen (s. d.), gleichwie andrerseits die gesundheitzerstörenden Einflüsse des in Italien wehenden Sirocco, des Sam in Arabien u. s. w. aus Reisebeschreibungen bekannt sind. Darüber darf man jedoch nicht vergessen, daß sie auch eine sehr wohlthätige Wirkung hervorbringen, indem ohne sie das Luftmeer bald in einen stinkenden Sumpf verwandelt werden würde, und es ist, bei der höchst wichtigen Rolle, welche sie in der Ökonomie der Natur spielen, nur zu beklagen, daß uns die Meteorologie über ihre physische Natur so wenig Befriedigendes zu sagen weiß. Ausführlicher hierüber verbreitet sich Mayer in s. „Lehrb. der phys. Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie" (Gött. 1805, mit Kpfrn.) u. Lampadius, „Grundriß der Atmosphärologie" (Freib. 1806). Eine umfassende Sammlung aller Beobachtungen über die verschiedenen, auf der Erde herrschenden Winde, Fluten u. s. w. aber hat man von Romme, „Tableau des vents, des marées etc. sur toutes les mers du globe; avec des reflexions sur ces phénomènes" (Paris 1806, 2 Bde.). D. N.

Windbüchse, ein Schießgewehr, welches so eingerichtet ist, daß stark verdichtete Luft die Kugel, statt des bei andern Gewehren nöthigen Pulvers, forttreibt. Schon in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gab es Windbüchsen. Im 17. Jahrh. wurden sie häufiger, und in Nürnberg fertigte man sie oft unter dem Namen Windkanonen in einer Größe, daß sie 4pfündige Kugeln 400 Schritte mit einer Stärke trieben, ein 2 Zoll dickes Bret zu durchbohren. Das Wesentlichste, wodurch sie sich von andern Büchsen unterscheidet, ist die Windkammer, der Behälter, wo die eingepumpte und comprimirte Luft aufbewahrt wird, bis ein Ventil dieselbe in der Menge herausläßt, als zum Forttreiben einer Kugel gehört. Es versteht sich, daß man da mehr als ein Mal loßschießen kann, ehe wieder neue Luft eingepumpt wird.

Windharfe, s. Äolsharfe.

Windischgrätz. Weriand, Herr zu Grätz, im Lande der Wenden oder Windischgrätz, der am Ende d. 11. Jahrh. lebte, ist der Stifter dieses Hauses. Es theilt sich in 2 Linien. Die ältere, die Ruprechtsche, erlangte 1804 die reichsfürstl. Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs (1½ □M., mit 1500 Einw.), nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt, und steht jetzt unter würtemberg. Hoheit. Die Familie ist katholisch. Der Fürst Alfred, Freih. zu Waldstein und im Thal, geb. 1787, commandirte als Oberster das k. k. Kürassierregiment Großfürst Konstantin. Das Haus besitzt noch mehre Herrschaften in Östreich und Steiermark, z. B. Tachau u. A. Auch hat es mit der jüngern, der gräfl. Sigismundsch. Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Äolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Öffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vgl. Wind.)

Windmesser, Windfahne, s. Anemoskop.

Windrose oder Schiffsrose ist ein Theil des Compasses (s. d.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Ähnlichkeit mit einer Rose hat. Nach einem gewissen Striche seine Fahrt nehmen, heißt daher so viel, als nach einer der 32 gedachten Compaßlinien den Lauf des Schiffes einrichten. Die 4 Gegenden, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in Qua-

branten theilen, heißen Hauptgegenden, die kleinern Abtheilungen Nebengegenden. Jede der 4 Hauptgegenden wird in 2 gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N. W.), Nord-Ost (N. O.), Süd-West (S. W.), Süd-Ost (S. O.). Diese 8 Gegenden werden ferner in 2 gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun 8 neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch ein Mal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch 16 Nebengegenden: Süd-gen Westen, Süd-West gen Süden u. s. w.

Windsor, ein königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor am südl. Ufer der Themse, in der engl. Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eton, berühmt wegen seiner lat. Schule. Die Stadt Windsor ist klein und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Bloß das Schloß zieht die Reisenden dahin. Wilhelm der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu seinem Aufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Karl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat 2 Höfe, welche durch den sogen. runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Prinzen, und gegen S. die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St.-Georgencapelle merkwürdig, worin früher der letztverst. König alle Morgen in den Wochentagen s. Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien von verschiedenem Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 180 Fuß lange St.-Georgssaal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomalereien von Verrio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der britischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königl. Thron, und über diesem das St.-Georgenkreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: „Honny soit qui mal y pense". In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog v. Marlborough jährlich am 2. Aug., am Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er s. Recht auf Blenheim verliert. So lange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse von Windsor anwesend sind, weht von dem Thurme die große engl. Flagge, die man schon in weiter Entfernung von dem Schlosse erblickt. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theils der nördl. Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnt die königl. Familie, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südl. Terrasse gegenüberliegt. Hinter diesem Gebäude dehnt

ſich ein wohlangelegter Garten aus, worin ſich ein zweites Gebäude befindet, welches die Prinzeſſinnen bewohnen.

Winfried, ſ. Bonifaz der Heilige.

Wingolf, ſ. Nordiſche Mythologie.

Winkel. 2 Linien oder Flächen, die, von verſchiedenen Richtungen ausgehend, einander ſchneiden, bilden in ihrem Durchſchnitte Winkel. Dieſer Punkt heißt dann der Scheitelpunkt. Sind die 2 Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel deſſelben heißen, gerade, ſo entſteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderſpannung der Schenkel des Winkels oder der Bogen, der von dem Scheitelpunkte, zwiſchen den Schenkeln, beſchrieben und nach Graden gemeſſen wird, beſtimmt ſein Maß. Iſt ein Schenkel des Winkels auf dem andern ſenkrecht, ſo nennt man den Winkel einen rechten. Das Maß deſſelben beträgt 90 Grade. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade iſt, heißt ein ſpitziger, und ein Winkel, größer als ein rechter, ein ſtumpfer. 2 Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander ſich befinden und alſo einerlei Scheitelpunkt haben, ſind zuſammen ſo groß als 2 rechte und haben zu ihrem Maße 180 Grade: man nennt ſolche Winkel Nebenwinkel. Schneiden ſich 2 Linien oder Flächen, ſo ſind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, ſtets ſich gleich. Körperliche Winkel ſind ſolche, die von 3 oder mehren Flächen, welche in einem Punkt zuſammenſtoßen, gebildet werden. — In der Kriegsbaukunſt hat man eingehende Winkel, deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende, deren Schenkel ſich gegen die Feſtung öffnen. P. S.

Winkelmeſſer, ſ. Aſtrolabium.

Winkler (Johann Heinrich), ward geb. am 12. März 1703 zu Wingendorf in der Oberlauſitz, wo ſein Vater, ein Müller, damals lebte. Von ſ. Mutter und in einer Privatſchule in Lauban erhielt er den erſten Unterricht. Die Bekanntſchaft mit Naturgegenſtänden, wozu ihm als Kind ſ. Umgebungen Gelegenheit gaben, und die durch das Geſchäft ſeines Vaters angeregte Liebe zur Mechanik weckten in reifern Jahren ſ. Neigung zur wiſſenſchaftlichen Naturforſchung. Als er ſpäter in Swammerdam's „Hiſtorie der Inſekten" die Abhandlung von den Bienen las, war ihm faſt Alles bis auf die durch das Vergrößerungsglas angeſtellten Verſuche bekannt. Bei einem geſchickten Arzte, Adam in Lauban, ſah er verſchiedene chemiſche Verſuche; auch dies reizte ſchon früh ſ. Forſchungstrieb. Von der dortigen Gelehrtenſchule kam er 1724 auf die Univerſität Leipzig, wo er bei frugaler Lebensweiſe unter Müller, Ridiger, Börner, Pfeifer, Bernd, Menke und Gottſched Philoſophie, Theologie, alte (auch die hebr.) Sprachen, Geſchichte und Beredtſamkeit ſtudirte. Unter 6 Zuhörern, welche der vom Prof. Junius empfohlene Lehrer der Mathematik, Honold, bei dem Anfange ſ. Vorleſungen hatte, blieb gegen Ende des Halbjahrs nur W. mit einem ſ. Freunde. 1729 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten. Früher ſchon wollte ihn Ridiger bewegen, nach Jena zu gehen, um gegen den Philoſophen Wolf (ſ. d.) in Vorleſungen aufzutreten; allein W.'s zwar ungelehrter, aber verſtändiger Vater äußerte, daß es unklug gehandelt wäre, wenn ein junger Menſch gegen einen Mann, welcher jahrelang mit großem Anſehen gelehrt hätte, ſtreiten wollte. Als nachher W. Wolf's Schriften ſtudirte, ward er für deſſen Philoſophie gewonnen und ſchrieb: „Institutiones philosophiae Wolfianae utriusque contemplativae et activae" (1735), deren 3. Aufl. u. d. T.: „Institut. philos. universae" (Lpz. 1763) erſchienen. Von 1731—39 verwaltete er das Amt eines 4. Lehrers an der Thomasſchule zu Leipzig, hielt ſeit 1737 Vorleſungen über Experimentalphyſik, Pſychologie, natürliche Theologie, auch über einzelne wichtige Materien der Phyſik. Der Magiſtrat gab ihm ſ. Zufriedenheit für den im Schulamte bewieſenen Fleiß

Digitized by Google

durch ein ansehnliches Geschenk zu erkennen, als W. das Schullehreramt mit einer außerord. Professur der Philosophie an der leipziger Universität vertauschte. Aus den gelegentlichen Winken, welche er den unter s. Leitung in der Beredtsamkeit sich übenden Studirenden gab, daß sie das Studium der Natur auch für diesen Zweck nicht vernachlässigen sollten, entstanden die Schriften: „Von dem Sein und Wesen der Seelen der Thiere" (1741—45) und „Vernünftige Gedanken über die wichtigsten Sachen und Streitigkeiten in der natürl. Gottesgelahrtheit" (1739). Im J. 1742 erhielt er die ord. Professur der griech. und lat. Sprache. Außer andern in das Fach der Philologie einschlagenden Schriften gab er „Platonis Phaedo graece et lat. c. not." (1744) heraus. In der Folge vertauschte er diese Professur mit der der Physik. Vorher aber gab er noch heraus: „Institutiones mathematico-physicae etc." (1738); „Anfangsgr. der Physik" (1753 u. 1755). Der Prof. der Mathematik in Leipzig, Christ. Aug. Hausen (st. 1743), und W. waren die Ersten in Deutschland, durch welche die Eigenschaften der Elektricität, welche man seit dem Anfange der 40er Jahre des 18. Jahrh. in England und Frankreich, nach den schon früher darüber gegebenen Belehrungen des Engländers Will. Gilbert, näher zu erforschen angefangen hatte, bekannter wurden. Der Erste bediente sich bei s. Versuchen einer durch ein Rad gedreheten Glaskugel; W. nahm mit Hülfe eines geschickten Tischlers in Leipzig (Joh. Friedr. Giessing) eine Verbesserung der Elektrisirmaschine vor. Nicht nur solche nach s. Angabe verbesserte Maschinen gingen nach England, sondern auch W.'s „Forschungen über Elektricität" wurden ins Engl. übersetzt und den philos. Verhandlungen der Societät der Wissensch. in London, deren Mitglied er selbst ward, einverleibt. Unstreitig ward auch der berühmte Franklin (s. d.) bei Erfindung der Blitzableiter durch die von W. angestellten Versuche geleitet. W. machte 1743 in Gegenwart der damaligen sächs. Prinzen, Friedrich Christian und Xaver, einiger der ersten sächs. Staatsmänner, namentlich auch des um die Wissenschaften hochverdienten Grafen v. Manteufel, in der Folge auch in Gegenwart andrer fürstl. Personen und auswärtiger Gelehrten, wie des Kanzlers Wolf in Halle, der Prof. Geßner, Hollmann aus Göttingen, und 1746 in Gegenwart des Königs von Polen, in dem Apel'schen Garten mehre Versuche, welche auch auswärts große Aufmerksamkeit erregten. Seine weitern Forschungen machte er bekannt in: „Gedanken von den Eigenschaften und Wirkungen der Elektricität" (1744), welche ins Holländ. übersetzt wurden; „Die Eigenschaften der elektrischen Materie und des elektr. Feuers, aus verschiedenen neuen Versuchen erklärt und nebst etlichen neuen Maschinen zum Elektrisiren beschrieben" (1745); „Die Stärke der elektr. Kraft des Wassers in gläsernen Gefäßen, welche durch den Musschenbroek'schen Versuch bekannt geworden" (1746). In der letztern Schrift werden Blitz und Donner als Wirkungen der elektrischen Materie aufgeführt. In Deutschland that W. die ersten Vorschläge zur Ableitung des Blitzes in seiner 1753 erschienenen Dissertation: „De avertendi fulminis artificio ex doctrina electricitatis". Er rieth, auf den Gipfel des Gebäudes eine lange Kette oder einen 3 Linien dicken Draht zu ziehen, welcher weit vom Gebäude hinweg durch die Luft gezogen und endlich an einem Pflock in der Erde befestigt würde. Er erwähnt in dieser Dissertation nicht nur die durch Collinson in London bekanntgemachten Forschungen Franklin's, Ruhman's u. A. über die Elektricität, sondern bemerkt auch ausdrücklich, daß Franklin die Idee der Möglichkeit, den Blitz abzuleiten, zuerst gefaßt habe. Allein des Versuchs, welchen Franklin mit einem Drachen gemacht haben soll, wird hier nicht erwähnt. Es herrscht aber auch in der Angabe der Zeit, wann dies geschehen sein soll, große Verschiedenheit. Nach einigen Angaben geschah es 1749, nach Andern am 10. Mai 1752 und nach noch Andern gar erst in der Nacht am 17. Aug. 1766. W. übers. auch Franklin's „Briefe üb. d. Elektricität". Er starb d. 18. Mai 1770. 11.

Digitized by Google

Winkler (Karl Gottfried Theodor), als Pseudonym **Theodor Hell**, ist am 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen geb., kam aber sehr früh mit s. Vater, einem ehrwürdigen Geistlichen von der vielseitigsten Bildung, nach Dresden, wo häusliche sorgfältige Erziehung, und in der Folge der Einfluß des D. Koch, jetzt Superintendenten zu Torgau, ihn zur Universität vorbereiteten. Obgleich er sich in Wittenberg mit ernstem Fleiße dem juristisch-historischen Fache widmete, so regte doch das Zusammentreffen mit Fr. Kuhn, mit Karl und Otto v. Manteufel u. a. Freunden seine schon in den Kinderjahren geweckte Lust an der Poesie, zur fröhlichen Übung an Aufgaben von erhöhten Ansprüchen auf. Verse wurden gemacht in den schwierigsten Reimarten und Formen, nur um der Freude am Versemachen zu genügen. Als W. 1796 Wittenberg verließ, wo er die ersten Censuren im juristischen Examen erhalten hatte, fand er bald beim Stadtgerichte zu Dresden eine Anstellung, die aber trotz des Wohlwollens s. Obern wenig Aussicht eröffnete. 1801 ging er daher an Langbein's, des Erzählers, Stelle als Geh. Kanzellist zum geh. Archive über, mit dessen Personale er die Revision des gemeinschaftlichen sächs. Archivs zu Wittenberg (1801 und 1802) besorgte, rückte 1805 zum wirkl. Geh. Archivregistrator auf, fand aber bei den Geschäften seines Berufs von nun an Muße genug zu der vielseitigsten literarischen Thätigkeit. Bald darauf ward W. zum Geh. Secretair befördert und erhielt Urlaub (1812—13) zu einer Reise durch Italien und Frankreich, die längst zu s. Wünschen gehört hatte. Seine Rückkehr fiel in die unglücklichen Tage von Dresden. Vom Könige der hinterlassenen Regierungscommission als Secretair beigeordnet, ward er als solcher beim Eintritt des Gen.-Gouvernements zu demselben zugezogen, mit der Redaction des Gen.-Gouvernementsblattes beauftragt, Expedient in der 2. Section, russ. kais. Hofrath, dann zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendanten ernannt. So fand s. frühere Hinneigung zur Bühne, die durch den Umgang ausgezeichneter Schauspieler, wie Opitz, Christ, Ochsenheimer ꝛc., stets angeregt worden war, jetzt Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren, und das monatlich erscheinende „Bühnentagebuch" zeugt fortwährend von s. umsichtigen Thätigkeit in diesem Berufe. Von Michaelis 1814 bis Ostern 1815 stand W. der Verwaltung der Hofbühne zu Dresden, von Ostern 1815 bis Michaelis dess. J. ders. Bühne in Leipzig vor. Mit der Rückkehr des Königs von Sachsen ernannte man ihn zum Theatersecretair in Dresden unter dem Hofmarschall, Grafen v. Vitzthum, und fügte später die Cassirerstelle bei der Besoldungscasse der Staatsdiener bei, mit der 1816 noch das Secretariat bei der k. Akad. der Künste vereinigt ward; der Titel eines k. sächs. Hofraths ward ihm 1824 dazugegeben. Die Vertrautheit mit den alten gelehrten und den Umgangssprachen des neuen Europa, Raschheit in der Auffassung auch verwickelter Geschäfte, unermüdliche Thätigkeit, joviale Laune und unerschöpfliche Heiterkeit im geselligen Umgange haben aber dieses öffentlich rührige Leben noch mit einer Menge von persönlichen Beziehungen und von literarischen Unternehmungen durchflochten. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller Schriften gibt der fortgesetzte Meusel. Seine „Lyratöne" (2 Bde., Dresd. 1821) werden stets ein schöner Beleg von jener vielseitigen Auffassung des Lebens sein, die gleich innig seine Schatten- und Lichtseiten zurückzuspiegeln versteht und für die gesellige Bildung des Kreises, in dem der Dichter sich bewegte, der überall mit dem vollen Leben in Berührung war, können sie einst noch rühmlich bei einem spätern Geschlechte zeugen. Die Reihe s. Übertragungen aus fremden neuern Sprachen begann Th. Hell (denn unter diesem Namen sind alle s. zahlreichen Schriften erschienen, mit Ausnahme von „Maurers Leben, dargestellt in 9 Ges.", 3. Aufl., Dresd. 1825) mit einem Romane der Frau v. Genlis: „Der Unglücksengel" (1801). Die Übersetzung der „Lusiade" des Camoens, gemeinschaftlich mit Fr. Kuhn (Dresd. 1807), des „Mazeppa" von Lord Byron (1820), ganz neuer-

dings des „Oberon" nach dem Engl. des Planché (1826), viele Überſetz. nach dem Ital. bei den feſtlichen Anläſſen der dresdner Bühne, beweiſen die Leichtigkeit, mit der W. unſere Mutterſprache handhabt, um jene fremden Sprachen wiederzugeben. Dieſe genaue Kenntniß der ital. Sprache bei vieler praktiſchen Muſikkenntniß war der nähere Grund, weßhalb unſerm W. 1825 auch zu ſ. andern Geſchäften die Regie der ital. Oper übertragen ward. Becker's „Taſchenbuch" und ein Gedicht auf das Naumann'ſche Oratorium: Klopſtock's Vaterunſer, das erſte ſ. einzeln gedruckten Gedichte, hatten W. als Dichter in das Publicum eingeführt, dem er durch ſ. „Penelope" (Taſchenb., ſeit 1811), ſ. „Komus" (3 Jahrg.), ſ. „Agrienien", durch die Beiträge zu ſo vielen andern Taſchenbüchern, und beſonders durch ſ. ſo weit verbreitete „Abendzeitung" (ſeit 1817) lieb geworden iſt. Sein „Strudelköpfchen" (nach dem Franz., 1805) und „Bianca von Toredo" (1806) haben ihm einen Namen unter den dramat. Schriftſtellern begründet, den er durch Überſetzungen und Bearbeitungen, vorzüglich franz. Dramen, aller Gattungen in gutem Andenken zu erhalten nicht müde wird. Seine Kenntniß Deſſen, was der Bühne gerecht iſt, kommt ihm dabei glücklich zu ſtatten. In den von ihm herausgeg. hinterlaſſenen Schriften ſ. Freundes, K. M. v. Weber (2 Bdchn.; der erſte u. d. T.: „Tonkünſtlers Leben. Eine Arabeske von K. M. v. Weber", Dresd. u. Lpz. 1827), hat er in einem biograph. Vorworte den berühmten Tonmeiſter mit eben ſo viel Liebe als Wahrheit dargeſtellt. 19.

Winſpeare (David), geb. 1775 zu Neapel, widmete ſich, nach beendigten Studien auf dem Collegium S.-Salvatore, der Rechtswiſſenſchaft. Als Advocat beim Caſſationshofe zu Neapel angeſtellt, gab er glänzende Beweiſe von Talent und unbeſtechbarer Rechtlichkeit. Bald darauf ernannte ihn der König zum Fiscal bei der Adminiſtration der Poſten, und W. entſprach dieſem Vertrauen, indem er durch eine weiſe Verwaltung den Staatscaſſen ein erhöhetes Einkommen ſicherte und durch mehre Verbeſſerungen im Poſtweſen die Verbindung der Provinzen mit der Hauptſtadt erleichterte. Als 1799 beim Einbruch der Franzoſen W.'s Vater, damals Präfect in Calabrien, ſich als treuen Anhänger des Königs bewies, wurde der Sohn als Geiſel in das Caſtell S.-Elmo eingeſchloſſen. Nach der Rückkehr des Königs wieder auf ſ. Poſten gerufen, unternahm W. die Abſtellung mehrer Mißbräuche, die ſich bei den Gerichtshöfen eingeſchlichen hatten. Für dieſen Zweck ſchrieb er eine treffliche Abhandlung über die freiwilligen Geſtändniſſe der Angeklagten, und wollte noch mehre hierauf bezügliche Schriften folgen laſſen. Doch er gab dieſes Unternehmen auf, als 1806 Neapel abermals unter die Herrſchaft der Franzoſen kam und mit den alten Inſtitutionen auch die Mehrzahl jener Gebrechen verſchwanden, die er hatte angreifen wollen. 1809 ward W. zum Subſtituten des Generalprocurators und 1812 zum Generaladvocaten beim Caſſationshofe ernannt. Leicht erfaßte er den Geiſt der neuen Geſetzgebung, und ſeine Rechtsgutachten wie ſ. Berichte an den Staatsrath können in jeder Hinſicht für Schriften dieſer Gattung als Muſter gelten. Unſtreitig ſein größtes Verdienſt erwarb er ſich durch den Eifer, mit welchem er das Feudalunweſen bekämpfte, das ſo lange in Neapel den Fortſchritten der Cultur unüberwindliche Hinderniſſe entgegengeſtellt hatte. Nachdem durch ein Decret Leibeigenſchaft, Frohndienſt und jede Art von Zwangspflicht aufgehoben war, wurde W. als Generalbevollmächtigter in die Provinzen geſchickt, um das Verhältniß der Barone zu ihren Unterthanen nach Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit feſtzuſtellen. Unſägliche Schwierigkeiten traten ihm entgegen; doch gelang es ſ. Umſicht und unermüdeten Thätigkeit, nach 3 Jahren eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Eine beträchtliche Zahl von Nationalgütern wurde der ärmſten Claſſe zugetheilt, die Gemeinden ſahen ſich von der Zwingherrſchaft der Barone befreit und es bildete ſich eine neue Claſſe von Grundbeſitzern, die dem Ackerbau und der Induſtrie Neapels höhern

Digitized by Google

Aufschwung versprachen. Der König erhob hierauf W. in den Adelstand, verlieh ihm das Comthurkreuz des Ordens beider Sicilien, und beauftragte ihn, die Geschichte des Feudalismus in Neapel zu schreiben. Der 1. Bd. dieses Werks, das in s. Gründlichkeit und Klarheit den Meister ankündigt, erschien 1811 und erregte allgemeines Interesse. 1814 ward W. bei der provisorischen Regierung der römischen Provinzen als Minister des Innern angestellt. Die Ereignisse des folg. J. bestimmten ihn zur Entfernung aus s. Vaterlande. Er unternahm eine Reise nach Frankreich und Deutschland, hielt sich eine Zeitlang in Dresden auf und entwarf hier den Plan zu dem Werke: „Sur l'origine des nations", welches bisher noch nicht erschienen ist. Auch beschäftigte er sich mit einer ital. Übersetzung von Cicero's Schrift: „De legibus", welcher er schätzbare Noten hinzufügte. 1819 nach Neapel zurückberufen, übernahm er wieder eine Advocatur, und zählte zu s. Clienten selbst Die, welche ihm den Umsturz des Feudalsystems nicht verzeihen konnten, aber nichtsdestoweniger den großen Rechtsgelehrten und den rechtschaffenen Mann in ihm hochachteten. 1820 zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, wurde W. vom Kronprinzen beauftragt, über die Vollziehung des 1818 abgeschlossenen Concordats mit dem päpstl. Nuntius zu unterhandeln. Nach der Rückkehr des Königs Ferdinand vom Congresse zu Laibach nahm er die Rechtspraxis wieder vor, und er sieht sich seitdem durch die Gunst des Publicums für die Ungnade des Hofes reich entschädigt.

Winter (Peter v.) gehört zu den ausgezeichnetsten Gesangscomponisten s. Zeit. Er war geb. zu Manheim 1754 und Sohn eines Brigadiers der kurpfälzischen Garde. Der Hofmusikus Meyer gab ihm den ersten Unterricht auf der Violine; unter der Leitung des ersten Violinspielers der kurpfälzischen Capelle, Kramer, entwickelte er sich so schnell, daß er schon als Knabe von 10 J. in das kurfürstl. Hoforchester aufgenommen wurde. Auf persönliches Verlangen des Kurfürsten Karl Theodor ging er zum Contrebaß über. Je mehr sich s. praktische Musikfähigkeit entwickelte, desto größer ward auch sein Hang zur Composition, in dessen Geheimnisse ihn der berühmte Abt Vogler einweihte. Eine concertirende Symphonie war das erste von ihm öffentlich aufgeführte Musikstück. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Manheim die ehrenvolle Anstellung eines Orchesterdirectors, welche Stelle er auch bei Versetzung des kurfürstl. Hoflagers von Manheim nach München am letztern Orte fortbehielt. In diese erste Periode seiner schaffenden Thätigkeit fallen mehre Ballets, Cantaten und Melodramen, welche jetzt nicht mehr gegeben werden. Seine zweite Periode beginnt mit s. Reise nach Wien 1780, wo er wieder mehre Harmoniestücke, Cantaten und die Musik zu einigen Balletten componirte, und unter Einfluß des damals blühenden Salieri noch größere Fortschritte in de gründlichen Composition machte. Nach s. Rückkehr von Wien führte er s. erste Oper: „Helena und Paris", 1782 in München auf. Treffliche Declamation, schöner gefühlvoller Gesang und Neuheit in der Instrumentirung erwarben ihr bald den Ruf eines der vorzüglichsten Musikstücke der damaligen Zeit; sie wurde nicht nur auf allen ausgezeichneten deutschen Bühnen aufgeführt, sondern auch, in die franz. und engl. Sprache übersetzt, in Paris und London mit großem Beifalle aufgeführt. Bald darauf schrieb er die ebenfalls zu ihrer Zeit beliebten Singspiele: „Das Hirtenmädchen" und „Der Bettelstudent", und 1787 die Oper „Bellerophen" für Manheim. Im letztern Jahre ward er auch zum Capellmeister ernannt. Als solcher schrieb er bis 1790 mehre Cantaten und Ballets, z. B. ein pantomimisches Ballet mit Chören: „Orpheus und Eurydice", und das Singspiel: „Scapin und Scapine", nach Göthe's Text. Seine dritte blühende Periode beginnt mit s. ersten Kunstreise nach Italien im Oct. 1790. Hier entwickelte sich in dem Vaterlande des Gesanges und der Melodien sein großes Talent, für den Gesang zu schreiben und Gesang zu lehren, vollkommen. Von der andern

Digitized by Google

Seite aber gewannen die Compoſitionen dieſes deutſchen Meiſters, der ſich ſo ſchnell die Vorzüge der ital. Tonkunſt aneignete, und mit ihnen die Vorzüge deutſcher Muſik, Kraft der Harmonie und Inſtrumentation in ſo hohem Grade verband, den ausgezeichneten Beifall jener Nation, ſodaß er mehrmals als Theatercomponiſt dahin berufen wurde. Seine erſte in Italien geſchriebene Oper: „Catone in Utica", wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehre Opern und Oratorien. Ausgezeichneten Werth hat unter denſelben die zuerſt für Venedig 1793 componirte, dann auch ins Deutſche überſetzte Opera buffa: „I fratelli rivali" („Die Brüder als Nebenbuhler"), welche ſich durch Leichtigkeit des Styls und gut gearbeitete Enſembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat. 1795 und 1796 reiſte er nach Prag und Wien; am letztern Orte ſchrieb er (1796) auch die dramatiſche Muſik, welche ihn am meiſten berühmt gemacht und ihm einen der erſten Plätze unter den deutſchen Operncomponiſten erworben hat, ſeine überall bekannte und beliebte Oper: „Das unterbrochene Opferfeſt". Die Neuheit und Lieblichkeit ſ. Melodien, die treffende Charakteriſtik der Perſonen und ihrer mannigfaltigen Situationen, das Sprechende in der Declamation und die effectvolle Inſtrumentirung, Alles dies ſind Vorzüge, welche ſich ſelten in einem dramatiſchen Werke vereinigen und die daher auch dieſe Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben. — Für Wien ſchrieb er dann (1798) den 2. Act der „Pyramiden von Babylon" und 1799 die Oper: „Das Labyrinth", beide als Fortſetzung der „Zauberflöte". Obgleich in dieſen Opern ſich manches vortreffliche Muſikſtück befindet, ſo ſchadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der „Zauberflöte", und ſie ſind mit dem Geſchmack an den Zauberopern dieſer Art von der Bühne verſchwunden. 1800 ſchrieb er den „Sturm" (nach Shakſpeare) für München, und 1801 für dieſelbe Bühne die ernſte Oper: „Maria von Montalban" (nach dem Sujet der „Lanaſſa"), eine gediegene Muſik, die Vieles enthält, was ſich dem „Opferfeſte" gleichſtellen läßt. 1802 unternahm er ſ. Reiſe nach Frankreich und England. In Paris ſchrieb er in demſ. J. die Opera seria „Tamerlan", in London 1803 die Opern: „Kalypſo" (aus welcher die ſchöne Ouverture allgemein bekannt iſt), „Kaſtor und Pollux", und 1804 die Opern: „Proſerpina" und „Zaire", welche er ſpäterhin für die deutſche Bühne umgearbeitet hat. Seine Opern wurden dort mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem ſchrieb er auch um dieſe Zeit die Opera seria „Colmal" und die ital. Oper „Ochus", in welcher man einen beſtimmten Charakter vermißte. Unter ſ. vielen in dieſer Periode geſchriebenen geiſtlichen Muſiken zeichnet man aus mehre Oratorien und einige Cantaten, die er für die proteſt. Hofkirche, ein vortreffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier des Kaiſers Joſeph II. geſchrieben, und ein in ſehr edelm Style componirtes Miserere, mehre Meſſen, Veſpern ꝛc. Doch ſteht W. im weltlichen Style höher. Unter ſ. weltlichen Cantaten iſt „Timotheus, oder die Macht der Töne" (nach Dryden's „Alexandersfeſt", von D. Chr. Schreiber bearbeitet) am meiſten bekannt und geſchätzt; ſie enthält beſonders herrliche Chöre. Weniger bekannt ſind „Die Tageszeiten". In das J. 1813 gehört die glänzende Schlachtſymphonie mit Chören. Nach dieſer Zeit beginnt eine neue Periode in dem Leben dieſes Tonſetzers, wo ſich ſ. Geſangswerke zu den zeither herrſchend gewordenen und durch die ital. Oper auch nach München verbreiteten Geſchmack Roſſini's und ſeiner Geiſtesverwandten hinneigen, wie ſich in mehren einzelnen Arien und einigen trefflichen Variationen, welche er für die Singſtimme geſchrieben, zeigt. So ſehr dieſe Erſcheinung mißgedeutet werden kann, ſo iſt ſie doch aus der jugendlichen Empfänglichkeit dieſes Veteranen der Tonkunſt, aus ſ. großen Gewandtheit in der Handhabung der muſikaliſchen Mittel und endlich hauptſächlich aus dem Umſtande zu erklären, daß Geſangsmelodie und das eigentliche Cantabile von jeher der Gegenſtand ſ. Neigung und ſeines Strebens geweſen. Gleichwol hat W. auch in dieſer Periode eine ernſte

Digitized by Google

Oper geliefert, welche in Italien wie in Deutschland als ein eigenthümliches Meisterwerk anerkannt worden ist: dies ist „Mohammed", deren schöne Cavatinen und glänzende Finales zu den besten neuern Gesangsstücken gehören. Dagegen gibt man ihm Schuld, daß er sich an den ältern Meistern, Paisiello, Zingarelli, versündigt habe, indem er deren Opern („Die Müllerin", „Romeo und Julie") dem Modegeschmacke zu Liebe verkürzt und mit fremdartigen Bestandtheilen vermischt habe; s. Ouverture, die er zu letzterer Oper geschrieben, ist dem Stoffe ganz unangemessen und voll leeren Lärms. — Was den musikalischen Charakter W.'s überhaupt anlangt, so hat sich die Behauptung verbreitet, man finde in W.'s spätern Compositionen immer das „Opferfest" wieder. Indessen möchte dabei wol eine Täuschung stattfinden. Indem nämlich unter allen Werken W.'s das ebengenannte dasjenige ist, welches sich am meisten verbreitet hat, und man die Eigenthümlichkeit W.'s am meisten durch dasselbe kennt, so glaubt man statt der in diesem Werke ausgesprochenen Eigenthümlichkeit vielmehr das „Opferfest" in allen übrigen zu finden, da doch „Zaire", „Mahommed", „Maria von Montalban" sich von demselben so sehr unterscheiden, als sich überhaupt die Werke eines Meisters, der nicht gerade eine Epoche in der Kunstwelt herbeiführt, von einander zu unterscheiden pflegen. In der Behandlung des Gesanges, wie schon angedeutet, ist W. ein Stern der ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen angemessen und befördert die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodien sind immer fließend und schmeicheln dem Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger mannigfaltig ist s. Modulation, gewisse Cadenzen und Wendungen wiederholen sich zu oft und einförmig; die Begleitung, die ebenfalls sehr fließend ist, hat gewisse Lieblingsfiguren, z. B. im tempo agitato, die zu oft wiederkehren, und in einigen neuern Stücken bedient er sich der starken Instrumentirung oft zu sehr, um den Mangel großer Motive dadurch zu verbergen. Das Anmuthige und Prächtige gelingt ihm mehr als das Erhabene. Um aber W.'s Verdienste vollkommen zu schätzen, müssen wir noch anführen, daß er, obwol selbst ohne Stimme, einer der trefflichsten Singlehrer in Deutschland war und durch s. tiefe Gesangskenntniß und treffliche Methode mehre wahrhafte Sänger und Sängerinnen bildete, z. B. Mad. Metzger-Vespermann und den Baritonisten Mittermair; dies beweist auch die von ihm kurz vor s. Tode erschienene vollständige „Singschule" in 4 Abth. (Mainz 1824), welche besonders in den Solfeggien einen großen Vorzug vor andern Singschulen hat. Diese Verdienste erkannte auch der tonkunstliebende Fürst, in dessen Dienste er von s. Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben, lohnend an. Als er 1814 seine 50jährige Dienstfeier beging, erhob ihn der König von Baiern zum Ritter des bairischen Civilverdienstordens. Er starb zu München am 17. Oct. 1825.

Winter (Johann Christian Friedrich), Universitätsbuchhändler zu Heidelberg, geb. 1773 zu Gochsen am Kocher im Altwürtembergischen, trat Ende 1814 an die Stelle Zimmer's, seines vieljährigen Freundes (welcher sich erst damals aus besonderer Neigung dem Predigerstande gewidmet hatte) in die unter der Firma Mohr und Zimmer bestandene Universitätsbuchhandlung als Associé ein. Die neue Firma Mohr und Winter, begünstigt durch das Vertrauen und die Achtung des Publicums und der Gelehrten, löste sich im Oct. 1822 wieder auf, und seitdem führt Winter allein eine Sortiments- und Verlagshandlung unter der Firma C. F. Winter fort. Auf mehrfache Weise erwies die Bürgerschaft zu Heidelberg demselben großes Zutrauen und viel Achtung. Er wurde von ihr als Abgeordneter zum ersten badischen Landtage gewählt, und die gedruckten Verhandlungen von 1819 enthalten Beweise seiner Gesinnung und seiner Thätigkeit. Allgemeineres Interesse hatte sein Antrag auf Herstellung der Preßfreiheit, gemäß der badischen Constitution (späterhin von dem rühmlich bekannten Deputirten Freih. v. Liebenstein

begutachtet), ferner sein Bericht für die Vermehrung der Dotation der Universität zu Freiburg, und seine Motion für bessere Unterstützung der heidelberger Universitätsbibliothek und der akademischen Institute. Bald nach dem ersten Landtage wurde W. demagogischer Umtriebe beschuldigt, lange Zeit in polizeilichem Hausarrest gehalten, vom Hofgericht zu Manheim aber frei und unschuldig erkannt. Mit großer Stimmenmehrheit wurde er hierauf auch zum Bürgermeister erwählt und noch 2 Mal zum Abgeordneten in die badische Ständeversammlung. Die Regierung ließ in öffentlicher Sitzung der Kammer der Landstände durch den Minister Freih. v. Berkheim das Urtheil des Hofgerichts für die Unschuld W.'s vortragen, zu den gedruckten Verhandlungen geben, auch demselben nun das Lob der Bürgertugend ertheilen. Schon vor der Wahl der Deputirten zum Landtag 1825 hatte er öffentlich erklärt, daß er diese Stelle nicht wieder annehmen würde, und er legte auch bald darauf freiwillig die Bürgermeisterstelle nieder. Da er sich für die Unterstützung der Griechen sehr thätig gezeigt hatte, so dankte ihm die griech. Regierung in einem besondern Schreiben des Maurokordatos. Auch die durch die große Überschwemmung 1824 unglücklich Gewordenen erhielten durch seine thätige Verwendung vom Auslande bedeutende Unterstützungen.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche bei uns im astronomischen Sinne mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördl. Winter in die Sonnennähe, der südl. aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um so viel Tage länger verweilt. — In der heißen Zone findet nach unserm Begriffe kein Winter statt; hier gibt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt ist. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus, in beiden gemäßigten Zonen, ist noch derselbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südl. Spanien und Portugal, kennt man wenigstens für gewöhnlich weder Eis, noch unsere Winterkälte. Im Jan. pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen, und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit zum Theil besser als im Sommer. Weiter hinauf, schon im Kirchenstaat, gefriert es öfter; noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen, wo der Winter immer mehr steigt, wird er schon ziemlich anhaltend und streng, und erreicht endlich jenseits des Polarkreises einen Grad von Kälte, der unsere Vorstellung übersteigt. Dieselbe Fortschreitung findet nach dem Südpol zu statt.

Winterfeldt (Hans Karl v.), k. preuß. Generallieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, ward 1707 zu Wanselow in Vorpommern geb., und begann die militairische Laufbahn im 16. Jahre bei dem Kürassierregimente v. Winterfeldt, von welchem er bald zur Garde du Corps versetzt ward. Friedrich d. Gr., der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach seiner Thronbesteigung, zum Major und Flügeladjutanten, und sendete ihn wenige Monate darauf (1740) nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es sich nicht in den ersten schlesischen Krieg mische, den er beschlossen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht und W., zum Heere zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Überrumpelung Glogaus (8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete, wo er verwundet, bald darauf zum Oberstlieutenant und nach wenig Tagen zum Oberst und Generaladjutanten befördert ward. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Rothschloß (22. Jun.). Im zweiten schlesischen Kriege (1744) machte er sich zuerst wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. 1745 lieferte er den ungarischen leichten Trup-

Digitized by Google

pen bei Schlawentiz (11. April) ein glänzendes Gefecht, und schlug bald darauf den General Nadasti bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu diesen Unternehmungen ganz besonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem glücklichen Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem dresdner Frieden eingetretenen 11jährigen Waffenruhe war er, als Generaladjutant, immer in der Nähe des Königs, und im Besitz von dessen größtem Vertrauen, sodaß er von ihm zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht ward. Den dritten schlesischen Krieg voraussehend, strebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militaireinrichtungen der Nachbarstaaten und Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrigließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Krieges Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Als Friedrich die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna einschloß, ward W. abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Östreich abzuziehen, erreichte jedoch seinen Zweck nicht. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt. Dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangenen Fehler vom Könige ebenso hart behandelt, als alle unter ihm stehende Generale, mit Ausnahme W.'s, der nun bei dem Armeecorps des Herzogs v. Bevern angestellt wurde, welches Friedrich, nach eignem Geständniß, eigentlich ihm anvertraute. — Der Herzog lagerte darauf am 31. Aug. (1757) an der Landskrone bei Görlitz, W. jenseits der Neisse, den rechten Flügel gegen Moys, den Holzberg mit 2 Grenadierbataillonen besetzt haltend. Im östreich. Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf W.'s Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bat. und 70 Escadronen zusammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf Holzberg, jene beiden Bat. mußten ihn nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. Eine Biographie von ihm gab sein Sohn heraus (Leipz. 1809).

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne, bei ihrem scheinbaren Umlaufe, den weitesten Abstand südwärts vom Äquator erlangt hat. Dies geschieht um den 21. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von beiläufig 7½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen über unserm Horizont. Der Winterpunkt ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, obschon dieses Sternbild den Ort verlassen hat (vgl. **Vorrücken der Nachtgleichen**), und jener Punkt daher jetzt in das Bild des Schützen fällt.

Winterschlaf der Thiere. Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, welche außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, mehre Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger

Digitized by Google

Unthätigkeit liegen. Außer dem Igel und der Fledermaus gehören alle übrige Säugthiere, die man Winterschläfer nennt, durchgehends zu der Familie der Gefingerten. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kältern Klimate, sondern auch in sehr warmen Gegenden finden sie sich. So hält die Jerboa in Arabien, und der Taurick in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, fällt meistens in den Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinkt treibt die Thiere um diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkle Höhlen oder in die Mauern verfallener Gebäude. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich unter Gestrippe von Farrenkräutern. Hamster und Murmelthiere vergraben sich in die Erde, und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Nager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20°, bei andern um 40 — 50° Fahrenh. vermindert; doch ist sie immer noch größer als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochener. Oft bemerkt man mehre Minuten, ja wol gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Daher verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz verhältnißmäßig ebenso langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlafe nur 15 Mal in der Minute, während man im wachenden Zustande bei ihm wol 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering, und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke elektrische Schläge wecken. Ebenso ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme sind gewöhnlich leer, und selbst wenn die Thiere erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde; so vermindert sich auch ihr Gewicht während des Winterschlafes ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzohr, sondern sie theilt sich in 2 ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußere Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versiehet. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeitlang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß

Digitized by Google

ſperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln ſind auch die Schwalben, nach ſichern Zeugniſſen, einem ähnlichen Winterſchlafe unterworfen. Die Mauerſchwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gemäuer, ſondern man hat ſie auch oft aus dem Schlamme des Waſſers gezogen, und ſie durch Wärme wieder erweckt, ſodaß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indeſſen keineswegs gültig iſt, da ſie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Klimate aufſuchen. Die im Schlamme gefundenen Schwalben ſind höchſt wahrſcheinlich durch zufällige Urſachen aufgehalten, haben ſich im Röhricht verſteckt, und ſind ſo in dieſen Zuſtand verfallen. Auf ähnliche Weiſe hat man auch einſt einen jungen Kuckuck erſtarrt im Waſſer gefunden, ohne daß bei dieſen Vögeln der Winterſchlaf Naturgeſetz wäre. Bei den Fröſchen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien iſt der Winterſchlaf ſehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50° Fahrenh. ſinkt, vermindert ſich ſogleich die Zahl der Herzensſchläge von 30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in dieſem Zuſtande mit Gewalt Futter beibringt, ſo findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Fröſche, Schlangen und Eidechſen, die man in einer künſtlichen Kälte erhält, oft jahrelang in einem ſolchen Zuſtande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeſchloſſen gefunden, die vielleicht viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Inſekten, halten bekanntlich ihren Winterſchlaf. Einen unvollkommenen Winterſchlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im Nov., wo er vorzüglich fett iſt, ſich in ſeinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und ſo den Winter über ſelten erwacht. Aber wenn dies geſchehen, pflegt er ſich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüſen ſind, daher man geglaubt hat, daß er ſeine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verſchläft den größten Theil des Winters, indem er ſeine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe ſteckt.

Wintzingerode. Dieſe Familie iſt eine der älteſten deutſchen im Eichsfelde. Unſerer Zeit gehören davon an: 1) **Graf W.**, würtemberg. Staatsminiſter, Großkanzler der k. Orden, geb. 1752. Er hatte ſich früh dem Militairdienſte gewidmet und war als Officier in heſſiſche Dienſte getreten; die Verhältniſſe enthoben ihn aber bald einem ihm wenig angemeſſenen Lebenskreiſe und förderten ſeine geiſtige Bildung durch Reiſen und den Umgang mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, wobei er die Stunden ſeiner Muße dem eifrigen Studium der Geſchichte und Politik der neuern Zeit zu weihen Gelegenheit fand. Ohne den entfernteſten Wunſch nach einer Staatsſtelle gehegt zu haben, überredete ihn Herzog Friedrich (nachher Friedrich I. König) von Würtemberg, in würtemberg. Dienſte zu treten. Er wurde 1801 Miniſter der auswärt. Angelegenheiten und 1806 erſter Miniſter. Die Auszeichnung, mit welcher er an der Spitze der Regierung in der ſchwierigſten Zeit und Lage innern und äußern Stürmen begegnete, der Adel, die Kraft des Geiſtes und Charakters, die Gewandtheit und Geradheit in Behandlung der vielfachen Intereſſen des Staats ſind ſelbſt von Denen anerkannt worden, welche in ihm ſtets nur den Fremdling ſahen und nicht faſſen wollten, daß Pflicht und Ehrgefühl ebenſo große Triebfedern zu edlen Handlungen ſein können als Vaterlandsliebe. Er nützte noch in der Zurückgezogenheit von den Geſchäften, welche ihm vergönnt worden, indem er die Geſandtſchaften an den Höfen von Berlin, Dresden, Hanover und Kaſſel übernahm; er lebte abwechſelnd an den verſchiedenen Höfen ſeiner Beſtimmung, oder auf ſeinem Schloß Bodenſtein im Eichsfeld. Seit 1825 iſt der General Graf v. Bismark an ſeine Stelle in jenen Geſandtſchaftspoſten getreten. — 2) **Graf W.**, ehemaliger würtemb. Staats- und der auswärt. Angelegenheiten Miniſter, Sohn des Vorigen, geb. 1778. Er war früher Geſandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien,

Digitized by Google

sowie im Hauptquartier der Alliirten während der Feldzüge 1814 und 1815. Obgleich er sich nicht der diplomatischen, sondern der administrativen Laufbahn gewidmet hatte, so machte er doch, nachdem ihn der vorige König von Würtemberg nur wenige Jahre in dieser gelassen hatte, in jener einen so schnellen Weg, daß er sie nach 12 Jahren bis zu ihrer höchsten Stufe durchlaufen hatte. Er lebt jetzt, von allen Geschäften getrennt, in der Zurückgezogenheit. — 3) Ferdinand Freih. v. W., russ. General der Cavalerie und Generaladjutant des Kaisers, geb. 1770. Er verlebte eine stürmische Jugend, der Durst nach ehrenvollen Thaten trieb ihn 1790 aus hessischen Diensten zur östreich. Armee in den Niederlanden, 2 Jahre später wieder in hessische Dienste, wo er am Rhein mitkämpfte, dann wieder unter die Fahnen Östreichs, wo er bis zum Frieden von Campo-Formio aushielt. 1797 ward er Major in russ. Diensten, diente im Feldzug von 1799 als Freiwilliger mit Bewilligung Rußlands abermals unter Östreich und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach glänzend aus. 1802 wurde er Generaladjutant des russ. Kaisers, leitete 1805 die Unterhandlungen mit Östreich und Preußen mit derselben Auszeichnung, mit welcher er bei Dürrenstein kämpfte. 1809 focht er wieder unter Östreich bei Aspern, und ward daselbst auf dem Schlachtfeld zum Feldmarschalllieutenant befördert. In dieser Schlacht zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuß. Als Napoleon gegen Rußland zog, war er, wie überall, wo es Befreiung vom Franzosenjoche galt, der Ersten Einer, die sich unter der Fahne der Freiheit sammelten. Er wurde beim Verfolgen des Feindes in der Nähe von Moskau gefangen und Napoleon befahl, ihn sofort zu fusiliren. Dieser Befehl wurde aus Rücksicht für die franz. Generale in russ. Gefangenschaft zurückgenommen und General W. gegen Wilna transportirt. Ein polnischer General, den er auf diesem Wege um die Erlaubniß ersuchte, sich einen Pelz kaufen zu dürfen, und der diese Bitte verweigerte, erhielt später durch W.'s Fürsprache eine vortheilhafte Wiederanstellung in der russ. Armee. Der General Czernitscheff befreite W. aus den Händen der Franzosen, und er ging nun einer Reihe von Siegen entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit an die Seite zu setzen würdig machten. Die Schlachten bei Kalisch, Lützen, Dennewitz und bei Leipzig, der Sturm von Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St.-Dizier, welche ihm einen Ehrenbegen mit Diamanten erwarb, wanden unvergängliche Lorbern um das Haupt dieses echtdeutschen biedern und hochherzigen Mannes, der auch als Mensch, als Gatte, Vater und Freund die Liebe und Achtung Aller genoß, die in seinen Kreis traten. Er starb am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wipperthal, das, auf dem rechten Rheinufer in der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, ist eine der gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands. Seit 1816 hat die Bevölkerung sowol als der Wohlstand dieses Thales sehr zugenommen. Hier bilden Elberfeld (s. d.), Gemark, Ober- und Unterbarmen, Wipperfeld und Rittershausen beinahe eine aneinanderhängende Stadt mit den schönsten Gebäuden und reichsten Fabriken und mehr als 40,000 Einw.

Wirbel (Cartesianische), s. Descartes.

Wirbelwind, s. Wind.

Wirklichkeit heißt das Ganze des Daseins in Zeit und Raum oder Inbegriff des Gewirkten; im engern Sinne aber und entgegengesetzt dem Eingebildeten oder den Vorstellungen der Einbildungskraft das Dasein der Dinge, insofern es von unsern Vorstellungen abhängig besteht. Die Wirklichkeit begreift somit sowol die Natur als die Geschichte nach ihren Erscheinungen. In einem engern Sinn aber versteht man vorzugsweise darunter das Ganze menschlicher Verhältnisse oder die Gegenwart und unterscheidet in Beziehung auf die Kunst die gemeine von der höhern Wirklichkeit.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine körperliche)

hervorgebrachte Veränderung, oder das Streben nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache (causa) entsprechen (cessante causa, cessat effectus), und mit der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft im Verhältnisse stehen. Diese Sätze dringen sich dem Verstande auf; wogegen über Das, was man unter Größe der Kraft zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. Von der Wirkung (effectus) ist die Folge (consequentia) im philosophischen Sprachgebrauche unterschieden. Darunter versteht man Das, was aus einem Grunde (ratio), welche nicht, wie die Ursache, nach dem Wodurch? sondern nach dem Warum? fragt, erkannt wird.

Wisbaden (Wiesbaden), eine dem Herzoge von Nassau gehörige Stadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebene, n. S. und O. von Wiesen und fruchtbaren Getreidefluren, n. N. von sanft sich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten, und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Sie hat gegen 800 größtentheils gutgebaute H. und gegen 4600 Einw., ist lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen, und mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Joh. Ludw. von Nassau gegen das Ende d. 16. Jahrh. Die herzogl. Bibliothek, welcher Weitzel vorsteht, zählt über 27,000 Bde. Das Rathhaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen sehenswerth. Die Länge des sehr geschmackvollen neuen Cursaals beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß, und 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von Innen und Außen. Die Römer kannten schon die mattiakischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des von Drusus erbauten Castells auf dem Kirchhofe; auch hat man Überreste römischer Bäder und viele alte Grabmäler um die Stadt herum entdeckt. Schon die Karolinger hatten hier eine Pfalz, welche Karl d. Gr. oft bewohnte. Otto d. Gr. erhob 965 Wisbaden zur Stadt. Wisbaden zählt 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahr. Man benutzt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, das in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 23, mit Ausschluß des Hospitalbades und des öffentlichen bürgerlichen Bades; jedes enthält 10—30 Badestübchen, die verschlossen werden können, und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt ist. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einw. von Wisbaden sind sehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben allerhand bürgerliche Gewerbe, Acker- und Weinbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landesbehörden haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wisbaden her ist die neue Anlage, welche sich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen hinzieht und den herrlichen Cursaal umgibt, die schönste. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabhügel findet; Sonnenberg, eine alte Burg mit weitläuftigen, malerischen Ruinen; den Geisberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die Walkmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Aussichten in Deutschland genießt; und Biebrich mit seiner herrlichen Für-

Digitized by Google

fremwohnung und der ebenso herrlichen Umgebung. Über Wisbaden vgl. G. H. Ebhardt's „Geschichte und Beschreibung der Stadt Wisbaden" (Gießen 1817) und Dr. Nullmann's „Beschreibung Wisbadens und seiner Heilquellen" (Wisbaden 1823).

Wischnu, s. Indische Mythologie.

Wismar, eine Stadt im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, im Ostsee- oder Wismar-District, ist mit Mauern und Graben umgeben, und liegt an einem Meerbusen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Sie hat 1300 H. und 7600 Einw., welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und dem Schiffbau beschäftigen. Auch befinden sich eine Karten- und 3 Tabacksfabriken hier. Die Stadt ist alt und gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange d. 17. Jahrh. wurde sie zum Herzogthum Schwerin geschlagen, und im westfälischen Frieden an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehre Male belagert und eingenommen worden. 1803 ward die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, nebst den Ämtern Poel, auf der Insel gl. N., und Neukloster von Schweden dem Herzoge v. Mecklenburg-Schwerin für die Summe von 1,200,000 Thlr. Banco überlassen.

Wismuth (auch Bismuth), ein Metall von röthlichweißer Farbe, blättriger Textur und von 10fachem specif. Gewicht; es ist fast so hart wie Kupfer, aber weder zäh noch geschmeidig, sondern spröde. Es schmilzt fast ebenso leicht als Zinn und verflüchtigt sich in der Glühhitze. Hat die atmosphärische Luft Zutritt, so überzieht sich das geschmolzene Metall mit einer braungelblichen Haut (Wismuthasche), während es in höherer Temperatur mit bläulicher Flamme verbrennt, und als gelbliches Oxyd sublimirt. Mit Wasser verbunden erscheint dieses Oxyd als ein weißes Pulver, spanisch- oder Wismuth-Weiß genannt. Das Wismuth ist ein in der Natur nicht sehr häufig verbreitetes Metall von ziemlich eingeschränktem Gebrauche. Es kommt am häufigsten in gediegenem Zustande, seltener als Wismuthglanz mit Schwefel, als Wismuthblei und Wismuthkupfer mit Blei oder Kupfer und Schwefel, endlich als Wismuthocker mit Sauerstoff verbunden vor. Alles Metall wird aus dem gediegenen Wismuth gewonnen. Dieses wird zu dem Ende zerkleint und entweder auf einem Saigerherde ausgesaigert oder in gußeisernen, theils liegenden, theils stehenden Röhren behandelt. Letztere sind mit einem durchlöcherten Boden versehen und durch den Herd eines Flammenofens gesteckt, während die erstern über dem Roste eines Ofens liegen. Das gewonnene Metall wird in eisernen Kesseln nochmals umgeschmolzen. Das Wismuth findet sich im Erzgebirge in Böhmen, in Schweden ꝛc. und wird zu einigen Metallgemischen und zur Bereitung des Spanischweiß benutzt, auch als Heilmittel.

Wissen, das, ist eine Überzeugung, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (das historische W.), oder auf mathematische Anschauung, d. i. die reine, unabhängig von aller Erfahrung uns inwohnende Anschauung von Größe, Gestalt und Zahl (das mathematische W.), oder auf die Begriffe des Verstandes (die verständige, oder philosophische Erkenntniß); meistens aber ist es das Ergebniß aller dieser Erkenntnisse zusammen. Der Charakter dieser Überzeugungsweise ist, daß sie sich immer auf die endlichen beschränkten, bedingten Verhältnisse der Welt bezieht, und uns bei allem Streben nach Einheit und Ganzheit nur Stückwerk zeigt: denn wir vermögen auf diesem Wege nicht über die Grundkräfte der Materie oder unsers Gemüths hinauszudringen. Allein eben dieser Weg führt von selbst zu einer zweiten Art der Überzeugung, welche aus dem Bewußtsein der Ideen von Einheit, Vollendung und Unbedingtheit entspringt. (S. Glaube.)

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte, deutliche und geordnete Kenntniß oder der Inbegriff Dessen, was man weiß. Im engern Sinne aber be-

zeichnen wir durch Wiſſenſchaft ein organiſch verbundenes Ganzes von Erkenntniſſen, im Gegenſatze eines bloßen Aggregats derſelben. Einem ſolchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erſcheint, iſt Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundſatz da ſein, nach welchem die Materie der Wiſſenſchaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntniſſe, zur Einheit des Ganzen verbunden ſind. Alle andre Grundſätze, die in einer Wiſſenſchaft vorkommen, müſſen von dieſem Hauptgrundſatze abgeleitet und ihm untergeordnet ſein. Wiſſenſchaftlich nennt man ſonach eine Erkenntniß aus Principien, mithin zugleich eine ſolche, welche die Idee eines Gegenſtandes entwickelt und ihn ſo nicht bloß als ſeiend, ſondern zugleich als werdend darſtellt. Dieſes iſt im höchſten Sinn in der Wiſſenſchaft ſchlechthin oder in der Philoſophie der Fall, welche nach den letzten Gründen oder reinen Principien forſcht. Wiſſenſchaft unterſcheidet ſich von Gelehrſamkeit (ſ. d.). (Vgl. Encyklopädie der Wiſſenſchaften.)

Wiſſenſchaftskunde ſowol als Encyklopädie der Wiſſenſchaftslehre bezeichnet entweder im Allgem. die Theorie der Wiſſenſchaft oder denjenigen Theil der Logik, welcher die allgemeinen geſetzlichen Bedingungen der Wiſſenſchaft überhaupt entwickelt, oder insbeſondere, das von Fichte (ſ. d.) unter letzterm Namen aufgeſtellte Syſtem.

Witgenſtein, ſ. Sayn.

Witt (Johann de), Großpenſionnair von Holland, berühmt als Staatsmann, bekannt durch ſein tragiſches Ende, war der Sohn des Bürgermeiſters Jakob de Witt in Dordrecht, und 1625 geb. Schon dieſer kam als Gegner des Prinzen Wilhelm II. von Oranien für geraume Zeit in den Kerker. Joh. de W. erbte von ihm den Haß gegen das Haus Oranien, die Grundſätze des Republikaners. Nach ſorgfältiger Ausbildung ſeiner Talente trat er in die Dienſte ſeiner Vaterſtadt, und war einer der Deputirten, die die Staaten von Holland 1652 nach Zeeland ſchickten, dieſe Provinz von den Maßregeln abzubringen, die Würde eines Generalcapitains auf den jungen (2jährigen) Prinzen Wilhelm III. von Oranien überzutragen. Seine Beredtſamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Allein es zu erhalten, war während der Gährungen, die in den Generalſtaaten tobten, faſt unmöglich. Eine Partei wollte während des Krieges, den England mit Holland führte, dem Prinzen Wilhelm III. immer mehr Macht und Würde eingeräumt wiſſen. Eine andre, W. an ihrer Spitze, ſuchte dieſem alle zu entziehen und die Statthalterſchaft gänzlich aufzuheben. Der Krieg mit England, bald glücklich, bald unglücklich geführt, hatte Lähmung des Handels, Unwillen des Volks gegen die letztere Partei zur Folge, den jene, die oraniſche genannt, um ſo mehr benutzte, bis 1654 dieſe mit Cromwell einen Frieden ſchloß, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen ſein ſollte. So ſchien die republikaniſche Partei geſiegt zu haben, und de W., als Großpenſionnair, benutzte die Zeit des Friedens, die dem Staate geſchlagenen Wunden zu heilen. Nachdem Karl II. wieder den Thron der Stuarts eingenommen hatte, neigte ſich de W. mehr auf Frankreichs Seite, welche Stimmung bei dem 1665 zwiſchen den Generalſtaaten und England wieder ausbrechenden Kriege neue Nahrung erhielt. Da der Biſchof von Münſter während deſſelben ebenfalls gegen die erſtern zu den Waffen griff, ſo wuchs der Unwille des Volks gegen de W. immer mehr, und er ſah ſich, ihn zu beſchwichtigen, genöthigt, dem Prinzen von Oranien größere Rechte einzuräumen, mit England 1667 Frieden zu ſchließen. Um de W.'s Verhältniſſe zu verſchlimmern, entwickelte jetzt Ludwig XIV. ſeine Abſichten auf die ſpaniſchen Niederlande. Die oraniſche Partei drang darauf, den Prinzen Wilhelm zu dem Poſten zu erheben, den ſeine Ahnen bekleidet hatten. De W. ſetzte es durch, daß die Würde des Statthalters und Generalcapitains von einander getrennt, und er, wenigſtens in Holland, von dieſer ganz ausgeſchloſſen ſein

Digitized by Google

sollte. De W.'s Feinde mehrten sich. Er mußte mit England und Schweden eine Tripelallianz gegen Frankreich schließen. Sie führte den aachner Frieden von 1668 herbei und löste sich so schnell wieder auf, als sie entstanden war. Jetzt machte Ludwig XIV. mit England vereint einen Einfall in die vereinigten Niederlande (1672). Wilhelms Freunde setzten es durch, daß er zum Oberfeldherrn ernannt wurde. Der erste Feldzug ging sehr unglücklich. Man schrieb dies Verräthereien von de W. und seinen Freunden zu. Meuchelmörder bedrohten das Leben des Erstern. Wilhelm ward durch die allgemeine Stimme zum Statthalter ernannt. De W. legte sein Amt nieder. Aber die Stimmung des Volks war damit so wenig geändert, als der Haß der oranischen Partei befriedigt. Sein Bruder, Cornelius, ward beschuldigt, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben, gefangen genommen, gefoltert und, da er Nichts gestand, aus dem Lande mit Verlust aller Güter verbannt. Durch die Nachricht, daß er ihn im Gefängniß sprechen wollte, bewogen, eilte Joh. de W. dahin; allein plötzlich erhob sich ein Volksaufstand im Haag. Die schnell aufgebotene Bürgergarde konnte ihn nicht zerstreuen, da die meisten Officiere derselben dem Prinzen ergeben waren. So wurde vom Pöbel das Gefängniß erbrochen. Beide Brüder sanken unter den Streichen desselben (20. Aug. 1672). Die Staaten foderten vom Statthalter Untersuchung, Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. — Daß die Urtheile der Zeitgenossen über so einen Mann sehr verschieden lauten, ist natürlich; doch stimmen sie darin überein, es sei ihm in keiner Art Verrath gegen das Vaterland vorzuwerfen. Einfach und bescheiden war er in allen seinen Verhältnissen. Er fiel als Opfer der Partienwuth, ohne daß ihm die oranische Partei etwas aufbürden konnte, als — nicht zu ihr zu gehören, und die Absicht gehabt zu haben, sie durch die seinige niederdrücken zu wollen. Übrigens ist auch de W. als politischer Schriftsteller thätig gewesen, und hat über die Begebenheiten seiner Zeit manches Treffliche geliefert.

Witte (Karl), Doctor der Rechte und der Philosophie zu Breslau. Dieser Mann, der in seinem 16. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, nachdem er alle deßhalb erfoderlichen Prüfungen auf das ehrenvollste bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beispiel aufgestellt zu werden von Dem, was glückliche, obschon nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung auch schon sehr frühzeitig vermögen. — Karl W. ist geb. zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, 1800. Sein Vater, Pfarrer daselbst, bekannt als ein Mann von Kopf und Kenntnissen, hatte von jeher eine große Neigung zu der Pädagogik gezeigt, und war 4 Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie v. Salis in der ital. Schweiz gewesen. Durch seine frühern Beschäftigungen und Reisen war er mit vielen namhaften Erziehern und Erziehungsanstalten Deutschlands bekannt geworden, wozu sein eigenes fortgesetztes Nachdenken über die Erziehungswissenschaft fruchtbringend hinzukam. So nahm er sich vor, seinen Sohn selbst auf das sorgfältigste, jedoch streng der Natur gemäß, zu erziehen. Seine wohlgesinnte, verständige Gattin, die er auch größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Im 4. Jahre las der junge W. schon recht gut deutsch, rechnete auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen. Doch ließ ihn der Vater diese Übung nicht mit demselben Nachdruck fortsetzen, weil sie den Geist zum Nachtheile des Körpers allzu sehr anzustrengen schien. Dieser blieb übrigens keineswegs auffallend zurück, und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom 5. Jahre an begann der regelmäßige Unterricht in den neuern und ältern Sprachen. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer, das Schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. Im 8. Jahre erregte er die Aufmerksamkeit mehrer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schütz, Niethammer, Olivier, Tillich, u. A. Er hatte bis zum vollendeten

Digitized by Google

6. Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im 7. etwa eine bis anderthalb und im 8. 2—2½ Stunde Unterricht erhalten, laut der darüber mitgetheilten Nachrichten. Der Ruf einer so frühzeitigen Entwickelung verbreitete sich jetzt mehr und mehr, und auf einer Reise, die der Vater mit dem Knaben nach Leipzig machte, erregte dieser hier eine solche Theilnahme, daß sich mehre wohlwollende Bewohner des Orts vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thlrn. zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung seines Sohnes auf der Universität daselbst widmen könne. Mehre Prüfungen hatte der Knabe, sowol in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl, zur allgemeinen Zufriedenheit bestanden, und so ward er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art ohne Anstand aufgenommen. Später ging derselbe, 10 J. alt, mit seinem Vater, auf den Wunsch des Königs von Westfalen, der Beiden als ihr Landesherr eine Pension von 2000 Franken zugesichert hatte, von Leipzig nach Göttingen. Der Vater war zu dem Ende seiner Stelle enthoben worden. Der Sohn schrieb hier im 12. Jahre seine erste lat. Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der 4 Jahre, welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Mit diesen fortgesetzten Studien verband er Privatvorlesungen über niedere und höhere Mathematik. Im 13. Jahre ward er Doctor der Philosophie zu Gießen, und im 14. Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein zweites Werk, und zwar deutsch über einen Gegenstand der höhern Mathematik. Jetzt nahm sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf 4 Jahre. Nun studirte W. auch die Rechte, Diplomatik und Cameralwissenschaften, und begab sich deßhalb nach Heidelberg, wo er den 20. Aug. 1816 die Doctorwürde erhielt. Bei seiner Rückkehr nach Berlin wollte er sich dort dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber deßhalb in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber Bericht an das Ministerium erstattet wurde. Da es unter diesen Verhältnissen nicht gerathen schien, ihn sein gewünschtes Lehramt sofort antreten zu lassen, wurde er durch höhere hülfreiche Vermittelung zu einer literarischen Reise von einigen Jahren in den Stand gesetzt, auf welcher er anfing, nun auch ein größeres Publicum zu beschäftigen, wenn auch nicht auf dem ausschließenden Wege des wissenschaftlichen Interesse. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise ward er zum Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau ernannt. Seitdem hat er sich besonders als Kenner und Bearbeiter der altital. Literatur (besonders des Dante) ausgezeichnet. — Seine „Erziehungsgeschichte", welche von seinem Vater herausgegeben worden (2 Bde., 1819), enthält eine Menge richtiger Erziehungsgrundsätze, und kann Ältern und Erziehern nützlich sein, wiewol man dem Ganzen mehr Ordnung und Ausführung des Einzelnen, die störende Polemik aber ganz wegwünschen möchte.

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Karl d. Gr., dessen Begebenheiten nur zum Theil bekannt sind. Die Sachsen, ein zahlreiches und tapferes Volk, bewohnten u. d. N. der Ostfalen, Westfalen und Engern, zu welchen Letztern W. gehörte, das nördliche Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westfalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Grenzen. Karl d. Gr. beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht. Der Krieg begann gegen sie im J. 772, und dauerte bis 803, also 30 Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Karl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil

Digitized by Google

die Franken durch beſſere Kriegskunſt und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derſelben ein großes Übergewicht über ſie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachſen Frieden und verſprachen Gehorſam. Aber ſobald Karl ſich mit ſeiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen ſie aufs neue zu den Waffen. So fing auch W. 782 einen neuen Krieg an. Ein von Karl ihm entgegengeſchicktes Heer wurde faſt gänzlich aufgerieben. Karl kam nun ſelbſt mit einem mächtigen Heere, und als ihm W., der ſich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf ſein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er ſich dafür, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachſen die Köpfe abſchlagen ließ. Durch dieſes Verfahren wurden die Sachſen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufſtande gereizt. Aber ſie wurden (783) in 2 blutigen Treffen bei Detmold und am Haſefluß ſo geſchlagen, daß ſie faſt keinen Widerſtand mehr leiſten konnten. Karl verſuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Verſprechungen die beiden Heerführer der Sachſen, W. und Albion, ſich ihm zu unterwerfen und das Chriſtenthum anzunehmen (785). W. erhielt ſ. Beſitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Karl zum Herzoge von Sachſen. Durch Biſchöfe und Prieſter, die Karl ſchickte, und durch 8 Bisthümer, die er in Weſtfalen und Niederſachſen ſtiftete, ſuchte er die Sitten der Nation zu mildern und ſie im Gehorſam zu erhalten. Dennoch empörten ſich die Sachſen zu wiederholten Malen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erſt im J. 803 endigte der Friede zu Selz, der ihnen verſchiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der chriſtlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, dieſe mit der äußerſten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß W. der Stammvater der ſächſiſchen Regenten ſei (ſ. Wettin), iſt aus der Geſchichte keineswegs zu beweiſen. W. ſoll ſein Leben im J. 807 in einer Schlacht wider den ſchwäb. Herzog Geroald verloren haben. Sein Leichnam ſoll zuerſt in Paderborn, dann in Engern in der Grafſchaft Ravensberg beigeſetzt worden ſein. Hier befindet ſich ein Monument, welches ihm Kaiſer Karl IV. ſoll haben errichten laſſen.

Wittelsbach, ſ. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, dieſe durch Luther und Melanchthon welthiſtoriſche Stadt, liegt in dem merſeburger Regierungsbezirke der preuß. Provinz Sachſen, an der Elbe, über die eine hölzerne, 500 Ellen lange und 11½ Ellen breite Brücke führt. Sie iſt jetzt ſtark befeſtigt. Vor der letzten Belagerung im J. 1813 hatte ſie 602 Häuſer, verlor aber durch dieſelbe 285 Wohnhäuſer, und zählt mit der Beſatzung 6345 Einw. Seit 1817 ſind 2 neue Vorſtädte auf dem linken und rechten Elbufer entſtanden. Die Schloß- und Univerſitätskirche, an die Luther am 31. Oct. 1517 ſeine berühmten 95 Sätze anſchlug, und in der Luther, Melanchthon und die Kurfürſten Friedrich der Weiſe und Johann der Beſtändige begraben liegen, iſt 1817 auf königl. Koſten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beſchädigung wiederhergeſtellt worden. — Die 1502 von Friedrich dem Weiſen geſtiftete Univerſität, welche mehre Grundſtücke, darunter 8 Dörfer und außerdem 354,694 Thlr. an Capitalien (darunter 79 Stipendien) beſaß, iſt von der preuß. Regierung mit der halliſchen vereinigt, dafür aber ein theologiſches Seminarium errichtet worden. 1547 wurde ſie in Folge der Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Karl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienſt und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geſchützt. Im ſiebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. — 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgeſtellte Reichsarmee bombardirt, und der preuß. Commandant, Obriſt Sakemon, zur Übergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuſer wurden hierbei ein Raub der Flammen. Sie hörte auf, eine Feſtung zu ſein, ward aber, da ſie noch mit einem Wall und naſſen Graben umgeben war, auf Napoleons Befehl, im J. 1813, unter dem Marſchall Victor, beim Vorrücken der Ruſſen ſo gut wiederhergeſtellt, als es die

Digitized by Google

eit gestattete. Wittenbergs Garnison bestand damals aus polnischen Truppen. Vom 26. März bis 20. April durch das Corps des Gen.-Lieut. v. Kleist blockirt, während des Waffenstillstandes verstärkt, palliſadirt und mit einem bedeckten Wege ersehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülow'schen Corps eingeschlossen. Ende Oct. rückte die Brigade des Generalmajors v. Dobschütz davor, die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgaus, am 28. Dec. Das von den Franzosen befestigte, ungefähr 100 Schritte vor dem Schloßthore gegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2. Jan. 1814 erstürmt, der bedeckte Weg in der Nacht zum 7. genommen, in der folgenden das Couronnement desselben egonnen, und durch die hier aufgeführte Batterie am 12. in die Bastion längs des Schloßthors Breſche gelegt. Da der Gouverneur, General la Poype, die Aufforderung zur Übergabe ablehnte, so stürmten die Preußen Wittenberg um Mitternacht in 4 Colonnen. Die gegen die Breſche gerichtete drang zuerst ein, und sehr schnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses, genommen, in welche sich die Garnison geworfen hatte, die sich indeß bald darauf ohne Bedingung ergab. Der Verlust der Belagerer betrug etwa 400 Mann, davon beim Sturm 9 Officiere, 100 Mann. Der General, Graf Tauenzien, der diese Belagerung, wie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. — Bei der dritten Jubelfeier der Reformation legte der König in Wittenberg den Grund zu einem Denkmale Luther's, dessen Bildsäule in Berlin, nach Schadow's Modell, in Eisen gegossen und 1822 aufgestellt worden ist. S. „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit histor. und artist. Erläuterungen", herausg. von J. G. Schadow (Direct. der königl. Akad. der Künste zu Berlin, Wittenberg 1825, 4., mit Kpfrn.). Über die Organisation der Universität s. den Aufs. vom Hofr. Pölitz in dessen Jahrb. der Gesch. und Staatsk.", 1828, Dec. („Erinnerungen an die Hochschule zu Wittenberg").

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wonach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1) aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2) des äußern Baues der Erdflächen, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Waldungen und umgebenden Meere; 3) der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Äquator nach den Polen; 4) des täglichen und jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5) der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Zonalwärme und Kälte; 6) der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7) der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8) der Luftbewegungen oder Winde, durch die mannigfaltigen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und a. Erhöhungen; 9) der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch elektrische Explosionen und a. feurige Lufterscheinungen; 10) der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie u. a. Gegenstände mehr. Alle diese vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer sind die Irrwege bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturforscher gerathen sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar ein Theil der Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern mit Aberglauben die Überreste der Finsterniß des menschlichen Geistes sind, deren Beibehaltung als ein Maßstab der Kindheit des größern Publicums

in diesem Theile der Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des 17. Jahrh. erklärte Theophrastus Paracelsus (in s. Werken von den Meteoren) die Nebensonnen für messingene von den Luftgeistern fabricirte Becken, und die Sternschnuppen für die Excremente der Gestirne, welche aus der Verdauung ihrer astralischen Speisen entständen. Bei diesen astrologischen Thorheiten, die man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, bildeten sich Bauern und alte Frauen noch andre Witterungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren diese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder Localwetter auf 1 oder 2 Tage in einem gewissen Orte anwendbar, jedoch fand man auch verschiedene Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten, z. B.: Ein schöner Herbst bringt einen windigen Winter; wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, so wird es früh und ein strenger Vorwinter; wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstocke wegfliegen, so kommt Regen ꝛc. Diese sogen. Haus- oder Bauerregeln wurden bei den fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe und Naturforscher nach und nach vermehrt, und daraus entstanden große Sammlungen solcher Regeln. Auch hierin zeigte sich bald eine gewisse Unzuverlässigkeit, wodurch diese Hausregeln an Glaubwürdigkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehre Monate, verloren. Das erneuerte Studium der Physik, welches besonders in Deutschland vor der Mitte des dreißigjährigen Kriegs begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, der Barometer, Thermometer und a. meteoroskopischen Instrumente bald eine andre Richtung; wenigstens trugen sie zu bessern Begriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man sah jene neuerfundenen Werkzeuge für die sichersten Verkündiger der Wetterveränderungen an. Jeder Besitzer eines solchen Wetterglases, denn so nannte man die Luftschweremesser (Barometer), wollte an dessen hohem oder tiefem Stande des Queckſilbers den Zustand des Luftkreises bloß aus dessen Dichte und Federkraft erkennen. Über die Ursachen des Steigens und Fallens der Barometer, sowie über den Zusammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft, entstand eine große Anzahl von unzureichenden Hypothesen, und dies veranlaßte die Erfindung einer Menge ähnlicher Meßinstrumente. Aber man ist bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbesserungen in der Witterungskunde um Nichts weiter gekommen, so viel man sich auch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Welche Vortheile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Etwa den Cyklus von 19, oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhunderts wird es unstreitig mehre Jahre geben, die nach Beschaffenheit ihres Witterungscharakters, sowol in Rücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich sein mögen. Wo findet man aber wol bei Vergleichung gleichartiger Gegenstände nicht Ähnlichkeiten heraus? Menschengestalten — Gesichter — und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Fossilien, und Tage, Gegenden und Gedanken sehen oft einander so ähnlich wie Zwillingsgeschwister, und sind dennoch verschieden und einander fremd, wie dies schon Leibnitz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen und Beobachtungen, wohin auch die der pfalzbairischen meteorologischen Gesellschaft und der Beitrag zur Witterungskunde von dem verdienstvollen D. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wol zu keinen befriedigenden Ergebnissen im Allgemeinen führen. Daß sich jedoch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal- und klimatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht aufgefunden sein werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon erwarten läßt, wird Niemand in Abrede stellen. Sobald nur einige scheinbare Ideen durch die vielfältigen Instrumente aufgeregt waren, da entstand auch eine Menge von

Digitized by Google

Wagesätzen über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der Abt Richard („Histoire naturelle de l'air et des météores", Paris 1770, 7 Thle., deutsch Ffl. 1773) aufzählt. Carteſius bemühte ſich im 17. Jahrh., alle Lufterſcheinungen mechaniſch, Stahl chemiſch, de Luc phyſiſch und Toaldo seleniſch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklären. 1724 gab Pater Cotte zu Paris zuerſt ein Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch ſ. großen Mängel hatte. So ſchätzenswerthe ſcharfſinnige Bemerkungen und Erklärungen man in demſelben, wie in den Schriften der Herren v. Sauſſure, de Luc, Horrebow zu Kopenhagen, und in den Werken franz. und engl. Gelehrten (ſ. „Mémoires de l'académie des sciences" und „Philosophical transactions") über meteorologiſche Gegenſtände findet, ſo läßt ſich doch das Unſichere und Schwankende in dieſem Theile des menſchlichen Wiſſens auch darin nicht verkennen. Ebenſo ſchränken ſich die mühſamen Unterſuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf klimatiſche und Localwitterung ein und verfehlen den Überblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann daher nie Fortſchritte machen, ſo lange man auf den alten Landſtraßen, den Beſchäftigungen mit Localwettererſcheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerſtände, fortwandert. Wer kann ſich beim Anblick eines Stückchens Mauerwand oder Abputzes aus den Kammern von Herculanum und Pompeji einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen? Ebenſo wenig wird man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroſkopiſchen Werkzeuge in einer mehr oder weniger eingeſchränkten Gegend von dem über ihr befindlichen Luftkreiszuſtande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher dieſer Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Reviſion durch ſachkundige Männer, die eine richtigere Bahn nach feſtern Grund- und Erfahrungsſätzen betreten. Welchen unüberſehbaren großen Nutzen würde aber eine zuverläſſigere Witterungskunde für die Landwirthſchaft und das menſchliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns jedoch nur die Erforſchung der hierzu erfoderlichen allgemeinen Naturgeſetze und ihrer Modalitäten führen. Sobald wir dieſe Haupt- und Grundurſachen aller Erſcheinungen der Veränderungen in unſerm Dunſtkreiſe genauer kennen, dann wird und muß ſich auch die Witterung als eine nothwendige Folge jener Vorderſätze vorherbeſtimmen laſſen. Eine ſyſtematiſche Witterungskunde erfodert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Beim Aufbau einer ſolchen Lehre muß man außer den oben bereits angeführten Sätzen Folgendes berückſichtigen. Alle Witterungserſcheinungen müſſen in 3 Hauptclaſſen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, beſondere oder klimatiſche, und in die beſonderſte oder Localwitterung. Durch die erſtere wird der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter Einer Breite und Länge beſtimmt; die andre zeigt die Abänderungen dieſer Witterung nach den eigenthümlichen Beſchaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beſchäftigt ſich mit dem Wetterwechſel in einzelnen Örtern. In Berückſichtigung dieſer Eintheilung kommt es auf den Überblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beſchaffenheit des Baues einzelner Gegenden, und dann auf die Lage und Umgebungen beſonderer Örter und die bisher in denſelben gemachten Erfahrungen in Abſicht des Wetterwechſels an. Die Haupturſache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Sonne und in der unabläſſigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils ſeiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern in jedem Augenblick beſtimmt und die Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die ihnen entgegenſtehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der Lage und Beſchaffenheit eines Landes wird nun durch dieſes fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere Menge Wärmeſtoff aus dem letztern entwickelt und dadurch die Luft verdünnt.

Digitized by Google

Durch die rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Augenblick eine neue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und Niedergänge der Sonne, die in jedem Augenblick über irgend einem Halbkreise des Erdballs stattfinden, verursachen eine fortwährende Luftverdünnung und Verdichtung jener in den höhern, dieser in den niedern Regionen der Atmosphäre. Dadurch entsteht eine beständige Luftströmung aus der Schattenseite des Erdkörpers selbst und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dichtern in die verdünntere, oder der kältern in die wärmere Luft, erzeugt die meisten Winde und Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entweicht der Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper und bildet Dünste, die in den höhern Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Länder ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Winter senkt sich der Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Übermaß der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Äquatorseite nach Norden herströmt, so fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis an zu schmelzen und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Frühling. Von den beiden Seiten des Äquators ziehen nach den Eisgegenden oder dem Süd- und Nordpol Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogen. festen Lande umschweben jene Dünste die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, der sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befindet, entstehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die Dünste. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergseiten und die darauf befindlichen Schneelagen nur sehr schwach. Im Frühling erfolgt diese Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schon viel stärker, und im Sommer liefern die Mitternachtseiten aller Gebirge die meisten Regen und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um desto heiterer und regenloser, je weniger sich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieser Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschienen werden, befindet. Öfters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbstschnees von den Berghöhen abgethaut, und es entstehen daher im Spätherbste, besonders im Nov., nicht selten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und Bergschluchten, große Waldungen und Höhenzüge sind Nebeln und Regengüssen mehr als andre flache und niedrige Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen Schneeberge liegen in den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch fast immer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Richtung der letztern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von Westen nach Osten, und dessen Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den nordöstlichen Ländern während der Sommermonate bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, um desto schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der Erdball bei s. fortwährend raschen Fluge um die Sonne in jedem Augenblick in einem andern Standpunkte gegen sie befindet, so muß sich wenigstens alle 8 Tage ein andrer Zustand der Erde und ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und waldreichen Ländern zeigen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Einflusse des Mondes auf die Witterug entstanden, der aber nach unwiderleglichen Gründen ebenso unzulässig ist, wie der Einfluß der Gestirne. Der eben erwähnte, täglich veränderte Standpunkt des Erdballs muß auch nach den besondern Lagen und Beschaffenheiten eines Landes größere und geringere Luft- und Zustandsveränderungen des Dunstkreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus klimatischen, auch wol aus Localursachen gebildet werden. Diese Veränderungen hat man bisher irr-

Digitized by Google

thümlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeschrieben. Fast immer, oder doch sehr häufig, strömen im Dunstkreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen Richtungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regenwolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und sich zu Tropfen vergrößern. Wenn die Luftsäule sie nicht mehr tragen kann, fallen sie herab. Die heiße und warme Luft hat überall ein Bestreben, aufwärts zu steigen, und die kalte oder kühlere Luft dringt an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärmestoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Einwirkung der Sonne aus allen auf demselben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondstrahlen ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu machen!? — Durch die Nähe des Nordpoleises und der dadurch kälter gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch gegentheils seit 2000 Jahren in diesem Erdtheile um viele Grade wärmer geworden ist. Die schwedisch-norwegischen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere Kälte, die sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Stünden nicht die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, so würden diese letztern in Deutschland nicht so selten sein. Diese Umstände mildern die zu strenge Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa ausgesetzt sein würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arktischen Länder noch Eisschollen vom Frühjahrseisgange, die von den Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, und befindet sich auf der Nordseite der Nordostgebirge daselbst noch Schnee, so wehen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und Südwest. Die Erhöhung des Erdballs am Äquator, die bis 90° N. und S. Br. 10 Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegenstehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Ebenso treten die nördl. und nordöstlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest entgegen. — In die Oberfläche der Erde bringt ein großer Theil der im Sommer rege gewordenen Wärme und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem Herbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen und nur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis über die Mitte des Oct. abwechseln, dann bleiben sie wenigstens 3 Monate in diesen Weltgegenden stehen und der südl. Theil von Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von West nach Nordwest und über Nord und Nordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für die Nordseite Europens und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der 3 großen verbundenen Erdtheile (Europa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Morena in Spanien bis zu der nerzinskoisch-ochotskischen Bergkette in Sibirien durch Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphoristischen Ideen können ungefähr den Weg bezeichnen, welchen die Naturforscher betreten müßten, wenn sie in der Witterungskunde größere und zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andre Gestalt erhalten und eine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden. — Die ältern Ansichten von der Witterungslehre findet man in des P. Cotte „Traité de météorologie" (Paris 1774, 4). Damit verbinde man Mayer's „Lehrb. der phys. Astronomie und Meteorologie" (Gött. 1805, m. K.) und Lampadius's „Atmosphärologie" (Freib. 1806). Über den richtigen Gebrauch meteorolog. Instrumente verbreitet sich Stark's „Anleit. zum Gebr. der meteorolog. Instrumente" (Augsb.

Digitized by Google

1815, m. K.) S. auch D. Schön's „Witterungskunde in ihren Grundlagen" (Berl. 1818); Bode's „Gedanken über den Witterungslauf" (1819) und Stark's „Meteorologiſches Jahrb.", 1813—17.

Witthum (vidualitium, dotalitium, douaire), der Theil von den Gütern des Mannes, welchen nach ſeinem Tode ſeine Witwe zu fodern hat. Dieſes Verhältniß hat vielfache Veränderungen erfahren. In Rom hatte die Witwe Nichts zu fodern als die Rückgabe ihrer Mitgift (dos), und wenn ſie arm war, einen Zuſchuß aus dem Nachlaſſe des Mannes. Bei den germaniſchen Nationen, wo die Frau der Regel nach ohne Vermögen war, wurde es gewöhnlich, ihr ſogleich bei der Verheirathung einen Theil von den Gütern des Mannes zum lebenslänglichen Genuß (auch wol zum Eigenthum) auszuſetzen, was man ihre dos nannte. Dies wurde in mehren Ländern geſetzlich ein Drittheil oder ein Viertheil der Güter. Das Lehnweſen änderte die Sache, indem es dem Manne unmöglich machte, über Lehngüter ſo zu verfügen, und auf der andern Seite brachten nun auch die Frauen dem Manne häufig baares Vermögen zu; daraus entſtand zweierlei: 1) das eigentliche dotalitium, eine Art der Zurückgabe des von der Frau dem Manne zugebrachten Vermögens, indem ihr ſtatt des Capitals doppelte und ebenſo von dem gewöhnlichen Gegenvermächtniſſe gleichfalls doppelte, alſo eigentlich vierfache Zinſen auf Lebenszeit (als Leibgedinge) bezahlt wurden, wobei ſie das Capital ſelbſt nicht zurückbekommt. Sie hat aber meiſt die Wahl, entweder das Capital oder die vierfachen Zinſen zu nehmen. Dies Leibgedinge verliert ſie auch nicht, wenn ſie ſich wieder verheirathet; in manchen Ländern iſt es aber bei Lehngütern auf ein gewiſſes Verhältniß zum Werthe des Lehns eingeſchränkt. 2) Eigentliches Witthum (vidualitium), der ſtandesmäßige Unterhalt, welcher der Witwe aus den Gütern des Mannes (fürſtlichen Witwen aus dem Lande) gewährt wird. Dazu gehört Wohnung (Witwenſitz), baares Geld, Naturalien; es wird auch wol der Genuß eines Guts oder Grundſtücks dazu angewieſen. Dies Witthum aber verliert ſie, wenn ſie zur zweiten Ehe ſchreitet. 37.

Witwencaſſen ſind Anſtalten zur Unterſtützung hinterlaſſener Witwen. Es gibt deren 2 Hauptgattungen, welche weſentlich von einander verſchieden ſind: 1) ſolche, die ein durch Vermächtniſſe, oder Schenkungen, oder Beſoldungsabzüge gebildetes Capital beſitzen, deſſen Zinſen jährlich unter die Witwen vertheilt werden, im Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleiſteten Beiträgen. Hier wird, um ganz ſicher zu gehen, gewöhnlich keine beſtimmte Summe zugeſichert, ſondern die Größe der Unterſtützung richtet ſich nach der Zahl der Intereſſenten und der Witwen; von dieſer Art iſt die Univerſitätswitwencaſſe in Göttingen. 2) Solche, die auf Leibrentenfuß (ſ. Leibrente) eingerichtet ſind. Ihre Natur iſt folgende: Eine anſehnliche Anzahl von Ehemännern, deren Frauen noch ſämmtlich am Leben ſind, macht ſich anheiſchig, entweder auf einmal, oder nach und nach eine gewiſſe Geldſumme durch ihre Beiträge zuſammenzubringen, um ihren dereinſtigen Witwen eine dem Beitrage gemäße, ſtets gleiche Penſion bis zum Tode der Witwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu verſichern. Man kann in dieſe Anſtalten auf zweierlei Weiſe eintreten: a) auf Capitalfuß, d. h. durch Herſchießung einer Summe auf Einem Brete; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergeſtalt, daß man jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten eine gewiſſe Summe als Beitrag hergibt. — Die Größe der der Witwe zugeſicherten Leibrente wird berechnet: a) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts; b) nach dem wahrſcheinlichen Tode Beider; c) nach der Größe des Einſatzes, welcher letztere jedoch verfallen iſt, wenn die Frau vor dem Manne ſtirbt. — Bei den Anſtalten, welche auf Capitalfuß eingerichtet ſind, iſt die Berechnung leichter zu überſehen und die Caſſe mehr geſichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinſichtlich der Art und Weiſe der Berechnung haben Tetens und Kritter, die Hauptſchriftſteller in dieſem Fache,

Digitized by Google

folgenden Grundsatz aufgestellt: Bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Capital- oder Contributionsfuß geschehen, die volle Summe vorhanden sein, welche, mit Zinsen und Zinsenzins berechnet, erfoderlich ist, um der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode die bestimmte versprochene Pension zu verschaffen. — Die Sicherheit einer Witwencassenanstalt beruht hauptsächlich auf der dabei zum Grunde gelegten Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehren Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch („Die göttliche Ordnung des menschl. Geschlechts ꝛc.") in Tabellen dargestellt worden; wie richtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit überhaupt sein mögen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Witwencassen zum Grunde zu legen; denn 1) bei diesen Anstalten sind die Witwen gewöhnlich eine ausgesuchte Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar ist; 2) haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerschaft überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andre Sterblichkeit ein; 3) die beigebrachten Gesundheitsscheine der Ehemänner beweisen wenig: die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einsetzen, ist größer als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Kritter folgender Grundsatz aufgestellt und auch bei verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnur angenommen worden: Besteht eine Witwencasse aus 2000 Theilnehmern, welche im Durchschnitt 40 Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt sind, und werden jedes Jahr 200 neue Mitglieder aufgenommen, so ergibt sich gegen das 50. Jahr, wann der erste Stamm von 2000 Theilnehmern mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleichbleibenden Zahl der Witwen, welche Pensionen erhalten, und der Personen, welche beitragen, nämlich 3:5, d. h. 5 Interessenten müssen so viel beitragen, als 3 Witwen Pension erhalten. — Witwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, sind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Untergang zu retten, daß mit den Theilnehmern wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Noch ist zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Privatsparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Witwe zusichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in „Eclaircissemens sur les établissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss", deutsch von Kritter (Altenb. 1782, 4.); Kritter's „Auflös. der wichtigst. Fragen üb. die Erricht. dauerhafter Witwencassen" (Gött. 1768); Dessen „Plan der neuen Einricht. der brem. Witwenpfleggesellschaft" (1787, 4.); Karsten's „Theorie von Witwencassen" (Halle 1784); Tetens's „Einleit. zur Berechn. der Leibrenten" (Lpz. 1785 u. 1786, 2 Thle.); Dessen „Nachr. von dem Zustande d. Witwencasse zu Kopenhagen 1797" (Kopenh. 1803); Florencourt's „Abhandlungen aus der juriſt. und polit. Rechenkunst, mit e. Vorrede von Kästner" (Altenb. 1781). KM.

Witz. Der Witz, als Eigenschaft des Subjects, ist eine auf vorzüglicher Anlage beruhende Fertigkeit, die Ähnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, leicht, schnell und lebendig aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Ähnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der Witz ist eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Ähnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder kurz ausgedrückt, eine spielende Urtheilskraft. Der Witz aber, als Product, bezeichnet den glücklichen und sinnrei-

Digitized by Google

chen Vergleich und was durch denſelben bewirkt wird, ja oft auch verſteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, beſonders aber ſofern es in Worten ausgeſprochen wird (die Franzoſen ſagen daher bon mot). Der Witz zeigt ſich um ſo mehr als Fertigkeit, je leichter er Dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu ſtehen ſcheint, mithin je tiefer die Ähnlichkeit liegt, ferner je reicher er ſelbſt an Auffindung ſolcher Beziehungen iſt. Er wird als Talent ſehr unterſtützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Anſchauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Übung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeſchauten Verſtand zu nennen ſcheint. Er äußert ſich ebenſowol im Erkenntnißgebiete, als im Gebiete der Kunſt und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, ſowol ernſt als beluſtigend. Das Beluſtigende deſſelben aber beruht vorzüglich auf der ſchnellen und ſpielenden Äußerung der Verſtandesthätigkeit, und iſt um ſo größer, je mehr es durch ſinnreiche Beziehung ungleichartiger Gegenſtände überraſcht, und um ſo lächerlicher, je größer und anſchaulicher der Contraſt der verglichenen Gegenſtände iſt. Letztere Art pflegt man wol auch vorzugsweiſe Witz zu nennen, und die Einfälle deſſelben erſcheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenaſſociation und werden oft durch Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen hervorgerufen. Im letztern Falle, und inſofern ſein Zweck keine ernſtliche Belehrung, ſondern die ſpielende Äußerung der Kraft ſein einziger Zweck iſt, iſt er im vollen Sinne des Wortes ſpielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit in der Wirklichkeit exiſtirt, oder bloß durch Vorſtellung der Einbildungskraft ſcheinbar hervorgebracht iſt. Indeſſen darf der Schein doch nicht willkürlich ſein (denn der Witz iſt keine Urtheilskraft), und ſelbſt das Scheinverhältniß, welches er aufſtellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch ſo geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und ſinnreicher dieſer Vergleichungspunkt ergriffen iſt, deſto ſinnreicher und tiefer iſt der Witz, und um ſo ſchaler und leichter, je zufälliger dieſe Beziehungen, und je leichter ſie auch dem alltäglichſten Kopf in die Augen fallen. In Rückſicht ſeiner Gegenſtände iſt der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenſtände (dahin gehört z. B. das Wortſpiel), erſterer aber auf Gegenſtände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes ſind in Hinſicht ihrer Darſtellung eigentlich, wenn der Witz ſich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält, oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtſinnlichen, oder umgekehrt, vergleicht. Man redet auch von einem ſcharfſinnigen Witz; das iſt nun entweder ein ſolcher, welcher durch Blicke in das Weſentliche und Innere der Dinge entſpringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der ſich der Unterſcheidungen und Entgegenſetzungen des Scharfſinns ſcheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. Was ſeine Wirkungen anlangt, ſo iſt der Witz im Ganzen eine heilſame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der ſpielenden Thätigkeit deſſelben liegt, den Beſchränkungen der Einſeitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrſchende Thätigkeit wird, auch dem Verſtande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte oder zur Zerſtreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abſpannung des Geiſtes und Aberwitz. Selten auch iſt der bloße Witzige geliebt. Daher muß ſich der Witz mit andern Vorzügen des Geiſtes verbinden. Und er iſt vorzüglich angenehm, wo er mit Gutmüthigkeit ſich verbindet; vermieden und gehaßt insbeſondere, wenn er, als Spott, die Abſicht hat, zu verletzen. Der Witz kann, weil er Talent iſt, nicht Zweck der Erziehung ſein. Die Entwickelung deſſelben aber wird beſonders durch mannigfaltige und lebhafte Anſchauung, leichten geſelligen Umgang und heitere freie Verhältniſſe begünſtigt. Durch freien geſelligen Umgang wird ein gewiſſer Takt in der Anwendung des

Digitized by Google

Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet oder verschwendet. T.

Wladimir (Wlodimir), Zar von Rußland, ward (981), nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griech. kaiserl. Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christl. Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen aus Konstantinopel, und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griech. Kirche eingeführt. W. wird, als der erste christl. Regent, und, weil er viele Klöster und Schulen stiftete, in der russ. Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Er starb 1015. Seine Nachkommen theilten zu ihrem eignen Verderben das Reich unter sich. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Katharina II. am 22. Sept. 1782 den St.-Wladimirorden.

Woche. Die Eintheilung des Monats in siebentägige Perioden (Wochen) hat ihren Ursprung im grauesten Alterthum und im Orient, und wird daher, wol nicht mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen rührt die ältere Benennung der Wochentage von einem astrologischen Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich 7 Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24., wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25., oder erste des andern Tages, die Sonne (Sonntag); so fortgehend, auf die erste des nächsten Tages der Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sei, was, wie man gleich übersieht, die natürliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt. D. N.

Wodan ist gleichbedeutend mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens. Man hat ihn auch von dem indischen Buddha herleiten wollen. Die alten Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Karl d. Gr. ein feierliches Gelübde, demselben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vgl. Nordische Mythologie.) Die Römer fanden ihren Mars in demselben wieder.

Wohlfahrtsausschuß, Comité de salut public. Unter diesem Namen verschleierte der Berg, oder die Partei des Terrorismus (s. d.) im Nationalconvente (s. Frankreich) die Dictatur, welche die Männer des Schreckens an sich rissen, um die Girondisten (s. d.) und die gemäßigte Partei niederzuschmettern, damit der Berg herrsche und die Republik über ihre innern und äußern Feinde triumphire. Der richterliche oder vielmehr Henkersarm, welcher diesem anfangs neun-, später zwölfköpfigen Souverain blindlings gehorchte, war das Revolutionstribunal (s. d.). Der Wohlfahrtsausschuß ward an der Stelle des kaum 10 Tage alten Comité de défense générale den 6. April 1793 errichtet und vom Convente, aus dessen Mitte seine Mitglieder (darunter Danton, Barrère, Cambon) gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berathschlagungen und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach eignem Ermessen sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohlfahrt sorgen; daher ward ihm, einige Monate später, auch das Recht ertheilt, Haftbefehle zu erlassen. Die herrschende Partei ging dabei von der Ansicht aus, daß Frankreich, von Innen und Außen bedroht, nicht wie im Frieden (so wollten es die Girondisten) regiert, sondern wie in Zeiten der höchsten Gefahr nur durch verzweifelte Mittel gerettet wer-

den könne. Als aber, nach dem Sturze der Gironde (1., 2. Juni 1793), der Berg nach dem Vorschlage des Wohlfahrtsausschusses erklärte, daß die Bevölkerung Frankreichs nur aus 2 Parteien, Patrioten und Feinden der Revolution, bestehe, und jene zur Verfolgung dieser aufforderte, da trat an die Stelle des Gesetzes das Schrecken. Bald nachher ward Robespierre (s. d.) den 27. Juli 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder anfangs monatlich ernannt, nun aber gewöhnlich wieder bestätigt wurden. Seitdem beherrschte der Ausschuß die Bergpartei, und durch diese den Convent. Als einzige Regel bei seinem Verfahren erklärte Robespierre: die Spannkraft der Volksregierung im Revolutionszustande sei la vertu et la terreur! Bald sah dieses Ungeheuer von politischem Wahnsinn in sich allein jene Tugend (der Jakobiner) rein vorhanden; darum trat er Alle zu Boden, die nicht dachten wie Er. Mit ihm und nach seinem Sinne arbeiteten im Wohlfahrtsausschusse St.-Just, Couthon, Billaud de Varennes, Collot d'Herbois und Herault de Sechelles. Nur Carnot (s. d.), ebenfalls Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, beschränkte sich allein auf die oberste Leitung der Heere, und überließ seinen Genossen das Innere, ohne Theil an ihren Maßregeln zu nehmen. Auf den Antrag jener Männer ward die neue Verfassung einstweilen aufgehoben, und die revolutionnaire Regierung dem Wohlfahrtsausschusse vom Convente am 4. Dec. 1793 gesetzlich übertragen. Nun bestellte der Wohlfahrtsausschuß zu Richtern der Verdächtigen, in allen Gemeinden der Republik, aus den wildesten Menschen Revolutionsausschüsse, deren Zahl auf 20,000 stieg. Die letzten noch übrigen Proceßformen wurden abgeschafft; an ihre Stelle traten Wahnsinn und Wuth, Grausamkeit mit Thorheit gepaart, Heimtücke und Verrath. Endlich erklärte sich der eine Zeitlang durch Robespierre aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernte Danton gegen das nutzlose Blutsystem, und Robespierre selbst willigte in die Verurtheilung der Häuptlinge des pariser Pöbels (24. März 1794), unter welchen Hebert (s. d.) der Abschaum der Gesellschaft war; allein bald darauf ward auch Danton (5. April), nebst Herault de Sechelles, von Robespierre gestürzt. Nun blieb dieser Wahnsinnige bis zum 28. Juli 1794 Herr über Leben und Tod von 30 Mill. Menschen. Er ernannte Fouquier-Tinville (s. d.) zum öffentlichen Ankläger. Die Gefängnisse häuften und füllten sich; die Gefangenen wurden gemißhandelt, von Spionen verrathen und ohne Vertheidigung verurtheilt; das Vermögen der als verdächtig Verhafteten ward eingezogen, und die Guillotine kam nicht vom Platze. Auf gleiche Art wütheten einige Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses, vorzüglich Collot d'Herbois, Carrier (s. d.) und Jos. le Bon in den Provinzen. Unter den zahllosen Schlachtopfern dieses Systems befanden sich der edle Malesherbes (s. d.) und der berühmte Lavoisier (s. d.). Endlich wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und die des Sicherheitsausschusses unter sich uneins. Beide hatten, jede 3 Parteien unter ihren Gliedern. Diese und nicht Taillen führten eigentlich den 9. Thermidor herbei. Im Wohlfahrtsausschusse bildeten Robespierre, Couthon und St.-Just „gens de la haute main" eine Partei; die zweite: Barrère, Billaud und Collot d'Herbois „les gens révolutionnaires"; die dritte: Carnot, Prieur und Lindet „les gens d'examen". Im Ausschusse der allgem. Sicherheit gehörten zur ersten Partei: Vadier, Amar, Jagot, Louis (du bas Rhin), Voulland, „gens d'expédition" genannt; die zweite: Danton, Lebas, „écouteurs"; die dritte: Moise Bayle, Lavicomterie, Elie Lacoste, Dubarran, „les gens de contrepoids" genannt. Robespierre wollte den unbiegsamen Carnot aus dem Wohlfahrtsausschusse ausstoßen; dagegen arbeitete Billaud de Varennes an Robespierre's Sturze. Nur Couthon, St.-Just, die Jakobiner und der Geheimerath von Paris hingen noch an dem Haupte der Demagogie. Als aber St.-Just am 25. Juli im Wohlfahrtsausschusse „zum Heile des Staats" wirklich eine Dictatur vorschlug, erhoben

sich im Nationalconvente Vadier, Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, Cambon, und vorzüglich Tallien (s. d.) und Fréron gegen Robespierre; der Dictator und sein Anhang wurden geächtet, und Barras's (s. d.) Sieg am 9. Thermidor (27. Juli) führte am 28. Juli Robespierre, dessen Bruder, St.-Just, Couthon u. A., zusammen 105, auf das Blutgerüst. Der Convent erlangte jetzt sein Ansehen wieder; die Jakobiner und die Anhänger des Terrorismus (la queue de Robespierre) wurden vollends besiegt; zugleich gab der Convent dem Wohlfahrtsausschusse und dem Revolutionstribunale eine beschränktere Vollmacht und Einrichtung. Die blutige Willkür hörte auf, und als die neue Verfassung den 28. Oct. 1794 eine Directorialregierung (s. Directorium) einführte, löste sich der Convent auf, und in seinem fluchbelasteten Grabe versanken zugleich mit ihm die Revolutionsregierung, das Schreckenssystem und der Wohlfahrtsausschuß. S. „Mémoires inédits de Senart" (Generalsecret. des Wohlfahrtsausschusses, s. 1796) oder „Révélations puisées dans les cartons de salut public et de sureté générale" (2. A., Paris 1824). Die „Mém. historiques de M. de la Bussière" (Legendre's Geheimschreiber) erzählen, wie sinnreich dieser employé au Comité de salut public eine Menge Verhaftete der Verurtheilung entzog. K.

Wohlgemuth (Michael), geb. in Nürnberg 1434, gest. daselbst 1519. Wenn auch dieser Künstler durch seine Werke weniger bekannt wäre als er es ist, so verdient er doch schon als Lehrer des noch berühmter gewordenen Albr. Dürer, der ihn noch, als W. 82 J. alt war, malte, dankbar genannt zu werden. Zu seiner Zeit war er der beste Maler Nürnbergs, welches noch ein großes Altargemälde von ihm hat, das früher der Augustinerkirche gehörte, jetzt in der dortigen Galerie sich befindet. Auch die zwickauer Hauptkirche hat Bilder von ihm; das bewundertste Werk von ihm aber besitzt die Stadt Schwabach unweit Nürnberg. Einige haben auch geglaubt, das jüngste Gericht in Danzig sei von ihm. Auch die wiener und münchner Galerien besitzen schöne Werke von ihm. Und wenn auch die trockene, harte Zeichnung, die die deutschen Künstler jener Zeit alle haben, bei allen seinen Arbeiten vorwaltet, so ist doch der Farbenglanz, der kräftige Charakter in allen Figuren, die richtige Composition derselben nicht genug zu rühmen. In Privat- und öffentlichen Sammlungen wird inzwischen Manches als sein Werk ausgegeben, was nicht als solches zu erweisen ist. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er zugleich Holzschneider und Kupferstecher. Vorzüglich von ihm gefertigte Blätter in Holzschnitt enthält die 1493 erschienene Chronik von Nürnberg.

Wohnung. Es ist einleuchtend, daß die Wohnung einen sehr großen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben muß; denn auf der einen Seite verlebt man hier die längste Zeit, und auf der andern Seite wird bei der Wahl und der Einrichtung der Wohnungen auf die Umstände, welche der Gesundheit schädlich oder nützlich sind, gerade zuletzt Rücksicht genommen. Überdies sind auch die Umstände, welche schaden, so zahlreich, daß sie kaum alle zu vermeiden sind, und eine Wohnung, welche gar keine Krankheitsursachen enthält, kaum gefunden wird. Wir wollen hier diejenigen, welche am häufigsten vorkommen, kurz anführen. Eine mäßige Anhöhe, auf der sich die Wohnung befindet, ist nützlich, eine zu große ist schädlich. Wohnungen, die sich auf großen Ebenen befinden, sind allen den mannigfaltigen Veränderungen unterworfen, welche hier in der Luft, den Winden, dem Boden ꝛc. vorsichgehen. Befinden sich dieselben in dichten Wäldern, so ist der Luftzug nicht frei, der Boden, der immer feucht bleibt, schadet; am schädlichsten aber sind Sümpfe in der Nähe der Häuser. Der Aufenthalt am Meere wird nur aus zufälligen Ursachen schädlich, an sich ist er es nicht. Außer den Überschwemmungen machen auch Erdbeben und Schneelavinen manche Wohnung sehr gefährlich. Die Städte werden durch hohe Mauern, welche sie umgeben, enge und nicht gepflasterte Straßen, durch Unreinlichkeit auf denselben, durch die Aus-

Digitized by Google

dünstungen, welche manche Handwerke und Manufacturen veranlassen, durch die Kirchhöfe, welche sich in der Mitte derselben befinden, ungesund. Die Steine, aus welchen die Häuser gebaut werden, sind bisweilen so beschaffen, daß sie die Feuchtigkeit der Atmosphäre anziehen und die Wohnung feucht und kühl machen; ferner ist eine sehr beträchtliche Höhe der Häuser theils dadurch schädlich, daß sie den Luftzug auf den Straßen beschränkt, und den Zugang der Sonnenstrahlen zu vielen Gemächern verhindert, theils dadurch, daß das häufige Treppensteigen vielen Menschen beschwerlich und nachtheilig ist. Schlechtgebaute Keller verursachen oft Scheintod der Eintretenden, wenn der Luftzug in denselben fehlt; auch in den Zimmern sind die Fenster bald zu klein, bald sind sie so gestellt, daß der Luftzug schädliche Folgen hat. Manche Häuser sind durch Rauch, der sich in ihnen anhäuft, durch den Geruch, den die Abtritte verursachen, unangenehm und schädlich. Jedes neuerbaute Haus ist so feucht, und die verschiedenen Baumaterialien verbreiten so üble Dünste, daß der Aufenthalt in demselben bedenklich sein muß. Endlich aber ist eine vorzüglich reichhaltige Quelle vieler Krankheiten die schlechte Luft, welche theils durch die Überfüllung der Wohnungen von Menschen, theils durch Unreinlichkeit jeder Art erzeugt wird.

Woiwoda, ein slawisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slawischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griech. Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. Jetzt heißt **Woiwod** der türkische Pachter der Abgaben eines Bezirks. Im ehemaligen Königreiche Polen nannte man **Woiwoden** die Statthalter in den Landschaften (**Woiwodschaften**), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser u. d. N. **Peter Pindar** bekanntere satyrische Dichter, geb. 1738 zu Dodbrooke, einem Dorfe in Devonshire und erzogen zu Kingsbridge und Bodmin, studirte bei seinem Oheim, einem Wundarzte und Apotheker zu Fowey in Cornwall, mit Eifer die Apotheker- und Arzneikunst, in welcher letztern er sich noch in Londons Krankenhäusern ausbildete, um dann in der Heimath sie selbst zu üben. Doch trieb er nebenher Poesie und Zeichnen. Als Sir W. Trelawney, ein Verwandter von ihm, 1768 Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonette, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunst des Wundarztes, und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten; aber der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun der Gouverneur starb, kehrte W. nach England zurück, und ließ sich als Arzt zu Truro nieder; allein hier gerieth er wegen seines Hanges zur Satyre mit mehren Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dies, und daß er nach dem Tode seines Oheims ein ansehnliches Einkommen erbte, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Maler und Prof. an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und setzte ihn durch seinen Unterricht in den Stand, bald als Portraitmaler reisen zu können. 1778 begab

Digitized by Google

sich W. nach London, wo seine literarischen Beschäftigungen bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn wurden, denn seine satyrischen Schriften las man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man daran auszusetzen, daß sie nicht selten den sittlichen Anstand verletzten, und zu oft gegen Personen von wahren Verdiensten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke, wegen einer Leibrente, die er sich von ihnen bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit W. Gifford, der ihn in seiner „Baviade" und „Mäviade" hart mitgenommen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen Beiden endigte. Späterhin bekam er Händel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst scenischer Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Nachdem er das Gesicht verloren, starb er 1819 zu Somers-Town 81 J. alt. Die Anzahl seiner Schriften von 1778 — 1813 ist sehr ansehnlich. Eine, jedoch nicht Alles enthaltende, Ausg. erschien 1812. Sie gibt in der Einleitung seine Lebensgeschichte kurz skizzirt. Mehr über ihn und seine Schriften s. in den „Zeitgenossen", XXIV.

Wole, der schützende Geist der Erde, die uralte Seherin. Von ihr heißt der älteste Theil der Edda Voluspa, das Gesicht der Wole.

Wolf (Christian, Freih. v.), Kanzler der Universität Halle, ein berühmter deutscher Philosoph und Mathematiker, ward 1679 zu Breslau geb. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete Alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. W. erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließend beschäftigte. Mit Cartesius's u. Tschirnhausen's Schriften machte er sich vor allen bekannt. Er faßte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, habilitirte sich 1703 zu Leipzig durch eine Disputation („De philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta"), die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt mathematische und philosophische Vorlesungen, die häufig besucht wurden. Durch verschiedene Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er auf Leibnitz's Empfehlung (1707) den Ruf als Prof. der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, sowie durch mehre mathematische Schriften, großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches. Daher kam es, daß seine Philosophie, die er, nach dieser Methode bearbeitet, herausgab, allgemeinen Beifall fand, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfing, diese Methode auch auf andre Wissenschaften, nicht selten mit Übertreibung und Pedanterie, zu übertragen. W. wurde jedoch von seinen Collegen in Halle, besonders von denjenigen Theologen, welche den damals überhandnehmenden Pietismus begünstigten, und deren Grundsätzen seine philosophische Denkart zuwider war, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I., vom 15. Nov. 1723, ward er seiner Stelle entsetzt, und ihm unter Androhung harter Strafe (des Stranges) befohlen, Halle in 24 Stunden, und in 2 Tagen die preuß. Staaten zu verlassen. Er fand in Kassel günstige Aufnahme, und bei der Universität zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über sein philosophisches System ward nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Indessen erhielt er aus dem Auslande viele Ehrenbezeigungen und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber ebenso ablehnte, wie den Vor-

ſchlag, nach Halle zurückzukehren, obgleich der Proceß wider ſeine Philoſophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergeſetzte Commiſſion zu ſeiner völligen Genugthuung entſchieden worden war. Erſt 1740, als Friedrich II., der ihn ſehr ſchätzte, den Thron beſtiegen hatte, ging er als Geheimerrath, Vicekanzler der Univerſität, und Prof. des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 ward er, an Ludwig's Stelle, Kanzler der Univerſität, und 1745 erhob ihn der Kurfürſt von Baiern, während des Reichsvicariats, in den Freiherrnſtand. W. ſah ſeine Philoſophie durch ganz Deutſchland und einen großen Theil Europas verbreitet, und hatte unzählige Schüler; aber er überlebte ſeinen Ruhm als akademiſcher Lehrer; denn die Zahl ſeiner Zuhörer verminderte ſich in den letzten Zeiten bedeutend. Er ſtarb 1754, im 76. J. ſeines Alters. — W. hat unleugbares Verdienſt um die Philoſophie. Er hat ſie zwar nicht mit großen und glänzenden Erfindungen bereichert, aber die Aufmerkſamkeit vornehmlich auf die ſyſtematiſche Methode gelenkt. Seine ſtrenge mathematiſche Methode brachte Ordnung, Licht und Gründlichkeit in das Ganze der Wiſſenſchaft, aber deckte auch, je mehr ſie angewendet wurde, die Schwächen dieſer Lehre um ſo ſichtbarer auf. Daß dieſe Methode in der Folge von ſchwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte ſich vorzüglich Leibnitz's Hypotheſen und Grundſätze zu eigen, bildete ſie weiter aus und populariſirte ſie. Durch die Menge ſeiner zum Theil deutſch geſchriebenen Schriften, und durch die große Zahl ſeiner Zuhörer, hatte er einen ſehr ausgebreiteten, und bei dem damals ſich regenden Pietismus und Myſticismus zugleich ſehr wohlthätigen Einfluß auf ſein Zeitalter. Auch um die deutſche Sprache hatte er weſentliche Verdienſte. Er entwickelte ihren Reichthum für philoſophiſche Begriffe und ſchrieb rein und verſtändlich in derſelben. Die Kant'ſche Kritik ſtürzte den Dogmatismus dieſer Methode gänzlich.

Wolf (Friedrich Auguſt), der anerkannt größte Philolog ſeiner Zeit, ward geb. am 15. Febr. 1759 zu Hainrode, einem Kirchdorfe der Grafſchaft Hohnſtein, unweit Nordhauſen. Sein Vater war Cantor und Organiſt des Dorfs, ſpäterhin Lehrer an der Jungfrauenſchule der ebengenannten ehemaligen freien Reichsſtadt. Bis zum 7. Jahre ward W. von der geiſtreichen Mutter mit großer Sorgfalt erzogen, und vom Vater — als Elementarlehrer, beſonders in Sprachen und Muſik, von nicht gewöhnlichen Verdienſten — mit größter Strenge unterrichtet, und bezog hierauf das nordhäuſer Gymnaſium. Während der Schuljahre wirkten beſonders der Rector Hake, nächſt dem Vater der Erſte, durch welchen er Liebe zum gründlichen Studium der alten Sprachen gewann, und der Muſikdirector Frankenſtein, welcher ihn dem Studium der neuern Sprachen und Literatur zuführte, am meiſten auf die Entwickelung ſeiner Talente. Letzterer, ein Mann von den herrlichſten Anlagen, hielt das Studium der neuern Sprachen bei einiger Kenntniß der alten für ſo leicht, daß er ſeinem begierigen Schüler je ein Wörterbuch nur auf 2 Monate lieh, als welche Friſt hinreiche, ſich die nöthige Wörtermenge durch Auswendiglernen und Abſchreiben anzueignen. Unter der Anleitung dieſes Lehrers entſtand bei W. die ihm vorherrſchend gebliebene Neigung zur Autodidaktie und die Gewohnheit, immer nur Eins und das mit größter Anſtrengung zu treiben. Schon auf der Schule verglich er auf ſeinem Stübchen die alten und neuen Sprachen, um ſich eine vergleichende Grammatik anzulegen. Noch vor ſeinem Abgehen zur Univerſität hatte W. die bedeutendſten Autoren der Alten, wie der Franzoſen, Italiener, Spanier und Engländer, zum Theil wenigſtens geleſen. — Zur Muſik trieb der Vater ganz beſonders an, und nachdem er den Sohn theoretiſch und praktiſch hinlänglich vorbereitet glaubte, übergab er ihn dem Unterrichte des gelehrten Organiſten Schröter, welcher ihn zwar durch die Bekanntſchaft mit den Schriften der Alten über Muſik ſehr anſtchzog, aber ihn auch mit Mathematiſchem marterte, welchem der Schüler, wie ſpäter der Mann, durchaus abgeneigt war. W. liebte die Muſik

Digitized by Google

ſehr als Erholung; er ſang mit im Stadtchore, übte mehre Inſtrumente und componirte kleinere Stücke; der Wunſch des Vaters aber, Muſik zum Hauptſtudium ſeiner beiden Söhne zu machen, ward nur durch den jüngern, Georg Friedrich, erfüllt, welcher ſich ſpäterhin, ſchon im 21. Lebensjahre, durch ſeine „Clavierſchule" einen Namen in dieſem Fach erwarb. Dieſe vom Vater mit den Söhnen wol zu weit getriebene Pädomathie ſchwächte jedoch des Knaben Körper, der ſonſt ſehr robuſt zu werden ſchien. Nach Antritt des 19. J., 1777, bezog W. die Hochſchule zu Göttingen, mit dem feſten Vorſatze, ausſchließlich nur Philologie zu ſtudiren. Das „Philologiae studiosus" wie er in der Matrikel genannt zu werden bat, war, als damals durchaus ungewöhnlich, ſogar dem Philologen Heyne dermaßen auffallend, daß man Bedenken trug, ihm zu willfahren; W. aber ließ ſich nicht davon abbringen, und war nicht zu bewegen, ſich als Theologen einſchreiben zu laſſen. Er hörte, jedoch höchſt unregelmäßig, weil das Selbſtudiren ihn ſehr verwöhnt hatte, bei Gatterer, Schlözer, Michaelis, Feder, Meiners und Heyne. Dieſem letztern vielvermögenden und höchſtachtbaren Manne empfahl ſich W. indeß weder durch ſeinen geringen Collegienbeſuch, noch durch die ſcheinbare Unregelmäßigkeit ſeiner Studien, ſodaß ihn Heyne von ſeinem Collegium über Pindar, wozu W. ſich meldete, ausſchloß, als dazu wol wenig geeignet. Übrigens lebte W. bis Michaelis 1779 zu Göttingen ſehr glücklich (beſonders durch den ihm geſtatteten freiern Gebrauch der Bibliothek), obgleich ſonſt einſam, Wenigen bekannt und nur mit Einigen vertraut. Sein leidenſchaftliches Studiren warf ihn zu Göttingen 2 Mal in lebensgefährliche Krankheiten, aus denen ihn Baldinger rettete. Neben ſeinen Studien gab er mehren ihm empfohlenen Studenten Unterricht im Griechiſchen und in neuern Sprachen, beſonders im Engliſchen, zu welchem Behuf er Shakſpeare's „Macbeth" mit erklärenden Noten (Göttingen 1778) herausgab. Von Heyne hielt W. ſich ſo fern, daß er auch nicht einmal eine Stelle in deſſen philologiſchem Seminarium ſuchte, ſo wünſchenswerth ihm ſolche in ökonomiſcher Hinſicht geweſen wäre. Um ſich jedoch dem einflußreichen Manne auch zunftmäßig zu empfehlen, legte er ihm kurz vor ſeinem Abgehen von der Hochſchule 1779 in einem Aufſatze ſeine abweichenden Gedanken über Homer vor, welche Heyne indeß beharrlich und peremtoriſch abwies. 1779 ging W., von Heyne nicht eben aus wohlwollender Theilnahme dazu veranlaßt, als außerordentlicher Lehrer an das damals blühende Pädagogium nach Ilfeld. Hier blieb er bis zum Frühling 1782, fleißig im Lernen und Lehren. Von hieraus machte er ſich zuerſt der philologiſchen Welt bekannt durch ſeine Ausg. des Platoniſchen „Gaſtmahls", mit deutſchen Noten, deutſcher Inhaltsüberſicht und Einleitung, deren Ton, Styl, Art und Kunſt ihm den Beifall der Gebildeten, namentlich auch des preuß. Miniſters v. Zedlitz, erwarb, auf welchen W es ganz eigentlich dabei abgeſehen hatte, den Blick ſchon damals auf eine preuß. Hochſchule gerichtet, denn der Name Friedrich II. klang ihm ſüß in den Ohren. Auf den Grund ſehr genial behandelter Probelectionen ward er 1782 zum Rector der Stadtſchule zu Oſterode am Harz erwählt, wohin er, nachdem er noch zu Ilfeld ſeine Hochzeit gefeiert hatte, im Frühlinge deſſ. J. abging. Schon im folg. J. erhielt er, der kaum ſein 24. Lebensjahr angetreten hatte, einen gedoppelten Ruf, als Director des Gymnaſiums nach Gera, mit 700 Thlr. Gehalt, und nach Halle, als ord. Prof. der Philoſophie, beſonders der Pädagogik, und als Director des pädagogiſchen Inſtituts der dortigen Hochſchule, an Trapp's Stelle, mit einem Gehalt von 300 Thlr. Des geringern Gehalts ungeachtet, zog er dennoch, auf Semler's Rath, den Ruf nach Halle vor, weil er ihm einen größern Wirkungskreis eröffnete. Im April 1783 ging er nach Halle. In den erſten Jahren hatte W. hier einen ſchlimmen Stand. Der geringe Gehalt und die übermäßige Pädagogik machten ihm viel zu ſchaffen. Sein Hörſaal blieb leer, weil er auf dem Lehrſtuhle wenigſtens einen höhern Ton angab als auf der oſteröder Schule; ſein

Streben auf ſtrengere philologiſche Studien ward von den durch die pädagogiſchen Meiſter arg verwöhnten Studenten wenig begriffen. Es gelang ihm indeß bald, unter dem Beiſtande des Miniſters v. Zedlitz, das ihm untergebene pädagogiſche Inſtitut in ein philologiſches Seminarium umzuwandeln; er ſtimmte ſeinen Lehrton herab, die Studenten gleichwie oſteröder Schüler betrachtend, ward nun verſtanden und erhielt großen Zulauf. Erſt in den letzten 10 J. ſeines Profeſſorats zu Halle ging er in den erſten höhern Ton zurück. Als akademiſcher Lehrer ging W. ſeinen eignen Weg, den Grundſatz verfolgend, daß das claſſiſche Alterthum beſonders als Vorbild eines auf den edelſten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet, und ſo als Bildungsmittel auf Hochſchulen benutzt werden müſſe. Er machte ſich zur Hauptaufgabe ſeines Amts: die Univerſität Halle zum Mittelpunkte des umfaſſendern philologiſchen Studiums zu machen, den vaterländiſchen Schulen tüchtige, gründlichgebildete Lehrer und Vorſteher zuzuführen, und das Schulweſen wo möglich für immer von der wiſſenſchaftelnden Praktik der Pädagogen zu befreien. Sich als Schriftſteller zu zeigen, wie die akademiſchen Lehrer es für ihren vorzüglichen Beruf zu halten pflegen, war ihm durchaus nur Nebenſache; er wollte nicht Schriftſteller, ſondern nur Lehrer ſein. Von ſeiner vielleicht beiſpielloſen Thätigkeit als Lehrer mag hier nur das angeführt werden, daß er, während der 23 Jahre ſeines Profeſſorats zu Halle, über 50 verſchiedene inhaltreiche Collegien geleſen hat, die bedeutenden Übungen und Vorträge im philologiſchen Seminarium ungerechnet. Nur zum Behuf einer mythologiſchen Vorleſung beſorgte er gleich (1784) einen neuen Abdruck der Heſiodiſchen „Theogonie", mit Vorrede und einer Art von Commentar aus den gehaltenen Vorleſungen: das erſte und einzige Mal, daß er ein Collegium mit einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit in Verbindung ſetzte. In der Vorrede erkennt man ſchon aus den vorſichtig hingeworfenen wenigen Worten die ganze Betrachtungsart der älteſten Griechen, die er ſpäter in den Prolegomenen zum Homer vorgetragen. Schwerlich möchten viele Jünglinge ſeines damaligen Alters mit ſolchen Ideen ſo lange an ſich gehalten und ſie ſo oft und vielfach durchgeprüft haben, ehe ſie an öffentliche Bekanntmachung denken mochten. Überall aber war ſein Beſtreben, die Kränze des Ruhms höher zu hängen. Erwünſcht kam ihm zu derſelben Zeit die von der halliſchen Waiſenhausbuchhandlung ihm dargebotene Gelegenheit, einen Abdruck der Werke Homer's nach der glasgowſchen Ausgabe zu beſorgen; er las ſeitdem öfter über den ganzen Homer. 1792 erſchien ſeine Bearbeitung der Demoſtheniſchen Rede wider Leptines, welche durch vollendete Latinität, Reichhaltigkeit der Einleitung, muſterhaften Commentar und ſcharfſinnige Berichtigungen des Textes ſeinem Namen großes Gewicht gab. Ihr folgte 1795 der 1. Th. ſeiner „Prolegomena zum Homer", in welchem er ſeine Anſichten von der alten, urſprünglichen Form der „Ilias" und „Odyſſee", ihrer mannigfachen Schickſale und von dem erſprießlichſten Wege, auf welchem ſie wiederherzuſtellen ſein dürfte, ausſpricht; mit ſeltenem Scharfſinn begründend, geiſtreich überredend und mit großer Gelehrſamkeit den Leſer überzeugend, daß „Ilias" u. „Odyſſee", ſowie wir ſie haben, nicht das Werk Homer's, ſondern mehrer Homeriſcher Rhapſoden ſeien. Das Buch machte durch das ganze gebildete Europa unendliches Aufſehen, erregte vielſeitigen Streit und brachte die wichtigſten hiſtoriſchen, antiquariſchen und kritiſchen Unterſuchungen auf die Bahn. So willkommen indeß dem Verf. Widerſpruch war, wenn die Angelegenheit dadurch weiter gebracht wurde, ſo widerlich war ihm die hier und da verlautbare Äußerung mehrer Gelehrten: daß ihnen über „Ilias" u. „Odyſſee" ſchon längſt gleiche Gedanken vor der Seele geſchwebt hätten. Sie ſäumten auch nicht, ihre Träume nun alsbald in der Taghelle der Wolf'ſchen Demonſtration auf ihre eigne Weiſe weiter zu träumen, nicht ohne wunderliche Seitenblicke auf W.'s Verdienſt der Priorität. Die Streitigkeiten, welche ihm daraus mit einigen ſolchen nachträumen-

Digitized by Google

den Propheten erwuchsen, sind bekannt; unter Letztern suchte Heyne sich auch noch unter der Hand das Ansehen zu verschaffen, als sei Er, zu dessen Füßen W. gesessen, die Quelle, aus welcher dieser geschöpft habe. Dies veranlaßte die geistreichen „Briefe an Heyne", von denen die 3 ersten als treffliche Muster gelehrter Polemik und feiner Ironie betrachtet werden. 1801 legte W. das kritische Messer an mehre Reden Cicero's, beweisend, daß sie unecht, als bloße Declamirübungen anzusehen und des großen Redners unwürdig seien. 1802 erschien seine Ausg. des Sueton. Nachdem W. 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen, als Oberdirector aller höhern Schulen, und 1805 nach München abgelehnt hatte, ward er, mit bedeutender Gehaltsvermehrung, zum königl. preuß. Geheimenrathe ernannt. Während er mit seiner neuen Recension der Homerischen Werke beschäftigt war (1804—7), ward die Hochschule zu Halle aufgehoben. W., seines Einkommens und, was ihn tiefer schmerzte, seines in jeder Rücksicht gesegneten Lehrstuhls beraubt, ohne Vermögen und zum Erwerb durch Büchermachen ebenso schwierig als unlustig, sah sich in einer sehr drückenden Lage. 1807 ging er zum Besuch nach Berlin, wo er zu bleiben veranlaßt ward, um dort in der ungestörten Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Mehr als einen in dieser Zeit an ihn gelangten auswärtigen Ruf lehnte er ab, da sein Monarch ihm aus der Ferne die Versicherung zugehen ließ, daß alle mögliche Sorge für ihn getragen werden solle, um ihn dem Vaterlande zu erhalten. An der Stiftung und Einrichtung der Hochschule zu Berlin nahm W. mit Rath und That den lebhaftesten Antheil. Für sich selbst wünschte er die Oberaufsicht der sämmtlichen berlinischen Schulen und die specielle Direction eines neuen von ihm einzurichtenden philologischen Seminariums, in organischer Verbindung mit den Gymnasien und der Hochschule der Residenz, wozu er vortreffliche Vorschläge und Ansichten eingereicht hat. Sein Hauptwunsch jedoch war: von allem Geschäftthum, was ihm Zeit und Kraft zum Lehren schmälern könnte, möglichst befreit zu bleiben. Da ihm dies nicht genügend gewährt wurde, blieb er nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienste, als Director der wissenschaftlichen Deputation und als Mitglied der Section für den öffentlichen Unterricht, im Ministerium des Innern. Er trat bald ganz aus dem Geschäftsleben heraus, sich lossagend auch von den regelmäßigen Arbeiten eines ordentlichen Mitgliedes der Akademie und eines ordentlichen Prof. der Universität, nur das Recht sich vorbehaltend zu freien Vorlesungen auf der Universität, als Ehrenmitglied der Akademie. Der ihm seit 1807 gewordenen leidigen Muße verdanken wir unter Anderm die unvergleichliche „Darstellung der Alterthumswissenschaft" und die ebenso geist- als kunstreichen Übersetzungen aus Horaz, Homer und Aristophanes. Die „Analekten", eine der gehaltvollsten Zeitschriften, brach er plötzlich ab, und ließ seitdem Nichts mehr drucken, um nicht auch dem hereingebrochenen Censurunwesen zu verfallen. Eine in den letztern Jahren oft wiederkehrende Kränklichkeit, deren Heilung sein Arzt nur vom wärmern Himmel des südlichen Frankreichs erwartete, gab ihm den Entschluß ein, dorthin zu reisen. Er verließ im April 1824 Berlin und kam, höchst erschöpft durch die nur zu ungeduldig beeilte Reise, im Juli zu Marseille an, wo ein heftiger, nicht ganz unverschuldeter Lungenkatarrh den Faden seines Lebens am 8. Aug. zerriß. Der classische Boden der uralten Massalia birgt nun die Reste des deutschen Mannes, der die Philologie zuerst zur Wissenschaft und Kunst erhob. — W. hinterläßt außer seinen lat. und deutschen Schriften, in denen er sich als schöpferischen Meister in fast allen philologischen Disciplinen erweist, zahlreiche Schüler, welche die von ihm gestiftete preiswürdige Schule des freien, von keinem Meister abhängigen Selbststudiums fortsetzen werden, streng darauf bedacht, daß sie nimmer in eine Schule für —aner ausarte, wie die seines Namensvetters, des hallischen Philosophen. Die treue Anhänglichkeit und Liebe der Mehrzahl seiner Schüler erfreute den Abend seines Lebens

Digitized by Google

und enthob ihn dem Unmuthe, welchen ihm einige Schüler, und zwar die ihm sonst gerade am nächsten gestanden, dadurch erregten, daß sie, über dem Gefühl einer durch ihn gewonnenen Selbständigkeit, die Pietät gegen den väterlichen Lehrer und Freund vergaßen. W.'s hohes, geistreiches Antlitz wird durch 3 von Friedrich Tieck zu verschiedenen Zeiten gelieferte Marmorbüsten von höchster Ähnlichkeit auf die Nachwelt kommen. Ein Schüler W.'s, Prof. Hanhart, am Gymnasium zu Basel, schrieb: „Erinnerungen an Friedrich August Wolf" (Basel 1825).

Wolf (Arnoldine), geb. zu Kassel am 21. Jan. 1769, Tochter des Regierungsprocurators Weissel zu Kassel und Syndicus der Universität Marburg, den sie aber schon im 4. Jahre verlor. Die Mutter sorgte desto eifriger für eine gute Erziehung ihrer 4 Kinder. Im 12. J. wurde sie einer geschickten Erzieherin anvertraut. Schon in ihrem 15. J. verlangten sie der Hofrath Schlözer in Göttingen und der Hofrath Witthof in Duisburg als Erzieherin ihrer Töchter; allein die Mutter hielt sie zu diesem wichtigen Geschäfte noch für zu jung. Im 18. J. wurde sie von der schrecklichen Krankheit Scabies humida befallen, und seitdem lebte sie 26 Wochen lang fast ohne Schlaf. Mitten im höchsten Grade der Schmerzen sang sie ein Mal Alles, was ihr nur in das Gedächtniß kam, darauf dichtete sie aus dem Stegreif ein Lied; so folgten noch 5 andre, die sie in schlaflosen Nächten verfertigte. Diese beförderte ein Freund 1788 zum Drucke, und es mußte bald eine zweite Aufl. veranstaltet werden. Ganz entkräftet fiel sie nach 6 Monaten in eine Art von Todesschlaf und behielt Nichts als das Gehör und das Bewußtsein, mit der Furcht lebendig begraben zu werden. Nach 4 Wochen fing sie an, sich zu bessern und erhielt ihre völlige Gesundheit wieder. Im 23. J. heirathete sie den Bergrath Georg Friedrich Wolf in Schmalkalden, mit dem sie 9 Kinder zeugte, und starb am 5. März 1820. Einzelne Gedichte von ihr stehen im „Morgenblatt", in den „Erholungen", in der „Frauenzimmerzeitung" u. in andern Zeitschriften. „Gedichte der Arnoldine W.", mit ihrer für die psychische Kenntniß des Menschen sehr wichtigen Krankheitsgeschichte, gab Dr. Wiß zu Schmalkalden 1817 heraus.

Wolfdietrich, s. Heldenbuch.

Wolfe (James), ein besonders durch seinen Heldentod berühmt gewordener englischer General. Frühzeitig durch große militairische Talente ausgezeichnet, ward er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Grenzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert, und erhielt 1759 den Oberbefehl eines besondern engl. Armeecorps von ungefähr 7000 M., welches bestimmt war, den Franzosen Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die engl. Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich W. mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St.-Lorenzfluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer, zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl, und W., durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wiederhergestellt war, gelang es ihm (Juli 1759), auf der östlichen Seite von Quebeck zu landen. Da aber der franz. Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte W. seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein und landete mit demselben (12. Sept.) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nun genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig, und von beiden Seiten ward mit gleichem Muthe gefochten. Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmt-

Digitized by Google

halt abzunehmen. Die Franzoſen mußten das Feld räumen. Beide Heerführer wurden tödtlich verwundet und mußten aus dem Treffen gebracht werden. Auch ihre beiden Stellvertreter wurden verwundet. W. war in den letzten Augenblicken ſeines Lebens nicht um ſich, ſondern bloß um den Ausgang der Schlacht beſorgt. Mit Ängſtlichkeit erkundigte er ſich danach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geſchlagen wären und von allen Seiten wichen, ſagte er: „Nun bin ich zufrieden", und wenige Augenblicke nachher verſchied er. Die Folgen der Schlacht waren ſehr wichtig. Die Franzoſen verſäumten, wider des ſterbenden Montcalm's Rath, Verſtärkungen anſichzuziehen, zogen ſich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schickſale, die, auch durch das Feuer der engl. Schiffe geängſtigt, 4 Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen ſich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariſer Frieden verblieb. — W. war erſt 35 J. alt, und hatte ſich, ohne mächtige Verbindung, bloß durch ſein Verdienſt emporgeſchwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Grabmal errichtete. — Seine letzten Augenblicke ſind durch ein ſchönes, wol allgemein bekanntes Kunſtblatt (einen gelungenen Kupferſtich von Will. Woollett nach dem Gemälde des trefflichen Malers Benj. Weſt) verewigt worden.

Wolff (Herr und Frau), deutſche Schauſpieler, Mitglieder des berliner Theaters. Die Kunſt des dramatiſchen Künſtlers wird um ſo ſchwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer äſthetiſchen Bildung fortſchreitet. Wo man früher ſich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewiſſen allgemeinen Darſtellungsformen zufrieden war, da will man ſpäter ideale Bilder erblicken und in dem Darſteller einen wahren Seelenmaler finden. Man will, was die Phantaſie des Dichters geſchaffen hat, nicht nur im Sinn und Geiſt deſſelben vollkommen wiedergegeben ſehen, ſondern man meint ſogar vom Schauſpieler verlangen zu können, daß er die Fehler des Dichters verbeſſere und ſeine Dichtung, wo ſie mangelhaft erſcheint, vollende und verklare. Daß dazu nicht nur Bildung des Geiſtes und der Sitten, ſondern auch mannigfache Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erfodert werden, welche ſich nicht wie die Kränze, die Antonio im „Taſſo" meint, bequem und mit Spazierengehen verdienen laſſen, leuchtet wol Jedem ein; denn wie will der Schauſpieler ſich in Zeiten verſetzen, die er nicht durch die Geſchichte kennt, wie ſich das Sein und Weſen von Perſonen auch nur auf Augenblicke aneignen können, deren inneres Leben dem ſeinigen auf keine Weiſe entſpricht? Mit Recht genießt alſo der dramatiſche Künſtler, wenn er jenem Ideal ſich nähert oder nachſtrebt, einer hohen Achtung; denn er iſt keineswegs bloß ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters), ſondern ſelbſtſchaffender Geiſt, in gewiſſen Schranken unabhängiger Bildner. Daß das Künſtlerpaar, von dem wir hier ſprechen, in dieſe Claſſe gehöre, darüber iſt unter den Zeitgenoſſen nur Eine Stimme, und ſo verdient auch ſein Name der Nachwelt aufbewahrt zu werden. — Pius Alexander W. wurde, ſo viel uns bekannt geworden, 1782 im Kreiſe einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauſpieler erzogen, ſondern für den Stand des Gelehrten beſtimmt. Daher hatte er ſich auch diejenigen Kenntniſſe früh zu erwerben geſucht, welche dieſe Beſtimmung erfoderte, und die ihm auch auf ſeiner ſpäter eingeſchlagenen Laufbahn ſo nützlich wurden. Mit lebhafter Phantaſie, tiefem Gefühl, ſinnendem Ernſte, feiner Beobachtungsgabe und einem ſcharfen Blick des Geiſtes ausgerüſtet, dabei unterſtützt von einer mehr feingebildeten als ſtarken und kräftigen Geſtalt, und einem alle Abſtufungen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, ſchien er zum darſtellenden Künſtler gleichſam von der Natur berufen. Er folgte dieſem Rufe, und wir finden ihn ſeit 1804 als Mitglied der Schauſpielergeſellſchaft in Weimar, zu der Zeit, wo ſich das dortige Theater

Digitized by Google

zu der Kunſthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muſter für die deutſchen Bühnen ward, welche den Geiſt deſſelben ſich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da ſich 2 der größten Geiſter, die Deutſchland erzeugt hat, und die beiden erſten dramatiſchen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), ſelbſt mit der Leitung dieſer Bühne angelegentlichſt beſchäftigten, ſo fand ein Mann von W.'s Geiſt und Talenten, um ſo mehr, da er ſich Beider beſondern Gunſt zu erfreuen hatte, vielfache Gelegenheit und Unterſtützung, um ſich zum wahren Künſtler auszubilden. Mittheilungen darüber hat W. ſelbſt in Holtei's „Monatl. Beitr. zur Geſchichte der dramatiſchen Kunſt" (1828) drucken laſſen. Lange war man in Deutſchland ſchwankend geweſen, was man für das höchſte Ziel des darſtellenden Künſtlers anerkennen ſollte. Nachdem die ſteife manierirte Pracht, das conventionnelle Pathos, die mehr declamatoriſche als dramatiſche Darſtellungsart der Franzoſen, beſonders in dem höhern Drama, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängſtlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Bretern verdrängt worden war, und ſich Jeder zum Schauſpieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Geſtalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob ſich, beſonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunſt, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemeſſenen Gange der Regel, ſowie durch die Unterordnung des Wirklichen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Künſtler zu ſtreben habe. Die weimariſche Bühne bildete damals einen Kreis verſchiedener Talente, die gemeinſames Streben unter Leitung eines hohen Genius gleichſam zu einer Künſtlerfamilie vereinigte. W. fühlte ſich in dieſem ſchönen Kreiſe bald einheimiſch, und ſtrebte, indem er ſich beſonders der Tragödie zuwandte, und in das Fach jugendlicher Helden oder ernſter, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach ſchöner und belebter Geſtaltung des idealen Menſchen. Sein Hamlet, ſein Poſa, Max Piccolomini, Weißlingen, Oreſt, und ſpäterhin ſein Taſſo wurden als muſterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf, der mit der Freiheit ſeiner Darſtellungen immer gewachſen iſt. Allein nicht bloß das ernſte Drama zog ſeine Neigung an, ſondern er zeichnete ſich auch ſpäter im Komiſchen aus, wozu er in ſeiner reichen, leicht beweglichen Phantaſie, ſeinem feinen Beobachtungsgeiſte große Hülfsmittel fand. Vornehmlich ſagte ihm das Humoriſtiſche zu. Man ſah ihn immer mit Vergnügen im Luſtſpiele, wiewol die eigentliche Sphäre ſeines Talents das Trauerſpiel (in der Bedeutung, wo es das ernſte Drama mit einſchließt) geblieben iſt. In der letztern Zeit hat er ſich der ausgeführten Seelencharakteriſtik mit großem Erfolg gewidmet. Man denke an den Maler im „Bild", Graf Leiceſter, den Vater im „Fluch und Segen", Herr v. Uhlen. W. wurde auch ſelbſt dramatiſcher Dichter. Er ſchrieb ein heiteres Luſtſpiel: „Cäſario", welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, ſpäter ein rührendes Drama „Pflicht um Pflicht" (gedruckt in Müllner's „Almanach für Privatbühnen", 1. Jahrg.), dann ein ähnliches: „Treue ſiegt in Liebesnetzen", eine kleine Poſſe: „Der Hund des Aubri" und das ſpäterhin mit Weber's charakteriſtiſcher Muſik ausgeſtattete und beliebte Theaterſtück „Preciosa", welches nebſt den beiden erſtgenannten in ſeinen „Dramat. Spielen" (1. Bd., Berl. 1823) gedruckt erſchien; endlich das Luſtſpiel „Der Mann von 50 Jahren". — Während ſeines Aufenthalts in Weimar verheirathete er ſich mit einer Künſtlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunſt ſich zu erheben ſuchte, der Frau Becker, geb. Malcolmi. Mit einer hohen, wohlgebildeten Geſtalt vereint ſie eine ausdrucksvolle Geſichtsbildung und edle, würdevolle Haltung. Ihr biegſames, obwol dem Umfange der Töne nach ſehr beſchränktes Organ erleichterte ihr die Kunſt zu ſprechen, die ſie im hohen Grade beſitzt. So eignete ſich ihr Weſen beſonders für das Trauerſpiel, indem ſie die erſten Heldinnen mit Glück darſtellte. Vornehm-

Digitized by Google

lich gediegen und höchst anmuthsvoll waren ihre Darstellungen rein naiver und idealer weiblicher Gestalten, z. B. Iphigenia (in Göthe's Drama gl. N.), Stella, Maria Stuart, Fürstin in der „Braut von Messina", Klärchen in „Egmont", Adelheid in „Götz von Berlichingen", Leonore Sanvitale in „Tasso", Eboli in „Don Carlos" u. a. In späterer Zeit hat sie noch mehre Charaktere hoher Frauen übernommen und mit ungemeiner Meisterschaft dargestellt, z. B. Elisabeth in „Maria Stuart", Sappho. Allein auch im Scherzhaften hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glücke gezeigt. Sie verräth überall einen tief eindringenden Verstand, einen sichern Überblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Schattirung verwandter Seelenzustände; dabei wird ihr Spiel immer von einer hohen Anmuth beseelt, und Nichts gelingt ihr so sehr als das Hinreißen des Zuschauers in ruhigen und zarten Momenten. Die gebundene Rede verstanden Beide mit unnachahmlicher Leichtigkeit vorzutragen, und die Costumirung ohne eitle Glanzsucht zu ihrem künstlerischen Zwecke anzuwenden. — W. mußte wegen Kränklichkeit die Regie des Schauspiels niederlegen. Er starb 46 J. alt, den 28. Aug. 1828 zu Weimar, auf der Rückreise aus dem Bade zu Ems nach Berlin. Seine Gattin steht noch bei der königl. preuß. Hofbühne im Fache würdevoller und leidenschaftlicher Frauencharaktere und feinerer Anstandsrollen.

Wolfenbüttel, Fürstenthum. Unter diesen Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d.) im niedersächsischen Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als Hauptheil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttel-schöningischen, Harz- und Weserdezirk (58 □M., 170,000 Einw.). — Die Stadt Wolfenbüttel, bis 1754 die Residenz der Herzoge von Braunschweig, liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Oker, welche durch die Stadt fließt. Sie war mit Festungswerken umgeben, hatte in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält mit 2 Vorstädten 1000 meistens gut gebaute H. und 7000 E. Sämmtliche Festungswerke sind jetzt abgetragen. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus, ein Waisenhaus und ein großes Armenhaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne, vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren Bibliothekar, J. G. E. Lessing (s. d.), noch bekannter wurde. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000) Bde. enthalten. S. Ebert, „Zur Handschriftenkunde", 2. Bdchn., welches ein Verzeichniß der griech. und lat. Handschriften dieser Bibliothek enthält (Leipzig 1827). Noch sind zu Wolfenbüttel 3 Pfarrkirchen, ein Gymnasium, das immer einen guten Ruf behauptet hat, und für das ganze Herzogthum folgende Obercollegien: das Consistorium, das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die beiden lippischen Häuser und für die braunschweig. Lande, das Landesgericht, die Lehns- und Grenzcommission. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Taback, Vitriol ꝛc fabricirt.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, geb. 1492. Seine Mutter war Margaretha, Gräfin zu Schwarzburg. Nach dem Tode s. Vaters Woldemar kam er, 16 J. alt, zur Regierung. Sein Hoflager war zu Köthen. Dieser Fürst hatte in Körperstärke, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seines Gleichen. Er war von Natur fröhlich und muthig. 1521 wurde Wolfgang in Worms, als Luther sein Bekenntniß ablegte, dessen Jünger und inniger Freund. Als

Digitized by Google

es die Evangelischen hart anging, sagte Wolfgang: „Er wolle lieber Andern die Stiefeln abwischen, Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davongehen, als dem Evangelio untreu werden!" Er unterzeichnete und übergab mit 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg das evangel. Glaubensbekenntniß. Als Kaiser Karl V. und Ferdinand, auf Antrieb der päpstlichen Gesandten, die Evangelischen durch Drohungen zu bewegen suchten, die Predigt des Evangeliums einzustellen und an den Gebräuchen des Papstthums Theil zu nehmen, da waren es Wolfgang und Markgraf Georg, welche zu dem Kaiser hintraten und mit festem Muthe erklärten: „Sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntnisse ließe; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verleugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen!" Er war Mitstifter des schmalkaldischen Bundes, und Luther nannte ihn, da er viele Reisen machte, um Frieden zu stiften, den Legaten Gottes. W. ward nach Eisleben von den Grafen von Mansfeld eingeladen, wohin auch Luther kam, der daselbst d. 18. Febr. 1546 starb. Bei dem Ausbruche des Kriegs zog W. selbst mit in den Kampf, den die Schlacht bei Mühlberg endigte. Hierauf erklärte Karl V. den 12. Jan. 1547 den Fürsten W. in die Acht, als dieser eben auf s. Schlosse in Bernburg war. Das Land desselben schenkte er einem spanischen Günstling, Namens Ladrone. W. setzte sich, als er die Acht vernommen, zu Pferde, und ritt durch die Stadt zum Thore, indem er Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", sang. Er suchte einen Aufenthalt im Harzgebirge. 1552 gelangte er wieder zu dem ungestörten Besitze seines Landes. 70 Jahre alt übertrug er die Regierung seines Landes s. Vettern und verlebte 4 Jahre ruhig zu Koswig und Zerbst, doch sorgte er mit fürstl. Großmuth für Kirchen und Schulen. So war Wolfgang der Gründer und auch Vollender der Reformation in Anhalt, obwol er s. Vetter, den weisen und gelehrten Fürsten Georg, der mit Recht den Beinamen des Gottseligen führte, späterhin zu seinem Gehülfen nahm. (Dieser Fürst Georg, welcher in Merseburg von Luther, Jonas und A. zum evangel. Bischof geweiht worden war, hat oft und gern gepredigt.) W. hatte 15 Jahre lang vor seinem Tode seinen Sarg in s. Schlafgemach stehen, mit der Inschrift: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn" (Phil. 1, 21). Er starb unverheirathet am 23. März 1566 und ist in der Bartholomäuskirche zu Zerbst begraben, wo auch sein Bildniß sich befindet. S. „Fürst Wolfgang zu Anhalt. Eine geschichtliche Reformationspredigt, gehalten am 31. Oct. 1819 von Dr. Friedr. Adolf Krummacher, herzogl. anhalt-bernburg. Superintend." (Dessau 1820).

Wölfl (Joseph), geb. zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leop. Mozart und Mich. Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem beliebten Componisten (besonders für das Pianoforte) und zu einem der fertigsten Pianofortespieler, wobei ihn die Natur selbst durch eine ungemeine Größe und Gelenkigkeit der Hand unterstützt zu haben schien. Als Mozart's Ruhm ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich W.'s Vater, ihm seinen Sohn zur Vollendung seiner musikal. Laufbahn zuzuschicken. Mozart wurde W.'s treuester Freund, und empfahl den 18jähr. Jüngling dem poln. Grafen Oginski zum Capellmeister. Bei dem Ausbruche der poln. Revolution 1794 verlor der Graf sein Vermögen; W. ging 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und s. Zauberopern: „Der Höllenberg" (1795) und „Der Kopf ohne Mann", Operette (1798), erwarben ihm lauten Beifall. Damals verheirathete er sich mit einer geachteten Schauspielerin, allein seine Ehe war nicht glücklich, und W. machte 1799 ohne seine Frau eine Reise durch Deutschland. Er war seitdem fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten Schwierigkeiten überwand, den Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem

Instrument. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte, und zugleich eine franz. Oper für das Théâtre comique: „L'amour romanesque", in einem Akt schrieb und daselbst zur Aufführung brachte. 1805 ging er nach England, wo er 1812 starb. Folgende Anekdote beweist seine Geschicklichkeit und Geistesgegenwart (s. Gerber's „Tonkünstlerlexikon"). Als W. ein Concert in Dresden geben wollte, und die Capelle zur Probe desselben versammelt war, fehlte es an dem Instrumente, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es steht einen halben Ton zu tief. Um indeß das Orchester nicht aufzuhalten, setzt sich W. ganz ruhig an das Pianoforte und spielt sein in C gesetztes Concert (eins der schwersten für dies Instrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in dieser Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidener, angenehmer und munterer Mann, der seinen frühen Tod leider durch eine ausschweifende Lebensart herbeiführte. Außer den angeführten theatralischen Werken hat er für die Kammer eine große Anzahl Sonaten, Quartette, Trios, Phantasien, Fugen ꝛc. für das Pianoforte, mit und ohne Begleitung, 15 verschiedene Hefte Variationen für das Pianoforte, welche sehr vorzüglich sind, 3 große Concerte für das Pianoforte mit Orchester, „Die Geister des Sees", Ballade für Clavier und Gesang (Leipzig bei Härtel), 2 Hefte Gesänge mit Begleitung des Claviers, nebst einer 4stimmigen Hymne componirt.

Wolga, in Rücksicht ihres gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß von ganz Europa. Sie entspringt im russischen Gouvern. Twer, auf den alaunischen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Werchowie, aus einigen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt für Lastschiffe schiffbar, und nachdem sich die Ocka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das kaspische Meer ergießt. Die Wolga wird im Laufe des Jahres immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühlings Schnee und Eis schmilzt, und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser stehenden Inseln bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derselben. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen als in der Nähe dieses Stroms, der für die Verbindung des innern Rußlands von äußerster Wichtigkeit ist, und auch den ausländischen Handel belebt, indem der Canal von Wischnei-Wolotschock einen Nebenfluß der Wolga, nämlich die Twerza, mit dem Zna, und diesen mit der Schlina verbindet, welche in einer natürlichen Verbindung mit der Msta, dem Wolchow und der Newa steht, wodurch also eine Schifffahrt von Astrachan bis Petersburg, und mithin eine Verbindung des kaspischen Meeres mit der Ostsee bewirkt wird; deßgleichen verbindet der nördl. Canal im Gouvernement Wologda die nördl. Keltma und den Dschuritsch mit der südlichen Keltma, und dadurch die Kama und Witschegda, durch diese aber die Wolga und Dwina, das kaspische und weiße Meer mit einander. Die Wolga ist, besonders von Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; von allen den Fischen, die im kaspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen des Flusses und weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftigt. Die Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Störe, Sterlet, Karpfen und Hechte von außerordentlicher Größe, und vorzüglich der Hausen (im russ. wegen seiner weißen Farbe Beluga genannt). Aus dem Roggen des Sterlet und des Hausen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Kaviar, sowie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch See-

hunde kommen aus dem kaspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen. Wichmann schlägt den reinen jährl. Gewinn von dieser Fischerei auf 4,700,000 Rubel an.

Wolke (Christian Heinrich), als deutscher Pädagog und Sprachlehrer berühmt, kais. russ. Hofrath und Prof., wurde am 21. Aug. 1741 in dem damals anhalt-zerbstischen, seit 1813 zum Großherzogth. Oldenburg gehörigen, Städtchen Jever geb. Nach dem Wunsche seines Vaters, welcher einen Handel mit Pferden, Rindvieh, Leder und Schuhen trieb, sollte der Sohn einst dieses Geschäft fortführen. Aber schon im 6jähr. Knaben regten sich Anlagen zu einem höhern Berufe. Er versuchte für sich das Lesen, welches er mittelst des sogenannten, ihn nicht ansprechenden Buchstabirens bei einer Schule haltenden Frau erlernen sollte, ohne dasselbe zu erlernen, und der Versuch gelang zu seiner Freude so gut, daß er täglich mehre Capitel in der Bibel und Sonnabends eine Predigt aus einer alten Postille lesen konnte. Nachdem er auf den Hochschulen zu Göttingen unter Kästner, Hollmann und Heyne, und zu Leipzig unter Gellert, Ernesti und dem Physiker Winkler 6 Jahre lang studirt hatte, entstand 1770 in ihm der Wunsch, eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu errichten, in welcher die aufblühende Menschheit für die hohen Zwecke derselben nach einem naturgemäßen Stufengange wahrhaft menschlich gebildet würde. Dieser Plan setzte ihn in Verbindung mit Basedow (s. d.), der damals noch in Altona lebte, welcher ihm versprach, durch seines Namens Ruhm diese Anstalt zu empfehlen, wenn W. ihm verspräche, Mitarbeiter an dem von Basedow angekündigten Elementarwerke zu werden. W. ging in diese Bedingung ein und übernahm nicht nur die Bearbeitung der in das Gebiet der Natur und Kunst einschlagenden, sondern auch die Darstellung andrer von Basedow vorgeschlagenen Gegenstände (von 1770—73). Nachdem Basedow 1774 in einer eignen Schrift das in Dessau errichtete Philanthropin angekündigt und zur Unterstützung desselben aufgefodert hatte, lud er, unwillig darüber, daß die Unterstützungen nicht in dem erwünschten Maße eingegangen waren (auf den 14.—16. Mai 1776), zum Begräbnisse des Philanthropins ein, wozu auch über 120 Personen erschienen, unter welchen viele namhafte Gelehrte waren. Mit Vergnügen bemerkten diese die Fortschritte, welche eine Anzahl Kinder, Jünglinge und ein 30jähr. Dorfschulmeister in Sach- und Sprachkenntnissen, besonders durch W.'s Bemühungen, in kurzer Zeit gemacht hatten und unterzeichneten gegen 1000 Thlr. für das Philanthropin. Ungeachtet mannigfaltiger Kränkungen und Unannehmlichkeiten, welche W. erfahren mußte, widmete er doch dieser Lehr- und Erziehungsanstalt seine Kräfte, und erst nach Auflösung derselben ging er nach Petersburg, wo er sich bis 1801 mit gleich unverändertem Eifer dem Erziehungs- und Unterrichtsgeschäfte widmete und zum kaiserl. Hofrath ernannt wurde. Seit dieser Zeit aber privatisirte er, auch als Greis rastlos thätig, in Leipzig, und von 1805—14 in Dresden, dann in Berlin, wo 1814 meist auf seinen Betrieb die Gesellschaft für die deutsche Sprache entstand. Seine zahlreichen Schriften enthalten theils Anleitungen zur naturgemäßen Erziehung und zum Elementarunterrichte in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, theils beziehen sie sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern und auf die Einführung einer andern als der bisher gewöhnlichen Schreibweise der Wörter unserer Sprache. Zu den erstern gehören: „Erziehlehre, oder Anleit. zur körperlichen, verstandlichen und sittlichen Erziehung" (Leipzig 1805) und „Die Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe" (ebendas. 1805). Früher schon schrieb er: „Erste Kenntnisse für Kinder von der Stabenkenntniß an bis zur Weltkunde" (1783). Nach der in dieser Schrift aufgestellten Methode, welche viel Ähnlichkeit mit den später von Olivier, Stephani und Krug bekanntgemachten Methoden hat, lehrte W. 1773 innerhalb 4 Wochen Basedow's 3½ J. alten Tochter, ohne Buchstabiren, deutsch und französisch lesen. Ferner

schrieb W., außer den schon erwähnten Beiträgen zum Elementarwerke: „Beschreibung der 100 von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln" (2 Thle., Leipz. 1781 und 1787), auch französisch (1782 und 1788) und latein. (1784); „Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind" (Leipzig 1804). Seine Schriften, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande haben, sind: „Düdische örsaasische Gedigte, Singedigte, Gravschriften, Leder, Romansen un Balladen" (1804), bei deren Mittheilung W. auf den Wohlklang der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen wollte. Sein Hauptwerk aber ist: „Anleit zur deutschen Gesammtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrer zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes" (1812). Durch Aufsuchung der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache suchte er die rechte Form dieser Wörter zu bestimmen, die überflüssigen fehlerhaften Buchstaben, z. B. das auch von Jean Paul verworfene Verbindungs-s, sowie die in die deutsche Sprache aufgenommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Dieses Werk ist die Frucht langer und tüchtiger Studien und enthält einzelne treffliche Vorschläge und Versuche zur Reinigung und Verbesserung der deutschen Sprech- und Schreibweise. Aber es fehlt im Ganzen doch das Bestreben, eine lebende Sprache nach einem neuen Maßstabe consequent umzuformen, und daher können auch Kinderschriften, in jener neuen Sprache verfaßt und gedruckt, keinen Eingang finden. — W. starb am 8. Januar 1825 zu Berlin im 84. J. seines Alters. Eine originelle Selbstbiographie desselben steht in der Haude und Spener'schen Zeit., Nr. 9. S. auch W.'s „Lebensgeschichte" von Hasselbach (Aachen 1826).

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat ihren Grund in der dünnern Luft, wo die Dunsttheilchen sich verdichten. Doch findet darin ein großer Unterschied statt, indem es Wolken gibt, die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andre, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Über die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vorsichgehe, sind die Physiker verschiedener Meinung. De Luc, dessen Ansicht die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in Dünsten, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht aufs Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sei. Die Wolken erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, bei deren Bildung aus dem Gase der Wärmestoff wenigstens zum Theil wirken soll, weil sie nach seiner Erfahrung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benetzen. Nach Hube sind die Wolken Sammlungen von niedergeschlagenen Bläschen und unterscheiden sich durch ihre negative Elektricität von den Nebeln, deren Elektricität meistentheils positiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre Elektricität, so entsteht Regen. Völlig befriedigend sind indeß diese Erklärungsarten keineswegs. Mehr darüber in Mayer's „Lehrbuch über die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie" (Göttingen 1805). Auch die Veränderung der Winde ist bei der Bildung von Wolken und Nebeln wesentlich wirksam. Wo diese Veränderungen geringer und selten sind, wie zwischen den Wendekreisen, müssen auch die wässerigen Lufterscheinungen weit seltener, aber wenn sie sich ereignen, auch desto heftiger sein, wegen der

Digitized by Google

Menge wäſſeriger Dünſte, die ſich vorher in der Atmoſphäre geſammelt haben. Sehr verſchieden ſind die Entfernungen, in welchen die Wolken über der Erde ſchweben. Dünne und leichte Wolken überſteigen noch um Vieles die Höhe unſerer höchſten Berge; dichte und ſchwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, ſondern ſelbſt die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Im Durchſchnitt kann man die Entfernung der Wolken von der Erde eine halbe Meile rechnen. Auch in Größe und Umfang ſind ſie ſehr verſchieden. Bei manchen hat man die Länge und Breite auf eine deutſche Meile angegeben und die Dicke (auf Bergreiſen) oft mehre hundert, ja tauſend Fuß gefunden; andre ſind wieder von ſehr geringen Dimenſionen. — Die Naturgeſchichte der Wolken, abgeſehen von den phyſiſchen Geſetzen ihrer Entſtehung, iſt durch Howard's Beobachtungen über Wolkengeſtalten und deren Anwendung auf Meteorologie und Witterungskunde glücklich erläutert worden. Howard nimmt 3 genau unterſchiedene Hauptbildungen an, die in jeder Wolkenmaſſe entſtehen, bis zur größten Ausdehnung zunehmen und endlich abnehmen und verſchwinden können. Dieſe Geſtaltungen ſind: a) Cirrus, ſchlängelnde oder auseinander laufende, nach allen Richtungen ſich ausdehnende Faſern; b) Cumulus, convexe oder koniſche Haufen, die von einer horizontalen Grundlinie aufwärts zunehmen, und c) Stratus, weit ausgedehnte, zuſammenhängende, horizontale Schichten. Man nimmt 3 Luftregionen, die obere, mittle und untere an, wozu noch die vierte oder unterſte gerechnet werden kann. In der obern iſt die Atmoſphäre in dem Zuſtande, daß ſie Feuchtigkeit in ſich aufnehmen und emporheben kann, indem ſie das Wäſſerige zertheilt in ſich enthält, oder in ſeine Beſtandtheile getrennt in ſich aufnimmt. Dieſer Zuſtand der Atmoſphäre zeigt die größte Barometerhöhe. In dieſe Region gehört der Cirrus, der die geringſte Dichtigkeit, aber die größte Höhe und die verſchiedenſte Ausdehnung und Richtung hat. Er iſt die früheſte Botſchaft eines heitern und beſtändigen Wetters, das ſich zuerſt durch wenige im Luftraum ſich ausdehnende Fäden zeigt. Dieſe nehmen allmälig an Länge zu, und es ſetzen ſich an den Seiten neue an. Die Dauer des Cirrus iſt ungewiß, von wenigen Minuten nach der erſten Erſcheinung bis zu mehren Stunden. Länger dauert er, wenn er allein erſcheint und in anſehnlicher Höhe, kürzer, wenn er ſich tiefer in der Nähe andrer Wolken bildet. Die mittle Region der Luft iſt der Sitz des Cumulus, der gewöhnlich die größte Dichtigkeit hat, und ſich mit dem der Erde am nächſten ziehenden Luftſtrom bewegt. In dieſer Region wird der Streit bereitet, ob die obere Luft oder die Erde ſiegen ſoll. Sie kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, aber nicht in vollkommener Auflöſung. Die Feuchtigkeit vereinigt ſich, und zeigt ſich gehäuft, oben nach beſtimmten Formen begrenzt, koniſch aufſteigend, unten auf der dritten Region wie auf einer Schicht ruhend. Die Erſcheinung, Zunahme und Verſchwindung des Cumulus bei ſchönem Wetter ſind oft periodiſch und mit dem Grade der herrſchenden Luftwärme übereinſtimmend. Er bildet ſich gewöhnlich einige Stunden nach Sonnenaufgang, erreicht ſeine höchſte Stufe in den heißeſten Nachmittagsſtunden, nimmt ab und verſchwindet um Sonnenuntergang. Große Maſſen von Cumulus auf der vom Winde abgekehrten Seite bei ſtarkem Winde deuten auf Windſtille mit Regen. Wenn der Cumulus bei Sonnenuntergang nicht verſchwindet, ſondern aufſteigt, ſo iſt in der Nacht ein Gewitter zu erwarten. Siegt die obere Region und ihre trocknende Gewalt, ſo werden die geballten Maſſen des Cumulus am obern Saum aufgelöſt und ziehen flockenartig in die Höhe, wo ſie in Cirrus übergehen. Behält hingegen die untere Region die Oberhand, wo die dichteſte Feuchtigkeit angezogen und in Tropfen aufgelöſt wird, ſo ſenkt ſich die Grundlinie des Cumulus nieder, und die Wolke dehnt ſich zu Stratus aus, der von mittler Dichtigkeit iſt, und deſſen tiefere Grundfläche gewöhnlich auf der Erde oder dem Waſſer ruht. Dieſer iſt die eigentliche Nachtwolke, und erſcheint zuerſt gegen Sonnenuntergang. Hierher

Digitized by Google

gehören jene schleichenden Nebel, die an windstillen Abenden aus der Tiefe der Thäler aufsteigen und sich wellenartig verbreiten. Der Stratus steht und zieht schichtenweise, bis er endlich als Regen niederfällt. Diese Erscheinung, die Auflösung der Wolken in Regen, oder die Regenwolke, heißt Nimbus. Durch Verbindung der Bezeichnungen für die 3 Hauptgestaltungen der Wolken erhielt Howard Benennungen für Zwischenerscheinungen, nämlich Cirro-Cumulus, kleine, rundliche, horizontal geordnete Massen; Cirro-Stratus, horizontale, an ihren Grenzen abnehmende, unten concave Massen, bald einzeln, bald in Gruppen; Cumulo-Stratus, eine dichte Wolke mit der Grundlinie des Cumulus, oben abgeplattet; Cumulo-Cirrus, die Wolke, die sich in Regen entladen hat, eine horizontale Schicht, über welcher Cirrus liegt, während Cumulus seitwärts und unten sich anhäuft. Nach Howard folgt auf Cirrus abwärts Cirro-Cumulus, und dann Cirro-Stratus, Cumulus und Stratus. Auch der eigentliche Stratus, die horizontale Wolkenschicht, kann sich zuweilen höher erheben als zu andrer Zeit, was von Jahreszeiten, Polhöhe oder Berghöhe abhängt, wie auch der Cumulus bald höher, bald niedriger schwebt, im Ganzen aber bleiben die Wolkenstellungen immer stufenweise übereinander. Lucas Howard legte seine Beobachtungen in seinem „Essay on clouds" nieder, woraus Gilbert's „Annalen" im Jahrg. 1815 einen Auszug gaben. Ihm folgte Th. Forster in seinen „Untersuchungen über die Wolken" (a. dem Engl., Leipz. 1819). Göthe machte („Zur Naturwissensch.", 1. Bd.) eine geistreiche Anwendung der Theorie.

Wolle nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Bedeckung der Säugethiere, der unter den obern Spitz- oder Stachelhaaren (Grannen) liegt, und auch Grundhaar heißt, überhaupt Haare, die einen größern natürlichen Zusammenhang haben als andre, insbesondere aber die Hautbedeckung der Schafe. Alle der Luft ausgesetzten Theile des Körpers der Schafe bedecken sich mit Wolle. Wo das Schaf keine Wolle trägt, hat es Haare, wie andre Thiere, z. B. auf der Nase, an den Unterbeinen; man nennt sie Beinwolle. Zu den beständig wolletragenden Stellen der Haut des Thieres im gesunden Zustande gehören diejenigen, die eine fleischige Unterlage haben. Die Gestalt des Wollhaares ist im Allgemeinen entweder gerade und schlicht, oder, auf verschiedene Art von der geraden Gestalt abweichend, gekrümmt, gekräuselt oder geschlängelt. Die Abtheilungen von Flöckchen oder Büscheln, wozu sich die einzelnen Wollhaare auf dem Körper des Thieres verbinden, nennt man Stapel, dessen Bildung bei jeder Wollart etwas Eigenthümliches hat. Die von der Haut im Zusammenhange abgeschorene Wolle heißt Fließ. Denkt man sich ein Fließ in einer Haut ausgebreitet, so bildet die Wolle vom Kopf, den Beinen, dem Bauche und Schwanze — welche die schlechteste ist — die äußersten Theile desselben oder den Rand. Die Verschiedenheit der Wolle auf verschiedenen Thieren hängt im Allgemeinen ab von Abstammung, Kreuzung der Racen, Klima, Nahrung und Lebensweise der Thiere, sowie unter Individuen eines Stammes von Alter, Geschlecht und äußern Einwirkungen. Man theilt die Wolle in dieser Hinsicht überhaupt 1) in grobe, die lang, entweder schlicht oder nur unregelmäßig gekrümmt ist, oder die Landwolle der einheimischen Racen, und 2) in feine, regelmäßig geschlängelte uud gekräuselte. Man nennt diese spanische, oder, da nicht alle Schafe in Spanien feine Wolle tragen, Merinowolle. Unter der groben Wolle findet gleichfalls Verschiedenheit statt. Die meisten Arten derselben sind mit kürzern feinern, mehr oder weniger schlichten Haaren vermischt, andre aber weniger. Zu der ersten Art gehört die meiste gemeine Landwolle, zu der andern besonders die feine eiderstädter Wolle in Holstein. Das schlichte Wollhaar wächst auf den ausgewachsenen Thieren im Laufe eines Jahres gewöhnlich 6—8 Zoll. Die Merinowolle ist nicht so lang als die schlichte und wird auf gesunden und erwachsenen Thieren binnen einem Jahre nur 1—2 Zoll, meist aber zwischen 1½ —

Digitized by Google

2 Zoll lang. Veredelte Wolle nennt man die Wolle aller Schafe, die aus einer Vermiſchung feiner ſpaniſcher Stähre mit groben Schafen herrühren, entweder unmittelbar oder aus einem folgenden Geſchlechte. Sie bleibt der groben Wolle anfänglich in Länge und Sprödigkeit ähnlich, nähert ſich aber ſchon auf der erſtern Stufe der Veredlung in der Kräuſelung der feinen. Die Zucht eines feinwolligen Schafſtammes durch Fortbildung der aus Spanien eingeführten Escorialſchafe, ſowie die Veredlung des Landſchafs in Deutſchland, iſt von Sachſen ausgegangen, daher man auch die feine Merinowolle ſächſiſche nennt. (Vgl. Schafzucht.) Außer dem ſächſiſchen Schafſtamme haben ſich auch in Mähren, Ungarn, Oeſtreich edle Stämme gebildet, und in neuern Zeiten iſt zu den feinwolligen Racen noch das Schaf in Neuſüdwales gekommen, das ſchon viel Wolle in den Handel liefert. Nach einer Schrift von Ternaux (Paris 1827) über franz. Schafzucht und Wollhandel war die ſpan. Wolle vor 40 Jahren die theuerſte. Seit 1794 und noch mehr ſeit 1804 ſind die Preiſe immer mehr gefallen; die der ſächſ. Wolle dagegen geſtiegen. So koſtete im J. 1804 das Kilogramm der ſpan. allerfeinſten 24 Fr., im J. 1827 nur 9 Fr.; die franz. allerfeinſte damals 18 Fr., jetzt 20 Fr., und die ſächſ. Electa*) damals 16, jetzt 34 Fr. — Die Wolle, wie ſie aus der erſten Hand in den Handel kommt, wird in ſogenannte Schurſorten eingetheilt. Nach dem Alter der Schafe zerfällt ſie in Lammwolle und Wolle von altem Schafvieh. Bei dieſen unterſcheidet man Wolle, die nur ein Mal im Laufe des Jahres geſchoren wird, einſchürige, und ſolche, die 2 Mal geſchoren wird, zweiſchürige. Dieſe theilt man in Sommerwolle, die im Sommer gewachſen und im Herbſte geſchoren iſt, und in die im Frühjahr geſchorene Winterwolle. Wolle, die von Schlachtvieh außer der Schurzeit kommt, heißt Schlachtwolle, Wolle von erkranktem oder gefallenem Vieh, Raufwolle, und Wolle, die erſt beim Gerben von den Fellen genommen wird, Gerberwolle. In techniſcher Hinſicht dient die Wolle, wegen ihrer Anhänglichkeit und leichten Auflösbarkeit zum Filzen, wegen ihres Zuſammenhangs zum Spinnen, mit Pferdehaaren vermiſcht zum Polſtern, mit Baumwolle zum Watten. Lammwolle wird vorzüglich zu Hüten, Strümpfen, und, mit andrer Wolle vermiſcht, zu Tuch, Sommerwolle bloß zu gewöhnlichen Tuchen, einſchürige Wolle zu verſchiedenen Zeuchen und Tuch, Winterwolle aber vorzugsweiſe zu Tuch, Zeuchen ꝛc. gebraucht. Grobe und halb veredelte Wolle wird entweder verarbeitet, wie ſie von dem Schafe kommt, oder die längern Haare werden von den kürzern abgeſondert, und beide Sorten beſonders benutzt. Dieſes Abſondern heißt Kämmen, und die dazu ſich eignende Wolle Kammwolle. Aus langer, gekämmter Wolle bereitet man Strumpfgarn und verſchiedene glatte tuchähnliche Stoffe. Ungekämmte, gewöhnliche Wolle dient zu Tuchleiſten. Merinowolle, ſowie die hochveredelten Gattungen, ſind zum Kämmen weniger geeignet als grobe. Ungekämmt bleibende, zum Verſpinnen beſtimmte Wolle heißt nach dem Werkzeuge, womit die Haare gelöſt und zum Spinnen in Ordnung gebracht werden, Streichwolle. Zeuch aus kurzer Streichwolle, das durch Weben und Walken Dichtheit und eine Decke von kurzen gleichlaufenden Härchen erhält, heißt Tuch. Von dem Kaufmann wird die Wolle nach der Beſchaffenheit und Güte ſortirt. In Spanien werden die Schafe vor der Wäſche ſortirt, alsdann geſchoren, und zuletzt die Wolle gewaſchen. Sie kommt in den 4 Sorten: Refina, Prima, Secunda und Tercera in den Handel. Die Merino- oder ſächſiſche Wolle wird gleichfalls in 4 Hauptſorten getheilt: Electoral-, Prima-, Secunda- und Tertiawolle. Ausführlichere Belehrung geben: Wagner's „Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe" (2. Aufl., Berlin 1821), und in beſonderer Beziehung auf Merinowolle und veredelte Schafzucht, F. B. Weber: „Über die Gewinnung

*) Electa, d. i. auserleſene; ehemals Electoralwolle, d. i. kurfürſtliche, genannt.

Digitized by Google

der feinen und edeln Wolle" (Breslau 1822), und J. M. Freih. v. Ehrenfels: „Über das Electoralschaf u. die Electoralwolle" (Prag 1822). Ferner: „Neueste Ansichten über Wolle und Schafzucht, nach 3 franz. Schriftstellern", von Christ. Karl André (Prag 1825, 4.) (aus dessen „Ökonomischen Neuigkeiten", 1824, besonders abgedruckt); „Das Schaf und die Wolle ꝛc.", vom Prof. Ribbe (Prag 1825); und Petri, „Das Ganze der Schafzucht ꝛc." (Wien 1825, 2 Thle., 2. Aufl.). Zugleich machen wir auf die in der „Allgem. Zeitung" (1824 fg.) mitgetheilten Nachrichten über den Wollhandel auf den neuerrichteten Wollmärkten zu Berlin, Breslau, Stettin, Dresden, Leipzig, Kirchheim unter Teck, Nürnberg u. a. a. O. aufmerksam.

Wollen. Wenn wir unter Willen das Vermögen des Geistes, sich selbst zu bestimmen, verstehen, so ist das Wollen die wirkliche Anwendung dieses Vermögens, es ist verbunden mit der Vorstellung eines Zwecks und umfaßt die flüchtigere oder bedächtigere Überlegung Dessen, was für diesen Zweck geschehen kann, und die Folgen unsers Handelns. Ihm gehört also auch der Entschluß an und der Vorsatz in Beziehung auf ein künftiges Thun oder Verhalten. Und dadurch ist das bloße Wünschen vom Wollen verschieden; denn dieses bleibt auf der bloßen Stufe des Begehrens und Verlangens stehen; das Wollen ist aber ein Bestimmen zur Wirksamkeit.

Wollmesser, eine im J. 1823 bekannt gewordene Erfindung des Wollhändlers A. C. F. Köhler und des Mechanikus K. Hoffmann. Die beiderseitige Mitwirkung der Erfinder von einem Jeden in seinem Fache konnte um so mehr zu einem zweckmäßigen Ganzen führen, da sie sich zur Zeit der Erfindung Beide in Leipzig befanden. Dieses Instrument hat insbesondere darin den entschiedenen Vorzug vor andern schon bekannten erhalten, daß mit ihm die Durchmesser von 100 Wollhaaren zusammen gemessen werden, welches zu weit sicherern Resultaten führt als das Messen einzelner Haare. Das Messen geschieht auf einem ganz einfachen und ungekünstelten Wege: es werden nämlich die zu messenden Wollhaare in eine in der Mitte des Instruments befindliche kleine Vertiefung eingelegt; ein Apparat drückt sodann die eingelegte Wolle mit einem Gewicht von ungefähr 3 leipziger Pfunden zum Maximum der Entgegenwirkung ihrer Elasticität zusammen, und das Resultat wird dann sogleich an einem Gradbogen in einem 60 Mal vergrößerten Maßstab angezeigt. Dieses Instrument wurde auf den Wunsch des Hrn. Köhler, jetzigen Besitzers einer Kammwollgespinnstfabrik in Zwickau, im sächs. Erzgebirge, nachdem er sich von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt hatte, nach ihm, Köhler's Wollmesser genannt, worauf er eine Broschüre über den Nutzen und Gebrauch dieses Wollmessers herausgab. Diese Instrumente werden bei dem Mechanikus K. Hoffmann in Leipzig fabrikmäßig angefertigt, und ein Exemplar wird von ihm jetzt für 40 Thlr. verkauft.

Wöllner (Johann Christian v.), der Sohn eines Predigers, geb. zu Döbritz 1727, wurde Staatsminister und Chef des Depart. der geistl. Angelegenheiten im preuß. Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II. In diesem Posten suchte er, dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Grundsätzen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistigen Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches der jetzt regierende König sogleich beim Antritt seiner Regierung widerrief. Wöllner hatte zu Halle Theologie studirt und wurde 1759 Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin. Nachdem er seine Predigerstelle niedergelegt hatte, ward er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen, denn er hatte sich durch Schriften als einen Mann bewährt, der auch im Gebiete der Ökonomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. 1786 ward er vom König Friedrich Wilhelm II.

in den Adelstand erhoben und zum Geh. Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauwesens ernannt, bis er 1788 Minister wurde. Er wußte sich auf die Person des Monarchen einen großen Einfluß zu verschaffen, und da er zugleich in mehren geheimen Ordensverbindungen stand, so gelang es ihm, sich des seinem Geschäftskreise eigentlich fremden Ministeriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf einem seiner Güter, Großriez bei Beeskow in Brandenburg, wo er 1800 starb. In seinen frühern Jahren, wo er die Landwirthschaft und Ökonomie überhaupt praktisch geübt hatte, schrieb er mehre Werke darüber, welche man in Meusel's „Gelehrtem Deutschland" verzeichnet findet, z. B. Franz Home's „Grundsätze des Ackerbaus und des Wachsthums der Pflanzen, aus d. Englischen mit Anmerk.". Auch Predigten hat er drucken lassen, und insgeheim verschiedene rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben soll. Sein Ordensname war hier: Chrysophiren.

Wollust ist in moralischer Bedeutung der Hang zur sinnlichen Lust, und im engsten Sinne zur Geschlechtslust. Sie macht nicht nur die niedere Seite im Menschen zur herrschenden und ist insofern überhaupt vernunftwidrig, sondern sie macht auch durch ihre Ausschweifungen den Körper untüchtig, dem Geist als Werkzeug der Vernunft zu dienen, und zerstört die Achtung vor der Menschenwürde Andrer. Sie ist somit der größte Feind der häuslichen, bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft. Ihr steht die Enthaltsamkeit und Keuschheit in hoher Würde entgegen; welche dem Genuß nur sofern sich hingibt, als er durch die Pflicht gestattet ist.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. von England, war von niederer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich —, besaß aber große Talente. Er studirte zu Oxford, wurde daselbst Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen, bis er endlich Capellan und Almosenier des Königs Heinrich VII. wurde. Bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich VIII., wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß er bald eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verschiedene Bisthümer, wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England, und erlangte durch diese Würde einen höchst bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europas. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich sein Werk. Karl I. (V.) von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben sich wechselsweise um die Gunst des Alles vermögenden Ministers. Franz verschaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Turniers sogenannten Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, war auch W. zugegen und zeigte seine Prachtliebe durch einen verschwenderischen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwischen den beiden mächtigen Nebenbuhlern Franz und Karl das Gleichgewicht. Eine Zeitlang neigte er sich mehr auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wiedergewonnene W. zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der franz. Partei. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin, Katharina von Aragonien, war W. sehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeschäften zu entfernen. Auch ward ihm, zugleich mit dem Cardinal Campeggio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. W.'s Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstl. Krone strebte, wozu ihm Karl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet die Gunst des sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen vielleicht beigetragen hatte; es ward ihm das große Siegel abgenommen, und er wegen seiner Handlungen vor dem Parlament öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwiesen. Hier ward er verhaftet, und sollte nach London in den Tower gebracht werden, starb aber

Digitized by Google

unterwegs, in der Abtei zu Leiceſter, in einem Alter von 60 Jahren. G. Cavendish's „Life of Card. Wolsey" hat J. W. Singer (Lond. 1825, m. A m.) herausgegeben.

Woltmann (Karl Ludwig v.), einer der vorzüglichſten deutſchen Geſchichtſchreiber, ward zu Oldenburg d. 9. Febr. 1770 geb. und durch ſeines Vaters Dienſtverhältniſſe zu dem Grafen Lynar, einem der reichſten, wie der kenntnißreichſten, gebildetſten Diplomatiker, ſchon früh mit dem Leben der höhern Welt vertraut, beſonders da ſein Vater auf alle Art die Phantaſie des Knaben durch ergreifende Schilderungen berühmter Zeitgenoſſen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen wußte. Schon als 15jähriger Jüngling ſprach er dieſe Richtung in Oden, Hymnen und Gedichten andrer Arten aus; er lebte und webte mit Homer, Oſſian, Klopſtock, Hölty, die ſeinen Gefühlen am meiſten zuſagten. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er ſich weniger der Rechtskunde als dem Studium der alten und neuen Sprachen, bis ihn plötzlich die Geſchichte ſo mächtig ergriff, daß er beſchloß, ihr allein zu leben. 1792 ging er nach Oldenburg zurück und hielt Vorleſungen über die Geſchichte für die Schüler des Gymnaſiums daſelbſt, voll des Wunſches, in dieſen Wirkungskreis auf einer Univerſität zu treten, dem er durch ſeine Rückkehr nach Göttingen Verwirklichung zu ſchaffen ſuchte. Aber der akademiſche Ritus und ſeine Armuth ſetzten ihm unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, und erſt Bürger, der ſ. früher für Schiller's „Thalia" bearbeiteten, aber darin nicht aufgenommenen „Otto III." trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der hiſtoriſchen Schriftſtellerei. W. ſchrieb (1794) ſ. „Geſchichte der Deutſchen in der ſächſ. Periode", deren 2. Bd. nie erſchien, die aber auch keinen kräftigen Lebenskeim inſichtrug. Die franz. Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weiſe, die ihm damals viele Feinde zuzog. Er ſah in ihr einen Rieſenſchritt zur Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts und entſagte ſeinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünſtigt, eröffnete er hiſtoriſche Vorleſungen, die zahlreich beſucht wurden, und ſ. Recenſionen in den „Göttingiſchen Anzeigen" bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geſchichte und als Schriftſteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier ſ. „Ältere Menſchengeſchichte" (eine verunglückte Anwendung Kant'ſcher Anſichten), ſ. „Geſchichte Frankreichs", ſ. „Kleinen hiſtor. Schriften" aus, und ging bereits an ſ. Überſetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reiſe ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptſtadt u. ſ. f. Getäuſcht in den Ausſichten, zu Göttingen angeſtellt zu werden, gefeſſelt an Berlin durch ſ. Zeitſchrift: „Geſchichte und Politik", die 1800 begann, aber, wie er ſagt, durch den Cenſurzwang und die Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich ſo glücklich, hier in diplomatiſchen Verhältniſſen als Reſident des Landgrafen von Heſſen-Homburg, als Geſchäftsträger der Städte Bremen, Hamburg, Nürnberg angeſtellt zu werden, wobei er als Schriftſteller in ſ. „Geſchichte der Reformation" mehr leiſtete, als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatiſche Laufbahn aber ward durch die Lage der Dinge von 1806 geſtört, und er arbeitete daher um ſo fleißiger, von ſeiner liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Karolina Stoſch, unterſtützt, an mancherlei Werken. Namentlich vollendete er jetzt beinahe ſ. Überſetzung des Tacitus, ſ. „Geſchichte des weſtfäliſchen Friedens ꝛc.", ein ſehr vorzügliches Werk, bis er im Sommer 1813 krank und kraftlos nach Prag ging, wo er bis zu ſeinem Tode (1817), den ein Schlagfluß herbeiführte, mit mancherlei hiſtoriſchen Arbeiten kleinerer Art beſchäftigt war, außerdem aber auch eine „Geſchichte Böhmens" in 2 Thln. ſchrieb, die unter uns weniger bekannt iſt. Wiewol W.'s ſämmtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollendung fehlt, ſo zeigen ſie doch alle ein geniales Talent, das aber dahinwelkt, ohne für die Wiſſenſchaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu ſinnlichen Genüſſen ſtörte ihn zu oft in anhaltender ernſter Thätigkeit, und ſeine Ei-

telkeit und Weichheit lähmten ſeine Kraft und zogen ihn zur Empfindelei hin. Seine „Geſchichte des britiſchen Reichs" iſt ſ. beſtes Werk, aber er ließ ſie unvollendet. Seine Überſetzung des Tacitus (vgl. d.) iſt von vielen Merkmalen flüchtiger Oberflächlichkeit entſtellt. Nachdem W. lange der Lobredner Napoleons geweſen, bot er dem Miniſter Stein ſeine Dienſte an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Poſten in der Verwaltung, wenigſtens zu einer Stelle bei der berliner Akademie oder Univerſität zu gelangen. Aber ſeine Plane ſchlugen fehl. Überhaupt hatte W. häufig erfahren, wie factiös die deutſche Literatur iſt, um ſeinen eignen Ausdruck zu gebrauchen; er ſelbſt aber trug auch kein Bedenken, ſein Scherflein zu dieſem factiöſen Weſen beizutragen. Seine Urtheile über Joh. v. Müller's Verdienſte und Styl dürften für dieſe Bemerkung wol mehr als zu ſehr ſprechen, und der Ton, der in ihnen herrſcht, um ſo weniger zu billigen ſein, je mehr er Freund von Müller in Berlin geworden zu ſein verſichert, obſchon das Urtheil ſelbſt den Beifall mancher Unbefangenen haben dürfte. Die „Memoiren des Freih. von S—a" (Prag 1815, 3 Thle.), die er anonym herausgab, ſind in vieler Hinſicht ſeiner unwürdig und ein Denkmal ſeiner ſchlecht verhüllten Eigenliebe. Seine Werke wurden von ſeiner Witwe (Prag 1818—21) in 11 Bdn. geſammelt. Eine Selbſtbiographie von W. ſteht im II. Hefte der „Zeitgenoſſen".

Wolzogen (Juſtus Adolf Ludwig, Freih. von), k. preuß. Generallieutenant, geb. d. 3. Febr. 1773 zu Meiningen, ſtammt aus einem alten adeligen Geſchlechte, welches urſprünglich in Tirol und in dem 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Niederöſtreich blühte, aber wegen des Übertritts zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche genöthigt ward, im Beginn des dreißigjährigen Krieges dieſes Land mit Aufopferung großer Beſitzungen zu verlaſſen. Die Familie fand jedoch Schutz und Anſtellung in hohen Würden bei dem brandenburgiſchen Hauſe und kaufte ſich auch in der Grafſchaft Henneberg an, wo ſie Mitglied der freien Reichsritterſchaft wurde. Der Vater des gedachten Ludwig von W. ſtarb als ſachſen-meiningiſcher Geh.-Rath ſchon im erſten Jahre nach deſſen Geburt, ſodaß die Mutter ſeine und ſeiner vier Geſchwiſter Erziehung allein zu leiten hatte. Die damals blühende Karlsſchule in Stuttgart veranlaßte ſie, ihre 3 Söhne dahin zu geben. Im J. 1781 ward auch der hier in Rede ſtehende jüngſte Sohn dieſer Schule anvertraut, auf welcher er mehre Preiſe und den ihr eignen Orden: **Bene merentibus**, erhalten hat. Im J. 1792 verließ er die Anſtalt und wurde als Lieutenant bei der würtembergiſchen Garde zu Fuß angeſtellt. Damals war der Kriegsſchauplatz zwiſchen den verbündeten Heeren und der franz. Republik am Rhein; der junge W. folgte ſeinem Hange zu einem thätigen Leben und ſeiner Vorliebe für die preuß. Waffen, nahm ſeinen Abſchied, wurde im Frühjahr 1794 Portépéefähnrich in dem k. preuß. Regimente Hohenlohe-Ingelfingen und konnte nur noch einen Theil des Rheinfeldzugs zu ſeiner Ausbildung benutzen. 1797 wurde er Fähnrich und gleich darauf Lieutenant in gedachtem Regimente. In dieſer Laufbahn blieb er, bis 1802 der Herzog Eugen von Würtemberg ihm, mit Erlaubniß des Königs von Preußen, die Erziehung ſeines älteſten Prinzen anvertraute, mit welchem er anfänglich in Breslau, ſpäter in Erlangen, und endlich in Stuttgart ſ. Aufenthalt nehmen mußte. Im J. 1805 wurde der Lieutenant von W., nachdem er die erbetene Entlaſſung aus k. preuß. Dienſt erhalten, würtembergiſcher Major, Flügeladjutant und Kammerherr, in welcher Würde er den Prinzen auf deſſen Reiſen begleitete. Da aber am Ende deſſelben Jahres die würtembergiſchen Truppen an dem Feldzuge gegen Öſtreich Theil nahmen und auf das ſchleunigſte mit der franz. Armee vorrücken mußten, ſo erhielt von W. den Befehl, zurückzukehren, und wurde als Quartiermeiſter bei dem Generalſtabe angeſtellt, in welcher Eigenſchaft er den Feldzug von 1805 mitmachte. Als 1806 der Krieg gegen Preußen ausbrach, bat der inzwiſchen zum Obriſtlieutenant und Commandeur der Garde zu Fuß avancirte v. W. bei dem Kö-

Digitized by Google

nige von Preußen um Anſtellung, wozu auch die allerhöchſte Willfahrung erfolgte. Doch ward die Abreiſe, wegen Verzögerung ſeines Abſchiedes aus k. würtembergiſchen Dienſten, erſt 1807 möglich, wo er während der Friedensunterhandlungen zu Tilſit im k. Hauptquartiere ankam. Die Reducirung des preuß. Heeres veranlaßte ihn, den König um die Erlaubniß zu bitten, in kaiſerl. ruſſ. Dienſte treten zu dürfen. Nach erhaltener königl. Bewilligung ward er 1807 im September als Major beim kaiſ. ruſſ. Generalſtabe angeſtellt und 1811 zum Obriſtlieutenant und Flügeladjutanten des Kaiſers erhoben. Als ſolcher wurde er in demſelben Jahre gebraucht, die Befehle des Kaiſers hinſichtlich des Operationsplanes zu dem bevorſtehenden Kriege auf der weſtlichen Grenze des Reichs in Vollziehung zu ſetzen, bei welcher Gelegenheit er alles Land zwiſchen der Düna, dem Niemen, dem Dnieper und dem Bug zu bereiſen hatte. Beim Anfange des Feldzugs von 1812 zum Oberſten befördert und dem commandirenden General der ruſſiſchen Heere Barclai de Tolly zugetheilt, hatte er Gelegenheit, thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen und manche wichtige Dienſte zu leiſten; unter Anderm brachte er die Vereinigung des Bagration'ſchen Heeres mit der erſten Weſtarmee bei Smolensk zu Stande. Während des Feldzugs von 1813 befand er ſich im Gefolge des Kaiſers und wurde in den Schlachten bei Groß-Görſchen, Bautzen, Dresden und Leipzig zu wichtigen Aufträgen verwendet, auch am Abend des 18. Octobers vom Kaiſer zum Generalmajor ernannt. Zu Ende deſſelben Jahrs, nachdem die Organiſation der deutſchen Heere beendigt war, woran er thätigen Antheil zu nehmen hatte, wurde derſelbe als Chef des Generalſtabs des 3. deutſchen Armeecorps angeſtellt, welches unter dem Befehle des Herzogs v. Weimar nach den Niederlanden rückte, und daſelbſt im J. 1814 in ſehr ſchwierigen Verhältniſſen in manchen Perioden die einzige Verbindung der alliirten Heere mit dem Vaterlande ſicherte. Während des wiener Congreſſes vertauſchte der Generalmajor v. W. den k. ruſſ. Dienſt mit dem k. preußiſchen und wurde in gleichem Range wieder in das preuß. Heer aufgenommen. Eine ſchwere Krankheit, Folge der vielen Strapatzen, nöthigte ihn in Baden bei Wien zurückzubleiben, wodurch er verhindert ward, an dem Feldzuge von 1815 Antheil zu nehmen, zu deſſen Ende er jedoch noch nach Paris kam. Nach erfolgtem Frieden erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem militairiſchen Unterricht der königl. Prinzen vorzuſtehen, auch ward er zu diplomatiſchen Aufträgen verwendet, endlich aber 1818 als k. preuß. Militaircommiſſair bei der deutſchen Bundesverſammlung angeſtellt, in welcher Eigenſchaft er ſich noch gegenwärtig befindet, nachdem er 1820 zum Generallieutenant befördert worden war. Am 13. März 1826 übernahm er, als einer von den Commiſſarien der Bundesverſammlung, die deutſche Feſtung Luxemburg. Hr. v. W. erhielt 1812 den k. ruſſ. St.-Annenorden 2. Claſſe; 1813 den k. preuß. Orden **pour le mérite**, und das Commandeurkreuz des k. k. öſtreich. St.-Leopoldsordens; 1814 in Paris den k. ruſſ. St.-Annenorden 1. Claſſe und das Ritterkreuz des k. bair. Max-Joſefsordens; 1815 des großherzoglich ſachſen-weimariſchen Falkenordens Großkreuz; 1819 den k. preuß. rothen Adlerorden 3. Claſſe; 1824 den rothen Adlerorden 2. Claſſe mit Eichenlaub, und das Großkreuz des k. k. öſtr. St.-Leopoldsordens; 1825 das k. preuß. goldene Verdienſtkreuz für 25jährige Dienſte. — Hr. v. W. iſt ſeit 1820 mit der T. des verſt. k. würtembergiſchen Generallieutenants von Lilienberg vermählt.

Wood (Matthew), einer von Londons Aldermen, der durch die Rolle, welche er 1820—21 in der Geſchichte der verſtorbenen Königin ſpielte, bekannt geworden iſt. Es wird aber nicht eher möglich ſein, ihm zwiſchen dem verdammenden Urtheile ſeiner Feinde und dem Lobe ſeiner Freunde Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als bis die jetzige Generation mit ihren Leidenſchaften verſchwunden iſt. Er wurde zu Tiverton in Devonſhire geboren, wo ſein Vater ein angeſehener Wollhändler war, und, von einer zahlreichen Familie umringt, in einem hohen Alter ſtarb. Mat-

Digitized by Google

thew, sein ältester Sohn, wurde, nach dem Schulunterrichte zu Tiverton und Exeter, in der letztern Stadt zu einem Verwandten gethan, der große Handelsgeschäfte machte, zu deren Behufe W. öfters die westlichen Grafschaften Englands zu bereisen hatte. Er ging 1790 in die Dienste eines londner Großhändlers als Reisender. Etliche Jahre darauf fing er an auf eigne Rechnung Geschäfte zu treiben, trat deßhalb mit einem Andern zusammen und eröffnete eine große Farbenhandlung, Dry salter (s. Nemnich's „Engl. Waarenencykl."), in London. Seine Gattin ist eine geborene Page aus Woodbridge. Ihre 3 Söhne und 2 Töchter haben eine sorgfältige Erziehung erhalten. Der älteste Sohn studirte in Cambridge und ist Prediger in London. Alle Freunde des Hauses loben die Harmonie, den guten Ton und die Gastfreiheit desselben. Im J. 1805 associirte sich W. mit dem Obristlieutenant Wigan, und nach dessen Tode mit dem Sohne. Auch ist W.'s Bruder ein Compagnon des Hauses, und die Handelsgenossenschaft macht nun u. d. N. Wood, Wigan und Wood in Hopfen sehr bedeutende Geschäfte. W. hat auch Antheil an einem Kupferbergwerke in Cornwall, in welchem täglich 1200 Leute arbeiten. Schon 1802 wurde er von einem londner Stadtbezirke zu dessen Stellvertreter in dem londner Gemeinderathe erwählt und bald nachher zum Alderman. Letztere Würde gereichte ihm desto mehr zur Ehre, weil er, abwesend in Irland, sich nicht darum bewerben konnte. 1809 verwaltete er das wichtige Amt eines Shriff zur großen Zufriedenheit seiner Mitbürger. Nicht lange darauf ernannte die Stadt London einen Ausschuß (for the improvement of the city), um eingeschlichenen Mißbräuchen zu steuern, ersprießliche Einrichtungen zu machen und nothwendige Verbesserungen, besonders Bauten, ins Werk zu richten; sie wählte W. zum Haupte desselben, und er widmete diesem Gegenstande seine ganze Zeit, besonders trug er viel dazu bei, daß ein neues Gefängniß für Schuldner gebaut wurde, und sie nicht mehr gezwungen waren, sich unter den niedrigsten Verbrechern in Newgate aufzuhalten. Man sah zuerst 1814 öffentlich, daß seine politischen Gesinnungen antiministeriell waren. Die Königin Charlotte wollte die Prinzessin von Wales durchaus nicht bei Hofe annehmen. Letztere sah voraus, daß ihr dieser Umstand bei der erwarteten Ankunft der fremden Monarchen den Aufenthalt in London verleiden würde, bat also um Erlaubniß zum Reisen, welche man ihr gern ertheilte. Bei dieser Gelegenheit, wo Brougham in der Correspondenz für die Prinzessin die Feder führte, veranstaltete W. eine Adresse, die mit großem Pomp übergeben wurde, um ihr das Beileid über den angeblichen Unbill zu bezeigen. Die Stadt London wählte ihn 1816 zum Lordmayor. Der unermüdete Eifer und die Thätigkeit, welche er in diesem Amte bewies, waren musterhaft. Nie stand es mit der Polizei der Altstadt Londons besser; W. war bei Feuersgefahren und Aufläufen in Person gegenwärtig. Deßwegen erzeigte man ihm die nicht sehr gewöhnliche Ehre, ihm dies bedeutende Amt auch für 1817 zu übertragen. Mit der Prinzessin von Wales blieb er in Briefwechsel, und als sie Königin ward, ging er nach Frankreich und begleitete sie nach England. Diese Fürstin war gewohnt, immer nach eignem Gutdünken und selten oder nie nach dem Rathe Andrer zu handeln; mithin ist es nicht wahrscheinlich, daß W. ihre Reise nach England und die Auftritte, worin sie als Anführerin erschien, veranlaßt habe. Dies behaupten indeß seine Feinde, worunter, sonderbar genug, Brougham, Generalfiscal der Königin Karoline gehörte, und sogar einige seiner Freunde. Brougham sagte im Hause der Gemeinen, W. habe eben keine besondere Weisheit (absolute wisdom) dadurch bewiesen, daß er der Königin angerathen, nach England herüberzukommen, welche Bemerkung so auffiel, daß W. seit der Zeit den Spottnamen absolute wisdom behalten hat. Sollte er demnach (so unerweislich dies auch scheint, und so bestimmt er selbst es öffentlich geleugnet hat) die Königin zu der Reise nach England beredet, sollte er die Absicht gehabt haben, den Proceß seiner hohen Gönnerin durch ihre Gegenwart zu hintertreiben, die Kö-

nung zu verhindern u. ſ. w., ſo iſt er in ſeine eignen Schlingen gefallen, denn alle dieſe Pläne ſchlugen fehl. Wenn er aber auch mit Brougham zerfiel, und von Luſhington geringſchätzig behandelt wurde, ſo genoß er doch das Zutrauen der Königin und ſeiner Partei bis ans Ende, und er hat nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß er noch Manches zu entdecken habe, welches mehre Punkte in der Geſchichte der verſtorbenen Königin aufhellen werde. 62.

Woollett (William), geb. d. 22. Aug. 1735 zu Maidſtone, ward der Schöpfer einer ganz neuen Manier, die Landſchaften zu ſtechen. Er war ein Schüler des Franzoſen Vivares, geſt. 1782, der gewöhnlich als Künſtler zu den Engländern gerechnet wird, verbeſſerte aber das Verfahren, das er von jenem gewonnen hatte. Gleichſam ſpielend führte W. in ſ. Werken die Nadel und wußte dadurch Bäumen, Felſen und Pflanzen eine Mannigfaltigkeit und charakteriſtiſche Wahrheit zu geben, wie man ſie vor ihm ſelten geſehen hatte. Die Vorgründe radirte er mit ungewöhnlich breiten Strichen, die er dann mit dem Grabſtichel überſchnitt und durch Ausfüllung der Zwiſchenräume aneinanderbrachte. Punkte an den rechten Stellen angebracht, gaben dieſen Vorgründen noch mehr Kräftigkeit. Sein Waſſer und ſeine Luft ſind von der reinſten und ſauberſten Grabſtichelarbeit. Alle ſ. Blätter machen einen überraſchenden und höchſt gefälligen Eindruck. Die größte ſ. vielen Arbeiten iſt **Jacob and Laban**, nach Claude-Lorrain; die geſuchteſten ſind ſ. Tod des Gen. Wolfe, der 1776 bei ſeinem Erſcheinen vor der Schrift 2 Guineen koſtete und jetzt mit 25—45 Guineen bezahlt wird, und die Schlacht von la Hogue, nach B. Weſt; Niobe, Phaethon, Celadon und Amelia, **Solitude**, **Ceyx and Alcyone** und **Cicero at his villa**, alle nach Rich. Wilſon; die **Fishery**, nach Rich. Wright und **Roman edifices in ruins**, nach Claude-Lorrain. Bei ſ. ſpätern Arbeiten ließ er ſich von ſ. Schülern Browne, Pouncy, Ellis, Emes, Smith und J. Vivares unterſtützen. W. war **Engraver to his majesty** und ſtarb zu London d. 22. Mai 1785. In der Weſtminſterabtei iſt er beerdigt. Eine genauere Nachricht über ihn, die hier nicht benutzt werden konnte, gibt das „**Gentleman's mag.**", Bd. **LXXVIII**, 1. W.'s Werke bestehen vollſtändig aus 174 Blättern. 19.

Woolſton (Thomas), ein berüchtigter engliſcher Freidenker, 1669 zu Northampton geb. Er ſtudirte zu Cambridge Philoſophie und Theologie, lehrte ſelbſt in der Folge beide Wiſſenſchaften, ward Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidneycollegiums zu Cambridge. Bei einer ſtarken Einbildungskraft und ſchwachem Verſtande hatte er viel Ehrgeiz. Um ſich zu einem hohen Amte in der engl. Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, ſtudirte er mit übertriebenem Eifer die Kirchenväter, wodurch aber ſein ſchwacher Kopf auf Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geſchichten des Alten und Neuen Teſtaments wären Nichts als Allegorie. Man nahm ihm deßwegen ſeine Stelle im Sidneycollegium. Dieſer Verluſt und das Fehlſchlagen aller Hoffnung, einen hohen geiſtlichen Poſten zu erhalten, erweckten in ihm einen bittern Haß gegen die engl. Geiſtlichkeit, der ſich in den gröbſten Schmähungen über ſie ergoß, und verwirrte ſeinen Verſtand, ſodaß man ihn 4 Jahre hindurch einſperren mußte. Als er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, ſeine ſonderbaren Meinungen in Schriften zu behaupten. Für die anſtößigſten derſelben ſah man die Geſpräche über die Wunder unſers Heilandes an („**Discourses on the miracles of our Saviour**", London 1727). In dieſem Buche beſchuldigt er Jeſum der Magie und legt einem jüdiſchen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferſtehung in den Mund, die er ebenfalls allegoriſch von einer geiſtigen Auferſtehung verſtanden wiſſen will. Seine Schriften wurden beſonders von den Juden häufig geleſen und verbreitet; verſchiedene engl. Theologen, unter denen auch Thom. Sherlock, ſchrieben Widerlegungen derſelben. Die Regierung fand für nöthig, ſtrengere Maßregeln gegen ihn zu ergrei-

Digitized by Google

fen. Er wurde 1728 verhaftet, nach einiger Zeit zwar wieder freigelaſſen, da er aber fortfuhr, ſeine Meinungen zu behaupten, wurde er abermals in das Gefängniß Kingsbench geſetzt, wo er 1733 ſtarb. — Mit dieſem iſt nicht zu verwechſeln der Moralphiloſoph William Wollaſton, welcher 1659 geb. war und 1724 ſtarb. Er führte die Sittlichkeit auf den Begriff der Wahrheit zurück, und ſtellte den Satz auf: jede Handlung iſt gut, die einen wahren Satz ausdrückt. Dieſes geſchah in dem Buche „The religion of nature delineated" (Lond. 1724 und öfter, und ins Franz. überſetzt: „Ebauche de la religion naturelle"). Er fand darin an John Clarke einen Gegner.

Wordsworth (Wilhelm), einer der ausgezeichnetſten neuern Dichter Englands, geb. zu Cockesmouth 1770. Als er ſeine erſte Erziehung in der Schule zu Hawkshead in einer romantiſchen Gegend der Grafſchaft Lancaſter erhalten hatte, kam er nach Cambridge, um ſeine Studien fortzuſetzen, wiewol er nicht viel Luſt gehabt zu haben ſcheint, ſich zu einer Berufswiſſenſchaft zu bilden. Schon in ſ. 13. Jahre hatte er auf der Schule einen nicht unglücklichen Beweis ſeiner dichteriſchen Anlagen gegeben, und ſchon 1793 ließ er eine poetiſche Beſchreibung ſeiner Fußreiſe durch Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien („Descriptive sketches in verse") und bald nachher eine Epiſtel („An evening walk") drucken. Beide Gedichte enthalten ſchöne maleriſche Beſchreibungen, aber die Darſtellung iſt ganz abweichend von dem Styl, den er ſpäterhin annahm. Bald nach ſeiner Rückkehr vom feſten Lande verließ er Cambridge, und als er einen Theil von England durchwandert hatte, wählte er eine Hütte in dem Dörfchen Alfoxden, nicht weit von Bridgewater in der Grafſchaft Sommerſet, wo er mit Coleridge (ſ. d.) in vertrauter Freundſchaft lebte. Sie wohnten hier faſt in gänzlicher Abgeſchiedenheit und brachten ihre Zeit theils mit Wanderungen in der Umgegend und an der Küſte, theils mit Entwürfen zu literariſchen Arbeiten zu. Während dieſer Abgeſchiedenheit wurden die lyriſchen Balladen („Lyrical ballads") entworfen und zum Theil vollendet, ein Verſuch, wie Coleridge („Biographia litteraria", Bd. 2, S. 3) ſagt, ob Gegenſtände, die ihrer Natur nach der gewöhnlichen poetiſchen Verzierungen nicht empfänglich ſind, ſich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens anziehend darſtellen ließen. Dieſe Gedichte, worin man zuerſt die Eigenheiten des Styls findet, welche W. und ſeine Freunde auszeichnen, erſchienen 1798, als er mit ſeiner Schweſter durch Deutſchland reiſte, wo er Coleridge wiederfand. Beide blieben eine Zeitlang im Auslande; 1800 aber ließ ſich W. zu Graſſmere in Weſtmoreland nieder, und lebt ſeitdem hier, oder in dem benachbarten Rydall von den mäßigen Einkünften ſeines väterlichen Erbes und des Amtes eines Stempelabgabeneinnehmers der Grafſchaften Cumberland und Weſtmoreland, an der Seite einer trefflichen Gattin, mit welcher er ſeit 1803 verbunden iſt. Bei allen Aufforderungen zu thätigen Anſtrengungen und bei dem Beiſtande mächtiger Freunde, hätte der Dichter leicht im öffentlichen Leben ſich auszeichnen und für die Seinigen viel gewinnen können, aber gleichgültig gegen die Verſuchungen des Ehrgeizes und des Reichthums, zog er es vor, in ſeiner ländlichen Einſamkeit zu bleiben. Er gab 1807 eine Sammlung vermiſchter Gedichte heraus, welchen er in der neuen Ausg. (1815) eine Vorrede und einen Anhang beifügte, worin er darzuthun ſuchte, daß der von ihm angeſtimmte einfache Ton auf alle Dichtungsarten anwendbar ſei. Von ſeinem erſten Auftreten an mit der herrſchenden flachen Kritik im Zwieſpalt, konnte er dieſem neuen Ton nicht gleich anfangs Freunde gewinnen, und er wurde durch die Waffen des Spottes wie mit Gründen angegriffen, bis er endlich doch zahlreiche Nachahmer und Freunde fand, welche man die Lake school (Seeſchule) zu nennen pflegt, weil er und Coleridge die Seen von Weſtmoreland ſo häufig zu Gegenſtänden ihrer dichteriſchen Schilderungen gewählt haben. Es iſt nicht zu leugnen, daß er mit einem reichen Gemüthe, einer ſchöpferiſchen Phantaſie und einem zarten

Digitized by Google

und reinen Gefühle begabt ist, aber selbst seine wohlwollendsten Beurtheiler haben es nicht verhehlen können, daß er in seinem Streben nach Einfachheit im Ausdrucke, besonders in seinen erzählenden Gedichten, nicht selten in Spielerei verfällt und matt wird. Nach der Herausgabe einer etwas seltsam, wiewol kräftig geschriebenen Auffoderung zur Fortsetzung des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel (1809), worin er die Minister nicht schonte, machte er eine lange Pause, und erst 1814 gab er, als Bruchstück eines lange versprochenen Gedichts („The recluse"), eine durch Gegenstand und Darstellung originelle Dichtung „The excursion", heraus, der im folg. J. „The white Doe of Rylstone", gleichfalls ein Bruchstück des größern Werks, sich anschloß. Darauf folgten, außer kleinern Gedichten, „Peter Bell" (1819) und „The waggoner" (1819), 2 poetische Erzählungen, ein Sonettenkranz („The river Duddon"), nebst einigen andern Dichtungen (1820), und endlich 1822 die Beschreibung seiner neuen Reise durch Italien („Memorials of a tour on the continent") und die Sammlung seiner Dichtungen (London 1822, 4 Bde., 12.), welche jedoch das erwähnte beschreibende Gedicht: „The excursion", nicht enthält.

Wörlitz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stunden von der Stadt Dessau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Herzogs, 240 H. und 1800 Einw. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten im engl. Geschmack, den der verstorbene Herzog Leopold Friedrich Franz hier anlegte. Eine kurze Beschreibung dieses Gartens findet sich in Hirschfeld's „Theorie der Gartenkunst". Vorzüglicher und umfassender ist die „Beschreibung der fürstl. anhalt-dessauischen Landhauses und engl. Gartens zu Wörlitz", von A. v. Rode (mit Kpf., Leipz. 1788). In diesem Garten ist auch das sogen. gothische Haus, welches eine interessante Sammlung merkwürdiger alter Kunstwerke (besonders Gemälde) enthält. Die ehemalige chalkographische Gesellschaft zu Dessau hat eine Reihe von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörlitz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau, herausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Luneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört seit dem pariser Frieden zu der großherz. hessischen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend (in dem von den Minnesängern gepriesenen Wonnegau) und hat in 970 H. über 6800 Einw., welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschifffahrt nähren. Es gibt hier einige Tabacksfabriken und eine Bleizuckerfabrik. Die protest. Religion ist die vorherrschende; die Katholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem schon im 8. Jahrh. der Grund gelegt wurde, die aber erst im 12. Jahrh. vollendet ward und 470 Ellen lang und 110 Ellen breit sein soll, noch eine Kirche, die Lutheraner 2, und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinsorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen sich durch Güte und Feuer aus: die Liebfrauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächst und daher seinen Namen hat; der katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen Wartthurme wächst. Worms ist eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Die Römer hatten hier eine Niederlassung, und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern fränkischen Könige, selbst Karls d. Gr., der spätern Karolinger, später der Sitz rhein.-fränkischer Herzoge. In der mittlern und neuern Geschichte spielt Worms gleichfalls eine große Rolle; theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser hier hielten, und wovon die merkwürdigsten die beiden von 1495, welcher Deutschland gesetzliche Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (s. d.) freimüthig sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ablegte;

theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch seinen Gewerbfleiß, durch seinen Handelsverkehr, durch seine große Bevölkerung, die sich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf 30,000 Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutendsten Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutenheit ist Worms in den letzten 2 Jahrhunderten durch mancherlei Ursachen, besonders aber durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, herabgekommen. 1689 wurde Worms, sowie Speier, auf Louvois's Befehl von den Franzosen fast ganz verwüstet. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des franz. Revolutionskrieges litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war.

Woronzoff, eine in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichnete russische gräfliche Familie. Zu ihr gehörten 3 durch ihre Schönheit und ihre Rolle in der neuern russischen Geschichte berühmte Frauen. 1) **Elisabeth W.**, die Geliebte des Großfürsten und Kaisers Peters III., nachmalige Senatorin Polánski; 2) die Gräfin **Butturlin**, 3) die Fürstin **Daschkoff**, die Vertraute Katharinens II., welche mit dem Grafen Panin den Plan zur Erhebung derselben auf den Thron entwarf und ausführen half. Sie waren die Nichten des Großkanzlers Grafen **Michael W.**, der als russischer Vicekanzler den Allianzvertrag zwischen Rußland und Schweden zu Petersburg d. 25. Juni 1745, und einen andern mit Östreich zur Vertheidigung der Erbfolge der Maria Theresia, sowie 1747 den Subsidienvertrag mit Großbritannien abschloß, nach welchem ein russisches Corps von 37,000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Main marschirte, und den Abschluß des aachner Friedens 1748 bewirkte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand der Vicekanzler W. an der Spitze der schwedischen Partei, deren Seele der Großfürst Peter war; allein der Kanzler Bestuscheff, das Haupt der dänischen Partei, behauptete im Cabinette der Kaiserin einen überwiegenden Einfluß, bis er 1757 in Ungnade fiel, worauf der Graf W. Reichskanzler wurde. — Ein Graf **Alexander W.** war früher Gesandter an mehren europäischen Höfen, wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärt. Angelegenheiten. 1804 nahm er seine Entlassung, behielt aber seine Titel. Er zog sich nach Moskau zurück und starb daselbst 1806. — Sein Bruder **S... W.** war russischer Gesandter in London als die franz. Revolution ausbrach. Katharina erklärte sich gegen die Grundsätze derselben, und Graf W. schloß zu London den 25. März 1793 mit Lord Grenville einen Doppelvertrag, wovon der eine die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf den Fuß des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrags von 1766, auf 6 Jahre erneuerte, der andre aber sich auf die gemeinsame Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der franz. Revolution einen Damm entgegenzusetzen, um durch vereinigte Maßregeln den Handel Frankreichs mit den neutralen Mächten auf jede Art zu hemmen, und um sich gegenseitig in dem Kriege mit Frankreich beizustehen. Dieser wichtige Vertrag wurde bekanntlich in dem letztern Punkte von der Kaiserin nicht vollzogen, indem sie damals ihre Plane in Polen ausführte; auch nahm Katharina in der Folge keinen thätigen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich, weil Großbritannien sich weigerte, mit ihr ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Pforte einzugehen. Diese ganze Unterhandlung führte Graf W. Er blieb Gesandter in London auch unter den folgenden Regierungen. Paul I. ernannte ihn zum General. Unter Alexander I. hatte er Theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den petersburger Tractat (genannt Traité de concert) vom 11. April 1805 herbeiführten. — Sein Sohn, Graf

Digitized by Google

Michael W., k. ruſſ. Gen. der Infanterie und Generaladjutant, iſt Militairgeneralgouverneur von Neurußland (zu Odeſſa Langeron's Nachfolger). Geb. zu Moskau, ward er bei ſeinem Vater in England erzogen, bekleidete dann ebenfalls mehre diplomatiſche Poſten, und zeichnete ſich im Kriege aus, vorzüglich in den Feldzügen 1813 und 1814 gegen Frankreich. Mit einer drohenden Erklärung an die Einwohner des Depart. der Ardennen und der Aisne und Marne, wenn ſie die Waffen gegen die Alliirten ergriffen, betrat er Frankreichs Boden, wo er an mehren Schlachten und Gefechten Theil nahm. Bei Craone wurden er und Sacken am 7. März 1814 von Napoleon geſchlagen, worauf ſich Beide mit einem Verluſte von 4000 Mann nach Laon zurückzogen. Als aber Blücher nach dem Siege bei Laon wieder über die Aisne gegen die Marne zog, beſetzte Graf W. Chalons am 23. März; auf dem Marſche gegen Paris bewies er zuletzt noch bei dem Angriff auf dieſe Hauptſtadt viel Tapferkeit. 1815 zog er ein zweites Mal mit nach Frankreich, und befehligte hierauf bis 1818 das ruſſiſche Contingent bei dem Beſatzungsheere, wo er zu Maubeuge ſein Hauptquartier hatte. Er hielt auf gute Mannszucht und erwarb ſich die Achtung der Einwohner. Von dort begab er ſich nach Aachen, zur Zeit des daſelbſt verſammelten Congreſſes, wo er von ſeinem Monarchen, deſſen Kammerherr und Generaladjutant er war, mehre Beweiſe von Achtung erhielt. In der Folge wurde er zum Militairgeneralgouverneur von Neurußland und Beſſarabien ernannt. Im Juni 1826 bevollmächtigte ihn und den nach Konſtantinopel als Geſandten beſtimmten Geheimenrath v. Ribeaupierre der Kaiſer Nikolaus, in Akjermann mit den türkiſchen Commiſſarien über die Ausgleichung der Irrungen zwiſchen Rußland und der Pforte zu unterhandeln. — Ein Verwandter von ihm iſt der Graf v. Woronzoff-Daſchkoff, den Alexander I. 1822 zu ſeinem außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am k. bairiſchen Hofe zu München ernannte, wo ſich derſelbe noch jetzt befindet.

Wörterbuch, ſ. Lexikon.

Wortfuß, ſ. Rhythmus.

Wortſpiel. Unter dem Wortſpiel verſteht man nicht jedes Spiel mit Worten, denn ſonſt könnte auch das Reimecho und die hörbare Malerei in Worten dahin gerechnet werden; ſondern man verſteht vorzugsweiſe darunter die Darſtellung einer Verſchiedenheit durch Lautähnlichkeit der Worte, z. B. viele Fenſter und doch ſo finſter: inceptio est amentium, haud amantium, wobei mit witziger Kürze zugleich Das, was ein Gegenſtand iſt, und was er nicht iſt, aber ſein will oder ſein ſollte, zuſammengeſtellt und in einer Rede verbunden wird. Es wird alſo zum Wortſpiel erfodert Lautähnlichkeit der Worte, bei Verſchiedenheit, ja oft Entgegenſetzung der Bedeutungen; und ein Wortſpiel iſt um ſo vollkommener, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zuſatzes durch Präpoſitionen, Adverbien ꝛc. bedarf. Gewiß gehören Wortſpiele oder der Witz, der vorzugsweiſe in den Worten, alſo der äußern Form, liegt, zu der untergeordnetſten Art des Witzes, und dürfen daher auch nicht zu ſehr gehäuft werden, aber es gehört immer zu den Annehmlichkeiten der Rede, durch ſchnell gefundene Ähnlichkeit der Klänge das Verſchiedene in den Vorſtellungen herauszuheben.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter Landſchafts- und Thiermaler der niederländiſchen Schule, geb. 1620 zu Harlem, ſtarb ebendaſelbſt 1668. Er lernte zuerſt bei ſeinem Vater, Paul W., dann bei ſeinem Landsmann, Joh. Wynants, arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für ſeine Arbeit; deſto mehr bereicherten ſich die Kunſthändler durch Verkauf ſ. Werke ins Ausland. Er malte Landſchaften, Jagdzüge, Pferdemärkte, Reiterſcharmützel, Fiſchereien ꝛc. und pflegte in ſ. Gemälden gern Pferde anzubringen, unter welchen ſich immer ein weißes mit großem Lichtreflex auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, ſcheint zu einigen ſ. Gemälde die Ideen gegeben zu haben. In ſ.

Digitized by Google

Landſchaften iſt immer etwas Neues; ſeine Figuren und Pferde ſind meiſterhaft gezeichnet. Viele ſ. Gemälde ſind von guten Meiſtern in Kupfer geſtochen worden. („Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau", Paris 1737, Fol.) Die königl. Galerie in Dresden beſitzt mehre ganz vorzügliche Gemälde von ihm. In dem franz. Muſeum (ſ. „Mus. Nap.", von Filhol) befindet ſich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Galerien zu München, Wien und Pommersfelden. Nach ſeinem Tode ſtiegen ſeine Arbeiten zu einem ſehr hohen Preiſe, indem der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, ſie eifrig aufſuchen und kaufen ließ. W.'s größtes Verdienſt beſteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er ſie innerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Wenn er auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits ſeinen Vorgänger Bamboccio nicht erreichte, ſo empfiehlt ihn doch ſeine überaus ſchöne Zeichnung und ſein zarter, weicher Pinſel. Vgl. „Üb. die Compoſition in Phil. Wouvermann's Gemälden ꝛc." (Leipz. 1789). — Peter W., ſein Bruder, iſt ebenfalls als Maler nicht unbekannt.

Woywoden, ſ. Woiwoda.

Wrack, im Niederſächſiſchen, im Hochdeutſchen Brack, das Untaugliche in ſeiner Art, der Ausſchuß, z. B. von Porzellan u. ſ. w., das im Brennen verunglückt und untauglich iſt. In der Schifferſprache heißt Wrack der Körper eines geſcheiterten oder ſonſt untauglich gewordenen Schiffes, überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küſtenbewohner, ſich Deſſen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt das Wrackrecht. (Vgl. Strandrecht.)

Wrangel (Karl Guſtav, Graf v.), ſchwediſcher Feldmarſchall, ein durch kriegeriſche Thaten zu Lande und Waſſer ausgezeichneter Feldherr des 17. Jahrh., ſtammte aus einer alten und berühmten ſchwediſchen Familie. Sein Vater, Hermann Wr., war ſchwediſcher Reichsrath und Feldmarſchall, und ſtarb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Karl Guſtav trat zeitig in Kriegsdienſte und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Guſtav Adolf. Er machte mit dieſem die Feldzüge in Deutſchland. Als der verdienſtvolle ſchwediſche Feldherr Baner (1641) ſtarb, war Wr. als Generalmajor Einer von Denen, welche das ſchwediſche Heer unter ſehr mißlichen Umſtänden bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torſtenſohn befehligten. Unter Torſtenſohn machte Wr. den Feldzug in Deutſchland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holſtein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen. (S. Torſtenſohn.) Man übertrug Wr., nach dem Tode des Admirals Claas Flemming, den Oberbefehl über die ſchwediſche Flotte, welche am 25. Juni 1644 der Übermacht der däniſchen hatte weichen müſſen. Durch einige holländ. Schiffe verſtärkt, gelang es ihm, die däniſche Flotte am 13. Oct. bei der Inſel Femern zu ſchlagen. Er befehligte nachher ein beſonderes kleines Corps in Holſtein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömſebrö (23. Aug. 1645) dieſen Krieg endigte. Wr. ging hierauf wieder nach Deutſchland, und als Torſtenſohn (1646) wegen Krankheit genöthigt war, den Oberbefehl aufzugeben, wurde derſelbe Wr. und Königsmark übertragen. Wr. vereinigte ſich bald nachher mit der franz. Armee unter Turenne, und Beide zwangen gemeinſchaftlich den Kurfürſten von Baiern (14. März 1647), zu Ulm einen Waffenſtillſtand einzugehen. Nach einiger Zeit ging Wr. nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die Schweden und Kaiſerlichen zu verſchiedenenmalen einander ſehr nahe kamen, ſo erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entſcheidung derſelben, während der Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück, zu viel abhing. Als die ſchwed. und franz. Armee ſich getrennt hatten, trat zwar der Kurfürſt von Baiern von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande

Digitized by Google

zurück, aber beide Heere vereinigten sich von neuem, und schlugen (17. Mai 1648) bei Zusmarshausen unweit Augsburg das vereinte kaiserl. und bairische Heer mit großem Verluste. Wr. besetzte hierauf Baiern und behandelte es sehr hart, bis endlich der zu Münster und Osnabrück geschlossene Friede allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein Ziel setzte. Wr. ging nun nach Schweden zurück, und verlebte einige Jahre in Frieden. Als Karl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (18. — 20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wr. belagerte die Festung Kronburg, die sich ihm nach 21 Tagen (6. Sept. 1658) ergab. Es ward ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Kopenhagen angreifen sollte, allein dies Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländ. Flotte zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wr. über die letztere (29. Oct. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Kopenhagen aufgegeben werden. Im folg. J. vereitelte er dagegen die von den Dänen auf der Insel Fünen versuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) diesen Krieg. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, und griff (im Nov.) unerwartet die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, und mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rheine stand. Wr. befehligte das 16,000 M. starke schwedische Heer, welches in das Brandenburgische einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (s. d.) eilte mit seinen Truppen vom Rheine zurück, früher, als es die Feinde erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarschall Derflinger (s. d.) überfiel (12. Juni 1675) den schwedischen Obersten Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit seinem ganzen Regimente gefangen. Ebenso unerwartet griff am 18. Juni 1675 der Kurfürst mit 6000 M. Reiterei das schwedische 13,000 M. starke Heer bei Fehrbellin (s. d.) an, und erhielt einen vollständigen Sieg über dasselbe. Die Schweden mußten Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. Wr. legte hierauf seine Stelle, wegen Alters und Krankheit, nieder, und starb im folg. Jahre. Für seine frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrbna-Freudenthal (Rudolf, Graf), k. k. Oberstkämmerer, Chef des Geheimen Cabinets, Ritter des goldenen Vließes ꝛc., ausgezeichnet als Mensch und als Staatsmann, gehört zu den wenigen Großen, welchen die Achtung des Monarchen und die Liebe des Volks in gleichem Maße zu Theil ward. Geb. zu Wien d. 23. Juli 1761 und von seinen Ältern trefflich erzogen, studirte er auf der Universität Wien Philosophie und die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Schemnitz die Bergwissenschaften, machte bergmännische Reisen und trat hierauf 1785 als Hofsecretair seine staatsbürgerliche Laufbahn an. Er stieg von Stufe zu Stufe, und wurde 1801 Vicepräsident der montanistischen Hofstelle, oder der Hofkammer im Münz- und Bergwesen. Als solcher leitete Graf W. den gesammten östreich. Bergbau mit Ernst, Eifer, Einsicht und Sinn für die großen Fortschritte jener Wissenschaften, welche dem gebildeten Bergmann unentbehrlich sind. Auch praktisch ging er in der Eisenhüttenkunde auf den berühmten Werken seiner Herrschaften Horzowitz und Ginetz in Böhmen, mit dem ersten Beispiel und Muster vollkommener Einrichtungen und Producte voran. Er war theils Mitgründer,

Digitized by Google

theils lebhafter Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsanstalten, z. B. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft, des polytechnischen Instituts, der ständischen Malerschule, des Conservatoriums der Musik, des Nationalmuseums u. s. w. — Als in Folge der franz. Invasion 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde Graf W. zum Hofcommissair ernannt. In diesem ebenso wichtigen als schwierigen Posten gebot er den franz. Behörden Achtung, und leistete dem Staat die ausgezeichnetsten Dienste. Nach dem Frieden von Presburg zum obersten Kämmerer und Chef des Geheimen Cabinets ernannt, befand er sich stets um die Person des Kaisers, empfing und vollzog seine unmittelbaren Befehle. Unter ihm standen jetzt gegen 900 k. Kämmerer (darunter 20 Fürsten und 600 Grafen), die kais. Leibärzte, die Aviticalcassen der k. Familie, die Oberdirection der Familienherrschaften, die Schatzkammer, das Naturaliencabinet, die Gemäldegalerie mit allen übrigen Kunstsammlungen, die Inspection der kais. Burg, die Schloßhauptmannschaften, endlich die k. Kammerkünstler und die oberste Hoftheaterdirection. Der Dienst raubte ihm jetzt jede Minute, und dessenungeachtet nahm er immer noch an allen Fortschritten der Wissenschaft den lebhaftesten Antheil. Seinem hellen Blick und seiner Unterstützung verdankt Östreich die erste Geognosie (von Reichetzer), von deren Anwendung auf den Bergbau man früher bei der Hofkammer kaum einen Begriff hatte. In seiner Eigenschaft als Chef des Geheimen Cabinets hatte er auch beim Kaiser den Vortrag in Gnadensachen, und wendete unzähligen Menschen Gutes zu. — Als 1810 Graf Wallis zum Finanzminister ernannt, und die Einziehung der schon mehr als 1000 Millionen betragenden Bankozettel und ihre Umwechselung in Einlösscheinen zu $\frac{1}{5}$ insgeheim beschlossen war, trat die Bedenklichkeit entgegen: ob das neue Papier Anwerth finden und dem ganzen neuen Finanzplan werde Vertrauen geschenkt werden? Graf Wallis erklärte, es werde hinreichend sein, wenn die neuen Zettel die Signatur des Grafen Wrbna erhielten. Und so sieht man noch seinen Namen auf allen den (etwa 600 Mill.) Einlös- und Anticipationsscheinen, die von 1811 — 13 ausgegeben wurden. So groß war das Ansehen, der Credit und die Achtung, in welcher W. allgemein beim Publicum stand. Daß später jene Papiere weit unter dem pari sanken, verschuldete nicht W.'s Mißcredit, sondern die Natur des Papiergeldes und die Gewalt der Umstände. Nach einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit starb Graf W. am 30. Jan. 1823. Als wenige Stunden vor seinem Hinscheiden der Kaiser ihn besuchte, und vernahm, daß zu seiner Wiederherstellung keine Hoffnung sei, sagte er mit Thränen im Auge: „Ich verliere an ihm nicht nur einen treuen Diener, sondern auch einen Freund, der 20 Jahre lang seine Ehre darein setzte, mir im Glück wie im Unglück unverholen die Wahrheit zu sagen!": — Worte, welche Den, dem sie galten, nicht minder adeln als Den, der sie sprach. *)

Wrede (Karl Philipp, Fürst v.), königl. bairischer Feldmarschall und Generalinspector des Heers, Herr von Ellingen, Engelhardszell, Suden, Mondsee u. s. w., Mitglied des königl. bair. Staatsraths (seit 1817), stammt aus einem alten Geschlechte in Baden, ist geb. den 29. April 1764 zu Heidelberg, machte daselbst seine Studien und widmete sich der Forstwirthschaft. Baron W. war anfangs Hofgerichtsrath in Manheim, dann Assessor beim Oberamte Heidelberg 1792, im Kriege Östreichs mit Frankreich, pfälzischer Landescommissair bei dem östreich. Corps unter Hohenlohe, und Oberlandescommissair bei dem östreich. Heere von 1793—98, unter Wurmser, dem Herzog Albert und dem Erzherzog Karl. Einer Oberforstmeisterstelle, die er gekauft hatte, entsagte er, als er 1799 den Auf-

*) Die Grafen Wrbna sind ursprünglich ein schlesisches Geschlecht, das schon im Zeitalter der Hohenstaufen durch ritterliche Thaten berühmt war. Sie wurden Gra-

) Die
fen 1642.
talter der
1642.

trag erhielt, für den Erzherzog Karl ein kurpfalzbairisches Corps zu bilden, das er, nebst 2 östreich. Divisionen, zuerst den 14. Oct. in dem Cavaleriegefecht bei Friedrichsfelde am Neckar auf den Kampfplatz führte. Auch in mehren andern Gefechten und Schlachten der Feldzüge 1799 u. 1800 zeigte Obrist W. s. richtigen milit. Blick und eine kraftvolle Thätigkeit. Er ward 1800 Generalmajor, deckte in diesem Feldzuge den Rückzug der Östreicher und kämpfte die Schlacht von Hohenlinden mit. Nach dem Frieden arbeitete er mit an der neuen Gestaltung des bair. Heers, und wurde 1801 Generallieutenant. 1805 erhielt er, an des verwundeten Gen. Deroy Stelle, den Oberbefehl über das im Felde stehende bairische Heer. Von jetzt an beginnt seine glänzende militairische Laufbahn. Der Umschwung, den das bairische Heer in Verbindung mit dem französ. erhielt, sagte seinem lebendigen Geiste zu, und der Feldzug von 1805 gab ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im März 1806 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. 1807 befehligte er an der Seite des bairischen Kronprinzen, jetzigen Königs, in Polen, und 1809 die 2. Division des bairischen Heeres, mit welcher er an den Siegen bei Abensberg und Landshut einen nicht geringen Antheil hatte. Er verfolgte den Feind über die Isar und rettete in dem Treffen bei Neumarkt (Bessières gegen Hiller) das schon geschlagene Heer. Über Salzburg, das er schnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern bairischen Heerführern in Tirol ein und besetzte nach wenigen Tagen Innspruck. Als man Tirols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er sich über Salzburg und Linz in Eilmärschen nach Wien, und gab durch sein pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausschlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb den Feind bis Znaim, und kam nach erfolgtem Waffenstillstande nach Salzburg zurück. Die in Tirol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, seine Truppen noch einmal in diese Gebirgsschlünde zu führen. Nach dem Frieden ernannte ihn Napoleon zum franz. Reichsgrafen und dotirte ihn im Innviertel mit Mondsee, Engelhardszell ꝛc. Zum Gen. der Cavalerie ernannt, führte er mit Deroy 1812 die Baiern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Vordringen Witgenstein's Marmont und Gouvion St.-Cyr verwundet waren, und auch Deroy fiel, den Oberbefehl, worauf er die Flucht des aufgelösten franz. Heeres deckte, und am 6. Dec. den Rest seines Corps über die zugefrorene Wilia bei Danuschev führte. 1813 führte er das neugebildete bairische Heer am 12. Aug. aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier lange den Östreichern gegenüber gestanden hatte, schloß er am 8. Oct. den Vertrag von Ried, wodurch sich Baiern den Verbündeten anschloß, übernahm hierauf den Oberbefehl über das vereinigte bairisch-östreich. Heer, und führte dasselbe mit äußerster Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt schon besetzen lassen, als Napoleon mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau ankam. Hier lieferte W. demselben am 30. und 31. Oct. die Schlacht (s. Hanau), in welcher er schwer verwundet ward. Nach seiner Wiederherstellung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, wo er das 5. Armeecorps befehligte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne (1. Febr. 1814) und eroberte 23 Kanonen. Hierauf schlug er Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte den 18. Febr. fg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entschied dann den Sieg bei Bar sur Aube, und trug zu dem bei Arcis sur Aube (21. März) viel bei. Auf dem Schlachtfelde bei Bar sur Aube erhielt er den St.-Georgsorden 2. Classe. Sein König gab ihm d. 7. März 1814 den Feldmarschallsstab, und erhob ihn (9. Jun. 1814) zum Fürsten. Hierauf verlieh er ihm und dem jedesmaligen Chef des Hauses, am 24. Mai 1815, das im Nordgau liegende Ellingen (Stadt und Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern) als ein Fürstenthum und Thron- und Mannlehn, unter bairischer Hoheit. Diese Belohnung ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürsten v. Metternich unterhandelten,

Digitized by Google

und den 3. Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Baiern an Öſtreich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür es Würzburg und Aſchaffenburg ſogleich in Beſitz nahm und ſich von Oeſtreich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz verſprechen ließ. — Auf dem Congreſſe in Wien zeigte er ſich als geiſtvollen Diplomatiker, wie er ſich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 drang er an der Spitze des bairiſchen Heeres in Lothringen ein, und ging den 23. Juni über die Saar. Die Ereigniſſe in den Niederlanden öffneten ihm den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Baiern zurück, und nahm nun als Reichsrath oder Mitglied der erſten Kammer an den Verhandlungen des erſten Landtags in Baiern 1819 Antheil. Dann ward er mit mehren wichtigen Sendungen beauftragt und am 1. Oct. 1822 als Generaliſſimus an die Spitze des bairiſchen Heers geſtellt. Fürſt W. vereinigt ſchnellen Überblick, große Beſonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichneter perſönlicher Tapferkeit. (S. „Zeitgenoſſen", Heft XXII.)

Wren (Sir Chriſtopher), einer der gelehrteſten und berühmteſten Baumeiſter, geb. den 20. Oct. 1632 zu Eaſt Knoyle in Wiltſhire, wo ſein Vater Pfarrer war. Schon in der Schule zu Weſtminſter entfalteten ſich ſeine großen Anlagen, und bereits in ſeinem 13. Jahre erfand er ein neues aſtronom. Inſtrument, das er, ſowie eine Abhandlung vom Urſprung der Flüſſe, ſeinem Vater in geiſtreichen lat. Verſen widmete. In Oxford, wohin er in ſeinem 14. J. ging, zeichnete er ſich durch große Fortſchritte in den mathemat. Wiſſenſchaften aus. Alle ſeine Jugendarbeiten ſind Beweiſe eines fruchtbaren, reifen und hochgebildeten Geiſtes. Er ward in ſ. 20. Jahre 1657 zum Lehrer der Aſtronomie im Gresham-College in London ernannt, vertauſchte aber dieſe Stelle 1660 mit dem Lehrſtuhle der Aſtronomie in Oxford. Seitdem zeichnete er ſich durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwiſſenſchaften aus, und vertraut mit allen Werken der Vorzeit und der ganzen gelehrten Welt, erweiterte er unabläſſig das Gebiet der Wiſſenſchaften. Als Mitglied der königl. Geſellſchaft nahm er an den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen derſelben den thätigſten Antheil. Am merkwürdigſten aber iſt die ſeltene Verbindung theoret. Wiſſenſchaft und des prakt. Genies, deſſen Schöpferkraft ſo viele bewunderte Werke hervorgebracht hat. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter der Regierung des Papſtes Innocenz X. und unter Bernini's Aufſicht war zu jener Zeit ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, und ſcheint dazu beigetragen zu haben, W.'s Geiſteskräfte in das Gebiet zu führen, wo er ſeinen Ruhm finden ſollte. Der Tod ſeines großen Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erſtes Werk war das prächtige Sheldons Theater in Oxford, durch deſſen Erbauung (1663) er bald berühmt wurde, und nicht lange nachher erbauete er das Pembrokecollegium in Cambridge, aber nie ward er bei dieſen Arbeiten je ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften, untreu. Er reiſte 1665 nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, beſonders das Louvre, für ihn eine lehrreiche Schule wurden. Es iſt merkwürdig, daß er, ohne je Italien geſehen zu haben, in einem Lande, das verhältnißmäßig ärmer an Denkmälern der Baukunſt war als andre Länder, und nur vorzügliche gothiſche Gebäude beſaß, und bei der herrſchenden Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, die erſtaunenswürdigen Entwürfe zu faſſen und auszuführen vermochte. Der große Brand in London (1666) öffnete ſeinem Geiſte ein neues Feld, und die dadurch veranlaßten Entwürfe nahmen ſeine ganze Geiſteskraft in Anſpruch. Er machte gleich nachher einen Plan zu einer neuen Stadt, der vor allen andern Entwürfen Beifall fand. Dieſer Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, obgleich W. zum erſten Baumeiſter für die Wiederherſtellung der Stadt ernannt wurde, weil ſich die Hauseigenthümer nicht zu Aufopferungen verſtehen

Digitized by Google

wollten. Nach seinen Entwürfen ward der Bau der Paulskirche (s. d.) begonnen und in 35 Jahren (1676—1710) herrlich vollendet: ein Werk, das nach der Peterskirche zu den vollkommensten Denkmälern der neuern Baukunst gehört. Einer seiner Nachkommen hat 1749 9 verschiedene Plane von W. herausgegeben, welche die Grundrisse der St.-Paulskirche darstellen. Irrig ist die gewöhnliche Angabe, daß W. die Peterskirche zum Muster genommen habe; der Plan war ganz seine eigne Erfindung; hingegen hat man noch das Modell eines Altars aus der Peterskirche, das er ausführen wollte, wenn sein erster Entwurf wäre angenommen worden. Das sogen. Monument in London, oder die Säule zum Andenken des Brandes in London, ward 1671 angefangen und in 6 Jahren ausgeführt, eine prächtige canelirte dorische Säule, die auf einem 40 Fuß hohen, mit Basreliefs verzierten Postament steht und 202 Fuß hoch ist. Inwendig führt eine schneckenförmige Treppe von 345 schwarzen Marmorstufen zum Gipfel, wo nach W.'s Plan 2 Statuen von Bronze stehen sollten, die eine den König Karl II., der die Bürger zur Erbauung der neuen Stadt ermunterte, und die andre, eine weibliche Gestalt, die gerettete Stadt vorstellend. Später aber stellte man eine schlechte Vase darauf, und umbauete es überdies von allen Seiten mit unansehnlichen Häusern. Man zählt über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.'s Plan und unter seiner Aufsicht von 1668—1718, während welcher Zeit er Oberaufseher aller königl. Bauten war, vollendet wurden. Außer den genannten Werken gehören zu seinen vorzüglichsten der neuere Theil des Palastes Hamptoncourt, der Palast zu Wincheſter, das Theater zu Oxford, die Kirche zu St.-Stephan Walbrook, das Spital zu Chelsea, und ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für die Matrosen in Greenwich. Er setzte seine Arbeiten bis in sein 86. Jahr (1718) fort, wo er durch Hofränke verdrängt wurde. Seitdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben, in seinem Hause zu Hamptoncourt, und kam nur zuweilen nach London, um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu führen, und sich seines großen Werkes, der Paulskirche, zu freuen. Seinem Sohne überließ er es, den letzten Stein auf die Kuppel derselben zu legen. Seine Kräfte nahmen jedoch schnell ab, und wahrscheinlich trug der Unmuth, den der Greis über des Königs ungroßmüthiges Betragen empfand, nicht wenig bei, ein Leben abzukürzen, das Mäßigkeit und Arbeitsamkeit soweit über die gewöhnliche Grenze hinaus verlängert hatten. Er starb 1723 an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf dem Wege von Hamptoncourt nach London zuzog. Man fand ihn todt in seinem Stuhle, wo er sich nach dem Essen zum Schlafen niedergesetzt hatte. Er ward in der Paulskirche begraben, deren Bau er begonnen und vollendet, und sein Grabmal bezeichnet die schöne Inschrift: „Si monumentum requiris — circumspice". Er war Präsident der königl. Gesellschaft, 2 Mal Mitglied des Parlaments und lange auch Großmeister der großen Freimaurerloge. Über s. Antheil an der Wiedergeburt der Freimaurerverbindung vgl. Freimaurer. Seine nachgelassenen Werke und seine Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. Man verdankt ihm auch mehre Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, unter andern ein Instrument zur Bestimmung der Menge des jährl. fallenden Regens; er gab Mittel an, astronom. Beobachtungen mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit anzustellen, und war der erste Urheber des Versuchs, Flüssigkeiten in die Adern der Thiere zu spritzen. Sein Leben beschrieb der Baumeister Elmes in den „Memoirs of the life and works of Sir Christopher Wren" (London 1823, 4.) und die „Biographia Britannica".

Wright (Sir Thomas), ein engl. Schiffscapitain, der im April oder Mai 1804 in franz. Kriegsgefangenschaft fiel. Weil er Georges und andre Verschworene, z. B. Villeneuve und Picot, den 27. Aug. 1803, dann Armand Polignac im Anfang Dec. dess. J., und zuletzt Pichegru, Lajolais, Jules Polignac u. A. am 16.

Digitized by Google

Jan. 1804 auf dem Geſtade von Belville ans Land geſetzt hatte, ſo glaubten Bonaparte, Fouché und Réal, daß er die Verbindungen und Abſichten der Verſchworenen in Frankreich ſelbſt genau kenne; er ſollte daher als Zeuge gegen die Angeklagten auftreten. Allein W. behauptete ſtandhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franz. Küſte zu landen, vollzogen habe, von allem Übrigen aber Nichts wiſſe. Hierauf — ſo wird erzählt — hoffte man durch die Marter ein Geſtändniß von ihm zu erpreſſen, und die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm verſprochen, aufs beſte für ihn in Frankreich zu ſorgen, wenn er das verlangte Geſtändniß thun würde; W. ſei aber unerſchütterlich bei ſeiner erſten Ausſage geblieben. 1805 verlangte England durch ſpan. Vermittelung W.'s Auswechſelung, und Napoleon ſagte dieſelbe zu; allein im Nov. d. J. machte der „Moniteur" bekannt, W. habe ſich bei der Nachricht von dem Unglücke der Öſtreicher bei Ulm aus Verzweiflung ſelbſt das Leben genommen. Dagegen ward in England behauptet, daß Bonaparte ihn habe erdroſſeln laſſen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenſchlichkeit. Als in der Folge der engl. Schiffsarzt, D. Warden, zu Bonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St.-Helena ſagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain W. im Tempel habe erdroſſeln laſſen", ſo ganz, wie Warden erzählt, Bonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menſchen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebſten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Proceß, den ich damals den Verſchworenen machen ließ, konnte ja W. als der bedeutendſte Zeuge auftreten, weil er die Hauptperſonen der Verſchwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte". Zugleich betheuerte Bonaparte, daß Capitain W. im Gefängniſſe im Tempel Hand an ſich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher als es im „Moniteur" bekanntgemacht worden ſei. Fouché und Savary behaupten das Nämliche. Jener Proceß fällt in die Monate März, April und Mai 1804, W.'s Tod aber in die letzten Tage des Oct. 1805. Napoleons Verſicherung kann ſo viel beweiſen, daß er von W.'s Mißhandlung und Ermordung Nichts gewußt habe; der Verdacht würde dann immer noch auf Savary, Fouché und Réal laſten, die ſich oft ſtaatsinquiſitoriſche Willkür erlaubt haben, und, wenn ſie W.'s Geſtändniß durch die Folter hatten erpreſſen wollen, dieſe vergebliche Gewaltthat nicht anders als durch deſſen Ermordung verhüllen konnten. Indeß ſind weder Actenſtücke noch glaubwürdige Zeugen bekannt, die jenes Gerücht, das Saalfeld als eine Thatſache annimmt, beſtätigen. Auch in den „Mém. du Duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du Capit. Wright, de Mr. Bathurst etc." (Paris 1825), wird dieſes Gerücht widerlegt.

Wucher (**usuraria pravitas**). Wer einem Andern Geld zu ſeinem Gebrauche vorſtreckt, muß billigerweiſe dafür einen Theil von Dem erhalten, was der Andre mit dieſem Gelde verdienen kann. Dies ſind die Zinſen (**usurae**, ſonſt auch Geſuch genannt), deren Maß eben hierdurch beſtimmt iſt, und nach den Umſtänden wechſelt. Denn wo mit dem Capital viel gewonnen werden kann, iſt es auch nicht unbillig, einen größern Theil an den Darleiher abzugeben, und hohe Zinſen ſind daher oft die Wirkung einer ſteigenden Lebendigkeit des bürgerlichen Verkehrs. Allein ſie ſtehen auch mit der allgemeinen Rechtsſicherheit und Freiheit im Zuſammenhang, und werden größer werden müſſen in dem Grade, als jedes Darleihen wegen ſchlechter Rechtspflege und Möglichkeit willkürlicher Regierungsmaßregeln ein gewagtes Geſchäft iſt. Daher ſind ſehr hohe Zinſen ohne lebhaftes bürgerliches Verkehr das ſichere Zeichen einer ſchlechten Staatsverfaſſung. Die Verlegenheit eines Geldſuchenden benutzen, um ihm höhere als die gemeinen, landüblichen Zinſen abzudringen, iſt Wucher, und da dies meiſt die ärmere Claſſe und unerfahrene Leute trifft, ſo haben die Staaten nöthig gefunden, ſich dieſer gegen die Bedrückungen und Überliſtungen anzunehmen. Geldgeſchäfte fallen in den Zeiten

Digitized by Google

der Rohheit eines Volkes, wo nur der Krieger geehrt wird, den Sklaven und Fremden anheim, welche ſich mit Schlauigkeit und Verzicht auf äußere Ehre unter ihren ſtolzen Schuldnern durchwinden, und ſich Demüthigungen, auch Gewaltthaten gefallen laſſen, um ſich durch Geldgewinn zu entſchädigen. Daher die Verächtlichkeit, welche auf dem Gewerbe der Geldwechsler (Campſoren) lag. Im Mittelalter kam dazu, daß man wegen mißverſtandener bibliſcher Stellen alles Zinsnehmen für Sünde und Wucher erklärte, was die Folge hatte, daß die Gelddarleiher ſich durch verſteckte Zinſen, Renten und Gültenkauf, Kauf von Gütern mit Vorbehalt des Rückkaufs u. dgl. zu helfen ſuchten. Die Geiſtlichkeit, im Beſitz des meiſten baaren Geldes, ging hier mit einem guten Beiſpiele voran. Nach und nach wurde das Nehmen offener Zinſen wieder erlaubt, allein Reichs- und Landesgeſetze wetteiferten, theils einen geſetzlichen Zinsfuß feſtzuhalten, theils alles Nehmen höherer Zinſen als Wucher zu beſtrafen. Jenes war meiſtens 5 vom Hundert jährlich (Rom hatte 1 Procent monatlich centesimas, alſo 12 Proc. jährl.); ob der 6. Zinsthaler erlaubt ſei, iſt lange geſtritten worden. Für kleine Darlehen auf kurze Zeit, für Wechſelgeſchäfte und den Handel überhaupt, vorzüglich aber Seehandel und andre gewagte Geſchäfte, läßt ſich gar kein Zinsfuß feſthalten. Den Wucher beſtrafen die Reichsgeſetze mit Verluſt eines Viertheils des Capitals, an welchem der Wucher getrieben worden iſt: eine ſehr ungleiche Beſtrafungsweiſe, bei welcher ein zu viel genommener Thaler in dem einen Falle mit wenigen Thalern, im andern mit 1 Mill. und noch mehr beſtraft werden könnte. Dieſe Geſetze haben den Wucher nicht ausrotten können, weil der Geldſuchende in der Noth ſich doch den Klauen des harten Wucherers preisgibt, und umgekehrt das Nehmen eines größern Gewinns bei unſichern Darlehen unvermeidlich iſt. Der menſchliche Witz iſt auch ſehr geſchäftig geweſen, für die verbotenen Zinſen Masken zu erfinden, ſodaß beim Empfang des Darlehns der Schuldner ſchweigen muß, weil er ſonſt kein Geld erhält, und beim Zurückzahlen ſelten einen Beweis des Wuchers hat. Daher iſt ſchon oft davon die Rede geweſen, alle Wuchergeſetze aufzuheben, was aber auch bedenklich ſein möchte. Aber die Strafen könnte man abſchaffen, wenn man nur ein gewiſſes Zinsmaß (für das gewöhnliche Verkehr außer dem Handel) für klagbar erklärte, und dem Schuldner das Zuvielgezahlte etwa doppelt zurückzufodern erlaubte. Mit Bentham's „Vertheidigung des Wuchers ꝛc." (a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788) vgl. man v. Sonnenfels „Abhandl. über Wucher und Wuchergeſetze" (Wien 1789 und 1791); ſ. auch J. C. Roth's „Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demſelben ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun" (Nürnberg 1793).

Wundarzneikunſt, ſ. Chirurgie.

Wunder ſind Ereigniſſe, welche Denen, die ſie ſahen, eine ſolche Verwunderung abnöthigten, daß ſie ihnen nach den bekannten Geſetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erſchienen. Sie ſtehen daher immer in Beziehung auf unſern Verſtand und ſind für dieſen unerklärbare Wirkungen, welche mit den bisher erkannten Kräften und deren Äußerungen zu ſtreiten ſcheinen. Die Erzählung von Wundern, die ſich vormals zugetragen haben ſollen, wird uns daher um ſo dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und erſten Erzähler ſolche Ereigniſſe angeſehen haben. Wundergeſchichten aus unſerer oder einer nicht lange vergangenen Zeit laſſen ſich viel leichter erklären als Nachrichten dieſer Art aus einer entlegenen Vorzeit; und ſind die Erzähler über den Verdacht einer abſichtlichen oder unabſichtlichen Täuſchung erhaben, ſo ſcheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die ſicherſte Auskunft. Mit den Wundergeſchichten in der Bibel verhält es ſich ſo; und da die meiſten derſelben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumſtände erzählt ſind, ſo mußten freilich die ſogen. natürlichen Erklärungen Verſuche bleiben, die mehr oder weniger den über ſie verhängten Tadel der Willkür verdienen. Als

Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, uns werden sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet zum Theil der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vgl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wunderbar findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern Nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat". Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt". Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß der hohe, gottbegeisterte Mensch eine höhere Macht über die Natur ausübt und ihre Kräfte genauer kennt und versteht, mit welchen er zu heiligem Zwecke wirkt. E.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder ihrer ungeheuern Größe und Dauer oder ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen so unübertrefflich scheinen, daß man sie die Wunder der Welt, und da gerade ihre Zahl nur 7 ausmacht, die 7 Wunder der Welt genannt hat. Es waren: 1) die ägyptischen Pyramiden (s. d.), an deren Statt von Einigen der Pharos (s. d.) von Alexandrien hierher gerechnet wird; 2) die Mauern und 3) die sogen. hängenden Gärten zu Babylon (s. Babylon und Semiramis); 4) der Tempel der Diana zu Ephesus (s. d.); 5) die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter); 6) das Mausoleum (s. Artemisia und Mausoleum); 7) der Koloß zu Rhodus (s. Koloß). Doch muß man nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur die ersten Werke gewesen seien, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen. Diesen Wunderkreis, den die Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammensetzten, beschrieb Philo der Byzantiner, dessen Buch: „De septem orbis spect." (edit. Orelli, Leipzig 1816) zuerst der Bibliothekar der Vaticana, Leo Allatius, 1640 herausgab. Schinkel in Berlin hat die Ansichten von jenen Wunderbauen für Gropius's d. Ä. Theater gemalt. Hirt hat über das Mausoleum und den Tempel der Diana, Quatremère de Quincy über den olympischen Jupiter, und die „Description d'Egypte" über andre Kunstbaue des Alterthums viel Lehrreiches gesagt.

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe Nichts an, Alles aber darauf, daß der Gegenstand, wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Überraschenden, Neuen, Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Verwunderung oder Bewunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Überraschende, Seltsame ꝛc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von der gewohnten Ordnung der Dinge überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in dem Reize der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in dem Streben unsers unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgenen Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen Blick zu

Digitized by Google

eröffnen, daher lieben wir dasselbe, und die Kunst, ihrem innern Ursprunge nach auf das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetische Wunderbare, das ist Dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus sich ergibt, einestheils, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt ist, anderntheils, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren verliert, sobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen ist es aber insbesondere verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eignen freien Kraft erweckt und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unserer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann das Wunderbare auch in freundlicher, anmuthiger Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmärchen, in Wieland's „Oberon" ꝛc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetische Wunderbare nie ohne Bedeutung sein und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste Märchen, als Erzeugniß der Dichtkunst, einen poet. Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wol, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht stattfinden kann, dessen sie sonst wol fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns etwas gibt, noch weit Mehres verbirgt. So ist auch das Wunderbare dem Wahrscheinlichen, nicht aber dem Wahren entgegengesetzt. Denn wahrscheinlich ist, was den Schein des wirklich Geschehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfodert nur innere Übereinstimmung des Dargestellten. Um dieser Wahrheit willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und man muß sogar das Romanhafte von dem Romantischen wohl unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der besondern Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichtesten vor die Phantasie führen, und durch Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und darstellen. Namentlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (s. d.), welches seine erhabenen Gegenstände in die günstige Ferne der Vergangenheit stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das Wunderbare gern als seinen Bestandtheil aufnimmt, wie im Märchen. Beschränkter ist die Erscheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle, sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper, und die Musik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren, und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; am meisten jedoch unter ihnen die Malerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuschend nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Bestreben nach dem Wunderbaren leicht in das Abenteuerliche verfällt. — Unter verschiedenem

Digitized by Google

Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter, und erscheint als fröhliches, sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und neuern Zeit überhaupt hat einen ernstern Charakter, und ist oft aus dem trüben, gestaltlosen Reiche der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft. T.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, entweder einfach bogenförmig gekrümmte, oder auch zweiästige, in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht oder Metall, welche von abergläubischen Menschen angewendet wird, um da, wohin sich diese auf eine eigenthümliche Weise mit den Fingern gehaltene Ruthe vorzüglich neigt, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Besonders wird sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge damit ausfindig zu machen. Wie häufig dieser Aberglaube von Betrügern ist benutzt worden, bedarf hier keiner weitläufigen Ausführung. Auch würde diese Anwendung der sogen. Wünschelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor einigen Jahren ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardasees geboren), durch ernstliche und nachdrückliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, vermittelst körperlicher Empfindungen, wahrnehmen zu können, großes Aufsehen gemacht hätte, und auch die von ihm angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung zeugten. Ritter, ein bekannter Naturforscher zu München, reiste auf Befehl des Königs von Baiern 1806 zu Campetti nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche anzustellen; und es wurden diese Versuche auch wirklich, besonders mit Schwefelkiespendeln, gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe von Metallen schwingen. Ritter hat vornehmlich bei dieser Gelegenheit sich eines Instruments bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinen Streifen von Kupfer oder anderm Metalle, ungefähr 6 Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretin's „Neuem liter. Anzeiger (1807), von Nr. 22 an; auch hat Gilbert äußerst anziehende Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgeg. (Vgl. Rhabdomantie.)

Würde ist der innere Werth eines Gegenstandes, welcher darauf beruht, daß er s. Zweck in sich selbst hat. Vorzugsweise kommt daher die Würde der Person zu, denn sie ist ein Wesen, welches Zwecke erkennt, sich selbst setzt und darnach seine Handlungen bestimmt. Daß ein Gegenstand aber seinen Zweck in sich selbst hat, hindert ihn nicht, auch Zwecke nach Außen zu erfüllen, d. i. nützlich zu sein; nur ist diese Beziehung der erstern untergeordnet.

Wurf, s. Ballistik.

Würfel oder **Cubus** ist ein von 6 gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der 12 Kanten und 8 Ecken hat, von denen jede der andern gleich ist. Er gehört daher zu den regulairen Körpern, und zwar ist er der einzige regulaire, welcher von 6 Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andre (Grundlinie). Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige

Digitized by Google

Multiplication irgend einer Zahl mit ſich ſelbſt entſteht, die Cubikzahl dieſer Zahl, und dieſe Zahl ſelbſt wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Die Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Einheit angenommenen Würfel, durch deſſen Ganzes oder auch Bruchtheile ſie dieſen Inhalt ausdrücken lehrt.

Wurfrad wird, zum Unterſchiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Waſſer bloß fortwirft und nicht ſchöpft. Gewöhnlich beſteht ein ſolches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in ſchiefer Richtung angebrachten Schaufeln. An der untern Hälfte dieſes Rades iſt unten auf beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen ſehr kleinen Raum zwiſchen ſich und dem Rade läßt. In dieſe Verkleidung kann ſich unterhalb das Waſſer von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen ſucht.

Wurm (Albert Aloyſius Ferdinand), ausgezeichnet unter den jetzt lebenden Darſtellern des Komiſchen auf der Bühne, ward 1783 zu Greifenhagen in Pommern geb. Früh verlor er ſeine dürftigen Ältern, und ſelbſt der Unterricht einer Dorfſchule ward ihm nur kurze Zeit zu Theil. Den Verfolgungen einer harten Stiefmutter entzog er ſich durch die Flucht, diente dann zuerſt bei Handwerkern, ſpäter bei Herrſchaften, und lernte in dieſer Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er ſo glücklich geworden iſt. Puppenſpieler weckten zuerſt ſeine Neigung zum Theater, und als er endlich in Neuſtrelitz ein wirkliches Schauſpiel aufführen ſah, faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Bretern zu verſuchen. Er begann, nach mehren mißlungenen Bemühungen, dieſe Laufbahn bei Kunſtreitern; nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauſpielertruppen in Schleſien. Zum erſten Mal betrat er die Bühne als Plumper in „Er mengt ſich in Alles" (ſpäter eine ſ. beſten Rollen). Doch führte ihn ſeine Stimme von bedeutendem Umfange und ungemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erſter Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warſchau fand er ſein erſtes anſtändiges Unterkommen und blieb daſelbſt bis 1804; dann machte er eine Kunſtreiſe nach Breslau, Bamberg, Würzburg, und blieb an letzterm Orte. Eine zweite Kunſtreiſe führte ihn im Sommer 1809 nach Berlin, wo er feſt engagirt ward, und nach Beendigung ſeiner angefangenen Reiſe mit Kotzebue's Pachter Feldkümmel ſeine neue Laufbahn begann. Nicht lange darnach wurde zum erſten Mal das „Hausgeſinde" gegeben, eine Oper, welche in 2 Jahren einige und achtzig Mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten W.'s erſte Tenorrollen ein Ende. Er wäre indeß vielleicht nie von Berlin abgegangen, hätte er ſich nicht durch das glückliche Auffaſſen des Komiſchen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdiſchen Nation, z. B. in der Poſſe: „Unſer Verkehr", den Haß derſelben zugezogen. Doch hatte ein gegen den Künſtler eingeleiteter Criminalproceß keine weitern Folgen. Auf einer darauf unternommenen Kunſtreiſe über Hamburg durch ganz Norddeutſchland bis nach dem Rhein und Main ward ihm die glänzendſte Anerkennung ſeiner Verdienſte. 1817 nahm er bei dem neu eingerichteten Theater in Leipzig eine Stelle an, die er aber bald aufgab, um fortan völlig frei ſeine Kunſt zu üben. Eine ausführliche Charakteriſtik dieſes ausgezeichneten Künſtlers zu geben, erlaubt hier der Raum nicht. Nur ſo viel ſei für Diejenigen geſagt, die ihn noch nicht ſahen: er iſt in der Darſtellung des Niedrigkomiſchen bis in ſeine feinſten Schattirungen einer der glücklichſten Schauſpieler. Eine unerſchöpfliche Laune, Feſtigkeit und pſychologiſche Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glücklicher Takt, das Komiſche im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine ſanfte, melodiſche Stimme, und ein bis zum Bewunderungswürdigen biegſames Organ ſind die hervorſtechenden Vorzüge ſeines Talents. Durch ſ. Heinrich im „Zinngießer", Adam im „Dorfbarbier", Lorenz im „Hausgeſinde", Crack im „Lügner und Sohn", Ferdinand in den „Drillingen", Jakob in „Unſer Verkehr", Schneider im „Schneider und Sänger", Matz im „In-

Digitized by Google

termezzo" u. ſ. w. iſt er ein Liebling von ganz Norddeutſchland geworden. Mit ſeiner ausführlichen Biographie und der Geſchichte ſeines unglücklichen Proceſſes eröffnete ein Freund und Verehrer ſeiner Kunſt in Hamburg vor einigen Jahren eine Zeitſchrift: „Hamburgs Wächter", an welche Diejenigen verwieſen werden, welche dieſen Komiker näher kennen lernen wollen.

Würmer können als Krankheitsurſache bei Menſchen und bei Thieren vorkommen. Die gewöhnlichſten bei den Menſchen ſind im Darmcanal, und zwar die Madenwürmer (Askariden), in den dicken Gedärmen, die Spulwürmer, vorzüglich in den ſogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer ſich aufhalten. Die Madenwürmer ſind den Käſemaden ähnlich, manche aber ſind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie ſind beſonders häufig bei Kindern, denen ſie ein ſehr läſtiges Jucken im Maſtdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang und andere Beſchwerden verurſachen. Die Spulwürmer ſind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ringe, der mit kleinen Wärzchen beſetzt iſt, an der Spitze des Kopfes verſehen. Die Maulöffnung beſteht aus verſchiedenen Saugröhren. Sie ſind oft klumpenweiſe, oder ihrer viel in einen Knaul zuſammengewickelt, an mehren Stellen der Därme vorhanden, ſowol bei Kindern als bei Erwachſenen, und verurſachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Kneipen und Schmerzen im Unterleibe, meiſtens in der Nabelgegend, und beſonders nach dem Genuſſe ſüßer Speiſen oder andrer Dinge, die ihnen zuwider ſind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart ſind Übelkeit, Zuſammenfluß wäſſerichten Speichels in dem Munde, übelriechender Athem, blaſſes, aufgedunſenes Geſicht mit bläulichen oder bräunlichen Bogen, beſonders an dem untern Augenrande, Erweiterung des Augenſterns, unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenlidern, auch zuweilen mit Zähneknirſchen, trüber, weißer Urin, ein dicker, geſpannter Unterleib. Über die **Bandwürmer** ſ. m. d. eignen Artikel. Über die Entſtehung der Eingeweidewürmer haben die Ärzte und Naturforſcher verſchiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Same von Außen in die Gedärme komme, ſteht Mehres entgegen, z. B. daß jede Thierclaſſe, und ſo auch der Menſch, ihre eignen Arten von Würmer haben; daß dieſe Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verſchwendung wäre, die der weiſen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwiderliefe, wenn man annehmen wollte, daß der Same der Würmer außerhalb der thieriſchen Körper verbreitet, und dennoch beſtimmt wäre, ſich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieſelben käme, zu entwickeln. Es iſt daher weit folgerichtiger, anzunehmen, daß der Urſtoff zu den Würmern, oder der Same derſelben, jedem thieriſchen Körper angeboren iſt, und nur beſondere krankhafte Verhältniſſe der Erzeugung und Ausbildung derſelben begünſtigen. Es gibt daher zuweilen eine epidemiſche Conſtitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Urſache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meiſten Symptome derſelben ſind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, ſo nannte man ſie auch wol geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Urſache waren. H.

Wurmſer (Dagobert Sigmund, Graf v.), kaiſerl. öſtr. Generalfeldmarſchall, ſtammte aus einer angeſehenen und reichen Familie in Elſaß, und war 1724 geb. Anfangs wollte er ſich den Wiſſenſchaften widmen, trat aber bald in öſtr. Kriegsdienſte, machte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit, und kam als General-Feldwachtmeiſter aus demſelben zurück. 1773 ward er Chef eines Huſarenregiments, und einige Jahre ſpäter Feldmarſchall-Lieutenant. Im bairiſchen Erbfolgekriege befehligte er ein beſonderes Corps in Böhmen. Aus der Geſchichte jenes Krieges iſt bekannt, daß in dem erſten Feldzuge (1778) von beiden Seiten nichts

Digitized by Google

Großes gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten ſich häufig in den Winterquartieren, beſonders an der Grenze von Schleſien und der Grafſchaft Glatz. Gegen dieſe letztere, und gegen Glatz ſelbſt, beſchloß W. eine Unternehmung. Es gelang ihm (18. Jan. 1779), die Preußen in Habelſchwerd zu überwältigen und viele Gefangene zu machen — faſt der einzige bedeutende Vortheil, den die Öſtreicher in dieſem Kriege über die Preußen erhielten —, aber gegen Glatz ſelbſt konnte er Nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verſtärkt vor, und der am 8. März geſchloſſene Waffenſtillſtand, auf welchen der Friede zu Teſchen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. W. ward in der Folge zum commandirenden General in Galizien, und 1787 zum General der Cavalerie ernannt. Beim Ausbruche des franz. Revolutionskrieges erhielt er den Auftrag, ein Armeecorps im Breisgau zuſammenzuziehen. Er ging am 31. März 1793 bei Ketſch, zwiſchen Manheim und Speier, über den Rhein, griff am folg. Tage den franz. Nachtrab unter Cuſtine an und ließ ſeine Vorpoſten bis Landau ſtreifen, welches er, doch ohne Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condé'ſche Corps ſich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunſchweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte ward er (im Dec.) genöthigt, über den Rhein zurückzugehen, im Jan. 1794 von ſeinem Corps abgerufen, bei welchem der Prinz von Waldeck einſtweilen in ſ. Stelle trat. Im Aug. 1795 kam er wieder zum Heere, und nachdem die Franzoſen am 23. und 29. Oct. bei Manheim geſchlagen worden waren, griff er dieſe Feſtung an, die ſich ihm am 22. Nov. ergab. Nachdem im Dec. 1795 zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, nahm W. ſein Hauptquartier zu Manheim. Am Rhein herrſchte bis zum Mai 1796 eine faſt gänzliche Unthätigkeit; deſto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der ſich mit dem öſtr. Heere bis in das Tirol hatte zurückziehen müſſen, legte den Oberbefehl deſſelben nieder, und W. trat an ſ. Platz. Er traf am 1. Jul. 1796 im Hauptquartiere zu Trient ein, machte ſogleich Anſtalten zum Vordringen, um das von den Franzoſen blockirte und von Vukaſſowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien, und vertrieb die Franzoſen aus verſchiedenen Stellungen. Dieſe hoben zwar die Blockade von Mantua auf, erhielten aber (3. und 5. Aug.) entſcheidende Vortheile über die getheilten öſtr. Armeecorps, die ſich über die Eſch zurückziehen mußten. Dennoch drang W. unter verſchiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. warf er ſich, von den Franzoſen gedrängt, in die Feſtung, welche nun aufs neue blockirt wurde. Zwar machte er verſchiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (15. Nov.), wo die Öſtreicher unter Alvinzy geſchlagen wurden, hatte auch die Folge, daß Mantua enger eingeſchloſſen wurde. Der Verluſt der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (14. und 16. Jan. 1797) verſchlimmerte die Lage dieſer Feſtung, von deren Schickſal auch das Schickſal Italiens abzuhängen ſchien. Die Unmöglichkeit eines Entſatzes, Mangel an Lebensmitteln und beſonders der gänzliche Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingeriſſenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarſchall am 2. Febr., Mantua, nach einer Blockade von 9 Monaten, an den franz. General Serrurier zu übergeben. Für W. war die Capitulation ſehr ehrenvoll, und der franz. Obergeneral Bonaparte ließ ihm in ſeinem Berichte an das Directorium volle Gerechtigkeit widerfahren. Der unglückliche, aber verdienſtvolle 73jährige Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien und wurde zum commandirenden General in Ungarn beſtimmt. Ehe er aber noch dieſen Poſten antreten konnte, ſtarb er zu Wien an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua ſich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und einſichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. Einen Beweis ſeiner Toleranz gab er dadurch, daß er in

Prag einen Gottesdienſt für die proteſtant. Militairs einrichten ließ, ehe noch die daſigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienſt erhielten.

Würtemberg (Königreich). Geſchichte. Kein größerer Staat in Deutſchland, keiner in ganz Europa iſt auf eine ſo eigenthümliche und einzige Art entſtanden als das Königreich Würtemberg oder eigentlich richtiger Wirtemberg. Virotungau ſoll ein alemanniſcher Gauname geweſen ſein. Man hat die Unterſchriften: Wirtinberch, Wirdeneberch, Wirtenberc, ſeit 1090. So viel iſt gewiß: Würtemberg war urſprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittlern Neckar gelegenen Stammhauſes, wo 1083 d. 11. Febr. die Capelle eingeweiht worden iſt. Daher wurde Würtemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, endlich des Königreichs. Am Ende d. 11. Jahrh. nennt die Geſchichte zum erſten Mal Herren von Würtemberg; bis zur Mitte d. 13. Jahrh. kommt die Familie nur hier und da gelegentlich wieder vor, von der Mitte d. 13. Jahrh. an aber in ununterbrochener Reihe, und die Geſchichte Schwabens iſt voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen beſtimmten Zweck hinzielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirthſchaftlichkeit und ritterliches Umſichgreifen. 1139 finden wir zum erſten Mal Grafen von Wirtemberc vor. Es gab nie eine Grafſchaft, die ſo hieß, und es iſt ohne geſchichtlichen Grund, daß Kaiſer Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienſte die Familie mit der Grafſchaft Würtemberg belehnt habe, ſowie die Hohenſtaufen mit dem ſchwäbiſchen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg ſind nicht urſprünglich kaiſerl. Beamte geweſen, deren Amtsbezirk ſich endlich in Lehen verwandelt hätte; ſie waren die Beſitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehren andern, Ehrenhalber der Grafenname beigelegt wurde, und denen auch ſpäterhin landvogteiliche Ämter und Nutzungen von den Kaiſern, Schutzvogteien aber von Klöſtern und Stiftern verliehen wurden. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern erwarben ſie, bald durch Kauf bald durch freie Übertragung, viele Gefälle, auch die meiſten Jagdgerechtſame, nur unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöſter, Städte, Dörfer richterlich und ritterlich zu ſchützen und zu regieren. Dieſe mit der Verpflichtung, die Regierungskoſten zu tragen, belegten Einnahmen heißen in Würtemberg die Kammer, und ſind alſo die von dem Regenten zu verwaltende Staatscaſſe. Geſondert ſind davon die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammerſchreibereigut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erſcheint hier, was ſonſt ſelten ſo vorkommt, Das, was der domus angehört, von Dem, was der dominus als Landesregent anwenden ſoll, geſchieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, ward als Erſparniß betrachtet, wofür Erwerbungen (für den Staat) zu machen waren. Steuerbeiträge ſollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regierungskoſten, die nicht bloß nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, ſondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigen ſind, nicht hinreichte. Sobald alſo Steuerbeiträge nöthig waren, konnte nicht mehr von Erſparniſſen und dadurch gemachten Erwerbungen für die Regenten allein die Rede ſein. Was erworben wurde, war nur zu erwerben geweſen, weil das Land Steuern zuſchoß; es war alſo in doppelter Rückſicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieſer Staatszuſtand entwickelte ſich unter folgenden Hauptperſonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte d. 13. Jahrh., iſt der Graf von Würtemberg, von welchem die würtemberg. Geſchichte in ununterbrochener Folge bis auf unſere Zeit herabläuft. Anfangs iſt dieſe Geſchichte Familiengeſchichte; Deſſen, was er und ſeine Nachfolger an Land und Leuten theils beſeſſen, theils zu ſchützen und zu ſchirmen gehabt haben, geſchieht nur gelegentlich Erwähnung. Würtembergiſche theils eigne, theils durch Regierungspflichten erhaltene Beſitzungen waren zu ſeiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelſpach im Herzen von Niederſchwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Kanſtadt, Waiblingen und Marbach; er ſelbſt mag Schorn-

Digitized by Google

dorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß iſt, daß die Grafſchaft Urach durch ſein Verdienſt ans bisherige Familiengut ſich anſchloß. Überhaupt war die Familie von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckarthale begütert; ſie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; ſelbſt in Oberſchwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von dieſem Allen nichts zuſammenhängend oder geſchloſſen; überall, ſogar in ihrer alten Heimath und ſelbſt am Fuße des Stammhauſes war ihr Beſitzthum von Gütern andrer Herren mannigfach durchſchnitten. Um ſo ſchwieriger mußte ihr Emporkommen ſein und um ſo verdienſtlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Vaihingen und Andre an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsſtädte waren gegen ſie in Eiferſucht, oft in Fehde; wohlhabende Klöſter ſtreckten nach jedem Gut die Hände aus. Aber dieſe kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgeſammt zu Grunde. Eine eigenthümliche, in mehren Geſchlechtsfolgen erhaltene Kraft der Familie, und eine kluge Benutzung jedes günſtigen Umſtandes erklärt die außerordentliche Erſcheinung, daß ſie ſo viele Andre überflügelte und bald auskaufen, bald durch Vogteiſchutz für ſich einträglich machen konnte. Damals war ganz Deutſchland, vorzüglich Schwaben, ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Die Macht der alten Hohenſtaufen hatte ſich bereits beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm ſelbſt wurde bald darauf vernichtet; die Könige und Kaiſer von Deutſchland ſeit dem Ende Friedrichs II. bis auf Rudolf von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinſicht unabhängig ſtanden die größern und die kleinern Herren Schwabens neben einander; jetzt galt es, ſich in der Mitte derſelben hervorzuthun. Unter ſolchen Umſtänden machte ſich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten würtemberg. Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendſten und tapferſten Ritter im ganzen Schwabenlande, mußten ſelbſt die ſchwachen römiſchen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er ſein angeſtammtes Gut, wie man aus Urkunden ſieht, ſondern auch durch Krieg und Eroberung; 8 Mal, ſagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geſchlagen. Dieſer eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtemberg. Hauſes ſtarb 1265. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, verwaltete das überkommene Familiengut länger als 50 Jahre mit einer ſo glücklichen und raſtloſen Anſtrengung, daß er noch einmal ſo viel an Land, Leuten und Einkünften hinterließ, als er ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil beſtand er ernſthafte Fehden mit den Kaiſern Rudolf von Habsburg, Adolf von Naſſau, Albrecht von Öſtreich. So mächtig und begütert war er ſchon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Anſprüche auf den Thron der deutſchen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher ſich jetzt vorzüglich widerſpenſtig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von ſeinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von ſeinen Unterthanen verlaſſen, aller ſeiner Burgen und Städte, ſeines ganzen Landes ſo durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht ſuchen mußte. Damals wäre es um den ſo ſchön aufblühenden Namen Würtemberg geſchehen geweſen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet ſchnell ſein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob ſich der niedergedrückte Eberhard eilig wieder, gewann das Verlorene zurück und fügte bis an das Ende ſeines Lebens durch Ankauf noch manche andre Beſitzungen hinzu. Er verlegte das Stift Beutelſpach, wo das Begräbniß ſeiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbariſcher Wuth geſtört hatte, von da nach Stuttgart; er ſelbſt mit ſeiner Familie wohnte, da auch die Burg Würtemberg, ihr bisheriger Aufenthalt, in Schutt und Aſche lag, ſeit dieſer Zeit meiſtens zu Stuttgart; und ſo fing dieſe Stadt an, die Hauptſtadt des würtemberg. Gebiets zu werden. Ein ſo reger

Digitized by Google

Geiſt des Ländererwerbens beſeelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters jene Herrſchaften im Elſaß erkaufte, welche bis in unſere Tage würtembergiſch geblieben und erſt durch die franz. Revolution dem Hauſe verloren gegangen ſind. Während der 19 Jahre, die er nach dem Tode ſeines Vaters regierte (1325—44), wurden von ihm über 81,000 Guld. auf Güterkauf verwendet. Darunter iſt Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Würtembergs, das ihm nicht höher als 20,000 Pf. Heller zu ſtehen kam, weil man nicht den Beſitz des Landes ſelbſt, ſondern nur die Gefälle, Rechte und Güter käuflich anſichbringen konnte, an denen die Verpflichtung zum Erſatz der Regierungskoſten haftete. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichſte Ritter ſeiner Zeit in ganz Deutſchland, und von großem Namen ſelbſt jenſeits des Rheins bei den Franzoſen, erkaufte während der Zeit ſeines Wirkens (1344—92) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und andre Güter, und erhielt und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsſtädte. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Untheilbarkeit und Erhebung der geſammten Ländermaſſe zum Herzogthum, iſt kaum einer oder der andre, welcher nicht durch eine oder mehre beträchtliche Erwerbungen dieſelbe vergrößert hätte. Namentlich ward von Eberhard IV. (er ſtarb 1419) die Grafſchaft Mömpelgard erheirathet durch Verbindung mit der Erbgräfin Henriette, welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V., hinterließ. Unter dieſen, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälteriſche Ordnung, welche erſt Eberhard V. (1450), der Stifter des münſinger Vertrags, wieder, auch gegen Eberhard den Jüngern, feſter ſtellte. Die Erweiterung des Gebiets ſchritt hauptſächlich durch Ankauf fort, den eine ſparſame Haushaltung begünſtigte; Andres ſchloß ſich freiwillig an, von Eroberungen iſt ſelten geradezu die Rede; es ſcheint, daß man häufig durch geſchicktes Vorbereiten den Mittelweg zwiſchen gewaltthätiger Beſitznahme und angebotener Verbindung einſchlug. Die Verſchwendung der ausſchweifenden Nachbarn kam dieſem Syſteme der Erwerbung mannigfaltig zu ſtatten, während die würtemberg. Dynaſtie ſich zugleich geraume Zeit in ſtrenger Mannhaftigkeit erhielt. Ergiebige Geldquelle waren vorzüglich die Landvogteien in Ober- und Niederſchwaben und im Elſaß, öfters in mehren dieſer Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eberharden häufig von den Kaiſern übertragen wurden. Dabei ſuchten ſie häufig, anſtatt Klöſter und Reichsſtädte pflichtgemäß zu ſchirmen, dieſelben auszuſaugen: ein Hauptgrund der zahlreichen Fehden und der öftern Enthebung von den Landvogteien. Gegen die Kirche war die Frömmigkeit der würtemberg. Stammherren ebenfalls ſehr haushälteriſch, dafür wußte ihre Klugheit unter günſtigen Umſtänden Schulden zu machen und vergaß auch wol die Rückzahlung. Aber die Hauptſache für das Gedeihen und Wachſen des Landes iſt unſtreitig der Umſtand, daß gerade in dieſem Zeitpunkte, als es galt, zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes ſtatthatte, und zwar nach einem richtig gefühlten und feſtgehaltenen Grundſatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlaſſung ein, daß ſein Beſitzthum in ſpäterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: „Wo Gott für ſei!“ Ihm waren 2 Söhne und von beiden Enkel erwachſen; ſein älterer Sohn ſtarb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte ſich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von ſeinem Weibe aufgehetzt, ausdrückliche Theilung des ererbten und gewonnenen Gutes, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzuſtehen. Erſt 1442, da die Hauptmaſſe ſchon ſtark war, theilten die 2 Söhne Graf Eberhards IV. alles würtemberg. Beſitzthum zum erſten Mal in 2 gleiche Hälften, doch nur bis 1482 dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß dadurch die Kraft des Hauſes gelähmt worden ſei. Graf Eber-

Digitized by Google

hard im Bart (ſ. d.), von der Linie, die nach Urach hieß, nachher der erſte Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen, und das Schickſal begünſtigte dieſelbe, indem mit ihm der uracher Mannesſtamm ausſtarb, und die Linie von Neuffen, welche neben der erſtgenannten beſtand, nur durch den (oft wahnſinnig tollen) Grafen Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich ſah Eberhard im Bart alle würtemberg. Beſitzungen durch den münſinger Vertrag von 1482 in ſeiner Perſon wieder vereinigt, ſodaß er Untheilbarkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Vertrag in ſeiner Familie und zugleich mit dem Lande ſelbſt machen konnte. Die 2 Gebiete wurden 1495 unter ihm vom Kaiſer Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben. Nun erſt wurde der Name Würtemberg zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgeſprochen. Schon damals war es der bedeutendſte Staat in ganz Schwaben, ſein Herzog wurde ſpäter kreisausſchreibender Fürſt mit dem Biſchof von Konſtanz und einziger Director der Kreisverſammlung. Auf dem Reichstage erhielt Eberhard ohne Widerſpruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürſteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieſes edeln Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundſatz der Untheilbarkeit zum Geſetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich den erſten Anſtoß zu der vertragsmäßigen Entwickelung ihrer Verfaſſung. Eberhard hatte zufolge eines Familienſtreites den Bürgerſtand ausſchließlich durch Landesabgeordnete aus ſeiner Mitte im münſinger Vertrag von 1482 zur nähern Beſtimmung und gründlichen Befeſtigung des gemeinen Weſens herbeigezogen. Die damals feſtgeſetzten und verbürgten Hauptpunkte betrafen zunächſt das Geſetz über die Untheilbarkeit des Landes, die Verordnung über einen Hof- und Kanzleietat, und den Ausdruck des einmüthigen Willens, von Seiten der Regierung und der Regierten, daß fortan von allen Machthabern über Würtemberg Dasjenige, was der Herrſchaft (Herrn und Lande) nützlich und gut ſein möge, unter Einwirkung der Prälaten, Räthe und Landſchaft, gethan werden ſolle. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, welcher, da unter Ulrich die verſchuldete Regierungscaſſe (Kammer) gerettet werden ſollte, ſich völlig abzog. Der Inhalt dieſes Vertrags, wie man ihn auch deuten, anwenden und ſelbſt beſtreiten mag, bleibt nach den Grundſätzen der ewigen Vernunft und geſchichtlichen Folgerichtigkeit ein nie zu verwerfender Grundſtein für die organiſche Ausbildung der würtemberg. Verfaſſung, und die Stimmführer des allgemeinen Beſten haben daher in unſern Tagen mit gutem, angeſtammten Rechte darauf ein großes Gewicht gelegt. Übrigens kommt das Beiſpiel von einer Vereinigung zwiſchen den Intereſſen des Fürſten und des Bürgerſtandes auch ſonſt noch öfter, und zwar in den mächtigſten Monarchien vor, indem es überall einen durchgreifenden Entwickelungspunkt für die Geſchichte des geſellſchaftlichen Verbandes bildet. Die neuern hiſtoriſchen Unterſuchungen liefern dafür fortgeſetzt ſehr ſchätzbare Beiträge. Unter Chriſtoph (ſ. d.) ward das Lutherthum verfaſſungsmäßige Religion des Landes, und durch ihn und ſeine Nachfolger gediehen die landſchaftlichen Ausſchüſſe (permanente Delegationen) und die geſonderte Landescaſſe der als Zuſchuß für beſtimmte Schulden oder Anſtalten frei bewilligten Landesſteuern zu ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Ohne Erfolg blieb, was der in Frankreich verbildete Herzog Friedrich zu Anfange des 17., was der für gehoffte Unterſtützung von Öſtreich ſich aufzehrende Herzog Karl in der Mitte d. 18. Jahrh. gegen die Verfaſſung unternahmen. Erſt in unſerer Zeit (1806), nachdem ſie in den letzten Jahren der Regierung Karls durch Umtriebe verſchiedener Art an Kraft und Achtung mannigfaltig verloren hatte, wurde ſie mit dem Anfange des Königthums durch unbedingte Machtvollkommenheit aufgelöſt oder eigentl. nur gewaltſam unterbrochen. (S. d. Weitere in den Art. Würtembergiſche Landſtände, Friedrich I. und Wilhelm I.)

Auch in mancher andern Hinſicht ſind die Schickſale des Herzogthums merkwürdig. Der erſte Herzog rühmte ſich vor Kaiſer und Reich, daß er im dichteſten Walde ſicher im Schoß jedes ſeiner Unterthanen zu übernachten ſich getraue; den zweiten konnten ſeine Räthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich, dem dritten Herzog, dem einen Sohne des unglücklichen, oft verrückten Grafen Heinrich (der andre war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der ſchwäbiſche Bund das Herzogthum und verkaufte es geradezu an die öſtr. Brüder Karl V. und König Ferdinand. Während dieſer öſtr. Regierung wütheten die verderblichen Unruhen des Bauernkrieges. Nach 15jähriger Entfernung erobert Ulrich das Land wieder; allein er muß es als öſtr. Afterlehn anerkennen. Um ſo mehr führt er das Lutherthum ein, wird in Folge dieſes Schritts Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes, verliert es aber nach dem unglücklichen Kriege beinahe zum zweiten Male an König Ferdinand, der ihn der Felonie gegen ſein Haus anklagte. Dem Herzog Chriſtoph, Ulrichs Sohne, gelang die Rettung deſſelben, jedoch ohne des Afterlehns loswerden zu können, nachdem Moritz aus Sachſen ſich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums vom Anfange bis in die Mitte des 16. Jahrh. war oft ſchrecklich, während die Banden des ſchwäbiſchen Bundes, Öſtreicher, Heſſen, tolle Bauern und Spanier darin wirthſchafteten. Durch den Schaden ſeiner Vorfahren gewitzigt, ruhte Herzog Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mömpelgard apanagirten Bruders von Herzog Ulrich, nicht, bis er des Afterlehns ledig war, 1699; Öſtreich behielt ſich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der würtemberg. Mannsſtamm ausſtürbe. Dieſe Befreiung koſtete dem Lande eine ſchwere Summe; aber gut war es, daß im dreißigjährigen Kriege, der nun bald ausbrach, Öſtreich nicht auch noch von dorther Anſprüche an Würtemberg machen konnte. Dieſer dreißigjährige Krieg iſt der traurigſte Zeitraum in der würtemberg. Geſchichte. Glücklich hätte ſich das Herzogthum ſchätzen mögen, wenn der Kaiſer es nur als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zerriſſen und zerſtückelt. Miniſter, Generale und der Erzbiſchof von Wien erhielten Theile zum Geſchenk, nach andern griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Öſtreich; wem der Reſt gehören ſollte, wußte Niemand. Die Bergveſte Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Von 1634—41 ſank die Bevölkerung Würtembergs von ungefähr 330,000 Menſchen auf 48,000 herunter; wer hatte fliehen können, war entflohen; die Andern hatte Krieg, Peſt und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Aſche; der ſonſt ſchon ſo angebaute, fruchtbare Boden war öde und wüſte. Nur dem guten Willen der Schweden unter Kanzler Oxenſtierna und den redlichen, unverdroſſenen Bemühungen ſeiner mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Burkhard und Varenbühler, verdankt Würtemberg ſeine gänzliche Wiederherſtellung im weſtfäliſchen Frieden. Allmälig erholte ſich das Herzogthum wieder, das Land unterſtützte den ganz verarmten Regenten und die Regierungscaſſe faſt über ſeine Kräfte. Sogar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die erſten Urkunden darüber je bekannt geworden ſind, als beſonderes Fideicommiß der Regentenfamilie und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln ſich gewöhnte. Obſchon bald nachher auch auf Würtemberg die Zeit Ludwigs XIV. ſchwer drückte, obſchon Melac und andre Mordbrenner dieſes Königs darin wütheten und zerſtörten: dem Jammer des dreißigjährigen Kriegs kam dieſe neue Noth doch nicht gleich. Ein Hauptſitz des Übels beſtand darin, daß Würtemberg eine in ihrer Art einzige und höchſt verderbliche Maitreſſenregierung, jene der Frau v. Grävenitz, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptſächlich dem Beiſpiele des franz. Königs verdankte. Seit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der franz. Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch, wäh-

n ſpaniſch
den Kriegen

rend des zweiten schlesischen Kriegs; am dritten nahm Herzog Karl Theil, nicht eben mit kriegerischer Auszeichnung, aufgereizt von jugendlichem Übermuth und franz. Hülfsgeldern, außerdem in der Absicht, um durch seine Verbindung mit Östreich gegen Friedrich d. Gr., durch Beistand der erstgenannten Macht, die Stände seines Landes je länger je mehr niederzudrücken. Das Herzogthum litt, dafür war es ein großes Glück, daß der Versuch, unumschränkt zu regieren, durch die oberrichterliche Entscheidung des Reichshofrathes, unter Gewährleistung von Preußen, Hanover und Dänemark rückgängig gemacht, und in dem vermittelnden Erbvergleich noch mehr beschränkt wurde. Nach diesem abgewandten Sturm wurde, da Karl, unabhängig von fremdem Einfluß, auf welchen der Premierminister, Graf v. Montmartin, unbesonnen gebaut hatte, den Hofaufwand ganz abstellte und gemäßigtere Unterhaltungen liebgewann, die zweite Hälfte der Regierung dieses Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes. Kunst und Wissenschaft gedieh. Noch jetzt spricht man mit Achtung von seiner Karlsakademie zu Stuttgart; die meisten Künstler, deren Würtemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung seinen Anstalten. Die Bevölkerung stieg bis auf 600,000 Menschen; zur Vergrößerung des Landes war während der ganzen Regierungszeit der Herzoge nichts von Belang geschehen, außer Dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerspruch des badischen Hauses, von einem Markgrafen erkauft hatte. Die Landesreligion litt auch darunter, daß von 1733 — 97 kathol. Fürsten, Karl Alexander, und seine 3 Söhne, Karl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, zur Regierung gelangten. Unter der Regierung des Herzogs Karl Alexander zerrüttete der Jude Süß (s. d.) das Land als Finanzminister. Von Karl Alexanders jüngstem Sohne, Friedrich Eugen, stammt das ganze jetzt vorhandene würtemberg. Fürstenhaus ab; sowie auch von seinen Kindern, deren Mutter eine preuß. Prinzessin war, die Rückkehr der Dynastie zum Protestantismus ausgeht. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die franz. Republik die überrheinischen Besitzungen des Hauses ansichgerissen, das Herzogthum selbst abwechselnd besetzt und geräumt, auch der Entschädigung wegen auf dem Friedenscongreß zu Rastadt Unterhandlungen gepflogen. Der Sohn, der verstorbene König Friedrich I. von Würtemberg, wußte in gleicher Lage durch zeitgemäßes Anschmiegen und kräftiges Geltendmachen seiner interessanten Persönlichkeit entscheidende Vortheile zu gewinnen; er wurde mit einem Zuwachs von 12,000 Unterthanen in der Mitte oder an den Grenzen des alten Landes entschädigt und zur kurfürstl. Würde erhoben. Aus diesen Entschädigungen bildete sich für einige Zeit ein neuwürtemberg. Staatsorganismus, mit dem Herzogthum nur durch den gemeinschaftlichen Herrn und durch Voranstalten zur Einverleibung verbunden. 1805 hatte Kurfürst Friedrich für Frankreich Theil genommen an dem Kriege gegen Östreich, dafür erhielt er Königswürde, Souverainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr als 200,000 Menschen. Jetzt war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöste. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbundes und hatte als solcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des franz. Kaisers, mit Ausnahme des spanischen. Durch den letzten Krieg mit Östreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung Würtembergs auf 1,350,000 Einw. Die vorderöstr. Provinzen in Schwaben, von Würtemberg umschlossene oder daran grenzende Gebiete mehrer zuvor unmittelbarer Reichsfürsten und Reichsritter, Länderstriche, welche Baden und hauptsächlich Baiern gegen anderweitige Entschädigung abtraten, bildeten jetzt, nebst einem großen Theile des Deutschmeisterthums, die neuen Vergrößerungen. Auch nach dem Sturz des franz. Kaisers sicherte der König das bisher Erworbene durch Beitritt zu den verbündeten Mächten mit kluger Thätigkeit. Seit 1815 bildet nun

Digitized by Google

das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutſchen Bundes. Friedrich I. (ſ. d.) ſtarb d. 30. Oct. 1816. Ihm folgte ſ. Sohn Wilhelm I. (ſ. d.). — Die Geſchichte Würtembergs haben Spittler und Pfiſter geſchrieben. Auch Pfaff, „Geſch. Würtembergs". Die 2. Abth. des 2. Bds. (Reutlingen 1820) geht bis auf den Tod des Königs Friedrich 1816. Ferner: J. G. Pahl, „Geſch. von Würtemberg für das würtembergiſche Volk" (4 Bdchn., Stuttg. 1828).

Statiſtik. Man kennt keinen deutſchen Staat ſo genau als Würtemberg. Unter der jetzigen Regierung iſt die Kenntniß des Staats, ſeiner Kräfte und deren Wirkſamkeit ein Gemeingut aller gebildeten Bürger geworden. Dazu trägt vorzüglich das am 28. Nov. 1822 errichtete topogr.-ſtatiſt. Bureau bei, deſſen Mitglied Memminger iſt. Schon früher beſtanden eine topographiſche Aufnahme des Landes und Chartenanſtalt, eine Kataſtercommiſſion und ein Verein für vaterländ. Geſch., Statiſtik und Topographie, der vom Finanzminiſter Weckherlin gebildet und am 23. März 1822 eröffnet wurde. Der Nutzen dieſer Anſtalten wird durch Öffentlichkeit befördert; daher erſcheinen Charten und Beſchreibungen der einzelnen Oberämter bei Cotta ſeit 1824 — 27. — Das alte Würtemberg zählte im J. 1734 auf 161 □M. 428,000 Einw., mit Montbeillard 1751, auf 185 □M. 530,000 E. Durch die Entſchädigung 1803 wuchs die Volksmenge auf 769,000. Der presburger Friede 1805 vermehrte das Areal auf 234, der Rheinbund auf 321, und der wiener Friede 1809 auf 360 □M. Auf dieſem Flächenraume von 360 □M. zählte das Königreich im J. 1827, 1,535,403 Einw. in 4 Kreiſen, 64 Oberämtern, 132 Städten, 1201 Pfarrdörfern, 467 and. Dörfer, 127 Pfarrweiler, 2745 and. Weiler, 1678 Höfe ꝛc., auf 1 □M. 4270 Menſchen. Unter den Einw. gibt es 2400 Waldenſer in 8 Gemeinden und 9100 Juden; ferner 462,857 Katholiken, 2407 Reformirte, 463 Menneniten und Herrnhuther. Die Würtemberger ſind ein fleißiges und fähiges Volk, nicht durch Sitzen in Fabriken verkrüppelt, ſondern ein geſunder Menſchenſchlag. Durch Landbau derb und kräftig, haben ſie ſich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewieſen. Die große Bevölkerung hat jedoch viele Auswanderungen veranlaßt. Das Lutherthum hat aufgehört, alleinherrſchende Religion zu ſein; alle chriſtliche Confeſſionen haben gleiche Rechte. Findet ſich auch noch eine Verſchiedenheit der Bildung zwiſchen den Einw. des ehemaligen Herzogthums und den neu erworbenen Unterthanen: bald wird ein Geiſt alles Volk beleben; mußten ja die Würtemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entſtanden iſt, von jeher durch Geben und Nehmen ſich gegenſeitig zuſammenbilden. Nirgends iſt ein Mangel zweckmäßiger Anſtalten für höhere und für Volksbildung (ſ. Tübingen); an innern Einrichtungen des Staats wird ſo thätig als je und irgendwo gearbeitet. Die Staatsſchuld betrug im J. 1826 über 27,356,000 Gld.; die Staatseinkünfte jährl. über 9 Mill. Fl. Indeß haben die wohlfeilen Zeiten das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindekoſten und die ungeheure Zinsvermehrung an Staats- und Privatſchulden nur deſto fühlbarer gemacht. — Die im Waarenhandel mit dem Auslande jährl. umgeſetzte Summe wird auf 33 Mill. Gld. geſchätzt, wovon auf Naturerzeugniſſe 15,902,000, und auf Induſtrieerzeugniſſe 16,910,000 Fl. kommen. Die Geſammtſumme, welche Würtemberg in dem Verkehr mit dem Auslande jährl. gewann, ſoll (?) an 2 Mill. Gld. betragen. — Mit dem 1. Juli 1828 trat der am 18. Jan. 1828 zwiſchen Baiern und Würtemberg abgeſchloſſene Zollverein in Vollziehung. Nach ihm werden die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle nebſt den Zollſtempelgebühren auf gemeinſchaftliche Rechnung der vereinten Staaten erhoben. — Die 38 Standesherren (ſ. d.) haben 250,000 Unterth. Doch iſt aus ihrer Reihe der Fürſt von Colloredo-Mansfeld herausgetreten, deſſen Standesherrſchaft, Limpurg-Gröningen, die Krone 1827 anſichgebracht hat. — Der Staat hält im Frieden 4906 Mann; im

Digitized by Google

Kriege 16,824. Das Bundescontingent zur 1. Abth. des 8. Heerhaufens 13,955 M. Das Königreich nimmt im engern Rathe des deutſchen Bundes die 6. Stelle ein und hat im Plenum 4 Stimmen. Für das Civil iſt der Orden der Würtemb. Krone in 3 Claſſen beſtimmt; der Militairverdienſtorden hat ebenfalls 3 Claſſen. Beide Orden wurden von dem Könige Friedrich I. geſtiftet. — Vgl. J. D. G. Memminger's treffliche „Beſchreibung von Würtemberg, nebſt einer Überſicht ſeiner Geſchichte" (2. Ausg., Stuttg. 1823) und deſſ. Verf. „Würtemb. Jahrbücher für vaterländ. Geſch., Geogr., Statiſtik und Topographie" (Stuttg. 1823); auch das „Taſchenbuch für Reiſende durch Würtemberg" (Stuttg. 1827).

Würtembergiſche Landſtände. Das ehemalige Herzogthum Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, wodurch die Bewohner deſſelben vor andern Völkern Deutſchlands ausgezeichnet begünſtigt waren. Im letzten Viertel des 15. Jahrh. fing ſie an ſich zu bilden; durch den Tübinger Vertrag (ſ. d.) von 1514, als Ulrich ſeine Unterthanen allzu willkürlich in Anſpruch nahm, erhielt ſie Beſtand und Gehalt; unter Herzog Chriſtoph und ſeinen nächſten Nachfolgern in der zweiten Hälfte d. 16. und im Anfange d. 17. Jahrh. vollendete ſie mehr und mehr jene Geſtalt, in welcher ſie den Anfang d. 19. Jahrh. erreicht hat. Nur ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk, oder die Geſammtmaſſe der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieſes Volk wurde auf ſeinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Ämterabgeordneten vertreten. Der Adel hatte ſich im 15. Jahrh., als er zu jener Steuer mit beitragen ſollte, abgeſondert. Schade, daß der Herzog ſelbſt mit unbeſchränkter Wahlfreiheit die vorſchriftsmäßige Zahl der Prälaten aus der Geiſtlichkeit ergänzte, ſo oft einer durch den Tod oder ſonſt ausgetreten war, wo natürlich nicht immer das reine perſönliche Verdienſt über den Eintritt entſchied. Ihnen lag insbeſondere ob, die Rechte der Kirche und des Kirchenguts zu wahren. Die Abgeordneten der Städte und Ämter gingen zu ihrer Zeit nicht aus der Ernennung freibeſtimmter Wahlherren hervor, ſondern ſie wurden durch die obrigkeitlichen Perſonen der Städte und Ämter berufen. Landtage waren lange Zeit ſelten; der engere Ausſchuß, faſt beſtändig in Stuttgart beiſammen, mit Befugniſſen, die ihn beinahe der allgemeinen, nur vom Herzoge, und zwar ſelten gern berufenen Landesverſammlung gleichſtellten, hatte die Plenarzuſammenkünfte je länger je mehr zu beſeitigen geſucht. Er verwaltete als fortwährende ſtändiſche Delegation die Landesſteuercaſſe, verfügte über die ſogenannte geheime Truche, und bewahrte die Rechte des Landes gegen die Eingriffe des Herzogs; er hatte ſeine eigne Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räthe und übriges zahlreiches Perſonal, zureichende Diäten. 2 Prälaten und 6 Abgeordnete von Städten und Ämtern, die ſich, wenn nicht ein Landtag ſie auflöſte, ſelbſt ergänzten, bildeten dieſen engern Ausſchuß; in einzelnen Fällen verdoppelte er ſich durch einen hinzugerufenen größern Ausſchuß. Die eigentlichen Volksrechte nennt in der Hauptſache ſchon der Tübinger Vertrag. Bis zu Ende 1805 dauerte dieſe Verfaſſung des Herzogthums ununterbrochen fort. Der presburger Friede vom 26. Dec. d. J. zwiſchen Kaiſer Franz II. und Napoleon gab dem Kurfürſten von Würtemberg Königswürde und Souverainetät, und in Folge der letztern, da die gebieteriſchen Zeitumſtände eine Art von Dictatur begünſtigten, erklärte der neue König mit dem Anfange ſeines Königthums (1806) die ſtändiſche Verfaſſung des bisherigen Herzogthums Würtemberg für aufgehoben und ſich ſelbſt von nun an für den unumſchränkten Herrn deſſelben. Daß unter der zu Presburg ausgeſprochenen Souverainetät keine Unabhängigkeit von Außen zu verſtehen war, liegt am Tage, denn dieſelbe ſiegreiche Gewalt, welche den Frieden erzwungen hatte, konnte und wollte natürlich nicht ausnahmsweiſe in dem kleinen Würtemberg die Freiheit ehren, wie die Folge hinlänglich bewieſen hat. Noch weniger war die vermeinte Unabhängigkeit im Sinne Öſtreichs, das in dem neugeſchaffenen Königrei-

che mit gutem Grunde ein bloßes Werkzeug der Soldatenherrſchaft ſah. So bleibt für die erklärte Souverainetät allerdings Nichts übrig als die Unbedingtheit des Königs, welche dieſer in den Verhältniſſen wahrſcheinlich als ein weiches Polſter für das aufgelegte Joch des Franzoſenthums anſehen ſollte. Unmöglich hatten aber Frankreich und Öſtreich bei ihrem Friedensſchluſſe das Recht, einem bisher ſelbſtſtändigen Volk, wie das würtembergiſche, ſeine Rechte zu entziehen. Friedrich regierte von nun an als unumſchränkter König, der unbedingten Gehorſam foderte und meiſt auch fand. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfaſſung des Herzogthums durch immer neues Organiſiren aus dem Wege geräumt. Auch fehlte es ihr bei allen anzuerkennenden Vorzügen ſchon ſeit längerer Zeit an Halt und Nachdruck in den Gemüthern, die Würtemberger konnten ſich bei dem plötzlichen Zuſammenſturze der ganzen alten Ordnung nicht faſſen, und ſo leiſteten ſie dem Könige, den dies Äußerſte ſelbſt überraſchte, den Eid des unbedingten Gehorſams ſtatt des verfaſſungsmäßigen. Nur 2 Männer widerſtrebten dem Anſinnen, verloren aber bald wieder die Haltung; zu ihnen geſellte ſich noch ein einziger Stadtmagiſtrat mit beſcheidenen Bitten um die bisherige Verfaſſung. Die Hoffnung einer beſſern Zeit regte ſich damals mit außerordentlicher Kraft in allen beſſern Gemüthern, die Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen erſchien beſonders als der nächſte und ſicherſte Weg zu dem neuen Ziele, nach ſo grenzenloſen Beweiſen des Übermuths, der Schlafſucht, der Verkehrtheit. In Würtemberg, welches 8 Jahre vor dieſem ſeine ſtändiſche Verfaſſung noch gehabt, und ſich dabei wohl befunden hatte, war über dieſen Punkt Alles noch ziemlich ſtill, als andrer Orten ſchon laut und kräftig darüber geſprochen wurde. Mehr verlor ſich dieſe Schüchternheit, als ſich Friedrich im Sept. 1814 nach Wien auf den Congreß begeben hatte. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt bis zum Anfange von 1815 erwachte ein edles Selbſtgefühl im Adel und Bürgerſtand, begünſtigt durch die Zeitumſtände und die Nachrichten aus Wien. Man verbarg ſich die Freude nicht, als man hörte, daß Preußen hauptſächlich und Hanover in ſehr beifallswürdigen Abſtimmungen auf Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in allen Staaten Deutſchlands beſtänden, und kaum wurde ſie dadurch etwas getrübt, wenn man den eignen König als Denjenigen nannte, der ſich hauptſächlich mit aller Kraft, und von Baiern unterſtützt, dagegenſetze. Noch ehe in Wien Etwas beſchloſſen war, brach Friedrich daſelbſt auf, langte mit dem Jan. 1815 wieder in ſeiner Hauptſtadt an, und beinahe mit ſeiner Ankunft, ſchon am 11. Jan., erließ er unerwartet die Erklärung an ſeine Unterthanen, daß er ſtatt der erbländiſchen Verfaſſung, welche im Drange der Zeit habe untergehen müſſen, eine neue, den jetzigen Verhältniſſen angemeſſene ſtändiſche einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen geſonnen ſei. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte dieſe Erklärung einen günſtigen Eindruck; denn man glaubte ziemlich allgemein, daß es des Königs Abſicht bleibe, unter einer von ihm ſelbſt beliebten Form nach der alten Art unumſchränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königl. Verordnung, welche beſtimmte, wie es zu halten ſei mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksvertreter. Was ſie für dieſen Zweck feſtſetzte, war (die ausſchweifende Überzahl des Adels abgerechnet) ungleich beſſer als Alles, was in derſelben Hinſicht im Herzogthum Sitte geweſen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht, und ſie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich ſich aufhielt. Zugleich aber ertheilte der König das Recht der Landſtandſchaft den einſt unmittelbaren fürſtl. und gräfl. Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte daſſelbe Recht beinahe ebenſo vielen andern adeligen Familien, welche mehr oder minder mit dem Hofe in Verbindung ſtanden. Der Kanzler der Univerſität Tübingen und der älteſte lutheriſche Prälat, ſowie von Seiten der Katholiken der

Digitized by Google

Biſchof und der älteſte Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landſtänden ernannt. Dieſe und jene Virilſtimmführer der 2. Claſſe ſollten wohl im Nothfalle den einſt Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, die dem Könige ſpäter am meiſten zu ſchaffen machten, ſchien er gar nicht zu fürchten. So wenig waren er und ſeine Miniſter von der erhöhten Stimmung vieler Würtemberger und von dem Gange der Dinge unterrichtet. Die Wahlmänner konnten ſich anfänglich zum Theil nur mit Mühe in ihr Geſchäft finden. Der König ſeiner Seits hatte einſtweilen eine Commiſſion von Staatsdienern verſchiedener Art ernannt, welche ihm ihre Vorſchläge und Anſichten zu und von einer Verfaſſung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form, denn natürlich ging die ganze Arbeit unter ſeinem unmittelbarſten Einfluß vor ſich, und der 15. Febr. 1815 war der wie ein Hoffeſt geordnete Tag, an welchem die Ständeverſammlung zu Stuttgart eröffnet ward, um die neue Verfaſſung im Namen des ganzen Volks als königl. Geſchenk und königl. Geſetz aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unterthänigkeit, hofften der König und ſeine Miniſter, würden namentlich die Abgeordneten des Volks ſie annehmen. Dieſe und die Virilſtimmführer ſammelten ſich in den nächſten Tagen vor d. 15. Febr. in Stuttgart; die erſten, meiſtens unbefangene und ſchlichte Bürger, waren, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht ſonderlich geeignet, das Weſen einer Verfaſſung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart ſofort von warmen Patrioten empfangen; die königl. Verfaſſung, welche noch Geheimniß ſein ſollte, las man in Privathäuſern vor. Sie ſollte nach gepflogener Übereinkunft, weil ſie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere verworfen werden. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und der Rath ſeiner Miniſter. Am beſtimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der üblichen Feierlichkeiten, worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Perſon mit einer Anrede an die Stände, übergab ſeine Verfaſſung und entfernte ſich im feſten Glauben, daß nun Alles in Ordnung ſei. Aber die in der vergoldeten Kapſel liegende Verfaſſungsurkunde blieb auf dem Tiſche liegen, wie ſie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür den Rücken gewendet, als ſich ſogleich der Verabredung gemäß, einige Mitglieder erhoben und in abgeleſenen Aufſätzen die Verſammlung auffoderten, nur auf die Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums einzugehen. Die ganze Verſammlung ſtimmte ohne weitere Berathung, weil man ſchon kannte, was der König ſoeben angeboten hatte, durch aufgehobene Hände der Auffoderung bei. Noch denſelben Nachmittag ſchickte die Verſammlung dem Könige die Erklärung zu, daß ſie, was an der alten Verfaſſung in Vergleichung mit den königl. Reſcripten zu beſſern ſei, ſofort in Berathung ziehen würde, und ſomit war ſeine Verfaſſung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichtsdeſtoweniger verworfen. Unſtreitig war die königl. Verfaſſung von wenigem Werth für den Augenblick, und die Stände hätten durch ihre Annahme unverantwortlich gehandelt. Der König ſtand an, die Verſammlung ſogleich zu entlaſſen; er und die Miniſter, denen er ſein Vertrauen in der Sache ſchenkte, fanden ein gewiſſes Zögern und Unterhandeln räthlicher und dem erwachten Volksgeiſte angemeſſener. Daß man 5 — 6 Virilſtimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königl. Partei in der Ständeverſammlung zu machen ſuchte, enthüllte Schwäche. Deſto muthiger verfuhren die Stände. Von den meiſten Städten und Ämtern kamen Adreſſen ein, wodurch ſie aufgefodert wurden, die Wiederherſtellung der Verfaſſung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obſchon dieſe Geſuche dem Volke von ſeinen Abgeordneten ſelbſt erſt häufig genug nach ihrem Inhalt und Zweck auseinandergeſetzt worden ſein mögen, ſo waren doch der Aufmerkſamen auch auf dem Lande Viele. Man ſtrebte in allen Ständen aus bitterer Erfahrung dem fortgeſetzten Druck der

willkürlichen Herrſchaft entgegen. Eine falſche, durch die urſprünglichen Erklärungen der Stände ſelbſt zu widerlegende, Nachrede gab ihnen deſſenungeachtet Schuld, ſie verſtänden unter der alten Verfaſſung nicht bloß die eigentlichen Rechte, welche ſie dem Volke gewährt hätte, ſondern auch das vollſtändige äußere Gerüſt derſelben. Und doch war im voraus aufgegeben: die alte Wahlart der Landesabgeordneten, die Abſonderung des Adels, die Nichtduldung des kathol. Gottesdienſtes, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgelder, die Ausartung der Ausſchüſſe in Stellvertreter der Ständeverſammlungen. Freilich verlangte man, und zwar mit Zuverſicht, das Recht ſollte auch als Recht gelten und geltend bleiben. Das Herzogthum, hieß es, habe ſeine Verfaſſung nie aufgegeben und fodere jetzt ſein wohlbegründetes Recht zurück; ein Recht darauf ſei auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsdeputationsſchluſſes von 1803 und des preßburger Friedens von 1805 zugetheilt. Um ihrer Foderung mehr Gewicht zu geben, hielten ſie dem Könige ein erſchütterndes, aber nicht übertriebenes Gemälde der allſeitigen Noth vor, in welche das Land ſeit der Zeit der Souverainetät gerathen ſei, machten ihm nicht unbeutlich Zweizüngigkeit zum Vorwurf, indem ſie ihn oft genug an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfaſſung einſt als unwiderruflich beſchworen habe; ſie bedrängten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks und verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen ſolle; an das würtemb. Heer, um auch dieſes ſich zu verbinden, erließen ſie Dankadreſſen. Was den König betrifft, ſo hatte er ſich bereits in ſchriftliche Erörterungen mit der Verſammlung eingelaſſen, einige dringende Beſchwerden abgeſtellt, und da er die Stände auf der Grundlage des alten Rechts unverrückt beſtehen ſah, das Zuſammentreten einer Commiſſion verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die ſein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Verſammlung, welche dieſe ſelbſt wähle, um einen Weg der Vereinigung auszumitteln. Auch ſchien es wirklich, als wolle er in einigen Hauptſachen nachgeben, und in andern unweſentlichen Dingen ſprachen die Stände nachgiebiger. Allein im Ganzen wollte der König dennoch die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und ſeine Ausdehnung auf das geſammte Land nicht anerkennen, die Ständeverſammlung aber von dieſem Grundſatze nicht abgehen, und ſo zerſchlug ſich die Unterhandlung. Am 8. Aug. vertagte er die Verſammlung; ſie ſollte am 15. Oct. d. J. aufs neue zuſammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einſtimmig gehandelt; die einſt Unmittelbaren hofften noch außerordentliche Dinge für ſich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutſchen Bundesverſammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger glaubten, daß auch ſie entſchieden rechtlich die Verfaſſung des Herzogthums in Anſpruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebſt einigen altwürtemberg. Advocaten, als unabhängigen Rechtsanwalten, waren die Seele der Verſammlung geweſen. Die ganze Verhandlung mußte dem bürgerlichen Proceſſe in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unleugbar als Bedingung für den Gehorſam des Landes vor Augen lag. Wenngleich den ſtreitenden Theilen ein unabhängiger Richter fehlte, ſo trat die Klarheit des Vertragsrechtes dagegen ein, dergeſtalt, daß, wer ihn nicht halten würde, wol auch den Nutzen davon aufgeben müßte. Der erſte unregelmäßige Schritt wäre geweſen, wenn man die Idee des poſitiven Rechts ohne Erſatz aufgegeben hätte. Dieſes aber wollte auch kein Beſonnener. Die Zeit zwiſchen der Vertagung und dem neuen Zuſammentreten ließen jene Wortführer der Verſammlung nicht unbenutzt. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr das Volk zu belehren, auch wol zu bearbeiten. Weil die Wiedereinberufung von Seiten der Stände immer häufiger begehrt, und die Steuereinnahme zweifelhafter wurde, ſo kam im Oct. die Landesverſammlung aufs neue zu

s von Stuttgart zuſammen; ſie beſtand durchaus noch aus denſelben Mitgliedern, weil

ifelhafter u. ſ.

rt zuſammmo).

Digitized by Google

ſie im Aug. nicht aufgelöſt, ſondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbſtvertrauen ſie auftrat, beweiſen ihre Umzüge in den Kirchen, zeigt die Feier d. 18. Oct.; die Bürgerſchaft in Stuttgart war entſchieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zuſammenkunft, am 11. Nov., that der König einen entſcheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Anſprüche des ehemaligen Herzogthums auf ſeine alte Verfaſſung ward von ihm anerkannt, während er durch eine ſogenannte Belehrung darthun ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, ſie zu verlangen. Der Beweis beſtand nur darin, daß es für eine ſolche große, allmälige, durch verſchiedene Umſtände herbeigeführte Einverleibung kein ausdrückliches, Ein und Daſſelbe beſagende Geſetz gäbe. Und doch war Alles durch die Kräfte des Stammlandes in den Verein gekommen, von dem die neuen Erwerbungen offenbar ausgeſchloſſen worden wären durch eine förmlich oder auch nur ſtillſchweigend anerkannte Ungleichheit des Rechtszuſtandes. Das ausweichende Vorgeben verſchiedenartiger Anſprüche des Landes auf die Wohlthat einer Verfaſſung löſte mithin, im tiefern Grunde der Sache betrachtet, die Einheit des Staats, die doch von einer andern Seite ſchlechthin behauptet wurde, und verſtrickte dadurch die Regierung in einen handgreiflichen Widerſpruch zwiſchen ihren Foderungen für die Gegenwart und ihren verſuchten Beſchränkungen rückſichtlich der Vergangenheit. Allerdings wurden vom Könige und von dem jetzt viel einwirkenden Präſidenten v. Wangenheim zugleich 14 freiſinnige Grundſätze als Grundlagen einer für das ganze Land zu entwerfenden neuen Verfaſſung aufgeſtellt, mit der Erklärung, daß von der herzogthümlichen das noch für die neuere Zeit Paſſende in ſie aufgenommen werden ſolle. Wenn aber trotz alles Deſſen das Herzogthum auch jetzt noch auf ſeiner ehemaligen Verfaſſung beſtehe, ſo bleibe Nichts übrig, als, was freilich höchſt gefährlich ſein würde, die Theilung des Königreichs in 2 Staaten; jenes ſollte dann ſeine Verfaſſung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande ſolle eine beſondere nach jenen 14 Artikeln errichtet werden. Dieſer Antrag konnte gründlich ſcheinen, war es aber nicht. Der Ausſpruch der Regierung, die alte Verfaſſung des Stammlandes ſollte den Bedürfniſſen der Zeit gemäß, alſo mit nothwendig ändernden Beſtimmungen, wiederhergeſtellt werden, indem zugleich die ſpäter hinzugekommenen Beſtandtheile des Reichs von jener urſprünglichen Grundlage ausgeſchloſſen, und auf die neueſten Beſtimmungen der erwähnten 14 Artikel hingewieſen wurden, verrieth deutlich in dem Mangel eines ſtrengen rechtlichen Zuſammenhanges die verſteckte Abſichtlichkeit. War nämlich der König einmal mit ſeinem Rathe einig über die Nothwendigkeit der Modificationen im Punkte der alten Verfaſſung, ſo öffnete ſich damit auch ein Weg, die ſpäter erworbenen Länder in den Genuß derſelben Rechte vermittelnd einzuſchließen. Denn wo irgend ein früherer Rechtszuſtand nur als Ausgangspunkt, aber nicht als unabänderlicher, abſoluter Beſtimmungsgrund gelten ſoll und kann, da läßt ſich auch mit gegenſeitiger Einwilligung über das Maß des Beizubehaltenden und Neuanzufügenden ohne Verletzung der Conſequenz unterhandeln. Es ſteht unter dieſen Umſtänden noch dahin, ob die Stände recht thaten, auf eine ſo ſchwankende, ungleichartige Grundlage einzugehen, wodurch ſie zwar vor der Hand das Blendwerk einer möglichen Vereinigung erſchaffen und unterſtützen halfen, die wahren Schwierigkeiten dagegen durch Abſpringen, Hinausſchieben und Übertünchen vielfach erhöhten. Übrigens wurde eine gemeinſchaftliche Commiſſion aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeverſammlung zu Entwerfung einer Verfaſſung unter den obigen Bedingungen niedergeſetzt. Seit dem Oct. 1815 hatte der Präſident und Staatsrath, Freih. v. Wangenheim, den bedeutendſten Einfluß in dieſer Angelegenheit. Schon waren jene 14 Artikel ein Beweis Deſſen, was er über den König vermochte; weiter ward jetzt Wangenheim einer der 4 königl. Commiſſaire, welche in Verbindung mit ebenſo vielen ſtändiſchen auf dieſe Artikel die Verfaſſung des Königreichs ent-

werfen ſollten. Wangenheim machte in dieſer Commiſſion mit ſichtbarem Wohlgefallen ſeine hervorleuchtende Überlegenheit als Redner und denkender Staatsmann geltend, vielleicht äußerte ſich ſein Selbſtgefühl oft ſtärker als es die Würde der Verhältniſſe erlaubte. Wangenheim'ſcher Gedanke war vornehmlich auch die Idee von den beiden Kammern, in die ſich die Ständeverſammlung theilen ſollte, welche von jetzt an allmälig im Guten und Böſen beleuchtet wurde. Für ihre Commiſſaire, welche mit den königl. zuſammenſaßen, ernannte die Verſammlung, ſowie der König ſeinen Geheimenrath dazu beſtimmte, eine eigne ſehr zahlreiche Inſtructionscomité, hauptſächlich aus den Advocaten in ihrer Mitte, welche an das erwähnte Collegium der Vier berichten, und von dem ſie zu weitern Schritten bevollmächtigt werden ſollten; ſie mochte dies für deſto nöthiger halten, weil ihr daſſelbe bereits allzu Wangenheimiſch zu werden ſchien. Aus den Arbeiten dieſer Comité bildete ſich nach und nach ein eigner Verfaſſungsentwurf, der ſpäter der ganzen Verſammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen des ſtändiſchen bekannt iſt. Die Arbeiten der beiden Commiſſionen zogen ſich unvermeidlich in die Länge. Der Reſt der Stände hatte mehr Muße als ihm dienlich war; ſie ſammelten jedoch, in Sectionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für zukünftige Berathungen. Nur wurde von ihrer geiſtigen Thätigkeit nicht viel kund. Mit einer ſchmerzlichen Mäßigung ertrug es die Verſammlung faſt bis zur Ungebühr, daß man den geſetzlichen Charakter ihrer Vergleichscommiſſion ſo wenig zu würdigen wußte, und ſich ſogar außer andern namhaften Verletzungen auch zum Mißbrauch von Zeitungsblättern und Zeitſchriften herabließ. Waren nun auch die Stände bisher zu wenig empfindlich geweſen gegen die übergreifende Genialität, die oft unangenehm nach der Quelle ſchmeckte, ſo hielt ſie es darum für eine unerlaßliche Pflicht, über eine vom König während der Zeit der Unterhandlung ohne ihre Beſtimmung ausgeſchriebene Steuer, ſowie über das erlaſſene Statut in Betreff der Staatsſchuldentilgung, laut die ſtärkſten Beſchwerden zu führen. Nicht die Steuer an und für ſich ſelbſt griffen die Stände an, denn ſie wußten wol, was nothwendig war, wenn der Staat nicht ſtill ſtehen ſollte, und auch nicht die Schuldenbezahlungsanſtalt, ſondern darüber klagten ſie, daß man ſie nicht darum gefragt habe, indem dergleichen Einrichtungen ohne ſtändiſche Prüfung und Einwilligung nicht geſetzlich verbindend und wegen des leichten, wechſelnden Andrangs von Willkür meiſtens flüchtig und zuweilen auch verderblich erwogen ſeien. Der Sachführer des Königs dagegen erklärte, die Verſammlung ſei nicht conſtituirt, ſondern bloß zu Schließung eines neuen Verfaſſungsvertrags beiſammen; das ſolle ſie bedenken und ſich nicht in Sachen miſchen, die ihr fremd ſeien. Überhaupt gab die ganz unzweckmäßige und ſchlechthin verwerfliche Frage, ob ſich die Verſammlung für conſtituirt oder conſtituirend betrachte, die Handhabe zu vielen gehäſſigen und verwirrenden Streitigkeiten. Der Strenge des Begriffs und den Verhältniſſen nach konnte ſie ausſchließend weder für conſtituirt noch für conſtituirend gelten. Erklärte ſie ſich einzig und allein für conſtituirt, wie der König darum wollte, weil er ſie durch ein Reſcript von ſeiner Hand zuſammenberufen hatte, ſo war ihre Macht eine bloß verliehene, die alſo ſchlechterdings nicht gegen den Willen des Verleihers gebraucht werden konnte, wodurch denn der frühere Zuſtand fortbeſtand. Gab ſie im Gegentheil mit dem Gewicht aller Folgerungen zu, daß ſie Nichts weiter als conſtituirend, d. h. die künftige Verfaſſung entwerfend ſei, wie Wangenheim wollte, ſo hatte ſie für den glücklichen Erfolg ihres großen Geſchäfts eine viel zu problematiſche Gültigkeit. Jede Zeit, wo eine neue Verfaſſung gegründet werden ſoll, iſt ein Mittelzuſtand; man kann die alte bisher beſtandene Ordnung nicht aufheben vor der gemeinſchaftlichen Anerkennung der neuen, und die Feſtſetzung der letztern im Laufe der Berathung iſt wieder nicht möglich ohne eine wohlerwogene, geſetz-

er gemäß fortſchreitende Entfernung von dennoch in Kraft ſtehenden Grundbeſtimmun-
Laufe der Be
fortſchreitenden

gen. Daher iſt jede Verſammlung der Art, wie ihr Geſchäft, nothwendig vermittelnd, d. h. ſie ſteht in fortwährender Wechſelwirkung zwiſchen dem conſtituirten und conſtituirenden Lebensprincip. Auch ließ ſich um dieſe Zeit bereits eine zwar nur aus 2 Bürgerlichen und wenigen Adeligen beſtehende, aber auf die Macht trotzende, königl. Partei in der Verſammlung lauter vernehmen; ſie war im Beſitz der „Allgemeinen Zeitung", griff durch ſie hauptſächlich ihre Gegner an und ſuchte durch ihre Darſtellungen darin das größere deutſche Publicum für ſich zu gewinnen; manche gehäſſigen Gerüchte ſind durch ſie weiter verbreitet worden. Dies veranlaßte perſönliche Erbitterung und machte nur noch ſtarrſinniger. Überhaupt herrſchte in Würtemberg, die ganze ſtändiſche Periode über, bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein ſtarker Terrorismus der Meinung. Endlich wurden dem Könige von jener Commiſſion für Entwerfung der Verfaſſung einzelne Artikel derſelben vorgelegt; eine dritte Commiſſion, ſie zu prüfen, ward von ihm niedergeſetzt; und die widerſprechendſten Gerüchte, wie er Dieſes und Jenes aufgenommen habe, kamen ins Publicum. So viel iſt gewiß, daß er, des ganzen Verfaſſungsweſens müde, beinahe entſchloſſen war, alle Kreuz- und Querzüge mit einem Male zu durchſchneiden, als ſein Tod am 30. Oct. 1816 unerwartet ſchnell erfolgte. Die weitern, endlich zum Ziele führenden Verhandlungen über die Verfaſſung ſ. Wilhelm I., König von Würtemberg. (Vgl. auch Friedrich I., Würtemberg und Würtembergiſche Verfaſſung.)

Würtembergiſche Verfaſſung. Sie iſt vertragsweiſe nach den nähern Beſtimmungen der Urkunde vom 26. Sept. 1819 ins Leben getreten. Der Gang der Arbeiten, Unterhandlungen und Streitigkeiten, ein merkwürdiger Beitrag zur neuern Staatswiſſenſchaft, iſt unter Wilhelm I., König von Würtemberg, und Würtembergiſche Landſtände gehörigen Orts ausführlich dargeſtellt worden. Hier ſollen bloß die weſentlichſten Grundbeſtimmungen der Verfaſſung für einen ſchnellen Überblick zuſammengedrängt werden, und zwar nach der Folge der Urkunde. Da der künſtliche Gliederbau eines philoſophiſchen Staatsgrundvertrags im öffentlichen Leben unausführbar iſt, und auch die beſtdenkenden Wortführer darüber noch mannigfaltig abweichen, ſo ſcheint es weit zweckmäßiger, den conſtitutionnellen Weg, wie er einmal gebahnt iſt, nach ſeinen verſchiedenen Stationen einfach zu verfolgen, als den vorliegenden Stoff nach ſelbſterſonnenen Regeln der Verbindung zu ordnen, wodurch jederzeit der urſprüngliche und hiſtoriſche Charakter der Verfaſſung getrübt wird, wäre das angezeigte Verfahren auch für ſich ganz richtig. Ein ſchriftliches Denkmal der Art muß vor allen Dingen nach einem klaren, beſtimmten, zuſammenhängenden Ausdruck ſtreben, damit es deſto leichter im Volke wurzeln und gedeihen könne; daher wird eine theilweiſe überlegte Anbequemung an den Buchſtaben des Inhalts unvermerkt für den tiefern Blick des Leſers eine Quelle der Kritik. Dieſe kann hier nicht als eigentliches Geſchäft geübt werden, denn jedes conſtitutionnelle Land ſteht außer ſeinen allgemeinen Verhältniſſen auch noch unter beſondern Bedingungen der Zeit, des Orts, der Bildung, der Religion, der Lebensbedürfniſſe u. ſ. w., die ein entſcheidendes Urtheil wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſchwer machen und ein umſichtiges Abwägen dringend empfehlen. Auf der andern Seite iſt auch das bloße Wiederkäuen gewiſſer ſtehender Formen, Wendungen, Redensarten ſo unnütz als widerlich, weßhalb eine mittlere Richtung zwiſchen den entgegengeſetzten Fehlern, im Tone einer gelegentlichen anſpruchloſen Meinung, am meiſten geziemen mag. — Das I. Capitel handelt vom Königreiche. Sämmtliche Beſtandtheile des Königreichs bilden für immer ein unzertrennliches Ganzes im Beſitze Einer und derſelben Verfaſſung. Neuer Landeszuwachs durch Kauf, Tauſch oder auf andre Weiſe nimmt vollgültig Theil an der gemeinſchaftlichen Staatsverfaſſung. Als Landeszuwachs iſt Alles anzuſehen, was der König nicht bloß für ſeine Perſon, ſondern durch Anwendung

Digitized by Google

der Staatskräfte oder mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß es einen Beſtandtheil des Königreichs ausmachen ſoll, erwirbt. Die wörtliche Anführung der Urkunde geſchieht bei dieſer Beſtimmung nicht ohne Grund und wird noch anderswo aus ähnlichen Rückſichten wiederkehren. Die Abfaſſung dieſes 2. Paragraphs wurde zunächſt durch den Incorporationsſtreit (1815) herbeigeführt, der vielfältig Gelegenheit zu den intereſſanteſten, ſehr weit ausſehenden Verhandlungen gegeben hat. Er kommt auch hier in ſeinen Folgen ziemlich unverdeckt zum Vorſchein. Eine ſcharfe Beachtung fodert die Frage, wie ſich der König von privatrechtlichem und ſtaatsrechtlichem Standpunkte aus verhalte? inwiefern ſeiner Perſon eine individuelle oder allgemeine Geltung beizulegen ſei, je nachdem er ſeine Familie oder den Staat darſtellt, jene phyſiſch wahrnehmbar, dieſen moraliſch unſichtbar? und auf welche Art beide nothwendige Stellungen gründlich vermittelt werden können? Die mündlichen Erklärungen der Stände haben den Knoten mehr umgangen als gelöſt. An die obige Feſtſetzung ſchließt ſich eine andre für den möglichen Fall, daß ein Landestheil abgetreten werden muß, zur Sicherung der dadurch abgeriſſenen Staatsmitglieder. Das Königreich Würtemberg iſt ein Theil des deutſchen Bundes; daher haben alle organiſchen Beſchlüſſe der Bundesverſammlung, welche die verfaſſungsmäßigen Verhältniſſe Deutſchlands oder die allgemeinen Verhältniſſe deutſcher Staatsbürger betreffen, nachdem ſie vom Könige verkündet ſind, auch für Würtemberg verbindende Kraft. Jedoch tritt in Anſehung der Mittel zu Erfüllung der hierdurch begründeten Verbindlichkeiten die verfaſſungsmäßige Mitwirkung der Stände ein. Dieſer Paragraph, ſo ſehr er im Allgemeinen einleuchtet, erregt in ſeiner Anwendung aufs Beſondere auch dem parteiloſen und geſchäften Nachdenken die erſtaunlichſten Schwierigkeiten, die zum Theil daher rühren, daß die deutſche Bundesverfaſſung nach ihrem gegenwärtigen Beſtande eine ganz eigenthümliche Schöpfung iſt, die ſich durch keine Vergleichung auf eine frühere, allgemein anerkannte Baſis zurückbringen läßt. Wie leicht ſich die Grenzen verwirren, wenn von den Rechten der Monarchien gegen einander in Beziehung auf ihren innern Zuſtand die Rede iſt, haben unlängſt die lauteſten Widerſprüche in Begleitung eines ſchnell beendigten Kriegs genugſam gelehrt, und zwiſchen dieſen Anſprüchen und der Lage der Bundesſtaaten fehlt es nicht an Ähnlichkeiten. Alles Äußere ſoll ſich nach einer geſunden Politik nach dem Mittelpunkte zu vereinigen, und alles Innere zu ſeiner letzten Grenze kraftvoll hinſtreben. Dieſer Grundſatz, mehr gefühlt als offen ausgeſprochen, pflegt in der höchſten Inſtanz zu entſcheiden. (Man vgl. Behr, „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutſchen Bundes auf die Verfaſſung, Geſetzgebung und Rechtspflege ſeiner Gliederſtaaten", 2. Aufl., mit Zuſätzen.) Was bezeichnet die Urkunde mit dem Ausdrucke des Organiſchen? Im wiſſenſchaftlichen Sinne führt jeder Theil des Körpers dieſen Namen, inſofern er das Mittel und den Zweck des Lebens aufs innigſte in ſich verbindet, ſodaß ſein Dienen zugleich ein Mitbeſtimmen iſt. Die Anwendung ergibt ſich im vorſtehenden Falle von ſelbſt. II. Cap. Von dem Könige, der Thronfolge und der Reichsverweſung. Der König iſt das Haupt des Staats, vereinigt in ſich alle Rechte der Staatsgewalt und übt ſie unter den durch die Verfaſſung feſtgeſetzten Beſtimmungen aus. Einige Mitglieder der Ständeverſammlung haben ſich unnöthigerweiſe an der Abfaſſung dieſes Paragraphen geſtoßen, verführt durch den Begriff einer mechaniſchen Gewalt. In der Kürze könnte man richtig verſtanden ſagen: Der König iſt die lebendige, durchaus perſönlich gewordene Verfaſſung. Je mehr die zuerkannte oberſte Staatsgewalt in ihrer ſittlichen allgemeinen Elaſticität gedacht wird, deſto weniger findet eine gerechte Beſorgniß ſtatt wegen Schmälerung der Volksrechte. Unverletzlichkeit, Religionsbekenntniß des Königs, Sitz der Regierung, Beſtimmung der Thronfolge und Volljährigkeit, Reichsverweſung während der Minderjährigkeit des Thronerben, Grundbeſtimmungen über deſſen

Digitized by Google

Erziehung. Ein Hausgesetz für die königl. Familie ist nachgefolgt. III. Cap. Von den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger. Ein höchst wichtiger Gegenstand. Das Staatsbürgerrecht wird theils durch Geburt, wenn bei ehelich Geborenen der Vater oder bei Unehelichen die Mutter das Staatsbürgerrecht hat, theils durch Aufnahme erworben. Letztere setzt voraus, daß der Aufzunehmende von einer bestimmten Gemeinde die vorläufige Zusicherung des Bürger- oder Beisitzrechts erhalten habe. Außerdem erfolgt durch die Anstellung in dem Staatsdienste die Aufnahme in das Staatsbürgerrecht, jedoch nur auf die Dauer der Dienstzeit. Inwieweit das Staatsbürgerrecht von der Anstellung im Staatsdienste abhängt, und mit diesem aufhört, wäre der Verordnung eine größere Bestimmtheit zu wünschen. Das Eindringen der Fremden durch die Aufnahme in den Staatsdienst könnte dem Lande gefährlich werden, meinten bei der Berathung dieses Punktes verschiedene Mitglieder der Ständeversammlung, gestützt auf warnende Beispiele der Vergangenheit; deßhalb sei es zweckmäßig, die Wahl zum Staatsdienste nicht ausschließend von der Regierung abhängig zu machen. Jeder geborene Würtemberger hat den Huldigungseid nach zurückgelegtem 16. Jahre, jeder neu Aufgenommene bei der Aufnahme abzulegen. Es ist und bleibt eine bedenkliche Lücke, daß über den möglichen, obschon unwahrscheinlichen Fall keine Auskunft vorkommt, wie es mit dem Huldigungseide des Unterthanen genommen werden soll, so lange der Regent den Verfassungseid provisorisch verweigert. Alle Würtemberger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, und ebenso sind sie zu gleichen staatsbürgerlichen Pflichten und gleicher Theilnahme an den Staatslasten verbunden, so weit nicht die Verfassung eine ausdrückliche Ausnahme enthält; auch haben sie gleichen verfassungsmäßigen Gehorsam zu leisten. Die vorbehaltene Lossprechung von Beiträgen zu den Staatslasten soll wol mehr die abweichende Erhebungsweise als den wirklichen Werth derselben treffen; doch mögen auch früher erworbene und stets behauptete Rechte auf dem Wege des ruhigen Vergleichs eine billige Rücksicht finden. Kein Staatsbürger ist durch seine Geburt von irgend einem Staatsamte ausgeschlossen. Die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes im Dienst der Waffen ist allgemein, abgesehen von den Ausnahmen, welche die Bundesacte und die bestehenden Gesetze näher bestimmen. Soll einmal die theilweise vorgefundene Ordnung eine unterscheidende Begünstigung rechtlich begründen können, so sind die Grenzen der Gültigkeit unmöglich sicher auszumitteln, und der gestreichelte Eigennutz erweitert seinen Spielraum je länger je mehr. Der Staat sichert jedem Bürger Freiheit der Person, Gewissens- und Denkfreiheit, Freiheit des Eigenthums und Auswanderungsfreiheit. Einer der nächsten Paragraphen, die Freiheit der Presse und des Buchhandels betreffend, konnte mit dem Angeführten schicklich verbunden werden oder auch ganz wegbleiben, hätte man den Vorschlag Keßler's bei der Berathung der Landstände genehmigt: „der Staat sichert freie Mittheilung der Gedanken". So gehört ebenfalls zu der Freiheit der Person die spätere ausdrückliche Verfügung, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden kann, d. h. der Letztere soll gewiß und für Jeden bestimmt sein. Die Verhaftung wird bloß in den gesetzlichen Fällen und Formen verhängt, und die Ursache derselben in den ersten 24 Stunden erklärt. Dessenungeachtet ist von diesen sichernden Maßregeln bis zu einer förmlichen Habeas-Corpusacte im festen Sinne der Engländer noch ein weiter Weg, und doch hat lediglich eine solche strenge, unantastbare Gewährleistung einen wirklichen staatsbürgerlichen Werth. Die Freiheit des literarischen Gedankenverkehrs läßt in keiner Verfassungsurkunde, sei sie noch so vorzüglich, eine vollkommen bestimmte und erschöpfende Gesetzgebung zu; das lehrt der Hergang der Dinge besonders in unsern Tagen mit großem Nachdruck. Im Punkte der Auswanderungsfreiheit ist endlich zu bemerken, daß der Wegzug der Ältern die zurückbleibenden Kinder ihres Staatsbürgerrechts beraubt. Diese

Verordnung dürfte den Finanzen besser zusagen als den Gesetzen; denn da diese das Staatsbürgerrecht dem ehelich Geborensein im Würtembergischen unmittelbar zuerkennen, wofern die Ältern dasselbe genossen, so kann es auch später durch keine fremde Schuld aufgehoben werden; so sollte man meinen. Schade, daß nicht bei so guter Gelegenheit das Verhältniß der Fremden im und zum Staate mit einem Grundzuge ausgesprochen wird. Eine Fremdenschutzbill ist gegenwärtig für jede gute Verfassung ein Bedürfniß. Den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte gewähren allein die 3 christlichen Glaubensbekenntnisse. Niemand kann gezwungen werden, sein Eigenthum und andre Rechte für allgemeine Staats- oder Corporationszwecke abzutreten, bis auf die endliche Entscheidung des Geheimenraths und gegen vorgängige volle Entschädigung. Der Inbegriff der eben dargestellten Befugnisse macht das wahre Palladium der bürgerlichen Freiheit aus. Die ungehemmte Wahl des Standes und Gewerbes nach eigener Neigung, die Vernichtung der Handels- und Gewerbsprivilegien mit Ausnahme besonders nachzusuchender Bewilligungen durch ein Gesetz oder die Stände, das Recht zu schriftlichen Beschwerden über das verfassungswidrige Betragen einer Staatsbehörde, die in aufsteigender Linie bis vor die Stände gebracht werden können, vollenden das Gebäude der bürgerlichen Selbständigkeit. Nähere Bestimmungen über den ritterschaftlichen Adel in Absicht auf die Wahl zur Ständeversammlung und die Erhaltung der Familien. IV. Cap. Von den Staatsbehörden. A. Allgemeine Bestimmungen. Die Staatsdiener werden, sofern nicht Verfassung oder besondere Rechte eine Ausnahme begründen, durch den König ernannt, und zwar — die Collegialvorstände ausgenommen — auf Vorschläge der vorgesetzten Collegien, wobei jedesmal alle Bewerber aufzuzählen sind. Zum Antritt eines Staatsamtes ist gesetzmäßige Prüfung und Anerkenntniß der Thätigkeit unerläßlich. Landeseingeborene werden bei gleicher Thätigkeit den Fremden vorgezogen. Der Diensteid gegen den König schließt den Schwur auf die Verfassung in sich. Kein Richter kann aus irgend einer Ursache ohne rechtliches Erkenntniß seiner Stelle entsetzt, entlassen oder auf eine geringere versetzt werden. Auf diesem Grunde ruht die richterliche Unabhängigkeit fest, wenn sie den innern Erschütterungen zu widerstehen weiß. Wie mit den Richtern, so verhält es sich auch mit den übrigen Staatsdienern, im Falle von Verbrechen und gemeinen Vergehen. Dagegen verhängt Unbrauchbarkeit und Dienstvernachlässigung auf Collegialanträge der vorgesetzten Behörde und des Geheimenraths die Entlassung oder eine Versetzung mit Verlust, unter der Bedingung, die oberste Justizstelle vorher gutachtlich darüber zu vernehmen. Dasselbe Grundgesetz gilt auch von den Vorstehern und übrigen Beamten der Gemeinden und andrer Körperschaften, sowie bei Suspensionen, die den Verlust des Gehalts nachsichziehen. Versetzungen der Staatsdiener ohne Verlust an Gehalt und Rang müssen außerordentlich motivirt sein. Ein Gesetz sorgt für die unfähig gewordenen Staatsdiener, sowie für ihre Hinterbliebenen. Alle von dem Könige ausgehende Verfügungen in Betreff der Staatsverwaltung müssen von dem Departementsminister oder Chef contrasignirt sein, welcher dadurch für ihren Inhalt verantwortlich wird. Fernere Verantwortlichkeit des Departementsministers wegen eigner Verfügungen oder zugewiesener Geschäfte. Dieselbe Verantwortlichkeit erstreckt sich auf die übrigen Staatsdiener und Behörden. Sicherheit, Ehre, Wirksamkeit bilden auf diese Art ein dreifaches Erz um die Brust des tüchtigen Mannes; gleicherweise trifft den entlarvten Miethling im Gegentheil eine dreifache Strafe. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß die wahre, volle Ausbeute dieser trefflichen Verordnungen erst erfolgen wird, nachdem sich der öffentliche Geist in voller Kraft und auf allen Punkten erhoben hat. Wo er fehlt, da bilden sich nur allzugern stille Verzweigungen unter den Behörden. So läßt sich z. B. nicht leugnen, daß die Beamtenwelt in den heutigen deutschen Staaten übervollständig besetzt ist,

womit eine Hauptkrankheit ihres gemeinen Wesens zusammenhängt, das allzu viele Regieren. Wie läßt sich nun im Wege der Verfassungsurkunde eine Vereinfachung verschlagen und durchsetzen? B. Von dem Geheimenrath insbesondere. Er bildet die oberste, unmittelbar unter dem König stehende, und seiner Hauptbestimmung nach bloß berathende Staatsbehörde. Er ist gleichsam das Organ, womit der Staat sich selbst wahrnimmt. Mitglieder des Geheimenraths, verschiedene Verwaltungsdepartements: das Ministerium der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Kirchen- und Schulwesens, des Kriegs und der Finanzen. Alle Vorschläge der Minister in den größten Angelegenheiten, wo nicht der Gegenstand durch seine politische oder militairische Natur eine Ausnahme macht, werden von dem Geheimenrath in Überlegung gezogen und mit seinem Gutachten dem König vorgelegt. Der Geheimerath entscheidet zwar auch in gewissen streitigen Fällen, z. B. bei Recursen von Verfügungen, Straferkenntnissen und bei einigen andern außerordentlichen Maßregeln, doch thut er dies nur im Namen der prüfenden Staatswissenschaft, und geht also damit nicht aus seinem vorgezeichneten Wirkungskreise, dem Berathen, heraus. V. Cap. Von den Gemeinden und Amtskörperschaften. Die Gemeinden sind die Grundlage des Staats. Jeder Staatsbürger muß daher, sofern nicht gesetzlich eine Ausnahme besteht, einer Gemeinde als Bürger oder Beisitzer angehören. Die Aufnahme hängt unter einem Vorbehalt in streitigen Fällen von der Gemeinde ab. Die Ertheilung des Bürger- und Beisitzrechts setzt die vorgängige Erwerbung des Staatsbürgerrechts voraus. Sämmtliche zu einem Oberamte gehörige Gemeinden bilden die Amtskörperschaft. Veränderung der Oberamtsbezirke ist Gegenstand der Gesetzgebung. Die Rechte der Gemeinden werden durch die Gemeinderäthe unter gesetzmäßiger Mitwirkung der Bürgerausschüsse, die Rechte der Amtskörperschaften durch die Amtsversammlungen verwaltet, nach Vorschrift der Gesetze und unter der Aufsicht der Staatsbehörden. Keine Staatsbehörde ist befugt, über das Eigenthum der Gemeinden und Amtskörperschaften mit Umgehung oder Hintansetzung der Vorsteher zu verfügen. Weder die Amtskörperschaften noch einzelne Gemeinden sollen mit Leistungen und Ausgaben ohne die triftigste, gesetzlich ausgesprochene Befugniß beschwert werden. Was nicht die örtlichen Bedürfnisse der Gemeinden oder Amtskörperschaften angeht, kann als allgemeine Landesverbindlichkeit auch nur auf das gesammte Land vertheilt werden. Sämmtliche Vorsteher der Gemeinden und Körperschaften sind, gleich den Staatsdienern, auf Festhaltung der Verfassung und insbesondere auf Wahrung des Rechts in ihrem besondern Kreise verpflichtet. Die Ordnung der Gemeinden und der aus ihnen hervorwachsenden Körperschaften ist das köstlichste Unterpfand des öffentlichen Glücks im Großen und Kleinen: eine Wahrheit, die in der letzten Zeit reißende Fortschritte gemacht hat, auch das preuß. Verfassungsgeschäft nach allen Seiten durchdringt, und zwar in den mannigfaltigsten Gliederungen. Nicht weniger haben sich in Frankreich die kräftigsten Stimmen dafür erhoben, ohne daß die Sache selbst bis jetzt auf die ersprießlichste Weise durchgeführt wäre. Gute Gemeindeeinrichtungen, gute Wahlcollegien, gute Volksvertreter. Diese constitutionelle Dreiheit ist unzertrennlich; sie bildet hauptsächlich die Krone des wahren Bürgerthums. Mehre Erfahrungen der letzten Zeit, zum Glück mehr außer- als innerhalb Deutschland, haben gelehrt, daß die Unabhängigkeit, Würde und Popularität der Wahlen leicht durch fremdartige Berührungen in Gefahr kommen kann; auf ähnliche Weise verhält es sich mit manchen andern Rechten der bürgerlichen Zusammenwirkung. Sie stehen natürlich und nothwendig unter der Aufsicht der Staatsbehörden; wer aber die Schwäche, die Eitelkeit, die Habsucht, die Furcht, die Unkunde in den untern Kreisen des Lebens kennen gelernt hat, von denen doch die wohlthätigsten Bewegungen ausgehen sollen, und damit den Einfluß, Geist, Vortheil, Instinkt der höher zugeordneten Persönlichkeiten

erwägt — und der Ausſchlag iſt groß, auch ohne die Wage der Themis —, der wird keine unverhältnißmäßigen Hoffnungen hegen, und die Form von der Sache ſelbſt noch zu unterſcheiden wiſſen. VI. Cap. Von dem Verhältniſſe der Kirchen zum Staate. Die richtigſte Politik ſetzt zwiſchen ihnen eine Nebenordnung auf gleicher Linie feſt, ohne drückende und ſchimpfliche Abhängigkeit nach dieſer oder jener Seite. Derſelbe Grundſatz herrſcht darüber in den Verfügungen der würtemberg. Verfaſſungsurkunde. Die Unabhängigkeit des kirchlichen Eigenthums iſt von mehren Abgeordneten in den ſtändiſchen Berathungen über dieſen Punkt mit würdiger Gründlichkeit ins Licht geſetzt worden. Die allgemeinen Beſtimmungen machen eine ausdrückliche Erwähnung überflüſſig. Was geſchieht, wenn der König in künftigen Zeiten eine andre als die evangel. Confeſſion bekennen ſollte? Die Antwort geht zurück auf die frühern Religions-Reverſalien. Wiederherſtellung der abgeſonderten Verwaltung des evangel. Kirchenguts im vormaligen Herzogthum Würtemberg. In Betreff der Einrichtungen für die kath. Kirche herrſcht eine rühmliche, parteiloſe Liberalität. VII. Cap. Von Ausübung der Staatsgewalt. Wechſelſeitigkeit zwiſchen dem Könige und den Ständen in bekannten conſtitutionnellen Formen. Ohne Beiſtimmung der Stände kann kein Geſetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentiſch erläutert werden. Vollziehende Gewalt des Königs. Sehr folgenreich iſt der 91. Paragraph. Alle Geſetze und Verordnungen, welche mit einer ausdrücklichen Beſtimmung der gegenwärtigen Verfaſſungsurkunde im Widerſpruche ſtehen, ſind hierdurch aufgehoben. Die übrigen ſind der verfaſſungsmäßigen Reviſion unterworfen. Dadurch unterſcheidet ſich Würtemberg preiswürdig von vielen andern Ländern, wo alte und neue Geſetze im wildeſten Chaos durch einander gehen. Begnadigungsrecht des Königs. Die Strafe der Vermögensconfiscation iſt aufgehoben. VIII. Cap. Von dem Finanzweſen. Umfang des königl. Kammerguts. Verwendung deſſelben, ſeine Unveräußerlichkeit ohne Einwilligung der Stände. Civilliſte des Königs. Hofdomainen-Kammergut — ein Privateigenthum der königl. Familie. Ohne Verwilligung der Stände kann keine directe noch indirecte Steuer ausgeſchrieben oder erhoben werden. Vor dem Anſinnen einer Steuerverwilligung muß die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der zu machenden Ausgabe, ſowie die richtige Verwendung der frühern Staatseinnahmen und die Unzulänglichkeit der Kammereinkünfte erwieſen ſein. Ein Fundamentalartikel für die Ökonomie des Staats, der aber erſt dann in volle Kraft eintritt, wenn der Finanzzuſtand nicht bloß nach Hauptrubriken, ſondern mit Belegen des Einzelnen zur Sprache kommt. Eine allgemeine Recapitulation kann verbergen, was gerade zu wiſſen hauptſächlich noth thut. Der von den Ständen genehmigte Hauptetat gilt in der Regel 3 Jahre. Das Finanzminiſterium legt den Ständen die Steuerrepartition vor und den monatlichen Caſſenbericht über die eingegangenen Steuern und etwaigen Ausſtände. Die Staatsſchuld, auch die der neuern Landestheile, iſt unter die Gewährleiſtung der Stände geſtellt. Die Schuldenzahlungscaſſe wird unter Leitung und Verantwortlichkeit der Stände verwaltet. IX. Cap. Von den Landſtänden. Die Stände ſind berufen, die Rechte des Landes in dem durch die Verfaſſung beſtimmten Verhältniſſe zum Regenten geltend zu machen. Vermöge dieſes Berufs haben ſie bei der Ausübung der Geſetzgebungsgewalt durch ihre Einwilligung mitzuwirken, in Beziehung auf Mängel oder Mißbräuche, die ſich bei der Staatsverwaltung ergeben, ihre Wünſche, Vorſtellungen und Beſchwerden dem Könige vorzutragen, auch wegen verfaſſungswidriger Handlungen Klage anzuſtellen, die nach gewiſſenhafter Prüfung für nothwendig erkannten Steuern zu verwilligen und überhaupt das unzertrennliche Wohl des Königs und des Vaterlandes mit treuer Anhänglichkeit an die Grundſätze der Verfaſſung zu befördern. Der Geheimerath iſt das vermittelnde Organ zwiſchen dem Könige und den Ständen. Der König beruft alle 3 Jahre die Verſammlung

Digitized by Google

der Landstände. Diese theilen sich in 2 Kammern. Die erste (Kammer der Standesherren) besteht 1) aus den Prinzen des königl. Hauses, 2) aus den Häuptern der fürstl. und gräfl. Familien und den Vertretern der standesherrl. Gemeinschaften, auf deren Besitzungen vormals eine Reichs- oder Kreistagsstimme geruht hat, 3) aus den vom Könige erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite Kammer (der Abgeordneten) ist zusammengesetzt 1) aus 13 Mitgliedern des ritterschaftl. Adels, welche von diesem aus seiner Mitte gewählt werden, 2) aus den 6 protestant. Generalsuperintendenten, 3) aus dem Landesbischof, einem vom Domcapitel aus dessen Mitte gewählten Mitgliede, und dem der Amtszeit nach ältesten Decan kath. Confession, 4) aus dem Kanzler der Landesuniversität, 5) aus einem gewählten Abgeordneten von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, 6) aus einem gewählten Abgeordneten von jedem Oberamtsbezirke. Jedes Mitglied muß das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Sonstige Erfoderniſſe desſelben. Wie nothwendig die Schärfe der Bestimmungen besonders in diesem Punkte ist, zeigt mit mehren der 135. Pagaraph, indem er verlangt, ein Abgeordneter dürfe in keine Criminaluntersuchung verflochten sein. Ist es nicht möglich, ihn in eine solche nach dem Gange des gewöhnlichen herrschenden Rechts zu verwickeln, und zwar in Absicht auf seine Geschäftsführung als Abgeordneter? Dann stände aber der Stuhl des Richters, insofern er schon vor der Constitution vorhanden war, über derselben, und die Unverträglichkeit beider Bedingungen fällt in die Augen. Die Abgeordneten von den Städten, die eignes Landschaftsrecht haben, und von den Oberamtsbezirken werden aus den besteuerten Bürgern jeder einzelnen Gemeinde gewählt. Die Zahl der Wählenden verhält sich zur Zahl der sämmtlichen Bürger einer Gemeinde wie 1 zu 7, sodaß z. B. auf 140 Bürger (gegen die man wegen des weiblichen und unerwachsenen Geschlechts ungefähr 700 Seelen rechnen kann) 20 Wahlmänner kommen. So preiswürdig die Anordnung für das Wahlrecht im Allgemeinen getroffen ist, so bleibt doch für manches Einzelne im Hergange der Sache noch eine klarere Einsicht zu wünschen übrig, denn in dieser Gegend fließt das theuerste Herzblut einer gesunden Constitution. Die Wahl ist so eingerichtet, daß 2 Drittheile der Wahlmänner aus den Begüterten genommen werden; als solche gelten nämlich diejenigen, welche im nächstvorhergegangenen Finanzjahre die höchste ordentliche directe Steuer gaben. Das eine fehlende Drittheil ergänzen die 2 Drittheile der Begüterten durch Stimmenmehrheit, wobei sie ihrer Pflicht gemäß auf nichts Andres zu sehen haben als auf das persönliche Verdienst des zu Erwählenden. Der Gewählte gilt für den Abgeordneten nicht des einzelnen Wahlbezirks, sondern des ganzen Landes. Alle 6 Jahre ist eine neue Wahl der Abgeordneten zu treffen, welche nicht Amtshalber Sitz und Stimme in der zweiten Kammer haben; die bisherigen sind wieder wählbar. Die erste Kammer erfodert zu der für vollständig angenommenen Besetzung die Anwesenheit der Hälfte, die zweite Kammer das Erscheinen von 2 Drittheilen ihrer Glieder. Die Sitzungen der zweiten Kammer sind öffentlich. Unter besondern Umständen werden die Sitzungen auch geheim. Die Minister können an den Verhandlungen der beiden Kammern theilnehmen. Gesetzentwürfe gehen nur von dem Könige an die Stände, nicht von den Ständen an den König. Die Stände haben aber das Petitionsrecht, um auf neue Gesetze sowol als auf Abänderung oder Aufhebung der bestehenden anzutragen. Der König allein sanctionirt und verkündet die Gesetze. Er eröffnet und entläßt die Ständeversammlung, auch kann er sie vertagen oder ganz auflösen.

X. Cap. Von dem Staatsgerichtshofe. Ihm kommt das Urtheil zu über Unternehmungen, welche auf den Umsturz der Verfassung gerichtet sind, und über Verletzung einzelner Punkte derselben. Bei jedem Beschluß muß eine gleiche Anzahl von königl. und ständischen Richtern anwesend sein. Die Strafbefugniß des

Gerichtshofes. Gegen den Ausspruch desselben findet keine Appellation statt, bloß das Rechtsmittel der Revision und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Zu den dringendsten Bedürfnissen eines jungen constitutionnellen Staats gehört eine pragmatische Geschichte seines fortdauernden Seins und Wirkens; durch diese beglaubigt er sich vor seinem höchsten Tribunale. Begreiflich läßt sich eine solche nicht aus Zeitungen zusammensetzen, und hier kann diese Lücke deßhalb nur erwähnt werden.

Würzburg, das Großherzogthum, ist seit 1814 ein Theil des Königreichs Baiern. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde 741 gestiftet, Burghard als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifacius bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einigen Besitzungen begabt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehre Besitzungen, aus welchen zusammen der große Landesumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst, ein geborener Herzog von Sachsen, Sigismund, des Kurfürsten Friedrichs des Sanftmüthigen Bruder, 1440 Bischof zu Würzburg wurde (1443 abgesetzt, starb 1463), gab Veranlassung, daß seine Nachfolger, von der Mitte d. 15. Jahrh. an, den Titel als Herzoge von Franken annahmen, wie denn die Behauptung, daß schon der fränkische König Pipin dem oben genannten Bischof das Herzogthum Franken geschenkt habe, geschichtlich durchaus unerwiesen ist, auch mit diesem Titel keine besondern Rechte für das Hochstift verbunden gewesen sind. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof zu Würzburg unter dem Erzbischof zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. 1752 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöfl. Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitel, das viele eigenthümliche Besitzungen hatte; angesehene adelige Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöfl. Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 □M. mit 250,000 Einw., und die jährlichen Einkünfte des Fürstbischofs wurden auf 500,000 Guld. angegeben. In Folge des Friedens zu Lüneville wurde das Hochstift Würzburg, sowie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, mit Ausnahme einiger, andern fürstl. Häusern zugetheilten, ungefähr 15 □M. (mit 37,000 Einw.) betragenden Ämter, an Baiern zur Entschädigung für seine verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürstbischof, aus dem freiherrl. Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60,000 Guld. und überdies 30,000 Guld. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden von Presburg (26. Dec. 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog Ferdinand (s. d.) von Toscana, der sein 1803 mit dem kurfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Östreich abtrat, zugetheilt, und der kurfürstl. Titel von Salzburg auf Würzburg übertragen, Baiern aber anderweit entschädigt. Am 30. Sept. 1806 trat der neue Kurfürst dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereignisse 1813 und die Verhandlungen des wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse aufs neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg fiel an Baiern zurück.

Das Großherzogthum Würzburg, sowie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreises des Königreichs Baiern ausmacht, hat auf 91½ □M. 290,000 Einw., größtentheils kath. Religion. Das Land ist eben, aber auf 3 Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer mehren kleinen Flüssen durchströmt der

Main einen großen Theil desselben und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, in einigen Gegenden mehr als der eigne Bedarf erfodert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthals betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Stein- und Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt und bringen bedeutende Summen ins Land, das nicht reich an Mineralien ist und wenig Manufacturen und Fabriken hat. — Die befestigte Hauptst. **Würzburg** (1930 H., 21,800 Einw.) hat eine angenehme, doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des Mains, über welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke von 8 Bogen, mit Statuen von Heiligen besetzt, führt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das große und schöne, 1720 neu erbaute, ehemalige Residenzschloß, eins der schönsten Fürstenschlösser, mit einem schönen Garten aus (gegenwärtig bewohnt es gewöhnlich die verwittwete Königin von Baiern; vorher bewohnte es der jetzige König als Kronprinz); nächst ihm das große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Entbindungshaus, einen botanischen Garten, anatomischen Saal und verschiedene Sammlungen hat. Unter den vielen Kirchen sind besonders bemerkenswerth: die große Domkirche, deren erster Stifter Bischof Burkhard im 8. Jahrh. gewesen sein soll, die aber seit 1042 von Grund aus wieder aufgebaut wurde, mit ihren Grabmälern und der Schönborn'schen Capelle; das sehr geschmackvoll erbaute neue Münster mit den Überbleibseln des heil. Kilian, des Frankenapostels; die prächtige vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Thurme ꝛc. Überhaupt findet man hier viele ansehnliche Häuser; zunächst dem Schloßplatze sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Noch bemerken wir in Würzburg die Ges. z. Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit e. Zeichnungsschule für junge Handwerker; die Frauengesellsch. z. Unterstütz. weiblicher Kunstfertigkeiten; das Gymnasium; die Centralindustrieschule; die Hebammenschule; die Schwimmschule; die Blindenanstalt; mehre Seminarien; das orthopädische Carolineninstitut; die Thierarzeneischule u. a. m. Würzburgs Fabriken liefern Wollenzeuch und Tuch, Spiegel, Leder, Taback, Glaubersalz und Farben, doch sind sie nicht sehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Mainschifffahrt und Handel, besonders mit Wein. Außerhalb, auf dem linken Ufer des Mains, liegt an einem 400 F. hohen Berge die Citadelle Marienberg. An einem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der **Leistenwein**, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der **Steinwein**. Auch der Marktfl. Randersacker am Main hat guten Weinbau. Überhaupt umgeben auf 7000 Morgen Weinberge die Stadt. In dem benachbarten ehemaligen Cisterciensercloster Zell befindet sich die Buchdruckermaschinenfabrik der Herren König und Bauer.

Würzburg (Universität). Es war Joh. v. Egloffstein, der 55. Bischof von Würzburg, welcher zuerst den Versuch machte, in der alten Hauptstadt der Herzoge von Franken nach dem Muster von Bologna eine Universität zu gründen. Die Vorlesungen begannen 1403. Allein die damalige Stiftung überlebte ihren Urheber nicht. Die Kriegsstürme, welche in den Zeiten seines Nachfolgers über das Land kamen, rissen die noch nicht festgewurzelte Pflanze wieder aus. Erst 1582 wurde die Wiederherstellung oder vielmehr die neue Gründung von dem Fürstbischof Julius, aus dem Geschlechte der Echter v. Mespelbrunn, auf festerer Grundlage vollbracht, und darum wird dieser Julius mit Recht als der eigentlich Stifter der zu Würzburg blühenden Hochschule gerühmt, und letztere nach ihm Julia genannt. Die reichliche Dotation derselben, sowie des gleichfalls von ihm gestifteten Hospitals nahm Julius aus den Gütern und Einkünften der im Bauern- und

brandenburger Kriege verwüsteten und verlassenen Klöster. Schon in der Absicht des gemeinsamen Stifters hatte es gelegen, das Hospital zum Zwecke des medicinischen Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung, sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, erhielten zu allen Zeiten eine besondere Celebrität der medicinischen Lehranstalt, die zur fortwährenden Blüthe der würzburger Hochschule hauptsächlich beitrug. Die theologischen und philosophischen Studien waren von Zeit der Gründung an bis zur Aufhebung des Ordens ausschließend in den Händen der Jesuiten. Die juristische Facultät besaß in der Mitte d. vor. Jahrh. an Joh. Kaspar Barthel (für Kirchenrecht) und Joh. Adam Ickstadt (für Staatsrecht, Natur- und Völkerrecht) Männer von ausgezeichnetem Rufe. Joh. Georg v. Eckhart, der große Geschichtsforscher, starb 1730 als Vorstand der Universitätsbibliothek. Einen besondern Aufschwung erhielt die würzburger Universität durch die Pflege des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludw. v. Erthal. Dieser Fürst dachte und regierte im Geiste der fortschreitenden Zeit, und in diesem Geiste sorgte er für Verbesserung und Fortbildung seiner Lieblingskinder, der Stiftungen seines Urgroßoheims Julius. Aufklärung und gründliche Bildung des Klerus war sein Hauptaugenmerk. Deßhalb berief er helldenkende und gelehrte Männer auf die theologischen Lehrstühle. Die Namen Oberthür, Berg, Gregel, Onymus, Feder sind in der Literatur rühmlich bekannt. Zugleich begann Gallus Aloys Kleinschrod im Gebiete des Criminalrechts die Bahn philosophischer Bearbeitung zu brechen. Karl Kaspar v. Siebold glänzte in der medicin. Facultät, und der Universitätsbibliothekar Mich. Ign. Schmidt schrieb die Geschichte der Deutschen. Dieser blühende Zustand, sowie die treffliche Ausstattung der Attribute, insbesondere die ersprießliche Verbindung mit dem Hospitale, entschieden, als Würzburg 1802 an das Kurhaus Pfalzbaiern kam, nicht nur die Beibehaltung der Universität, sondern bestimmte auch die damalige im schönsten Sinne liberale bairische Regierung, den Flor derselben durch zahlreiche Vocationen (Schelling, J. J. Wagner, Mannert, J. Döllinger, G. Hufeland u. A.) zu befördern. Auch wurde damals zu Würzburg eine protestantisch-theologische Facultät (Paulus, Niethammer, Martini, Fuchs) errichtet. Indessen dauerte jene für die Pflege der Wissenschaften so günstige Epoche nur kurze Zeit. Das Fürstenthum Würzburg wurde im presburger Frieden an den Erzherzog Ferdinand (vormals Großherzog von Toscana) abgetreten. Diese Regierungsveränderung veranlaßte zunächst den Abgang des größten Theils der neuvocirten Professoren, und führte 1809 organische Verfügungen herbei, welche den ungünstigsten Einfluß auf den Zustand der Universität haben mußten. Die Actenstücke, welche die neue Organisation der Universität betreffen, finden sich in der „Oberdeutschen allg. Lit.-Zeit.", Nr. 121, und in der „Allgem. Zeitung", 1814, Nr. 313 fg. Diese Verfügungen waren von einer der fortschreitenden Geistesentwickelung abholden Geistlichkeit ausgegangen, und die Richtung des Rückwärts sprach sich darin unverkennbar aus. Eine bedeutende Verminderung der Frequenz der Universität war die nothwendige Folge dieser Rückschritte. Doch 1814 wurde Würzburg wieder mit Baiern vereinigt, und sofort erfreute sich die Universität einer neues Leben bringenden Restauration. Mit Begeisterung feierten Lehrer und Studirende 1818 die Begründung der Verfassung, und man kann seitdem eine lebendige Theilnahme an dem Leben der constitutionnellen Monarchie und besondern Eifer für das Staatsrecht der neuern Zeit als einen charakteristischen Zug der würzburger Hochschule anführen. Derselbe offenbarte sich in der ersten Wahl eines Abgeordneten der Universität zur Ständeversammlung. Mit großer Stimmenmehrheit fiel sie auf den im Fache der Staatswissenschaft rühmlichst bekannten Schriftsteller, Wilhelm Joseph Behr (s. d.). Der Gewählte gehörte durch Freimuth, Gründlichkeit, Beredtsamkeit zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der zweiten Kammer. Leider machten diese ruhm-

Digitized by Google

würdigen Eigenschaften Behr's nicht überall günstigen Eindruck. Seit 1821 betrauert die Universität seinen unersetzten Verlust. — Seit 1814 beträgt die Zahl der Studirenden regelmäßig 650—700; mehrmals schon hat sie sich über 700 erhoben. Von den 140—160 Ausländern, die sich darunter befinden, gehören die meisten der medicinischen Facultät an. In dieser lehren gegenwärtig die Prof. Pickel, Ruland, Heller, D'Outrepont, Textor, Schönlein, Heusinger, J. B. Friedreich, Hergenröther. Man kann sagen, daß der Sitz der Facultät in dem Juliushospitale ist. In dem Raume desselben vereinigen sich die Hörsäle zum theoretischen Unterrichte, das weite Feld der Klinik in den Krankenzimmern, das anatomische Theater und Präparatencabinet, der botanische Garten und das chemische Laboratorium. In unmittelbarer Nähe schließen sich an das Entbindungshaus und das besondere Krankenhaus für Epileptische. Die anatomische Anstalt hat vor kurzem eine neue zweckmäßige Organisation erhalten, und man sieht einer Erweiterung des dazu bestimmten Gebäudes entgegen. Ein besonderes Locale ist der neubegründeten zootomischen Anstalt gewidmet, von welcher durch Heusinger's Thätigkeit reiche wissenschaftliche Ausbeute zu hoffen ist. Die theol. Facultät besteht gegenwärtig aus den Professoren Eyrich, Fischer, Buchner, Moritz u. A. Die Tendenz zu Rückschritten, welche in neuerer Zeit hier und dort bemerkbar wurde, kann der Würzburger theol. Facultät nicht vorgeworfen werden, ihr Wahlspruch scheint zu sein: Medium tenuere beati. In der juriſt. Facultät lehren Metzger, Lauk, Leuffert, Brendel, Cucumus u. A. Außer Behr hat diese Facultät vor wenigen Jahren durch Berufung zu andern Staatsämtern Rudhart (ausgezeichnet als Schriftsteller und als Redner in der Ständeversammlung) und Schmittlein (gegenwärtig Ministerialrath und Vorstand der Gesetzcommission) und vor kurzem durch den Tod Kleinschrod verloren. Für die Studirenden aus dem Rheinkreise ist 1821 eine Professur des französischen Rechts errichtet worden. Der neugebildeten staatswirthschaftlichen Facultät gehören an Geier d. Ä. (zugleich Regierungsrath, auch Abgeordneter zur Städteversammlung), Geier d. J. und Stöhr. Mitglieder der philosoph. Facultät sind Metz, Schön, Sorg, Rau, Wagner, Baltzmeier, Frank, Richarz, Fröhlich und Berks. Der Verlust Klein's wird immer noch lebhaft gefühlt. Die Bibliothek (unter der Direction des humanen Goldmeier) enthält mehr als 100,000 Bde. Der erste Stamm derselben war im dreißigjährigen Kriege von Gustav Adolf nach Schweden abgeführt worden. 1824 wurde durch Ankauf eines Theils der freiherrl. v. Asbeck'schen Büchersammlung eine bedeutende Erwerbung an Kunst- und naturwissenschaftlichen Prachtwerken gemacht. Der Bibliotheksfonds, welcher jährlich 3000 Fl. abwirft, ist von dem ehemaligen Großherzog von Frankfurt, Karl v. Dalberg, gestiftet worden. Das Naturaliencabinet (von dem ehemaligen Minoriten Blank*) gesammelt) ist auf eine sehr glänzende Weise aufgestellt, den Anfoderungen der Wissenschaft entspricht es nicht. Es hat neuerdings durch den Ankauf der Sammlung des Forstinspectors Schmitt einen bedeutenden Zuwachs erhalten; mit demselben ist auch das Musiecabinet verbunden. Besonders rühmenswerth ist das unter der Leitung des Prof. Fröhlich blühende musikalische Institut, in welchem Jedermann im Gesange oder auf einem Instrumente unentgeltlich Unterricht erhalten kann, und von dessen Mitgliedern (Chor und Orchester zusammen 150—200 Personen) wöchentlich 2 Mal diese Tonstücke mit hoher Präcision aufgeführt werden. In demselben werden auch die Schullehrer Baierns musikalisch gebildet. Würzburg hat eine zur Universitätsstadt sehr günstige Lage, bietet ebenso einladende gesellige Verhältnisse dar, und das wissenschaftliche Gemeinwesen ist an Lehrern und Attributen tüchtig ausgestattet. Die Universität Würzburg steht — allein unter den baierischen Hochschulen —

*) Der Director dieser Sammlungen, Jos. Bonavita Blank, D., geistl. Rath und Prof., starb den 26. Febr. 1827 in e. Alter von 87 Jahren.

Digitized by Google

zunächst unter der Leitung einer in der Universitätsstadt befindlichen Behörde, Curatel genannt. Es ist sehr zu beklagen, daß der reichliche Universitätsfonds so sehr mit fremdartigen Ausgaben belastet ist, welche es (da aus der allgemeinen Staatscasse vor der Hand nur sehr sparsame Zuschüsse zu erwarten sind) unmöglich machen, die Professoren auf eine Weise zu besolden, wie es den Pflegern der Wissenschaft gebührt, im Allgemeinen aber scheint diese Universität ihrer jüngern Schwester München allzu sehr nachstehen zu müssen.

Wurzel, s. Pflanzenanatomie.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc., weil 2 . 2 = 4; 2 . 2 . 2 = 8; 2 . 2 . 2 2 = 16. Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadrat- oder dritte Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt diese Dignität hervorbringt.

Wurzen, Amt und Stadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen. Die Stadt ist sorbischen Ursprungs und liegt auf der Straße von Dresden nach Leipzig, unweit der Mulde, wo die Fähre durch eine Brücke ersetzt werden soll, deren Kosten zu 180,000 Thlr. angeschlagen sind. Wurzen hat 543 Häuser, gegen 3000 Einw., Bierbrauerei und einige Fabriken; auch ist sie der Sitz eines Justiz- und Rentamts. Hier befindet sich das von dem Bischof Herwig in Meißen 1114 gestiftete Collegiatstift Wurzen, welches aus 1 Propste, 1 Dechanten und 5 Canonicis besteht. In dem Capitelshause versammeln sich jährlich die meißner Domherren. In dem Dome zeichnen sich einige bischöfliche Grabmäler aus. Schöttgen, ein geborener Wurzener, hat die Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben („Historie der Stiftsstadt Wurzen"). Die Stiftsregierung und das Consistorium zu Wurzen wurden mit Bewilligung des Domcapitels am 30. Dec. 1818 eingezogen. Die Stelle des erstern vertritt nun die Landesregierung; die Geschäfte des letztern sind dem leipziger Consistorium übertragen; doch wird der Stifts-Wurznische Bezirk fortwährend als ein geschlossenes Ganzes behandelt, und dessen Stiftsstände werden jedes Mal besonders zu den Landesversammlungen berufen.

Wuth, s. Tollheit und Hundswuth.

Wüthendes Heer, oder, wie die Alten es nannten, Wütis-Heer, ist, nach der Sage, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebell umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; Viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d.) hergeleitet hat, war ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammensetzten; indessen glaubte man ehedem mit völliger Gewißheit an diese Spukereien und erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehren seiner Gesellen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe. S.

Wyttenbach (Daniel), der berühmteste unter Hollands Philologen der neuern Zeit, geb. zu Bern 1746, wo sein Vater, der auch Daniel hieß, seit 1740 als Prediger angestellt war, sich durch mehre dogmatische und moralische Lehrbücher bekanntmachte und 1779 als Prof. zu Marburg starb. Der Sohn, Daniel,

Ruhnken's Schüler, wurde 1771 Prof. der griech. Sprache und der Philosophie am Wyttenbach-Athenäum zu Amsterdam, 1799 Prof. der Beredtsamkeit zu Leyden, privatisirte 1816 einige Zeit zu Heidelberg und kehrte dann wieder nach Leyden zurück, wo er, von Blindheit und Alter gedrückt, 1819 gestorben ist. Er zeichnete sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus und hat mehre schätzbare Ausg. griech. und röm. Classiker besorgt, auch mehre andre Schriften in seinem Fache verfaßt. Wir begnügen uns, seine Ausg. des Plutarch („Plutarchi moralia", Oxford 1795—1810, 6 Thle. in 7 Bdn. 4., oder 12 Bdn. 8.), s. meisterhafte „Vita Ruhnkenii", womit er seinem ehemaligen Lehrer ein schönes, auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal gesetzt, s. „Bibliotheca critica" und seine „Selecta principum historicorum etc." anzuführen. Mahne schrieb eine „Vita Wyttenbachii" (Gent 1823). Seine „Opuscula" erschienen Leyden 1821, und eine Auswahl derselben von Friedemann (Braunschw. 1825). — W.'s Witwe, Johanna, geb. Gallien, aus Hanau, Verfasserin mehrer geistvollen Werke, lebt in Paris, und erhielt 1827 von der Universität Marburg, bei ihrer 3. Säcularfeier, die philosoph. Doctorwürde.

X.

X, der 24. Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen aus ks zusammengesetzten Laut bezeichnet.

Xanten (Santen), Stadt in der preuß. Provinz Kleve-Berg, im Regierungsbezirke Düsseldorf (rheinberger Kreis), unweit des Rheins, mit 2650 E., hat einige Fabriken und ist wegen der römischen Alterthümer, die in der Nähe gefunden werden, merkwürdig. Hier sollen Ulpia castra, und in der Nähe Vetera castra gestanden haben. Man sieht noch daselbst den Grund eines Amphitheaters. Auch glaubt man auf dem Vorstenberge die Spuren von dem Prätorium des Quint. Varus, und in der Nähe der alten Burg die der colonia Trajana entdeckt zu haben.

Xanthippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates, deren Namen wol nicht auf die Nachwelt gekommen sein würde, wäre sie nicht eben die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: „Weil sie meine Geduld übt, und ebendadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern widerfährt, zu ertragen". Auch Xenophon legt in dem bekannten „Philosophischen Gastmahle" dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes in den Mund. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon essen können", war Alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen, stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sei, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zanksüchtiges Weib, welches dem Manne das Leben sauer macht.

Xanthos, s. Skamander.

Xantippus, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber durch geistige Fähigkeiten sehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier, von denen er im ersten

punischen Kriege den Carthaginensern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zu Hülfe geschickt wurde. Der römische Consul Regulus hatte die weit überlegene Flotte der Carthaginenser besiegt, die Landung in Afrika bewerkstelligt, die carthag. Feldherren geschlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den Besiegten vorschrieb, brachten diese zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem X. den Oberbefehl über ihr Heer. X. lockte die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verluste und machte selbst ihren Anführer, Regulus, zum Gefangenen. Die Carthaginenser erhielten dadurch wieder ein Übergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem X. dabei zu danken hatten, so fürchteten sie doch aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehen erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber insgeheim den Auftrag, ihn auf der Überfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Doch scheint diese Beschuldigung keineswegs erwiesen, und einige griech. Schriftsteller lassen ihn wohlbehalten in sein Vaterland zurückkehren.

Xenien (von dem griech. Worte **Xenion**, Gastgeschenk), Geschenke, die man den eingeladenen oder zum Besuch gekommenen Gästen bei den Griechen und Römern zu geben pflegte. Der bekannte römische Epigrammatist Martial gab die Überschrift: „Xenien", dem 13. Buche s. Sinngedichte — einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Unter demselben Namen erschien in Schiller's „Musenalmanach" für 1797 (Tübingen, bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, welche auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten, manches literarische Unwesen mit Laune und Geist rügten, schlechte Schriftsteller mit feinem, öfter mit bitterm Spott geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt- und Menschenleben überhaupt enthielten. Als Verf. derselben nannte man öffentlich Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Diese „Xenien" wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum dritten Male aufgelegt werden mußte. Es stand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider sie auf, unter denen jedoch die meisten viel Schwäche und bloß den Schmerz beleidigter Eitelkeit zur Schau stellten. Nicht ungegründet war indessen der Vorwurf, den man den „Xenien" machte, daß unter der großen Menge dieser Distichen auch schwache und selbst im Versbau fehlerhafte sich fänden. Man hat vor einigen Jahren die „Xenien" in Breslau wieder abgedruckt. Ausführliche Nachrichten über die durch sie erweckte Fehde enthalten die Nrn. 54—60 des „Allg. lit. Anzeigers" (Leipz. 1797). Wieland's Urtheil findet man in den „Literarischen Spießruthen, oder hochadeligen und berüchtigten Xenien" (Weimar, ohne Jahrzahl). Gegenwärtig findet man in jenen „Xenien" größtentheils die durch wissenschaftliche Kritik gerechtfertigten Aussprüche eines geistvollen Urtheils über eine vorübergegangene Periode der Literatur, in muthwilliger satyrischer Form.

Xenokrates, ein berühmter griech. Philosoph, gebürtig aus Chalcedon, war ein Schüler des Plato, zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talentvollen Mitschüler dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers faßte. Plato schätzte ihn sehr hoch wegen seines eisernen Fleißes und seines beharrlichen Charakters; nur fand er an seinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Mit Plato reiste er auch nach Sicilien. Nach dessen Tode begab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, kehrte aber bald zurück und wurde der zweite Nachfolger des Plato in der **Akademie** (s. d.), welcher er 25 Jahre lang, bis an seinen Tod, 314 v. Chr., mit großer Achtung vorstand. In seinen Lehren

eigte er sich sehr zu dem Pythagoräismus hin. Die Seele hielt er für eine sich selbst ewegende Zahl. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß, als er inst vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid on ihm nicht verlangt, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich angenommen haen sollen. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Auch gegen die Großen behauptete er seinen Charakter als praktischer Philosoph, und von einem ansehnlichen Geschenke, das Alexander ihm sandte, nahm r nach langem Weigern einen sehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen wußte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Laïs vergebens ihre Künste und lle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, ihn zu besiegen, und aus Verdruß über die ehlgeschlagene Absicht ihn eine Statue genannt habe. Von seinen philosophischen Schriften ist keine auf uns gekommen. — Er ist von einem andern Xenokraes, mit dem Beinamen der Arzt, zu unterscheiden, der zu den Zeiten des Tiber der Nero lebte, und von dessen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung er Wasserthiere als Nahrungsmittel übrig ist, das einen ziemlich vollständigen Begriff von den Kenntnissen giebt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Schalthiere hatte.

Xenōphanes, ein griech. Philosoph, berühmt als der Stifter der eleatischen Schule. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes ist nicht ganz gewiß. Er war ein Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander und soll ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande, Kolophon, vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Großgriechenland. Hier ließ er sich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder, und davon hat sein System, und die Schule, die er stiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen einer Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt in seinen Sillen die mythischen Fabeln von den Göttern, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und war einem, nur noch unausgebildeten, idealischen Pantheismus zugethan. Seine Hauptsätze sind: Das Seiende ist Eins und unveränderlich, das Vollkommenste und Beste, — und diese Freiheit des Seins wird Gott genannt. Dieser ist als solcher einzig, sich vollkommen gleich und daher kugelartig, weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich, noch unbeweglich, unter keines Menschen Form vorzustellen, Alles vorstellend und vermögend. Die Vielheit der Dinge ist nicht wahrhaft. In empirischer Hinsicht soll er behauptet haben, daß Alles aus Erde und Wasser entstanden sei. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unserer Erde durch Wasser an, und hielt den Mond für einen bewohnten und angebaueten Weltkörper. Er leugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böses in der Welt anzutreffen sei. Im Allgemeinen klagte er über die Ungewißheit des menschlichen Wissens. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andre Gegenstände vorgetragen hatte, finden sich nur noch Bruchstücke beim Athenäus, Plutarch u. A. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts „Περὶ φύσεως" sind gesammelt in des Stephanus „Poësis philosophica", späterhin vollständiger von Fülleborn und endlich von Brandis.

Xenophon, der berühmte griech. Geschichtschreiber und Feldherr, war geb. zu Athen ungefähr 450 v. Chr. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Er war einer der vertrauetesten Schüler und Liebling des Sokrates; auch kann man aus seinen Schriften, namentlich aus der „Apologie" und den „Denkwürdigkeiten des Sokrates", den wahren Geist der Sokratischen Philosophie am besten kennen lernen. X. war nicht wol speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie vielmehr auf das Leben

an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinem Lehrer zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus d. J. — zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt — seinem ältern Bruder, Artaxerxes Mnemon, den väterlichen Thron streitig machte, sendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich X. als Freiwilliger befand, und ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebenen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griech. Hülfsheers blieben in der Schlacht oder wurden durch List gefangen und getödtet. X. trat jetzt als Anführer an die Spitze des noch 10,000 M. starken griech. Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, und führte es aus Oberasien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich gesinnt waren, auf einem gegen 500 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist berühmt in der Kriegsgeschichte; man hat ihn mit ähnlichen Unternehmungen in den neuern Zeiten verglichen, aber die Umstände sind im Grunde zu verschieden, um überhaupt einen Vergleich zu gestatten. X. selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Unternehmung des jüngern Cyrus in seiner „Anabasis" beschrieben, die vorzüglich James Rennell geographisch erläutert hat. (Auszugsweise übers. von Alb. Lion, mit Anm., Gött. 1823.) Daß X. wirklich der Verf. dieser Schrift sei, hat C. W. Krüger (Verf. der „Vita Xenophontis") in s. Schrift: „De authentia et integritate Anabaseos Xenophonteae" (Halle 1824), gezeigt. X. begleitete nachher den spartanischen König Agesilaus auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge ward er den Athenienſern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiedenen Orten Griechenlands, auch zu Korinth, ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß den Wissenschaften, und starb in einem Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb X. „Das Gastmahl der Philosophen", als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des Plato, verschiedene kleinere Schriften, zur Politik, Kriegswissenschaft und Ökonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der „Cyropädie" (zuletzt von Poppe und von Dindorf herausgegeben). Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält X.'s Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. X. hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und vollendet, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den Classikern, die zum jugendlichen Unterricht vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosoph. Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griech. Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden. Die neuesten Ausg. sind von Schneider und Weiske. — Ein andrer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., war aus Ephesus geb., und schrieb einen Roman: „Geschichte des Habrokomes und der Anthia", welchen Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg seines Kriegszuges gegen die Griechen bekannt, war ungefähr 460 J. v. Chr. geb., und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius Hystaspis (s. d.), und wurde seinem ältern Bruder, Artabazanes, der noch während des Privatstandes des Vaters geb. worden war, ohne Zwist in der Thronfolge

vorgezogen. Nachdem er sich Ägypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfenen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein ungeheures Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben auf 1 Mill. Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hierbei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des X. doch immer noch hinreichend gewesen sein, die Griechen zu erdrücken. Aber was vermag selbst das größte Söldlingsheer gegen die Begeisterung eines noch so kleinen Volkes, das für den eignen Herd, für Weib und Kinder kämpft! X. setzte mittelst einer Schiffbrücke über den Hellespont. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Grenze des Landes, in den Engpässen von Thermopylä (s. d.). Nachdem hier der heldenmüthige Leonidas (s. d.) mit seinen Spartanern gefallen war, drang X. mit Übermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlassene Athen. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für keinen Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt, und das zweite Treffen, bei Salamis (s. d.), in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 2000 persische Schiffe gegen 380 griech. fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. X. ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platää gänzlich geschlagen wurde. Er selbst ging vor Scham und Unwillen nach Persien zurück und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Francisco), Cardinal, Erzbischof von Toledo und span. Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torrelaguna, einem kleinen Orte in Altcastilien, wo sein Vater Advocat war, geb. Er studirte zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offen werdende geistliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine Stelle zu geben, und da X. über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. X. kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchsprengel Siguença, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franciscanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabelle von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielen Weigern an, und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er weise Vorschriften, bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Bettelorden in Spanien, gründete 1499 die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausg. des Alten Testaments in 6 Sprachen. (S. Polyglotte.) Früher schon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausg. des Neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. X.'s Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände. Es herrschten in der königl. Familie Uneinigkeiten. Philipp von Östreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königreich Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater Anlaß, die X. beseitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjähr. Enkel, den nachmaligen Kaiser Karl V.

Auch hierbei hatte X. durch ſein Anſehen und ſeinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papſte den Cardinalshut, wurde zum Großinquiſitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeſchäften. Da er aber Ferdinands mißtrauiſche Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in ſein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, dieſen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beſchäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in dieſer Abſicht den Plan, nach Afrika überzuſetzen, um die Feſtung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war, und der auch von Ferdinand genehmigt wurde. X. wendete die Einkünfte ſeines Erzbisthums, des reichſten in Europa — es brachte jährl. 300,000 Dukaten ein — zu dieſem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entſtand, die keinen Geiſtlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küſte von Afrika. In erzbiſchöflicher Kleidung, über die er einen Harniſch trug, von Prieſtern und Mönchen, wie bei einer geiſtlichen Proceſſion, umgeben, führte er ſelbſt das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welcher die Mauren beſiegt wurden. Die Feſtung wurde ſofort erobert, und die Beſatzung derſelben niedergemacht. X. ließ Oran neu befeſtigen, verwandelte die Moſcheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieſer 1516 ſtarb, und ſein Enkel Karl noch minderjährig war, wurde X. Regent von Spanien, und bewirkte während dieſer nur 2 Jahre dauernden Regentſchaft außerordentlich viel. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronſchulden und brachte die veräußerten Domainen wieder an die Krone. Die ſpan. Großen, die ihn wegen ſeiner ſtolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er ſtellte das Anſehen der Geſetze wieder her und ſetzte die ſpan. Kriegsmacht auf einen reſpectabeln Fuß. Alle ſeine Entwürfe und Ideen waren groß. Er beſaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langſam in ſeinen Entſchließungen, aber ſchnell in der Ausführung. Das ſpan. Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Anſehen zu danken, in welchem es in Europa ſtand. Daß er die Wiſſenſchaften ſehr beförderte, iſt ſchon oben erwähnt worden. — X. war ein wahrhaft großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und ſelbſt Grauſamkeit vorgeworfen, aber die Umſtände machten ein ſolches Betragen bisweilen nothwendig; ſeine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verſchiedenen Gelegenheiten zeigte er ſich als Menſchenfreund, und ſelbſt ſein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grauſamkeiten. Als er beim Einzuge in das eroberte Oran die Menge der erſchlagenen Feinde ſah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige", ſagte er, „aber Menſchen, die man zu Chriſten machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entriſſen". Sein Leben und die Geſchichte ſeiner Staatsverwaltung iſt von verſchiedenen Schriftſtellern beſchrieben worden; ſ. unter andern „Histoire du Cardinal Ximenès, par Fléchier, evêque de Nismes" (Amſterdam 1700); „Hiſtorie von dem Staatsminiſterio des Cardinals Ximenes" (Hamburg 1791).

Ximenes (Auguſtin Louis, Marquis de), ein bekannter franz. Dichter, aus einer urſprünglich ſpan. Familie, geb. zu Paris d. 28. Febr. 1726, war in ſ. Jugend Soldat und focht in der Schlacht bei Fontenai (11. Mai 1745); dann bildete er ſich durch den Umgang mit den ausgezeichnetſten franz. Gelehrten des 18. Jahrh.; vorzüglich war er mit Voltaire eng verbunden, welcher mehrmals in die Ausgaben ſeiner Werke Verſe von X. aufnahm. X. ſchrieb einige Trauerſpiele; u. a. „Don Carlos", ein Gedicht: „César au sénat romain", und ein andres, in welchem er den Gedanken ausführt, daß die Wiſſenſchaften ebenſo zu dem Ruhme Ludwigs XIV. beigetragen haben, wie dieſer Monarch zu ihren Fortſchritten. Zwei „Discours" von ihm, der eine zum Lobe Voltaire's, der andre über den Einfluß Boileau's auf ſ. Jahrhundert, werden geſchätzt. Auch ſchrieb er „Lettres sur la Nou-

velle Héloise de J. J. Rousseau". Seine Werke erschienen 1772 und 1792, die spätern u. d. T.: „Codicile d'un vieillard". X. war ein Anhänger der Sache der Revolution, aber ohne Leidenschaft und Eigennutz; auch nahm er an den Ereignissen keinen Theil, noch bekleidete er öffentliche Ämter. Zuletzt schrieb er einen „Discours au Roi", und starb zu Paris d. 4. Juni 1815.

Ximenes (Leonardo), ein berühmter Mathematiker, welcher zu Florenz am 3. Mai 1786 in einen Alter von 65 J. starb, hat sich besonders um die Hydraulik und Astronomie verdient gemacht.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung von seinem Vater übergangen und von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben worden, ging er nach Attika, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand leistete und sich mit dessen Tochter Kreusa (s. d.) vermählte, von seinen Schwägern aber nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon (s. d.).

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Y.

Y, ein aus dem Griechischen aufgenommener Buchstabe, der seinen griechischen Namen Ypsilon behalten hat, zu den Selbstlautern gehört und völlig wie unser i klingt. In ursprünglich griech. Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, dagegen kann er in allen deutschen füglich mit i vertauscht werden. In griech. Form Y nennt man ihn auch den pythagoräischen Buchstaben, weil die Pythagoräer damit das Hervorgehen der Dyas aus der Monas, oder die heil. Drei, nach Andern die Genesung (ὑγιεια), oder den Scheideweg des Lebens damit bezeichnet haben sollen. Man nennt ihn auch den Drudenfuß.

Y, das (sprich Ei), auch Ya, ist ein Meeresarm, der aus dem Zuidersee in die niederländische Provinz Holland tritt, und die natürliche Trennung zwischen dem nördlichen und südlichen Holland bildet. Aus dem Y führt ein Canal Amsterdam gegenüber nach Edam und Horn.

Yang-the-Kian, gemeiniglich Kiang, der große Fluß, auch der blaue Fluß genannt, ist der größte Strom in China und überhaupt einer der größten Asiens, dessen Lauf auf 400 Meilen geschätzt wird. Er entspringt wahrscheinlich in der unter chinesischer Oberherrschaft stehenden Provinz Sifan und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwischen enge Felsenpässe sich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, sanfter Strom in die große chinesische Ebene ein. Seine Quelle ist noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer diese Gegenden betreten hat. Seine Wassermasse wird durch die beträchtlichen Nebenflüsse Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von seiner Quelle aus südlich bis Yunnan, wendet sich dann nach N.-O. durch die Provinz Setschuen und Houguang, wo er den Landsee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Prov. Kiang-nan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt sich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das chinesische Meer. 5 Meilen von seiner Mündung liegt die 20 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Insel Tsong-ming.

Yarmouth, eine regelmäßig gebauete und befestigte Stadt in der engl. Grafschaft Norfolk (Norfolkshire) am deutschen Meere, auf einer Halbinsel zwischen der See und dem Flusse Yare, dessen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Sie heißt auch Great Yarmouth, im Gegensatze von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafschaft Suffolk liegt, und wohin eine Brücke führt. Diese Stadt zählt 154 Straßen, 3200 Häuser und 18,000 Einw., die einigen Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Ostseehäfen, mit Holland,

Portugal und dem mittelländischen Meere treiben. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt, und ebenso die eignen Fabricate von da ausgeführt. Die Küstenfahrt besteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worstedzeuchen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfischfang geschickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht jedoch seit den ältesten Zeiten in der Herings- und Makrelenfischerei. Den ganzen Monat Oct. hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Perlenfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40—50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verschiedenen Häfen Italiens verführt. Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören die Nikolaikirche, das Theater, das Fischerhospital, das Zuchthaus, das Rath- und Zollhaus. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

Yeoman, in England ein Mann, der ein freies, freies Landgut besitzt, welches ihn im Range unmittelbar der Gentry nachsetzt. Sonst waren 250 Mann der königl. Leibwache aus diesem Stande, daher noch jetzt die königl. sogen. Schweizergarde, welche jedoch nicht, wie in Frankreich, aus wirklichen Schweizern bestehen, etwa 200 M. stark sind, und sich durch ihre seltsame, altväterische Uniform auszeichnen, **Yeomen of the Guard** genannt werden. Sie thun keine eigentlichen Kriegsdienste, beziehen nur die Wache im Tower und scheinen Nichts weiter als eine Art von Polizeisoldaten zu sein.

Yermak, auch Jermak, der Eroberer Sibiriens, s. **Stroganoff**.

Yermoloff, s. **Jermoloff** (Alexei Petrowitsch).

Yorik, s. **Sterne** (Lorenz).

York und **Albanien** (Friedrich, Herzog von), Bruder des Königs Georg IV. von Großbritannien, geb. d. 16. Aug. 1763, wurde schon am 27. Febr. 1764 zum Fürstbischof zu Osnabrück postulirt, und regierte das Land von 1782—1802. 1811 ward er zum zweiten Male zum Generalissimus der brit. Landmacht ernannt; auch war er kaiserl. östr. Feldmarschall, Großmeister des Bathordens, und hatte außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretenen Bisthums Osnabrück ein Einkommen von 24,000 Pf. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach Berlin, um den preuß. Kriegsdienst zu lernen. Hier vermählte er sich 1791 mit Friederike, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter (gest. d. 6. Aug. 1820), und kehrte hierauf nach London zurück. Er wohnte zu Oatlands-Park bei London und ward nach dem Tode der Prinzessin Charlotte (6. Nov. 1817) Kronerbe, starb aber kinderlos d. 5. Jan. 1827. Sein öffentl. Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst im Parlamente, bloßgestellt. 1793 erhielt er den Befehl über das britische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen v. Koburg gehörte. Unter ihm dienten Sir Ralph Abercrombie, Sir Will. Erskine und andre Officiere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte, bei den Fehlern des allgemeinen Plans, keinen glücklichen Erfolg. Der Herzog nahm Valenciennes nach einer Belagerung von 6 Wochen. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Östreich mit dem brit. Cabinet verabredet, um dadurch das Parlament zu gewinnen, daß England als Hauptmacht an dem Kriege Theil nähme. Nach Playfair („Polit. portraits", 1. Th., London 1813) sollen selbst Officiere vom Generalstabe des Prinzen v. Koburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Östreicher beigetragen hatten, den Briten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Östreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog von York die Schlacht von Hondschoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann ein-

gebüßt hatten. Der Feldzug von 1794 endigte so, daß der Herzog sich einschiffen mußte. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der britischen Heere ernannt. Er stellte viele Mißbräuche ab, traf manche gute Einrichtung und ward, wegen seines milden Betragens dabei, von der Armee geliebt. 1799 befehligte er die Expedition nach Holland, an der ein russ. Hülfscorps unter dem General Essen Theil nahm. Zwar ergab sich die holländ. Flotte dem Viceadmiral Mitchel, und der Herzog landete im Helder, aber zu spät. Es hatte nämlich an Transportschiffen gefehlt, um 30,000 M. zu gleicher Zeit übersetzen zu können. Auch waren ohne die Schuld des Herzogs Zeit und Ort schlecht gewählt. Man landete in einer ungünstigen Jahreszeit (Ende Aug.) und, statt tiefer südlich, in Nordholland. Das Wetter war nachtheilig, und die Russen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht. Daher siegte Brune an der Spitze des franz.-holländ. Heers bei Bergen (19. Sept.) über die Verbündeten. Zwar griff der Herzog den Feind am 2. Oct. bei Alkmar wieder an und drängte ihn zurück; allein er benutzte diesen Vortheil nicht, und ward daher am 6. von Brune zurückgeschlagen. Hierauf kam den 18. eine Capitulation zu Alkmar zu Stande, nach welcher die Engländer 8000 Kriegsgefangene zurückgaben und das Gebiet der Republik räumten. Der Herzog übernahm hierauf wieder die Leitung des Heerwesens. Allein seine Verbindung mit Mistreß Clarke wurde für seinen Ruf sehr nachtheilig. Als er mit dieser listigen Frau Bekanntschaft machte, hielt er sie für eine Witwe. Sie wußte ihn lange zu täuschen; sobald er aber erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Umgang ab, beging jedoch den Fehler, ihr eine Pension von 400 Pf. zu verweigern. Sie schloß sich daher an ein Mitglied des Unterhauses, den Obersten Wardle, an, welcher den Plan entworfen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterstützt von mehren Unzufriedenen, welche sich zurückgesetzt glaubten, trat er den 27. Jan. 1809 als Ankläger gegen den Herzog auf, und verlangte eine Untersuchung s. Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf ihm vor, daß er bei Vergebung der Militairstellen, Pensionen ꝛc. Mißbräuche geduldet, Bestechungen zugelassen und besonders durch den Einfluß seiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, sich habe leiten lassen. Die Anklage fand vor dem Unterhause statt, und der Kanzler der Schatzkammer bestand auf den Fortgang der Untersuchung. Die Clarke erschien mehrmals vor dem Unterhause persönlich. Sie gestand ein, Geld empfangen zu haben, um Beförderungen zu unterstützen; allein der Herzog habe ihr dazu die Erlaubniß gegeben. Ihre frechen Antworten belustigten das Publicum und schadeten dem Herzog in der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweisen. Vielmehr wurde der Herzog mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 196 freigesprochen, als habe er selbst keinen Antheil an den vorgefallenen Bestechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshabers der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde diese Adresse durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, den 20. März 1809 seine Stelle freiwillig niederzulegen. Doch schon d. 25. Mai 1811 setzte ihn sein Bruder, der damalige Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der gesammten brit. Landmacht wieder ein. Indeß war die Ursache seiner Entlassung, seine Verbindung mit Mistreß Clarke, die unter dem Schutze seiner Gunst Handel mit Militairstellen und Pensionen getrieben haben sollte, noch in frischem Andenken. Daher trugen d. 6. Jun. Lord Milton und Francis Burdett im Unterhause auf den Beschluß an: „Es scheine dem Unterhause sehr unschicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten diesem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen"; allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Fox'sche Partei dem Prinz-Regenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt sich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königl. Hauses. Übrigens wird jeder

Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne vielleicht vorgefallene Unordnungen verantwortlich sein kann. Es ist schon ein großes Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 M. und 5000 Officieren diese Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Immer bleibt es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte verschuldet hat. Vielmehr legte ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. Das Parlament hat ihm daher mehrmals, z. B. 1814, den Dank der Nation für seine gute Militairverwaltung bezeugt. Vgl. das „Memoir of the Duke of York", von Walter Scott. (S. „Zeitgenossen", dritte Reihe, I, 2.)

York, Graf v. Wartenburg, k. preuß. Feldmarschall, Ritter aller preuß. und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverlässigen Materialien, der uns hindert, etwas Bestimmtes über die frühern Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps, und befehligte in dem Feldzuge d. J. erst die Avant-, später die Arrieregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Übermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Mecklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, entging er dem Schicksale des Blücher'schen Heers bei Lübeck und fand dort eine Anstellung. Bei der neuen Bildung des preuß. Heers (1808) ward er als Generalmajor zum Inspecteur sämmtlicher leichten Truppen ernannt. 1812 bei dem preuß. Hülfscorps*) unter dem Generallieut. v. Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit denselben niederlegte.— Dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber schwieriger ward die Lage des Generals, als Bonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Memel befahl; er führte hier die 3. Colonne, welche, die Nachhut bildend, am 20. Dec. 1812 von Mitau abzog, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Witgenstein und Paulucci, die am 27. bereits in Memel einrückten, während ihre Vordertruppen sich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht sowol das Kritische dieser Lage, welche durch der Truppen erprobte Tapferkeit hätte verbessert werden können, als vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse veranlaßten den General v. Y. zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher sich das preuß. Corps von den Franzosen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog. (S. darüber Seydlitz's „Tagebuch der preuß. Armeecorps im Feldzuge 1812", Berlin 1823.) Dieser Schritt, der gleichsam das Zeichen zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von dem Könige, noch durch wichtige Rücksichten beengt, scheinbar gemißbilligt, aber bald genug durch die Stellung, die der Staat annahm, auf das glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch diesen fürwahr nicht leichten Entschluß ebenso sehr seine Umsicht und Charakterstärke beurkundet, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und zu den nachherigen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen. Nachdem das geschmolzene Corps in Preußen wieder möglichst vollständig gemacht und ausgerüstet worden, führte er es an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. April 1813) gegen die aus Magdeburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien siegreich focht. Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen die rühmlichen Anstrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letzterer Schlacht (19.

*) Es bildete dieses 20,000 M. starke Corps mit der aus Polen, Baiern und Westfalen zusammengesetzten Division Grandjean das 10. Corps unter dem Marschall Macdonald, bestimmt, den linken Flügel des franz. Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

Mai) bei Weissig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegene 5. franz. Armeecorps unter Sebastiani. Während des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt und als erstes Corps der preuß. Armee dem schlesischen Heere unter Blücher zugetheilt, nahm es entscheidenden Antheil an dem Siege an der Katzbach (26. Aug.). Der General erfocht darauf (3. Oct.), als völlig selbständig zu betrachten, den Sieg über Bertrand bei Wartenburg (s. d.), in dessen Folge das schlesische Heer auf das linke Elbufer überging. Es ist bekannt, daß er von dieser glänzenden Waffenthat den Ehrennamen Graf York v. Wartenburg führt. Ebenso selbständig ist sein Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern über Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps ausschließlich den wichtigen, hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine genauere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit führen; wer aber den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nur eine so unerschütterliche Festigkeit, wie sie den General v. Y. auszeichnet, den Sieg fesseln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarschirt, drängte er schon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Übergange über die Unstrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf siegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerst wieder bei Montmirail (11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs neue und um so sicherer zu beurkunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten galt. Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Bonaparte eingelassen, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführen mußte, als der General Y. auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnungen das Gefecht, wiewol mit eignem großen Verlust, insoweit wiederherstellte, daß Sacken wenigstens vom gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienst erwarb er sich in der Schlacht bei Laon (9. März). Denn in Gemeinschaft mit dem General v. Kleist unternahm er den — nicht angeordneten, sondern bloß genehmigten — nächtlichen Angriff auf den franz. rechten Flügel, der die Zerstreuung des Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erst einen entscheidenden Charakter gab, und unter andern Umständen die Vernichtung Bonaparte's herbeigeführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publicum so gewürdigt worden zu sein scheint, so hat sein König den Werth der That hinlänglich durch die Verleihung des Großkreuzes des eisernen Kreuzes anerkannt, welches nach den Statuten bloß der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine entscheidende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General dem Monarchen nach England, ward zum Grafen York v. Wartenburg erhoben, mit einer ansehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in Schlesien und dem Großherzogthum Posen ernannt. Der Krieg, den Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, rief ihn zwar an die Spitze des 5. preuß. Armeecorps, das sich an der Elbe und Saale sammelte, aber der Umstand, daß dieses Corps zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wol ebensowie einige Kränklichkeit veranlaßt haben, daß er dessen Oberbefehl niemals wirklich übernahm. — Er erlitt zu dieser Zeit einen schmerzlichen, auf seine Gemüthsstimmung gewiß einflußreichen Verlust durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Officier im brandenb. Husarenregiment in dem unglücklichen Cavaleriegefecht bei Versailles (1. Jul. 1815) nach der rühmlichsten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf starb. Im Gefolge dieser Umstände bat er nach der Rückkehr des Königs um seine Entlassung, die ihm endlich bewilligt ward. Er lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Schlesien. Am 5. Mai 1821 wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt.

York, Yorkshire, die größte Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums (275 □M., mit 979,000 Einw.). Die Hauptst. York, das alte Eboracum der Römer, ist dem Range nach die 2. in England (53° 57′ 45″

Digitized by Google

Br), liegt an der Ouse, hat 2480 H. und 18,900 Einw. Die Kathedrale ist die größte Kirche von altdeutscher Bauart in England (524 F. lang, 222 F. breit, 180 F hoch). Das alte von Richard III. erbaute Schloß ist jetzt ein Gefängniß. Der Major von York hat den Titel Lord, wie der zu London: die Stadt ernennt 2 Deputirte im Unterhause. Der Erzbischof von York, der 2. in England, hat s. Sitz in Bishopstown. Bei York werden berühmte Wettrennen gehalten. Unweit von der Stadt ist das gut eingerichtete Irrenhaus für Quäker, Retreat genannt.

Young (Arthur), dem die Welt für die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse mehr verdankt als irgend einem Schriftsteller, wie sich der Irländer Kirwan zu enthusiastisch ausdrückt, ward in London 1741 geb. und starb daselbst 1820. Ursprünglich zum Kaufmann gebildet, sah er sich durch den Tod seiner Schwester, mit deren Mann er in Geschäftsverbindung kommen sollte, in eine andre Laufbahn gewiesen. Er begann daher, 17 J. alt, als Schriftsteller im politischen Fache aufzutreten, und als er den Pacht eines mäßigen Landgutes übernommen hatte, machte er sich als ökonomischer Schriftsteller bekannt. Bei verschiedenen Reisen durch England, die er in landwirthschaftlicher Hinsicht unternahm, hatte er Gelegenheit, mannigfaltige Beobachtungen zu machen, die er dann mit immer größerm Beifalle zu Tage förderte. Ein neues Werk folgte dem andern, und die Liebe zum Ackerbau unter den Gebildeten, die Lust zu Versuchen, nahm dadurch immer mehr in ganz England zu. Spätere in gleicher Absicht unternommene Reisen nach Frankreich, Spanien und Irland hatten neue ähnliche literarische Arbeiten zur Folge. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich durch Beispiel und Schriften um den Anbau der Futterkräuter, und als Secretair der 1793 gestifteten Ackerbaugesellschaft. Sie beehrte ihn 1808 mit einer goldenen Denkmünze für seine „vieljährigen Dienste im Landbau". Die vorzüglichsten Schriften Y.'s sind alle ins Deutsche übersetzt. Ein Werk von ihm, das alle während eines Zeitraums von 50 Jahren gemachten Beobachtungen und Versuche enthält, ist noch Handschrift und dürfte erst gedruckt werden, wenn sein Sohn aus der Krim zurückkehrt, wo er seit 1804 ein Landgut von 10,000 Morgen zur Belohnung für die von ihm gefertigte statistische Übersicht der Statthalterschaft Moskwa erwarb.

Young (Edward), ein bekannter englischer Dichter, Sohn eines Landpredigers in Hampshire, geb. zu Upham bei Vincaster 1681, studirte zu Oxford die Rechtswissenschaft, und wurde daselbst 1719 Doctor der Rechte. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der Dichtkunst und gab von 1719 an nach und nach 3 Trauersp.: „Busiris", „Die Rache" und „Die Brüder" (letzteres von J. H. Schlegel deutsch übersetzt 1764), heraus, welche mit Beifall aufgenommen wurden, aber auch den Fehler seiner spätern Gedichte haben, daß sie zu bilderreich und sententiös sind. Auch versuchte er sich in einigen moralischen und religiösen Gedichten, endlich auch in der Satyre. Da Y. mehr Neigung zur Theologie hatte, so trat er in den geistlichen Stand und wurde 1728 Capellan König Georgs II. 2 Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und verheirathete sich. Der Tod seiner Gattin und ihrer beiden Kinder erster Ehe versetzte ihn in eine wehmüthige Stimmung und gab Veranlassung zu seinem berühmten Gedichte, „Nachtgedanken" („The complaint or night-thoughts", London 1741 und öfter), das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Durch Ebert's meisterhafte Übersetzung ward es auch in Deutschland bekannt und weckte ein Heer von Nachahmern, welche in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Y.'s schwermüthige Poesien in Deutschland Lieblingslecture waren, ging der überspannten Werther'schen und der empfindelnden Siegwart'schen voran. Außer jenen Gedichten schrieb Y.: „Satyren auf die Ruhmbegierde", und den „Centaur, oder über das Modeleben", nebst einigen kleinen Aufsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert, mit den „Nachtgedanken" zugleich, übersetzt worden, unter dem Titel: „Dr. E.

Digitized by Google

Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satyren auf die Ruhmbegierde, übersetzt von J. A. Ebert" (Braunschw. 1760—71, 5 Bde.), ferner vom Grafen v. Bentzel-Sternau (Frankf. a. M. 1825) und von M. H. A. Schmidt (Dresden 1825). — Y. starb in seiner Pfarrei zu Welwyn 1765. Er war ein Mann von Talent, wahrer Religiosität und liebenswürdigen Sitten. Sein ganzes Wesen war zum Feierlichen gestimmt, und alle seine Handlungen hatten diesen Anstrich. Über seinen Werth als Dichter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil eines engl. Kunstrichters stehen. „Die Natur hatte Y. eine reiche Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war vielseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge wurden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Mangel an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack finden sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und glänzenden Gedanken mit ermüdender, ins Kleinliche gehender Weitläufigkeit bis zum äußersten Ende aus; er scheint den ganzen Umfang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte Bilder und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe mit einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbildungskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich bisweilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu sein".

Ypern (Ypres), Stadt und Festung in der niederländischen Grafschaft Westflandern, am Yperle, mit 15,300 Einw., welche Spitzen-, Leinwand- und Wollfabriken betreiben. Ypern ist durch einen Canal mit Brügge, Ostende und Nieuport verbunden.

Ypsilantis (sprich Hypsilantis), eine altgriechische, von den Komnenen abstammende Fanariotenfamilie zu Konstantinopel, welche die Hospodarenwürde in der Moldau und Walachei mehrmals bekleidet hat. Der Großvater der in der neuesten Zeit bekannt gewordenen Fürsten **Alexander** und **Demetrius**, wurde auf Befehl der Pforte unter fürchterlichen Martern hingerichtet. Der Urgroßvater und der Oheim hatten den Tod durch die seidene Schnur erhalten. Der Vater, **Konstantin Ypsilantis**, Hospodar der Walachei, wurde von der Pforte 1805 abgesetzt, auf Rußlands Verlangen aber wieder eingesetzt. Dieser aufgeklärte und kluge Mann war in seiner Jugend in Wien gewesen, wohin ihn Joseph II. eingeladen hatte. Der Monarch behandelte ihn mit väterlicher Güte und weckte zuerst in geheimen Unterredungen mit ihm die Hoffnung einer bessern Zukunft in seiner Brust. Als Rußland 1806 der Pforte mit Krieg drohte, erfuhr er durch seine Agenten in Konstantinopel, daß sein Kopf in Gefahr schwebe; er flüchtete daher mit seiner Familie nach Jassy, wohin er auch bereits den größten Theil seiner Schätze und seine ausgewählte Bibliothek in Sicherheit hatte bringen lassen. Der in die Moldau eingerückte General Michelson nahm ihn in seinen Schutz, und die russische Regierung wies ihm und seiner Familie Kiew zu ihrem Wohnsitze an. Bei dem Vordringen der Russen in die Walachei hoffte er dieses Fürstenthum unter Rußlands Schutz wieder zu erhalten; in dieser Absicht begab er sich dahin und bewaffnete die Walachen gegen die Türken, konnte aber statt 40,000 M., die der russische Feldherr von ihm verlangte, nur 5000 M. zusammenbringen. Das russ. Hülfscorps war daher zu schwach, und Y. mußte sich über Siebenbürgen nach Rußland flüchten, wo er um 1816 zu Kiew gestorben ist. Die vorzüglichsten Schriften dieses ebenso gelehrten als thätigen Fürsten sind: „Anekdoten über das Serail"; „Nähere Umstände des türkisch-östreich. Krieges"; eine Übersetzung des Anakreon in italienische, des Hesiod und des Pindar in franz. Verse, und mehre Werke in türkischer Sprache. Seine Söhne traten in russische Dienste.

Der älteste, **Alexander**, kais. russischer Generalmajor und Adjutant des Kaisers, geb. am 12. Dec. 1792 zu Konstantinopel, ging 1805 mit seinem Vater

Digitized by Google

nach Petersburg, und trat als Officier in die Chevaliersgarde. Er kämpfte mit Auszeichnung bei Polozk 1812; als er noch Rittmeiſter in dem Grodno'ſchen Huſarenregimente war, riß ihm in der Schlacht bei Dresden, d. 27. Aug. 1813 eine Kartätſchenkugel die rechte Hand ab. 1814 hielt er ſich einige Zeit in Weimar auf, wo ſeine Schweſter mit dem Grafen v. Edling vermählt iſt, die Beide gegenwärtig in Südrußland leben. Um dieſelbe Zeit ernannte ihn der Kaiſer in Wien zum Oberſten und zu ſeinem Adjutanten; 1817 erhielt er das Commando einer Huſarenbrigade und wurde Generalmajor. Auf einer Badereiſe 1820 lernte er die Hetairia (ſ. d.) kennen. Er trat in dieſen Bund, und in der Folge ſogar an die Spitze deſſelben. Als er ſah, daß der Ausbruch des Aufſtandes nicht mehr verſchoben werden konnte, er vielmehr, nachdem einer ſeiner Boten in Servien verhaftet worden war, die Entdeckung des ganzen Planes befürchten mußte, entſchloß er ſich zu der gewagten und in ſeiner Stellung als ruſſiſcher Officier und Unterthan durchaus ſtrafbaren Unternehmung, in der Moldau die Fahne des Aufſtandes aufzupflanzen. Er ging mit wenigen Begleitern über den Pruth und ſchlug am 23. Febr. a. St. (7. März) 1821 in der Hauptſtadt der Moldau, zu Jaſſy, unter den Augen des Hospodaren, Michael Suzzo (ſ. d.), einen Aufruf an, in welchem er verkündete, daß an dieſem Tage Griechenland die Fackel der Freiheit angezündet, und das Joch der Tyrannei abgeworfen habe. (S. Griechenaufſtand.) Dieſer Schritt Y.'s hing mit dem Plane eines allgemeinen Aufſtandes zuſammen, der in Morea, auf den Inſeln und in Konſtantinopel gleichzeitig ausbrechen ſollte. Durch den Einfall in die Moldau hoffte Y. die Hauptunternehmung zu begünſtigen. Die Beſchleunigung des Aufſtandes war zum Theil auch durch die Unternehmung des Theodor Wladimiresko herbeigeführt worden. Dieſer rohe, aber äußerſt tapfere und verwegene Walache hatte mit einem Haufen Arnauten, nach dem Tode des Hospodaren der Walachei, Alex. Suzzo (30. Jan. 1821), die walachiſchen Bauern und Panduren zu den Waffen gerufen, um durch den ruſſiſchen Schutz, wie er vorgab, die Herſtellung der alten Rechte des Landes von der Pforte zu erlangen. Auch Y., der übrigens mit Wladimiresko in keiner Verbindung ſtand, gab ſeinen Begleitern und allen Hetairiſten, die zahlreich aus Rußland und Deutſchland zu ihm eilten, die Verſicherung, daß Rußland die Sache Griechenlands unterſtützen werde. Allein die Militairinſurrectionen in Italien, weßhalb der Congreß zu Laibach verſammelt war, beſtimmten den Kaiſer Alexander, dem Völkerrechte gemäß, das eigenmächtige Unternehmen der Hetairiſten öffentlich zu mißbilligen, und den Anführer derſelben, den Fürſten Alex. Y., zur Verantwortung zu ziehen. Da derſelbe nicht gehorchte, ſo ließ ihn der Kaiſer aus den Liſten des ruſſiſchen Heeres ſtreichen. Es hatte nämlich der ruſſiſche Conſul in Jaſſy ſchon am 9. April 2 Kundmachungen erlaſſen, durch die er den Fürſten Y. und deſſen Anhänger, im Namen des Souverains auffoderte, ſogleich nach Rußland zurückzukehren, alle Moldauer aber zur Ruhe und zum Gehorſam gegen die Pforte ermahnte. Mich. Suzzo mußte hierauf (11. April) die Moldau verlaſſen, und die Bojaren ſandten Abgeordnete an die Pforte, mit der Bitte, ihnen einen andern Hospodar zu geben, indem ſie die Verſicherung hinzufügten, daß ſie den Aufſtand ſelbſt unterdrücken würden. Y. war ſchon auf dem Marſche nach Bucharest, als er dies erfuhr. Er und ſeine Schar (etwa 5000 M.) beharrten ſtandhaft auf der Fortſetzung ihres Unternehmens. Am 10. April hielt er ſeinen Einzug in Bucharest, welche Stadt Wladimiresko, der ſich mit Y. nicht vereinigen wollte, mit ſeinen Panduren kurz zuvor verlaſſen hatte. Hierauf zog ſich jener den 12. April nach Tergowiſt, wo er ſeine Zeit verlor, während Wladimiresko mit der Pforte unterhandelte. Die Bojaren ſelbſt hatten ſich aller Theilnahme an Y.'s Unternehmen enthalten, und viele derſelben mit Weibern, Kindern und Schätzen nach Siebenbürgen geflüchtet, weil ihnen die Familien der Fanarioten verhaßt waren. Wladimiresko's Aufſtand aber war mehr gegen die

Digitized by Google

Bojaren als gegen die Pforte gerichtet. Beide Inſurgentenhäupter beſaßen daher nicht die Mittel, ihrer Sache Anhang und Feſtigkeit zu geben. Zugleich rückten 3 Paſchen, der von Widdin, der von Siliſtria und der von Braila, mit 10,000 M. türkiſcher Truppen in die Walachei und Moldau ein. In Jaſſy, wo die Hetairiſten den Bojaren die Verwaltung entriſſen hatten, herrſchte völlige Anarchie. Der Seraskier Juſſuf von Braila ſchlug die Griechen am 13. Mai bei Galacz, nahm dieſe Stadt mit Sturm, zerſtörte die griech. Flottille auf der Donau, und zwang hierauf die Hetairiſten, Jaſſy zu räumen, d. 18. Mai. Georg Kantakuzeno wich ohne Widerſtand mit etwa 3000 M. nach dem Pruth zurück. Unterdeſſen hatte ſich Wladimiresko wieder in den Beſitz von Bucareſt geſetzt, wo er noch immer mit den Türken unterhandelte, und dem Kiaya Mehmed, Paſcha von Siliſtria, ſogar die Stadt am 28. Mai überließ, indem er ſich, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln mit den Türken, nach Piteſcht zog, um ſich dem Fürſten Y. wieder zu nähern. Dieſer ließ ihn aber daſelbſt durch den Capitain Jordaki (auch Georgakis, oder Georg vom Olympos genannt) aufheben, nach Tergowiſt abführen und nach einem über ihn gehaltenen Kriegsgericht als Hochverräther enthaupten (7. Juni). Dies Verfahren erregte viel Unzufriedenheit, Verrath und Abfall, weil Theodor Wladimiresko Y.'s Oberbefehl nicht förmlich anerkannt hatte. Zwar ſchloß ſich ein Theil ſeiner Arnauten, Walachen und Panduren an die Schar der Hetairiſten an; allein der Paſcha von Braila wußte bald unter dieſen Arnauten geheime Verbindungen anzuknüpfen. Als nun Y. aus ſeiner feſten Stellung bei Rimnik gegen Dragaſchan aufbrach, und ſein Vortrab von 1000 M., den der tapfere Jordaki führte, von den Türken am 19. Juni angegriffen ward, da ergriffen die Walachen und Panduren die Flucht, und Jordaki mußte ſich mit einigen hundert Mann auf die heilige Schar der Hetairiſten zurückziehen. Jetzt ergriff auch ein Theil der Arnauten die Flucht und gaben die aus 5 Kanonen beſtehende Artillerie dem Feinde preis. In dieſem Augenblicke trat ein Neffe des ermordeten Patriarchen Gregorius (ſ. d.) hervor und foderte ſeine Gefährten auf, der Welt durch freiwilligen Heldentod zu zeigen, daß ihre Sache eine heilige ſei. Nun rückten die begeiſterten Jünglinge in geſchloſſenen Gliedern gegen den anſtürmenden Feind und fielen reihenweiſe im heiligen Kampfe. Nur Wenigen gelang es, ſich mit Y. in das feſte Kloſter Koſtia zu retten. So war Griechenlands Blüthe, ſeine gebildetſte Jugend vernichtet. Verſchiedene Befehlshaber, die gleich anfangs ihr Heil in feiger Flucht geſucht, ſchweiften im Lande umher und begingen die gröbſten Ausſchweifungen. Alexander Y. aber gab die theils durch ſeine Fehler, theils durch Verrath und Zuchtloſigkeit verlorene Sache ganz auf und erließ am 20. Juni 1821 aus Rimnik eine Kundmachung, worin er den Arnautenanführer Kaminar-Sawa, als meineidigen Verräther (er war zu den Türken übergegangen), und als Urheber der allgemeinen Auflöſung und Flucht, Konſtantinus Dukas, Baſilius Barlas, Georgius Manos, die beiden Fanarioten, Gregor Sutſos und Nikol. Skufo, öffentlich anklagte, und dem Fluche der Hellenen preisgab. Als er ſelbſt hierauf über die Grenze ging, ward er in Siebenbürgen verhaftet und nebſt ſeinem Bruder Nikolaus als Staatsgefangener auf die Feſtung Mungatſch in Ungarn abgeführt. Von hier wurden Beide im Aug. 1823 nach der Feſtung Thereſienſtadt in Böhmen gebracht, wo man ſie äußerſt mild behandelte. In ihrer Geſellſchaft befanden ſich noch ein griech. Schiffscapitain und 4 andre griech. Officiere, die ſchon in Mungatſch ihre Mitgefangenen waren. Sie durften überall, innerhalb der Feſtung, jedoch nur an der Seite eines Platzofficiers, herumgehen, und bewohnten mehre wohleingerichtete Zimmer. Nach jener Niederlage bei Dragaſchan überlebte der heldenmüthige Georg Olympios allein das allgemeine Mißgeſchick, das er vorhergeſehen und vergebens zu verhindern geſucht hatte. Mit einer Handvoll Tapfern zog er ſich aus der Walachei in die Moldau zurück und endete ruhmvoll ſeine Lauf-

bahn in dem Kloster Kosia, dessen Trümmer seinen mit Wunden bedeckten Leichnam begruben. Die schon erwähnte Abtheilung der griech. Truppen unter dem Fürsten Georg Kantakuzeno wurde am Pruth, der Quarantaine von Skuleni gegenüber, von den Türken am 25. Juni bei Stinka angegriffen und nach 6stündigem Kampfe von der türkischen Artillerie zerschmettert. Kantakuzeno und mehre Andre suchten einen Zufluchtsort auf dem jenseitigen Ufer; ihre Untergebenen standen fest, endlich unterlagen sie mit Ehren. Der Fürst Georg Kantakuzeno (s. d.) hat sein Verhalten in einer Druckschrift zu rechtfertigen gesucht. Der tapfere Pharmaki und andre Führer unterlagen im Kampfe der Verzweiflung. Die zu den Türken übergegangenen Arnauten aber wurden, nachdem ihr Anführer Kaminar-Sawa in Bucharest am 19. Aug. von dem türkischen Oberbefehlshaber meuchlings erschossen worden war, größtentheils von den Türken in den Straßen und Häusern der Stadt niedergemetzelt. Die Moldau und Walachei blieben von den türkischen Truppen besetzt, welche die größten Unordnungen begingen, und nicht eher als 1826 aus den beiden Fürstenthümern völlig abzogen. S. „Nouvelles observations sur la Valachie etc., suivies d'un précis historique des événemens qui se sont passés dans cette province en 1821, par un témoin oculaire, avec le plan de la bat. de Dragaschan. Par F. G. L." (Paris 1822.) — Nachdem Fürst Alexander 2 Jahre in Mungatsch und 4½ Jahr zu Theresienstadt gesessen hatte, verlangte Rußland im Aug. 1827 seine Freilassung. Diese erfolgte aber erst am Ende des Novembers, sowie die seiner Mitgefangenen, und zwar unter der von Östreich gemachten Bedingung, daß der Fürst die östreich. Staaten nicht verlassen sollte. Alex. Y. wollte sich daher über Wien nach Verona begeben, um hier zu bleiben; allein er erkrankte zu Wien an einem alten Übel, Erweiterung des Herzens, woraus die Brustwassersucht entstand, und verschied in den Armen seines Bruders am 31. Jan. 1828, kaum 36 Jahre alt.

Während dieser Zeit hatte sich Demetrius Ypsilantis mit Vollmachten von seinem Bruder Alexander zu den Insurgenten nach Griechenland begeben. Demetrius (geb. den 25. Dec. 1793), war 1815 als Cornet in das russische Garde-Husarenregiment getreten, und bald darauf Adjutant bei dem General Rajewsky geworden. Als Second-Capitain (so viel als Obristlieutenant bei den Linientruppen) zeichnete er sich in dem Feldzuge 1814 aus. Jetzt trat er als Befehlshaber in Morea auf, wo er, so lange die russische Partei das Übergewicht hatte, in Ansehen stand. Er führte den Vorsitz in der griech. Regierung zu Argos, wurde dann als Fürst des Peloponnes ausgerufen und zum obersten Feldherrn im Peloponnes ernannt; Ende 1822 war er Präsident des gesetzgebenden Raths. Als aber die engl. Partei emporkam, ward er 1823 seiner Anstellung enthoben, und zog sich darauf von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, nahm jedoch bei wichtigem Anlaß thätigen Antheil und führte öfter die Truppen mit Erfolg an. So rettete er den Peloponnes bei dem Einfalle des Dram Ali, indem er sich mit einer Schar Hellenen in die Feste Argos warf, und den übrigen Heerhaufen Zeit verschaffte, sich zusammenzuziehen. Gegen den Beschluß der dritten Nationalversammlung der Griechen zu Epidaurus, nach welchem der britische Gesandte in Konstantinopel über den Frieden zwischen der Pforte und den Griechen, auf die Basis der eignen innern Verwaltung Griechenlands ohne Einmischung der Türken, gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs, zu unterhandeln ersucht wurde, legte Demetrius Y. am $\frac{1}{2}\frac{2}{4}$. April 1826 eine Protestation ein, worin er die Unabhängigkeit seines Vaterlandes als ein Ziel darstellte, das alle Griechen erreichen könnten und auch wollten. Als Capodistrias 1828 Präsident der hellenischen Republik geworden war, erhielt Fürst Demetrius ein Commando in Akarnanien, wo er jedoch bis jetzt nur unbedeutende Vortheile erkämpft hat. Fürst Demetrius ist von Gestalt mehr klein als groß, hat aber eine feste Haltung. Er hat mehr ein deutsches als ein griech.

Geſicht, die Farbe iſt blond, ſein Blick verräth Kraft und Klugheit. Sein Charakter iſt brav. Im Umgange ſehr gewandt, weiß er gut zu ſprechen; er ſchreibt Franzöſiſch und Ruſſiſch mit Fertigkeit. Seine Lieblingsſchriftſteller im Altgriechiſchen ſind Thucydides und Polybius; im Franzöſiſchen Racine und Voltaire. — Ein 3. Bruder, Georg, geb. zu Konſtantinopel den 21. März 1794, begleitete ſeinen Bruder Alexander auf dem Zuge in die Moldau und Walachei, und theilte ſein Unglück wie ſeine lange Gefangenſchaft. — Der 4. Bruder, Nikolaus, geb. zu Konſtantinopel am 16. Aug. 1796, befehligte zuletzt die heilige Schar. Er hatte daſſelbe Schickſal als ſeine Brüder Alexander und Georg. — Die Brüder Y. haben 2 Schweſtern. Die älteſte der ganzen Familie, Katharina, iſt zu Konſtantinopel 1791 geb.; Maria, geb. ebendaſelbſt 1798, brachte der Sache ihres Vaterlandes ihre ganze Mitgift dar, die in 350,000 Franken beſtand. — Der jüngſte Bruder, Gregor Theodat, geb. zu Bucharest 1805, hat in Paris ſeine Bildung erhalten. Die Mutter lebt noch zu Kiſchenew, der Hauptſt. Beſſarabiens. Die jährl. Einkünfte der Familie belaufen ſich auf anderthalb Mill. Rubel Papier. Vgl. die Nachrichten über die Familie Ypſilantis, von Alexander Suzzo, in „Zeitgenoſſen", dritte Reihe, I, 3.

Yriarte. 1) Juan de Y., königl. Bibliothekar, Überſetzer im Staatsſecretariat und Mitglied der ſpan. Akademie, bekannt als Bibliograph, geb. 1702 auf der Inſel Tenerifa. Er ward in früher Jugend nach Paris geſchickt, wo er ſpäter im Collegium Ludwigs XIV. mit der claſſiſchen Literatur ſich vertraut machte. Nach einem 8jähr. Aufenthalt in Frankreich reiſte er nach London und bald nachher in ſeine Heimath, wo er ſich vorzüglich mit dem Studium der engl. Sprache beſchäftigte. Er ging 1724 nach Madrid, in der Abſicht, die Rechtsgelehrſamkeit auf einer ſpan. Univerſität zu ſtudiren, ſeine Neigung zur Philologie und Bibliographie aber behielt die Oberhand, und er benutzte mit dem raſtloſeſten Fleiße die königl. Bibliothek, wo der Hiſtoriker Juan de Ferreras, unter deſſen Aufſicht dieſe Anſtalt ſtand, ihn bald auszeichnete und zum Bibliothekſecretair beförderte. Die Frucht ſeiner bibliographiſchen Studien war das Verzeichniß der griech. Handſchriften der königl. Bibliothek, deſſen 1. Th. 1764 in Fol. u. d. T.: „Regiae Bibliothecae Matritensis Codices MSS. Joannes Yriarte — excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis pluribus evulgatis illustravit — etc." Dieſer Bd. enthält Nachrichten von beinahe 60 Handſchriften, die Konſtantin Laskaris mit eigner Hand abgeſchrieben hatte. Unter den Abhandlungen, die dieſen Bd. begleiten, iſt auch eine über Plagiate. Während der Beſchäftigung mit dieſem Werke, das ein 2. Bd. beſchloß, bearbeitete Y. Verzeichniſſe der geogr., chronolog. und mathemat. Werke der königl. Bibliothek, die 1729 und 1730 erſchienen, lieferte viele Berichtigungen und Zuſätze zu Antonio's literariſchem Werke über die ſpan. Schriftſteller und bearbeitete die griech. Paläographie. Als Mitglied der ſpan. Akademie, worein er 1742 trat, war er ſehr thätig und trug viele Bemerkungen zu der Abhandlung über die ſpan. Orthographie, zur caſtiliſchen Sprachlehre und zu dem Wörterbuche der Akademie bei. Unter ſeinen latein. Gedichten zeichnet man ſeine zahlreichen Epigramme aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Diario de los literatos", ſeine literariſche Liebhaberei war das Sammeln ſpan. Sprichwörter, deren er gegen 15,000, ſowol aus Schriftſtellern als aus dem Munde des Volks zuſammenbrachte. Seine latein. Sprachlehre, woran er 40 Jahre arbeitete, enthält die Sprachregeln in ſpan. Reimen mit einer Erläuterung in Proſa; ſie ward aber erſt nach ſeinem Tode von ſeinem Neffen 1771 zu Madrid herausgegeben, der ſpäterhin (1774) auch die vermiſchten Schriften ſeines Oheims bekanntmachte. Er ſtarb 1771 zu Madrid. 2) Tomas de Yriarte, des vorigen Neffe, Überſetzer in der Staatskanzlei und Oberarchivar des Kriegsraths, einer der beſten neuern ſpan. Dichter, geb. 1752. Er trat zuerſt (1770) mit einem Luſtſpiele

Digitized by Google

(„Hacer que hacemos") auf, das er unter dem anagrammatischen Namen Tirso Ymareta herausgab, worauf mehre für das königl. Theater übersetzte französ. Schauspiele und ein paar eigne dramatische Arbeiten folgten. Diese und andre Erstlingsarbeiten wurden vergessen, und sein literarischer Ruhm ist allein auf seine Fabeln gegründet. Ehe diese erschienen, gab er ein Lehrgedicht in 5 Gesängen über die Musik („La musica") heraus, dessen erste Ausgabe (Madrid 1779) durch typographische Schönheit sich auszeichnet. Dieses aus 5 Gesängen bestehende Gedicht fand in Spanien großen Beifall, aber obgleich es den gründlichen Kenner der Kunst verräth, sehr verständig angelegt und in zierlicher Sprache geschrieben ist, so blickt doch das Systematische zu sehr hervor, und es fehlt durchaus an der poetischen Auffassung des Stoffes. Es ward von Grainville (1800) ins Französ. übersetzt. In seinen literarischen Fabeln („Fabulas literarias"), die zuerst 1782 erschienen, führte Y. den neuen Gedanken aus, literarische Wahrheiten zum Stoffe Äsopischer Fabeln zu wählen, und zieht unter diesem Gewande gegen Alles zu Felde, was damals für Irrthum in der Dichtkunst galt. Sie sind Producte einer unpoetischen Zeit, in welcher seine Landsleute sich nach franz. Mustern bildeten. Sie sind daher kalt und verständig, ohne Naivetät, Schalkheit und Fröhlichkeit, haben aber einen großen Reiz durch die leichte Sprache und durch die elegante Anwendung sämmtlicher Versmaße, die in der span. Sprache zulässig sind. Man hat eine deutsche Übersetzung dieser Fabeln von Bertuch (Leipzig 1788) und eine franz., die 1805 zu Paris erschien. Er sammelte 1787 seine Schriften in Versen und Prosa („Coleccion de obras en verso y prosa") zu Madrid in 6 Bdn., wovon der erste die Fabeln und das Gedicht über die Musik enthält. Im 2. stehen 11 meist satyrische Episteln, die ebenfalls hauptsächlich gegen die Verirrungen der Gelehrten gerichtet sind. In den übrigen Bdn. findet man, außer vielen eignen und vielen nachgebildeten Gedichten, auch eine metrische Übersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen mit erläuternden Anmerk. Einer der Feinde, die er durch seine Satyren aufgereizt hatte, Juan Pablo Forner, machte unter dem Titel: „Der gelehrte Esel" („El asno erudito), einen gehässigen Angriff auf ihn, wogegen er sich in einer kleinen Schrift („Para casos tales suelen tener los maestros oficiales") vertheidigte. Nach der Herausgabe jener Sammlung ließ er (1788) ein Lustspiel („La señorita mal criada") drucken, dem, wie einem frühern („El señorito mimado"), die span. Kritiker die strenge Beobachtung der 3 Einheiten und den Abscheu gegen die „monstruosas composiciones de nuestros antiguos poetas" zum besondern Verdienst anrechneten, die aber beide keineswegs bedeutend sind. Y. starb 1794. (Vgl. „Ensago de una biblioteca española de los mejorese scritores del reynado de Carlos III., por Sempere y Guarinos", Madrid 1789, 6 Bde.)

Ysenburg, s. Isenburg.

Yverdun (Iverdon, Ifferten), eine gewerbfleißige Stadt des Schweizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am Neufschatelersee, an der Mündung der Orbe in denselben, auf einer Insel. Über jeden der beiden Arme des Flusses, welche diese Insel bilden, führt eine schöne Brücke. Die Stadt hat breite und gerade Straßen mit 334 regelmäßigen Häusern und 4000 Einw., welche zum Theil in verschiedenen Leinwand-, Zitz- und Cattunfabriken beschäftigt sind, vorzüglich aber einen sehr bedeutenden Transitohandel zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz treiben. Zum Behuf des Handels sind 2 Kauf- oder Niederlagshäuser vorhanden. Es gibt hier ein gutes Gymnasium. In dem hiesigen, von der Regierung ihm eingeräumten alten Schlosse legte der berühmte Erzieher Pestalozzi (s. d.) 1804 s. Erziehungsanstalt an, wo sie noch gegenwärtig ist. Auch gibt es zu Ifferten eine Armen- und eine Taubstummenanstalt. Das dasige Schwefelbad war schon den Römern bekannt.

Yvernois (Sir Francis d'), oder der Ritter, ein genfer Staatsmann,

geb. zu Genf 1756, erhielt daselbst eine vortreffliche Erziehung. Sein unruhiger Ehrgeiz verwickelte ihn in die Unruhen, welche den kleinen Freistaat erschütterten, der ihn endlich 1782 als einen seiner gefährlichsten Bürger verbannte. Nach der Revolution im Jan. 1789 kehrte er zurück und wurde Staatsrath. Als er aber durch die Verhandlungen mit dem franz. Gen. Montesquiou (zu Landecy, 2. Nov. 1792) die Einmischung der franz. Republik in die innern Angelegenheiten Genfs nicht beseitigen, und nach dem Siege, den die demokratische Partei daselbst erlangte, keine Rolle mehr in seiner Vaterstadt spielen konnte, so begab er sich nach England, von wo er bald mit dem Lord Eardley, dessen Führer er war, mehre Reisen in Europa machte. Unterdessen war Genf 1798 mit Frankreich vereinigt, er selbst aber, nebst noch 2 andern genfer polit. Schriftstellern, Mallet du Pan und Jacq. Ant. Duroveray, für unfähig erklärt worden, je franz. Bürger werden zu können. Nach Beendigung seiner Reisen ließ sich Y. in England nieder, und gab polit. und literar. Schriften heraus, in welchen er seinen Haß gegen Frankreich nicht ohne Scharfsinn und Beredtsamkeit aussprach. Dies erwarb ihm die Gunst der brit. Regierung, die ihm den Titel eines Ritters ertheilte. Nach dem Umsturze der kaiserl. Regierung in Frankreich 1814 ernannte ihn die Republik Genf zu ihrem Gesandten in London, dann begab er sich in derselben Eigenschaft auf den Congreß zu Wien. Als Napoleon 1815 das zweite Mal abgedankt hatte, kehrte er nach Genf zurück. Unter den Schriften des Ritters d'Y. sind seine „Reflexions sur la guerre", worin er die Nothwendigkeit zeigte, Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuführen, und sein „Tableau des pertes que la révolution et la guerre ont causées au peuple français", zu bemerken. Die übrigen Schriften des Ritters haben größtentheils ihr Interesse verloren, da sie sich nur auf vorübergegangene Verhältnisse, Budgets u. s. w. bezogen.

Z.

Z, der 25. Buchstabe des deutschen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der härteste unter den Sauselauten.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slawonischen Sprache, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16. Jahrh. hießen die Beherrscher der verschiedenen russ. Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samodersheta an, welches ebenso viel als das griech. Wort Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasileis Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. 1721 wurde Petern I. vom Senate und der Geistlichkeit im Namen der russ. Nation der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lat. Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europ. Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vor. Jahrh., diesen Titel anzuerkennen. Der älteste Sohn und muthmaßliche Thronfolger des Zaars ward ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt; aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserl. Prinzen wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, wieder ein. — Auch die ehemal. Fürsten der dem russ. Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette nannten sich Zaare.

Zabiello (Michael, Graf), aus einem alten litthauischen Geschlecht, war von Jugend auf Soldat, und machte sich 1792 als poln. Gen. in dem Kampfe mit

Rußland rühmlich bekannt. Als der König Stanislaus den Drohungen und der Macht Rußlands nachgab, nahm Graf Z. seinen Abschied und begab sich nach Böhmen. Bei dem von Kosciuszko 1794 geleiteten Nationalaufstande verhielt er sich ruhig; weil man aber seine Gesinnungen kannte, wurde er in Karlsbad verhaftet und nach Prag geführt. Hier erhielt er endlich seine Freiheit und die Erlaubniß, sich nach Dresden zu begeben. — Sein älterer Bruder, Joseph Z., war dagegen ein Anhänger Rußlands. 1794 wurde er in Warschau von den Polen verhaftet, und da man in den Papieren des russ. Gen. Igelström seinen Briefwechsel mit demselben fand, von dem provisorischen Nationalgerichtshofe (3. Mai) gerichtet und als Staatsverräther am 4. Mai gehangen.

Zabier, s. Sabier.

Zabira (Georg), ein gelehrter Grieche und Kaufmann, lebte zu Szabadszallas, einem Flecken in Kleinkumanien. Er war der Sohn eines durch Reisen in Italien gebildeten Kaufmanns, geb. zu Sialista in Macedonien, und wurde in Thessalonich erzogen. Um das J. 1764 kam er als Kaufmannsdiener nach Ungarn und erlernte zu Kolotscha die latein. sowie die neuern europ. Sprachen, und legte sich eine Bibliothek an. Neben seinen Handelsgeschäften leitete er auch eine Schule für seine Glaubensgenossen. In spätern Jahren besuchte er mehre deutsche Universitäten und widmete sich hierauf zu Szabadszallas dem Handel und der Literatur. 1795 ließ er Kantemir's Werk über die Kantakuzenen und Brankowanen drucken. Unter seinen hinterlassenen Handschriften ist besonders das „Θεατρον ἑλληνικον" wichtig: ein biographisches Verzeichniß aller neugriech. Schriftsteller, die seit der Eroberung von Konstantinopel gelebt haben. In seinem Testamente vermachte er alle seine Bücher und Handschriften der griech. Kirche zu Pesth, und ein Legat für die Bibliothek. Er starb am 19. Sept. 1804.

Zach (Franz, Freih. v.), Bruder des östreich. Generals v. Zach, geb. zu Pressburg 1754, ist einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen unserer Zeit. Nachdem er in östreich. Kriegsdiensten gestanden und sich einige Zeit in London aufgehalten hatte, ward er mit dem Charakter eines Obristlieutenants, Oberhofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwitweten Herzogin von Sachsen-Gotha, die er 1804 und 1805 auf einer Reise durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer und zum Besten der Wissenschaft die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787—1806, wo er sie niederlegte. Seitdem lebte er meistens im Auslande, und im Gefolge der Herzogin zu Paris und in Italien, wo er sich noch vor kurzem in der Nähe von Genua aufhielt. Auch hier ist Baron v. Z. für die Astronomie thätig gewesen, z. B. bei der Anlegung einer Sternwarte in Neapel, als Zurlo daselbst Minister war, und vor kurzem bei Erbauung einer andern in der Nähe von Lucca. Baron v. Z. hat die Astronomie durch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin sich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreise sind seine „Geographischen Ephemeriden", sowie die Fortsetzung derselben: „Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde". Eine neue Fortsetzung dieser gehaltvollen Zeitschrift läßt er in Italien u. d. T.: „Correspondance astronomique" erscheinen. Außerdem hat er einige gehaltreiche Abhandl. über einzelne astronom. Beobachtungen, und namentlich über die Ablenkung des Bleilothes aus seiner Normalrichtung durch den Einfluß der Gebirgswasser: „L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils-à-plomb" (Avignon 1814, 2 Bde.) herausgegeben; auch finden sich in mehren Zeitschriften, z. B. in der „Gothaischen gelehrten Zeitung", treffliche Arbeiten von ihm. Von seinen astronom. Tafeln führen wir nur noch die „Tabulae motuum solis novae et correctae" (Gotha 1792, 4.) an. In Genua gab er den „Almanacco Genovese" heraus. 1828 machte er eine Reise in die Schweiz und hielt sich eine Zeitlang zu Genf auf. — Sein

Bruder, Anton, Baron v. Z., ist östreich. Feldmarschallieut. Er war 1800 Generalquartiermeister bei der Armee unter Melas, und wurde in der Schlacht bei Marengo gefangen. 1805 diente er unter dem Erzherz. Karl und 1809 unter dem Erzherz. Johann. Zuletzt war er Commandant der Festung Olmütz und wurde 1825 pensionnirt.

Zacharia, einer der sogen. 12 kleinen Propheten, dessen Geburtsort aber so unbekannt ist wie das Jahr, da er die Welt betrat. Seine Weissagungen beziehen sich vornehmlich auf die sich bald verbessernde Lage des jüdischen Volks, indem er zugleich zum Wiederaufbau des Tempels kräftig ermunterte, und, wie alle Propheten, auf sittliche Besserung hinarbeitete.

Zachariä (Just Friedrich Wilhelm), geb. d. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthume Schwarzburg, studirte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Literatur und der Dichtkunst und hielt sich zur Gottsched'schen Schule. Sein erstes größeres Werk war: „Der Renommist", ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewol unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland (1742), wobei er Pope zum Vorbilde hatte. Gottsched machte dieses Gedicht zuerst in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" bekannt, und hat das Verdienst, auch diesen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber Z. trennte sich, wie andre gute Köpfe, bald von Gottsched, und kam in Verbindung mit jenen geistvollen jungen Männern, die sich damals in Leipzig zusammengefunden hatten, und als Vorbereiter eines bessern Geschmacks in Deutschland anerkannt sind. Der Beifall, mit welchem der „Renommist" war aufgenommen worden, ermunterte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine andern komischen Heldengedichte: „Phaeton", „Das Schnupftuch" und „Murner in der Hölle". Für diese Gattung hatte Z. das meiste Talent; jedoch sind seine Werke fast in Vergessenheit gerathen, weil sie sich zu sehr auf Schilderung der Modethorheiten beschränken, und die Darstellung oft gedehnt ist. Nachdem sich Z. ein J. in Göttingen aufgehalten hatte, ward er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, und 1761 Prof. der schönen Wissenschaften; auch ward ihm die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst aufgetragen, die er, nebst der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehre Jahre hindurch besorgte. Er starb am 30. Jan. 1777. Z. zeigte als Lehrer und als Schriftsteller viel Thätigkeit. Nicht ohne Glück hat er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst versucht; s. besten Gedichte dieser Art sind die „Tageszeiten" und „Die 4 Stufen des weiblichen Alters". Auch gelangen ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl. Überall zeichnet er sich durch reinere Sprache vor vielen seiner Zeitgenossen aus, obwol er nicht correct war. Er selbst lieferte auch eine deutsche Übersetzung von Milton's „Verlorenem Paradies" in Hexametern, die aber matt, untreu und unharmonisch ist, und keinen Beifall fand. Außer verschiedenen andern, zum Theil unvollendet gebliebenen Gedichten sind noch von ihm: „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis's Manier" (Braunschw. 1771). Z. hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken unserer ältern deutschen Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung: „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten ꝛc." (1. Bd. 1766, 2. Bd. 1771) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in 9 Bdn. (Braunschweig 1763 und 1765); ein 2. verbesserte Aufl. in 2 Bdn. (Braunschw. 1772). Nach seinem Tode gab Eschenburg noch einen Band hinterlassener Schriften (1781) heraus.

Zadoc (Sadoc), s. Saducäer.

Zaftleeven oder Sachtleeven (Hermann), einer der größten Maler in der Gattung der landschaftlichen Prospecte, geb. 1609. Er lebte und starb zu

Utrecht 1689. Seine Landschaften stellen entweder die Umgebung von Utrecht oder Rheingegenden dar. Heiter und herrlich ist der Charakter seiner Natur, ein freundlicher Himmel wölbt sich über Städte und Gebirge, und eine warme Luft weht in den weiten Räumen und sonnigen Fernen. D'Argenville spricht von einer Reise nach Italien, welche die flammändischen Schriftsteller leugnen. Seine Gemälde sind sehr zerstreut; treffliche Bilder von dem größten Umfange hat die Galerie zu Pommersfelden von ihm aufzuweisen. Bei Descamps findet sich ein Verzeichniß seiner Arbeiten. Z. hat auch in Kupfer gestochen. — Ein Bruder dieses Landschaftmalers ist Cornelius, geb. zu Rotterdam 1612, welcher Wacht- und Bauernstuben in Brauwer's Geschmacke malte und durch seine genaue Charakteristik im Einzelnen und Kleinen sich auszeichnet.

Zähigkeit ist die Eigenschaft der Körper, ihre Massen nicht leicht trennen zu lassen und bei starker Ausdehnung nicht zu zerreißen.

Zahl. Mehre Einheiten (ein mathemat. Ausdruck für jede für sich bestehende Größe) von gleicher Art bilden eine Zahl oder Anzahl, welche durch Ziffern oder Zahlzeichen ausgedrückt wird. Ist die Einheit in einer Zahl ein oder etlichemal vollkommen genau enthalten, so ist es eine ganze Zahl; eine gebrochene Zahl hingegen oder ein Bruch, wo jenes nur theilweise der Fall ist. $\frac{3}{4}$ ist z. B. eine gebrochene Zahl; denn hier ist die Einheit nicht ganz enthalten, sondern in Viertheile getheilt gewesen, und davon sind nur 3 solcher Viertheile genommen worden. — Ist bei der Zahl noch angegeben, was die Einheit für eine Sache der Sinnenwelt ist, z. B. ob Thaler, Ellen, Pfunde ꝛc., so nennt man sie benannte Zahl zum Unterschied von der unbenannten, welche nur die Menge der Einheiten anzeigt. (Vgl. hiermit Rechnenkunst und Nenner.)

Zahl (goldene), s. Calender.

Zahlensystem. Die wissenschaftliche Bildung eines Zahlengebäudes wird ein Zahlensystem genannt. In dem bei uns gewöhnlichen unterscheidet man bei neben einander stehenden Zahlen von der rechten nach der linken Hand allemal: Einer, Zehner, Hunderter, Tausender, Zehntausender, Hunderttausender; und wenn mehr als 6 Zahlstellen vorhanden sind, so bezeichnen sie in der hier angegebenen von neuem beginnenden Ordnung die Millionen, bei mehr als 12 die Billionen, bei mehr als 18 die Trillionen ꝛc. So weiß man, daß bei 415, also 4 Hunderte, 1 Zehner und 5 Einer sind; fällt in der Reihefolge aber eine Stelle aus, so wird sie durch 0 bezeichnet, damit die Stellung der übrigen Zahlen nicht in ihrem Werth verliert, z. B. 93120415 sind neunzig und drei Millionen, ein Mal hundert und zwanzigtausend, vier Mal hundert, zehn und fünf. Man sieht, warum hier bei der fehlenden Stelle der einfachen Tausender eine 0 den Platz ausfüllt, indem sonst alle folgende um diese Stelle ihren Werth verlieren würden. Da dieses Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal 10 Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennen wir es das dekadische, nach dem griech. Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein andres Zahlensystem ist das dyadische oder binarische, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zwei), welches bloß in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 besteht; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 sechs, 111 sieben ꝛc. Leibnitz bildete es zuerst in s. Dyadik aus. Auf diese Weise lassen sich Zahlensysteme bloß mit 3 oder auch 4 Zahlen aufstellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. Die Römer nahmen 5 Einheiten zusammen und schrieben diese so: V; dann brachten sie 2 solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen X, X entstand, 5 Zehner schrieben sie L, 2 solcher Funfziger gaben einen Hunderter, den sie C (den vordersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. 5 solcher Hunderter gaben einen Fünfhunderter D; 2 Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend).

Digitized by Google

Noch gebraucht man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linker Hand, jedoch unmittelbar an eine andre geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig ꝛc. Auf diese Weise wurde 1829 folgendermaßen geschrieben: MDCCCXXIX. — Es gehören hierher auch gewissermaßen die Zahlensyste meder Decimal-Duodecimal-Rechnung, die Sexagesimal-Eintheilung, die Systeme der figurirten Zahlen (s. d.) oder Reihen der Polygonal- oder vieleckigen Zahlen. Dieses sind besondere Zahlenreihen, die bei der Lehre der Progressionen abgehandelt werden, aber sehr wenig praktischen Nutzen haben. P. S.

Zähler, s. Nenner.

Zähne. Unter allen Knochen des menschlichen Körpers sind die Zähne, die Ohrknöchelchen ausgenommen, die kleinsten, aber dessenungeachtet sind sie für die Schönheit und Gesundheit sehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Rundung und Fülle des Gesichts davon abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen von ihnen zuerst zermalmt werden müssen, und schlechte Zähne schlechte Säfte im Munde zum Begleiter haben, welche sich dann gleich mit den überdies unvollkommen gekauten und also minder leicht verdaulichen Speisen mischen. Zugleich können mehre Buchstaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgesprochen werden, und die Zähne sind daher auch für die Aussprache sehr wichtig. Die meisten Menschen achten auf ihre Zähne viel zu wenig, weil sie diese Verhältnisse übersehen, und daher gibt es so wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne gewöhnlich im Verlauf oder gegen das Ende des 6. Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im 3. und 4. halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, weil sie vom 7. Jahre an allmälig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben sollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachsene in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Eckzähne (Augenzähne); die übrigen heißen Backenzähne, wovon die 2 hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie spät, oft erst im 25. Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man den außer dem Zahnfleische stehenden Theil), den Körper, den Hals, der vom Zahnfleisch bedeckt ist, und eine oder mehre Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen sind. Die Schneide- und Eckzähne haben nur eine Wurzel, die Backenzähne haben deren 2—3. Die Krone der Zähne ist der wichtigste Theil. Sie ist mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel beider leicht Risse bekommt. Ist das, so wird die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft preisgegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dies ist dann die gewöhnlichste Ursache der schlechten, schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zarter Nerv und Blutgefäßchen liegen, so können auch leicht Krankheitsschärfen darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von Innen heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venerische Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu erhalten, muß man sich daher vor zu heißen wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten den schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen sehr harter Körper, das Zerknacken von Nüssen meiden, keine Fäden ab- und keine Knoten aufbeißen, weil die Zähne durch das Erstere im Schmelz beschädigt werden, und das Letztere sie tief bis in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht, und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die übrige ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Säuren aller Art lösen den Schmelz der Zähne auf, besonders thun dies die stärkern, und müssen daher sorgfältig vermieden werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden

daher in der Länge auf die empfindlichste Weise, obschon sie für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstocher, Zahnpulver von Bimsstein, Korallen, Cremortartari ꝛc. Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. — Leute, die viel Fleisch, wenig Brot genießen, nicht die beste Verdauung haben, Taback rauchen, finden, daß der Schleim im Munde sich an den Zähnen festsetzt, und den Weinstein erzeugt: ein Niederschlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile; er nimmt vorzüglich die Theile des Zahnes ein, welche bei dem Essen am wenigsten in Berührung kommen, also die untern Theile überhaupt, dann die tiefern, zwischen Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleisch begrenzten Punkte. Das Zahnfleisch wird dadurch nach und nach abgetrennt; Verderbniß, häßlicher Geruch aus dem Munde sind die unausbleibliche Folge. Um ihm zuvorzukommen, muß man täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Wasser und einer harten Zahnbürste reinigen. Wo er schon ist, muß man ihn vom Zahnarzt entfernen lassen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weise verhüten. Den Brand an den Zähnen kann man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle entfernen, oder durch Arzneien, Plombiren aufhalten, sodaß der Zahn noch viele Jahre gebraucht werden kann; man darf nie zu voreilig den Zahn herausnehmen lassen, weil immer Gefahr damit verbunden ist. Zu künstlichen Zähnen bediente man sich gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt macht man sie aus Wallroß-, aus Kuhzähnen, Elfenbein. Der künstliche Zahn wird entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegenstehenden natürlichen geschadet werde, daher es noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondi's Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat. Die Lehre von den Zähnen ist nach Albin, Hunter, Blake, Fox vorzüglich bearbeitet in A. Serres's „Essai sur l'anatomie et la physiologie des dents ou nouvelle théorie de la dentition" (Paris 1817, mit Kupf.). Für den Zoologen ist Cuvier's Schrift: „Des dents des mammifères" (11 Liefer., Paris 1825, m. Kupf.) wichtig; doch kennt der Vf. die Ansichten von Oken, Meckel, von Baer u. A. zu wenig.

Zahnschmerz, Zahnweh. So nennt man die Schmerzen, welche in den Zähnen selbst oder in den zu ihnen gehörenden Theilen ihren Sitz haben. Sie erreichen bisweilen einen sehr heftigen Grad, sodaß sie alle nächtliche Ruhe rauben und den Kranken zur Verzweiflung bringen. Bisweilen verbreiten sie sich von dem Zahne aus weiter auf die nahen Theile, manchmal bis in den Kopf hinein. Oft lassen sie auf ihrer Höhe plötzlich nach oder hören ganz auf und kehren dann nach einiger Zeit wieder zurück. Wie alle Schmerzen, so befinden auch sie sich eigentlich im Nerven, und zwar in demjenigen, welcher in einen besondern Canal der Kinnladenknochen seinen Lauf hat und an jeden Zahn wenigstens ein Ästchen abgibt. Dieser Nerv aber wird von sehr verschiedenen Ursachen auf krampfhafte Weise gereizt und dadurch schmerzhaft afficirt. Dem gemäß sind auch die Arten der Zahnschmerzen, welche man gewöhnlich unterscheidet, sehr verschieden. Schon bei dem Durchbruche der Zähne, welcher von einem entzündeten Zustande des Zahnfleisches begleitet wird, beobachtet man Schmerzen, die gewöhnlich noch hierher gerechnet werden. Ebendasselbe findet statt bei spätern zufälligen Entzündungen des Zahnfleisches und der Theile, welche sich in den Zahnhöhlen befinden. Ferner bringt auch Gicht, Rheumatismus, Flechten, Auszehrung, die Lustseuche, ja selbst die Schwangerschaft Zahnschmerzen hervor, welche man gewöhnlich consensuell nennt.

Digitized by Google

Am gewöhnlichsten ist aber der Zerstörungsproceß der Zähne mit Schmerzen verbunden; hierher gehören sowol die mechanischen Verletzungen der Zähne, als auch die organische Zerstörung, welche gewöhnlich mit dem Namen der Fäule und Fäulniß belegt wird, der Caries in den andern Knochen entspricht, und durch vielerlei Umstände erzeugt wird. Endlich aber sind bisweilen solche äußere Umstände, welche den Nerven reizen, gar nicht vorhanden, der Nerv selbst ist krank, ein Zufall, der gewöhnlich Neuralgia genannt wird. — Schon hieraus wird man abnehmen, daß der Zahnschmerz nicht immer durch ein und dasselbe Mittel zu heben ist, im Gegentheil sind dieselben nach Maßgabe des Ursprungs und der Art auszuwählen, und es nützen bald Blutentziehungen, bald beruhigende, bald solche Mittel, welche den Nerven ertödten, bald Ableitungen durch Blasenpflaster. In vielen Fällen muß der kranke Zahn herausgezogen werden, um dadurch den nachtheiligen Reiz zu entfernen.

Zähringen, ein Dorf unweit Freiburg, im ehemaligen östr. Breisgau, jetzt im Treisamkreise des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schlosse gl. N., von welchem die alten **Herzoge von Zähringen**, die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Der letztverstorbene Großherzog stiftete am 26. Dec. 1812 einen neuen Hausorden des zähringischen Löwens, dessen Decoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darstellt. (Vgl. **Baden**.)

Zaims und **Timarioten**, Inhaber türkischer Kriegslehen, welche nach einer vom Sultan Murad I. im 14. Jahrh. gemachten Einrichtung, Spahis oder Reiterei stellen müssen und statt des Soldes den Genuß dieser Ländereien haben. Die Pforte unterhält nämlich nur 10—12,000 **Spahis** (s. d.), die aus der Reichscasse bezahlt werden und die Kapikuly heißen. Die übrigen Spahis werden von jenen Lehnsträgern ausgerüstet und ins Feld geführt. Die Zahl sämmtlicher Zaims, d. i. solcher Lehnsträger, die von den ihnen angewiesenen Ländereien (Zaimet) jährlich 20,000—100,000 Asper beziehen (ein kaiserl. Asper gilt etwa 4 Pfennige), beläuft sich auf 6689. Sie stellen für jede 5000 Asper Einnahme in Kriegszeiten einen Reiter gerüstet ins Feld, sodaß ein Zaim nicht weniger als 4 und höchstens 20 stellen muß. Die Zahl der Timarioten aber, oder derjenigen Lehnleute, die von 6000—19,999 Asper Einkünfte genießen, beträgt 52,649, und diese müssen für jede 3000 Asper einen Spahi, einzeln genommen also 2 und höchstens 6, ins Feld bringen. Hiernach ergibt sich als mindester Betrag sämmtlicher von ihnen zu stellenden Reiter 134,054 M. 1792 wurde beschlossen, alle Timare oder Kriegslehen, nach dem Absterben ihrer dermaligen Besitzer, mit den Domainen des Reichs zu vereinigen, dagegen sollte aber auch dieses die Unterhaltung so vieler Truppen, als bisher jene Lehen stellten, übernehmen; mithin hat der Betrag derselben hierdurch keine wesentliche Minderung erlitten. Außerdem unterhält die Pforte noch ein Cavaleriecorps, das aus den ehemaligen Büchsenmachern und Waffenschmieden gebildet und jetzt zum wirklichen Felddienste bestimmt ist. Die Stärke dieser Reiterei, die den Namen Dchjebeddschiy führt und in 60 Ortas vertheilt ist, wovon eine jede 500 M. enthalten soll, ist indessen niemals vollständig und beträgt höchstens 18,000 M. Seit der Einführung eines europäischen Heerwesens und nach der Aufhebung der Janitscharen (im J. 1826) hat auch ein Theil der Reiterei eine andre Einrichtung erhalten; jedoch bestehen noch in vielen Provinzen diese Reiterlehen, und deren Aufgebot.

Zaire, Zayo, Fluß in Niederguinea, ist auch unter dem Namen **Congo** (s. d.) bekannt. Er entspringt unter dem 1. Gr. S. Br., oder nach Tuckey aus dem See Wangara im Norden der Linie. Er ist 50 deutsche Meilen weit schiffbar, hat reißende Strömungen, ein felsiges Flußbette und mehre Wasserfälle. Wie bei allen tropischen Flüssen steigt und fällt seine Wasserhöhe periodisch. An seiner Mün-

bung im äthiopischen Meere (5° 7′ S. Br.) liegen das Säulen- und das Haienvorgebirge. Im N. des Zaire sind die Ufer sanft ansteigend, mit immergrünenden Wäldern, mit Wiesen und Feldern bedeckt; im S. aber hoch und steil, mit sandigen, jedoch fruchtbaren Ebenen. Zu Angoy am Zaire, mit dem Hafenplatze Kabenda, wird noch immer ein starker Sklavenhandel getrieben. Die kleinen Negerstaaten am Zaire, in welchen man auch viele schwarze Juden, Nachkommen der vom Könige Johann II. seit 1492 aus Portugal vertriebenen Hebräer, und weiße Neger (Dondos) antrifft, sind meistens den Portugiesen zinsbar, deren unmittelbare Besitzungen im S. des Zaire bis zum schwarzen Vorgebirge aus den Provinzen Angola und Benguela bestehen. Die Unhaltbarkeit der vom Oberstlieut. Maxwell und von Mungo Park aufgestellten Hypothese, daß der Niger sich mittels des Zaire ausmünde, oder mit demselben Ein Fluß sei, ist schon vor 27 Jahren von deutschen Geographen aus physischen Gründen, in v. Zach's „Monatl. Correspondenz", Thl. V, gezeigt worden.

Zajonczek (Joseph, Fürst), Senator, General der Infanterie, Statthalter und Vicekönig des Königreichs Polen, geb. 1752 zu Kaminieck, stammt aus einer armen adeligen Familie. Wie alle junge polnische Edelleute widmete er sich dem Kriegsdienst, ward Lieutenant in einem Infanterieregiment und schon 1784 Obristlieutenant; 1793 wurde er Oberst und Chef eines Regiments. Er wohnte dem Kriege Polens gegen Rußland bei und zeichnete sich so aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Aber das Glück begünstigte die Sache der Polen nicht, und mit vielen seiner Landsleute verließ Z. seine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu suchen. Auf dem Wege dahin ward er in Galizien nebst seinem Bruder, der Mitglied des hohen polnischen Nationalraths gewesen war, verhaftet und in die Festung Josephstadt eingeschlossen. Als er seine Freiheit wiedererlangt hatte, begab er sich nach Paris und ward bei der franz. Armee in Italien als Brigadegeneral angestellt. Die tapfere polnische Legion trug das Ihrige zu den Erfolgen der franz. Waffen in Italien bei, und überall, wo sie gebraucht wurde, behauptete auch Z. einen ausgezeichneten Platz. Hierdurch war er Napoleon bekannt und lieb geworden, der ihn daher mit nach Ägypten nahm. Auch unter diesem Himmelsstriche focht Z. mit großer Unerschrockenheit und Einsicht, und ehrenvoll erwähnt findet sich sein Name in den Berichten von den meisten Treffen, welche die sogenannte Armee des Orients lieferte. Daher ward er 1802 von dem damaligen ersten Consul Bonaparte zum Divisionsgeneral ernannt und erhielt den Oberbefehl über eine Division franz. Truppen in Italien. 1812 begleitete er gleichfalls Napoleon auf dem Zuge gegen Rußland. An der Spitze eines franz. Armeecorps riß ihm in diesem Feldzuge eine Kugel das eine Bein weg, dessen Stelle ein hölzernes ersetzen mußte. Seit diesem Unfalle diente Gen. Z. nicht mehr in den Reihen der franz. Truppen; eine höhere Bestimmung gab ihn seinem Vaterlande wieder. 1815 ernannte ihn der Kaiser Alexander, als König von Polen, zu seinem Statthalter, Vicekönig oder Namiestnik, worüber die ganze polnische Nation erfreut war, und erhob ihn 1818 in den polnischen Fürstenstand. Kaiser Nikolaus bestätigte ihn am 25. Dec. 1825 in allen Würden und Rechten, die ihm K. Alexander durch das Decret vom 29. April 1818 ertheilt hatte. Fürst Z. starb zu Warschau den 28. Juli 1826.

Zakrzewski (....), Nuncius (Deputirter) von Posen auf dem polnischen Reichstage, gehörte zu den edlen Polen, die am entschlossensten für die Sache ihres Vaterlandes und gegen die Russen sich thätig erwiesen. Sein persönlicher Einfluß bewirkte großentheils die Erhebung der Nation zur Vertheidigung der Constitution vom 3. Mai 1791. Am Ende des J. 1792 wurde er als Feind der Russen abgesetzt, nach dem Aufstande der Polen unter Kosciuszko aber im J. 1794 wieder zum Nuncius von Posen erwählt, hierauf zum Präsidenten des Nationalrathes ernannt

und mit der Polizeiverwaltung beauftragt. Nach Warschaus Übergabe an den Feldmarschall Suwaroff ließ Katharina II. ihn, nebst Ignaz Potocki, Thaddäus Mostowski und vielen andern ausgezeichneten Polen verhaften und auf eine russische Festung bringen. Paul gab Allen die Freiheit. Jetzt ging Z. nach Galizien, wo er im J. 1802 gestorben ist.

Zaleukus, der Gesetzgeber der Republik Lokris, einer griechischen Colonie in Großgriechenland (s. d.). Er lebte nach Einigen 500 J. v. Chr. und war ein Schüler des Pythagoras, nach Andern lange vor diesem, schon im 7. Jahrh. Von seinen Lebensumständen, sowie von seiner Gesetzgebung, finden wir wenige unzusammenhängende Nachrichten in den alten Schriftstellern. Seine Gesetze scheinen sehr streng gewesen zu sein. Um den Luxus zu unterdrücken, verordnete er, daß nur öffentliche Dirnen Geschmeide von Gold und Edelsteinen tragen sollten. Der Ehebruch sollte mit dem Verluste beider Augen bestraft werden. Der Sohn des Gesetzgebers selbst wurde überführt, dieses Verbrechen begangen zu haben. Aus Achtung für den Vater bat das Volk inständig, dem schuldigen Sohne die Strafe zu erlassen; aber Z. blieb unerbittlich. Um jedoch die Regung der väterlichen Liebe mit der Strenge des Gesetzes zu vereinigen, ließ er zuerst sich selbst und dann dem Sohne ein Auge ausstechen. Das Beispiel strenger Gerechtigkeit, das er dadurch gab, soll, nach der Versicherung der Schriftsteller, die Folge gehabt haben, daß man, so lange er lebte, von keinem Ehebruche zu Lokris weiter etwas hörte. Um seine Gesetze immer aufrechtzuerhalten, verordnete er, daß Jeder, der einen Vorschlag zu einem neuen Gesetze machen wolle, mit einem Strick um den Hals erscheinen solle, damit man ihn sogleich erdrosseln könne, wenn sein Vorschlag nicht für besser als das schon bestehende Gesetz befunden würde.

Zaluski, ein polnisches Geschlecht, das in den Jahrbüchern der Staats- und Literargeschichte seines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle behauptet. Andreas Chrysostomus, war Bischof von Wermeland und Großkanzler von Polen. Er starb 1711. Seine nicht für den Druck geschriebenen „Epistolae historico-familiares" (Braunsberg 1709—61) enthalten viele Beiträge zu der polnischen Geschichte. — Andreas Stanislaus, der mit seinem Bruder Joseph Andreas eine gelehrte Reise durch einen großen Theil von Europa machte, war Bischof zu Ploczko, wurde 1735 Krongroßkanzler, 1746 Bischof zu Krakau, und starb 1758. Er vermachte der Universität zu Krakau seine 20,000 Bde. starke Bibliothek. — Seine Brüder Martin (geb. 1699, gest. 1768) und Joseph Andreas (geb. 1701, gest. 1774) waren Eiferer gegen die Dissidenten und Jesuitenfreunde. Martin, Krongroßsecretair, trat in den Jesuiterorden und wurde Prior desselben. Jos. Andreas war Bischof von Kiow, beförderte die Wissenschaften und lebte eine Zeitlang, wegen seines Eifers gegen die Dissidenten, als Gefangener in Rußland. Er stiftete die Marianische Akademie zu Ehren der heil. Jungfrau, und schenkte seine ansehnliche Bibliothek den Jesuiten. Er gab die „Leges, statuta, consuetudines et privilegia regni Poloniae" (Warschau 1732, Fol.) heraus; auch schätzt man sein „Specimen historicum Polonicae criticae" (Warschau 1735, 4.) — Ein Graf Joseph Zaluski, Adjutant des Kaisers von Rußland, wurde 1826 von den 3 Schutzmächten der Republik Krakau zum Curator der Universität daselbst ernannt.

Zamboccari (Francisco, Graf), berühmt als Aëronaut, war geb. 1756 zu Bologna und stammte aus einer alten Familie, die zu den 40 Senatoren dieser Stadt gehörte. Sorgfältig erzogen, erwarb er sich gute mathematische Kenntnisse und trat in kön. spanische Dienste als Seeofficier. Er wurde von den Türken gefangen und in den Bagno nach Konstantinopel geschickt. Endlich bewirkte der span. Gesandte seine Freilassung. Graf Z. machte jetzt eine Reise in die Levante und nach Afrika; hierauf besuchte er die Hauptstädte Europas. Dann ging er in sein Va-

terland zurück und ſtudirte vorzüglich die Theorie der Aëronautik. Mittelſt einer ſinnreichen Vorrichtung glaubte er die Lenkung des Luftballs, folglich die Kunſt der Luftſchifffahrt erfunden zu haben. Er hatte ſein Verfahren auf die Verſchiedenheit der Luftſtrömungen in den höhern oder tiefern Luftſchichten gegründet und wollte ſich mittelſt Vermehrung oder Verminderung des Gaſes nach Belieben erheben oder niederlaſſen, und dann durch den Luftſtrom fortrudern. Als er aber den auf den 21. Sept. 1812 angekündigten Verſuch bei ungünſtiger Witterung unternahm, blieb ſein Ball an einem Baume hängen, das Maſchinenweſen gerieth in Unordnung, und der Ball fing Feuer. So verunglückte dieſer kühne Luftſchiffer in einem Alter von 56 Jahren.

Zamoiski. Unter mehren berühmten Männern aus dem Geſchlecht der Zamoiski nennen wir 1) Johann Z. (lat. Samoscius), geb. 1542, war der größte polniſche Staatsmann und Gelehrte ſeiner Zeit. Er hatte zu Paris und Padua ſtudirt, und ſtarb 1605 als Kanzler und Großfeldherr. Durch ihn vorzüglich erhielt Sigismund III. die poln. Krone. Er ſtellte z. Th. auf eigne Koſten ein Heer auf, mit welchem er die Grenzen der Republik gegen die Schweden, Ruſſen und Tataren vertheidigte. Zugleich beförderte er die Cultur der Wiſſenſchaften durch Berufung fremder Gelehrten, Anlegung von Bibliotheken und Stiftung gelehrter Bildungsanſtalten. Er ſchrieb unter A.: „De Senatu Romano" (in Grävius's „Thes. ant. rom", I.); „De perfecto Senatore". Intereſſante Briefe von ihm ſtehen in Lünig's „Litteris procerum Europae". — 2) Andrzey Z., Krongroßkanzler, der glorreiche Vertheidiger der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes. Früher Officier voll Muth und Einſicht; dann Senator und Großkanzler (1764), ſuchte er die Unruhen bei der Wahl des Königs Stanislaus Poniatowski beizulegen. In der Folge entſagte er allen ſeinen Stellen, weil er dem Vaterlande nicht mehr mit Nutzen dienen konnte, und Nichts konnte ihn bewegen, das Reichsſiegel wieder zu übernehmen. Doch unterzog er ſich (1776) des Auftrags des Reichstags, eine Geſetzſammlung zu ordnen, in welchem er die Rechte des dritten Standes herſtellte (polniſch, Warſchau 1778, 3 Bde., Fol.; deutſch von Niklſch, Warſchau 1780). Dieſe vortreffliche Sammlung erhielt den Beifall des Königs, aber nicht die Beſtätigung des Reichstags. Bald nach der Staatsveränderung 1791 ſtarb der Graf am 12. Jan. 1792. Die allgemeine Stimme nannte ſeinen Namen mit Ehrfurcht. Er lebte als Philoſoph, in dem echten Sinne des Worts, gerecht, weiſe und wohlthätig. Vorzüglich gab er das erſte Beiſpiel der Abſchaffung der Leibeigenſchaft auf ſeinen Gütern. Seine Gemahlin Conſtantia, geb. Prinzeſſin Czartoryska, eine der edelſten ihres Geſchlechts, Kennerin und Beförderin der Wiſſenſchaften, ſtarb zu Wien 1797. (Vgl. Zamosc.) 5.

Zamolxis, der Gete, ſoll nach Einigen Pythagoras's Sklav und Schüler geweſen ſein, nach Herodot aber gehört er einem frühern Zeitalter an („Hist.", IV, 94 und 96). Er wird als ein weiſer und um ſein Volk verdienter Mann im Alterthum gerühmt. Er ſoll demſelben die Unſterblichkeit der Seele gelehrt („Herod.", IV, 93) und weiſe Geſetze gegeben haben, deßhalb wurde er nach ſeinem Tode göttlich verehrt.

Zamora (Antonio de), ein ſpaniſcher Luſtſpieldichter im Anfange des 18. Jahrh., war beſonders glücklich in der Zeichnung der Charaktere. S. „Obras" erſchienen zu Madrid 1774 in 4.

Zamosc (ſp. Samosj), die ſtärkſte Feſtung des Königreichs Polen in der Woiwodſchaft Lublin, zwiſchen dieſem Punkte und Lemberg und in ſüdöſtl. Richtung von Warſchau, liegt am Wieprz. Sie wurde 1809 von den Polen den Öſtreichern und 1813 von den Ruſſen den Franzoſen genommen. Der Ort war Majorat der Zamoiski, und ward von dem berühmten Krongroßfeldherrn und Krongroßkanzler Joh. Zamoiski, nachdem er den Erzherzog Maximilian von Öſtreich

Digitized by Google

1588 geschlagen und gefangen genommen hatte, im ital. Geschmack angelegt und erbaut. 1820 erkaufte der Staat diese Stadt mit einer Umgebung von 12,000 Klaftern von dem Senator Grafen Stanislaus Kostka von Zamoiski und überließ ihm dafür einige und funfzig andre Staatsgüter. Hierauf wurde Zamosc seiner weitläufigen Vorstädte beraubt und zur Festung umgebildet. Als Anerkennung der vaterländischen Gesinnung des letzten Besitzers wird noch das Familienwappen auf den Festungsmauern erhalten. Auch ist das Erbbegräbniß in der Familiengruft der Collegiatkirche zu Zamosc geblieben. Ein schönes großes Schloß, einige andre ansehnliche Gebäude, worunter das Zeughaus, 4 Kirchen, worunter eine griechische, 2 Klöster (Basilianer und barmherzige Schwestern), ein Theater zeichnen die Stadt aus, welche ungefähr 3500 Menschen, mit Ausschluß der Besatzung, in 400 Häusern bewohnen. Auch befinden sich hier ein Gymnasium, eine Bibliothek und eine Buchdruckerei: Stiftungen des schon genannten, um sein Vaterland hochverdienten, Joh. Zamoiski (s. d.).

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen **Domenichino**, ein berühmter Maler der lombardischen Schule, geb. zu Bologna 1581. Er war ein Schüler Calvart's und nachher der Caracci. Sein Talent entwickelte sich langsam, aber er ersetzte diesen Naturfehler durch unablässigen Fleiß und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruhm durch die treue Schilderung des Innern. In Rom, wo er sich mit Albani befand, empfing er die bedeutendsten Aufträge. 1629 begab er sich nach Neapel. Hier soll er aus Unmuth über seine neidischen Kunstgenossen, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, 1641 im 60. Jahre gestorben sein. Z. war zugleich ein guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die päpstl. Gebäude. Der Palast und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati sind nach seiner Angabe eingerichtet. Man schätzt in seinen Gemälden vorzüglich die Composition. In Frescogemälden ist er meisterhaft, weniger in Ölgemälden. Seine Zeichnung ist groß und correct; besonders ist der Ausdruck in den Gesichtszügen vortrefflich. Für ein Meisterstück wird sein heil. Hieronymus für den Hauptaltar der Kirche desselben della Carità zu Rom (er erhielt dafür nicht mehr als 50 Scudi) und seine heil. Cäcilie (gestochen von Sharp) gehalten. Er malte vorzüglich Legenden und Martyrien. Z.'s Originalgemälde sind nicht häufig; die so reiche dresdner Galerie besitzt keins derselben. Seine Hauptwerke befinden sich zu Grotta ferrata.

Zanetti (Anton Maria, Graf), ein geachteter Kunstkenner zu Venedig, geb. um 1680, lernte früh zeichnen und brachte es darin zu einer großen Fertigkeit. Er erneuerte die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von 3, 4 Platten abzudrucken, beförderte die Kunst mit unermüdetem Eifer, sammelte ein kostbares Kunstcabinet und starb 1767. Seine „Lettere sulla pittura, scultura ed architectura" (Rom 1754, 7 Bde., 4.) sind für die Kunstgeschichte wichtig. Auch sind seine Sammlungen von Gemmen, Kameen, Handzeichnungen ꝛc., jene in Kupfer gestochen mit Anm. von Gori, diese in Holz geschnitten erschienen. — Sein Neffe, Anton Maria Z. der Jüngere, hat sich als Bibliothekar von S.-Marco zu Venedig durch Schriften über Kunst und Alterthum rühmlich bekanntgemacht.

Zanguebar, die Küste, im östlichen Afrika, erstreckt sich vom Cap Delgado oder vom Flusse Coavo bis zur Küste Ajan, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indischen Meeres (10° S. Br. bis 4° N. Br.). Der Boden an der Küste ist niedrig, sumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inseln erschweren von der Meeresseite den Zugang. Im Westen steigt das Gebirge Lupata empor, und scheidet das Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Von vielen Küstenflüssen bewässert, worunter der Quilimanzi und der Magadoscho die beträchtlichsten sind, ist es fruchtbar an Getreide, Reis, edeln Südfrüchten, und hat Überfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größ-

tentheils Abkömmlinge der Araber, die dem Islam folgen, haben hier mehre Staaten, als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Jubo ꝛc., gebildet, welche sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Iman von Maskate in Arabien unterworfen sind. In dem von Portugal abhängigen Königreich, Melinde, dessen König in der Hafen- und Handelsstadt Mombassa (Monbaza) auf der Insel gl. N. residirt, liegt die portug. Stadt Melinde, mit einem Hafen. Aus Mombasa wurden die Portugiesen von den Arabern 1820 vertrieben; darauf unterwarfen sich 1824 die vornehmsten Einw. dem engl. Schutze. Das Königreich Jubo ist reich an Goldstaub, Kokosnüssen, Ambra ꝛc. In Quiloa hat der Hauptort gl. N. an der Mündung des Coavo ein portug. Fort und treibt Sklavenhandel.

Zanotti (Francesco Maria). Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war den 6. Jan. 1692 zu Bologna geb. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon 1718 ward er Prof. der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Secretair und 1766 Präsident der Universität zu Bologna. In diesem Zeitraume erschienen seine wichtigsten Werke. Vertraut mit der Dichtkunst, übte er sie mit Erfolg, sowol in toscanischen als lat. Versen, und schrieb auch 5 Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er, nach dem Wunsche Benedicts XIV., auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte diese in einer dritten. Alle 3 Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in dems. J. vereint zu Bologna. Dieselbe Schönheit der Schreibart, und zugleich einen Reichthum an tiefen und erhabenen Ideen, finden wir in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Körper. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Überdies enthalten die Schriften dieser Gesellschaft von ihm mehre gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische, physikalische und musikalische Gegenstände. Noch erwähnen wir sein Werk: „De viribus centralibus", worin er die Lehre Newton's von den Centralkräften erweitert und erläutert vortrug. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1779 zu Bologna. Er starb am 24. Dec. 1777. — Er ist nicht zu verwechseln mit dem Maler und Schriftsteller Giampietro Cavazzoni Z., welcher 1674 zu Paris geb. und zu Bologna erzogen, ein Schüler des Pasinelli war und viele zur Kunstgeschichte von Bologna gehörige Schriften verfaßte. Als Secretair der Clementinischen Malerakademie zu Bologna schrieb er die „Storia dell' accademia Clementina" (2 Bde., Fol., Bologna 1739). Er starb 1765. — Eustachio Z., aus Bologna, geb. 1709, war daselbst Lehrer der Astronomie und starb 1782. Er machte sich um das Studium der Mathematik verdient, sowie durch s. Beobachtungen über die Kometen und über die Gestalt der Erde; ingleichen durch s. optischen und hydrometrischen Versuche.

Zanni, s. Harlekin.

Zante, mit dem Beinamen Spartivento, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ionischen Meere an der Küste Griechenlands, welche die ionische Republik, oder, wie sie jetzt heißen: die Verein. Staaten der ionischen Inseln (s. d.) bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, den Neapolitanern und seit Ende des 14. Jahrh. den Venetianern unterworfen. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in die Gewalt

Digitized by Google

der Franzoſen, denen ſie 1799 von den Ruſſen wieder entriſſen wurde. Seitdem hat ſie einen Theil der genannten Republik ausgemacht, die durch den am 5. Nov. 1815 zu Paris zwiſchen Rußland und England geſchloſſenen Vertrag unter den unmittelbaren und ausſchließenden Schutz Großbritanniens geſtellt wurde. Die Inſel Zante iſt 4 □M. groß und hat gegen 40,000 griech. Einw. Sie beſteht größtentheils aus einer ausgedehnten Ebene, welche ſich von der nördlichen zur ſüdlichen Küſte erſtreckt, im Weſten von einer Hügelkette und im Oſten durch den Berg Scopo und die bergigen Umgebungen der Stadt begrenzt iſt. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen, aber kein gutes Trinkwaſſer. Überall findet man Spuren unterirdiſchen Feuers, daher ſie auch den Erdbeben ſehr ausgeſetzt iſt. Merkwürdig ſind die ſchon von Herodot erwähnten Pechquellen, welche ſich bei Chieri, 2 Meilen von der Hauptſt., an 3 — 4 Stellen eines Moraſtes in der Geſtalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund ſind nämlich ſtark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewäſſer auf die Oberfläche bringen und abſetzen. Man ſammelt jährlich 100 Tonnen, und es wird nur zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Der ſehr fruchtbare Boden der Inſel liefert nur auf 4 Monate für ſeine Bewohner Getreide, denn zwei Drittel der Inſel ſind mit Reben bepflanzt, wovon jährl. 40,000 Tonnen Wein gewonnen werden; desgleichen erntet man 12 — 13 Mill. Pfund Korinthen, welche größtentheils nach England gehen, an 60,000 Tonnen Olivenöl, auch eine bedeutende Menge von Pomeranzen und Limonien. Das Gewerbe der fleißigen Einw. beſteht in Baumwollenſpinnerei, Weberei und beträchtlichen Liqueurbrennereien. — Die Hauptſt. Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem ein von den Venetianern erbautes Fort mit ſehr ausgedehnten Feſtungswerken ſteht. Sie hat 19.000 Einw., iſt nach ital. Art gebaut, mit engen Straßen und maſſiven, 4 — 5 Stockwerke hohen Häuſern. Hier ſind 2 Quarantainehäuſer. Die Inſel hat vom 29. Dec. 1820 bis zum 6. Jan. 1821 durch Erderſchütterungen und andre ungewöhnliche Naturereigniſſe ſehr gelitten.

Zappi (Giovanni Battiſta Felice), geb. zu Imola 1667, gehört zu den beſten italieniſchen Dichtern ſeines Zeitalters. Nachdem er zu Bologna die Rechte ſtudirt und ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte, daß ihm ſchon in ſeinem 13. Jahre die Doctorwürde ertheilt worden, begab er ſich nach Rom, wo er bald nicht bloß als Rechtsgelehrter, ſondern auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arkadier, in welcher er den Namen Tirſi Leucaſio annahm, und der er zur beſondern Zierde gereichte. Ein phantaſtiſch-graziöſer Charakter zeichnet alle ſeine Poeſien, beſonders die Canzonen und Madrigale, aus; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des Geſuchten und Gekünſtelten treffen. Seine Talente hatten ihm die Gunſt Clemens XI. erworben, der ihm zu anſehnlichen Pfründen Hoffnung gemacht hatte. Aber er ſtarb 1719, noch ehe er zu ihrem Beſitz gelangt war. — Seine Gattin, Fauſtina Maratti, die Tochter des berühmten römiſchen Malers Carlo Maratti, war nicht nur durch Schönheit, ſondern ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglaura Cidonia.

Zarlino (Giuſeppe), geb. 1540 (nach Gerber 1520) in Chioggia bei Venedig am adriatiſchen Meerbuſen, geſt. 1599 zu Venedig, und von niederländ. Meiſtern, namentlich Adrian Willart, gebildet, gehörte vor Rameau und Rouſſeau zu den größten theoretiſchen Muſikern. Er beſtimmte die Verhältniſſe des ganzen und halben Tons genauer, und legte durch ſein ausführliches Handbuch über die Harmonie („Instituzioni armoniche", Venedig 1562, 1573, Fol.) den Grund zu einer gründlichen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes. Schon im 18. J. trat er als Schriftſteller in dieſer Hinſicht auf und ſchrieb eine Menge Werke, welche unter dem Namen ſeiner „Instituzioni armoniche" und „Dimostrazioni armoniche" (1589, 4 Bde., Fol.) in Venedig vollſtändig geſammelt erſchienen. Als Componiſt machte er ſich beſonders durch eine große Muſik bekannt, die er als Capellmei-

Digitized by Google

gota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priester. Er wurde nebst mehren andern auf gleiche Weise verdächtigen Männern 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn seine Studien fortsetzen. Z. zeichnete sich auch in Spanien aus, und machte eine Reise durch Europa. 1806 ward er Prof. der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid; dann trat er im Namen des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes, während des Krieges mit Frankreich, auf, begab sich in der Folge nach London und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. 1818 stand er als Präsident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura); auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Bei Einsetzung des Congresses der Republik Venezuela (jetzt Colombia) in Angostura (Febr. 1819) wurde Z. zum Vicepräsidenten ernannt, legte aber im Aug. 1819 seiner Gesundheit wegen diese Stelle nieder, welche General Arismendi, dann Roscio erhielt. 1821 reiste Z. nach Europa, und begab sich über Paris nach Madrid, wo er über die Angelegenheiten der Republik unterhandelte. Da es hier zu keinem Abschluß kam, ging er wieder nach Paris, wo er als Abgeordneter der Regierung von Colombia an die Cabinette der europäischen Regierungen eine Note (Paris 8. April 1822) richtete, in welcher er die Anerkennung jenes Freistaats verlangte, die Völker zum Handel mit Colombia einlud, und in Ansehung der colombischen Staatenverhältnisse den Grundsatz der Gegenseitigkeit aufstellte. Dann begab er sich nach London, wo er von den Ministern nicht ungünstig empfangen wurde. Er schloß daselbst für Colombia ein Anlehen von 2 Mill. Pf. St. ab, ohne dazu ermächtigt zu sein, und starb bald darauf im Bade zu Bath im Nov. 1822. Jenes Anlehen ward erst spät und nur mit großen Einschränkungen von seiner Regierung anerkannt.

Zea-Bermudez (D. Francisco de), ein in der neuesten Geschichte ausgezeichneter spanischer Diplomat, gegenwärtig kön. span. Gesandter zu London, verlebte seine Jugend an der Seite des gelehrten Jovellanos (s. d.), seines Verwandten, machte sich dessen Kenntnisse eigen und sammelte dessen Schriften, deren Herausgabe aber ihm die Zeitumstände noch nicht gestattet haben. Während der Unruhen des Kriegs hielt er sich in Malaga auf und unternahm Handelsgeschäfte. Darauf trat er in die Dienste der Cortes, welche ihn als Gesandten nach Petersburg schickten, wo er, von der zu Cadiz befindlichen Regentschaft bevollmächtigt, im Namen des Königs Ferdinand VII. mit dem russ. Reichskanzler Nikol. Graf Rumjänzoff den bekannten Freundschafts- und Bundesvertrag zu Weliki Luky, den 20. Juli 1812 abschloß und unterzeichnete, in welchem der russ. Kaiser die Legitimität der ordentlichen und der außerordentlichen zu Cadiz versammelten Cortes, sowie die von denselben beschlossene und bekanntgemachte Constitution, förmlich anerkannte, die Handelsverbindungen Rußlands mit Spanien herstellte, und der spanischen Regierung seinen Beistand gegen Frankreich zusicherte. Diesen merkwürdigen Vertrag, welcher in der Sammlung des Hrn. v. Martens fehlt, hat Schöll in s. „Hist. des traités de paix" (10. Bd., S. 543) mitgetheilt. Als das span. Militair 1820 jene Constitution wiederherstellte, so richtete der Graf v. Nesselrode an Hrn. v. Z. die bekannte Note, in welcher der Kaiser Alexander die Revolution und die Regierung von 1820 mißbilligte. Bald nachher ward Hr. v. Z. von Ferdinand VII. als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, von welchem Posten er im Juni 1823 abberufen, und als der russische Hof die abermalige Ernennung desselben zum span. Gesandten in Petersburg abgelehnt hatte, zum Gesandten am kön. großbritannischen Hofe ernannt wurde. Nach dem Sturze des ersten span. Ministers, Grafen d'Ofalia, im Juli 1824, ernannte ihn der König zu dessen Nachfolger. Damals hatte Hr. von Ugarte (s. d.) viel Einfluß im Ca-

Digitized by Google

binette, wodurch er die Entlassung des Grafen Ofalia, sowie die Ernennung von dessen Nachfolger bewirkt haben soll. Herr v. Z ging über Paris, wo er längere Zeit verweilte und mit dem Grafen Villèle öftere Unterredungen hatte, nach Madrid, wo er im Sept. 1824 unter sehr schwierigen Verhältnissen die Leitung der auswärt. Angelegenheiten übernahm und später an die Spitze des span. Ministeriums trat. Er handelte anfangs, wie es schien, in Übereinstimmung mit Hrn. v Ugarte. Die große Aufgabe war, das System der Mäßigung, zu welchem sich der Ritter Z nach seinem Charakter, seiner Bildung und seiner Erfahrung bekennt, gegen die überspannten Foderungen der sogen. apostolischen Faction zu behaupten, das Deficit (über 300 Mill. Realen) zu decken, an Frankreich die Foderung von 58 Mill. Fr. zu bezahlen und den Credit des Staats wiederherzustellen. In letzterer Hinsicht hatte er bereits in Paris Unterhandlungen wegen eines Anlehens mit dem Hause Rothschild angeknüpft, die aber zu keinem Resultate führten, weil die Darleiher einen Theil der von den Cortes ausgestellten Bons mit einrechnen wollten. Hindernisse andrer Art traten ihm bald auf allen Seiten in den Weg. Gleich anfangs arbeitete eine mächtige Partei, zu welcher auch der Justizminister Calomarde und alle Carlistas gehörten, an der Entfernung des Hrn. v. Z.; das bisher befolgte leidenschaftliche Reactionssystem dauerte noch eine Zeitlang fort. Gleichwol beschuldigte man den Hrn. v. Z., daß er die Constitutionnellen, die Freimaurer u. s. w. begünstige. Angesehene Personen in der kön. Familie theilten diese Ansicht. Indeß erhielt sich der Minister durch die Unterstützung des franz. und besonders des russ. Ministers, des Hrn. v. Oubril. Allein Hr. v. Ugarte fand für gut, sich den Absolutisten und Hrn. v. Calomarde zu nähern und mit ihnen an dem Sturze des Ministers zu arbeiten, entweder aus Unzufriedenheit, weil dieser sich nicht seiner Leitung, wie er erwartet hatte, ganz hingab, oder aus Vorsicht, um nicht selbst in den ihm wahrscheinlichen Fall des Hrn. v. Z. mit verwickelt zu werden. Nun sah sich der Minister genöthigt, die Entfernung dieses mächtigen Oberhaupts der Partei der Camarilla ernstlich zu betreiben. Er bewirkte daher dessen Ernennung im März 1825 zum kön. span. Gesandten am Hofe zu Turin. Hr. v. Ugarte (s. d.) ließ aber mächtige Freunde zurück; unter diesen war der dänische Gesandte, Graf v. Dernath, einer der eifrigsten. Hr. v. Z. veranlaßte daher die Abberufung desselben. Allein er konnte seine Feinde nicht entwaffnen. Die Absolutisten machten es vielmehr dem Minister immer mehr zum Staatsverbrechen, daß er gemäßigt handle; und die beständigen Hemmungen, welche derselbe in Allem, was er vorschlug, erfuhr, bewogen ihn endlich, das Gesuch um seine Entlassung dem Könige zu überreichen. Damals soll die Gemahlin des Infanten Don Carlos dem Könige vorgestellt haben, daß seine Sicherheit und die Ruhe des Staats gefährdet sei, wenn er Hrn. v. Z. länger beibehielte. Allein der König nahm Z.'s Gesuch nicht an, und dieser stieg sogar in dem Vertrauen seines Monarchen, vorzüglich durch die gemeinschaftlich mit dem Generalintendanten der Polizei, Hrn. Recacho, bewirkte Unterdrückung eines Aufstandes der Carlistas im Aug. 1825. (S. Spanien.) Um jedoch die Stimmen der einsichtsvollsten Männer im Klerus und dem Adel zu hören, ward auf Z.'s Vorschlag eine Berathungsjunta errichtet. Zugleich verfuhr man mit Strenge gegen die überspannten Anhänger des sogen. Absolutismus. Allein die Hinrichtung des Rebellen Bessières und seiner Mitschuldigen (im Aug. 1825), die erklärte Royalisten waren und mit mächtigen Personen in Verbindung standen, erregte gegen den Minister die heftigste Erbitterung. Obgleich nun auch der berühmte Empecinado (eigentlich Juan Francesco Martin), der in den Zeiten der Gefahr so tapfer für den spanischen Thron gekämpft, 1823 aber die Sache der Cortes vertheidigt hatte, ungeachtet der gehofften königl. Begnadigung mit dem Strange hingerichtet, und die gegen die Freimaurer überhaupt ausgesprochene To-

Digitized by Google

desstrafe, an sieben angesehenen Officieren*) zu Granada am 9. Sept. 1825, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs (oder Calomarde's), streng vollzogen wurde, so nahm dennoch der Haß der Hofpartei gegen den seit kurzem zum Präsidenten des Ministerraths ernannten Hrn. v. Z. so zu, daß der König endlich am 25. Oct. 1825 seine Entlassung unterzeichnete. Jede Partei gab die Ursachen derselben verschieden an. Einige sagten, England und Frankreich hätten dem Hrn. v. Z. ihren Beistand entzogen, weil er nicht in die von ihnen begehrte Anerkennung der Unabhängigkeit von Mexico habe willigen wollen; Andre behaupten dagegen mit mehr Wahrscheinlichkeit, er sei gefallen, weil er die Anerkennung der Unabhängigkeit Mexicos angerathen habe. Hr. v. Z. behielt übrigens die Gnade des Königs, und sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, behandelte ihn mit großer Achtung. Hr. v. Z. trat hierauf im Anfange des Jahres 1826 seinen Gesandtschaftsposten in Dresden an, welchen er 1828 mit dem in London vertauschte. Das von ihm in Spanien behauptete System der Mäßigung wurde beibehalten. Hr. v. Ugarte blieb entfernt; die consultative Junta aber ward in einen Staatsrath verwandelt. Übrigens ist die Lage Spaniens seitdem nicht besser geworden.

Zeche, ehemals, und in einigen Gegenden Oberdeutschlands noch jetzt so viel als Innung, Zunft. Gegenwärtig ist es 1) ein bergmännischer Ausdruck, ebenso viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder **Grube** (s. d.). Wenn, wie gewöhnlich, mehre Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe heißen. Nach diesen Kuxen werden alsdann sowol die Kosten der Zubuße zusammengebracht als auch der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerke vertheilt. In der bergmännischen Sprache sind viele mit dem Worte Zeche zusammengesetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um die Anstalten und Arbeiten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und sie auf der Zeche arbeiten lassen; das Gegentheil davon heißt: die Zeche liegen lassen, die Arbeit dabei einstellen. **Zechregister** heißt die Rechnung über Einnahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — 2) **Zeche** heißt auch so viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche (umzechig, zechum), wechselsweise, Einer um den Andern. Auf dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrschaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich 3) heißt **Zeche** so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: **Zechbruder**, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache aufgelaufenen Unkosten bezahlen müssen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Worte zecca, die Münze, wo das Geld geprägt wird) war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Länder, z. B. päpstliche, türkische, im italienischen auch Zechinen. Die florentiner Zechinen heißen, nach den darauf geprägten Lilien des großherzogl. Wappens, Gigliati, und die kaiserl. östreich., besonders die kremnitzer Dukaten, werden in Italien Ungheri genannt. Die venetianischen Zechinen waren den ungarischen Dukaten an Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig selbst 4 — 5 Procent mehr als diese. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin diese Geldsorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren.

*) Sie waren nur der Theilnahme an einer Freimaurerloge angeklagt, die zu der Gesellschaft der Vertheidiger des Glaubens und des Königs (welche sich von der apostolischen Gesellschaft der Conceptionisten getrennt hat) gehört haben soll.

Digitized by Google

Vom Zechin ist der Dukaten (s. d.) wol zu unterscheiden, indem in Italien eigentlich nur Silberdukaten geprägt werden.

Zehen, die bekannten Theile der Füße, deren Zahl der der Finger gleicht, deren Structur der der Finger ähnlich ist, deren äußere Form und Größe aber von der der Finger, der verschiedenen Bestimmung und Function wegen, abweicht. Sie bestehen jeder aus 3 Knochen (die große Zehe nur aus 2); ferner besitzen sie, außer der Haut, dem Nagel; den Blut- und lymphatischen Gefäßen und Nerven, den Flechsen der Muskeln, welche eine Bewegung derselben veranlassen, Ligamente und Gelenkkapseln. Die Zehen leisten beim Gehen wesentliche Dienste; beim Verlust derselben wird es unsicher, wankend, das Laufen ist kaum möglich. Springt man von einer Höhe herab auf die Zehen, so wird der Stoß durch die Gelenkverbindung derselben sehr vermindert. — Ihre häufigsten Krankheiten sind, außer den Verwundungen, welche oft Starrkrampf veranlassen, die beschwerlichen Leichdorne; auch leiden sie sehr leicht von der äußern Kälte; die große Zehe ist oft der Sitz der Gicht (Podagra). Bisweilen sind sie überzählig, seltener ist ihre Zahl vermindert, manchmal ist ihre Stellung von der normalen abweichend. Dies sind die Fehler der ersten Bildung dieser Theile.

Zehnt oder Zehnte ist eine Naturalgabe, welche vom rohen Ertrage des Urerzeugnisses erhoben wird, aber doch nicht immer, wie man aus der Benennung schließen könnte (welche von der Abgabe der Juden an die Leviten herrührt), den zehnten, sondern bisweilen den achten oder zwölften ꝛc. Theil vom Ganzen des rohen Ertrags ausmacht. Der Zehnte wird bald nur von den gewöhnlichen Getreidearten (auch Wein) entrichtet (großer Zehnte, grosses dimes), was die Regel ist, bald aber auch von der mit andern Gewächsen, Hülsenfrüchten, Kraut, Wurzeln u. s. w. bebauten Feldern; Kleinodzehnte, Schmalzehnte, menues dimes, Beides zusammen macht den Feldzehnten, welcher als Reallast auf den Grundstücken liegt, und wobei es sehr streitig werden kann, ob auch von neuangelegten Feldern (Neubrüchen, Rodland) Zehnten (Novalzehnten) gegeben werden müssen. Es kommt aber auch der Dorfzehnte vor, welcher von Gärten und Thieren gegeben wird, Fleischzehnte, Blutzehnte und lebendiger Zehnte. Auch von Bergwerksproducten wird der Zehnte dem Staate entrichtet, wenn diese von Privatpersonen gewonnen werden. „Von allen jenen ersonnenen Abgaben", sagt Arthur Young mit Recht, „ist der Zehnte am verderblichsten: eine wahre Brandschatzung, welche das Einkommen des Landmanns so stark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke an Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen Kriege gegen einander liegen Die, welche den Zehnten heben, und Die, welche ihn zu entrichten haben. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleichheit ist diese Abgabe die ungleichste von allen und verdient schon in dieser Hinsicht den bittersten Tadel. Diese Ungleichheit entsteht dadurch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben wird, welches Letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung sein darf. Es gibt nämlich so fruchtbare Gegenden, daß die Hälfte ihres rohen Erzeugnisses völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinnst wieder zu erstatten, sodaß die Hälfte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleibt; dagegen gibt es wieder Andre, die sehr unfruchtbar sind, und deren Anbau so große Kosten verursacht, daß zur Wiedererstattung des angelegten Capitals mit dem gewöhnlichen Gewinnst $\frac{4}{5}$ der ganzen Ernte gehören, sodaß nur $\frac{1}{5}$ der Ernte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrigbleibt. Der Zehnte kann also auf einem fruchtbaren Boden nur den 5. Theil der Rente, und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der Rente wegnehmen. Und ebensowie durch ihre Ungleichheit wirkt diese Abgabe auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreichthum, daß sie jede kostspielige Verbesserung und Vervollkommnung der Bodencultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr immer mit erntet, wiewol er zu den Kosten,

Digitized by Google

welche den höhern Ertrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der Zehntpflichtige von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden. Auch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den Anbau minder einträglicher Früchte mit dem Anbau ergiebigerer zu vertauschen, weil diese nicht so leicht gezehntet oder nicht so gut vom Zehntherrn benutzt werden können. So konnte man nach Adam Smith's Versicherung, in England erst versuchen, den Krappbau emporzubringen, nachdem eine Parlamentsacte verordnet hatte, daß von jedem mit Krapp bestellten Acker Feld statt des Zehnten 5 Schillinge entrichtet werden sollten; und der so nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaus und der Obstcultur steht in mancher Gegend von Deutschland nichts mehr im Wege, als die Furcht, den Hauptertrag dieser Benutzungsweise der Felder dem Zehntherrn überlassen zu müssen, der ernten will, wo er nicht gesäet hat". — Mit Recht ist daher den Regierungen die Abschaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maßregeln anzuempfehlen, eine solche Abschaffung aber ohne Entschädigung des Zehntherrn wäre Ungerechtigkeit. Gehört der Zehnte dem Staate, so ist er zur Bestreitung des Staatsaufwandes bestimmt, und die Lücke in der Staatscasse, welche durch die unbedingte Aufhebung des Zehnten entstehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen Bürger ergänzt werden; sind aber Privatpersonen die Zehntherren, so darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Ersatz abschaffen, ohne eines Eingriffs in wohl erworbene Rechte sich schuldig zu machen. Alles kommt demnach hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine so wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtigte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige etwas zum Nachtheil Jenes gewinnt; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man die Grundstücke nach einem Durchschnittsertrage von mehren Jahren abschätzt und darnach den Theil, welcher dem Zehntherrn jährlich gebührt, bestimmt, immerhin mag dann dieser Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert, oder nach dem Marktpreise in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf solche Weise der Zweck erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbesserung der Bodencultur nicht abgeschreckt, und nicht gehindert wird, seine Grundstücke nach freier Willkür zu benutzen. K. M.

Zeichen, astronomische, mathematische, arithmetische, chemische und geometrische, s. Charaktere.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeichnende Künste nennt man alle Künste, bei welchen Zeichnung von sichtbaren Formen die Grundlage ist, also auch die Malerei, Bildhauerkunst (die bildende Kunst) und die Architektur; ferner die Kupferstecherei ꝛc.

Zeichnungskunst, als selbständige Kunst betrachtet, ist die ältere Schwester der Malerei und tritt später mit der Geometrie in Verbindung. Sie ist die Kunst, sichtbare Formen und Verhältnisse zu einander durch Licht und Schatten auf Flächen darzustellen. Umschreibungen durch Linien, und Versuche, durch diese auf einer Fläche Dasjenige nachzubilden, was wir in der Natur in gerundeten Formen erblicken, dies ist der Anfang alles Zeichnens. Skiagraphie nannte man bei den Griechen solche Linearversuche, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben. (Vgl. Silhouetirkunst.) Der altgriech. Sage nach, wurden Zeichnung und Plastik bei derselben Gelegenheit erfunden; denn die Tochter des Dibutades, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, den der Vater dann ausschnitt und in Thon modellirte, wird uns als erste Zeichnerin genannt. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung, sie will uns Erscheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da sind; nur durch den geistigen Sinn, nur durch das Auge, spricht sie zu uns, sie läßt sich nicht begreifen, dem tastenden Gefühle bleibt sie fremd. Sie bestimmt die Formen durch Linearumrisse und Schatten, die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch Hülfe der Perspective.

Digitized by Google

Sie spricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den frühesten Versuchen im Zeichnen schon verschiedene Epochen annehmen, die sich fast bei allen Nationen wiederholen. 1) Bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe formlose Linien, z. B. ein Oval war ein Kopf ꝛc. 2) Um solche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriß mit schwarzer oder andrer Farbe aus und zeichnete dann in diesen schwarzen Schattenriß mit Weiß die Augen und Augenbraunen, Nase, Mund und Haare. Zu allen diesen Abbildungen schrieb man die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir sie auf den ältern Vasen finden. Diese Sitte wurde bei den Griechen selbst in den blühenden Zeiten der Zeichnungskunst beibehalten, denn die Figuren der großen Gemälde des Polygnot in der Lesche zu Delphi waren sogar durch Überschriften bezeichnet. In der 3. Epoche fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen zu illuminiren; man gab nämlich die Farben der verschiedenen Gewänder an, aber Alles völlig flach. So stickten Helene und Andromache in Homer's Gesängen ihre Teppiche. In der 4. Periode bemerkte man bei dieser Flachmalerei den Mangel der Rundung. Ardices und Telephanes (wahrscheinlich erdichtete Namen) fingen an, durch das Schraffiren inwendig die Rundung der Körper auszudrücken. So zeichnete in neuerer Zeit Polidor di Caravaggio mehre Frescos in Rom, wo er sich mit einer einzigen Farbe begnügte, die Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man nennt diese al sgrafito oder peintures hachées. Diese Manier zu zeichnen war aber äußerst hart. Philokles und Kleanthes erfanden die Monochromen oder einfarbigen Gemälde (die nicht mit den Monogrammen, oder mit Linien skizzirten Zeichnungen zu verwechseln sind); bei den Monochromen wurden die Farben mit Weiß gemischt, so glich dies der Manier, welche man jetzt en camayeu nennt. Dies bildete den Übergang aus dem Zeichnen in das eigentliche Malen, welches sich durch das volle Bedecken des Hintergrundes von der Zeichnung unterscheidet. Die Griechen waren sehr streng und genau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apelles, verlangte, daß seine Schüler 10 Jahre bei ihm aushalten mußten. Man konnte 3 Lehrstufen annehmen: in der ersten wurde Festigkeit der Hand und des Striches erworben, die Lehrlinge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs überzogen waren; in der zweiten studirten sie die Feinheit und den zarten Schwung der Striche, indem sie mit dem Griffel auf geglätteten Buchsbaumtafeln und bisweilen auch auf Membranen oder zubereiteten, mit Wachs überzogenen Thierfellen arbeiteten. In der dritten Lehrepoche mußten sie Leichtigkeit und Freiheit erwerben; hier wurde der Pinsel statt des Griffels genommen, und mit ihm auf weiße Tafeln schwarze oder rothe, auf schwarze Tafeln weiße Skizzen aufgetragen. Hierzu nahm man auch oft gekreidete oder gegypste Tafeln. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und in ihr verherrlichten die größten Meister ihren Triumph. Der Wettstreit des Apelles und Protogenes, in solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien, welche ganz die Meisterhand verriethen, ist bekannt. Diese Feinheit und Reinheit der Umrisse ist auch der Hauptvorzug aller berühmten Vasengemälde; etwas Hartes und Trocknes erhielten selbst die auf solche Umrisse ausgeführten Gemälde, und man kann wol behaupten, daß diese Art zu zeichnen, durch den Einfluß der byzantinischen Schule auf das westliche Europa, auch den frühern trocknen und magern Styl der altitalienischen sowol, als altdeutschen Schule veranlaßte. In Hinsicht der Methode Zeichnen zu lernen, sind zu empfehlen die Zeichnenbücher von Schnorr, Kleinknecht und Ramsauer's „Zeichnungslehre" (2 Thle., Stuttg. 1821).

Wenn wir die Zeichnungskunst in der neuern Zeit betrachten, so theilen sich die Arten zu zeichnen in 3 Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide und mit Tusche. Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber werden sie

ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, Ungefälliges, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit; besonders nützlich sind sie für Landschaftszeichner. Es gibt zweierlei Arten von Federzeichnungen: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen verstärkt, oder es werden nur die Umrisse mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht. Dies ist besonders geeignet für architektonische Zeichnungen, wie auch für historische Skizzen. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowol der schwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie schabt und sie verwischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Wischer heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die, nach dem französischen Namen des Wischers, auch à l'estompe heißt, eignet sich besonders, um breite Massen und Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen gehören ferner die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe untermischt. Das Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels, auf weißes Papier, mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Bister, mit Indigo und Carmin gemischt. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände sehr anwendbar.

Alle Zeichnungen werden in 5 Classen eingetheilt: in Gedanken oder erste Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien und Cartons. Jene sind die ersten Einfälle, die der Künstler aufs Papier wirft, um ein vorhabendes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck ist bloß, den ersten noch rohen Gedanken festzuhalten, und so wenig man strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch werden sie doch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt sie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); sie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutungen aller Kleinigkeiten ausgearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler ebenfalls Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenerleuchtung in allerlei Stellungen gesetzt, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf den Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich sind, gelegt, und darnach gezeichnet; oft werden die Gewänder naß darauf gelegt, um sich desto bestimmter den Formen anzuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. Cartons (s. d.) sind Zeichnungen auf grauem Papier, in derselben Größe, als das darnach

auszuführende Gemälde. — Noch bedienen sich die Künstler verschiedener Hülfsmittel, um den Umriß eines Gemäldes auf eine andre Leinwand zu übertragen, wenn sie es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwurf nur auf den Grund, auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen. Dann wird es leicht, in jedes Quadrat Das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben Größe sein, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dadurch dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachzeichnen, so muß man eine Calque machen, d. h. man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemälde; der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geschabter Kreide bestrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stifte nochmals übergeht; dies nennt man calkiren.

Die Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten ausspricht. Es wird eben daher, weil hier Alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemälde. Die großen Malerschulen unterscheiden sich ebenso sehr in der Zeichnung als in der Malerei, und ein geübtes Auge wird die Meister ebenso leicht in ihren Zeichnungen unterscheiden können wie in ihren Gemälden. Der Styl der Zeichnung ist bei der ganz altitalienischen Schule ebenso hart, trocken und mager, wie bei der altdeutschen, nur daß dort edlere und schönere Formen durchblicken und richtigere Verhältnisse, bei der altdeutschen oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefsinn, der sich mehr zur Poesie als zur bildenden Kunst hinneigt. Später wurde in Italien die römische Schule, durch Rafael's reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen und durch sein Studium der Antike, die echte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung; die florentinische Schule wollte sie gerade hierin übertreffen und verlor durch Übertreibung, wo sie an Gelehrsamkeit und streng anatomischem Studium wol voraus gehabt hätte. Die Meister dieser Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, nur um ihre Muskelkenntniß zu zeigen. Bei den Römern ist jeder Pinselstrich zugleich gemalt und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinsel bisweilen, als ob er nur ein trockener Zeichenstift wäre. In der lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung durch den zauberischen Farbenschmelz, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln gebildet. Bei der venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbenglut, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so sind es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venetianer sind die italienischen Niederländer, denn an dieser und ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die franz. Schule war zu Poussin's Zeiten sehr correct in der Zeichnung, und mit Recht nannte man diesen Meister den franz. Rafael; später wurde der Styl äußerst manierirt; erst David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder ein; durch letzteres so wie durch sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die neuere franz. Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedenen Styl, um so mehr aber ist er aus eignem Gemüth und eignem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen, und diese Eigenthümlichkeit ist gerade sehr löblich; möchte nur nicht eine so große Anzahl deutscher Kunstjünger durch

die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verlockt werden! Die Zeichnung in der Malerei bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, während die Farbengebung mehr den Körper und Ausdruck desselben bildet und die letzte Ausführung (retouche) die Seele hineinhaucht.

Zeichnungslehre, technische. Diese begreift: 1) die praktisch-mathematische Zeichnungslehre, als Vorbereitung zur topographischen, Situations-, Fortifications-, taktischen-, Artillerie- und Maschinenzeichnung; 2) die topographische Situationszeichnungslehre (s. d.), oder die Anweisung, ökonomische, chorographische, hydrographische, geographische, taktische und petrographische Charten zu entwerfen und zu zeichnen; 3) die eigentliche Fortifications-, Architektur-, Perspectiv-, Artillerie- und Maschinen-Zeichnungslehre. Ein Hauptwerk ist des Maj. Herdegen (Prof. a. d. k. Artill. Akad. zu München) „Prakt. Zeichnungslehre zur Selbstübung für Militair- und Civilpersonen" (2. A., 3 Thle., m. 59 Kpftaf., München 1825). — Eine allgem. Zeichnungslehre enthält das „Elementarwerk für den Zeichnungs-Unterricht ꝛc." (4 Abth. mit Zeichnungsvorlagen von Miville; Text vom Prof. Hanhart, Basel 1829). Auch sind in Hinsicht der Methode zeichnen zu lernen die Zeichnenbücher von Schnorr, Kleinknecht und Ramsauer's „Zeichnungslehre" (2 Thle., Stuttg. 1821) zu empfehlen.

Zeit ist das allgemeine Verhältniß, in welchem alle wahrnehmbaren Dinge stehen, insofern sie entstehen, blühen und verschwinden. Als eine dem wahrnehmenden Geiste nothwendige Form, durch welche das wahrnehmbare Mannigfaltige als nach einander bestehend zur Einheit verbunden wird, ist die Zeit kein äußerer Gegenstand, auch kein Verhältniß einzelner Dinge zu einander. Sie ist vielmehr, wie die Erscheinungswelt, deren Form sie ist, unendlich und ohne Unterbrechung. Von einer bestimmten Zeit aber (relative Zeit) reden wir nur in Hinsicht Dessen, was die Zeit erfüllt. Hiernach unterscheiden wir auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ihre relativen Bestandtheile, die stetig in einander übergehen. Um die Folge und Dauer einzelner Dinge und Begebenheiten zum menschlichen Bedürfniß abzumessen, hat man die großen und sich immer gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper, die zunächst mit der Erde in Verbindung stehen, zum Maßstabe genommen, daher die physische oder astronomische Zeit. Ein solches Zeitmaß gewährt uns nämlich die Natur selbst, durch die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unserer Erde um ihre Axe. Dies gibt die Sternzeit (s. d.). Für die bürgerlichen Lebensverhältnisse aber konnte, aus wichtigen Gründen, die Sternzeit nicht zum Zeitmaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d.) nehmen. Obwol nun diese ungleichförmig ist, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau übereinkommt, so hilft doch diesem Übelstande die Zeitgleichung ab, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in mittlere verwandelt. (S. Zeitgleichung.)

Zeitalter, die vier (Mythol.). Der Gedanke, daß es einst eine vollkommen glückliche Zeit des Menschengeschlechts gegeben habe, und diese durch die allmälige Verschlimmerung des letztern verschwunden sei, hat ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menschen, der in dem Drucke der Verhältnisse lebt, theils für die Phantasie der Dichter etwas zu Reizendes, als daß man sich darüber wundern sollte, daß diese Letztern schon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Die ersten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend sein sollende Beschreibung dieses Zeitalters und seiner allmäligen Verschlimmerung hinterlassen haben, sind Hesiod und Ovid. Nach der Dichtung, die der Letztere in s. „Metamorphosen" aufgestellt, folgten, seit der Entstehung der Erde, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1) Das goldene Zeitalter, unter der Regierung des Saturn. Da lebten die Men-

schen frei, ohne Gesetze und Richter; sie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Kriege und Krieger; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden; es herrschte in diesem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiter's Regierung folgte 2) das silberne Zeitalter. Jupiter theilte das Jahr in 4 Jahreszeiten. Die Menschen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuser zu beziehen und das Feld zu bauen. Darauf trat 3) das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem schon Wildheit und Liebe zu den Waffen sich zeigte, doch aber die Menschheit sich noch keiner Verbrechen schuldig machte. Endlich erschien 4) das eiserne Zeitalter. In diesem hörten Treue und Redlichkeit auf, und Betrug, Hinterlist, Habsucht und Gewalt traten an ihre Stelle. Man fing an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen: es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Astrâa floh zum Himmel zurück. Die Giganten stürmten den Himmel. Diese Darstellung Ovid's ist von Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden. Hesiod stellt zwischen das eherne und eiserne noch das heroische, welches die griechische Heldenzeit begreift. Etwas Ähnliches dieser Weltalter findet sich in den Jugs der Juder. (Vgl. Periode und Weltalter.)

Zeiten. Dieses Ausdrucks bedient man sich 1) in der musikalischen Taktlehre; 2) in der Rhythmik und Prosodie. Dort sind es die Theile des Takts, hier des Fußes, und man redet hier wie dort von guten und schlechten Zeiten, welche durch Arsis und Thesis bestimmt werden. (S. d. und Rhythmus.)

Zeitgeist. Da die größten Mißverständnisse sich an diesen Ausdruck knüpfen, und unter demselben die subjective Ansicht, die Wünsche und Bedürfnisse Einzelner oder Mehrer, mit dem Bedürfnisse der Völker und Staaten einer Zeit allzu häufig verwechselt wird, so ist es zweckmäßig, in einem Werke, welches dem Geist der Zeit entsprechend sein soll, eine Bestimmung desselben nicht zu übergehen. Der vielschreibende de Pradt, der auch gern als Organ dieses Zeitgeistes gelten möchte, hält ihn für den Ausdruck der Bedürfnisse der lebenden Menschen und das Maß ihrer Kräfte. Noch bestimmter spricht sich der geistvolle Übelen über ihn so aus: „Der Zeitgeist ist die Summe herrschender Ideen, die durch Inhalt oder Form einer Zeit eigenthümlich angehören und sie von andern unterscheiden. Freiheit und Nothwendigkeit erzeugen zusammen solchen Geist". Gewiß eine Bestimmung, von welcher das treffende Wort nicht gilt: „Denn was die Herrn den Geist der Zeiten nennen, das ist der Herren eigner Geist".

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Sonnenzeit (s. d.). Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand noch unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Äquator zur Jahresbahn hätte und denselben mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchliefe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unsern gewöhnlichen Taschen- und Pendeluhren, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnenuhr zeigt. Das heißt mit andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren geraden Aufsteigung (s. d.) der Sonne: eine Erklärung, die man vollkommen verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Sonne zugleich culminirende Äquatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bestimmt. Man vgl. die Lehrbücher der Astronomie, unter denen sich in deutlicher Behandlung gerade dieses Gegenstandes auszeichnet Bode's „Sternkunde" (3. A., Berl. 1808). D. N.

Zeitmaß, s. Tempo.

Zeitmesser, s. Chronometer.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Renten und Annuitäten.

Zeitschriften, Journale, s. Literaturzeitungen. Vgl. Wachler's „Handb. der Gesch. der Literatur", III, 57, und den folg. Art. Eine vergl. Statistik der periodischen Druckpresse, aus d. Franz. des Isid. Lebrun, s. in Bran's „Miszellen", 1828.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekanntzumachen, Ideen darüber in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen, überhaupt Nachrichten aller Art zu verbreiten, und dadurch den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, sowie auf die öffentliche Meinung einzuwirken, ist eine aus den Fortschritten der Cultur hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und der Posten begünstigt, nach und nach eine unübersehbare Ausdehnung und einen so unübersehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutsche Wort Zeitung kommt nicht von Zeit her, sondern von dem veralteten Theidinge oder Theidung (engl. tidings), geschehene Dinge, Begebenheiten. Ihren Ursprung hatten sie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Soleiman II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig von 1563 an die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern (notizie scritte) an einem besondern Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Das Lesegeld dafür wurde in einer jetzt nicht mehr gangbaren Scheidemünze, gazetta, bezahlt, und dieser Name ging auf die Neuigkeitsblätter selbst in Italien und später in Frankreich (gazette) über. Eine 60jährige Sammlung dieser Blätter wird in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. In England erschien der „English mercury" zuerst 1588, als die große spanische Armada die britischen Küsten bedrohte. Der dreißigjährige Krieg gab einer eignen engl. „Kriegschronik" die Entstehung. Dann entstanden in England Mercuries. Die ersten eigentlichen englischen Zeitungen sind: 1) Der „Public intelligencer", und 2) die „London gazette" von 1665. In Deutschland kamen im Anfange des 16. Jahrh. ähnliche Blätter auf, und zwar die sogen. Relationen zuerst zu Augsburg und Wien 1524, zu Regensburg 1528, zu Dillingen 1569, zu Nürnberg 1571, wo sie anfänglich in Briefform und gedruckt erschienen, jedoch ohne Angabe des Druckorts oder einer Nummer. Als das erste fortlaufende deutsche Neuigkeitsblatt kennt man die „Aviso, Relation oder Zeitung: was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich ꝛc., in Ost- und Westindien ꝛc.", 1612, in numerirten Blättern gedruckt. 1615 wurde zu Frankfurt a. M. das „Frankfurter Journal" von dem Buchhändler Emmel angefangen. Diesem gebührt das Verdienst der Einführung regelmäßiger Zeitungen. — 1617 kamen ebendaselbst die „Post-Avisen" heraus, welche der Postmeister v. d. Birghden veranstaltete. 1618 folgte dann der „Postreiter" in Fulda, und beinahe ebenso frühe Spuren hat man von nürnberger, augsburger und brüsseler Zeitungen. Seitdem erschienen nach und nach an verschiedenen Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent (s. Hamburger Correspondent), Courier, Chronik, Realzeitung u. dgl. öffentliche Zeitungsblätter, die in der Regel mit einem landesherrlichen Privilegium versehen waren und von den Regierungen unter Censur gestellt wurden.

Aber erst mit dem Anfange der franz. Revolution erhielten die politischen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo sie sich auf bloße Mittheilung von Neuigkeiten einschränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Es stellten sich nun, da die Pressen freigegeben wurden, anstatt der früher als verächtlich betrachteten Zeitungsschreiber, durch Talent, Geist, Patriotismus und oft auch Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze, sie sonderten sich nach den politischen Parteien und Farben, die öffentlichen Angelegenheiten des Volks wurden in

ihnen erörtert, die Verhandlungen der Nationalversammlung, durch Geschwindschreiber aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und, je nachdem die Blätter der einen oder der andern Partei zugethan waren, gelobt oder getadelt. So schwer es sein mochte, aus ihnen den wahren Zustand der Dinge kennen zu lernen, so wirkten sie doch bedeutend auf die politische Ausbildung des Volks und gewöhnten dasselbe, über die öffentlichen Angelegenheiten nachzudenken. Bei den Engländern war dies Alles schon früher so gewesen. Die Franzosen ahmten eigentlich ihnen nur darin nach, wußten aber weniger als ihre Nachbarn Maß und Ziel zu halten, und es entstanden Blätter wie Marat's „Ami du peuple" und Hebert's „Père Duchesne", die man auf der Stufe, zu der unsere Civilisation gelangt ist, kaum für denkbar gehalten haben sollte. Eine Geschichte des franzöſ. Zeitungswesens während der Revolution würde höchst anziehend, aber auch zugleich fast eine Geschichte dieser Revolution selbst sein. Wir begnügen uns, die wichtigsten Erscheinungen dieser Art in den verschiedenen Epochen der Revolution und seit der Restauration hier zu verzeichnen. — Über den Moniteur, dessen Napoleon vorzüglich sich bediente, um durch das Organ desselben seine Entwürfe vorzubereiten und bekanntzumachen, s. den besond. Art. Er hat seit der Restauration, da sich die königl. Regierung mehr der halbofficiellen Blätter, die häufig unter dem besondern Einflusse des einen oder des andern Ministers stehen, bedient, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, an Interesse und Absatz sehr verloren; doch war er auch schon vorher, sowol seines hohen Preises (jährl. 100 Fr.) als auch seiner nothwendigen Einseitigkeit wegen, keineswegs das gelesenste unter den pariser Tagblättern. Das „Journal de Paris" erschien zuerst 1777 und erhielt sich während und nach der Revolution, mußte aber s. politischen Charakter sehr oft ändern. Eine Zeitlang wurde es von Röderer, Corancez und St.-Aubin mit besonderm Erfolge redigirt. Während des Ministeriums Decazes (1818—20) stand es unter dem Einflusse dieses Ministers, und die liberalen Blätter nannten es spottweise das Journal de police. Es endigte im Juni 1827 seinen schwankenden und zweideutigen Gang. Die „Gazette de France" war die erste regelmäßig erscheinende franz. Zeitung, von Renaudot 1631 gegründet. Sie bildete bis 1792 eine Reihe von 163 Bdn. Auch sie hat sich, mit wenigen Unterbrechungen, die Revolution durch erhalten und gehört seit der zweiten Restauration, nebst der „Quotidienne", dem „Drapeau blanc" u. a. zu den Parteiblättern der Ultras. Die „Gazette" war 1825 der Tummelplatz des liberalen Apostaten Benaben, dann wurde sie nebst dem „Drapeau blanc" von Hrn. Sosthène de la Rochefoucauld (Director des Depart. der schönen Künste) durch Ankauf zur Verfügung des Ministers gestellt. Die franz. Zeitungen werden nämlich auf Actien unternommen; da nun diese verkauft werden, so begreift es sich, wie Journale erkauft werden. Man nannte dies amortisiren. Jeder Minister bediente sich gern eines eignen Journals; so nahm Hr. v. Damas, Min. des Auswärt., den „Drapeau", und der Min. des Innern, Hr. v. Corbière, die „Gazette". Diese hörte im Juni 1827 auf; dagegen nahm im Juli 1827 die „Etoile", ein Abendblatt, den Namen „Gazette de France" an und wurde Villèle's Organ, dessen Vertheidigung sie noch jetzt führt, sowie sie fortwährend das jetzige Ministerium mit der bittersten Heftigkeit angreift. Die „Etoile" gehörte schon vorher dem Justizminister, Hrn. v. Peyronnet, und der Congregation. Sie erhielt 20,000 Fr. aus der Schatzkammer, wofür sie die Art. des Hrn. v. Villèle aufnahm. Übrigens predigte sie den Jesuitismus. — Die „Quotidienne" gehört dem Hrn. Michaud, dem Geschichtschr. der Kreuzzüge, dem Hrn. v. Vitrolles u. A. Sie ist bigot, feodal und miguelistisch, ein Arsenal des Jesuitismus. Die „Quotidienne" steht an der Spitze der Contreopposition. In den ersten Zeiten der Revolution zeichneten sich noch besonders als antirevolutionnair die „Actes des apôtres" (von Peltier geleitet) und der „Ami du roi", sowie im

Geiste der Revolution die „Chronique de Paris" (von Condorcet, Noel u. A.), „L'orateur du peuple" (von Fréron), das „Journal de la cour et de la ville" (von dem nachherigen Marschall Brune angefangen) und viele andre aus. Die oft schnell auf einander folgenden Revolutionen hatten auf das Erscheinen und Verschwinden der pariser Zeitungen großen Einfluß. Lange Zeit erhielt sich durch alle Revolutionen ungestört und ununterbrochen das sogen. „Journal du soir". Durch seinen einfachen und dabei geistreichen, aber von allem eigentlichen Parteinehmen freibleibenden Ton schiffte es alle Klippen der Revolutionsstürme glücklich vorbei, und es war eine Art von Sprüchwort geworden, daß man, um nicht guillotinirt, fusilirt oder deportirt zu werden, die Wahrheit wie das Journal du soir zu sagen verstehen müsse. Das Directorium bediente sich insbesondere des sogen. „Rédacteur", um Frankreich und der Welt seine übermüthige Politik bekanntzumachen.

Eine der wichtigsten pariser Zeitungen, welche 1791 begann und sich bis jetzt erhalten hat, ist das „Journal des débats" (von 1804—14 und im März 1815 „Journal de l'empire" genannt). Mit ihm verband die Redaction seit 1800 zuerst ein „Feuilleton", das die débats littéraires umfaßte. Ausgezeichnete Talente bemächtigten sich hier des kritischen Richterstuhles, wie Fiévée bis 1807; ihm folgte Etienne. Insbesondere hatte es an dem Abbé Geoffroy 13 J. lang einen Mitarbeiter, durch den es so gehoben wurde, daß es bis auf 30,000 Exempl. abgesetzt haben soll. Die pariser Zeitungen begnügten sich seitdem nicht mit politischen Nachrichten, sondern lieferten sämmtlich, in einem sogenannten Feuilleton oder im Blatte selbst, auch literarische und Theaternachrichten. Für Beides zeigte Geoffroy ein außerordentliches Talent, und er lieferte in diesem Feuilleton täglich sehr anziehend geschriebene Aufsätze, die sich durch Kenntnisse und Witz ebenso sehr als durch scharfe Satyre und Humor auszeichneten. Nach Geoffroy's Tode ist die Anzahl der Abnehmer gesunken. Dann waren die besten Mitarbeiter an dem „J. des débats" Maltebrun, Hoffmann, und Duricquet im Dramaturgischen. Eine Zeitlang war es ein gehaltvolles ministerielles Blatt, da besonders Hr. v. Villèle und Chateaubriand ihre Ansichten darin mittheilen ließen. Als Chateaubriand aus dem Ministerium trat, wurde das „J. des débats" durch ihn ein Oppositionsblatt. Jetzt sind die Redactoren desselben der Staatsrath Bertin-Devaux und Fiévée. Sie sind Royalisten, aber den übertriebenen Ansprüchen der Geistlichkeit und des Adels abgeneigt. Auch haben sie sich laut gegen die jesuitische Congregation und gegen das System des Hrn. v. Villèle ausgesprochen Jetzt zählt das „J. des débats" an 12,600 Abnehmer.

Unter Napoleon war das Zeitungswesen in Frankreich, wie in ganz Europa, mit Ausnahme Englands, gesunken und in Allem, was zur Politik gehörte, bloß Echo Dessen, was der „Moniteur", in welchem der Gewaltherrscher oft eigenhändige Paragraphen einrücken ließ, bekanntmachte. Nach seiner Zurückkunft von Elba gestattete er den Zeitungen zwar Freiheit, aber sie wurde nur sparsam benutzt. Nach der Restauration wurden die Zeitungen unter Censuraufsicht gestellt. Erst im Juni 1819 hörte diese auf, und auch die Journale genossen einer unbeschränkten Preßfreiheit. Man hatte jedoch verschiedene Gesetzbestimmungen getroffen, welche die Unternehmung, ein tägliches Journal herauszugeben, sehr erschwerten. Dennoch erschienen mehre neue Zeitungen, z. B. „La renommée", an deren Spitze sich Benj. Constant und Jouy stellten (hat aufgehört), „Le censeur", dessen Hauptredacteur Comte und Dunoyer wurden (hat aufgehört), und bei welchem Depping Mitarbeiter war, ferner „Le pilote", „L'Aristarque français" (von Labourdonnaye und Lalot gegründet, hat aufgehört) u. a. Die am meisten verbreitete pariser Zeitung blieb indeß trotz dieser Mitbewerber „Le constitutionnel", welcher 1815 von 15 Actionnairen gegründet wurde. Er ist constitutionnell gesinnt, aber im Aus-

druck mild und vorsichtig. Ihn leiten zunächst Etienne, Jay und Tissot. Er soll zu Zeiten gegen 20,000 Abnehmer gehabt haben. Anfangs galt die Actie 3000, jetzt 100,000 Fr. — Der „Courrier français", welchen Kératry leitet, ist weit freimüthiger, hat aber weniger Absatz, und der Herausg. ward oft vor das Criminalgericht gefodert. Der Hauptredacteur, Chatelain, ehem. Officier, führte sonst beinahe allein die tägliche Polemik. — Das „Journal du commerce" gehört fast nur pariser Handelsherren; es handelt Finanzfragen oft mit großer Sachkenntniß ab; in ihm vernimmt man vorzüglich Lafitte's Meinungen. Hauptredacteur ist der ehem. Kaufmann Lareguie. — Zwischen den liberalen und den Ultrajournalen steht der mit dem jetzigen Ministerium entstandene „Messager des chambres", ein zum Theil ministerielles Blatt, in der Mitte. Die Herren Capefigue und Malitourne leiten die politischen Artikel; auch fließen mehre aus der Feder des Hrn. v. Martignac. Der „Messager des chambres" ist daher jetzt die Hauptquelle für politisch thatsächliche Behauptungen, obschon das Ministerium gewisse Doctrinen desselben verleugnet. — In der Geschichte der franz. Zeitblätter sind die sogen. Tendenzprocesse merkwürdig. Durch die völlige Freigebung der Pressen im J. 1819 wurde die politische Parteisucht so genährt und verursachte solche Ärgernisse, daß die Regierung mit 2 andern Ausnahmegesetzen, welche sie den Kammern nach der Ermordung des Herzogs von Berry vorlegte, auch aufs neue vorschlug, die Journale unter Censur zu stellen: ein Vorschlag, der zwar heftigen Widerspruch bei allen Parteien fand, aber dennoch in der Deputirtenkammer am 30. März 1820 durchging. Dieses Ausnahmegesetz ward in der Session von 1820 auch für die Zeit der Sitzung von 1821 verlängert, nachher aber aufgehoben und durch polizeiliche Aufsicht ersetzt, weil man die Censur mit einer repräsentativen Verfassung unverträglich fand. Dagegen wurden die neuen Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse um so strenger abgefaßt. Es wurden nämlich sowol die Eigenthümer als die Herausgeber verantwortlich; auf Vergehungen durch Mißbrauch der Preßfreiheit standen Geldstrafen und Haft; selbst die Absicht, der geheime Sinn, die einem verdächtigen Art. zum Grunde liegen, konnten strafbar gefunden werden, wenn die Tendenz gefährlich erschien. Die Eigenthümer waren deßhalb verbunden, für Zeitungen und periodische Blätter bestimmte Cautionen, die von 750 Fr. bis 10,000 Fr. Renten stiegen, einzulegen. Für Paris war eine Bürgschaft von 10,000 Fr. Renten erfoderlich; also nach dem dam. Curs der Renten berechnet, eine Capitalsumme von 150,000 Fr. Es gelang endlich Villèle, die Censur wiederherzustellen; als er aber die Wahlversammlungen 1827 berief, mußte die Censur aufhören. Nach V.'s Sturz wurde 1828 vom neuen Ministerium den Kammern ein milderes Preßgesetz vorgelegt und angenommen.

Die Zeitungsanstalten haben in Frankreich und England einen großen Umfang, und sind auch in industrieller sowie in kaufmännischer Hinsicht so wichtig, daß wir in Deutschland nichts Gleiches aufzustellen haben. So beschäftigt der „Constitutionnel" in Paris eine eigne Druckerei von 8—10 Pressen, die Tag und Nacht in Thätigkeit sind; außer 6—8 daran mitarbeitenden Eigenthümern und einem Directeur en Chef sind noch 10—12 Redacteurs für verschiedene Fächer angestellt, und die monatlichen Ausgaben erfodern gegen 50,000 Franken. Das Honorar, das den Redacteurs und den Mitarbeitern, welche nur einzelne Artikel liefern, ausgezahlt wird, ist sehr bedeutend. Für einen Artikel von 1 oder 1½ Columnen werden in der Regel 100—120 und oft bis 150 Franken bezahlt. Der Mechanismus bei diesen Anstalten ist ebenso bewundernswürdig als die Geschicklichkeit der Franzosen, über jeden einigermaßen wichtigen Vorfall augenblicklich anziehende Artikel zu improvisiren. Dies gilt besonders bei den Verhandlungen der Kammern, der Tribunäle und bei den Schauspielen. Nur wenige Stunden nachdem das Eine oder Andre geschehen, verhandelt oder dargestellt worden, findet man in allen Blättern der Hauptstadt die umständlichsten Berichte darüber. Der

Capitalwerth eines Zeitungsinstituts ist in Paris oft sehr bedeutend und beträgt, nach Maßgabe des Absatzes, zuweilen den Werth einer Million Franken und darüber. Auch erhebt die Regierung, außer dem Zeitungsstempel, noch besondere Abgaben von einzelnen Blättern, die sie als Pensionen für Gelehrte und Künstler zu benutzen pflegt. — In England steigt der Werth guter Zeitungsanstalten weit höher, und Hr. Perry, Eigenthümer des „Morning chronicle", schätzte 1819 dieses Blatt auf 100,000 Pf., also 2,700,000 Franken. Hier hat das Zeitungswesen überhaupt mehr politische Bedeutung als in Frankreich, denn der Charakter desselben ist durch den Genuß der vollkommensten Preßfreiheit, im Guten wie im Schlimmen, selbständiger ausgeprägt. Der Unternehmer bekennt sich nämlich zu irgend einem festen politischen System, und je überzeugender er dasselbe in der Beurtheilung der Begebenheiten vorträgt, auf desto mehr Leser kann er rechnen. Die wichtigsten engl. Blätter sind: von der Oppositionspartei „The morning chronicle", von der ministeriellen Partei „The courier", und als Canning in das Ministerium trat, die „Sun". Einen unabhängigen Charakter suchen die „Times" zu behaupten; zu dem leidenschaftlichsten Ultraroyalismus bekennen sich die „New times", jetzt das „Morning journal" genannt. Auch „The statesman", „The morning post", „The morning herald" sind als wichtige Institute zu betrachten. Überhaupt hat sich die Zahl der britischen Zeitungen seit 1782—1821 in England von 50 bis 135, in Schottland von 8 bis 31, und in Irland von 3 bis 56 vermehrt. In London allein erschienen im J. 1826 überhaupt 170 period. Schriften, und man zählte in Großbritannien zusammen 483 Zeitungen und periodische Blätter. Jede Woche werden in London 300,000 Zeitungsblätter, und in den Grafschaften Englands 650,000 Zeitungsblätter gedruckt. Daher ist die Einnahme der Regierung von dem Zeitungsverkehr (durch den Stempel und die Posten) von der höchsten Bedeutung, aber schwer zu berechnen. Noch weniger sind es die darin angelegten ungeheuern Capitale und die davon bezogenen Renten, sowie der ganze industrielle Mechanismus dieses Geschäfts. — Das „Morning chronicle", ehemals von Hrn. Perry redigirt, war das Organ der Whigpartei; seit Perry's Tode hat das Blatt an Einfluß verloren; doch ist es die einzige Zeitung, welche alle Parlamentsverhandlungen ohne Abkürzung gibt. Die constitutionnelle „Times" (jährlich 7000 Exempl.) hat einen völlig selbständigen Charakter, ohne einer Partei ausschließend zu dienen; sie behandelt aber auch, wovon sie den Nutzen nicht einsieht, mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung. Dabei vermeidet die Redaction Alles, was gegen den Anstand oder die guten Sitten verstößt. Nächst der „Times" ist der „Morning herald" das unabhängigste Blatt und dabei durch Sarcasmen sehr unterhaltend. Der „Courrier de Londres", die älteste franz. Zeitschrift in London, hat 1826 aufgehört. Von ihm sind 100 Bde. erschienen.

Italien, Spanien (bis zur Revolution vom 7. März 1820) und Portugal bieten für das Zeitungswesen wenig Bemerkenswerthes dar. Während der franz. Occupation dieser Länder hatte es sich allerdings mehr als bisher entwickelt, allein Napoleon ließ keine freie Wirksamkeit zu. Gegenwärtig ist es in diesen Ländern aus begreiflichen Ursachen noch mehr gesunken. Der „Restaurador" in Madrid ist seit der Restauration 1823 dem politischen System des Klerus zugethan, und die „Gaceta" von Madrid hat einen halbofficiellen Charakter. Von ital. Zeitungen sind die „Gazetta di Firenze", die „Gazetta di Milano" und das „Diario di Roma" wol die einzigen, die im Auslande gelesen werden.

Im Königr. der Niederlande findet man Zeitungen in holländ. und franz. Sprache. Mehre unter den letztern, und vor allen der „Vrai libéral" in Brüssel, gehörten zu den kecksten europäischen Zeitungen, weßhalb die Herausgeber auch stets mit den Tribunälen zu thun hatten. Die Presse selbst ist zwar in den Nie-

derlanden frei, allein die Gesetze über die Vergehungen der Presse sind um so strenger und werden nicht selten mit großer Härte gehandhabt, besonders seit dem Gesetze von 1815; doch ist 1829 der Entwurf zu einem mildern Preßgesetze den Kammern vorgelegt worden. Eine lange Reihe von Jahren genoß die (französ.) „Gazette de Leyde" einen großen Ruf und wurde als Gazette diplomatique von Europa betrachtet. Sie war das Eigenthum der Familie Luzac in Leyden, welche sie mehre Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt und im reinsten franz. Style redigirt hat. Von den in holländ. Sprache erscheinenden Zeitungen (Couranten genannt) ist die harlemer Zeitung die beliebteste und die, welche den stärksten Absatz hat. Fast in jeder holländ. Stadt erscheint eine solche Courant, die aber größtentheils mit sogenannten Intelligenznachrichten gefüllt sind, und bei denen sämmtlich die sonderbare Gewohnheit eingeführt ist, daß sie sogar am Rande und hier in die Quer bedruckt sind. Im J. 1828 waren der haager „Nieuws-en-advertentie-blad", die „Gazette des Pays-Bas", der „Industriel" und einige andre die bedeutendsten polit. Blätter. Überhaupt erschienen 1826 in holländ. Sprache 80 Tagebl. und Wochenschriften, und 35 Monatsschriften.

In der Schweiz erschienen im J. 1824 11 politische Blätter, als 7 deutsche, 2 franz. und 2 ital. — Unter den deutschen ist der „Schweizerbote", von Zschokke zu Aarau, ein sehr nützliches Volksblatt seit 1804; der „Allgem. schweizer Correspondent" erscheint zu Schaffhausen seit 12 Jahren; die züricher „Freitagszeitung" schreibt D. Bürckli. Die „Neue züricher Zeitung" enthält das meiste Neue aus der Schweiz und viele gute literar. Nachrichten. Die „Gazette de Lausanne", von Miéville redigirt, wird auch in Frankreich viel gelesen; „Le nouvelliste Vaudois", von Fischer zu Lausanne seit 1824, ist reich an Nachrichten aus der Schweiz und an literar. Notizen. Der „Corriere suizzero" zu Lugano sagt mehr über die Schweiz als die „Gazzeta Ticinese", welche auch zu Lugano erscheint. — Unter den nordischen Zeitungen sind besonders die schwedischen und die norwegischen (vgl. Schwedische Sprache und Literatur) wegen ihres selbständigen Charakters zu bemerken.

In Deutschland war, wie in Frankreich, bis zum Anfange der französ. Revolution der Zeitungsverkehr unbedeutend, und gegen England, Frankreich und selbst die Niederlande gerechnet, ist er es auch immer geblieben. Durch die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819 ist er aufs neue unter genaue Aufsicht gestellt worden. Bis zu dem Anfange der franz. Revolution war in Deutschland der „Hamburger Correspondent" fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus den entferntern Ländern und Gegenden durch originale Correspondenzen einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine sogenannte „Neue Zeitung", die jedoch, ungeachtet sie zu Zeiten sehr gute Redacteurs hatte, z. B. Ersch, am Ende die Concurrenz mit dem „Correspondenten" nicht aushalten konnte und aufhören mußte. Aus diesen und ähnlichen Quellen wurden nun für Hunderte von Provinzialblättern die ihnen zusagenden Artikel durch bloßes Anstreichen derselben compilirt, was denn eine Zeitung redigiren hieß. Aus dieser Beschäftigung läßt sich zum Theil die Verachtung erklären, die in Deutschland mit dem Begriffe eines Zeitungsschreibers verbunden ward, und auch in neuerer Zeit, wo man dieses Geschäft würdiger behandelte, noch nicht ganz aufgehört hat. Der Absatz des „Hamburger Correspondenten" stieg von dem Ausbruche der Revolution an fortwährend, da besonders in diesem Zeitpunkte, und noch eine geraume Zeit nachher, die Redaction vortrefflich war, und insbesondere die Nachrichten aus England und die Parlamentsverhandlungen mit ausgezeichneter Sorgfalt geliefert wurden. Man gab in jenem Zeitraume den Absatz des „Correspondenten" zwischen 30 — 36,000 Exempl. an. Durch die Einverleibung Hamburgs in das franz. Reich, seit welcher Zeit es neben dem deutschen auch einen franz. Text liefern mußte, erhielt das

treffliche Institut einen solchen Stoß, daß der Absatz bald nur noch einige tausend Exemplare betrug, und auch nach der Freiwerdung Hamburgs hat es sich nicht recht wieder erholen können, woran, außer der vermehrten Concurrenz durch die frankfurter, die kasseler Zeitungen, die hamburger „Börsenhallenliste" und andre unten noch zu nennende neue Zeitblätter, auch die Redaction wol mit Ursache sein möchte. 1828 erschienen in Hamburg 21 Zeitungen, Tag- und Wochenblätter.

Raisonnirende Blätter, im Charakter der franz. und engl. Zeitungen, gab es bis in neuerer Zeit in Deutschland keine, wenn wir nicht etwa die neuwieder „Gespräche im Reiche der Todten", die sogar in Wien regelmäßig nachgedruckt wurden, dahin zählen wollen. Dagegen bildete sich 1798 in Deutschland ein neues Zeitungsinstitut aus, das bald alle andre überflügelte: die Allgemeine Zeitung. Der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, faßte dazu die erste Idee und vereinte sich dafür zuerst mit Schiller, dann mit Posselt und Huber. Schiller sagte sich schon vor der Ausführung wieder davon los. Posselt aber that sehr wenig, sodaß Cotta selbst und sein Associé Zahn die Hauptsache zu besorgen hatten, bis Huber aus Neufchatel in Tübingen eintraf und die Hauptherausgabe übernahm. Bis zum 8. Sept. 1798 behielt diese Zeitung ihren ersten Titel: „Neueste Weltkunde". Ein Verbot traf sie unter diesem Titel, und sie nahm nun den der „Allgemeinen Zeitung" an. Nach Verlauf des ersten halben Jahres wurde sie von Tübingen nach Stuttgart, dann 1803, wegen Censurschwierigkeiten, nach dem damals bairischen Ulm, und als dies auch unter würtembergische Oberherrschaft kam, nach Augsburg verlegt, wo sie sich noch gegenwärtig befindet und von der bair. Regierung mit besonderer Liberalität behandelt wird. Nach Huber's Tode (1804) übernahm Stegmann (s. d.), der früher in preuß. diplomat. Diensten (zuletzt als Legationsrath in Turin) gestanden hatte, die Herausgabe, und sie hat sich der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes, der einem so schwierigen Geschäfte vollkommen gewachsen ist, bis jetzt (1829) zu erfreuen. Zweiter Herausgeber war eine Zeitlang Hr. Widemann, der früher in Paris in einem ministeriellen Bureau arbeitete; ihm war besonders die Redaction der Frankreich und England betreffenden Artikel anvertraut. Die „Allgemeine Zeitung" hat in allen europ. Ländern Correspondenten, die ihr mit Nachrichten an die Hand gehen; außerdem bedienen sich ihrer häufig deutsche und ausländ. Regierungen, um in halboffiziellen Artikeln das Publicum nach ihren Ideen zu bearbeiten. Dies ist von der östreich. vorzüglich bei den Operationen mit ihrem Papiergelde und ihren Staatspapieren oft mit vielem Geschick geschehen; selbst das franz. Ministerium hat 1818—20 sich sehr häufig der „Allgemeinen Zeitung" bedient (noch mehr indeß der londner Blätter). In den Beilagen finden sich häufig anziehende Übersichten der polit. Literatur einzelner Länder. Von merkwürdigen Reisenden und von den wichtigsten public characters unserer Zeit werden biographische Nachrichten und Charakteristiken gegeben. Den Nekrolog liefert vorzüglich Hr. Hofrath Böttiger in Dresden. Bei allen diesen Vorzügen war dennoch der Absatz der „Allgemeinen Zeitung" im Grunde unbedeutend, und kann nicht viel mehr als den Kostenaufwand decken. 1817 betrug er gegen 2000 Exemplare; jetzt geben Einige denselben zu 5000, Andre zu 1500—2000 an. Von Ostern 1824 an ist sie mit einer Druckmaschine gedruckt worden. Außer diesem polit. Blatte gibt Cotta noch seit 1828 „Das Ausland", ein Tageblatt für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, und nach ähnlichem Plane „Das Inland" seit 1829 in München heraus. Das letztere umfaßt bloß Deutschland und nimmt vorzügliche Rücksicht auf Baiern.

Während der franz. Unterjochung Deutschlands konnte sich das deutsche Zeitungswesen nirgends ausbilden, denn jedes Blatt hütete sich, eine polit. Neuigkeit zu erzählen, so lange sie nicht im „Moniteur" oder doch in den halboffiziellen pariser Blättern gestanden hatte. Der in Kassel damals erscheinende „Westfälische Mo-

niteur" wurde von Murhard u. A. in seiner Art zweckmäßig besorgt und von manchem trefflichen Mitarbeiter, z. B. von Villers, öfters mit anziehenden Beiträgen ausgesteuert. Die Freiwerdung Deutschlands 1813 gab einer Menge politischer Blätter im Geiste der erwachenden Zeit ihr Entstehen. Kotzebue wurde von dem russ. General Witgenstein zur Herausgabe einer Zeitung, um auf das Volk zu wirken, eingeladen; so entstand in Berlin dessen „Russisch-deutsches Volksblatt". Ebenda begann Niebuhr ein andres Journal unter dem Titel: „Der preuß. Correspondent". Beide gingen aber bald unter. Nach der Überschreitung der Elbe durch die vereinigten Heere unternahm F. A. Brockhaus (damals noch in Altenburg) ein politisches Blatt unter dem Titel: „Deutsche Blätter", die in der ersten Zeit mit einem außerordentlichen, mehr aber in der damaligen Zeit als in ihrem Werth begründeten Beifall gelesen wurden. Zu den berühmtesten Zeitungen dieser Periode muß aber vor allen der „Rheinische Merkur" von Görres (s. d.) gezählt werden. Am 23. Jan. 1814 erschien das erste, und am 10. Jan. 1816 das letzte Stück. Die durch einen Cabinetsbefehl bewirkte Unterdrückung desselben kam dem Vf. vielleicht nicht ungelegen; denn der Ton des „Rheinischen Merkur" ließ sich unmöglich in einer ruhigen Zeit, und am wenigsten in einem rein monarchischen Staat ohne constitutionnelle Formen, fortführen. — Der „Deutsche Beobachter" ward 1813 nach der Einnahme Hamburgs von einem Hrn. Dável, Secretair Tettenborn's, unternommen und späterhin eine Zeitlang von Cotta, dem Unternehmer der „Allgemeinen Zeitung", fortgeführt. Cotta war hier aber nicht sehr glücklich, und die Unternehmung kostete ihm in kurzer Zeit gegen 25,000 Mark B. Einbuße. Sie kam jetzt in Dável's Hände zurück, und fand an Röding und Benzenberg Stützen, welcher Letztere durch sie besonders seine staatswirthschaftlichen Ideen in Umlauf setzte. Mit Anfange 1819 hörte Benzenberg's Theilnahme auf, und die frankfurter Bundestagsbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 boten dem Unternehmer eine vielleicht erwünschte Gelegenheit dar, das Blatt ganz aufhören zu lassen.

Im Östreichischen, das bis dahin außer der officiellen wiener, keine Zeitung von irgend einer literar. oder polit. Bedeutung hervorgebracht hatte, war inzwischen auch ein Blatt, der „Östreichische Beobachter" entstanden, das bald als halbofficiell betrachtet und in ganz Deutschland mit Aufmerksamkeit gelesen wurde, da es das einzige war, das sich von 1809—12 erlaubte, von Zeit zu Zeit einige Lichtstrahlen über Spanien und die polit. Stellung der europ. Mächte in die Nacht der damaligen Zeit zu werfen. Der Eigenthümer und Herausgeber dieses Blattes war und ist noch Hr. v. Pilat, ein geborener Hanoveraner, der in Wien zur röm. Kirche übergegangen und als Privatsecretair beim Fürsten Metternich angestellt war, und dessen Stellung daher besonderes Vertrauen einflößen mußte. Der Absatz soll in dem gedachten Zeitraum bis auf 6000 Exemplare gestiegen sein.

Nach dem „Hesperus" (1824, Nr. 228, 230, 257 fg.) verhält sich die eigentliche östreich. Zeitungsliteratur mit Einschluß der böhm., ungar., italien., zur preußischen, wie 27 zu 47. — Die Preußische Staatszeitung stand zuerst unter der Leitung eines eben so liberalen als kenntnißreichen Mannes, des Staatsraths Stägemann; verschiedene Einwirkungen aber verleideten demselben die Herausgabe, die 1821 an den im Fache der Erzählung beliebten Schriftsteller geh. Hofr. Heun (unter dem Pseudonamen Clauren bekannt) überging. Zweiter Herausgeber war Hr. Karl Müller. 1824 erhielt sie eine neue Einrichtung und an D. John einen neuen Herausgeber, und wird jetzt (1829) als eine der besten deutschen Zeitungen betrachtet.

Zu den im Geist unserer Zeit redigirten Blätter durfte man vor dem 20. Sept. 1819, der für das deutsche Zeitungswesen eine neue Norm einführte, noch das weimarisch. „Oppositionsblatt", den „Fränkischen Merkur", die „Rheinischen

Blätter", die (von Friedr. Seybold gegründete) „Neckarzeitung" und die „Speirer Zeitung" rechnen.

Dem „Oppositionsblatt", durch das weimarische Industriecomtoir oder Bertuch und dessen Schwiegersohn Froriep begründet, lag eine anziehende Idee zum Grunde, und nur der Titel in Verbindung mit dem Zusatze: oder Großherzogl. weimarische privilegirte Zeitung, ward unschicklich gefunden. Ludw. Wieland, ältester Sohn des Dichters, ein Mann von Kenntniß, Geist, Patriotismus (nur zu rauhem und derben) und schriftstellerischer Gewandtheit, erhielt die Hauptherausgabe, und das Institut gewann bald freien Aufschwung, bis die Feier auf der Wartburg (s. d.) und die Nachrichten darüber die weimarische Regierung so ins Gedränge brachten, daß das „Oppositionsblatt" einige Tage lang ganz suspendirt und der zeitherige Herausgeber am Ende davon entfernt wurde. Die Herausgabe schwankte jetzt eine Zeitlang in mehren Händen, bis sie endlich F. A. Rüder erhielt. Aus dem Titel wurde das Anstößige weggelassen; auch herrschte in den zum Theil sehr gehaltvollen Aufsätzen, wie in den politischen Nachrichten, durchaus ein gemäßigter, ruhiger Ton; dennoch gab eine übel gewählte diplomatische Bezeichnung die endliche Veranlassung, daß das Blatt mit dem 27. Nov. 1820 aufhören mußte.

Der fränkische, in Bamberg erscheinende „Merkur" wurde von dem als Dichter bekannten D. Wetzel einige Jahre lang mit bedeutendem Erfolge herausgegeben. Wetzel'n stand Witz, Laune und Satyre stets zu Gebot, und er wußte sich derselben in seinem Blatt trefflich zubedienen. Die „Rheinischen Blätter" wurden vom Hofrath Weitzel in Wiesbaden (der sich aber nach dem 20. Sept. davon zurückzog) und die „Speirer Zeitung" vom D. Butenschön mit Geist und politischem Blick (jedoch besonders mit einem gewaltigen Antiborussismus) redigirt. Noch ist der „Nürnberger Correspondent" als vielgelesenes Blatt zu erwähnen. Der bisherige Redacteur, D. Bischoff, starb 1824.

Durch die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 20. Sept. 1819, welche 5 Jahre lang (seitdem auf unbestimmte Zeit verlängert) in Kraft bleiben sollten, wurden alle deutsche Zeitungen, auch in den Staaten, wo, wie in Weimar und Würtemberg, die Censur durch die Landesverfassung förmlich aufgehoben war, aufs neue unter Censur oder ministerielle Aufsicht genommen. Dies hatte u. A. die Folge, daß der „Deutsche Beobachter", welchen ein Herr Liesching in Stuttgart herausgab, durch einen Bundestagsbeschluß 1823 unterdrückt wurde.

Unter den übrigen polit. Blättern nennen wir zuerst die der Verein. Staaten, in welchen überhaupt im J. 1827 an 840 period. Blätter erschienen, darunter 137 zu Neuyork und 110 in Pennsylvanien. Selbst die Indianer fangen an, Zeitungen zu lesen. Zu New-Echota erscheint seit dem 21. Febr. 1828 ein Journal der Chirokesen, u. d. T.: „Der Chirokee-Phönix", den ein Chirokese, N. Boudenott, redigirt, halb in engl., halb in der Stammsprache (nach einem von e. Chirokesen, N. Hueß, erfundenen Alphabet) in der großen 6spaltigen Form der engl. und nordamerikan. Tagebl. Dies ist die erste Literatur, welche mit Zeitungen beginnt. Hueß selbst versteht weder engl. noch sonst eine Sprache außer s. Cherokee. Die Rep. Colombia hat bereits 16 polit. Bl.; auch die übrigen amerikan. Staaten, Paraguay ausgenommen, haben period. Blätter. In Chile, welches erst 1810 eine Druckerei aus Nordamerika erhielt, erscheinen jetzt 7 Zeitungen. Die britischen Colonien haben ebenfalls ihre Papers. Auf dem Cap ist der 1824 gegründete „South African commercial advertiser", seit des Lords Somerset Entfernung entfesselt, statist. wichtig. — Die Hellenen lesen seit 1821 polit. Bl. in ihrer Sprache; auch gibt jetzt Maxime Raybaud in Patras eine Wochenschrift: „Courrier d'Orient", heraus. Dagegen ist in Smyrna an die Stelle des „Spectateur oriental" im J. 1827 ein Turkophile, der „Observateur impartial" und später der „Courrier de Smyrne" getreten. Sogar in Tripolis (in der Ber

berei) erscheint seit dem 31. Juli 1827 eine polit. und literar. franz. Monatsschrift u. d. T.: „L'investigateur Africain". — Außer den polit. Zeitungen, unter welchen die jüngste die „Polnische Staatszeitung" ist (Warschau seit 1829), welche zugleich für das Ausland Bekanntmachungen in deutscher und franz. Sprache gibt, sind auch die Handels-, die Gelehrten- und die Unterhaltungsblätter zu erwähnen.

Von eigentlichen Handelsblättern kennen wir die londner „Lloyds list", die amsterdamer „Zeetidingen", das „Journal de commerce", die hamburger „Börsenhallenliste", eine nürnberger „Handelszeitung", das von Hasse in Schneeberg zu Leipzig herausgeg. „Elbeblatt", polytechnischen Inhalts, dem seit 1824 eine kleine Börsenliste beigelegt wird, und die „Preuß. Handelszeitung" in Berlin. Sie enthalten sämmtlich Waaren- und Wechselpreise, Curse der Staatspapiere, Nachrichten über das Ankommen und Abgehen der Schiffe, Verzeichnisse von Fallissements und gezahlten Dividenden und ähnliche, die Handelswelt betreffende Berichte. Die hamburger „Börsenhallenliste" (jetzt von Niebour und Runge besorgt), die überhaupt als das vorzüglichste dieser Blätter zu betrachten ist, theilt zugleich jedesmal die neuesten polit. Nachrichten mit.

Über die gelehrten Zeitungen, als Reviews, „Rev. encyclop.", „Bibl. ital.", „Hermes", wiener „Jahrbücher" ꝛc., s. Literaturzeitungen. Hierher gehören auch die einzelnen Fächern gewidmeten Zeitschriften, als: die von D. Zimmermann zu Darmstadt herausgeg. „Allgem. Kirchenzeitung" (7. Jahrg., 1828), welcher 1825 eine „Katholische Kirchenzeitung" (Hadamar und Koblenz) entgegen, und die berliner „Evangel. Kirchenzeitung", herausgegeben von D. Hengstenberg (2. Jahrg., 1828), gegenübertrat. Auch gibt der Pfarrer Spieß in Frankfurt die „Eusebia" seit 1828 heraus. — Eine „Allgemeine Schulzeitung", von D. Zimmermann, erscheint in Darmstadt seit 1824; — eine „Gesundheitszeitung" vom Rath Streit seit 1828 in Greiz; — eine „Flora", oder botan. Zeitung, in München (11. Jahrg., 1828); — eine landwirthschaftl. Zeit., von Schnee, in Halle; eine staatswirthschaftliche (2. Jahrg., 1828) zu Büdingen, sowie „Kunstblätter" zu Berlin von Toelken u. a. a. O.; — die „Allgem. militair. Zeitung" zu Darmstadt u. a. m. — In Frankreich erscheinen ähnliche Blätter: z. B. „Le Catholique", vom Baron von Eckstein; — „La revue protestante", deren Hauptredacteur Ch. Coquerel ist; — „La gazette de santé" u. a. — Als encyklopädisches Blatt muß der „Hesperus" von André vor allen andern genannt werden (s. weiter unten).

Die deutschen Unterhaltungsblätter sind mit der vom Hofrath Spazier 1801 in Leipzig gegründeten Zeitung für die elegante Welt, welche unter des Hofr. Meth. Müller Leitung noch fortdauert, entstanden. Da die „Zeitung für die elegante Welt" damals der Schlegel'schen Schule huldigte, so stellte ihr Kotzebue (s. d.), mit Merkel verbunden, 1803 ein ähnliches Blatt entgegen: den „Freimüthigen", welchen jetzt D. August Kuhn herausgibt. Seitdem hat sich die Zahl der Unterhaltungsblätter beständig vermehrt, obgleich auch viele ebenso schnell wieder untergegangen als entstanden sind. Die bedeutendsten, außer den oben erwähnten, sind das stuttgarter „Morgenblatt" (21. Jahrg., 1828), die dresdner „Abendzeitung", der berliner „Gesellschafter" und das von Kotzebue gegründete „Literarische Wochenblatt", das mehr in die Kategorie der Unterhaltungsblätter als der gelehrten Zeitungen zu setzen war. Ersteres begann 1807 und ist unter verschiedenen Redactionen von L. F. Huber, Haug, Rückert (Freimund Reimar), Madame Huber, geb. Heyne, mit Glück und Beifall fortgesetzt worden, da der Unternehmer (Buchhändler Cotta), der auch stets Antheil an der Redaction genommen, viel auf dies Blatt verwendet. Schon seit einigen Jahren ist dasselbe mit einem „Kunstblatt" und mit einer literarischen Beilage vereint. Ersteres hat 1820 den D. Schorn, und diese den Hofr. D. Müll-

ner in Weißenfels zu Specialredactoren erhalten. Letzterer hat 1826 die Redaction niedergelegt und in Braunschweig ein eignes miscell. Blatt: „Mitternachtblatt", gegründet. Die Redaction des liter. Bl. leitet jetzt Wolfgang Menzel. Die dresdner „Abendzeitung" entstand 1817 und ward von dem unter dem Pseudonamen Theodor Hell bekannten Hofr. Winkler und dem Hofrath Kind (s. d.), jetzt von Ersterm allein, herausgegeben. Die „Abendzeitung" hat sich ein großes Publicum erworben, was sie vorzüglich den Theaterkritiken und dem Talente mehrer Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegen (wie Clauren-Heun, Schilling, Van der Velde u. A.), verdankt. Schon früher erhielt sie ein liter.-krit. Beiblatt, von 1826—28 erschien eine städtische Beilage u. d. T.: „Einheimisches", jetzt (1829) e. art. Beiblatt: „Flora", von Reichenbach herausgegeben; auch hat Böttiger ein sachreiches „Artistisches Notizenblatt" beigefügt. Der in Berlin erscheinende Gesellschafter besteht seit 1816 und wird vom Prof. Gubitz mit Geschick und Umsicht redigirt. — Über das „Literarische Wochenblatt" s. Kotzebue. Nach dessen Tode wurde es von der Verlagshandlung fortgesetzt, ohne daß ein andrer Redacteur dafür wäre ernannt worden. Später nahm sich desselben Hofrath D. Müllner in Weißenfels thätig an; allein die Zahl der Abnehmer sank innerhalb eines Jahres von 2000 auf 800 herab. Die Idee zu diesem Blatt war übrigens von dem ersten Gründer ganz auf eine leichte, oft stechende Unterhaltung berechnet, die aber nicht selten ins Persönliche und Gemeine ausartete. Im April 1820 wurde es das Eigenthum des Herausg. dieses Lexikons, der ihm einen andern und ernstern Charakter gegeben, und dasselbe seit dem Dec. 1820 „Literarisches Conversationsblatt", und seit Juli 1826 „Blätter für literarische Unterhaltung" genannt hat, weil es als ein literarisches Sprachzimmer für die Gebildeten von jeder Meinung und Ansichten betrachtet werden kann, das den Ton der Urbanität nie verleugnen wird. Es verbreitet sich über Alles, was aus der neuesten literarischen Zeit das höhere gesellige Leben berühren kann. Auf die „Hekate" von Müllner, zuletzt von Michaelis geleitet, folgten das schon erwähnte „Mitternachtblatt" und (1823) der „Literarische Beobachter" (von F. A. Rüder und F. Eleich), die beide mit 1823 aufgehört haben. In München erscheint die „Eos", in Karlsruhe die „Charis, oder rheinische Morgenzeitung", nebst einem Kunst-, Literatur- und Alterthumsblatt (von F. K. Freih. v. Erlach), in Danzig der „Ährenleser", in Dresden seit 1826 die „Morgenzeitung" von Kraukling und Kind mit dramat. und literar. Beilagen von Tieck und Ebert (hat 1828 aufgehört), in Weimar das von Edm. Oft (Peucer) und St. Schütze seit 1823 in einer neuen Form redigirte „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" (ist 1828 eingegangen). In Leipzig besteht noch die von Bergk herausgegebene „Allgemeine Modenzeitung" (bereits der 20. Jahrg.); in Dresden der „Merkur" (von Philippi); in Hamburg die „Originalien", der „Wandsbecker Bote", die „Teufelszeitung"; in Berlin das „Berliner Conversationsblatt", das „Kunstblatt", die „Musikalische Zeitung", die „Schnellpost"; in Leipzig der „Eremit", die „Hebe"; in München die „Musikzeitung" und die „Theaterzeitung", von D. Stöpel, und an and. Orten ähnliche Blätter, der Unterhaltung gebildeter Leser gewidmet. In Rußland hat die von Olbecop deutsch herausgegebene „St.-Petersburger Zeitschrift" denselben Zweck. Die Verbreitung dieser Blätter geht mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenze des Landes, in welchem sie erscheinen. Den größten Absatz hat das „Morgenblatt", das besonders viel nach Oestreich geht; man schätzt denselben auf 1500, den der „Abendzeitung" auf 1700, den des „Gesellschafters" auf 600 Exemplare, sowie den der „Eleganten Zeitung" auf etwa 1000 und den des Kuhn'schen „Freimüthigen" auf 500 Exemplare. In den östreich. Staaten hatte sich die encyklopädische und belletristische Journalistik vor wenig Jahren sehr ausgebildet. Allein das auch im übrigen Deutsch-

Digitized by Google

land gelesenste Journal der erstern Art, der in Prag erschienene, vom Rath André in Brünn auf das zweckmäßigste zusammengestellte, überaus reichhaltige „Hesperus" ist seinem Herausgeber mit nach Stuttgart gefolgt, und das früher von Hebenstreit und Gräffer, seit 1821 von Castelli trefflich redigirte wiener „Conversationblatt" hat mit 1822 aufhören müssen. Dagegen gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Unterhaltungsblättern die in Wien von Schickh seit 1816 geleitete „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode". Auch der „Sammler", die „Vaterländischen Blätter" und die von Bäuerle seit 1808 herausgeg. „Allgem. Theaterzeitung" sind hier zu nennen. Ernstern Inhalts ist das vom Freih. v. Hormayr redigirte wiener „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", wovon 1827 der 18. Jahrg. erschien, und das mit der Versetzung Hormayr's nach München geschlossen ist. Diese und andre in Zeitungsform erscheinenden Unterhaltungsblätter haben in Deutschland die Monatsschriften größtentheils verdrängt. Aus früherer Zeit sind hier zu nennen: „Bremer Beiträge", von J. A. Cramer, Ebert u. A., 1741 fg. „Der deutsche Merkur" (erst von Wieland, dann in Verbindung mit demselben von Bertuch und von Reinhold, hierauf von Böttiger und Lütkemüller) von 1773—1810. „Deutsches Museum" (zuerst mit Dohm von Boje, dann von diesem allein) von 1776—88. Archenholz's „Länder- und Völkerkunde" von 1782—91; dann nahm solche den Titel „Minerva" an, unter welchem sie (nachher von Bran fortgesetzt) noch jetzt erscheint, jedoch mehr auf polit. Inhalt beschränkt. Die „Thalia" und die „Horen" von 1795—97, „Europa", „Athenäum" u. a. Zeitschriften der neuromantischen Schule. „Roswitha", „Harfe", „Muse" von Kind u. a. m. Gedike's und Biester's „Berlin. Monatsschrift" seit 1783; die „Deutsche Monatsschrift" seit 1790. Die weimarischen „Curiositäten", Ebert's „Überlieferungen" (seit 1825), der „Orpheus" von Weichselbaumer (1824) und ähnliche sind in zwanglosen Heften erschienen. — Außerdem gibt es unter den deutschen Stadtintelligenz- und Provinzialblättern mehre gemeinnützigen Inhalts, welche bei einer freisinnigen Censur durch Publicität viel Gutes veranlassen können. Unter diesen nennen wir: die „Dorfzeitung" in Hildburghausen (11. Jahrg. 1828); die „Biene", von M. Richter in Zwickau; das hallesche „Patriot. Wochenblatt" u. a. In diesem Geiste sind nach einem umfassendern, für ganz Deutschland entworfenen Plane die noch bestehende „Nationalzeitung der Deutschen" und der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" von Becker gegründet worden.

In London hat der thätige und einsichtsvolle Buchhändler Colburn die den deutschen Unterhaltungsblättern zum Grunde liegende Idee, nach dem Plane unsers durch seine Reise nach China bekannten, jetzt in London eingebürgerten Landsmanns Hüttner, dorthin verpflanzt, und es erscheint seit 1818 die sehr zweckmäßig redigirte „Literary gazette", die 1819 schon über 3000 Abonnenten zählte. Eine andre londner Wochenschrift für Literatur, Unterhaltung und Belehrung: „The mirror", erscheint seit 1829 gleichzeitig auch in Leipzig bei E. Fleischer. Überdies gibt es in England monatlich erscheinende Unterhaltungsjournale, oder Magazines. (S. Englische Literatur.) — In Frankreich waren die besondern Unterhaltungsblätter noch vor kurzem unbekannt, wogegen jede polit. Zeitung in ihrem Feuilleton literarische, Kunst- und Theaternachrichten mittheilte. Außer den in Zeitungsform herauskommenden, der Politik, Literatur oder der Unterhaltung gewidmeten Blättern wurden in neuerer Zeit einige Zeitschriften in Brochurenform entweder wöchentlich oder monatlich ausgegeben. So machte 1818 und 1819 die ultraliberale „Minerve française" in politischer Hinsicht außerordentliches Aufsehen. Die vorzüglichsten Mitarbeiter waren: Etienne, Jay, Jouy, Tissot und Benj. Constant. Man schätzte den Absatz auf 15,000 Exemplare und den reinen Vortheil für jeden der 7 Eigenthümer auf 30—40,000 Franken Revenue. Nach

Digitized by Google

den Beschränkungen der Preßfreiheit hörte sie im März 1820 auf. Man suchte sie zwar in einzelnen Brochuren fortzusetzen und dann auch in den „Lettres normandes", allein bei der Strenge der polizeilichen Maßregeln und der Gerichtshöfe in der Handhabung der festgesetzten Beschränkungen ohne bedeutenden Erfolg. Der „Mercure de France" war länger als ein Jahrh. fast das einzige der eleganten Literatur und der Unterhaltung gewidmete, wöchentlich erscheinende Journal. Die ganze Sammlung von 1672—1813 besteht aus 1657 Bdn. in 12. und aus 110 Bdn. in 8. Er wird noch fortgesetzt, genießt gegenwärtig aber nur geringen Beifall. Ein größeres Publicum, auch im Auslande, haben die seit 1823 von Coste wöchentlich herausgegebenen „Tablettes universelles" gefunden, welche sich über Politik und Literatur in zum Theil sehr geistvollen Aufsätzen verbreiten und den Charakter einer legitimen Opposition gut zu behaupten wissen. Seit 1824 werden aber diese „Tablettes" im ministeriellen Geiste redigirt, da es den Ministern gelungen ist, dem Hrn. Coste das Eigenthum für eine sehr hohe Summe (180,000 Francs) abzukaufen. Weniger ernst, aber oft sehr anziehend, war der „Miroir", ein der muntern Unterhaltung gewidmetes Blatt, der aber, nachdem er oft wegen der Censur unterbrochen worden war und unter andern Titeln (als „Pandore" ꝛc.) erschien, doch 1823 aufhören mußte. Die „Lunes Parisiennes" mußten sich aus demselben Grunde in den „Diable boiteux", und der „Courrier des spectacles" in den „Corsaire" verwandeln. Das gehaltvollste in Philosophie und Ästhetik gewissermaßen stimmführende Blatt ist der „Globe" in Paris, an welchem Prof. Cousin Antheil nimmt. Das Kunsturtheil der Franzosen hat dadurch auch, was die ausländische Literatur betrifft, eine unbefangenere, parteilose Richtung erhalten.

In Italien gibt es ebenfalls solche Zeitschriften. So umfaßt das „Giornale Arcadico di Roma" Literatur, schöne Künste und Allerlei. In Mailand erscheint seit 1828 die „Echo" („Eco"), durch welche Paolo Lampato das Ausland mit Italien literarisch verbinden will. Ähnliche Zeitschriften gibt es in den Niederlanden, in Schweden, Dänemark ꝛc., welche der Raum hier nicht einzeln anzuführen gestattet; ohnehin bringt jedes Jahr in diesen meistens ephemeren Erscheinungen neue Namen und Titel hervor, während die Sache selbst dieselbe bleibt. Insofern ist auch die nach der Idee des königl. preuß. Generalpostmeisters v. Nagler in Berlin 1824 (31 S. Fol.) herausgeg. „Nachweisung der vorzüglichsten in allen Sprachen erscheinenden polit. und nicht polit. Tag- und Wochenbl. und periodische Zeitschr. nebst Bemerk. des Preises ꝛc." schon veraltet. Diese nannte 95 politische deutsche Zeitungen, von denen 9 außerhalb Deutschland und der preuß. Monarchie erschienen (zu Mitau, Lemberg, Ofen, Petersburg, Strasburg, Riga, Aarau, Schaffhausen und Zürich). Nach dem „Hesperus" gab es im J. 1824 überhaupt 1416 period. Blätter, welche jährl. 140 Mill. Bogen in Umlauf brachten. Wer alle mithalten wollte, würde jährl. 20,000 Thlr. bezahlen; und die Journalistik selbst setzte in Capital von 20 Mill. jährl. in Bewegung. — Eine Vergleichung der Einwohnerzahl und der Zeitschriften eines Landes und Volkes gibt folgende Resultate: 1827 erschienen in den nordamerikan. Verein. Staaten 25 Mill. Num. auf 11,600,000 Einw.; in Großbrit. 483 Zeit. und period. Samml. auf 23,400,000 Einw.; in Schweden und Norwegen 82 Journ. auf 3,866,000 Einw.; in dem Kirchenstaate 6 Zeitungen auf 2,598,000 Einw. (Stockholm mit 78,000 Einw. hat 30, und Rom mit 154,000 Einw. nur 3 Journ.). Dänemark zählt auf 1,950,000 Einw. 80 Journ., von denen 71 in dän. Sprache; 23 sind der Politik, 25 den Wissenschaften gewidmet. Preußen hat 12,416,000 Einw. und 288 Journ. und period. Schriften (Berlin hat 221,000 Einw. und 53 period. Schriften; Kopenhagen hat 109,000 Einw. und 57 Journ.). Die Niederlande haben 6,143,000 Einw. und 150 Journale und Zeit. Im deutschen Bunde (ohne Österreich und Preußen) kommen auf 13,300,000 Einw. 305 Journ. und periodische

Schr.; in Sachsen auf 1,400,000 Einw. 54 Zeit.; in Hanover auf 1,550,000 Einw. 16 Zeit.; in Baiern auf 3,960,000 Einw. 48 Zeit.; Frankreich hat auf 32 Mill. Einw. 490 period. Schr. (660 Druckereien, oder 1500 Pressen; davon in Paris 81 Druckereien oder 850 Pressen). In Paris allein, das 890,000 E. zählt, erscheinen 176 period. Schriften. BK.

Zeitz, ehemals die zweite Stadt des zum Königreiche Sachsen gehörigen Stiftes Naumburg-Zeitz, durch den Vertrag vom 18. Mai 1815 an Preußen abgetreten, gehört jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg im Herzogthum Sachsen. Die Stadt Zeitz liegt 5 Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der weißen Elster, über welche eine steinerne Brücke führt, und auf und an einem hohen Berge, daher die Straßen größtentheils abschüssig sind. Sie zählt 618 H. und 7000 Einw., die sich theils mit Arbeiten in den hiesigen Tuch-, Zeuch- und Ledermanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau beschäftigen. Die Stadt ist alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 4 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek von 12,000 Bdn. und vielen Handschriften besitzt. Nahe bei der Stadt an der Elster ist der sogenannte Thiergarten, ein sehr schöner Park. Das ehemalige Bisthum Zeitz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der Wenden zum Christenthum zu befördern. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ihren Sitz (1029) nach dem mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg zu verlegen, und das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz. Als der letzte kathol. Bischof, Jul. Pflug, 1564 starb, wurde dem Kurhause Sachsen durch einen Vergleich die Administration des Stiftes übertragen. Schon früher hatte Kursachsen die landesfürstl. Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter behauptet. Kurfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeitz, nebst verschiedenen andern Ämtern, seinem jüngsten Sohne Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel des vor Jahrh. mit seinen Söhnen wieder ausstarb. Durch einen 1726 geschlossenen Vergleich wurde das weltliche Stiftsregiment dem Kurhause Sachsen auf immer übertragen, die Kirchensachen aber wurden dem sächsischen Geheimenrathscollegio überlassen. Diese Verfassung ist bis 1815 beibehalten worden, wo das ganze Stift Naumburg-Zeitz, mit Ausnahme eines Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Zellgewebe (tela cellularis) nennt man die Urbildung der organischen Körper, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, sie alle umgibt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Wenn man die Muskelfibern der Länge nach auseinander reißt, bemerkt man viele kleine weiße Fäserchen, welche den getrennten Fibern anhängen, diese sind eben reines Zellgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche unter einander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett oder auch krankhafter Weise serös-wässerige Flüssigkeiten enthalten.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden Diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, sowie für ihre Gesetze, eiferten, und die öfters soweit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathsschänder sofort steinigten oder sonst aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. Jetzt belegt man Diejenigen mit diesem Namen, welche ohne Überlegung und mit ungebührlicher Strenge sich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern.

Zelter (Karl Friedrich), Professor und Director der Singakademie in Berlin, ist geb. daselbst 1758. Sein Vater, der ein Maurer und aus Sachsen gebürtig war, ließ ihn das joachimsthalische Gymnasium besuchen und in allerhand nütz-

Digitized by Google

lichen Kenntnissen unterrichten. Vom 17. Jahre fing er an seines Vaters Profession zu erlernen. Aber schon im folg. J. erwachte in ihm eine ganz besondere Liebe zur Musik, die, obgleich er schon vorher Unterricht im Clavier- und Orgelspiel erhalten, bisher geschlummert hatte. Um diese zu befriedigen, suchte er alle Stunden der Erholung und Ruhe jener Kunst zu wenden, schrieb Noten und übte sich eifrig im Clavier- und Violinspiel, obgleich ihm sein Vater, der davon Nachtheil für seine Gesundheit besorgte, diese Anstrengung ernstlich verbot. In seinem Eifer nicht erkaltend, fing er aus Mangel an Musikalien endlich selbst an seine musikalischen Gedanken aufzusetzen, obgleich er von harmonischen Kenntnissen noch entblößt war, und suchte sich Partituren zum Abschreiben zu verschaffen. Zum Glück traf er auf C. Ph. Em. Bach's und Hasse's Werke, in denen er Ordnung und Gründlichkeit des Satzes kennen lernte. Da sein Musikeifer seinem Handwerk immer mehr Eintrag that, so untersagte ihm sein Vater endlich das Musiktreiben ganz. Er versprach zu gehorchen, und trieb fleißiger sein Handwerk, kehrte aber immer von neuem zu seiner geliebten Kunst zurück. 1783 ward er nach gefertigtem Meisterstück zum Maurermeister aufgenommen, auch hat er der Beschäftigung mit dem Bauwesen in der Folge nie ganz entsagt. Erst seit dieser Zeit konnte er bei dem würdigen Fasch im reinen Satz und im doppelten Contrapunkt eigentlichen Unterricht nehmen, der ihm auch auf seiner ganzen künftigen Laufbahn Vorbild und Leiter geworden ist. Z. war seit Entstehung der Fasch'schen Singakademie, welche Studium und Vortrag großer kirchlicher Vocalmusik zum Gegenstande hat und zuweilen auch öffentlich aufführt, eines der thätigsten Mitglieder derselben gewesen und wurde bald der tüchtigste Gehülfe seines Lehrers in der Leitung dieses schönen, sich immer mehr erweiternden Instituts. Dasselbe führte er auch nach dessen Tode (1800) mit großem Verdienst fort, und sowie die Mitglieder der Singakademie 1801 dankbar die Büste des Stifters derselben aufstellten (dessen Biographie auch Z. 1801 herausgab), so haben sie auch ihre Dankbarkeit gegen seinen Nachfolger bei der Feier 1825 bewiesen, und seine Büste, von Rauch gearbeitet, wird künftig neben der seines Vorgängers stehen. Seine zweite Frau, eine geborene Pappritz, war eine der ersten Dilettantinnen Berlins und eines der ersten Mitglieder jener Akademie; sie starb 1806 und hinterließ ihm 11 Kinder. 1809 ernannte ihn der König von Preußen zum Prof. der Tonkunst bei der berliner Akademie der Künste und Wissenschaften und berief ihn in dems. J. zur Verbesserung der Kirchenmusik nach Königsberg. In dems. J. stiftete er für fröhliche Unterhaltung durch Liedergesang die erste berliner Liedertafel, deren Mitglieder, aus männlichen Mitgliedern der Singakademie bestehend, und in 2 Tenor- und 2 Baßstimmen vertheilt, die von ihnen theils gedichteten, theils componirten Lieder aus ihren eignen handschriftl. Büchern üben und vierstimmig bei einem geselligen Mahle vortragen. Sie hat einen Chor von 30 Männerstimmen. Für dieses Institut, von welchem die seither durch alle Städte Deutschlands verbreiteten Liedertafeln abstammen, hat er auch die originellsten humoristischen Lieder componirt, die seitdem zum Theil im Stich erschienen sind. Seine Compositionen bezeigen den gründlichen Gang seiner Bildung; was sich unter denselben am meisten hervorhebt, sind seine Liedercompositionen und seine Motetten. Die ersten sind theils Lieder beim Clavier, theils vierstimmige Gesellschaftslieder. Die vorzüglichsten unter den erstern sind seit 1801 erschienen. Dahin rechnen wir die „Sammlung kleiner Balladen und Lieder fürs Clavier" (1—4. Heft, Berl. 1803 fg.), und „Johanna Sebus" (Leipz. bei Kühnel). Die letztern, größtentheils für die Liedertafel geschrieben, sind männliche Singchöre voll fröhlicher Kraft und heiterer Laune. Z. zeigt in seinen Liedern überhaupt ein besonderes Talent für das Naive, volksmäßig Kräftige, Charakteristische und Humoristische, was ihm auch fast immer gelingt. Für das Letztere wendet er oft den Motettenstyl, und überhaupt die Formen des strengern Styls, parodirend

Digitized by Google

an (m. ſ. die berliner Liedertafel). Von ſeinen Motetten, die in der berl. Singakademie vorgetragen werden, iſt aber leider wenig im größern Publicum bekannt. Um die Vocalmuſik in Berlin hat er das größte Verdienſt, ſowie er ſelbſt einer der größten Kenner und Verehrer der ältern kirchlichen Vocalmuſik iſt. Auch hat er in der muſikaliſchen Theorie mehre wackere Zöglinge, z. B. Felix Mendelsſohn; die vorzüglichſten Geſanglehrer und Organiſten in Berlin ſind ſeine Schüler. Sein tüchtiger kräftiger Charakter, der ihn auch zum Freunde Göthe's gemacht hat, ſcheint den Einfluß zweier humanen Künſte, der Bau- und Tonkunſt, zu beurkunden. Ein friſcher Blick in das Leben, reiner Naturſinn, reges Gefühl auch in vorgerückten Jahren, durch eine kräftige Conſtitution des Körpers unterſtützt, geſundes Urtheil, rüſtige, wohlwollende Thätigkeit ſind ihm eigen. Gerh. v. Kügelgen hat ihn gemalt.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten iſt; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern ſich noch findenden Worte: der Zelt (franz. amble) her, das den Gang eines Pferdes zwiſchen Paß und Trab bedeutet.

Zend, ſ. Perſiſche Sprache.

Zend-Aveſta (lebendiges Wort) iſt der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perſer, die Gebern (ſ. d.) oder Gauern in Perſien und die Parſen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Geſetzgeber Zoroaſter (ſ. d.) oder Zerduſcht vor mehr als 4000 Jahren erhalten zu haben behaupten. Engliſche und franz. Reiſende hatten ſchon früher über die Religion der Gebern und ihre heil. Bücher einige, aber unvollſtändige Nachrichten gegeben. Anquetil du Perron (ſ. d.) erlernte während ſeines Aufenthalts in Indien die heil. Sprache, in welcher jene Bücher geſchrieben ſind, brachte Abſchriften derſelben bei ſeiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine franz. Überſetzung des Zend-Aveſta heraus. Er erſchien nachher eine deutſche Überſetzung von Kleuker, unter dem Titel: „Zend-Aveſta, Zoroaſter's lebendiges Wort u. ſ. w." (Riga 1776—78, 3 Thle.), und ſpäter: „Zend-Aveſta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern" (von Kleuker 1789). Engliſche und deutſche Gelehrte erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieſer Schriften, woraus Streitigkeiten entſtanden, über welche der „Anhang zum Zend-Aveſta u. ſ. w." (von Kleuker, 1783), weitere Auskunft gibt. Auch die Feueranbeter ſelbſt ſollen zugegeben haben, daß der echte Zend-Aveſta längſt verloren ſei. Ihre jetzigen heil. Bücher ſeien Legenden des Mittelalters, und die Religion der jetzigen Gebern ſei eine Miſchung von alten gebriſchen, chriſtlichen und vielleicht ſelbſt mohammedaniſchen Vorſtellungen. Dagegen hat neulich Rask („Über das Alter und die Echtheit der Zendſprache und des Zend-Aveſta", überſ. v. Hagen, Berlin 1826) die Echtheit des Zend-Aveſta, wenigſtens einiger Theile deſſelben, erwieſen, aber den Verf. unentſchieden gelaſſen. Der Zend-Aveſta beſteht aus 5 Büchern, welche in der Zendſprache geſchrieben ſind. Ein Theil derſelben ſoll dem Zoroaſter von Ormuzd, dem höchſten Weltregierer, geoffenbart worden ſein. Sie enthalten die Lehren von dem höchſten guten Weſen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem böſen Weſen (Ahriman), von den Belohnungen und Beſtrafungen in einer andern Welt u. ſ. w., und werden beim öffentlichen Gottesdienſte vorgeleſen. Ein andrer Theil derſelben beſteht aus einer Sammlung kleinerer Aufſätze und Bruchſtücke verſchiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreiſungen der vornehmſten Genien des Himmels, Sittenſprüche u. ſ. w. Dieſe ſind von verſchiedenen Verfaſſern und in verſchiedenen Mundarten geſchrieben. Auch ſind in dieſen Büchern hiſtoriſche und geographiſche Notizen enthalten, die jedoch verſchiedener Auslegungen fähig zu ſein ſcheinen. Über den Inhalt der Zendſchriften vgl. Rhode, „Die heil. Sage und das geſammte

Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolks" (Frkft. a. M. 1820).

Zenith (arab.), der Punkt, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird, Scheitelpunkt. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eignes Zenith, und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Achse eines Fernrohrs lothrecht gestellt wird, sodaß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fußpunkt heißt Nadir (s. d.).

Zeno, ein Name, der in der alten Geschichte häufig vorkommt. Besonders sind 2 Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1) Zeno, der Eleatiker, aus Elea, einer griech. Colonie in Großgriechenland, lebte ungefähr 500 J. v. Chr.; denn er blühte um die 80. Olymp., in welcher Zeit er mit Parmenides nach Athen reiste. Er war ein Zögling der von Xenophanes (s. d.) gestifteten eleatischen Schule. Man schreibt diesem Zeno die Erfindung oder doch die weitere Ausübung der Dialektik zu, deren er sich als logischer Disputirkunst zur Vertheidigung des eleatischen Systems mit großem Scharfsinn bediente. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern, besonders vom Aristoteles, sind Bruchstücke seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Hierzu gehört, daß er eine Vielheit und Theilbarkeit der Dinge, den Raum und die Bewegung als Behauptungen der dem eleatischen System gegenüberstehenden empirischen Ansicht zu widerlegen suchte. Seine künstlichen Schlüsse, gegen die Denkbarkeit der räumlichen Bewegung gerichtet, insbesondere der sogenannte Achilles, sind berühmt. Man schildert übrigens den Z. als einen edeln Mann voll Kraft und Vaterlandsliebe. Als sein Versuch, das von dem Tyrannen Nearchus unterdrückte Elea zu befreien, mißlang, stand er alle Martern ruhig aus, und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. Er soll zuletzt in einem Mörser gestampft worden sein. — 2) Zeno, der Stifter der stoischen Schule, war geb. aus Kition (Citium), auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse Epikur's, und lebte ungefähr von 340—260 v. Chr. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Z. geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie, und hörte zuerst den Cyniker Krates, dann die Dialektiker und den Akademiker Xenokrates. Da ihn keins von den Systemen, mit denen er sich bekannt gemacht hatte, ganz befriedigte, so bildete er sich ein neues System, das die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute derselben aber in sich vereinigen sollte, doch in der Hauptsache ein gemäßigter Cynismus ist. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt sein System in der Folge den Namen des stoischen. (Vgl. Stoa, Stoiker.) Er trat mit diesem System zu einer Zeit auf, wo die Grundsätze der Epikuräischen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verschlimmerung als Veredlung der Menschheit zu besorgen war. Von allen den Gegnern, welche Z.'s System fand, hat Keiner seinen Charakter verwerflich machen können. Er war Philosoph nicht bloß für die Schule, sondern auch in seinem ganzen Leben, sowie er auch bei Bearbeitung der Philosophie nicht allein den wissenschaftlichen Zweck, sondern zugleich die Veredlung des Lebens beabsichtigte. Ein Beweis, welches Vertrauen er sich durch seine Tugend erworben, ist der Umstand, daß man die Schlüssel der Festungswerke von Athen bei ihm niederlegte. Durch das Ansehen, das er sich bei dem macedonischen Könige Antigonus erworben hatte, bewirkte er wesentliche Vortheile für die Athenienser. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal mit der Inschrift: „Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich", setzen

Digitized by Google

ließen. Er soll im späten Alter sich selbst getödtet haben: ein Beispiel, dem nachher mehre Stoiker folgten.

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, geb. den 11. Dec. 1668 zu Venedig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die seinen aufgeweckten und regen Geist früh mit Kenntnissen bereicherte. Seine erste Berühmtheit aber sollte er der Poesie verdanken. Der Erfolg seiner Melodramen, einer damals sehr beliebten, aber auch sehr gemißbrauchten Dichtungsart, war ebenso glänzend als verdient. Von mehren Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in seinem Vaterlande zu bleiben, und unternahm unter d. Titel: „Giornale de' letterati d'Italia", eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als 1715 seine Gattin, mit welcher er nicht ganz glücklich gelebt hatte, gestorben war, ging er auf die Einladung Karls VI. als Hofdichter nach Wien. Zwar war sowol die Reise, auf der er das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthalts in Wien wenig erfreulich für ihn; bald jedoch änderte sich seine Lage, und er fühlte sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche Auszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies ward er auch zum Historiographen ernannt. Diese Ämter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen vollen Gehalt, gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Melodrama zu schicken. In Venedig lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literarischer Muße, im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, die er wenige Monate vor seinem Tode den Dominicanern von der strengen Observanz schenkte. Als Dichter hat Apostolo Z. Verdienste um die musikalische Poesie der Italiener; namentlich hat er bei der italien. Oper durch seine Melodramen, zu welchen er große und glänzende Gegenstände wählte, eine regelmäßigere Gestalt gegeben; ein Verdienst, das selbst Metastasio in ihm anerkennt. (S. Oper und Ital. Poesie.) Vorzüglicher und von bleibenderm Werthe aber ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. Wir erwähnen hier nur seine Anmerkungen zu Fontanini's „Biblioteca della eloquenza Italiana", seine „Dissertazioni Vossiane", seine Nachträge zu Foresti's „Mappamondo istorico" und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der 3 Manutius, sowie die Beiträge, womit er Andrer Arbeiten (z. B. Muratori's) förderte. Sein reicher handschriftlicher Nachlaß wäre zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrscherin in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh., die sich namentlich durch männlichen Heldenmuth, einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmyrenischen Reichs in Syrien, übernahm sie nach dessen Tode im J. Chr. 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, hatte sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen, vergrößerte ihr Reich durch beträchtliche Eroberungen, und nannte sich Königin des Orients. Nachdem Kaiser Aurelian ihr Heer, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, ward sie endlich selbst in Palmyra belagert. Alle Hoffnung eines glücklichen Ausganges für sie war verschwunden. Aurelian schrieb ihr eigenhändig und versprach ihr das Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Z. verwarf diesen Antrag mit Unwillen, und antwortete, daß ihr immer Muth genug übrigbleiben werde, wie Kleopatra zu sterben. Der Kaiser wagte nun einen neuen Angriff, eroberte im J. 273 Palmyra und nahm die Z. gefangen. Er führte sie mit sich nach Rom und verherrlichte durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Z. erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefesselt, welche ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre

Digitized by Google

schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher so ansehnliche Ländereien in der Gegend von Tibur, daß sie davon ihrem vorigen Stande gemäß leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vabollath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Nachkommenschaft soll noch am Ende des 4. Jahrh. zu Rom geblüht haben. Calderon hat die Zenobia auf die Bühne gebracht.

Zentgericht, s. Centgericht.

Zentner (Georg Friedrich, Freih. von), kön. bairischer Justizminister. Dieser berühmte Staatsmann hat sich aus den untern Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range emporgeschwungen. Er ward zu Straßenheim in der Pfalz am 17. Aug. 1752 von bürgerl. Ältern geboren, genoß den ersten Unterricht unter den Jesuiten zu Manheim, studirte im Seminarium und an der Akademie zu Heidelberg, und ward daselbst 1770 nach einer Disputat. „Ex universa philosophia" zum Magister ernannt. Um sich in der franz. Sprache zu vervollkommnen, verlebte er anderthalb Jahre zu Metz, besuchte dann die publicistischen Hörsäle in Göttingen und die praktische Schule am Reichskammergerichte zu Wetzlar, worauf er zum Professor des Staatsrechts in Heidelberg ernannt wurde; doch erlaubte ihm der Kurfürst Karl Theodor, vorher noch eine 2jährige gelehrte Reise zu machen. Z. ging jetzt wieder nach Göttingen, benutzte daselbst die Bibliothek, und reiste dann über Berlin, Braunschweig, Hanover, Wolfenbüttel, Leipzig, Dresden nach Wien, wo er sich mit dem Verfahren des Reichshofrathes bekanntmachte. Hierauf wurde er in Ingolstadt beider Rechte Doctor, und trat nun (1779) in Heidelberg als Lehrer auf. Er las mit großem Beifall juridische Collegia und Reichsgeschichte. Der Kurfürst ernannte ihn zum Geheimenrathe, und die Gelehrte Gesellschaft in Manheim zu ihrem Mitgliede. In der Folge ward er der pfalzbairischen Gesandtschaft auf dem Congresse zu Rastadt beigegeben, und nach dem Tode Karl Theodors 1799 als Geheimerrath nach München berufen. In dem neuen Wirkungskreise gingen von ihm 1799 und 1802 die merkwürdigen Anordnungen aus zur Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, sowie zur Beförderung der Volkscultur. Darauf ward er 1808 Chef der Studiensection, 1817 Staatsrath und Generaldirector des Ministerium des Innern, 1820 Minister und 1823 Justizminister. 1818 erhielt er das Großkreuz des Civilverdienstordens; 1819 ward er in den Freiherrnstand erhoben und mit einem Lehen beschenkt. Bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums 1827 erhielt er den St.-Hubertusorden. Unter mehren wichtigen Leistungen dieses durch Kopf, Kenntnisse, Charakter und Thätigkeit gleich ausgezeichneten Staatsmannes erinnern wir nur an die bairische Constitution. Dieses Vorbild für andre deutsche Staaten ist fast ganz sein Werk gewesen.

Zeolith, ein Fossil, von meist weißer, auch rother, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welches durch Erwärmen elektrisch wird, und u. a. die Eigenschaft hat, daß es sich vor dem Löthrohre schäumend aufbläht (daher auch Brausestein).

Zephyr, ein sanfter, kühler, angenehmer Wind; für Griechenland der Westwind, eigentl. der Westsüdwestwind. Der griech. Name bedeutet, nach der Herleitung, einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringern Gottheiten, war ein Sohn des Äolus oder des Asträus und der Aurora, und Liebhaber der Chloris oder Flora. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Rosse des Achilles: Xanthos und Balios, und mit einer Andern den Arion. Verschmäht von Hyacinthos war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfscheibe nach des-

sen Kopfe fliegen ließ. Auch gibt man ihm eine der Horen zur Gemahlin. Bei den Römern hieß er Favonius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Man stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, nackt mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, oder in der Falte seines Mantels Blumen tragend. Bei unsern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, sondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Sposetti ward unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. 1796 das Opfer des Ministerdespotismus und der Hofränke. Durch die Revolution in Frankreich war eine besondere Furcht über die Höfe und Cabinette gekommen, überall witterten sie Jakobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann ward verdächtig; mit besonderer Ängstlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Den Aufstand in Breslau im Oct. 1796 verstand der Minister Hoym nicht zu beschwichtigen, er wähnte sogar, daß die Schlesier gemeinschaftliche Sache mit den Polen machen würden. In diesem Glauben bestärkte ihn ein Brief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, und der als ein Beispiel von Freimüthigkeit in der preuß. Geschichte aufbehalten zu werden verdient. Einiges daraus soll hier mitgetheilt werden: „Es sind (am 6. Oct. 1796) Auftritte in der Hauptst. Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entschlüsse, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt sein! — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie beugen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien unausstehlich, und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. — Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen so früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehen, was könnten Sie für Schlesien, für Südpreußen thun? und was geschieht durch Sie? — — Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine gesetzliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit. — —" Auf dieses Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Z. zuerst nach Glaz, dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königl. Gnade gesetzt. Da jener Brief allein dazu nicht hinreichend schien, so hatte der Minister Hoym aus den Briefen, die in Z.'s Schreibtisch gefunden worden waren, Auszüge machen lassen, woraus sich ergeben sollte, daß Z. das Haupt einer Verschwörung sei. 3 Jahre lang schmachtete Z. in engem Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, auf dem Wege des Rechts seine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigesprochen. Später trat er in seine Dienstverhältnisse zurück und war zuletzt Oberpräsident des Großherzogthums Posen, geschmückt mit mehren Orden des Königreichs. — Unter dem Titel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreuß. Kriegs- und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde" (1801), machte Z. seine Schicksale bekannt. Im Jan. 1825 ward er wegen Kränklichkeit von seinen Amtsgeschäften entbunden, und der bisherige Regierungs-Chef-Präsident Baumann sein Nachfolger.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, war ehemals die Haupt-

ſtadt des Fürſtenthums Anhalt-Zerbſt. (S. Anhalt.) Die Stadt Zerbſt, die größte in ſämmtlichen Ländern der anhaltiſchen Häuſer, liegt an der Nuthe, eine Meile von der Elbe, in einem ebenen, ſandigen Boden, hat ein ſchönes, außerhalb gelegenes Reſidenzſchloß, eine ſehr alte Kirche von ſchönem altdeutſchen Style (von dem gegenwärtigen Herzog erneuert), 4 Vorſtädte und in 1580 H. 8000 Einw. Lutheraner und Reformirte ſind hier unter einander vermiſcht, und der Rath beſteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confeſſionen. Es iſt hier ein gutes Gymnaſium und eine berühmte Töchterſchule; eine bedeutende Gold- und Silberfabrik, und eine Wachsfabrik; das zerbſter Bier iſt berühmt. Jetzt befindet ſich hier das für die anhaltiſchen und ſchwarzburg. Häuſer errichtete Oberappellationsgericht.

Zerbuſcht, ſ. Zoroaſter.

Zergliederung, ſ. Analyſis; Zergliederungskunſt, ſ. Anatomie.

Zerknirſchung (contritio) wird die Traurigkeit genannt, welche ſich des Menſchen bei einer aufrichtigen und lebhaften Reue über ſeine Sünden bemächtigt, weil er ſich durch das niederſchlagende Bewußtſein derſelben gleichſam zermalmt und in ſeinem Innern vernichtet fühlt. Sie entſteht durch die Schrecken des Gewiſſens, welche die Erkenntniß der Sünde bei der Vorſtellung des übertretenen Geſetzes bewirkt; nach proteſtant. Anſicht ohne eignes Verdienſt des Reuigen, zufolge einer göttlichen Einwirkung, weil das Geſetz und der Ausſpruch des Gewiſſens Gottes Stimme iſt; nach kathol. Anſicht, als Handlung des freien Willens, die ein Verdienſt haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Dieſe Verſchiedenheit hat einen bedeutenden Einfluß auf die Moral beider Kirchen gehabt, welcher noch jetzt in dem ſittlichen Zuſtande ihrer Glieder merkbar iſt. E.

Zerlegung oder Zerſetzung (chemiſche Trennung, Scheidung) iſt das chemiſche Verfahren, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Beſtandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geſchieht, als Abdampfen, Auflöſen, Niederſchlagen, Schmelzen, Deſtilliren und Sublimiren, wirken mittelſt der chemiſchen Verwandtſchaft; denn indem ſie mit einem Beſtandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt ſind, als dieſer mit dem ihm verbundenen Beſtandtheile, bewirken ſie, daß er denſelben verläßt und ſich mit ihnen verbindet. Sie unterſcheidet ſich alſo weſentlich von der mechaniſchen Trennung der Körper, welche durch Druck und äußere Bewegung geſchieht und die Körper in gleichartige Theile zertheilt.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müſſen, um über dieſen Gegenſtand allgemein faßlich zu ſprechen, von der Zuſammenwirkung der Kräfte und einem Beiſpiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkliges Bret, und rolle auf deſſen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden mit daran hängender Bleikugel geſchlagen iſt, der ſich beim Rollen abwickelt. Hier wirken 2 Kräfte: die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hintreibt; der Weg, den die ſolchergeſtalt von den 2 gleichzeitig auf ſie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einſchließenden Kräften bewegte Kugel wirklich beſchreibt, iſt aber, wie man bei Anſtellung des Verſuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige, in letzterer Hinſicht allein thätige Kraft würde eben Das bewirkt haben, was die beiden, einen Winkel einſchließenden, gemeinſchaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zuſammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erſcheint als das Ergebniß einer einzigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewiſſer Maßgabe, zuſammengeſetzten Kraft, und jene beiden Kräfte laſſen ſich, im umgekehrten Falle, hinſichtlich der Wirkung, als aus der Zerlegung dieſer einzigen entſtanden betrachten. Durch dieſes Beiſpiel wird der Gegenſtand in der Hauptſache vollkommen klar, und man begreift, daß das Ergebniß ein ähnliches

Digitized by Google

gewesen sein würde, wenn die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, sondern einen beliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Ist, allgemein, die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte jener zusammengesetzten (mittlern) Kraft dar, und können gleich diesen Kräften unendlich verschieden sein, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen mag, willkürlich ist. (Vgl. Winkelhebel im Art. Hebel und Zusammensetzung der Kräfte.) Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen; über den Fall, da von mehr als 2 Kräften die Rede ist, s. Zusammensetzung der Kräfte, der auch wegen der liter. Notizen mit gegenwärtigem im Zusammenhange zu lesen ist. D. N.

Zerrenner (Karl Christoph Gottlieb), k. preuß. Consistorial- und Schulrath, Director des kön. Schullehrerseminariums in Magdeburg und Schulinspector daselbst, Ritter des rothen Adlerordens, wurde den 15. Mai 1780 in Beiendorf geb., einem Dorfe nicht weit von Magdeburg, wo s. Vater, Heinr. Gottlieb, der 1811 in Derenburg als Consistorialrath und Generalsuperintendent starb, als populairer Kanzelredner, sowie als Volks- und pädagogischer Schriftsteller berühmt, Prediger war. Unser Z. bereitete sich auf dem Pädagogium zu Kloster-Bergen, dessen Zierden damals Gurlitt, Lorenz und Rathmann waren, auf die Universität vor, studirte dann in Halle Theologie, wurde 1802 vom Propst Röttger als Lehrer des Pädagogium zu Magdeburg angestellt, 1805 zum zweiten Prediger in der Kirche zum heil. Geiste daselbst, und nach Blühdorn's gewaltsamer Entfernung durch das franz. Gouvernement, zum ersten Prediger an derselben Kirche gewählt, in welchem Amte er bis 1823 blieb, nachdem er früher 1816 zum kön. preuß. Consistorial- und Schulrath ernannt worden war, und 1822 den rothen Adlerorden 3. Classe erhalten hatte. 1823 legte er sein Predigeramt nieder und wurde Director des neuerrichteten kön. Schullehrerseminariums in Magdeburg, in welchem er noch jetzt auf eine ausgezeichnete Art thätig ist. — Schon 1805 und später 1808 wurden Versuche gemacht, das städtische Schulwesen Magdeburgs besser zu organisiren. Mit Ostern 1819 begann nun wirklich die neue sorgsam vorbereitete Organisation des magdeburgischen Stadtschulwesens, das jetzt in seiner ausgezeichneten Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit mit Recht die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes erregt hat. Sie ist, was die innere Einrichtung desselben betrifft, zum großen Theile Z.'s Werk. Noch jetzt besorgt er als Schulinspector die Anordnung und Einrichtung des Unterrichts, der Disciplin und des ganzen Innern der Schule, besonders aber achtet er darauf, daß nicht nur jede einzelne Schule ihre Bestimmung fest im Auge behalte, sondern daß auch sämmtl. Schulen (und das ist eben das Charakteristische des magdeb. Stadtschulwesens, daß durch das Ganze hindurch ein sehr zweckmäßiger Zusammenhang herrscht) als ein wohlgeordnetes Ganzes sich in die Hand arbeiten. Die jetzige Einrichtung des magdeb. Schulwesens beschrieb er selbst in s. „Kurzen Nachricht über das neuorganisirte Schulwesen in Magdeburg" (1820), und dessen erster Fortsetzung (1821), am ausführlichsten aber den jetzigen Zustand desselben in dem 1. Hefte d. 1. Bds. von s. „Jahrb. für das Volksschulwesen", das auch u. d. T.: „Das Schulwesen der Stadt Magdeburg" (Magdeb. 1825), erschienen ist. Auch das von Z. entworfene Statut für eine Schullehrerwitwencasse hat die Genehmigung der obersten Behörde erhalten, und die städtische Schulbibliothek, die jeder Lehrer unentgeltlich benutzen kann, wird mit jedem Jahre bedeutend vermehrt. Das neuerrichtete Seminar für Volksschullehrer, welches Z. seit 1823 dirigirt, zählte 1825 82 Seminaristen, welche außer dem Director selbst, von 2 andern angestellten Lehrern und 10 Hülfslehrern in Allem unterrichtet und geübt werden, was ihnen zur Bildung eines brauchbaren Schullehrers nöthig und nützlich ist. Z. wohnt

Digitized by Google

mit einem Lehrer und den meisten Seminaristen in dem schönen und zweckmäßig eingerichteten Seminargebäude. 1825 wurden 30 Seminaristen als Schulamtscandidaten aus der Anstalt entlassen. — Z. hat sich auch als Schriftsteller durch praktische Lehr- und Methodenbücher große Verdienste um das Schulwesen erworben. Mit s. „Denkübungen" (Leipz. 1812), welche kurze Begriffserklärungen enthalten (2. Aufl., 1828), steht s. „Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend" (Leipz., neue Aufl. 1824, 4 Bde.) in Verbindung; von s. „Methodenbuche für Volksschullehrer" ist die 3. Ausg. erschienen, und von s. „Neuen deutschen Kinderfreunde" wird bald die 6. Aufl. nöthig werden. Den „Deutschen Schulfreund", der zuerst durch seinen Vater herausgegeben wurde, setzte Z. in vielen Bdn. fort, und gibt statt desselben ein „Jahrbuch des Volksschulwesens" heraus, von dem bereits der 2. Heft des 3. Bds. erschienen ist. Noch schrieb er einen „Leitfaden zum Religionsunterricht", das „Schulgesangbuch", die „Wandtafel", „Vorlegeblätter für den Unterricht in der deutschen Sprache", „Grundsätze der Schulerziehung, Schulkunde und Unterrichtswissenschaft" (Magdeb. 1827), und andre Schriften mehr.

Zeruane Akherene, in der alten persischen Religion, die Zeit ohne Grenzen, der Urgrund des Seins, von welchem das wirkende Wort, Honover, ausgeht.

Zeschau (Heinrich Wilhelm v.), kön. sächs. Generallieutenant, Staatssecretair der Militairangelegenheiten, erster Generaladjutant des Königs und Gouverneur von Dresden, ist geb. 1760 zu Garrenchen bei Luckau in der Niederlausitz, in welcher Provinz sein Vater eine Landesältestenstelle bekleidete. Verhältnisse, welche anzudeuten zu weitläufig wäre, veranlaßten, daß er vom 8. — 14. Jahre seine Erziehung in Bückeburg als Edelknabe an dem Hofe des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe erhielt und dem Wunsche der Gräfin zu Folge in der letzten Periode dieses Zeitraums Herder's Unterricht genoß. Von 1774 bis Ende 1777 erhielt er seine militairische Bildung in der dasigen Militairschule auf dem Wilhelmssteine. Nachdem seine Wohlthäterin, die Gräfin, sowie ihr Gemahl kurz nach einander gestorben waren, trat er in kurf. sächs. Dienste und wurde 1778 als Souslieut. beim Inf.-Reg. Kurfürst angestellt, 1789 zum Premierlieut. und Regimentsadjutanten befördert, wohnte als solcher dem Feldzuge 1793 — 94 am Rheine, mithin der Belagerung von Mainz, dem Treffen bei Bissingen, der Schlacht von Kaiserslautern (wo sein Pferd unter ihm erschossen wurde) und mehren während dieses Feldzugs vorgefallenen kleinern Gefechten bei. Zu Ende 1794 wählte ihn der Generallieutenant v. Lindt zu seinem Adjutanten. Als solcher begleitete er diesen General, als derselbe das Commando des Reichscontingents führte, 1795 und 1796 an den Rhein. In letzterwähntem Feldzuge focht er auch in dem Treffen bei Wetzlar mit. 1795 zum Capitain befördert, erhielt er 1796 eine eigne Compagnie im Reg. Kurfürst. 1804 zum Major ernannt, führte er sein Bataillon 1806 in dem Gefecht bei Saalfeld. Bekanntlich war der Ausgang dieses Gefechts unglücklich; indeß hatte sein Bataillon mit einer Auszeichnung gefochten, welche, wie die Theilnahme des Regiments Kurfürst überhaupt, besonders rühmlich anerkannt worden ist. Bei dieser Gelegenheit erhielt das Pferd des Majors v. Z. nach und nach 3 Schußwunden. Auch der Schlacht von Jena wohnte v. Z. bei. Sein Monarch ehrte späterhin, nach der Rückkehr von dem Feldzuge 1807 in Schlesien, die Leistungen des Hrn. v. Z. durch die Verleihung des St.-Heinrichsordens, und erhob ihn 1808 unter Ertheilung des Oberstlieutenantspatents zu seinem Flügeladjutanten. Schnell stieg er von dieser Stufe zum Commandeur eines Infanterieregiments und beim Ausbruch des Feldzugs 1809 zum Generalmajor und Brigadier. In dieser Eigenschaft gab er in der Schlacht bei Wagram durch die Führung seiner Brigade mehre Beweise sowol von Tapferkeit als auch von Einsicht und Besonnenheit, welche insbesondere durch die Ertheilung des Ordens der Ehrenlegion

Digitized by Google

anerkannt wurden. Nach dem Frieden übertrug ihm der König das Commando einer Infanteriediviſion, wo er zu der damaligen Umgeſtaltung des Heeres vielfach eingreifend mitwirkte. Als der größte Theil deſſelben 1812 den verhängnißvollen Feldzug nach Rußland antrat, traf ihn als den jüngſten der 3 Diviſionsgenerale das Loos, im Lande zurückzubleiben und das Commando der übrigen Infanterie und der Depots zu übernehmen. Während er darauf in den erſten Monaten 1813 in Torgau mit der Organiſation neuer Bataillone beſchäftigt war, verlieh ihm der König das Commandeurkreuz des St.-Heinrichsordens, und faſt gleichzeitig erhielt er von dem König von Preußen den St.-Johanniterorden. In den letzten Tagen des Febr. bekam er von ſeinem Monarchen den Befehl, ſich bei den obwaltenden Umſtänden ſofort auf die Feſtung Königſtein zu begeben, um das Commando derſelben zu übernehmen. Allein in den erſten Tagen des Sept. ward ihm die Beſtimmung, ſich zu dem mobilen Truppencorps zu verfügen, wo er anfänglich das Commando einer Diviſion, am 22. deſſ. Monats aber, als beide Diviſionen wegen des erlittenen Verluſtes in eine einzige verſchmolzen worden waren, den Oberbefehl über dieſe erhielt. Beim Antritt deſſelben wurde ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion zu Theil. Unter ſeiner Anführung focht die ſächſiſche Diviſion vereinigt mit dem 7. franz. Armeecorps in der Schlacht bei Leipzig. Hier war es, wo ſein Bild aus der ſturmbewegten Zeit und aus dem Strudel mächtiger und ungewöhnlicher Ereigniſſe im reinſten Lichte der Treue und unerſchütterlichen Pflichterfüllung hervortritt. In Folge der ſtattgefundenen Begebenheiten behielt ihn der König um ſeine Perſon und ernannte ihn zu ſeinem erſten Generaladjutanten; er begleitete den König nach Berlin, Friedrichsfelde, Presburg und Laxenburg, und wurde von da gegen Ende Mai 1815 als Mitglied der zur Übernahme der Landesverwaltung im Königreiche Sachſen beſtimmten Commiſſion nach Dresden vorausgeſchickt. Nach erfolgter Rückkehr des Königs und ſtattgefundener Reorganiſation der erſten Landesbehörden ward jene Commiſſion aufgelöſt. Darauf übertrug der König dem Generallieut. v. Z. das Directorium der für die Militaircommandoſachen beſtimmten geheimen Kriegskanzlei, womit der unmittelbare Vortrag in dieſen Angelegenheiten bei dem König verbunden war, und verlieh ihm bald nachher das Großkreuz des milit. St.-Heinrichsordens. Im Nov. dieſes Jahres erhielt er auch das Präſidium in der Kriegsverwaltungskammer. Im Sept. 1817 vertrauete ihm der König unter Beilegung des Ranges eines Conferenzminiſters das Staatsſecretariat der Militaircommandoangelegenheiten bei ſeiner Perſon an. Als er auf ſein Anſuchen wegen ſeiner wankenden Geſundheit von dem Poſten eines Präſidenten der Kriegsverwaltungskammer im Oct. 1821 enthoben wurde, verlieh ihm der König, zum Beweis allerhöchſter Zufriedenheit mit den in dieſer Stelle geleiſteten Dienſten, den kön. Hausorden der Rautenkrone und übertrug ihm im Febr. 1823 bei eingetretener Erledigung den Poſten eines Gouverneurs der Reſidenz mit Beibehaltung des Staatsſecretariats. Am 26. Juni 1828 ward ſein Dienſtjubiläum gefeiert. 5.

Zeſen (Philipp v.). Über den Namen des Mannes herrſcht Ungewißheit. Er ſelbſt ſchrieb ihn auf verſchiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Filipp Zeſe, Zeſen, Cäſien, auch Zeſen von Fürſtenau, und im Lat. Caesius. Er war 1619 zu Priorau, einem damals kurſächſ. Dorfe, unweit Deſſau, wo ſein Vater Pfarrer war, geb., ſtudirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magiſter wurde — und Leipzig, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunſt und deutſcher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, ſcheint aber in großem Anſehen geſtanden zu haben. Er wurde kaiſerl. Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Folge geadelt, und erhielt von einigen ſächſ. Fürſtenhäuſern den Titel als Rath. Nach vielen Reiſen in Deutſchland und Holland ließ er ſich zu Hamburg nieder, wo er 1689 ſtarb. Schon 1643 hatte er daſelbſt die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft

Digitized by Google

oder den Rosenorden, gestiftet, in welcher er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte. Die Verbesserung der deutschen Sprache und Dichtkunst scheint der Hauptzweck dieses Vereins gewesen zu sein. 1648 wurde er auch in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Wohlseienden aufgenommen. Er war sehr thätig und arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit, besaß viel Kenntnisse und selbst Talente. Aber sein übertriebener Eifer, alles Fremdartige aus unserer Sprache zu verdrängen, statt dessen eine Menge unnöthiger und sonderbarer Neuerungen ohne Geschmack und ohne Kritik in dieselbe einzuführen, haben ihm, statt des gehofften Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Z. und seine Schüler wollten eine veränderte Orthographie einführen. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, daß man so schreiben solle, wie man spreche, aber sie gingen darin offenbar zu weit. Sie schrieben z. B. Mänsch, wärden, Fäder, statt Mensch, werden, Feder. Noch weit sonderbarer und auffallender war ihr Bestreben, an die Stelle allgemein verständlicher Wörter andre, oft ganz läppische, Ausdrücke einzuführen, z. B. Dachnase, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter ꝛc., anstatt Schornstein, Flinte, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekannten griechischen und römischen Gottheiten gaben sie abgeschmackte deutsche Namen. Sie nannten die Diana Weidin, Minerva Klugin, Venus Lustin, Pomona Obstin, den Vulcan Glutfang. Einige von Z. anstatt der fremden eingeführte, die Sache ausdrückende deutsche Wörter sind uns indeß geblieben, und er hätte unstreitig manches Gute für die Sprache wirken können, wenn er dabei mit mehr Kritik gehandelt und den Purismus nicht übertrieben hätte. Die Zahl der von ihm herausgegebenen poetischen, kritischen, satyrischen und moralischen Werke beträgt über 70, und mehr als 40 hat er unvollendet hinterlassen. Für eins der bessern s. Gedichte, das zugleich einen Theil s. Lebensgeschichte erzählt, hält man: „Priorau, oder das Lob des Vaterlandes" (Amsterdam 1689). Außerdem sind ihm einige Lieder gelungen.

Zetergeschrei, s. Todesstrafen.

Zethus, s. Amphion.

Zettelbank, diejenige Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Banknoten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf setzt, mit dem Versprechen, denn Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze einreicht. (S. Circulationsbank.)

Zeuge (testis), eine Person, welche über etwas schon Vergangenes Auskunft gibt, oder einer Handlung beiwohnt, um künftig den Hergang beurkunden zu können. Ohne Zeugen würde die Rechtspflege kaum möglich sein, daher ist es eine allgemeine Bürgerpflicht, sich dazu brauchen zu lassen, und die abgelegte Aussage mit einem Eide zu bekräftigen. In England läßt man auch Kinder zum Zeugniß zu, wenn man gute Fassungskraft und gehörige Begriffe vom Eide bei ihnen findet; in Deutschland fodert man das 20., in einigen Ländern das 18. Jahr. Zum Zeugniß ist Jeder verpflichtet, nur nicht, wenn er dadurch sich selbst schaden oder eine andre Pflicht verletzen würde; daher kann das Zeugniß verweigert werden, wenn man von sich selbst etwas Unerlaubtes verrathen, ein Kunstgeheimniß entdecken, in Criminalsachen gegen Ältern, Kinder, Geschwister, Ehegatten aussagen soll. Geistliche dürfen nicht um Das, was ihnen im Beichtstuhl vertraut worden, Advocaten nicht um die Geheimnisse ihrer Partei befragt werden. Solche Weigerungen machen einen Incidentstreit aus, über welchen der Zeuge förmliches Rechtsgehör und Erkenntniß auch in höherer Instanz verlangen kann. Zeugen sind nicht schuldig, sich vor einem andern als ihrem ordentlichen Richter zu stellen. Wenn sie nicht als Kunstverständige vernommen werden, können sie nur bezeugen, was sie sinnlich wahrgenommen haben, nicht urtheilen, wenn es nicht ein Urtheil des gemeinen Lebens ist, welches mit der Begriffsbezeichnung der Sinnenwahrnehmung

Digitized by Google

zusammenfällt. Um zu beweisen, müssen sie von eigner Wahrnehmung, nicht von Hörensagen reden; ein Zeuge, welcher positiv sagt, daß er etwas wahrgenommen habe, wird durch andre, die es nicht bemerkt haben, nicht widerlegt. Sie müssen unbefangen, nicht nahe Verwandte eines Theils, nicht interessirt bei der Sache, nicht als Betrüger, Meineidige und dergl. bestraft sein. Zwei Zeugen, gegen deren Unbefangenheit nichts einzuwenden ist (classische Zeugen), machen einen vollen Beweis, wenn ihren Aussagen kein Gegenbeweis entgegensteht; ein Zeuge macht nur den Anfang eines Beweises, welcher, wenn sonst kein Entscheidungsgrund vorliegt, durch einen Eid ergänzt oder weggeräumt werden muß. 37.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1) den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2) ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3) Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (Weißzeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1) jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden, z. B. in Seestädten das Gebäude, worin man Vorräthe zum Schiffbau hat, und beim Jagdwesen das Haus, worin das Jagdzeug aufbewahrt wird; 2) im engern Sinne ein Gebäude zur Aufbewahrung von Geschütz und andern zum Kriege erfoderlichen Sachen. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von ars) drückt noch mehr aus und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe u. s. w.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. — Generalfeldzeugmeister ist bei dem östr. Heere ein Titel, der dem eines Generals der Cavalerie bei andern Heeren gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Befehlshaber der Artillerie Krongroßfeldzeugmeister.

Zeugung. Es gibt nicht leicht einen Gegenstand, der von jeher, besonders aber in der neuern und neuesten Zeit, die Naturforscher so viel und angelegentlich beschäftigt hätte, als die Enträthselung des großen Naturgeheimnisses der Zeugung, wobei es auf Einsicht in die Art und Ursachen der Entstehung organischer Wesen (der Pflanzen, Thiere und Menschen) ankommt. Es ist aber auch ein Gegenstand, der für die Naturwissenschaft von der größten Wichtigkeit ist, und man kann behaupten, daß ohne die rechte Theorie der Zeugung keine wahre Naturwissenschaft möglich ist; denn wie wenig wissen wir von der Natur, wenn wir nichts von der Entstehung der Naturdinge wissen! — Die erste Frage, worauf es hierbei ankam, war diese: ob alle Entstehung organischer Wesen durch das Dasein und die Vereinigung der beiden Geschlechter (Begattung) bedingt sei oder nicht? und schon Aristoteles entschied für das Letztere, nämlich für die Verneinung der Frage, indem er behauptete, daß die niedern Thiere, z. B. Insekten, Würmer, aus der Gährung oder Fäulniß todter Stoffe sich erzeugen könnten; und er nannte diese Erzeugungsart generatio aequivoca. Diese Meinung war lange Zeit herrschend, bis der ital. Naturforscher Redi (im 17. Jahrh.) die entgegengesetzte Ansicht begründete. Man hatte nämlich die Entstehung der Maden im faulenden Fleische bisher als den vorzüglichsten Beweis für die äquivoke Erzeugung betrachtet, aber Redi bewies durch unzweideutige Versuche, daß diese Maden durch Eier entstehen, welche Insekten (besonders Fliegen) in das Fleisch legen, mithin nichts Andres als Larven von Insekten sind, die sich durch Eier fortpflanzen. Von dieser Zeit an wurde die äquivoke Erzeugung der Thiere und Pflanzen bezweifelt, und des berühmten Harvey (s. d.) bekannter Ausspruch: „omne animal ex ovo" (alle Thiere entstehen aus Eiern), war das Signal zu dieser einseitigen Ansicht, welche eine Zeitlang allgemein herrschend wurde. Aber sie blieb nicht lange ohne Anfechtung. Die Infusorien (Aufgußthierchen) wurden entdeckt, und diese kleinern, nur mit bewaffnetem Auge (durch das Mikrokop) erkennbaren Geschöpfe (s. Infusionsthierchen), die

Digitized by Google

nie anders, als während der Faulung thierischer oder pflanzlicher Substanzen im Wasser erscheinen, sprachen selbst deutlich genug für die Art ihrer Entstehung. Aber eine Meinung, die durch allgemeine Annahme gleichsam sanctionirt ist, gibt der Mensch nicht so leicht auf, sollte er auch zu den wunderlichsten Rettungsmitteln s. Zuflucht nehmen müssen. Ein solches Rettungsmittel war die Erfindung einer sonderbaren Hypothese, nämlich die Annahme einer sogenannten Allbesamung oder Panspermie. Dieser Annahme zufolge sollte die Atmosphäre mit einer unendlichen Menge unendlich kleiner Eier dieser Thierchen geschwängert sein, welche, nach der Bereitung einer Infusion (Aufguß) durch die Fäulniß herbeigelockt würden, um sich in der faulenden Substanz, ihrem künftigen Nahrungsstoffe, ausbrüten zu lassen. Diese sonderbare Hypothese, welche im vor. Jahrh. durch beinahe 8 Decennien sich erhielt und von den damals berühmtesten Naturforschern, z. B. Bonnet, Haller, Spallanzani u. a., vertheidigt wurde, stand mit einer andern, fast ebenso sonderbaren, der Einschachtelungshypothese nämlich, in genauer Verbindung. Zufolge dieser Letztern enthält die Mutter nicht nur den Keim der Frucht schon vor der Begattung, sondern die Keime aller sich entwickelnden Individuen einer Gattung oder Art (species) lagen schon in der ersten Mutter in einander eingeschachtelt, sodaß diese schlummernden Keime durch die Begattung nur zur Entwickelung erregt wurden und noch gegenwärtig werden. Jene Hypothese der Panspermie wurde durch Blumenbach, diese der Einschachtelung der Keime zuerst durch Friedr. Wolf gestürzt, und gegenwärtig wird die universelle Zeugung, d. h. diejenige, welche, ohne Begattung organischer Individuen, durch allgemeinere Naturprocesse geschieht, von keinem wissenschaftlichen Naturforscher mehr bezweifelt. Denn nicht nur die Infusorien, sondern auch das Dasein der Eingeweidewürmer sind Beweise einer nicht individuellen, sondern universellen Entstehungsart organischer Wesen, da das Gezwungene in der Erklärung der Entstehungsart dieser Würmer, welche die Panspermisten aus der zufälligen Verschluckung der Keime von Würmern des süßen Wassers herzuleiten genöthigt waren, sogleich in die Augen fällt. — Alle wunderliche Hypothesen und willkürliche Erklärungsarten mußten von selbst fallen, sobald nur die ersten Grundlinien einer wissenschaftlichen Zeugungstheorie gegeben waren. Diese waren aber so lange unmöglich, als man zur Erklärung der Naturerscheinungen noch nicht mit allgemeinen philosophischen Grundwahrheiten (Principien) zu Werke gehen konnte, sondern Alles aus einzelnen Erfahrungen erklären zu können glaubte und daher auch den Akt der Zeugung, ohne zugleich dessen Allgemeinheit anzuerkennen, für einen ganz besondern nahm, der nur bei organischen Individuen (nämlich bei Thieren und Menschen — bei den Pflanzen erkannte man das Geschlecht und die Begattung viel später) vorkommen könne. — Aus dem Standpunkte, welchen gegenwärtig die Naturwissenschaft erstiegen hat, muß die Zeugung als allgemeines Naturgesetz betrachtet werden. Dem zufolge ist die Entstehung aller Dinge durch Zeugung bedingt, und es kann in der ganzen sichtbaren Natur nichts geben, was nicht gezeugt worden wäre. Diese Behauptung stimmt auch vollkommen mit dem Sprachgebrauch überein, welcher alle Naturdinge Naturerzeugnisse (Naturproducte) nennt, und dadurch verräth, daß man sehr früh schon die Allgemeinheit jenes Naturgesetzes geahnt habe. Wo aber von Erzeugnissen die Rede ist, da muß auch eine Zeugung vorausgesetzt werden, was sich von selbst versteht, weil sonst das Wort keinen seiner Ableitung entsprechenden Sinn hätte. Was in der Ahnung nur dunkel gefühlt wird, erhebt die Wissenschaft, wo sie es vermag, zur Klarheit und prägt es in deutlicher Darstellung aus: eine Wahrheit, zu welcher auch die weitere Ausführung dieses Artikels einen Beleg liefern möge. — Alle Zeugung beruht auf einem Gegensatz; dieser Gegensatz heißt Männlichkeit und Weiblichkeit, und diese Entgegensetzung ist ebenfalls keineswegs auf Pflanzen, Thiere und Menschen beschränkt, sondern ebenso allgemein als die Zeugung selbst. Die zeu-

Digitized by Google

genden Kräfte in der Natur ſind demnach ein männliches und weibliches Princip (verurſachende, zeugende Kraft), in deren Wechſelwirkung die Zeugung beſteht. Das Männliche verhält ſich zum Weiblichen wie Poſitives zu Negativem, oder als Actives (Thätiges) zu Paſſivem (Leidendem), oder auch als Beſtimmendes zu dem Beſtimmtwerdenden, was aber nicht ſo zu verſtehen iſt, als ob das Männliche das allein Thätige und Beſtimmende, das Weibliche dagegen das rein Paſſive oder Leidende wäre, ſondern ſo, daß das Männliche das vorzugsweiſe oder überwiegend Thätige in Beziehung auf das Weibliche iſt, welches daher in der Zeugung (Wechſelwirkung) vom Männlichen mehr beſtimmt oder modificirt wird, als umgekehrt das Männliche vom Weiblichen. — Wenn nun das Verhältniß der zeugenden Kräfte zu einander ein naturgemäßes und normales iſt, und wenn kein äußeres Hinderniß den Erfolg des Verhältniſſes ſtört, ſo geht aus der Wechſelwirkung Beider ein Drittes hervor, welches ein mehr oder weniger erkennbares Ebenbild ſeiner Erzeuger ſein muß, und, nach Beſchaffenheit der letztern und andrer Umſtände, verſchiedene Benennungen erhält, die auf ſeinen Urſprung deuten, und wovon das Wort Erzeugniß (Product) die allgemeinſte iſt. Die Wahrheit dieſer allgemeinen Anſicht vom Weſen der Zeugung möge vorerſt durch Beiſpiele für den Leſer Klarheit und Beſtätigung erhalten. Alle mineraliſche Körper ſind unſtreitig Erzeugniſſe entgegengeſetzter Elemente. Jedes Element iſt aber einerſeits Stoff, andrerſeits Kraft; der Stoff iſt die reale, die Kraft die ideale (geiſtige) Seite des Elements. Durch die (polare) Entgegenſetzung der Kräfte zweier Elemente treten dieſe mit einander in Wechſelwirkung, wobei gegenſeitige Anziehung und Abſtoßung ſtattfindet; vermöge der Anziehung entſteht Vereinigung der Elemente, vermöge der Abſtoßung Trennung, die allemal zugleich bei jeder neuen Verbindung erfolgt. Die vereinigten Elemente ſtellen einen (mineraliſchen) Körper dar, ein Product der zeugenden Kräfte der Elemente, welche bei ihrer Erzeugung ihr eigenthümliches Daſein einander gegenſeitig geopfert haben, ſodaß der Preis des einen Erzeugniſſes der Verluſt des individuellen Daſeins der Elemente iſt. So iſt z. B. die Säure dem Alkali (der Lauge) polar entgegengeſetzt; ſie treten daher bei der Berührung mit einander in Wechſelwirkung, es entſteht ein Kampf der Kräfte, der ſich durch Aufbrauſen offenbart, wobei ein Theil der Stoffe in Gasform entweicht, eine Folge der Zurückſtoßung des Fremdartigen, was in die neue Verbindung der ſauern und alkaliſchen Stoffe nicht mit eingehen kann. Das Product dieſer Wechſelwirkung der verwandten Stoffe iſt ein Salz, d. h. ein Erzeugniß, das weder ſauer noch alkaliſch, ſondern ſalzig iſt, d. h. eine Eigenſchaft angenommen hat, welche eine gegenſeitige Durchdringung (ein Einsgewordenſein, eine Ineinsbildung) der Säure und Lauge oder deren Eigenſchaften ausdrückt. In dieſem Beiſpiele ſieht man den Vorgang einer Zeugung. Die Eigenſchaften der mit einander wechſelwirkenden Säure und des Alkali waren die zeugenden Kräfte, von welchen man die Säure als das männliche, die Lauge als das weibliche Princip betrachten kann, und das Salz iſt das Erzeugniß, welches auf Koſten der eigenthümlichen Natur der zeugenden Stoffe (der Säure und Lauge) entſtand. Und ſo iſt es in der ganzen ſogenannten anorganiſchen Natur, in welcher der Chemismus herrſcht; alle chemiſchen Proceſſe ſind Wechſelſpiele zeugender Kräfte, woraus unaufhörlich neue Erzeugniſſe hervorgehen, während die alten aufgelöſt werden, um wieder andre neue zu zeugen. Da nun überhaupt alle Naturproceſſe auf polarer Entgegenſetzung der Kräfte und deren Wechſelwirkung beruhen, ſo trifft die Zeugungstheorie, hinſichtlich ihres allgemeinen Theils, nothwendig mit der Theorie der Polarität (ſ. d.) zuſammen, d. h. beide ſind Eins. Die beſondere (ſpecielle) Zeugungstheorie bezieht ſich daher auf die Entſtehungsarten der organiſchen Dinge im engern Sinne (der Pflanzen, Thiere und Menſchen), aber dieſe beſondere Zeugungstheorie muß durch die allgemeine,

d. h. durch die Polaritätslehre, begründet werden, wenn sie wissenschaftlich sein soll. Bei allen organischen Wesen, die sich durch Begattung fortpflanzen, ist das Geschlechtsverhältniß ein Polaritätsverhältniß, d. h. die beiden Geschlechter stellen die beiden Pole jeder Gattung dar, wodurch deren Erhaltung in der Fortpflanzung der Individuen begründet ist. Durch den Gegensatz der beiden Geschlechter, d. h. durch denjenigen, der zwischen einem männlichen und weiblichen Individuum, einer Gattung von Thieren z. B., stattfindet, treten diese mit einander in Wechselwirkung, und was in der chemischen und dynamischen Welt als Anziehung sich äußert, spricht sich hier, auf höherer Stufe, als Geschlechtstrieb aus, der sich im Menschen zu demjenigen Triebe veredelt, den man Liebe nennt. Die Vereinigung der Geschlechter (in der Begattung) ist einerseits ideal und besteht im Zusammenwirken des vereinten männlichen und weiblichen Princips zur Beseelung eines neuen Organismus, andrerseits real, indem der Zeugungsstoff des Mannes (der männliche Same) sich mit dem Keim im Zeugungssystem des Weibes vereinigt, um den angehenden Organismus von leiblicher Seite zu begründen. Der Augenblick der Empfängniß ist also der Anfangspunkt eines neuen Individuums, das nach dem Typus (Vorbilde) der Ältern sich entwickelt; denn in dem Erzeugten kann kein andrer Bildungstrieb wirksam sein als in den Erzeugern, deren Leben und Sein (kein fremdes) sich in dem Kinde erweitert und fortsetzt. Und so bedarf es keiner Einschachtelung präformirter (schon gebildeter) Keime, um zu begreifen, wie sich alle Gattungen von Pflanzen und Thieren (und so auch der Mensch) von Anbeginn bis auf unsere Zeiten fortpflanzen konnten. — Ursprünglich muß aber alle Zeugung des Organischen eine universelle (generatio aequivoca), d. h. eine solche gewesen sein, die nicht durch organische Individuen entgegengesetzten Geschlechts vermittelt war. Die ersten Pflanzen, Thiere und selbst Menschen müssen durch zeugende Kräfte der elementarischen Natur und nach Naturgesetzen entstanden sein, die uns noch unbekannt, wenigstens noch zu dunkel sind, und erst in später Folgezeit ihre Aufklärung erwarten. Wer die ersten Menschen, Thiere und Pflanzen unmittelbar von Gott, d. h. durch einen außer- oder übernatürlichen Zeugungsact — wie man es nach dieser Vorstellungsart nennen müßte — erschaffen sein läßt, der zerhaut den Knoten, den die Wissenschaft erst auflösen soll. Was Gott schafft, schafft er durch Kräfte der Natur, welches ursprünglich seine oder göttliche Kräfte sind, und er schafft es nach Naturgesetzen, welche ebenfalls von ihm stammen. Zufolge jener unwissenschaftlichen Annahme einer unmittelbaren göttlichen Zeugung oder Erschaffung sollen alle Thier- und Pflanzengattungen von einem ersten Paare abstammen, wie man es, der Mosaischen Urkunde gemäß, von den Menschen annimmt, und das Paradies wäre sonach der Versammlungsort der ersten Paare aller gegenwärtig vorhandenen Pflanzen- und Thiergattungen gewesen, in deren Mitte die ersten Menschen als Beherrscher auftraten. Es ist eben nicht schwer, zu zeigen, wie sehr diese Voraussetzung mit den Gesetzen und der Ordnung der Natur streitet. Nur wenige Thier- und Pflanzengattungen können in verschiedenen Gegenden und Klimaten gedeihen, sondern bei weitem die meisten erfodern eine eigenthümliche Naturumgebung, und es ist daher keine Gegend denkbar, in welcher alle ursprünglich beisammen gewesen wären. Die Entstehungspunkte müssen also sehr zerstreut gewesen sein. „Nun aber", sagt Steffens im 2. Bd. s. „Anthropologie", S. 26 — „findet man dieselbe eigenthümliche Beschaffenheit der Gegend auf den entferntesten Punkten und dann nicht selten mit den nämlichen Insekten und Pflanzen. Welcher Punkt war nun der ursprüngliche? Und wenn wir irgend einen, offenbar willkürlich, als einen solchen annehmen, wie geriethen die Gattungen von diesem nach dem völlig isolirten Punkt? — Gegen Norden wie gegen Süden treten dieselben Naturverhältnisse des Klimas hervor, und mit diesen zeigen sich die nämlichen Thiere. Phoca jubata (den zottigen Seelöwen) finden wir in dem nördlichen nordamerikani-

schen Meere und bei Kamtschatka. Wir finden dieselbe Thierart wieder bei den Falklandsinseln. Phoca ursina (der Seebär) ist häufig bei Kamtschatka und den Beringsinseln; wir finden sie wieder bei der südlichen Küste von Neuseeland und an den Ufern der Neujahrsinseln. In den niedrigern Breitegraden kommen diese Gattungen, die überhaupt nur in einer kalten Polargegend gedeihen, gar nicht vor. Auf welchem Punkt ist nun das erste Paar entstanden? Und hat es die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese Thiere, die sich mitten im ewigen Eise am besten befinden, quer durch die heißesten Gegenden, wo man sie nie fand, durchgestreift wären, nur um an dem entgegengesetzten Pol sich fortzupflanzen?" — Solche Beispiele lassen sich unzählige beibringen, woraus die Nothwendigkeit einer ursprünglich natürlichen, universellen oder äquivoken Erzeugung der ersten Organismen von den jetzt vorhandenen Gattungen an sehr verschiedenen Orten hervorgeht. Diese Zeugungsart muß anfangs allgemein gewesen sein, sie ist, wahrscheinlich allmälig, in die secundaire, individuelle Zeugung übergegangen, und findet noch jetzt bei den niedersten Organismen statt, wozu der Schimmel, die Pilze, Flechten, Algen, Conferven u. s. w. von Seiten des Pflanzenreichs, die Infusionsthiere, Polypen, Eingeweidewürmer, von Seiten des Thierreichs als Belege dienen. Wie man sich aber, oder nach welchen Gesetzen diese Erzeugungsart zu denken habe, darüber sind die Ideen der Naturwissenschaft noch zu unentwickelt. Die noch gegenwärtig statt findende äquivoke Zeugung der niedersten Pflanzen und Thiere ist durchgängig durch die Zerfallung (Auflösung, Gährung, Fäulniß) höherer Organisationen bedingt. Der Schimmel wächst bekanntlich auf Früchten und vegetabilischen Speisen, sobald sie in Gährung und Fäulniß übergehen, die Infusorien entstehen aus der Fäulniß der Aufgüsse der Pflanzen und thierischen Theilen aller Art, und die Conferven wachsen in Sümpfen und Wassergräben, überhaupt in stehenden Wassern, wo häufig Gräser und andre Pflanzen faulen. Daß nun bei dieser Zerfallung organische, freigewordene Kräfte und Stoffe, vermöge ihres polaren Verhältnisses zu einander, sich zu neuen Organisationen geringerer Art verbinden können, läßt sich wohl recht gut denken; aber diese äquivoke Zeugung leidet keine Anwendung auf die erste universelle Entstehung der ersten Organismen, vom niedersten bis zum höchsten, weil noch keine andern da waren, aus deren Zerfallung sie entstehen konnten, indem man überdies aus der Auflösung höherer Organisationen wol niedere, nicht aber, umgekehrt, aus der Zerfallung niederer höhere Organisationen hervorgehen sieht. Die ersten Organismen aller Gattungen der organischen Reiche müssen also nothwendig aus dem Zeugungsact der elementaren Kräfte des Planeten und der Sonne hervorgegangen sein, aber — unter welchen Umständen, bei welcher Epoche und der gemäßem Zustande der Entwickelung unsers Planeten, nach welchen allgemeinen und besondern Gesetzen? — Nach Oken's Theorie ist ursprünglich alles Organische aus dem Meere hervorgegangen, in welchem sich der organische Urstoff aus den feinsten Stoffen des Planeten, durch den zeugenden Einfluß der Sonne, bildet. Dieser Urstoff ist Schleim, der, seiner chemischen Substanz nach, aus einer innigen Verbindung (Synthese) des geläuterten Kohlenstoffs mit Sauerstoff und Wasserstoff besteht, d. h. aus einer gleichartigen Masse, worin sich die durch das Licht verfeinerten Elemente des Planeten (Erde, Wasser und Luft) vereinigt haben. Diese Masse ist der Meerschleim, der noch jetzt erzeugt wird, und welcher nicht als todte Masse besteht, sondern lebendig ist durch die Infusorien (Infusionsthiere), woraus er besteht, und welches die Anfangspunkte alles Organischen sind. Aus der Vereinigung dieser belebten Anfangspunkte zu bestimmten Gestalten entstanden die höhern Organisationen, und die erste Schöpfung ging in der warmen Zone vor sich, wo der Meerschleim am häufigsten in seichten Meeresstellen erzeugt wurde. — Diese Ansicht muß vorerst als ein sinnvoller Versuch betrachtet werden, diese schwere Aufgabe zu lösen. Sie läßt noch manche Frage, manche

Digitized by Google

Zweifel unerörtert, und ihre Beurtheilung ſetzt viele philoſophiſche Einſicht und phyſiologiſche Kenntniſſe, namentlich Kenntniß der Geſetze voraus, nach welchen ſich der Embryo im Mutterleibe entwickelt, um die Möglichkeit, daß der Uterus höherer Thiere und des Menſchen durch eine andre Naturumgebung erſetzt werden könne, denkbar oder nicht denkbar zu finden. Auch darüber hat derſelbe ſcharfſinnige Naturforſcher in ſeiner „Iſis" (1819, VII., S. 1117) eine Erklärung unter der Aufſchrift: „Entſtehung der erſten Menſchen", verſucht, und dieſe ſogar durch ein Kupfer (Tafel 23) verdeutlicht. — Auch die ganze Zeugungstheorie, inſofern ſie auf das Nähere und Beſondere der individuellen Zeugung eingeht, ſetzt, um ganz verſtanden zu werden, viel anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniſſe voraus, hinſichtlich der organiſchen Einrichtung der Zeugungstheile oder des Zeugungsſyſtems und deſſen Verſchiedenheiten bei den verſchiedenen Thiergattungen. Darum konnte hier nur der Begriff dieſer Theorie und bloß allgemeinere Andeutungen zu derſelben gegeben werden. Wer ſich näher unterrichten will, dem iſt vor Allem Oken's Werk über dieſen Gegenſtand zu empfehlen, das unter dem einfachen Titel erſchienen iſt: „Die Zeugung" (Bamberg und Würzburg, 1805). Vgl. auch Burdach's „Phyſiologie" (1. Bd., Lpz. 1826).

Zeus, ſ. Jupiter.

Zeuxis, ein berühmter griechiſcher Maler, ungefähr 400 J. v. Chr. Er war geb. aus Heraklea in Großgriechenland und ein Schüler des athenienſiſchen Malers Apollodorus, dem man das Verdienſt einer treuen Nachahmung der Natur, richtiger Zeichnung und eines guten Colorits beilegt. Z. übertraf alle ſ. Vorgänger. Er verſtand die Kunſt, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, und hatte ein treffliches Colorit. Seine Gemälde wurden daher auch ſehr geſucht und theuer bezahlt, ſodaß er ſie zuletzt gar nicht mehr verkaufen wollte, weil ſie, nach der Äußerung, die man ihm beilegt, nicht zu bezahlen wären. Der Ruhm, den er ſich erwarb, erregte die Eiferſucht ſ. Lehrers Apollodorus, der eine Satyre auf ihn verfertigt haben ſoll. Vorzüglich glücklich war Z. in weiblichen Gemälden. Die alten Schriftſteller rühmen ſ. Helena, die er für die Stadt Krotona — nach Andern für Agrigent — malte. Zum Modell dazu hatte er für ſich 5 der ſchönſten Mädchen ausgeſucht. Berühmt war auch ſ. Jupiter auf dem Throne ſitzend, von den andern Göttern umgeben. Noch werden von ihm ein Hercules in der Wiege, der die Schlangen erdrückt, ein Athlet, eine Alkmene, eine Penelope erwähnt. Z. malte langſam, ſ. Werke waren aber deſto vollendeter. Er war ein treuer Nachahmer der Natur. Als er mit ſeinem Kunſtgenoſſen, dem berühmten Parrhaſius, einen Wettſtreit über die größere Geſchicklichkeit in der Kunſt eingegangen war, malte er Weintrauben ſo natürlich, daß die Vögel auf dieſelben zuflogen. Parrhaſius ſtellte ihm eine Tafel mit einem gemalten Vorhang entgegen. Als Z. verlangte, daß der Vorhang aufgezogen würde, um das, ſeiner Meinung nach, hinter demſelben verborgene Gemälde ſehen zu können, bekannte er ſich für überwunden, weil er nur Vögel, ſein Gegner aber ſelbſt einen Künſtler getäuſcht habe. Er ſcheint eine beſondere Geſchicklichkeit in Fruchtſtücken beſeſſen zu haben. Denn als er ein andres Mal einen Knaben malte, der einen Korb mit Weintrauben trug, flogen die Vögel wieder nach den Trauben. Z. fand ſich jedoch dadurch nicht geſchmeichelt und wiſchte den Traubenkorb weg. „Wäre der Knabe", ſagte er, „ebenſo natürlich dargeſtellt, ſo würden die Vögel ſich vor ihm geſcheut haben". Um dieſe Erzählungen von den Wirkungen ſ. Gemälde richtig zu würdigen, vergl. Idealiſiren, Kunſt, Illuſion, Nachahmung, und was Göthe ſo herrlich über dieſen Punkt in ſ. Aufſatze über Myrons Kuh („Kunſt und Alterthum", 3. Bd.) bemerkt hat. Man erzählt eine, vielleicht nur zum Scherz erſonnene, Anekdote von der Art ſeines Todes. Er habe nämlich eine Hekuba gemalt und ſei bei der Betrachtung des über alle Maaßen häßlichen Geſichts derſelben in ein ſo heftiges Lachen gerathen, daß

.e habe.
aaßen häßl.

Digitized by Google

er darüber gestorben sei. Von allen seinen Werken ist Nichts bis auf unsere Zeiten gekommen.

Zeyst (Zeist), ein Dorf mit mehr als 1200 Einw. und einem schönen Schlosse in der niederländ. Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt, in einer sehr angenehmen Gegend, wo sich viele Gärten und schöne Spaziergänge finden. Es gehörte ehemals dem gräflich nassauischen Hause, ward aber 1752 an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeinde zu Anlegung einer Colonie, die jetzt aus 300 Mitgliedern besteht, einräumte. Die Herrnhuter haben nun hier große Brüder- und Schwesterhäuser und Fabriken angelegt, wo Kunsttischlerwaaren, Handschuhe, Leder, Band, Seifenkugeln, Gold- und Silberarbeiten, Lackirwaaren und Talglichter von vorzüglicher Güte verfertigt werden. Unweit Zeyst breitet sich eine weite Heide aus, wo von der französisch-holländ. Armee bei der Thronbesteigung Napoleons eine 148 Fuß hohe Erdpyramide errichtet wurde.

Ziegel, ein künstlicher Stein aus Lehm- oder Thonerde, welche viel Eisen enthält und sich daher im Feuer roth brennt. Die Kunst, Ziegel zu formen und zu brennen, ist so einfach, daß man ihre Spuren bei den ältesten Völkern antrifft. Schon im 1. Buch Mosis wird der Thurmbau zu Babel so beschrieben, daß man Ziegel gebrannt und Asphalt zum Bindemittel der Backsteine genommen habe. Bekanntlich setzt man den Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das 5. Jahrh. nach der sogen. Sündflut, und es möchten also wol wenige menschliche Künste sein, deren Ursprung sich in so frühen Zeiten findet. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt (Bergpech) verbunden, aufgeführt seien; und die Kinder Israel wurden von Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamses bauete. Die Griechen vervollkommneten diese Kunst, nach Plinius's Bericht. Sie hatten dreierlei Arten von Ziegeln, wovon die erstern 6, die zweiten 12, und die größten 15 Zoll lang waren. Auch die Römer müssen es sehr weit darin gebracht haben; denn Trajan's Säule, aus diesem Stoff aufgeführt, ist nach 1700 Jahren noch höchst dauerhaft. Im Mittelalter bediente man sich häufig glasirter Ziegel und wendete sie in verschiedenen Farben zur Verzierung an; z. B. bildete man damit Inschriften, wie an der Marienkirche zu Elbing und in dem Schlosse zu Graudenz, und in einigen Gebäuden des 14. Jahrh. in England. Unter den neuern Völkern scheinen es die Holländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens gebracht zu haben; denn sowol ihre Häuser als auch das Pflaster ihrer Höfe widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen stehen wenigstens die engl. Ziegel, deren man sich zum Häuserbau in London bedient, weit nach. Der beste Stoff, um Ziegel zu machen, besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden nimmt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zusammengesetzt ist; doch darf nicht zu viel Kalk darunter sein. An mehren Orten wird auch der Thon durch Verwitterung des Porphyrs erzeugt, indem der Feldspath sich durch die Länge der Zeit an der Luft zersetzt; dieser gibt ebenfalls gute Ziegel. So kann man auch Erde, die aus Alaun und Kiesel besteht, zu Ziegeln brennen; sobald aber Kalk zu dieser Mischung tritt, schmilzt im stärkern Feuer die Masse zu einer Schlacke. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhaftesten Ziegel aus einer Erde bereitet werden, welche 3 Theile Thon und 1 Theil Kalk enthält. Wird solch eine Mischung einer starken Feuerhitze ausgesetzt, so fängt sie an zu verschlacken, und wird dadurch viel härter und dichter als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverschlackte Ziegel saugen weniger Wasser ein und zerfallen also im Winter viel weniger als die gemeinen. Die letztern nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug sieht, nehmen, der beständigen Nässe des Winters ausgesetzt, die Feuchtigkeiten in ihre

Zwischenräume auf. Diese gefrieren, dehnen sich aus, und der Ziegel fällt, wenn das Wasser aufgethauet ist, auseinander. Daher pflegt man in Holland und England die gewöhnlichen Ziegel anzustreichen oder mit einer Art Firniß zu überziehen, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne. — Ein Haupterforderniß ist, daß die Ziegel vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet seien. Wenn sie inwendig noch feucht sind, so würde das Wasser, durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, die Masse zum Zerplatzen bringen. Daher trocknet man die an der Luft schon getrockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man sie in den Ofen bringt. — Den Ziegelofen macht man ungefähr 12 Fuß hoch, fast ebenso lang und breit. Die Wände, ungefähr 1 Fuß dick, neigen sich nach oben schräg gegen einander. Die Ziegel kommen auf flachen Boden zu stehen und werden, bei jedem Brennen etwa 10—20,000 an der Zahl, mit alten Dachziegeln bedeckt. Dann wird zuerst Reisholz angezündet und 2—3 Tage lang ein mäßiges Feuer unterhalten, bis der anfangs schwarze Rauch anfängt durchscheinend zu werden. Dies ist ein Zeichen, daß die Ziegel hinlänglich trocken sind. Nun setzt man das Ofenloch mit Ziegeln und Lehm so weit zu, daß nur noch eine Öffnung zu ein paar Scheiten Holz oder zu einem Bündel Reisig übrig bleibt. Dann wird dieser Feuerstoff hineingebracht, angezündet und das Feuer so lange verstärkt, bis die Flamme oben aufschlägt, und die Bogen anfangen weiß zu werden. Nach und nach vermindert man dann das Feuer, und läßt es ungefähr nach 48 Stunden endlich ausgehen. In Schweden pflegt man auch Schlacken aus den Eisenhütten unter die Ziegelmasse zu werfen, wodurch sie noch viel dauerhafter wird. Man kann auch klein gemahlene alte Ziegel oder gestoßenes Glas hinzuthun, wodurch das Verschlacken befördert wird. Die Farbe der fertigen Ziegel beweist nicht immer ihre Güte. Die engl. Ziegel sind hellgelb und etwas bräunlich, welches wahrscheinlich von der Steinkohlenmasse herrührt, die, mit den Eisenkalken vermischt, einen gelben Ocher darstellt. Denn Eisen ist in der meisten Ziegelerde. Die Gewalt des Feuers verkalkt dies, und es kann nun, nach der Verschiedenheit der beigemischten Stoffe, mancherlei Farben geben. — Die Ziegel haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Ägyptische Luftsteine werden nur an der Luft getrocknet. Brunnenziegel und Kesselziegel sind mondförmig; Falz- oder Mauerziegel haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel sind 4- oder 6eckig und dienen zum Auspflastern der Fußböden; Keilziegel haben eine keilförmige Gestalt; Biberschwänze sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel sind sehr breite Biberschwänze mit einer Öffnung in der Mitte. Hohlziegel sind concave Dachziegel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler sind Dachziegel von einer runden, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel sind wie ein ∽ gebogen, sehr gut zum Dachdecken, aber sehr schwer von Gewicht. Sehr dauerhaft sind glasurte Ziegel, die in China mit Blei, sonst auch mit Kalk, Gyps oder Flußspath überschmelzen werden. Klinker Backsteine haben einen Zusatz von Kalk, und werden bei sehr starkem Feuer gebrannt; sie sind sehr hart und dauerhaft. Dasselbe gilt von den Mundsteinen oder solchen Ziegeln, die zufällig am Mundloche des Ofens gestanden und einen sehr starken Feuergrad ausgehalten haben. Die Alten kannten schwimmende Ziegel. Plinius sagt, sie würden in Spanien und Kleinasien aus einer Art Bimsstein gemacht und sänken im Wasser nicht unter. Erst 1791 fand Fabroni bei Castel del Piano, auf der Grenze zwischen Toscana und dem Kirchenstaat, eine Art Bergmehl, welches aus 79 Theilen Kiesel, 12 Theilen Wasser, wenigem Alaun und noch wenigerm Eisen bestand. Wenn aus dieser Erde Ziegel gebildet wurden, so schwammen sie im Wasser, und es ist also dadurch Plinius's Aussage bestätigt.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), ehemaliger k. k. Hofschauspieler in Wien, Theaterconsulent und Dramaturg, geb. zu Braunschweig 1760, wurde von Jo-

Digitized by Google

seph II. um seiner ausgezeichneten Talente und um seiner schönen Figur willen auf die vorzüglichsten deutschen Theater gesendet, um sich für die Hofbühne auszubilden, bei welcher er auch beinahe 40 Jahre hindurch angestellt blieb. Er wurde zugleich ein sehr fruchtbarer Dichter, dessen Stücke damals mit jenen Iffland's und Kotzebue's die wiener und überhaupt die süddeutschen Bühnen vorherrschend erfüllten. Wenn man auch jetzt seine bereits veraltete Sprache nicht mehr ertragen kann, so kann man seinen Stücken gleichwol Erfindungsgeist, theatralische Situationen, Kenntniß des Effects und einen ziemlich guten fortschreitenden Gang nicht absprechen. Seine „Parteienwuth" und einige Lustspiele, z. B. „Die Temperamente", werden noch an mehren Orten mit Vergnügen gesehen. Als 1798 Kotzebue nach Wien kam, waren J. und Brockmann an der Spitze seiner Gegner. J. war von Zeit zu Zeit auch für polit. Zwecke thätig, durch manche wohlgelungene Gelegenheitsstücke und auf mancherlei andre Art. Seine ästhetischen Schriften, sein „Unterricht über Schauspielkunst", seine „Zergliederung des Hamlet ꝛc.", sind übrigens verworren und werthlos. Seit 1821 pensionnirt, lebte er in Preßburg, und starb 68 J. alt d. 21. Sept. 1827 zu Wien.

Zierde, Zierlichkeit und Zierrathen sind Ausdrücke, welche sich auf die anschauliche Form eines Gegenstandes beziehen, und zwar auf das Verhältniß des Theiles zu dem Ganzen und des Zufälligen zu dem Wesentlichen seiner Form nach. Es ist die Zierlichkeit nämlich die Beschaffenheit eines Gegenstandes, vermöge dessen Das, was an ihm ist, oder seine äußern Theile durch ihre Form einen angenehmen Eindruck hervorbringen, oder, wie man sagt, den Gegenstand verschönern. Und so nennt man auch diese Theile selbst, sofern sie eine gewisse Selbständigkeit haben, zierlich. Unter dem Gesetze des Schönen aber findet die Zierlichkeit nur dann statt, wenn sie dem Geiste und der Beschaffenheit des Ganzen, an welchen diese Theile sind, keinen Eintrag thut, sondern diese dem Ganzen angemessen ausgebildet sind. Zierlichkeit der Form (Eleganz) steht als solche und in Hinsicht auf diese Ausarbeitung und Ausschmückung der Theile in einem gewissen Gegensatze mit der Einfachheit, welche das Große und Erhabene behauptet. Zierde ist aber Das, was wahrhaft die Annehmlichkeit eines Ganzen, in oder an welchem es ist, erhöht, und man nennt selbst einen Gegenstand so, der als selbständiger Theil eines Ganzen (z. B. eine Person als Glied einer Gesellschaft betrachtet) den Werth dieses Ganzen erhöht, oder zur Erfüllung seines Zweckes beiträgt. Zierrathen endlich sind Das, was man zur Verzierung, zur Erhöhung der angenehmen Form eines Gegenstandes von Außen her anwendet, oder die Mittel der Verzierung. Sie gewinnen in ästhetischer Hinsicht um so mehr Werth, je mehr sie sich dem Wesentlichen des Gegenstandes anschließen, z. B. die Manieren in der Musik den Charakter des Tonstücks, Schnitzwerk in der Baukunst dem Charakter und der Bestimmung des Gebäudes. (S. Verzierungskunst.)

Zierpflanzen (die), Pflanzen, welche zur Zierde dienen und für diesen Zweck angepflanzt werden. Ursprünglich scheint die Sehnsucht nach dem Umgange mit der Natur die Erziehung derselben Denjenigen wünschenswerth gemacht zu haben, denen ihre Verhältnisse nicht gestatten, die freie Natur zu genießen. Diese edle Neigung artete aber aus in Luxus, und so wurde die bescheidene Zierde zur Prachtanlage für reiche Liebhaber. Die Cultur der Zierpflanzen ist ein Theil der Gartenkunst, mit welcher sie gleiche Perioden durchlaufen und große Abänderungen durch den herrschenden Zeitgeist erfahren hat. Der gegenwärtige Charakter der Ziergärtnerei ist nicht mehr derselbe, welcher noch vor einem halben Jahrh. die lebendigen Formen der Natur entfremdete, und die von ihrer gesetzmäßigen Entwickelung entfernte, ja unterdrückte Natur eine veredelte nannte! In China und Japan, da wo die Sitten der Väter nicht veralten, da mag auch heutzutage noch jener Geschmack an unnatürlicher Natur vorherrschen, denn als Zeugen dafür gelten die von dorther

Digitized by Google

noch jetzt zu uns kommenden Gewächse in ihrer mannigfachen Verbildung und einseitigen Übertreibung. Die Mehrzahl unserer Sammler strebt aber nicht mehr nach jener langen Reihe von Abänderungen einzelner Arten in bloßer Farbe und Zeichnung der Blüthe; sie hält die altmodisch gewordenen, bunt befleckten Blätter der Sträucher und Bäume für Krankheit, für Folge von Hemmung im Umlauf der Säfte. So mindert sich immer mehr die Gesellschaft der sogen. Blumisten, d. h. Derjenigen, welche sich mit Cultur von Abänderungen einzelner Pflanzenarten, mit Aurikeln, Nelken, Tulpen, Hyacinthen u. dgl., beschäftigen, diese zu vermehren und nach ihrer Art zu veredeln suchen, so weit sie dies können, und dann diese nur durch Wurzeltheilung gleichförmig fortzupflanzenden, sonst aber wandelnden Formen, zum Andenken an berühmte und unberühmte Leute, mit deren Namen belegen. Mit der Zeit hat man einsehen gelernt, daß die Natur auch in ihrer Einfalt angenehm sein kann, und ohne daß wir das ästhetische Gefühl bei dem Anblick der Rose verleugnen, freuen wir uns doch, daß man anfängt, auch einfache Blumen schön zu finden, und schon die gemeine Päonie mit einfacher Blüthe theurer bezahlt als die gefüllte. Als seltener Zeuge der frühern Verbreitung von gefleckt und gestreiftblätterigen Pflanzen hat sich noch das Bandgras in ältern Gärten erhalten, da die Sträucher und Bäume mit jenem krankhaften Laube ihr Zeitalter nicht zu überleben vermochten, oder von der Bleichsucht geheilt, sich kleideten in das üppige Grün, das uns an andern Gewächsen erfreut. Unser Kunstsinn faßt also die Natur von einer edlern Seite auf. Nicht mehr jene zwangvoll umschnittenen Formen der Sträucher und Bäume, nicht mehr jene unstät wechselnde Füllung und unbegrenzbar ändernde Streifung und Fleckenbildung in der Farbe der Blüthe, nicht mehr die an den Tod erinnernde, weiße und gelbe Umsäumung der Blätter sind das Ziel für die Zierde der Gärten, sondern jene noch weit größere Mannichfaltigkeit in den von der Natur selbst geschaffenen Formen gibt uns ein Vorbild für Ausstattung der Anlagen, die uns im Kleinen den Genuß jener erhabenen Natur vergegenwärtigen, deren Gegenstände uns ihre mannigfach wechselnde Entfaltung in ungezwungener Form und in unbegrenzter Fülle, nur in ihren Gruppirungen idealisirt, näher vor Augen führen und für dauernden Genuß vorbereiten sollen. Aber wie unendlich verschieden sind diese Anlagen, je nach dem Bedürfniß, den Verhältnissen und dem Charakter des Einzelnen, der sie bildet! Wilde Baumgruppen, düstere Haine, künstliche Grotten und Felsenpartien erfreuen den Einen mit ihren melancholisch rankenden, kriechenden Pflanzen, in ihrem von der Natur schon eingebürgerten Schmucke, während ein Andrer sein Gärtchen nur in den Früchten genießt, ein Dritter es mit duftenden Blüthen geschmückt und in zierliche Beete getheilt, für die Ergötzung der äußern Sinne geschickt glaubt. Ja der Vierte zieht seine wenigen Pflanzen am Fenster, und sie sind vielleicht die einzigen Geschöpfe, die ihn gemüthlich stimmen und seinen Umgang erhalten mit der lebenden Schöpfung. Jedoch der denkende und gebildete Mensch begnügt sich nicht mit dem vorübergehenden Eindrucke, den der einzelne, flüchtig beobachtete Gegenstand auf ihn macht. Das Höhere ahnend in der kleinsten Erscheinung, strebt er vorzüglich nach deutlicher Erkenntniß der Natur, um aus ihr die allgewaltige Macht ihres Schöpfers in möglichster Reinheit zu erfassen. Ohne diese höhere Richtung des Geistes und des Gemüths bleibt die Beschäftigung mit einzelnen Theilen der Natur Spielerei. So muß denn auch dem wahren Genuß einer Beschäftigung mit den Zierpflanzen die nähere Kenntniß von diesen Wesen, die unser Gemüth ansprechen sollen, vorausgehen, wir müssen wissen, welcher Faden uns leiten kann, bei Unterscheidung so zahlreicher Formen, deren Theile meist gleichartig, nur durch ihre Verhältnisse die Verschiedenheit der Arten bedingen. Unerlaßlich ist also die Kenntniß der Entwickelung der Pflanzen, die Kenntniß der Theile, die sie entfalten, die der Formen, unter denen diese erscheinen, und der bestimmten Benennungen, mit denen man sie

belegt; endlich der Stufenfolge und Gliederung der beobachteten Formen. Hier ist nicht der Ort, um irgend einen Theil der wissenschaftlichen Botanik, die in die Beschäftigung mit den Zierpflanzen eingreift, am wenigsten den ihrer Beziehungslehre, wofür jedem Anfänger besondere Anleitungen (z. B. „Katechismus der Botanik", Leipzig 1825) zu Gebote stehen, auszuführen; dagegen finden wir es zweckmäßiger, die Gruppen des Pflanzenreichs, die sogen. natürlichen Familien, mit Angabe ihrer vorzüglichsten und bekanntesten Zierpflanzen aufzuführen.

Wir theilen das Reich der Gewächse naturgemäß, den Hauptorganen der vollendeten Pflanze entsprechend, in 8 Classen. Die beiden ersten, die der Pilz- oder Keimpflanzen, und die der Flechten- oder Doppelkeimpflanzen, enthalten keine Zierpflanzen, welche man cultivirt, sondern können nur im Freien, in ihren natürlichen Gruppen, durch ihre sehr mannigfaltige Form und bunten, noch an ihre Erdzeugung erinnernden, nicht grünen Farben das Auge erfreuen. III. Cl. Grüne Kryptogamen, Wurzelpflanzen. Das deutlicher werdende Grün verkündet ihre höhere Gewächsnatur, aber auf ihrer niedern Stufe sind sie als isolirte, schwimmende Wurzeln zu betrachten. Dahin gehören die Algen, zu welchen die Wasserfäden gerechnet werden, und die Tange. In höherer Entwickelung folgen die Moose und endlich die Farrn, bei denen sich eine vollkommene, obwol noch nicht abgeschlossene Blattbildung darstellt. Die Fruchtbildung ist bei allen diesen grünen Kryptogamen von der der vorigen Classe wenig verschieden, nur deutlicher gesondert. In der Abtheilung der Farrn oder Farrnkräuter, auch Farrenkräuter (Filices) genannt, finden sich die ersten Zierpflanzen. Nur ihre Wurzel ist wie bei den höhern Pflanzen vollendet, ihr Stamm liegt bei den meisten in der Erde und besteht aus Schuppen, welche die übriggebliebenen Strünke der abgestorbenen Wedel sind, diese Wedel sind als Zweige zu betrachten, deren Zweigelchen von der Blattmasse eingefaßt, wie Rippen eines einzelnen Blattes erscheinen, und an ihren Spitzen, auf der Rückseite der Blattfläche ihre Keimkornkapseln tragen. Wo dagegen die Blattsubstanz verkümmert ist, da treten die Keimkornkapseln auf freien Zweigen, in Gestalt einer Ähre oder Rispe zusammen. Die Wedel der mehrsten Farrn entfalten sich durch spiralförmiges Aufrollen, indem sie vorher in dieser Richtung zusammengewickelt erscheinen. Die größte Anzahl der Farrnkräuter gehört der heißen Zone an, weit weniger der gemäßigten und nördlichen. Vorzüglich bewohnen sie feuchte Felsschluchten, überhaupt schattigen Boden, auch als Schmarotzer faule Baumstämme, wenige wachsen an sonnigen Felsen, Ruinen und Mauern. Die Farrnkräuter zeigen eine unendliche Mannigfaltigkeit in ihrer Größe, in der verschiedenartigen Zusammensetzung ihrer Wedel, und größtentheils erscheinen sie unter einer zierlichen und zarten Bildung, weßhalb man vorzüglich in neuerer Zeit auf sie in Beziehung zur Gartenverzierung mehr aufmerksam geworden ist. Ihre Cultur ist nicht schwierig, und ihre Dauer sehr lange. Die einheimischen, in unsern deutschen Waldungen vorkommenden Arten gräbt man mit ihrem Stocke aus und setzt sie auf künstliche Felsenpartien, oder an Mauern, überhaupt an schattige Plätze, am liebsten in Verbindung mit Wasseranlagen, auf Bassins oder an Gräben und Brunnen. Die der heißen Zone cultivirt man in ähnlichen künstlichen Anlagen im warmen Hause, wo sie für Decoration höchst vortheilhaft zu verwenden sind, oder man setzt sie in Töpfe und behandelt sie wie andre Pflanzen. Die Erziehung der Farrnkräuter aus Samen gewährt viel Vergnügen, wegen der großen Abwechselung der Formen, die die Wedel in ihren ersten Lebensperioden durchlaufen. Der Same behält seine Keimkraft eine lange Reihe von Jahren hindurch, man säet ihn in feingesiebte Lauberde, in flache Scherben, bedeckt ihn dann mit zerstückeltem Moos, um die Feuchtigkeit möglichst gleichförmig zu erhalten und deckt sie noch überdies mit Glasplatten zu. In dieser Stellung nehmen sie den hintersten Platz im Treibkasten ein. Für freie Anlagen brauchbar sind: Ceterach

Digitized by Google

officinarum, Polypodium vulgare und deſſen Abänderung P. cambricum, P. Phegopteris, P. Dryopteris, P. calcareum, Aspidium Lonchitis, A. Oreopteris, A. Thelypteris, A. rigidum, A. aculeatum, A. Filix mas, A. spinulosum, A. bulbiferum, A. fragile, A Filix femina, Onoclea sensibilis, Struthiopteris germanica, Allosorus crispus, Blechnum boreale und B. occidentale, Asplenium Trichomanes, A. viride, A. Adianthum nigrum, Scolopendrium officinarum, Pteris aquilina, Adianthum pedatum, Woodsia ilvensis, Osmunda regalis; für die Gewächshäuſer viele ſchöne Arten der Gattungen Acrostichum, Hemionitis, Gymnogramma, Notochlaena, Polypodium, Aspidium, Blechnum, Woodwardia, Doodia, Asplenium, Allantodia, Pteris, Adianthum, Cheilanthes, Davallia, Dicksonia, Todea, Osmunda. Noch ſind merkwürdig die Gattungen Lygodium oder Hydroglossum, deren Wedel ſich windet, und Cyathea, deren Arten ihren Stamm ſenkrecht über die Oberfläche der Erde 20—30 Fuß hoch erheben, wodurch dieſe ſchönen Pflanzen das Anſehen einer Palme gewinnen. Die höchſte Vollendung dieſer Familien ſind die Palmenfarrn, welche bei derſelben Stamm- und Wedelbildung einen abgeſonderten Herztrieb für ihre Fruchttheile haben. Hierher gehören die Gattungen Cycas und Zamia, in vielen Arten in Oſt- und Weſtindien; unter erſterer finden ſich ſolche, aus denen Sago gewonnen wird. (S. Palmen.) — IV. Cl. Scheidenpflanzen. Sie unterſcheiden ſich ſehr leicht durch eine ſcheidenartige Entwickelung ihrer Theile, beſonders deutlich ſchon bei ihrer Keimung, wo ſie mit einer einfachen Spitze die Erde durchbrechen, und aus dieſer Spitze von innen die übrigen Theile entfalten. Sie ſind die erſten Gewächſe mit wahren Blättern und Blüthen, jedoch erreichen dieſe Gebilde noch nicht die Mannigfaltigkeit und Vollendung, wie in den folgenden Claſſen. In 3 Hauptſtufen entwickelt dieſe Claſſe 1) die Waſſerſcheidenpflanzen, 2) die Gräſer, Binſen und Schwertel, 3) die Lilien und Palmen. Unter der erſten Ordnung finden ſich nur in den Familien der Aronsgewächſe, der Alismaceen und Seeroſen ſolche, deren Cultur unſern Gärten zur Zierde gereicht. So gehören dahin die zahlreichen Arten der Gattungen Arum, Caladium, Richardia, Calla; Dracontium, Pothos, Sumpfgewächſe der heißen und gemäßigten Zonen, die ſich wegen ihrer meiſtens ſpieß- oder ſpatenförmigen Blätter, und wegen ihres ſchönen Anſtandes noch mehr als wegen ihrer dütenförmigen Blüthenſcheiden, von verſchiedener Farbe und Größe, in welcher die eigentlichen Blüthen klein und unanſehnlich auf fleiſchigen Kolben ſitzen, für Verzierung der warmen Häuſer empfehlen. Von den Alismaceen ſind es die Gattungen Aponogeton, Sagittaria, Alisma, Butomus, Stratiotes, größtentheils einheimiſch, angenehme Zierden unſerer Baſſins und Teichränder. Letztere Gattung, Stratiotes, gleicht einer ſchwimmenden Aloe und entfaltet ihre weißen, dreiblättrigen Blüthen auf kurzem Schafte. Auch die Vallisneria (ſ. d.) gehört hierher. Die Seeroſen zeigen die höchſte Vollendung der Waſſerſcheidenpflanzen, ſchildförmige Blätter, vielblättrige Blüthe. Die Gattungen Nuphar und Nymphaea ſind in einzelnen Arten (Nuphar lutea und N. alba) der Schmuck unſerer Teiche, Canäle und Seen, während mit prachtvollern rothen Blüthen Nelumbo und Anneslea die Wäſſer des Orients verzieren, und eine Nelumbo mit gelben Blüthen iſt auch dem Occident zu Theil geworden. Auf der zweiten Stufe beginnen die Gräſer, und bei ihnen iſt es mehr die immortelle Eigenſchaft ihrer Spelzen, oder die Schlankheit ihres Wuchſes, als der Bau der innern Blüthen, was einzelne Arten für Cultur empfiehlt. Phalaris arundinacea, unſer einheimiſches rohrähnliches Glanzgras, wird mit weiß und grüngeſtreiften Blättern, wahrſcheinlich in dieſer Veränderung in Japan erzeugt, unter dem Namen des Bandgraſes in Gärten gebaut; Melica altissima trägt bunte Spelzen, Briza major eiförmige hängende Ährchen, beweglich bei jedem Hauche der Luft. Das große Schalmeienrohr, Arundo donax, erinnert uns an die höhere

Vollendung der ſüdlichen Flora, und Bambusa arundinacea zeigt uns im Kleinen ein Abbild grasartiger Bäume in Indiens Oſten und Weſten. Das Zuckerrohr, Saccharum officinarum, der Reis, Oryza sativa, und der Mais oder türkiſche Weizen, Zea Maïs, gewähren liebliche Formen und ſind doppelt ſchätzbar durch ihre Benutzung. Die Cyperngräſer, beſonders der Papyrus der Alten, tragen meiſtens doldenförmig zuſammengeſetzte Blüthen auf ſchlankem Halm ohne Knoten. Mit Lilienblüthe zeigt ſich das Gras als Commelina, Tradescantia, in vielen zierlichen Arten, deren einige die freien Beete mit hochblauen Blüthen ſchmücken, oder nur im geſchützten Hauſe ihre zarten vergänglichen Blüthen entfalten. Die eigentlichen Schwertel vermitteln deutlicher noch mit den Gräſern der Lilien Verwandtſchaft. Bei zierlich emporſtrebendem Wuchs und ſchwertförmigen ſattelähnlich einander gegenüber liegenden Blättern treiben ſie Blüthen von zarten Häuten, meiſtens gefärbt und gezeichnet mit prangenden Farben, 3 Staubfäden und einem Fruchtknoten, unter der Blüthe; ſo die zahlreichen Arten der ſchönen Gattungen Tigridia, Sisyrinchium, Iris, Gladiolus, Babiana, Ixia, Crocus, faſt alle nur Zierden des Frühlings, deren knollige Wurzeln nach dem Abblühen außer der Erde aufbewahrt werden bis zum Winter, wo ihr Trieb von neuem beginnt. An ſie ſchließen ſich die mit 6 Staubfäden verſehenen Amaryllideen, deren Gattungen: Galanthus, Leucoyum, Narcissus, Pancratium, Crinum, Haemanthus, Amaryllis, und die Bromeliaceen, durch Bromelia Ananas mit der eßbaren Frucht, durch Agave americana (die ſogenannte große Aloe), Pitcairnia und Tillandsia bekannt genug: größtentheils Pflanzen der heißen Zone, mit ſchönen Blüthen, darum vorzüglich beliebt. Die letzte Ordnung der Scheidenpflanzen beginnen die Sproſſengewächſe, unter denen Asparagus, der Spargel, Dracaena, die Maiblumen in verſchiedenen Arten u. a., den wahren Liliengewächſen vorausgehen, aber ſowie dieſe ihren Fruchtknoten innerhalb (nicht unter der Blüthe) tragen. Unter die Liliaceen gehört Veratrum, Germer, Colchicum, die Zeitloſe, Hemerocallis, Bulbocodium, Erythronium, Gloriosa, Lilium in ſeinen vielen ſchönen Arten, von denen die weiße (L. album) und die Feuerlilie (L. bulbiferum) die bekannteſten, die Tigerlilie aber, L. tigrinum und L. Chalcedonicum, ein paar von den ſchönſten ſind. Ferner Fritillaria, wohin die Kaiſerkrone, F. imperialis, und das ſogenannte Kibitzei, F. Meleagris, gehören, und Tulipa, deren bekannteſte, T. Gesneriana, die gemeine Gartentulpe, 1559 in Augsburg bekannt wurde. Dann noch Yucca, Eucomis, Lachenalia, Phormium, die neuſeeländiſche Flachslilie, Muscari, Hyacinthus, deren bekannteſte iſt H. orientalis, die gemeine Gartenhyacinthe, Scilla, Ornithogalum, Albuca, Allium, Agapanthus, Hypoxis, Bulbine, Anthericum, Polianthes, Asphodelus, Drimia, Veltheimia, Aletris, Lomatophyllum, Aloë. Auf dieſe an Arten reichen Gattungen folgen die Bananengewächſe, die mit den Orchideen, oder Knabenkräutern, Orchis, Ophrys, Satyrium, Serapias, Disa, Epidendrum, Vanilla, Cimbidium, Limodorum, Cypripedium, deren eine ſehr bedeutende Anzahl den heißen Klimaten, verhältnißmäßig wenige der gemäßigten und nördlichen Zone gehören, in jenen aber zum Theil als Schmarotzer auf faulen Baumſtämmen wachſen, beginnen, dann durch die Abtheilung der Gewürzlilien oder Scitamineen, von denen man in Gärten die Gattungen Canna, das Blumenrohr, Kämpfera, Maranta, Hedychium, Zingiber, Curcuma, Costus u. a. cultivirt, zu den eigentlichen Bananen oder Helikonien, den Piſangs, Musa, Heliconia, Ravenala, übergeht. Die Musa paradisiaca, sapientum und rosacea blühen in unſern Gewächshäuſern, und erſtere tragen angenehme, aromatiſche, eßbare Früchte, die Ravenala oder Urania speciosa iſt ſchon ganz palmenähnlich, hat einen Stamm und große Blätter in einem ungeheuern Fächer, ſie blüht bei uns nicht. Die eigentlichen Palmen beſchließen die Scheidenpflanzen, indem ſie die Stammbildung unter allen Gewächſen bis zur

Digitized by Google

höchſten Vollendung aufführten, ſodaß man Palmen kennt, deren Stamm gegen 250 Ellen lang iſt. Die Cultur der Palmen iſt eigentlich leicht, wenn ſie einmal an ihren Standort gewöhnt ſind; nur die Erziehung aus Samen, der Transport und die Vermehrung ſind ſchwierig. In England cultiviren die Herren Loddigges ſchon 120 verſchiedene Arten. — V. Cl. Blattpflanzen, blumenloſe. Sie keimen zuerſt mit 2 oder mehren Samenläppchen, durchlaufen alle Geſtalten der Blätter und vollenden deren höhere Bildung. Ihre Blüthen entſprechen aber dem Baue des Blattes, ſie ſind ein Kelch, bei einigen wol gefärbt und wohlriechend, aber ohne innere Hülle, ohne Blumenkern. Die erſte Ordnung enthält wieder unvollkommene, gleichſam die Algen und die Claſſe der Wurzelpflanzen hier wiederholend, meiſtens im Waſſer lebende, dahin gehören die nicht cultivirten Chara, Ceratophyllum, Podostemon, Caulinia, Naias, dann die Lycopodiaceen, Balanophoreen und die Rhizanthae, letztere mit dem Wunder der Natur, der großen pilzartig in Sumatra ſchmarotzenden Raflesia, deren Blüthendurchmeſſer 3 Fuß beträgt. Eine zweite Ordnung durchläuft wieder die deutlichere Bildung des Stammes; dahin gehören die Equiſetaceen, Caſuarinen und Taxeen, denen die Santalaceen (Thesium, Osyris, Santalum) und die Elägneen (Hippophaë, Elaeagnus), ſich anſchließen. Dann beginnen die Wedel- oder Zapfenbäume, an ſie ſchließt ſich die vielgeſtaltige Familie der Proteaceen, durch den Silberbaum, Protea argentea, beſonders bekannt, und endlich die Thymelaeen, wie Pimelea, Struthiola, Passerina, Gnidia, Daphne. Eine dritte Ordnung beginnen die Melbengewächſe, die Atripliceen, mit Salicornia, Salsola, Atriplex, Axyris, Chenopodium, Pollichia, Camphorosma, Blitum, Basella, Beta, Spinacia, Thelygonum, Amaranthus, Celosia, Gomphrena, Phytolacca, Rivina, unter denen die Celoſien und Gomphrenen als Immortellen beliebt ſind. Zunächſt mit dieſen verwandt erſcheinen die Kätzchenbäume, Amentaceae, von denen auch viele die Luſtgebüſche verzieren. Hierher gehören die Gattungen Salix, Weide, Populus, Pappel, Betula, Birke, Alnus, Erle, Carpinus, Hainbuche, Quercus, Eiche, Corylus, Haſel, Liquidambar, der Storaxbaum, Fagus, die Rothbuche, Castanea, der echte Kaſtanienbaum, und endlich die Rüſter oder Ulme. Alle können nur im großen Maßſtabe als Zierpflanzen gelten. Ihnen folgen die Neſſelgewächſe, durch diejenigen unter ihnen, welche mit brennenden, giftabſondernden Haaren beſetzt, allgemein bekannt; ſchönere Arten der Gattung Urtica nährt das heiße Ausland, und ſie zieren die Gewächshäuſer, obwol mit jener Eigenſchaft zum Theil noch ſtärker begabt. Dann Parietaria, das Glaskraut, Humulus, der Hopfen, die natürliche Guirlande, Cannabis, der Hanf, endlich auch Bäume wie Morus, der Maulbeerbaum, mit Broussonetia, dem Papiermaulbeerbaum, Artocarpus, dem merkwürdigen Brotbaum und Ficus, dem Feigenbaum. Dieſen verwandt iſt die Familie der Monimieen, mit den ſchönen, Abends wohlriechenden Zierſträuchern Calycanthus und Chimonanthus. Die Gruppe der Ariſtolochieen oder Oſterluzeigewächſe enthält die weniger anſehnliche Haſelwurz, Asarum, und die echte Oſterluzei, Aristolochia, in vielen Arten, von denen die ſtrauchartige großblättrige A. Sipho, welche Lauben bedeckt und beſchattet, wegen ihrer pfeifenkopfähnlichen Blüthe bekannt iſt. Die Euphorbiaceen entwickeln ſich in mehren Stufen zu Gewächſen mit dreifächrig zerplatzender Frucht. Als Zierpflanzen hier mehre Arten der Wolfsmilch, Euphorbia, des Wunderbaums, Ricinus, Iatropha, Buxus u. ſ. w. Mit dieſen nahe verſchwiſtert ſind die Pfeffergewächſe, die Meniſpermeen und Laurineen. Letztere enthalten den edlen Lorber, Laurus nobilis, andre Laurusarten ſind der Kampher-, Zimmet- und Caſſienbaum; auch Myristica ſchließt ſich hier an. — VI. Cl. Einblumenblättrige, Monopetalen. Entwickeln innerhalb des Kelchs eine einblättrige Blume, die bei den meiſten die Staubfäden trägt. Die erſte Familie, die der Plumbagineen, enthält die ſchöne Gattung Statice, deren mehre Arten ſowol im freien Lande gezogen

meiſt.
t die ſchön.

Digitized by Google

als auch in Töpfen cultivirt werden, und Armeria, die bekannte Grasnelke, deren eine als Einfassung für Beete häufig gebraucht wird; endlich Plumbago, in einigen wenigen Arten die Zierde der Häuser. Ihnen nahe verwandt sind die Nictagineen, von denen Mirabilis mit wohlriechenden Blüthen Abends erfreut, Boerhaavia, Allionia, Oxybaphus u. a. Die Dipsaceen bieten uns die schöne Gattung Valeriana, wohin die bekannteste, schönste Art, Valeriana rubra zu rechnen ist. Dann Patrinia, Fedia, Scabiosa, eine große Gattung, in viele Gruppen zerfallend, Knautia und Dipsacus selbst. Die Geisblattgewächse, Caprifoliaceae, enthalten die mit Recht so genannten Je länger je lieber, Diervilla, Symphoricarpos, und die bescheidene Linnaea; verwandt sind Sambucus und Viburnum, wohin der Schneeball gehört. Die Rubiaceen entwickeln zuerst als Sternkräuter die Gattungen Galium, Asperula, Crucianella, Rubia, Spermacoce, dann die Sträucher und Bäume Psychotria, Ixora, Houstonia, Bouvardia, Coffea, Gardenia u. s. w. Aber wie groß und an Gattungen reich ist die Familie der Syngenesisten oder Compositae; auch zerfallen sie in mehre Gruppen. Als Cichoriaceen sind zu bemerken Catananche, Crepis (Barkhausia rubra, Tolpis barbata), Hieracium, Prenanthes. Eine zweite Gruppe, Corymbiferae, enthält die Gattungen Eupatorium, Vernonia, Liatris, Stevia, Cacalia, Balsamita, Tanacetum, Gnaphalium, Elichrysum, Xeranthemum, größtentheils schöne Gewächse, letztere Gattungen: Immortellen. Drittens stellen die Radiatae die bekannten umstrahlten Formen in ihren Blüthenköpfen dar. Dahia Tussilago, Doronicum, Arnica, Inula, Solidago, Aster, Cineraria, Kaulfussia, Senecio, Boltonia, Verbesina, Jaegeria, Galinsogea, Sanvitalia, Heliopsis, Buphthalmum, Telekia, Ximenesia, Centrachena, Chrysanthemum, Pyrethrum, Anthemis, Bellis, Achillea, Helenium, Tagetes, Zinnia, Bidens, Cosmea, Georgina, Calliopsis, Coreopsis, Rudbeckia, Tithonia, Helianthus, Silphium, Calendula, Arctotis, Gorteria, Gazania, dann die Gruppe der distelköpfigen Cynareen, in den Gattungen Serratula, Carthamus, Carduus, Cnicus, Centaurea, Echinops, von denen besonders die vorletzte an schönen Arten reich ist. Auf die Syngenesisten folgen die Cucurbitaceen, die Kürbisgewächse, aus denen eigentlich nur Momordica und Trichosanthes Zierpflanzen liefern. Reicher daran ist die folgende Familie der Campanulaceen oder Glockenblüthler, deren vollkommnere Gattungen alle die Blumenform tragen, die ihr Name bezeichnet. Noch unregelmäßige Blüthen hat aber Stylidium, Goodenia, Lobelia, Velleia, Scaevola, Lechenaultia, Cyphia, regelmäßig aber Jasione, Phyteuma, Trachelium, Campanula, Adenophora, Wahlenbergia, Roëlla, Michauxia, Canarina. Die Lippenblüthen, Labiatae, haben in der Regel rachenförmige Blumen, 2 lange und 2 kurze Staubfäden, einige nur 2, wie Rosmarinus, Collinsonia, Salvia, Monarda, unter jenen aber sind folgende zu nennen: Teucrium. Satureia, Hyssopus, Nepeta, Elsholtzia, Lavandula, Sideritis, Mentha, Lamium, Galeopsis, Betonica, Stachys, Ballota, Marrubium, Leonurus, Phlomis, Thymus, Dracocephalum, Melittis, Ocymum, Plectranthus, Scutellaria, Prunella. Diese Familie geht über in die Verbenaceen, wohin Verbena, Aloysia, Stachytarpheta, Vitex, Myoporum, Stenochilus u. a. zu rechnen. Die Asperifoliae oder rauchblättrigen Gewächse enthalten bekannte Zierpflanzen in den Gattungen Heliotropium, Myosotis, Lithospermum, Anchusa, Cynoglossum, Omphalodes, Pulmonaria, Symphytum, Cerinthe, Borrago, Echium. Einen Anhang bilden die Polemoniaceen, mit Kapseln, nämlich Hydrophyllum, Aldea, Polemonium, und die schöne Gattung Phlox, mit ihren vielen Arten, eine bekannte Zierde des Sommers. Die Polygaleen mit ihrer Gattung Polygala, Muralta, die Acanthaceen: Justicia, Dicliptera, Eranthemum, Thunbergia, Crossandra (Harrachia), Barleria, Ruellia, Acanthus, und die Gesnereen: Gesneria, Columnea, Trevirania, Martynia, Gloxinia, Besleria, nebst den Bignoniaceen:

Catalpa, Bignonia, Jacaranda, Spathodea, Tecoma, Cobaea, bilden zuſammen eine natürliche Reihe und enthalten viele treffliche Zierpflanzen. Dann ſind die Scrophulatinen, worunter Gratiola, Schizanthus, Calceolaria, Veronica, Bannaya, Hornemannia, Tittmannia, Conobea, Stemodia, Gerardia, Castilleia, Herpestis, Dodartia, Nemesia, Linaria, Antirrhinum, Anarrhinum, endlich Celsia, Hemimeris, Rhinanthus, Alectorolophus, Melampyrum, Euphrasia, Pedicularis, Mimulus, Chelone, Pentastemon, Digitalis, als Zierpflanzen enthaltend, zu nennen. — VII. Cl. Kelchblüthler, tragen ihre mehrblättrige Blumenkrone nebſt Staubfäden auf dem Kelche. Hier entwickelt ſich zuerſt die Familie der Doldengewächſe, Umbelliferae, aus denen man außer Eryngium und Astrantia kaum andre Gattungen als Zierpflanzen zieht. Die Epheugewächſe, Hederaceae, enthalten Sträucher, welche Guirlanden bilden, ſo Hedera, der Epheu ſelbſt, der mehr durch ſeine eckigen Blätter als durch die ſelten erſcheinenden, unanſehnlichen Blüthen als Schmuck dient. Die Therebinthaceen enthalten die große Gattung Rhus, Schinus, Pistacia, Ailanthus, Brucea, Averrhoa, Fagara u. a., zum Theil nur in Gewächshäuſern erziehbar. Die Rhamneen liefern mehre für Luſtgebüſche zu verwendende Sträucher und Bäume, andre ſind auch nur für das wärmere Glashaus. Dahin gehören die Gattungen Rhamnus, Zizyphus, Paliurus, Ceanothus, Phylica, Ilex, Pomaderris, Cassine, Evonymus, Celastrus u. a. Die Roſaceen entwickeln ſich als weniger anſehnliche Kräuter, in niederer Stufe, Alchemilla, Poterium, Sanguisorba, Agrimonia, Geum, Dryas, Potentilla, Fragaria u. a., an ſie ſchließen ſich die Sträucher, Rubus und Rosa. Letztere Gattung in einer Menge von Arten und Spielarten, ergötzt durch Form und Farbe, zum Theil durch Geruch. Die Sedeen enthalten größtentheils Fettpflanzen, die Gattungen Sedum, Crassula, Sempervivum, Saxifraga, an dieſe grenzen Cunonia, Callicoma, Hydrangea, Philadelphus u. a., alle Sträucher. Die Loaſeen enthalten die wenigen Gattungen: Gronovia, Loasa, Blumenbachia, Mentzelia, Turnera. Zahlreich durch Arten verbreitet über Amerikas Süden iſt Cactus mit ſeinen Verwandten, zum Theil ſchönblüthige, zum Theil nur durch ihren Wuchs anſehnliche, ſaftig-fleiſchige, ſtachlige Sträucher. Ähnlich im Bau der Blüthe und Frucht zeigt ſich Ribes, wohin die Johannis- und Stachelbeere gehört. Die Knötrichgewächſe entwickeln unter den Gruppen der Polygoneen, Paronychieen, Portulaceen eine Menge Formen, aber nur wenige dienen zur Zierde, doch darf Polygonum, Begonia, Gomphrena, Celosia, Achyranthes, Telephium, Talinum, Claytonia nicht ungenannt bleiben. Die Aizoideen beſtehen faſt aus lauter Fettpflanzen, wohin die große und durch viele Arten ſehr bekannte Gattung Mesembryanthemum, Tetragonia, Glinus, Sesuvium, Aizoon u. a. zu rechnen. Die Pomaceen enthalten Gillenia, Spiraea, Pyrus, Cydonia. Die Onagreen beginnen mit Haloragis, Lopezia, Circea, und beſchließen mit Epilobium, Oenothera, Fuchsia, Combretum. Unter den Salicarien finden ſich die ſchönen Gattungen Cuphea, Lythrum, Rhexia, Melastoma, Blakea, Lagerströmia u. a. An dieſe ſchließen ſich die Myrteen mit ihren wohlriechenden Blättern, unter ihnen die Gattungen, Myrtus, Punica, Melaleuca, Metrosideros, Callistemon, Calothamnus, Eucalyptus, Eugenia u. a. Den Beſchluß der Claſſe bildet die Familie der Amygdaleen, Prunus und Amygdalus in mehren Formen, in Hinſicht auf Blüthe und Frucht ſehr vollendet. — VIII. Cl. Stielblüthler. Bei ihnen erſcheinen alle gleichartige Theile auf dem Blüthenboden geſondert, ſodaß dieſelben frei ſind, und nicht gegenſeitig bei dem Abfallen von einander abhängig. Die Familie der Kreuzblüthler, Cruciferae, hat als Zierpflanzen die Gattungen Iberis, Alyssum, Draba, Lunaria, Hesperis, Cheiranthus, Heliophila, und Jeder kennt wenigſtens Lack und Levkoye. Angrenzende Formen ſind Reseda, Epimedium, Berberis u. a. Die Capparideen zeigen unter ſich

Digitized by Google

die Gattungen Cleome, Crataeva, Capparis u. ſ. w. Hieran reihen ſich die Papaveraceen, mehre Stufen durchlaufend durch die Gattungen Fumaria, Corydalis, Cysticapnos, Adlumia, Chelidonium, Glaucium, Roemeria, Argemone, Papaver, deren letztere Gattung als Zierpflanze in mehren Arten gemein iſt. Die Ciſteen bieten zahlreiche Arten zur Zierde der Gärten aus den Gattungen Viola, Helianthemum, Cistus. Groß und an Gattungen reich iſt die über den größten Theil der Erde verbreitete Familie der Hülſengewächſe, der Leguminoſen, meiſtens durch gefiederte Blätter und wickenartige Blüthe ein Schmuck unſerer Gärten und Häuſer. Die bekannteſten ſind Lupinus, Orobus, Lathyrus, Vicia, Galega, Lotus, Medicago, Astragalus, Coronilla, Trifolium, Melilotus, Cassia, Robinia, Acacia, Mimosa, alle viele eigenthümliche Formen durchlaufend. Die Ranunkelgewächſe oder Ranunculaceen enthalten ſchöne Zierpflanzen in reichlicher Anzahl in den Gattungen Ranunculus, Anemone, Hepatica, Pulsatilla, Clematis, Thalictrum, Adonis, Garidella, Nigella, Delphinium, Aconitum, Trollius, Helleborus, Paeonia, und unmittelbar gehen dieſe weiter, angrenzend an Sträucher und Bäume, wie Dillenia, Liriodendron, Magnolia, Asimina, Annona u. a. Die Rautengewächſe oder Rutaceen zeichnen ſich nicht durch ihren angenehmen Bau allein, ſondern meiſtens auch durch kräftigen Geruch aus; man cultivirt die Gattungen Ruta, Dictamnus, Fagonia, Zygophyllum, Guajacum, Crowea, Eriostemon, Zieria, Peganum, Melianthus, Diosma, Agathosma, Barosma u. ſ. w. Die Sapindaceen oder Seifenbaumfamilie führt wenig anſehnliche Zierpflanzen, außer einigen Bäumen, von ihnen Koelreuteria, Paullinia, Aesculus, von Kräutern nur etwa Cardiospermum. Die Malvaceen, die Malvengewächſe, bilden eine lange Reihe von Formen, deren viele wegen ſchöner Blüthen geſchätzt ſind. Allgemein bekannt ſind die Gattungen Malva, Lavatera, Kitaibelia, Althaea, Hibiscus, weniger gemein, aber ſchön Pentapetes, Malope, Gossypium, Urena, Malachra u. a. Die Storchſchnabelfamilie, die der Geraniaceen, enthält eine große Menge von Arten in wenigen Gattungen, Erodium, Geranium, Pelargonium, Monsonia, und viele von jenen gehören zu den gemeinſten Gewächſen; auch durch Schönheit und Geruch angenehm ausgeſtattete gibt es viele bei ihnen. Byttneriaceen cultivirt man weniger, nur etwa Ayenia, Byttneria, Sterculia im Gewächshaus. Die Familie der Nelkengewächſe oder Caryophylleen iſt minder zahlreich an Gattungen und Arten; man cultivirt viele aus der Hauptgattung Dianthus, deren eine Art, Dianthus caryophyllus, die gemeine Gartennelke, durch ihre Abänderungen allein viele Menſchen beſchäftigt, dann gehören hierher Lychnis, Silene, Agrostemma, an ſie ſchließt ſich Linum. Von den Elaeocarpeen iſt noch wenig zu ſagen, da ſie ſelten vorkommen, die Tiliaceen aber, die Lindengewächſe, erfreuen uns durch Tilia, und in Gewächshäuſern durch mehre zärtlichere Gattungen, von denen wir Sparmannia nennen. Die Theaceen enthalten den Theeſtrauch, die Hauptgattung Thea, dann Camellia und einige weniger bekannte Gewächſe. Unter den Malpighiaceen zeigt ſich Malpighia in unſern Häuſern, ebenſo Triopteris und ihre Verwandten. Die Hypericeen, die Hartheugewächſe, enthalten in wenigen Gattungen viele Arten; Ascyrum, Hypericum, Mammea, Clusia kommen in Gärten gewöhnlich vor. Die vollendete Bildung der freien Frucht zeigt ſich in der letzten Familie, in der der Orangengewächſe oder Aurantiaceen. Genugſam bekannt ſind die vielen Varietäten von Citrus, deren Früchte Citronen, Limonien, Pomeranzen, Sinaäpfel u. dgl. mehr den Genuß, den die Bäume durch Wuchs und Geruch bieten, erhöhen.

Haben wir ſo in ſyſtematiſcher Reihe der Gewächſe gedacht, die uns ergötzen, ſo ſei es uns auch erlaubt, zu bemerken, daß eine ſolche aus der Natur geſchöpfte Anordnung der Gewächſe für ihre Betrachtung im Ganzen den innigſten Einfluß äußert auf ihre Wartung und Pflege. In den meiſten Familien zeigt ſich die nahe

Digitized by Google

Verwandtſchaft nicht bloß im Bau ihrer Theile, auch die Entwickelung im Wachsthum und in den Bedürfniſſen für ihre Erhaltung. In jeder Familie können Kräuter und Sträucher und Bäume beiſammenſtehen, ſie können, was in vielen wirklich der Fall iſt, durch Süden und Norden zerſtreut ſein, eine gewiſſe Übereinſtimmung in ihrem Weſen bleibt ihnen immer. Die Gärtner unterſcheiden ihre Zierpflanzen als Kräuter, nämlich 1) als einjährige, annuae, ☉; 2) biennes, zweijährige, ♂; 3) perennes, Staudengewächſe. Erſtere blühen während ihres erſten Sommers, bringen dann Samen und ſterben mit der Wurzel ab, die zweijährigen blühen erſt im 2. Jahre, worauf ſie gleichfalls Samen bringen und abſterben; letztere aber, die ausdauernden, treiben jährlich neue Stengel aus der fortwachſenden Wurzel, dieſe tragen Blüthen und Früchte, und ſterben vor dem Winter wieder ab. Holzpflanzen, ♄, dagegen behalten ihren holzigen Stamm durch den Winter und ſind entweder Sträucher, wenn ſie von unten auf ſchon veräſtelt ſind, oder Bäume, deren Gipfel nur aus Äſten beſteht, getragen von einfachem Stamm. Für Verzierung der Gärten werden alle angewendet, und es iſt eine beſondere Aufgabe der Cultur, die einzelnen Arten dergeſtalt äſthetiſch zu vertheilen, daß ſie in Hinſicht auf Höhe und Wuchs, auf die Form ihrer Theile: vorzüglich die Blätter in Hinſicht auf Farbe der Blüthe, und auf die Zeit ihrer Erſcheinung, auch wol in Bezug auf Gerüche und Contraſte mit andern Gegenſtänden, den Anfoderungen des Geſchmacks entſprechen. Die Blüthencalender geben Nachweiſung über die Blüthezeit der Gewächſe, die für die meiſten ſehr beſtimmt iſt, und hiernach iſt man im Stande, ſeinen Garten ſo einzurichten, daß alle Monate der warmen und gemäßigten Jahreszeit ſein Blüthenſchmuck das Auge ergötzt. Für die kalte Jahreszeit gewährt man ſich den Genuß der Blüthenwelt durch Schuz vor der Kälte in Zimmern, Salons und Gewächshäuſern, durch Aufſtellung ſolcher Gewächſe, welche in dieſer Zeit ihre Blüthen entwickeln, oder durch ſchöne Belaubung die Gruppen beleben. Für einen ſolchen Wintergarten ſind beſonders die kleinen Sträucher und Bäume vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Neuholland, dann ganz vorzüglich die Knollen- und Zwiebelgewächſe zu empfehlen, aber auch einige Stauden mit äſtiger und faſeriger Wurzel vertragen das Treiben und bieten ſo früher ihre Blüthen als im gewöhnlichen Klima. (S. Gartenkunſt.) Vgl. Dietrich's „Wintergärtner, oder Anweiſung die beliebteſten Modeblumen und ökonom. Gewächſe in Zimmern zu überwintern" (4. Aufl., Weimar 1818, 2 Thle.); J. E. v. Reider, „Die Geheimniſſe der Blumiſterei ꝛc." (3. Aufl., Nürnberg 1827).

Ziethen (Hans Joachim v.), kön. preuß. General der Cavalerie, Ritter des ſchwarzen Adlerordens u. ſ. w., ward den 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wuſtrau in der Grafſchaft Ruppin geb., begann ſeine militairiſche Laufbahn in ſeinem 14. Jahre beim Infanterieregimente v. Schwendy, nahm einige Jahre darauf, wegen unverdienter Zurückſetzung, ſeine Entlaſſung, lebte drittehalb Jahre auf dem väterlichen Gute und trat 1726 beim Dragonerregimente v. Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienſte, wo er ſich nun mit unermüdetem Eifer ſeiner neuen Waffe widmete. Nichtsdeſtoweniger ward er von einem unwürdigen Kameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerſt einjährigen Feſtungsarreſt, ſpäter ſogar Caſſation zuzogen. Er ward jedoch auf einiger Generale Verwendung 1730 wieder bei der Leibhuſarencompagnie angeſtellt, die der König in Berlin errichten ließ, und aus welcher ſein nachmals ſo berühmt gewordenes Regiment entſtand. 1731 zum Rittmeiſter befördert, machte er 1735 den erſten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des öſtr. Generals Baronay mit, eines damals berühmten Parteigängers, auf deſſen Empfehlung er 1736 zum Major ernannt ward. Im Laufe des erſten ſchleſiſchen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Obriſtlieutenant. Als er aber wenige Tage darauf, in der Affaire bei Rothſchloß, ſich beſonders auszeichnete und ſeinen vormaligen Lehrer Baronay (der des Schülers Würdigkeit in einem

Digitized by Google

Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und verlieh ihm den Verdienstorden. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesandten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der östr. Hauptstadt nie wieder ein preuß. Feldherr gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744), und Z. zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die östr. Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve befehligte, und besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei kathol. Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf, nach der Schlacht bei Kesselsdorf, der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer als die Ungnade Friedrichs, die, von seinen Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Z. in diesem Kriege seinen Feldherrnberuf so vielfach beurkundete. Wir erwähnen bloß, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt, bei Kollin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Schwadronen befehligte, verwundet ward, bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadasti'schen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen für das olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Übermacht und Laudon's Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er das östr. Hauptheer zurückhielt, zum General der Cavalerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwol ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem hubertsburger Frieden (1763) verheirathete sich Z. in s. 65. Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, sowie er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser so sehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus noch an dem bairischen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit gnädig ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und Denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Jan. 1786 zu Berlin ein sanfter, schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne lange Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ. Sein Leben hat Louise Joh. Leop. v. Blumenhagen (Berl. 1800) herausgegeben. — Sein obengedachter, 1765 geb. Sohn war früher Rittmeister bei den Husaren und ist jetzt kön. Landrath des ruppiner Kreises und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe, noch jetzt wohnhaft auf dem väterlichen Gute Wustrau. — Der Generallieutenant, Graf v. Ziethen, Ritter des schwarzen Adlerordens und

mehrer a. Orden, war der Sohn des Rittmeisters v. Z. bei dem ehemaligen Gendarmenregimente, diente 1806 bei dem Regim. Königin Dragoner (jetzt Königin Kuirassier), hat sich insbesondere in dem Kriege von 1813 — 15 gegen die Franzosen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Nach dem zweiten pariser Frieden ward er zum Befehlshaber des preuß. Besatzungsheers ernannt. Nach seiner Zurückkunft ward er Militairgouverneur von Schlesien. Er stammt aus dem Hause Dechtow, im Ländchen Bellin, und ist ein Vetter des Landraths.

Ziffern sind die Zeichen der Zahlen (s. d.) Sie sind aber entweder entlehnte Zeichen, wie die Buchstaben, mit welchen die Griechen und mehre nordische Völker die Zahlen schrieben, oder eigenthümliche, wie die römischen und die neueren, oder richtiger die arabischen Zahlen. Diese Zahlzeichen (1 2 3 4 5 6 7 8 9 0), welche sich noch dazu erst später bestimmter ausgebildet haben, kommen von den Arabern; welche nach Abulpharag („Dynast", I, S. 16) den Indiern ihre Erfindung beilegen. Schon im 9. Jahrh. kommen sie, jedoch selten, z. B. in Frankreich vor. Erst im 11. Jahrh. wurde ihr Gebrauch in Europa allgemeiner. Die römischen Ziffern sollen nach de Matthäis von den Nägeln sich herschreiben, welche die Etrusker und dann die Römer in ihrer ältesten Zeit in ihre Tempel jährlich einschlagen ließen, um damit die Zeitrechnung zu bezeichnen. Von den römischen Zahlzeichen findet sich wahrscheinlich auf der Inschrift der columna rostrata die älteste Spur.

Ziffernmethode, in der Musik die Methode, die Töne und Tonverhältnisse durch Ziffern zu bezeichnen. Da durch Zahlen nicht an sich die ungleichen Stufen der diatonischen Tonleiter, auch nicht die Dauer des Tons, ferner auch nicht die Tonart bezeichnet wird, so entstehen also verschiedene Ziffernmethoden. Schon Rousseau hat die Ziffernschrift für Töne vorgeschlagen. Es hat sich aber ziemlich allgemein gezeigt, daß dieselbe nur für den ersten Anfang beim Lernen, und zur Bezeichnung ganz einfacher Melodien und Harmonien zureiche. Wie sie übrigens neben der Notenschrift zur Abkürzung des Schreibens längst angewendet worden sei, sieht man aus dem Art. Bezifferung.

Zigeuner, ein Nomadenvolk, dessen offenbar asiatische Bildung, Sprache und Sitten durchaus von allen europäischen abweichen. Der Name wird zwar von Mehren für eigentlich deutsch gehalten, und von Zieh-Gauner hergeleitet, allein Dem steht entgegen, daß sie schon bei ihrer Ankunft in Ungarn im Anfange des 15. Jahrh. Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Walachen und selbst von den Türken Zingari, Tschingani und Zigani genannt werden. Dieser Name kommt nicht von den Sigynnen her, welche Herodot vom Pontus bis zum adriat. Meere wohnen läßt, sondern es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß er ursprünglich indisch ist. Denn am Ausflusse des Indus gibt es noch jetzt ein solches Volk, die Tschinganen, und der Lieutenant Pottinger, welcher sie kürzlich in Beluchistan auf der persischen Grenze traf, bestätigt die Ähnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Die Holländer nennen diese Heiden, die Schweden und Dänen Tataren, die Engländer Ägyptier (Gypsies), die Franzosen Böhmen (Bohémiens), die Spanier endlich Gitanos, welches überhaupt den schlauen Charakter bezeichnet. Sie nennen sich selbst Pharaòn, auch Sinte (was mit Sinde, dem hindostanischen Namen der Hindus, übereinstimmt). Dies Volk ist zwar durch ganz Europa verbreitet, und es können leicht an 700,000 durch Europa zerstreut sein; indessen scheinen die meisten im südl. Spanien herumzuschweifen. In England gibt es über 18,000. Meisterhaft hat sie Walter Scott im „Astrologen" geschildert. Auch in England glaubt man, daß sie indischen Ursprungs seien, und zwar sollen sie zum Stamme der Sinder gehört haben, einer indischen Kaste, die um 1400 bei Timur's Kriegszuge zersprengt worden sei. Ihre Sprache ist mit wenig Verschiedenheiten in ganz Europa dieselbe und stimmt noch jetzt mit der Sprache ihrer ehema-

ligen Landsleute überein. Man will jetzt für sie in England Schulen stiften und durch die Missionsanstalt sie bekehren. In Deutschland und Frankreich sind sie nur einzeln, desto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo an 200,000 leben. Noch häufiger trifft man sie in Bessarabien, der Krim, um Konstantinopel und in der ganzen Türkei. Man kennt ihr äußeres Ansehen: die gelbbraune oder Olivenfarbe ihrer Haut, die Kohlenschwärze ihrer Haare und ihrer Augen, die blendende Weiße ihrer Zähne, weßwegen manche ihrer Mädchen, vorzüglich in Spanien, für große Schönheiten gehalten werden. Dazu kommt das Ebenmaß ihrer Glieder, welches selbst den Männern nicht fehlt, die übrigens ein zurückschreckendes, scheues Ansehen haben. Der Zigeuner ist schlank und gewandt, selten von hohem oder starkem Wuchs; seine Physiognomie zeigt Leichtsinn und Gemüthlichkeit. Sie haben selten feste Wohnplätze. Wo es das Klima erlaubt (und sie ziehen deßwegen die südlichen Länder vor), sind sie hordenweise in Wäldern und Einöden anzutreffen. Selten führen sie Zelte mit sich, sondern gegen die Winterkälte schützen sie sich durch den Aufenthalt in Höhlen und Grotten, oder sie bauen sich Erdhütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und obenher mit Rasen, auf Sparren gelegt, bedeckt sind. In Spanien, und selbst in Ungarn und Siebenbürgen, gibt es dennoch mehre, die Gewerbe treiben. Sie sind Gastwirthe, Pferdeärzte, Roßhändler, Schmiede, bessern alte Kessel und Pfannen aus, verfertigen Eisenwaaren, Nägel u. dgl. Einige arbeiten auch in Holz Löffel, Spindeln, Tröge, oder sie helfen dem Landmann auf dem Felde. Man rühmt ihre musikalische Anlage. Sie beschränkt sich aber auf Instrumentalmusik, die sie meist nach dem Gehör treiben. Sie spielen die Violine, die Maultrommel, blasen Waldhorn, Flöte, Hautbois. Ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll, daher bei den Bällen in Klausenburg gewöhnlich eine Bande Zigeuner spielt; auch bei den ungarischen und polnischen Nationaltänzen gibt es keine bessern Spielleute. Bei ihren Nationaltänzen und überhaupt ist ihre Mimik sprechend. — Die in Deutschland sonst herumziehenden Zigeuner verübten meistens Gaunereien, indem die Weiber wahrsagten, die Karte schlugen, die Männer aber ihre sogen. „starken Mannskünste" (als Luftspringer, Seiltänzer ꝛc.) trieben. 1801 entdeckte man in der Mark eine Zigeunerbande, die sich das hohe Corps zum heil. Kreuz nannte, einen König hatte und Reichstage hielt. Ihre Weiber sind in jüngern Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagerei und Chiromantie. Dies Gewerbe ist ihnen durch die ganze Welt eigen, und eine Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins 10. Jahr vollkommen nackt. Erwachsene haben nur Hemd und Hose, oder Rock und Schürze, roth oder hellblau, keine Fuß- oder Kopfbedeckung. Bei den ansässigen Zigeunern aber ist viel Kleidersucht wahrzunehmen. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nothwendig, außer Topf, Schüssel, Kessel, Pfanne, noch ein silberner Becher; zu ihrem Viehstande ein Pferd und ein Schwein. Ihre Nahrung ist ekelhaft. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Sonst aber ist alles Fleisch ihnen willkommen, selbst das von verreckten Thieren; daher eine Viehseuche für sie das willkommenste Ereigniß ist. In Ungarn wurden sie vor einigen und 30 Jahren beschuldigt, mehre Menschen geschlachtet und gegessen zu haben. Auch wurde dies Verbrechen mit der größten Strenge an ihnen bestraft; dennoch bleibt ihre wirkliche Schuld unerwiesen. Unter den Getränken ziehen sie den Branntwein allen übrigen vor. Taback ist ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen ihn, sowol Mann als Weib, mit solcher Begierde, daß sie Alles hingeben, um diese Liebhaberei zu befriedigen. Eine eigentliche Religion haben sie nicht. Unter den Türken sind sie Mohammedaner, und in Spanien wenigstens, sowie in Siebenbürgen, nehmen sie christliche Gebräuche an, aber ohne sich um Unterricht oder um Begriffe von geistlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenbürgen lassen sie ihre

Kinder oft mehrmals an verschiedenen Orten taufen, um desto mehr Pathengeld zu bekommen. Die Ehen werden auf die roheste Weise geschlossen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen seine Schwester oder eine Fremde ist, heirathet sie der junge Zigeuner, sobald er will, gewöhnlich in seinem 14.—15. Jahre. In Ungarn lassen sie sich wol trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine andre als eine echte Zigeunerin. Wird er ihrer überdrüßig, so jagt er sie ohne Umstände fort. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, fast thierische Liebe zu ihren Kindern macht, daß sie dieselben nie strafen, sondern daß diese von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Sittenverderbniß ist unter diesem Volke so groß, daß sie eine wahre Freude an Grausamkeiten finden; daher ältere schlechte Regierungen sich ihrer als Nachrichter bedienten. Dabei sind sie höchst feige und stehlen nur da, wo sie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zur Nacht in die Häuser. Als in Spanien die Pest in einer Stadt herrschte, sah man die Zigeuner in ganzen Horden einbrechen, um die wehrlosen Einwohner zu plündern. Dabei kann man ihnen aber keineswegs Fähigkeiten absprechen. Sie sind nicht allein äußerst schlau bei ihren Unternehmungen, sondern in Siebenbürgen verrichten sie die Goldwäsche mit vieler Geschicklichkeit. Wegen ihrer natürlichen Feigheit sind sie, in Spanien wenigstens, nie zum Soldatendienst genommen worden. In Ungarn hingegen und in Siebenbürgen hat man sie bisweilen im Kriege gebraucht, aber ohne besondere Beweise ihrer Tapferkeit zu erfahren. — Lange und oft hat man schon an die Verbannung dieses Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland wurden schon im 16. Jahrh. Gesetze gegen die Duldung derselben gegeben. Doch halfen selbst die Verfolgungen nur auf kurze Zeit. In die südlichen Gegenden schlichen sie sich immer bald wieder ein. Da sie in den östr. Staaten sehr zahlreich sind, dort auch eine Art von Verfassung haben, indem sie von Oberzigeunern oder Woiwoden gewissermaßen regiert werden, so dachte die große Maria Theresia zuerst daran, sie zu Menschen und Bürgern umzuschaffen. Sie gab 1768 eine Verordnung, daß fortan die Zigeuner feste Wohnsitze wählen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder kleiden und in die Schule schicken sollten. Viele ihrer ekelhaften Gebräuche wurden untersagt, und selbst befohlen, daß man sie nicht mehr Zigeuner, sondern Neubauern nennen sollte. Da diese Verordnung ohne Erfolg blieb, so griff man 1773 zu so strengen Maßregeln, daß man den Ältern ihre Kinder nahm, und sie auf christliche Weise erziehen ließ. Allein hierdurch wurde der an sich löbliche Zweck ebenso wenig erreicht als durch die milden Verfügungen der russischen Regierung. Doch sind Josephs II. weise Verordnungen (seit 1782) zur sittlichen und bürgerlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungarn, in Siebenbürgen und im Bannat nicht ganz ohne Erfolg geblieben.

Was ihre Sprache betrifft, so sind die meisten Wörter indischen Ursprungs; theils kommen sie mit wenigen Veränderungen im Sanskrit, im Malabarischen und Bengallschen vor, theils haben sie allerdings seit den 4 Jahrhunderten, da sie sich in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen sie leben. Auch der engl. Bischof Heber zu Calcutta sagt in s. „Narrative of a journey through the upper provinces of India etc." (London 1828, 2 Bde.), er habe an den Ufern des Ganges ein Lager von Zigeunern, die das Hindostanische als ihre Muttersprache redeten, angetroffen; dasselbe Volk hatte Heber auch in Persien und Rußland gefunden. Auch ihre Grammatik ist ganz morgenländisch und stimmt mit den indischen Dialekten sehr überein. Diese Ähnlichkeit kann nicht für Werk des Zufalls gelten, zumal da auch Körperbildung und Sitten gleichfalls auf den indostanischen Ursprung schließen lassen. Man hat noch genauer den letztern dadurch erläutern wollen, daß man sie von einer eignen Kaste der Hindus ableitete.

Nur kann dies nicht die in Hindoſtan geehrte Kaſte der Sudder, d. h. der Handwerker und Ackerbauer, ſein, ſondern man muß auf die Parias ſchließen, die von allen Hindus verachtet werden, weil ſie im äußerſten Schmutz leben und das Fleiſch von gefallenem Vieh verzehren. Indeſſen läßt ſich doch gegen dieſe Vermuthung Das einwenden, daß nicht wol abzuſehen iſt, warum dieſe Kaſte gerade ihr Vaterland verlaſſen und ſich durch ganz Europa zerſtreut haben ſoll. Dazu kommt, daß die Nation der Tſchinganen am Ausfluſſe des Indus, ein räuberiſches Volk, wenigſtens dem Namen nach mehr Anſprüche auf Verwandtſchaft mit den Zigeunern macht, und daß ſich die Zigeuner ſelbſt Sinde nennen: ein Name, der ohne Zweifel mit Sind oder Indus zuſammenhängt. Bei ihrer erſten Ankunft in Italien ſagten ſie ſelbſt, daß ſie vom Indus herkämen. Dann hat der Engländer Richardſon vor einiger Zeit eine indiſche Nation beſchrieben, die er Nuts, auch Pentſchpiri und Bäſigers nennt. Man ſehe eine Abhandl. über die Ähnlichkeit der Zigeunerſprache mit der hindoſtaniſchen in den „Transactions of the lit. society of Bombay (1820). Obgleich ſie ſich zur mohammedaniſchen Religion bekennen, ſo ſind ſie doch durch Sitten und Gebräuche, beſonders durch Diebereien, Wahrſagerkünſte und Unreinlichkeit den Zigeunern äußerſt ähnlich. 1417 werden die Zigeuner zuerſt in Deutſchland erwähnt. Sie ſcheinen aus der Moldau zunächſt nach Deutſchland und Italien gekommen zu ſein. Damals ſchon zogen ſie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher. Man ſchätzte die, welche 1418 allein nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. In Paris liefen ſie im J. 1427 herum. Man hielt ſie anfangs für Pilger, die aus dem gelobten Lande kämen, daher ſchonte man nicht nur ihrer, ſondern ſie erhielten ſogar Schutz- und Freibriefe, z. B. von Sigismund 1423. Indeß weiß man, daß ſie in ſpätern Zeiten dergleichen Urkunden ſehr geſchickt unterzuſchieben wußten. Welche Urſache ſie aus ihrem Vaterlande vertrieben, iſt nicht ganz klar, doch ſehr wahrſcheinlich, daß es die Grauſamkeiten waren, die Tamerlan auf ſeinem Eroberungszuge nach Indien verübte. Es war 1398, als dieſer wilde Eroberer ganz Indien durchſtreifte und Alles mit Blut und Verheerung erfüllte. Vgl. Grellmann's „Hiſtor. Verſuch über die Zigeuner" (2. Aufl., Götting. 1787), und Joh. v. Müller's „Schweizergeſchichte" (Bd. 3), „Sämmtl. Werke" (Thl. 21, S. 369 fg.).

Zimmer (Patricius Benedict), einer der ausgezeichnetſten kath. Theologen, geb. zu Abtsgemünd den 22. Febr. 1752, ſtudirte zu Ellwangen und Dillingen ſchöne Wiſſenſchaften, Philoſophie, Theologie und Kirchenrecht. Nachdem er 1775 die Prieſterweihe erhalten hatte, ward er zu Dillingen im Studienconvicte Repetitor des Kirchenrechts, und 1783 an der dortigen Univerſität Prof. der Dogmatik. 1795 erhielt er ſeine Entlaſſung, über deren Urſache ein noch nicht enthülltes Dunkel liegt. Nach der Äußerung ſeines Biographen Sailer, welcher damals mit Z. gleiches Schickſal hatte, wird dieſe Entlaſſung als Werk des ängſtlichen lichtloſen Eifers ſeiner Gegner angeſehen. Eine Zeitlang lebte er nun als Pfarrer zu Steinheim. Als der 1825 verſtorbene König von Baiern, Maximilian Joſeph, zur Regierung kam, ward Z. 1799 an die bairiſche Univerſität Ingolſtadt als Prof. der Dogmatik berufen und 1800 mit der Univerſität nach Landshut verſetzt. 1806 ward ihm das Lehrfach der Dogmatik abgenommen, vermuthlich weil er ſich in einigen ſeiner Schriften als Anhänger der Identitätsphiloſophie gezeigt hatte. Nach einem halbjährigen Ruheſtande wurde er jedoch als Lehrer der Archäologie und Exegeſe wieder angeſtellt. 1819 und 1820, wo er das Amt eines Rectors der Univerſität bekleidete, wählte man ihn zum Abgeordneten für die zweite Kammer der Ständeverſammlung des Königreichs Baiern, und die Ständeverſammlung ſelbſt ernannte ihn zum Mitgliede der Geſetzgebungscomité, in welcher er als der Älteſte den Vorſitz hatte. Im Oct. 1820 ſtarb er. Er ſchrieb mehre theologiſche und philoſophiſche Schriften. Zu den erſten gehören ſeine „Diss. de vera et completa

potestate ecclesiastica illiusque subjecti" (Dillingen 1764); „Theologiae christianae theoreticae systema eo nexu atque ordine delineatur, quo omnium optime tradi explanarique posse videtur" (Sect. I, ebend. 1787); „Veritas christ. relig. s. theol. christ. dogmaticae" (Sect. 1 et 2, Augsb. 1789—90); „Fides existentis Dei, sive de origine hujus fidei, unde ea derivari possit et debeat criticum examen etc." (1791). Zu den philosoph. Schriften gehören: „Philosophische Religionslehre" (1. Thl.); „Lehre von der Idee des Absoluten" (1805); „Philosoph. Untersuchungen über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechts" (3 Thle., 1809). 11.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter v.), wurde geb. zu Brugg, einer kleinen Stadt des Cantons Bern, am 8. Dec. 1728. Sein Vater war Rathsherr. Er studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft, ward Doctor und zeichnete sich durch Kenntnisse und Geschicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus zu Brugg gewesen war, kam er 1768 als königl. großbrit. Leibarzt, mit dem Titel eines Hofraths, nach Hanover. Sein Aufenthalt in Brugg, wo er von allem für ihn passenden Umgange abgeschieden gewesen war, und wo er zwischen den Jahren 1755 und 1764 seine nachher zu erwähnenden Schriften verfaßte, die ihn am meisten berühmt gemacht haben, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ. Als praktischer Arzt hatte er einen großen und verdienten Ruf; besonders wußte er mit seltenem Scharfblicke die Natur der Krankheiten zu erkennen. Als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und seine Schriften vereinigten Scharfsinn und hellen Überblick mit einer anziehenden, nur zuweilen gesuchten Beredtsamkeit. Seine Werke „Über die Einsamkeit" (Leipz. 1784 und 1785, 4 Thle.) und „Vom Nationalstolze" (Zürich 1789) sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu nennen und wurden fast in alle lebende Sprachen übersetzt; dazu kam, daß sie auch von Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweckmäßig mitgetheilten Kenntnisse als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm seine Schrift: „Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft". Diese Werke verschafften ihm unter Anderm auch die Zuneigung der Kaiserin von Rußland, Katharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte. Auch Friedrich d. Gr. war er bekannt worden. In dessen letzter Krankheit ward er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlassung, über diesen Monarchen und sein Verhältniß zu ihm Mancherlei zu schreiben, was jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt hat; z. B. „Über Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode" (Leipz. 1788); „Fragmente über Friedrich den Großen" (1790, 3 Bde.) u. s. w. Am heftigsten schrieb damals gegen ihn Dr. Bahrdt, worauf das bekannte Pasquill: „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn", erschien (s. Kotzebue), das den Ritter Z. rächen wollte, seine Ruhe aber aufs schmerzlichste störte. Dies und fortwährende Kränklichkeit, in Verbindung mit einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit, trübten Z.'s Ansicht von der Welt und dem Leben nach und nach so sehr, daß er sich durch seine letzten schriftstellerischen Arbeiten fast um den Ruhm brachte, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Er starb am 7. Oct. 1795.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm v.), einer jener achtungswerthen deutschen Gelehrten, die sich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß vorzüglich ausgezeichnet haben, gehörte in dem Fache der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie, wenn auch nicht zu Denen, die man eigentlich Schöpfer oder Begründer ihrer Wissenschaften nennen kann, doch zu Denen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meisterhaft zu benutzen, anziehend darzustellen, und dadurch unter allen Classen der gebildeten Menschheit zu verbreiten wissen. Er war geb. den 17. Aug. 1743 zu Ülzen im Cellischen, wo sein Va-

ter — bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutschen — Superintendent war; dann bildete er sich auf der Universität Göttingen, und später zu Leyden. An erstern Orte hatte er sich Hollmann's und andrer Mathematiker und Physiker Beifall erworben, eine Probeschrift über die Analyse der Curven, und auch schon eine meteorologische Beobachtungsreise auf den Harz geschrieben. In Leyden faßte er zuerst den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle seine gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung klimatisch zu begrenzen, und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierracen, vom Menschen selbst ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Sein eignes Vermögen und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses setzten ihn in den Stand, mehre Reisen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil gewährten. Auch besuchte er Rußland und Schweden. Nach England machte er 3 verschiedene Reisen und gab in London selbst 1788 seinen „Political survey of the present state of Europe" mit 16 statistischen Tafeln heraus. Hier schloß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige erhalten konnte, was in dem Fache der Physik und der Erdkunde auf den britischen Inseln und in Nordamerika erschien. Früchte seiner Reise nach Italien finden sich in s. „Allgemeinen Blicke auf Italien" (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in Apulien. In Paris befand er sich 1789, eben als sich die ersten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den Plan zu s. „Geographischen Annalen", wovon 3 Jahrgänge erschienen sind. Die eigne Ansicht der revolutionnairen Bewegungen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welches sie über Frankreich selbst bringen würden. 1795 erschien zu Berlin sein: „Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika", und später die „Allgemeine Übersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika" (1800) in 2 Bdn. Ersteres ist mehr geo- und ethnographisch, das andre politisch-historisch. Seit 1766 Prof. der Physik am Collegio Carolino zu Braunschweig, späterhin mit dem Titel eines Hofraths, ward er nun (1801) von seinem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte am Carolino entbunden, nachdem er vorher schon vom Kaiser Leopold in den Adelstand war erhoben worden. Das bedeutendste Unternehmen von Z.'s schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig sein „Geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen", welches in 12 Jahrgängen von 1802—13 einen großen Theil der uns bekannten Erde in einem gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wovon eine Art von Auszug, mit den neuesten Ansichten und Entdeckungen bereichert, unter dem Titel: „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen" (5 Thle.), erschien. Ferner gehören zu seinen eigenthümlichen Verdiensten s. Versuche über die Natur der Körper, namentlich über die Compressibilität und Elasticität des Wassers, worüber er 1779 auch schrieb. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte er sich mit Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die sich auf sein Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt ausführte. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedensten Hasser der franz. Tyrannei, welche seit 1806 auf seinem deutschen Vaterlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften darüber mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Erwartung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt ihn immer aufrecht im Sturme der Zeit. Er starb den 4. Juni 1815 im 73. J. seines Alters, nachdem er dem braunschweigisch-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast 50 Jahre treu gedient hatte.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (Laurus cinnamomum), welcher zum Geschlechte der Lorbern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen

Küſte und Martinique einheimiſch iſt. Indeß iſt der oſtindiſche, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichſte. Auf Ceylon gibt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Jan., und ihre Früchte, die erſt grün, dann roth und zuletzt ſchwarz oder ſchwarzroth ausſehen, riechen nebſt den jungen geriebenen Blättern faſt wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch noch Geſchmack, die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man ſchält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abſchneidet, damit der Baum neu treibe. Nachdem man die äußere graue Schale ſorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man dieſe in der Sonne, packt ſie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umſchlagen, und bringt ſie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts iſt bekannt, ſo auch ſeine mancherlei Verfälſchungen. Ein guter Zimmt muß von ſchöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar ſcharfem, aber zugleich angenehmem und ſüßem Geſchmack ſein. Man rechnet, daß jährlich 3 — 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und halb ſo viel in Indien abgeſetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das faſt die Geſtalt der Gewürznelken hat, und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter und fruchtbarer Tonſetzer, der letzte Sprößling der echten neapolitaniſchen Muſikſchule, Capellmeiſter an der Petersкirche in Rom. Er war geb. zu Neapel d. 4. April 1752. Im 7. Jahre verlor er ſeinen Vater und wurde ins Conſervatorium zu Loretto geſchickt, um dort die Muſik unter Fenaroli zu erlernen. Hier waren Cimarosa und Giordanello ſeine Mitſchüler. Um ſich noch feſter in der Kunſttheorie zu ſetzen, nahm er bei dem Abt Speranza Unterricht. Als er das Conſervatorium verließ, erhielt er die Capellmeiſterſtelle zu Torre dell' Annunziata. 1781 componirte er für das Theater S.-Carlo in Neapel ſ. Oper „Montezuma", welche Haydn ſehr gefiel. 1785 ließ er in der Scala zu Mailand ſ. „Alzinda" mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in dieſem Werke eine leichtere und einfache Manier gewählt. Seitdem ſchrieb er für alle ital. Bühnen, beſonders aber für Mailand und Venedig. Seine beſten Opern ſind: „Pirro", „Artaserse", „Romeo e Giulietta" (eine ſ. berühmteſten und auch in Deutſchland nach Verdienſt bekannten Opern, aus welcher die ſchönſte Arie „Ombra adorata, aspetta" durch Creſcentini's Vortrag claſſiſch geworden iſt); ferner die Buffa „Il mercato di Monfregoso", „Il Conte di Saldagna", „La secchia rapita", „Il ritratto", und 2 vortreffliche Oratorien: „La Gerusalemme liberata" und „Il trionfo di Davide". 1789 war er in Paris und gab ſ. Oper „Antigone" (von Marmontel), die aber wegen der öffentlichen Unruhen, welche ſich damals ereigneten, nur 2 Vorſtellungen erfuhr. Nach ſ. Rückkehr nach Italien widmete er ſich ganz der Kirchenmuſik. Er wurde nach Guglielmi's Tode (1806) als Director der vaticaniſchen Capelle nach Rom berufen. 1811 wurde er von Napoleon nach Paris berufen, dann aber von demſelben zum Director eines neuerrichteten Conſervatoriums in Rom (1812) ernannt; hierauf wurde er Capellmeiſter an der Petersкirche. 1813 mußte er aber auf Napoleons Befehl Rom verlaſſen, und ſich als Director des neuen Conſervatoriums nach Neapel begeben. Seit dieſer Zeit widmete er ſich faſt ausſchließend der Kirchencompoſition und führte ein Mönchsleben. Er ſoll auf eine ital. Paraphraſe des „Stabat mater" eine treffliche Compoſition geliefert haben. Auch ſetzte er die Epiſode von Ugolino (33. Geſang) aus Dante's „Hölle" für mehrſtimmigen Geſang und ſandte es 1808 dem Muſikconſervatorium zu Paris zur Beurtheilung ein. Z. iſt tiefer als ſ. jüngern Landsleute in das Weſen des Geſanges eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer ſeine Werke ſchätzen und ſie wegen ihres ausdrucksvollen Geſanges gern vortragen.

Zingg (Adrian), Prof. und Mitglied der k. Kunſtakademie zu Dresden, lebt noch fort durch eine Menge von Arbeiten, die alle zu ihrer Zeit ungetheilten Beifall

Digitized by Google

fanden. 1734 zu St.-Gallen geb., bildete sich Z. unter Wille zu Paris zum Kupferstecher aus und nahm jene reinliche Zeichnung an, die alle s. Hervorbringungen so gefällig macht. 1766 ward er Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden, und eine Menge von Landschaften in allen Größen beweisen, wie sehr er in den Charakter der Gegenden, wo er nun lebte, eingedrungen. Vorzüglich gefielen s. Ansichten mit radirten Umrissen, die, aufs sauberste mit Sepia schattirt und angefärbt, durch die Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe weit über den Aberli'schen Landschaften stehen, die gleichzeitig ebenso sehr gesucht wurden. Z., als ein Schweizer, d. h. als ein geborener Handelsmann, benutzte seine Zeit und trieb ein sehr einträgliches Geschäft mit s. Landschaften, die noch jetzt gesucht sind. In jener Zeit der unbestimmten Contoure und der zaghaften Zeichnung wirkte Z., bei dem Alles klar und mit dem hellsten Sonnenschein beleuchtet daliegt, wohlthätig auf s. jüngern Zeitgenossen und auf s. Schüler. Seine Blätter werden als Vorlegeblätter in den Schulen daher stets mit dem besten Erfolge gebraucht werden, obgleich von einer tiefern Bedeutung der Landschaft bei ihm keine Ahnung ist. Eine vollständige Sammlung s. Werke erschien bei Tauchnitz in Leipzig 1804—6. Sein „Zeichenbuch" in 3 Heften war Selbstverlag und ist in Originalabdrücken jetzt ziemlich selten. Mit seinem Landsmanne und Freunde Graff in schweizerischer Herzlichkeit verbunden, erreichte Z. bei fortwährender Munterkeit das Alter von 60 Jahren. Er starb 1816. 19.

Zink (engl. spelter), ein Metall von blaulichweißer Farbe, strahlig blätterigem Bruch, starkem Metallglanz und 7fachem specif. Gewicht. Es ist fast so hart als Kupfer, klingt und ist im erwärmten Zustande so biegsam, zähe und geschmeidig, daß es sich zu dünnem Draht und Blech verarbeiten läßt. Es schmilzt in einer Hitze, bei welcher das Eisen anläuft, und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze. In der Luft überzieht sich das geschmolzene Zink mit einer grauen Haut, und verbrennt endlich in der Verflüchtigungshitze mit einer grünlichen Flamme unter Absetzung eines flockigen, gelblichweißen Sublimats, Zinkblumen genannt, welche das einzige bekannte Oxyd dieses Metalles sind. Es verbindet sich mit den meisten Metallen; sehr bekannt sind mehre seiner Verbindungen mit Kupfer, z. B. Messing, Tomback ꝛc. Ein kleiner Eisengehalt ertheilt dem Zink eine solche Sprödigkeit, daß es zu Blechen untauglich ist. — Es gibt nur 3 Zinkerze, aus denen das Metall dargestellt wird: 1) Kohlensaurer Galmei, ist gelblich und graulichweiß, graugelblichroth und gelblichbraun, hat ungefärbten Strich, perlmutterartigen Glasglanz, ist durchsichtig und findet sich in kleinen rhomboedrischen Krystallen, trauben-, eier- und tropfsteinartig, auch derb. Er ist halbhart, sein specif. Gewicht = 4.5, und seine Bestandtheile sind Zinkoxyd und Kohlensäure. Er kommt zu Villach in Kärnthen, zu Tarnowitz in Schlesien, zu Iserlohn und Aachen in Rheinpreußen vor. 2) Der kieselsaure Galmei ist weiß, grünlich, grau, gelb und braun, glasglänzend, durchscheinend, findet sich in rhombischen Tafeln, flachen Pyramiden, in kugelig traubiger und eierförmiger Gestalten, auch derb. Er ist halbhart, sein specif. Gewicht = 3.5 und die Bestandtheile sind Zinkoxyd und Kieselerde. Er kommt bei Aachen, in Schlesien, Polen, im Breisgau, in England, Schottland ꝛc. vor. 3) Die Blende ist ölgrün, schwefel-, citron-, wachs-, honig-, orangegelb, hyazinthroth, röthlich- und schwärzlichbraun und schwarz; hat Diamantglanz, ist durchscheinend und findet sich in Tetraëdern, Rhombendodekaëdern und Oktaëdern, auch derb; ist weich und von 4fachem specif. Gewicht. Die Bestandtheile sind Zink und Schwefel. Sie kommt in Ungarn, Sachsen, Böhmen, am Harz ꝛc. vor. — Sämmtliche Zinkerze werden zerkleint und geröstet und dann in Retorten oder Röhren destillirt, da die Flüchtigkeit des Metalls keine andre Art der Reduction gestattet. In England geschieht die Operation in gußeisernen Tiegeln mit durchbohrtem Boden, sodaß die Zinkdämpfe durch eine in der Bodenöffnung befind-

Digitized by Google

liche Röhre in den Verdichtungsraum geleitet werden. In der Gegend von Lüttich gebraucht man Röhren, und in Schlesien muffelartige Gefäße aus Thon, wobei die thönernen oder eisernen Ableitungsröhren der Zinkdämpfe mit dem Glühungsapparate mittel- oder unmittelbar verbunden sind. Das erhaltene Zink muß nochmals umgeschmolzen werden. Bei Goslar am Harz gewinnt man das Zink, indem man in dem untern Theile der Schachtöfen eine Schieferplatte befestigt, auf welche sich das Zink absetzt und aus dem Ofen tröpfelt. — Man walzt das Zink zu Blech aus und benutzt dieselben zum Dachdecken ꝛc.; oder man benutzt es entweder im metallischen Zustande; gewöhnlicher aber als Galmei und Blende zur Bereitung des Messings ꝛc., indem man es mit Kupfer zusammenschmelzt.

Da in neuern Zeiten der Zinkverbrauch sich sehr vermehrt hat, besonders in Platten zum Dachdecken, auch zu Geschirren, zu galvanischen Säulen, zu Zeichnungsplatten u. s. w., so ist auch der Ertrag gut eingerichteter Zinkhütten immer wichtiger geworden. Eins der vollkommensten Hüttenwerke ist die Lygdonia-Zinkhütte bei der Königshütte in Oberschlesien. Der k. poln. Berg- und Hüttenassessor Hollunder hat eine „Ausführliche Beschreibung des in Oberschlesien, in dem Königreiche Polen, und in dem Gebiete von Krakau gewöhnlichen Zinkhüttenprocesses" (Leipz. 1824) herausgegeben. Nicht minder bekannt ist die k. bairische priviligirte Zinkfabrik zu Hamersbach bei Augsburg, wegen ihrer Streckwerke, Gußwerke und Messingfabrication. Ihr verdankt Baiern die Einführung eines neuen Fabricats, das der Holzschrauben. Die Holländer, welche ansehnliche Zinkgruben besitzen, haben schon seit geraumer Zeit ihre Schiffe statt Kupfer mit Zinkblechen unter gutem Erfolg beschlagen, und dabei wahrgenommen, daß die Zinkbleche von dem ätzenden Meerwasser bei weitem nicht so schnell wie Kupferbleche zerstört werden. Die Franzosen sind ihnen nicht nur in dieser Anwendung des um 2 Drittheile wohlfeilern Zinks nachgefolgt, sondern lassen auch, vorzüglich in Paris, in allen Gasthäusern, Apotheken, Essigladen u. s. w. die Schenktische und Zurichttafeln mit Zinkblechen überziehen. Dasselbe geschieht jetzt in London. Insbesondere haben die in England zuerst vor 40 Jahren angestellten Versuche, Zinkbleche zur Dachbedeckung anzuwenden, allen Erwartungen, die man sich davon machte, entsprochen, und man weiß nun mit Gewißheit, daß kein andres Metall in dieser Beziehung den zwiefachen Vortheil der Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit so auffallend wie Zink gewährt. Übrigens erhöht der innere Werth der Zinkbleche den Werth eines jeden Gebäudes, welches damit gedeckt wird, namhaft, indem diese Bleche, wenn sie einst unbrauchbar werden, von jedem Gelbgießer oder Messingfabricanten als unentbehrlicher Zusatz zum Kupfer bei der Messingerzeugung im Werthe des Zinkmetalls gekauft werden. Seit mehren Jahren hat man auch in Berlin und in Petersburg die Deckung der Dächer mit Zinkblech eingeführt; Berlin z. B. bedurfte 1825 allein über 30,000 Ctnr. Zinkbleche. Dieselbe Anwendung hat bei dem neuen Schloßbaue in Pillnitz stattgefunden, worüber man in André's „Hesperus", 1824, Nr. 59, das Nähere findet. Seit kurzem hat auch der Architekt H. W. Eberhard zuerst Zinkplatten zu Abbildungen benutzt, die dem Kupferstiche näher kommen als dem Steindrucke. — Unter Zinkstuhl versteht man gewisse Vorrichtungen in der Ocherhütte bei Goslar, um den Zink in seiner metallischen Gestalt aus den Bleierzen zu gewinnen. So heißt nämlich eine in dem Schmelzofen angebrachte Schiefertafel, mit einem starken Abhange aus dem Ofen. Auf derselben steht der Zinkstein, der das Loch des Ofens verschließt. Der sodann auf dem Zinkstuhl sich sammelnde Zink wird nachher noch einmal geschmolzen, gereinigt und in runde Stöcke gegossen.

Zinckgref (Julius Wilhelm), geb. 1591 zu Heidelberg, wo er die Rechte studirte. Nach mancherlei Reisen und Lebenswechseln in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges starb er an der Pest zu St.-Goar in der Blüthe seiner männli-

chen Jahre 1635. Sein vielseitig gebildeter und in der Schule des Lebens gediegener Geist hat uns manche Früchte seiner Thätigkeit hinterlassen. Sein Hauptwerk sind die „Apophthegmata oder scharfsinnigen klugen Sprüche der Deutschen", eine unschätzbare Sammlung für deutsche Sittengeschichte in einer reinen Kraftsprache (Amsterd. 1653, 12., und öfter). Als Dichter ist er nicht ohne lyrisches und epigrammatisches Talent, und einer der ältesten Anhänger der Opitz'schen Schule. (S. W. Müller's „Bibl. deutsch. Dichter des 17. Jahrh.", 7 Bdchn.)

Zinke heißt 1) ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern die Enden am Hirschgeweihe; 2) ein aus Horn oder Holz verfertigtes, zuweilen mit Leder überzogenes, mit 7 Löchern versehenes, etwas gekrümmtes Blasinstrument, ohne Stürze mit einem Mundstück, der Trompete ähnlich und nicht völlig 2 Fuß lang. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren und den Discant der Posaunen zu verstärken. Der Umfang des gewöhnlichen Zinken war vom kleinen a bis $\overline{\overline{c}}$. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten. Im Italienischen heißt es cornetto (cornettino), franz. cornet à bouquin. Die gekrümmte Zinke hat beinahe die Figur eines großen lateinischen S. Bei den Orgeln heißen Zinken die Pfeifen, welche den Ton dieses Blasinstruments nachahmen und zum Schnarrwerke gehören.

Zinn, ein Metall von blaulich-silberweißer Farbe, starkem Metallglanz und verschmolzenem Bruch. Das specif. Gewicht ist = 7.3; die Härte und Biegsamkeit sind gering, doch weit größer als jene des Bleies; es ist klingend, läßt sich in dünne Bleche (Stanniol) schlagen und knirscht beim Biegen. Es ist eins der leichtflüssigsten Metalle, überzieht sich dabei in reiner Luft mit einer grauen Haut (Zinnkrätze), entzündet sich bei sehr hoher Temperatur und verflüchtigt sich in weißgrauen Dämpfen. Man kennt zweierlei Oxyde oder Kalke, einen grauen und einen weißen, welche beide zu ihrer Reduction die höchste Weißglühhitze erfodern. Das Zinn vereinigt sich mit mehren Metallen, zumal mit Eisen, Kupfer und Blei. Die Legirung von Zinn und Kupfer scheint nach 2 bestimmten Proportionen zu erfolgen, welche in dem gewöhnlichen Glocken- und Stückgut mehr oder weniger deutlich gemengt sind. — In der Natur kommt das Zinn wenig verbreitet und nur in 2 Verbindungen vor. Die eine derselben ist der seltene Zinnkies, bestehend aus Zinn, Kupfer und Schwefel. Als eigentliches Zinnerz kann nur der Zinnstein oder das natürliche Zinnoxyd angesehen werden. Er findet sich in niedrigen quadratischen Prismen mit flachen Pyramiden, gewöhnlich in Zwillingskrystallen, auch derb und eingesprengt und in zartfaserigen Massen, als sogenanntes Holzzinn. Die Farbe ist braun, gelb, grau und weiß, andrerseits auch schwarz; der Glanz diamantartig, der Bruch uneben und muschlig, die Härte fast gleich der des Quarzes, das specif. Gewicht = 7. Er kommt im böhmisch-sächsischen Erzgebirge, in Cornwall, auf der Halbinsel Malacca und der Insel Banka vor. — Das Zinnerz wird, nachdem es geröstet worden, zerstuft und gewaschen, darauf nochmals geröstet und dann entweder in Flamm- oder in Schachtöfen verschmolzen. Das erhaltene Zinn wird nochmals eingeschmolzen. — Man benutzt das Zinn zu sehr dünnen Platten, Stanniol genannt (zum Belegen der Spiegel, oder gefärbt, zum Belegen andrer Sachen), in der Färberei, zum Glockengut, Stückgut und Bronze, und in Verbindung mit Blei, weil diese Legirung härter als reines Zinn ist, zur Anfertigung von Geräthen. Das mit einer gesetzmäßigen Menge von Blei versetzte Zinn heißt Probezinn. Jedes Zinn, auch das beste, ist nicht ganz frei von Arsenik, nicht selten ist es, wie z. B. das englische Stangenzinn, mit Blei versetzt, weßhalb man, da das Zinn sich sehr leicht auflöst, nicht solche Speisen, die leicht scharf und sauer werden, in zinnernen oder verzinnten Gefäßen zubereiten oder lange aufbewah-

ren darf. Das chemische Zeichen des Zinns ist 4. — Man hat eine Monographie dieses Metalles von Hagen: „Dissert. expandens stannum" (Königsb. 1775, 4.). Über die chemischen Eigenschaften desselben verbreiten sich: Boyen's und Charlard's „Recherches chimiques sur l'étain" (Paris 1781).

Zinnober, s. Queckſilber.

Zins (census), ein sehr umfassender Name für Abgaben aller Art, in Geld, in Naturalien (Getreide, Hühner, Eier, Wein, Wachs, Schweine, Leinwand u. s. w.). S. darüber Lang's „Historische Entwickelung der Steuerverfassung" (Berlin 1793), und Hüllmann's „Finanzgeschichte des Mittelalters". I. Zinsen von Geldcapitalien. (S. Wucher.) Dergleichen (usurae) können sowol aus einem Versprechen gefodert werden, und dann wol geringer, aber nicht höher sein als der gesetzliche Zinsfuß, als auch dann, wenn der Schuldner nicht zur gehörigen Zeit gezahlt hat, Verzugszinsen. Zinsen sollen nach einer Verordnung des römischen Rechts auf einmal nicht über den Betrag des Capitals genommen, auch nicht Zinsen von Zinsen berechnet werden (Anatocismus). Doch ist das Letzte den Kaufleuten erlaubt, indem sie die Summe, welche der Eine bei dem Rechnungsabschluß an den Andern gutbehält (saldo) als neuen, baaren Vorschuß in der nächsten Rechnung vortragen und sich nun davon die üblichen Zinsen berechnen. II. Zins von einer gemietheten oder gepachteten Sache, s. Miethe und Pacht. III. Grundzinsen, Abgaben von Grundstücken an einen Zinsherrn. Hier sind sehr verschiedene Fälle anzutreffen. 1) Ein Theil dieser Zinsen sind durch unablöslich gegebene Darlehn erkauft, oder auch ein Theil des Kaufgeldes, welches beim Erwerb der Grundstücke darauf stehen geblieben ist (census constitutivi und reservati), welches, wenn der Verkauf mit vollem Eigenthumsrecht geschehen ist, in der Wirkung Eins ist. Dergleichen Grundstücke (bona censitica, schlechte Zinsgüter) befinden sich im vollen freien Eigenthum des Zinsmannes; der Zinsherr hat davon Nichts als seinen Zins zu fodern, hat, wenn er rückständig bleibt, deßhalb nur eine gewöhnliche Klage, nicht aber das Recht, den Zinsmann seines Guts zu entsetzen; auch bedarf es nicht der Einwilligung der Zinsherren bei Veräußerungen des Grundstücks. 2) In andern Fällen aber behält sich der Grundherr das Eigenthum vor und gibt dem Zins nur ein erbliches Nutzungsrecht gegen jährliche Abgaben, sodaß dieser nichts Eignes hat als dieses Colonatrecht, und sein in dem Gute steckendes bewegliches Vermögen, und auch dieses Beides nur mit bedeutenden Einschränkungen. Verkaufen kann er dies Colonatrecht nicht an einen Dritten, und auch unter den Kindern des Meiers hat der Grundherr die Wahl. Was er auf dem Gute erwirbt, muß er zu Besserung desselben anwenden, und darf daher den aus dem Gute auswandernden Kindern nur eine gewisse Summe geben. Bleibt der Zinsmann Abgaben schuldig oder geräth er in Vermögensverfall, so wird ihm das Gut genommen (Abmeierungsrecht). 3) Zwischen diesen beiden Endpunkten liegen noch andre Erbzinsgüter mit mancherlei Namen und sehr verschiedener Bestimmung ihrer Rechte, wobei aber beide Theile, der Grundherr und der Colon, ein wahres Eigenthum am Gute haben. Diese Güter sind häufig der römischen Emphyteuse nachgebildet. 4) Verschieden von diesen Eigenthumsverhältnissen sind noch die Rechte, welche sich nicht auf eine Grundherrlichkeit, sondern auf die Gerichtsherrlichkeit gründen, und wo auch Zinsen, z. B. Zinshühner von jedem Rauchfang, als Schutzgeld, vorkommen. Für welches dieser Verhältnisse die Vermuthung spreche, läßt sich im Allgemeinen gar nicht, und selbst in einem und demselben Bezirk nur mit großer Unsicherheit angeben, da die verschiedenen Entstehungsarten und Formen dicht neben einander gefunden werden. So viel ist aber gewiß, die Mächtigern sind auch hier stets im Vortheil, und es sind weit öfter die Rechte der Zinsherren erweitert, als umgekehrt durch die Zinsleute geschmälert worden. Ein bloßer Gerichtsherr hat sich zum Grundherrn, ein Zinsherr zum Eigenthümer gemacht; schlechte Zinsgüter

ſind in Erbzins und Meiergüter verwandelt, und freie Zinsleute frohnpflichtig gemacht und bis zur Leibeigenſchaft herabgedrückt worden. Der umgekehrte Gang der Dinge iſt ſehr ſelten geweſen. — Dem Geſchäftsmanne ſind Otto's „Zinſen- und Discontotabellen" (2. A., Berl. 1825, 4) zu empfehlen. 37.

Zinszahl, Römerzinszahl, ſ. Periode.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf v.), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (ſ. d.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgeſellſchaft, wurde d. 26. Mai 1700 zu Dresden geb. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters, der kurſächſiſcher Conferenzminiſter war und in großer Achtung ſtand, ward er in der Lauſitz auf dem Lande, in dem Hauſe ſeiner Großmutter, einer Frau v. Gersdorf, erzogen, welche eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geiſtlicher Lieder und poetiſcher Betrachtungen herausgab und mit dem gelehrten Schurzfleiſch lat. Briefe wechſelte. Z.'s erſte Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietiſten (ſ. d.) oft und viel beſprochen wurden. Dies und der Umſtand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau v. Gersdorf kam, den jungen Z. daſelbſt ſah und einſegnete, trug, nebſt den Andachtsübungen, die täglich im Hauſe gehalten wurden, unſtreitig viel bei, in dem lebhaften Knaben religiöſe Gefühle zu erregen, welche bald in eine gewiſſe Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, ſchrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf ſie zum Fenſter hinaus, in der Hoffnung, daß der Heiland ſie ſchon finden werde. Dieſe Stimmung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, 10 J. alt, in das Pädagogium zu Halle unter Franke's (ſ. d.) beſondere Aufſicht kam. Hier veranſtaltete er erbauliche Zuſammenkünfte und ſtiftete einen myſtiſchen Orden vom Senfkorn. Sein Oheim und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geſchäftsleben vorbereiten wollte, ſchickte ihn 1716 auf die Univerſität Wittenberg, deren theologiſche Lehrer, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigſten Gegner der halleſchen Pietiſten waren. Z. blieb jedoch unverändert bei ſeiner Denkart, und als 1717 das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, ſchloß er ſich ein und betrauerte den Verfall der Kirche durch Faſten und Weinen. Neben ſeinen übrigen Studien trieb er für ſich allein und ohne alle Anleitung die theologiſchen Wiſſenſchaften, und faßte ſchon jetzt den Vorſatz, künftig in den geiſtlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg und machte eine Reiſe nach Holland und Frankreich, die er unter dem Titel: „Attici Wallfahrt durch die Welt", beſchrieben hat. Er ſuchte vorzüglich berühmte Geiſtliche auf, und ſein Hauptgeſchäft war, Unterredungen über religiöſe Gegenſtände mit ihnen zu halten. 1721 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angeſtellt, legte er dieſe Stelle 1727 wieder nieder, wie er denn während dieſer Zeit ſehr wenig Antheil an den Geſchäften ſeines Amtes genommen, dagegen aber ſich viel mit der Theologie beſchäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten hatte. 1722 vermählte er ſich mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mähriſchen Brüdern die Erlaubniß, ſich auf ſeinem Gute Berthelsdorf in der Oberlauſitz anzuſiedeln. Dieſe im J. 1722 angelegte Colonie erhielt 1724 den Namen Herrnhut (ſ. d.). Z. faßte nun den Vorſatz, eine beſondere kirchliche Gemeinde nach ſeinen Grundſätzen zu ſtiften, und machte dieſe letztern in verſchiedenen, ſich bisweilen widerſprechenden Schriften öffentlich bekannt. Er fand daher auch eine große Anzahl Gegner, ſowie die Anlegung der neuen Colonie ſelbſt ihm mancherlei Verdrüßlichkeiten zuzog. Doch ließ er ſich durch Nichts von ſeinem Vorhaben abwendig machen. 1734 ging er, unter angenommenen Namen, nach Stralſund, ließ ſich dort als Candidat der Theologie examiniren, und hielt in der Stadtkirche ſ. erſte Predigt. Mit faſt unglaublicher Thätigkeit machte er Reiſen in verſchiedene Länder, um die Glieder ſeiner Gemeinde, von welcher ſchon Miſſionen ausgingen, zu vermehren; aber nicht überall fand er günſtige Aufnahme. Aus ſeinem eignen

Vaterlande ward er (1736) durch ein landesherrliches Rescript förmlich verwiesen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die von ihm eingeführten „Neuerungen, Conventikeln, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde", angegeben. Doch wurde dieser Befehl 1747 zurückgenommen. Z. hatte sich unterdessen in Berlin zum Bischof der mährischen Kirche einweihen lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, so hielt er eine Zeitlang Privatandachten in seiner Wohnung, welche sehr besucht wurden. 1739 schrieb er eine Art Katechismus: „Das gute Wort des Herrn", und machte eine Reise nach Westindien auf die Inseln St.-Thomas und St.-Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese ganz einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine 16jährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter einigen entferntern indianischen Völkerschaften seine Gemeinde auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Correspondenzen und Bücherschreiben beschäftigt, und man muß über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch seine treffliche Gesundheit unterstützt wurde, erstaunen. Er schrieb während dieser Zeit gegen 108 Bücher, theils zur Unterweisung und Erbauung seiner Gemeinde, theils die Entstehung und Einrichtung der Brüderkirche und seine Bestrebungen darzustellen, theils Vertheidigungen gegen Angriffe auf seine Persönlichkeit und seine Stiftung. Man findet darin nicht selten herrliche Stellen, welche J. G. Müller in s. Schilderung Z.'s (in den „Bekenntnissen merkwürd. Männer", Bd. 3, S. 166 fg., 222 fg.) gesammelt hat, aber auch viele verkehrte Ansichten und anstößige Äußerungen, wozu ihn seine vorherrschende Phantasie, Flüchtigkeit im Arbeiten und das Streben, neu und originell zu scheinen, verbunden mit Mangel an Geschmack, verleiteten. Zumal sind s. Lieder, die unverändert im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde stehen, voll spielender, zweideutiger und unanständiger Ausdrücke, besonders diejenigen Gesänge, worin er die mystische Verbindung des Seelenbräutigams Jesu mit seiner Braut, der Gemeinde, schildert, und nicht minder anstößig war seine Lehre vom sogenannten Mutteramte des heiligen Geistes. Er fühlte jedoch in spätern Jahren selbst das Nachtheilige dieser Verirrungen, hätte gern viele s. Schriften zurückgenommen, um sie durch gehaltvollere zu ersetzen, und bot alle Kraft seines reichen und thätigen Geistes auf, seine Gemeinde auf einen bessern Weg zu leiten. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt, und er selbst auf kaiserl. Befehl unter militairischer Bedeckung über die Grenze gebracht. Er machte hernach mehre Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterm Lande länger als 4 Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stets wuchs, doch die von ihm gestiftete Gemeinde immer weiter verbreitet und neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien, in Trankebar, entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen vermählte er sich zum zweiten Male mit Anna Nitschmann, die 1725 mit ihren Ältern aus Mähren gekommen und viele Jahre Älteste der ledigen Schwestern zu Herrnhut gewesen war. Er starb d. 9. Mai 1760 zu Herrnhut, wo er auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde begraben liegt. Ein ziemlich unparteiisches Urtheil über ihn, von einem seiner Zeitgenossen, steht in von Lön's „Kleinen Schriften", Th. 1. Ausführlich schildern sein Leben: David Cranz in der „Alten und neuen Brüderhistorie" und Spangenberg's „Leben des Grafen N. L. v. Zinzendorf" (Barby 1772—75, 8 Thle.), woraus G. B. Reichel (Leipz. 1790) und J. C. Duvernois (Barby 1793) Auszüge lieferten. Müller hat in der angeführten geistreichen Schilderung sowol die Werke von Cranz und Spangenberg als die Schriften des Grafen benutzt. Treffliche Worte über Z. und s. Werk hat Her-

der in der „Adraſtea" (4. Bds. 1. St.) geſprochen. Steffens hat ihn in ſ. Novellencyklus „Walſeth u. Leith" ſchildernd eingeführt.

Zirbelbaum, ſ. Pinienbaum.

Zirbeldrüſe, eine eirunde Drüſe zu oberſt im Gehirne, in welcher ſich viele Nerven vereinigen, und welche von einigen Phyſiologen und Pſychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkel, ſ. Cirkel und Kreis.

Ziſſka (ſpr. Schiſchka), ſ. Zizka.

Zither. Der Name kommt wol von dem griech. κιθαρα her. Die κιθαρα der Griechen war nach Drieberg's richtiger Beſtimmung ein Saiteninſtrument mit Griffbret (zum Unterſchied von der Lyra); und nach den meiſten Nachrichten war ſie mit 5 Saiten bezogen. Eine Art derſelben ſcheint die φορμιγξ geweſen zu ſein. Die Kithara wurde mit dem Plektron geſpielt oder geſchlagen. Amphion ſoll ſie nach Plutarch erfunden haben. *) Andre leiten ſie aus dem Morgenlande ab und finden ſie auch bey den Hebräern, wo Jubal ſie erfunden haben ſoll. Dort wird ſie wol häufig mit der Harfe verwechſelt. Die neuere zum Theil noch jetzt gebräuchliche Zither iſt ein von Holz flach gebautes Inſtrument mit flacher Reſonanzdecke und Schallloch, einer ungefähr 2 Zoll hohen Zarge, langem Hals mit Griffbret, und flachem Boden. Gewöhnlich hat ſie 6 Drahtſaiten, welche dann G d h g d e geſtimmt ſind; die polniſche Guitarre findet man C G E c g e geſtimmt. Aus der Zither iſt die Guitarre entſtanden.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechsſtädten der Oberlauſitz, jetzt die zweite Stadt im königl. ſächſiſchen Landestheile dieſer Provinz, an der Mandau, welche nahe bey der Stadt in die Neiſſe fällt, hat 1007 Häuſer, von denen die meiſten nach dem Brande, welcher 1757 faſt die ganze Stadt verheerte, geſchmackvoll aufgebaut worden, an 60 aber noch Brandſtellen ſind. Die Einw., an 7400, ſämmtlich evangel. lutheriſcher Confeſſion, nähren ſich hauptſächlich vom Handel, wozu theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhmiſchen Grenze, theils die in den umliegenden Dörfern ſtark betriebene Leinwand- und Damaſtweberei Gelegenheit gibt. Gegenwärtig iſt der Tranſitohandel mit Colonial- und Schnittwaaren und Garnen ſehr lebhaft, der ſonſt ſehr bedeutende Leinwandhandel aber geſunken. Auch andre Gewerbe haben hier guten Fortgang, doch mehr im Kleinen, und das ſtarke Tuchmachergewerk liefert ſ. Arbeiten meiſtentheils an auswärtige Tuchhandlungen. Der Magiſtrat, die einzige Behörde in der Stadt, hat bedeutende Vorrechte (ſ. Lauſitz) und übt die Gerichtsbarkeit mit allen herrſchaftl. Gerechtſamen über 43,000 Seelen, da eine große Anzahl von Dörfern mit anſehnlichen Rittergütern der Stadt gehören. Daher ſind auch die Einkünfte der Gemeindecaſſen ſehr beträchtlich, und alle öffentliche Anſtalten wohlfundirt. Darunter gehört ein blühendes Gymnaſium, eine allgemeine deutſche Stadtſchule, welche nach dem Muſter der leipziger Bürgerſchule 1811 errichtet und an 800 Schüler beiderlei Geſchlechts zählt, ein Seminarium für Landſchullehrer, eine mit der Stadtſchule verbundene Induſtrie- und Arbeitsanſtalt, das reiche Jakobsſpital mit einer eigenen Kirche u. ſ. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die im beſten Geſchmack aufgeführte, aber im Innern jetzt noch nicht vollendete Hauptkirche zu St.-Johannis, die interimiſtiſche Hauptkirche zu St.-Petri und Pauli, 3 Begräbnißkirchen, das Zuchthaus, welches das einzige in der Provinz iſt, und in ſeinen Mauern eine eigne Kirche hat, das neue Schauſpielhaus, das von einem Privatmann 1810 erbaute Concerthaus, und der Marſtall mit den Salz- und Getreideniederlagen aus. Wohlunterhaltene Kunſtſtraßen, Baumpflanzungen und Spaziergänge umgeben die innere Stadt; Gärten, deren Beſitzer einen ſtarken Handel mit Gartengewächſen und Gemüſen auf 6 Meilen weit nach

*) Die Zitherſpieler hießen Kitharisten, und die Sänger zur Zither Kitharöden.

allen Seiten hin treiben, füllen die Vorſtädte. Die um die Mitte d. 17. Jahrh. hier gebildete böhmiſche Exulantengemeinde hat einen eignen Prediger, und neben der Peter-Paulskirche ihre eigne Kirche, über welcher in 2 großen Sälen die an hiſtoriſchen und philologiſchen Werken reiche Rathsbibliothek würdig aufgeſtellt iſt. S. „Zittau und ſeine Umgebungen", von Chr. A. Peſcheck (Zittau 1821). E.

Zitterfiſche oder elektriſche Fiſche werden beſondere Fiſcharten genannt, welche das Vermögen beſitzen, Körpern, die ſie unmittelbar oder vermittelſt leitender Materie berühren, elektriſche Schläge oder Erſchütterungen mitzutheilen. Richer, welcher 1671 von der pariſer Akademie den Auftrag erhielt, auf der Inſel Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu unterſuchen, hat daſelbſt dieſe thieriſche Elektricität 1) an dem ſogenannten Zitteraal (gymnotus electricus), der eigentlich nicht zu dem Geſchlecht der Aale gehört, zuerſt entdeckt, und Adrian van Berkel machte deſſen Eigenſchaft (zwiſchen 1680 und 89) bekannt. Späterhin ward man mit den Eigenſchaften dieſes Fiſches bekannter, und der gelehrte Muſſchenbroek erzählte Das, was man 1762 davon erfuhr, am vollſtändigſten („Introduct. ad philos. nat."). Die Verſuche, welche ein D. Schilling aus Surinam (1770) der berliner Akademie der Wiſſenſchaften berichtete, und welche die Verbindung der Eigenſchaften dieſes Fiſches mit dem Magnete zu beweiſen ſchienen, ſind durchaus unrichtig befunden worden. Ebenſo übereilt ſchloſſen andre Gelehrte, welche dem Zitteraal ein beſonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuſchrieben, vermöge deſſen er es ſollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in ſeinen Wirkungskreis kommen, mit dem elektriſchen Schlage treffen werde oder nicht. — Die Elektricität dieſes Fiſches ſcheint im Schwanze deſſelben am ſtärkſten zu ſein, und er tödtet dadurch Fiſche, die ſich ihm nähern. Wenn er ſich ſchnell im Waſſer bewegt, pflanzt ſich die Erſchütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. 2) Der Krampfroche (raia torpedo), im Mittelmeere, in der Oſtſee und andern Gewäſſern. Das elektriſche Licht, welches einige Gelehrte in dieſem Fiſche bezweifeln, haben andre dagegen wirklich geſehen. Es hat völlig den hellen Schein, der ſich bei Entladung einer leydenſchen Flaſche zeigt. 3) Der Zitterwells oder Rauſch (silurus electricus) wird im Nil und in andern afrikaniſchen Strömen gefunden. 4) Der zwiſchen der Küſte Zanguebar und der Inſel Madagascar gefundene elektriſche Stachelbauch (tetrodon). Es iſt hierbei zu bemerken, daß ſich die Elektricität dieſer Fiſche an beſonders dazu geeigneten Organen entladet, die entweder an den beiden Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder als ſechseckige Prismen von Fleiſchfaſern auf demſelben hervortreten, und mit einer Menge von Blutgefäßen und Nerven angefüllt ſind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des gleichſam ſchlummernden Wärmeſtoffs, der durch ſo viele kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in ſo kleine abgeſonderte Räume vertheilt iſt, endlich durch eine ſtärkere Reibung aufgeregt werden, und dadurch, gegen die Natur des Fiſchblutes, eine Erwärmung und endlich den elektriſchen Schlag hervorbringen? Sind nicht unter allen Theilen des thieriſchen Körpers die Nerven für alle elektriſche Wirkungen am empfänglichſten und die beſten Leiter derſelben? Zwar iſt es auffallend, daß ſich die thieriſche Elektricität nur an Fiſchen gefunden hat, die doch in einer Flüſſigkeit leben, welche der Erweckung der künſtlichen Elektricität ſo ſehr entgegen iſt; allein ſieht man nicht, wenn 2 Cacholonge (eine undurchſichtige, achatähnliche Steinart) oder Chalcedone in einem Eimer Waſſer, im finſtern Zimmer, ſtark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtſchein zwiſchen den Steinen hervorſtrahlen, der mit dem elektriſchen Scheine eine große Ähnlichkeit hat? D.

Zizka (Schiſchka). Johann Zizka von Trocnow, der furchtbare Feldherr der Huſſiten, ſtammte aus einem adeligen böhmiſchen Geſchlechte und ward um 1360 auf einem ſeinen Ältern gehörenden Meierhofe zu Trocnow in der jetzt fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Herrſchaft Fordes (Borowany) im budweiſer Kreiſe, im Freien

Digitized by Google

unter einer Eiche geb. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deßhalb, wie fälschlich behauptet wird, Zizka, welches sein Geschlechtsname war, und auch nicht Einäugiger bedeutet. Er kam als Page an den Hof des böhmischen Königs Wenzel VI. und diente daselbst später als Kämmerer. Er zeigte von Jugend auf viel Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Zuerst trat er als Krieger auf unter der Schar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen. Hier nahm er Theil an dem Treffen bei Tanneberg, d. 15. Juli 1410, in welchem der Orden, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt. Dann versuchte sich Z. in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzosen, am Tage von Azincourt (1415). Nach seiner Rückkunft blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der beiden Reformatoren, Huß und Hieronymus (s. d.), ergriff auch ihn. Als nun ein Mönch seine geliebte Schwester, die Nonne war, entehrte und ihrem grausamen Schicksale überließ, sann er auf Rache; Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wisse, die den Böhmen in Kostnitz zugefügte Schmach zu rächen, so möge er es thun, er habe dazu seine volle königliche Einwilligung. Nun verließ Z. den Hof, erforschte die Gesinnungen des Volks, und kehrte bald nach Prag zurück. Schon war Niklas von Hussynecz an die Spitze der Aufrührer getreten, und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten. Da führte Z. sie bewaffnet auf das Schloß (15. April 1418). „So", sprach er zum König, „wollen wir für dich fechten", und die Bürger behielten die Waffen. Zizka galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30. Juli 1419) traf den Priester der Hussiten ein Steinwurf. Alsbald stürmten sie, von Z. angefeuert, das Rathhaus und warfen 13 Rathsherrn unter die Spieße des Volks. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; dadurch gewann Z. Zeit, seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag nach Pilsen zurückziehen. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verschworen sich die Hussiten unter Z., Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Sie legten Festungen an, und Z. ließ auf dem Berge Tabor eine Stadt bauen, wovon die Hussiten den Namen Taboriten erhielten. Er befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm den vortheilhaften Gebrauch der Wagenburg (s. d.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen schlecht bewaffneten und ungezügelten Haufen zu einem Heere gebildet, dem man nicht widerstehen zu können glaubte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden aber nicht bloß von Raubbegierde, sondern mehr noch von Rachsucht geleitet. Z. beging viele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungestüm seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab sich Z. dahin und verschanzte sich auf dem Berge Wittkow. Mit 4000 M. schlug er hier (14. Juli 1420) die wiederholten Stürme von 30,000 zurück, und jener Ort heißt deßhalb noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. 1421 eroberte Z. das Schloß zu Prag, und bekam da die 4 ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, sowie das kleine Gewehrfeuer, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer

Gegen geschlossen. 2. Jahr des Krieges in Europa hat, anders wie früher, keine außerordentliche Ernte, sondern nur eine Mittelernte gebracht. Nach dem Amt des Reichskanzlers (1915) erhielten die als Zahlen und als Buchstaben, also in der Form 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40

ihrer Felle, nach den verschiedenen Gegenden, wo sie sich aufhalten, verschieden. Je weiter die Landschaften gegen Osten liegen, desto schöner sind die Zobel. Am schönsten und zahlreichsten findet man sie an dem Lenastrome in der Landschaft Jakutzk. Man fängt sie vom Nov. bis in den Febr. mit Schlingen, oder schießt sie auch wol mit stumpfen Bolzen, um das Fell nicht zu verletzen. Daß die nach Sibirien verwiesenen Staatsgefangenen oder Verbrecher zum Zobelfange gebraucht würden, ist eine zwar lange angenommene, aber ungegründete Nachricht. Gewöhnlich vereinigt sich eine Gesellschaft von 10 oder 12 Mann zur Zobeljagd, die sich einen Anführer wählen, und alle Zobel, die sie fangen, unter sich theilen. Sie bauen sich zu diesem Behuf an einem passenden Orte eine Hütte, versorgen sich auf geraume Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln, und stellen dann Fallen auf, in denen sich der Zobel fängt. Die Tataren legen sich besonders auf diese Jagd. Die Zobel sind eigentlich ein Regal der Krone, die den Fang derselben nur denjenigen Einw. Sibiriens überlassen hat, die einen Theil ihres Tributs damit bezahlen müssen. Es werden aber jetzt weniger Zobel an die Krone eingeliefert als sonst; denn theils haben sie, weil man sie zu häufig gefangen, überhaupt abgenommen, theils sind die Tataren klüger geworden, verkaufen ihren Fang an Schleichhändler für einen bessern Preis, und zahlen ihren Tribut in andern Thierfellen oder auch in baarem Gelde. Die eingelieferten Zobelfelle werden mit einem Siegel bezeichnet und nach Petersburg geschickt, doch werden auch sehr viele heimlich verkauft. Von den gewöhnlichen guten Fellen wird das Stück mit 5—10 Rubel bezahlt. Man hat, wiewol selten, auch weiße Zobel, ferner kastanienbraune mit einem Goldglanze und schwarze mit einem Silberglanze. Die weißen sind sehr selten und theuer; von den kastanienbraunen kostet das Stück 20—40 Rubel. Ein vollständiger Zobelpelz aus lauter schwarzen Fellen, die einen Silberglanz haben, wird auf 5—10,000 Rubel geschätzt. Die Russen verstehen die Kunst, die Zobel zu färben oder durch Räuchern zu schwärzen, doch erkennt man die gefärbten Felle leicht an dem Mangel des Glanzes, den die von Natur schwarzen haben, oder dadurch, daß sie abfärben. Daß sie durch Räuchern schwarz gemacht sind, erkennt man an den gekrümmten Haaren, denn bei einem guten Felle müssen die Haare alle gleich sein, und wenn man es mit der Hand streicht, nach allen Richtungen folgen. Die Chinesen aber sollen die Kunst, die Zobel zu färben, in einem so hohen Grade der Vollkommenheit besitzen, daß man sie von den echten nicht unterscheiden kann.

Zobtenberg, ein Berg in Schlesien, 2 Meilen von Schweidnitz, 5 Meilen von Breslau entfernt, liegt im Regierungsbezirke Breslau und besteht eigentlich aus einer Reihe von Bergen, wovon nur ein einzelner Zobtenberg heißt. Er hat wahrscheinlich s. Namen von dem nicht weit entlegenen Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch der Zottenberg (Zothenberg) genannt. Nach Büsching's Vermuthung soll auf demselben die alte Asciburg oder Asenburg (Asgard) gestanden haben, womit des Ptolemäus mons Asciburgius übeinstimmt. Der Z. steht mit dem Riesengebirge in Verbindung, hat eine fast kegelförmige Gestalt und liegt 2318 F. über dem Meere. Auf 3 Seiten wird er von einer weitläufigen Ebene umgeben, gegen Mittag aber grenzt er an den Geiersberg. Der bequemste Weg auf den Zobtenberg führt von dem Städtchen Zobten aus. Auf der höchsten Spitze desselben stand schon im 11. Jahrh. ein Schloß, das, nach mancherlei Veränderungen der Besitzer, 1471 als Raubschloß zerstört wurde. Seit 1702 ist an dessen Stelle eine kleine Kirche erbaut worden, wohin am Feste Mariä Heimsuchung zahlreiche Wallfahrten gemacht werden. Südwestwärts hinter der Kirche ist ein hoher und steiler Felsen, von welchem man einen beträchtlichen Theil Schlesiens, besonders die schönen Fluren von Frankenstein bis Liegnitz, übersehen kann. Der übrige Theil des Berges ist dicht mit Holz bewachsen. Es finden sich da auch gute Marmorbrüche. Der Berg dient übrigens den Landleuten in Schlesien zum Wet-

teranzeiger. Wenn er mit Gewölk bedeckt ist, so erwartet man Regen; ist er lichtblau und hell, so steht gutes Wetter bevor. Der Zobten, die Heimath uralter Sagen und Märchen, ist ein Urgebirge. Aus ihm hat man einen 7—8000 Centner schweren Granitblock herausgearbeitet, der als Würfel, nach Blücher's Wunsche, als Denkstein auf dem Grabe dieses Helden zu Kriblowitz ruhen soll.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unsern Breiten, besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Name) fortgehendes, spitz zulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Ähnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Über die Natur dieser zuerst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer, noch nicht entschiedener Streit geherrscht. Mairan suchte mit vielen, zum Theil scharfsinnigen Gründen darzuthun, daß sie nichts Andres als die entweder selbst leuchtende oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmosphäre der letztern sei. Diese Behauptung ist aber neuerlich von Laplace in s. „Mechanik des Himmels" angefochten worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieses Lichtes im Verhältnisse der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die wiederum für Mairan's Ansicht zu sprechen scheint, indem die Sonnenflecke, nach Herschel's Meinung, dadurch entstehen, daß die selbstleuchtende Sonnenatmosphäre einzelne Stellen des dunkeln Kerns entblöße. Regnier meint (v. Zach, „Monatl. Corresp.", 1802, Jul.), das Zodiacallicht rühre von der Beugung des Sonnenlichts an der Oberfläche unserer Erde her. Bei dieser Meinungsverschiedenheit ist bis jetzt Nichts ausgemacht, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht zugesendet wird, von außerordentlich feiner Beschaffenheit sein muß, indem man die kleinsten Sterne mitten durch dieselbe erkennt. Ausführlicher verbreitet sich über diese Erscheinung unter Andern Littrow's „Populaire Astronomie". D. N.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Astronomie derjenige Streifen in der scheinbaren Himmelskugel, innerhalb dessen sich jederzeit die Planeten befinden. Dieser Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik, vgl. d.) und wird von 2 derselben parallel laufenden Kreisen begrenzt. Er enthält 12 Sternbilder, die meist von Thieren hergenommen sind, daher sein Name.

Zoëga (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthumsforscher unserer Zeit und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Seine Familie stammt aus der Gegend von Verona. Er war den 20. Dec. 1755 zu Dahler (Pfarrdorf in der jütländ. Grafschaft Schackenborg) geb., wo sein Vater Prediger war. Er kam 1772 auf das Gymnasium in Altona und studirte seit 1773 in Göttingen. 1776 machte er eine Reise durch die Schweiz nach Italien und hielt sich den Winter in Leipzig auf. 1777 reiste er zu s. Ältern zurück und lebte bis 1778 in einer ihm unbequemen, unthätigen Lage in Kopenhagen. Darauf übernahm er eine Hauslehrerstelle in Kjerteminde und reiste 1779 mit seinem Zöglinge nach Göttingen, und darauf wieder nach Italien. Zurückgekehrt nach Kopenhagen, fand er in dem Geh.-Rath Guldberg einen Gönner, der ihm ein Reisestipendium verschaffte, sodaß er 1782 seine dritte Reise nach Italien antreten konnte. Er war schon wieder auf dem Rückwege, als er in Paris von der in Kopenhagen eingetretenen Ministerialveränderung Nachricht erhielt und wieder umkehrte, mit dem Entschlusse, in Rom seine Tage zuzubringen. Um die schöne Malerstochter, Maria Pietruccioli, heirathen zu können, ward er 1783 heimlich katholisch. Unstreitig hatte er durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tiefern Erforschen der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem rastlosen Streben, ihrem Schönheitssinn und ihrer Gelehrsamkeit waren, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war mehr der populaire und plastische Geist der Alten eingedrungen; er sah in den antiken Kunst-

gelio, so wie Matthäus, Lukas und Johannes, sondern nur ein Buch, das Evangelium Jesu Christi, das Evangelium Gottes, das Evangelium des Reiches Gottes, das Evangelium des Heils, das Evangelium der Gnade, das Evangelium des Friedens, das Evangelium der Herrlichkeit, das Evangelium der Auferstehung, das Evangelium des Lebens, das Evangelium der Wahrheit, das Evangelium der Freiheit, das Evangelium der Versöhnung, das Evangelium der Verkündigung, das Evangelium der Predigt, das Evangelium der Offenbarung, das Evangelium der Weisheit, das Evangelium der Erkenntniß, das Evangelium der Liebe, das Evangelium der Hoffnung, das Evangelium der Gerechtigkeit, das Evangelium der Heiligkeit, das Evangelium der Wiedergeburt, das Evangelium der Erneuerung, das Evangelium der Rechtfertigung, das Evangelium der Heiligung, das Evangelium der Verherrlichung, das Evangelium der Vollendung, das Evangelium der Ewigkeit, das Evangelium der Unsterblichkeit, das Evangelium der Seligkeit, das Evangelium der Verdammniß, das Evangelium der Strafe, das Evangelium der Rache, das Evangelium der Vergeltung, das Evangelium der Belohnung, das Evangelium der Krone, das Evangelium der Herrlichkeit, das Evangelium der Ehre, das Evangelium der Macht, das Evangelium der Kraft, das Evangelium der Stärke, das Evangelium der Weisheit, das Evangelium der Erkenntniß, das Evangelium der Liebe, das Evangelium der Hoffnung, das Evangelium der Gerechtigkeit, das Evangelium der Heiligkeit, das Evangelium der Wiedergeburt, das Evangelium der Erneuerung, das Evangelium der Rechtfertigung, das Evangelium der Heiligung, das Evangelium der Verherrlichung, das Evangelium der Vollendung, das Evangelium der Ewigkeit, das Evangelium der Unsterblichkeit, das Evangelium der Seligkeit, das Evangelium der Verdammniß, das Evangelium der Strafe, das Evangelium der Rache, das Evangelium der Vergeltung, das Evangelium der Belohnung, das Evangelium der Krone, das Evangelium der Herrlichkeit, das Evangelium der Ehre, das Evangelium der Macht, das Evangelium der Kraft, das Evangelium der Stärke,

2 Zollämter bei Trier; 3 in Linz 1858 Zollabfertigungen unter dem Hauptzollamte Coblenz; 4 in Koln, Neuß, Bonn und Crefeld; 5 in Aachen; 6 in Cleve; 7 in Emmerich; 8 in Wesel; 9 in Duisburg; 10 in Ruhrort; 11 in Elberfeld; 12 in Barmen; 13 in Hagen; 14 in Siegen; 15 in Olpe; 16 in Meschede; 17 in Arnsberg; 18 in Soest; 19 in Lippstadt; 20 in Minden; 21 in Bielefeld; 22 in Rheda; 23 in Münster; 24 in Coesfeld; 25 in Rheine; 26 in Bentheim; 27 in Ahaus; 28 in Borken; 29 in Wesel; 30 in Geldern; 31 in Crefeld; 32 in Neuß; 33 in Bonn; 34 in Koln; 35 in Gummersbach; 36 in Wipperfürth; 37 in Siegburg; 38 in Altenkirchen; 39 in Neuwied; 40 in Coblenz; 41 in Boppard; 42 in Kreuznach; 43 in Simmern; 44 in Trier; 45 in Saarbrücken; 46 in Saarlouis; 47 in Merzig; 48 in Saarbrücken; 49 in Saarlouis; 50 in Merzig; 51 in Trier; 52 in Wittlich; 53 in Prüm; 54 in Daun; 55 in Adenau; 56 in Ahrweiler; 57 in Linz; 58 in Coblenz; 59 in Montabaur; 60 in Limburg; 61 in Wetzlar; 62 in Dillenburg; 63 in Siegen; 64 in Olpe; 65 in Meschede; 66 in Arnsberg; 67 in Soest; 68 in Lippstadt; 69 in Minden; 70 in Bielefeld; 71 in Rheda; 72 in Münster; 73 in Coesfeld; 74 in Rheine; 75 in Bentheim; 76 in Ahaus; 77 in Borken; 78 in Wesel; 79 in Geldern; 80 in Crefeld; 81 in Neuß; 82 in Bonn; 83 in Koln; 84 in Gummersbach; 85 in Wipperfürth; 86 in Siegburg; 87 in Altenkirchen; 88 in Neuwied; 89 in Coblenz; 90 in Boppard; 91 in Kreuznach; 92 in Simmern; 93 in Trier; 94 in Saarbrücken; 95 in Saarlouis; 96 in Merzig; 97 in Saarbrücken; 98 in Saarlouis; 99 in Merzig; 100 in Trier; 101 in Wittlich; 102 in Prüm; 103 in Daun; 104 in Adenau; 105 in Ahrweiler; 106 in Linz; 107 in Coblenz; 108 in Montabaur; 109 in Limburg; 110 in Wetzlar; 111 in Dillenburg; 112 in Siegen; 113 in Olpe; 114 in Meschede; 115 in Arnsberg; 116 in Soest; 117 in Lippstadt; 118 in Minden; 119 in Bielefeld; 120 in Rheda; 121 in Münster; 122 in Coesfeld; 123 in Rheine; 124 in Bentheim; 125 in Ahaus; 126 in Borken; 127 in Wesel; 128 in Geldern; 129 in Crefeld; 130 in Neuß; 131 in Bonn; 132 in Koln; 133 in Gummersbach; 134 in Wipperfürth; 135 in Siegburg; 136 in Altenkirchen; 137 in Neuwied; 138 in Coblenz; 139 in Boppard; 140 in Kreuznach; 141 in Simmern; 142 in Trier; 143 in Saarbrücken; 144 in Saarlouis; 145 in Merzig; 146 in Saarbrücken; 147 in Saarlouis; 148 in Merzig; 149 in Trier; 150 in Wittlich; 151 in Prüm; 152 in Daun; 153 in Adenau; 154 in Ahrweiler; 155 in Linz; 156 in Coblenz; 157 in Montabaur; 158 in Limburg; 159 in Wetzlar; 160 in Dillenburg; 161 in Siegen; 162 in Olpe; 163 in Meschede; 164 in Arnsberg; 165 in Soest; 166 in Lippstadt; 167 in Minden; 168 in Bielefeld; 169 in Rheda; 170 in Münster; 171 in Coesfeld; 172 in Rheine; 173 in Bentheim; 174 in Ahaus; 175 in Borken; 176 in Wesel; 177 in Geldern; 178 in Crefeld; 179 in Neuß; 180 in Bonn; 181 in Koln; 182 in Gummersbach; 183 in Wipperfürth; 184 in Siegburg; 185 in Altenkirchen; 186 in Neuwied; 187 in Coblenz; 188 in Boppard; 189 in Kreuznach; 190 in Simmern; 191 in Trier; 192 in Saarbrücken; 193 in Saarlouis; 194 in Merzig; 195 in Saarbrücken; 196 in Saarlouis; 197 in Merzig; 198 in Trier; 199 in Wittlich; 200 in Prüm; 201 in Daun; 202 in Adenau; 203 in Ahrweiler; 204 in Linz; 205 in Coblenz; 206 in Montabaur; 207 in Limburg; 208 in Wetzlar; 209 in Dillenburg; 210 in Siegen; 211 in Olpe; 212 in Meschede; 213 in Arnsberg; 214 in Soest; 215 in Lippstadt; 216 in Minden; 217 in Bielefeld; 218 in Rheda; 219 in Münster; 220 in Coesfeld; 221 in Rheine; 222 in Bentheim; 223 in Ahaus; 224 in Borken; 225 in Wesel; 226 in Geldern; 227 in Crefeld; 228 in Neuß; 229 in Bonn; 230 in Koln; 231 in Gummersbach; 232 in Wipperfürth; 233 in Siegburg; 234 in Altenkirchen; 235 in Neuwied; 236 in Coblenz; 237 in Boppard; 238 in Kreuznach; 239 in Simmern; 240 in Trier; 241 in Saarbrücken; 242 in Saarlouis; 243 in Merzig; 244 in Saarbrücken; 245 in Saarlouis; 246 in Merzig; 247 in Trier; 248 in Wittlich; 249 in Prüm; 250 in Daun; 251 in Adenau; 252 in Ahrweiler; 253 in Linz; 254 in Coblenz; 255 in Montabaur; 256 in Limburg; 257 in Wetzlar; 258 in Dillenburg; 259 in Siegen; 260 in Olpe; 261 in Meschede; 262 in Arnsberg; 263 in Soest; 264 in Lippstadt; 265 in Minden; 266 in Bielefeld; 267 in Rheda; 268 in Münster; 269 in Coesfeld; 270 in Rheine; 271 in Bentheim; 272 in Ahaus; 273 in Borken; 274 in Wesel; 275 in Geldern; 276 in Crefeld; 277 in Neuß; 278 in Bonn; 279 in Koln; 280 in Gummersbach; 281 in Wipperfürth; 282 in Siegburg; 283 in Altenkirchen; 284 in Neuwied; 285 in Coblenz; 286 in Boppard; 287 in Kreuznach; 288 in Simmern; 289 in Trier; 290 in Saarbrücken; 291 in Saarlouis; 292 in Merzig; 293 in Saarbrücken; 294 in Saarlouis; 295 in Merzig; 296 in Trier; 297 in Wittlich; 298 in Prüm; 299 in Daun; 300 in Adenau; 301 in Ahrweiler; 302 in Linz; 303 in Coblenz; 304 in Montabaur; 305 in Limburg; 306 in Wetzlar; 307 in Dillenburg; 308 in Siegen; 309 in Olpe; 310 in Meschede; 311 in Arnsberg; 312 in Soest; 313 in Lippstadt; 314 in Minden; 315 in Bielefeld; 316 in Rheda; 317 in Münster; 318 in Coesfeld; 319 in Rheine; 320 in Bentheim; 321 in Ahaus; 322 in Borken; 323 in Wesel; 324 in Geldern; 325 in Crefeld; 326 in Neuß; 327 in Bonn; 328 in Koln; 329 in Gummersbach; 330 in Wipperfürth; 331 in Siegburg; 332 in Altenkirchen; 333 in Neuwied; 334 in Coblenz; 335 in Boppard; 336 in Kreuznach; 337 in Simmern; 338 in Trier; 339 in Saarbrücken; 340 in Saarlouis; 341 in Merzig; 342 in Saarbrücken; 343 in Saarlouis; 344 in Merzig; 345 in Trier; 346 in Wittlich; 347 in Prüm; 348 in Daun; 349 in Adenau; 350 in Ahrweiler; 351 in Linz; 352 in Coblenz; 353 in Montabaur; 354 in Limburg; 355 in Wetzlar; 356 in Dillenburg; 357 in Siegen; 358 in Olpe; 359 in Meschede; 360 in Arnsberg; 361 in Soest; 362 in Lippstadt; 363 in Minden; 364 in Bielefeld; 365 in Rheda; 366 in Münster; 367 in Coesfeld; 368 in Rheine; 369 in Bentheim; 370 in Ahaus; 371 in Borken; 372 in Wesel; 373 in Geldern; 374 in Crefeld; 375 in Neuß; 376 in Bonn; 377 in Koln; 378 in Gummersbach; 379 in Wipperfürth; 380 in Siegburg; 381 in Altenkirchen; 382 in Neuwied; 383 in Coblenz; 384 in Boppard; 385 in Kreuznach; 386 in Simmern; 387 in Trier; 388 in Saarbrücken; 389 in Saarlouis; 390 in Merzig; 391 in Saarbrücken; 392 in Saarlouis; 393 in Merzig; 394 in Trier; 395 in Wittlich; 396 in Prüm; 397 in Daun; 398 in Adenau; 399 in Ahrweiler; 400 in Linz; 401 in Coblenz; 402 in Montabaur; 403 in Limburg; 404 in Wetzlar; 405 in Dillenburg; 406 in Siegen; 407 in Olpe; 408 in Meschede; 409 in Arnsberg; 410 in Soest; 411 in Lippstadt; 412 in Minden; 413 in Bielefeld; 414 in Rheda; 415 in Münster; 416 in Coesfeld; 417 in Rheine; 418 in Bentheim; 419 in Ahaus; 420 in Borken; 421 in Wesel; 422 in Geldern; 423 in Crefeld; 424 in Neuß; 425 in Bonn; 426 in Koln; 427 in Gummersbach; 428 in Wipperfürth; 429 in Siegburg; 430 in Altenkirchen; 431 in Neuwied; 432 in Coblenz; 433 in Boppard; 434 in Kreuznach; 435 in Simmern; 436 in Trier; 437 in Saarbrücken; 438 in Saarlouis; 439 in Merzig; 440 in Saarbrücken; 441 in Saarlouis; 442 in Merzig; 443 in Trier; 444 in Wittlich; 445 in Prüm; 446 in Daun; 447 in Adenau; 448 in Ahrweiler; 449 in Linz; 450 in Coblenz; 451 in Montabaur; 452 in Limburg; 453 in Wetzlar; 454 in Dillenburg; 455 in Siegen; 456 in Olpe; 457 in Meschede; 458 in Arnsberg; 459 in Soest; 460 in Lippstadt; 461 in Minden; 462 in Bielefeld; 463 in Rheda; 464 in Münster; 465 in Coesfeld; 466 in Rheine; 467 in Bentheim; 468 in Ahaus; 469 in Borken; 470 in Wesel; 471 in Geldern; 472 in Crefeld; 473 in Neuß; 474 in Bonn; 475 in Koln; 476 in Gummersbach; 477 in Wipperfürth; 478 in Siegburg; 479 in Altenkirchen; 480 in Neuwied; 481 in Coblenz; 482 in Boppard; 483 in Kreuznach; 484 in Simmern; 485 in Trier; 486 in Saarbrücken; 487 in Saarlouis; 488 in Merzig; 489 in Saarbrücken; 490 in Saarlouis; 491 in Merzig; 492 in Trier; 493 in Wittlich; 494 in Prüm; 495 in Daun; 496 in Adenau; 497 in Ahrweiler; 498 in Linz; 499 in Coblenz; 500 in Montabaur; 501 in Limburg; 502 in Wetzlar; 503 in Dillenburg; 504 in Siegen; 505 in Olpe; 506 in Meschede; 507 in Arnsberg; 508 in Soest; 509 in Lippstadt; 510 in Minden; 511 in Bielefeld; 512 in Rheda; 513 in Münster; 514 in Coesfeld; 515 in Rheine; 516 in Bentheim; 517 in Ahaus; 518 in Borken; 519 in Wesel; 520 in Geldern; 521 in Crefeld; 522 in Neuß; 523 in Bonn; 524 in Koln; 525 in Gummersbach; 526 in Wipperfürth; 527 in Siegburg; 528 in Altenkirchen; 529 in Neuwied; 530 in Coblenz; 531 in Boppard; 532 in Kreuznach; 533 in Simmern; 534 in Trier; 535 in Saarbrücken; 536 in Saarlouis; 537 in Merzig; 538 in Saarbrücken; 539 in Saarlouis; 540 in Merzig; 541 in Trier; 542 in Wittlich; 543 in Prüm; 544 in Daun; 545 in Adenau; 546 in Ahrweiler; 547 in Linz; 548 in Coblenz; 549 in Montabaur; 550 in Limburg; 551 in Wetzlar; 552 in Dillenburg; 553 in Siegen; 554 in Olpe; 555 in Meschede; 556 in Arnsberg; 557 in Soest; 558 in Lippstadt; 559 in Minden; 560 in Bielefeld; 561 in Rheda; 562 in Münster; 563 in Coesfeld; 564 in Rheine; 565 in Bentheim; 566 in Ahaus; 567 in Borken; 568 in Wesel; 569 in Geldern; 570 in Crefeld; 571 in Neuß; 572 in Bonn; 573 in Koln; 574 in Gummersbach; 575 in Wipperfürth; 576 in Siegburg; 577 in Altenkirchen; 578 in Neuwied; 579 in Coblenz; 580 in Boppard; 581 in Kreuznach; 582 in Simmern; 583 in Trier; 584 in Saarbrücken; 585 in Saarlouis; 586 in Merzig; 587 in Saarbrücken; 588 in Saarlouis; 589 in Merzig; 590 in Trier; 591 in Wittlich; 592 in Prüm; 593 in Daun; 594 in Adenau; 595 in Ahrweiler; 596 in Linz; 597 in Coblenz; 598 in Montabaur; 599 in Limburg; 600 in Wetzlar; 601 in Dillenburg; 602 in Siegen; 603 in Olpe; 604 in Meschede; 605 in Arnsberg; 606 in Soest; 607 in Lippstadt; 608 in Minden; 609 in Bielefeld; 610 in Rheda; 611 in Münster; 612 in Coesfeld; 613 in Rheine; 614 in Bentheim; 615 in Ahaus; 616 in Borken; 617 in Wesel; 618 in Geldern; 619 in Crefeld; 620 in Neuß; 621 in Bonn; 622 in Koln; 623 in Gummersbach; 624 in Wipperfürth; 625 in Siegburg; 626 in Altenkirchen; 627 in Neuwied; 628 in Coblenz; 629 in Boppard; 630 in Kreuznach; 631 in Simmern; 632 in Trier; 633 in Saarbrücken; 634 in Saarlouis; 635 in Merzig; 636 in Saarbrücken; 637 in Saarlouis; 638 in Merzig; 639 in Trier; 640 in Wittlich; 641 in Prüm; 642 in Daun; 643 in Adenau; 644 in Ahrweiler; 645 in Linz; 646 in Coblenz; 647 in Montabaur; 648 in Limburg; 649 in Wetzlar; 650 in Dillenburg; 651 in Siegen; 652 in Olpe; 653 in Meschede; 654 in Arnsberg; 655 in Soest; 656 in Lippstadt; 657 in Minden; 658 in Bielefeld; 659 in Rheda; 660 in Münster; 661 in Coesfeld; 662 in Rheine; 663 in Bentheim; 664 in Ahaus; 665 in Borken; 666 in Wesel; 667 in Geldern; 668 in Crefeld; 669 in Neuß; 670 in Bonn; 671 in Koln; 672 in Gummersbach; 673 in Wipperfürth; 674 in Siegburg; 675 in Altenkirchen; 676 in Neuwied; 677 in Coblenz; 678 in Boppard; 679 in Kreuznach; 680 in Simmern; 681 in Trier; 682 in Saarbrücken; 683 in Saarlouis; 684 in Merzig; 685 in Saarbrücken; 686 in Saarlouis; 687 in Merzig; 688 in Trier; 689 in Wittlich; 690 in Prüm; 691 in Daun; 692 in Adenau; 693 in Ahrweiler; 694 in Linz; 695 in Coblenz; 696 in Montabaur; 697 in Limburg; 698 in Wetzlar; 699 in Dillenburg; 700 in Siegen; 701 in Olpe; 702 in Meschede; 703 in Arnsberg; 704 in Soest; 705 in Lippstadt; 706 in Minden; 707 in Bielefeld; 708 in Rheda; 709 in Münster; 710 in Coesfeld; 711 in Rheine; 712 in Bentheim; 713 in Ahaus; 714 in Borken; 715 in Wesel; 716 in Geldern; 717 in Crefeld; 718 in Neuß; 719 in Bonn; 720 in Koln; 721 in Gummersbach; 722 in Wipperfürth; 723 in Siegburg; 724 in Altenkirchen; 725 in Neuwied; 726 in Coblenz; 727 in Boppard; 728 in Kreuznach; 729 in Simmern; 730 in Trier; 731 in Saarbrücken; 732 in Saarlouis; 733 in Merzig; 734 in Saarbrücken; 735 in Saarlouis; 736 in Merzig; 737 in Trier; 738 in Wittlich; 739 in Prüm; 740 in Daun; 741 in Adenau; 742 in Ahrweiler; 743 in Linz; 744 in Coblenz; 745 in Montabaur; 746 in Limburg; 747 in Wetzlar; 748 in Dillenburg; 749 in Siegen; 750 in Olpe; 751 in Meschede; 752 in Arnsberg; 753 in Soest; 754 in Lippstadt; 755 in Minden; 756 in Bielefeld; 757 in Rheda; 758 in Münster; 759 in Coesfeld; 760 in Rheine; 761 in Bentheim; 762 in Ahaus; 763 in Borken; 764 in Wesel; 765 in Geldern; 766 in Crefeld; 767 in Neuß; 768 in Bonn; 769 in Koln; 770 in Gummersbach; 771 in Wipperfürth; 772 in Siegburg; 773 in Altenkirchen; 774 in Neuwied; 775 in Coblenz; 776 in Boppard; 777 in Kreuznach; 778 in Simmern; 779 in Trier; 780 in Saarbrücken; 781 in Saarlouis; 782 in Merzig; 783 in Saarbrücken; 784 in Saarlouis; 785 in Merzig; 786 in Trier; 787 in Wittlich; 788 in Prüm; 789 in Daun; 790 in Adenau; 791 in Ahrweiler; 792 in Linz; 793 in Coblenz; 794 in Montabaur; 795 in Limburg; 796 in Wetzlar; 797 in Dillenburg; 798 in Siegen; 799 in Olpe; 800 in Meschede; 801 in Arnsberg; 802 in Soest; 803 in Lippstadt; 804 in Minden; 805 in Bielefeld; 806 in Rheda; 807 in Münster; 808 in Coesfeld; 809 in Rheine; 810 in Bentheim; 811 in Ahaus; 812 in Borken; 813 in Wesel; 814 in Geldern; 815 in Crefeld; 816 in Neuß; 817 in Bonn; 818 in Koln; 819 in Gummersbach; 820 in Wipperfürth; 821 in Siegburg; 822 in Altenkirchen; 823 in Neuwied; 824 in Coblenz; 825 in Boppard; 826 in Kreuznach; 827 in Simmern; 828 in Trier; 829 in Saarbrücken; 830 in Saarlouis; 831 in Merzig; 832 in Saarbrücken; 833 in Saarlouis; 834 in Merzig; 835 in Trier; 836 in Wittlich; 837 in Prüm; 838 in Daun; 839 in Adenau; 840 in Ahrweiler; 841 in Linz; 842 in Coblenz; 843 in Montabaur; 844 in Limburg; 845 in Wetzlar; 846 in Dillenburg; 847 in Siegen; 848 in Olpe; 849 in Meschede; 850 in Arnsberg; 851 in Soest; 852 in Lippstadt; 853 in Minden; 854 in Bielefeld; 855 in Rheda; 856 in Münster; 857 in Coesfeld; 858 in Rheine; 859 in Bentheim; 860 in Ahaus; 861 in Borken; 862 in Wesel; 863 in Geldern; 864 in Crefeld; 865 in Neuß; 866 in Bonn; 867 in Koln; 868 in Gummersbach; 869 in Wipperfürth; 870 in Siegburg; 871 in Altenkirchen; 872 in Neuwied; 873 in Coblenz; 874 in Boppard; 875 in Kreuznach; 876 in Simmern; 877 in Trier; 878 in Saarbrücken; 879 in Saarlouis; 880 in Merzig; 881 in Saarbrücken; 882 in Saarlouis; 883 in Merzig; 884 in Trier; 885 in Wittlich; 886 in Prüm; 887 in Daun; 888 in Adenau; 889 in Ahrweiler; 890 in Linz; 891 in Coblenz; 892 in Montabaur; 893 in Limburg; 894 in Wetzlar; 895 in Dillenburg; 896 in Siegen; 897 in Olpe; 898 in Meschede; 899 in Arnsberg; 900 in Soest; 901 in Lippstadt; 902 in Minden; 903 in Bielefeld; 904 in Rheda; 905 in Münster; 906 in Coesfeld; 907 in Rheine; 908 in Bentheim; 909 in Ahaus; 910 in Borken; 911 in Wesel; 912 in Geldern; 913 in Crefeld; 914 in Neuß; 915 in Bonn; 916 in Koln; 917 in Gummersbach; 918 in Wipperfürth; 919 in Siegburg; 920 in Altenkirchen; 921 in Neuwied; 922 in Coblenz; 923 in Boppard; 924 in Kreuznach; 925 in Simmern; 926 in Trier; 927 in Saarbrücken; 928 in Saarlouis; 929 in Merzig; 930 in Saarbrücken; 931 in Saarlouis; 932 in Merzig; 933 in Trier; 934 in Wittlich; 935 in Prüm; 936 in Daun; 937 in Adenau; 938 in Ahrweiler; 939 in Linz; 940 in Coblenz; 941 in Montabaur; 942 in Limburg; 943 in Wetzlar; 944 in Dillenburg; 945 in Siegen; 946 in Olpe; 947 in Meschede; 948 in Arnsberg; 949 in Soest; 950 in Lippstadt; 951 in Minden; 952 in Bielefeld; 953 in Rheda; 954 in Münster; 955 in Coesfeld; 956 in Rheine; 957 in Bentheim; 958 in Ahaus; 959 in Borken; 960 in Wesel; 961 in Geldern; 962 in Crefeld; 963 in Neuß; 964 in Bonn; 965 in Koln; 966 in Gummersbach; 967 in Wipperfürth; 968 in Siegburg; 969 in Altenkirchen; 970 in Neuwied; 971 in Coblenz; 972 in Boppard; 973 in Kreuznach; 974 in Simmern; 975 in Trier; 976 in Saarbrücken; 977 in Saarlouis; 978 in Merzig; 979 in Saarbrücken; 980 in Saarlouis; 981 in Merzig; 982 in Trier; 983 in Wittlich; 984 in Prüm; 985 in Daun; 986 in Adenau; 987 in Ahrweiler; 988 in Linz; 989 in Coblenz; 990 in Montabaur; 991 in Limburg; 992 in Wetzlar; 993 in Dillenburg; 994 in Siegen; 995 in Olpe; 996 in Meschede; 997 in Arnsberg; 998 in Soest; 999 in Lippstadt; 1000 in Minden; 1001 in Bielefeld; 1002 in Rheda; 1003 in Münster; 1004 in Coesfeld; 1005 in Rheine; 1006 in Bentheim; 1007 in Ahaus; 1008 in Borken; 1009 in Wesel; 1010 in Geldern; 1011 in Crefeld; 1012 in Neuß; 1013 in Bonn; 1014 in Koln; 1015 in Gummersbach; 1016 in Wipperfürth; 1017 in Siegburg; 1018 in Altenkirchen; 1019 in Neuwied; 1020 in Coblenz; 1021 in Boppard; 1022 in Kreuznach; 1023 in Simmern; 1024 in Trier; 1025 in Saarbrücken; 1026 in Saarlouis; 1027 in Merzig; 1028 in Saarbrücken; 1029 in Saarlouis; 1030 in Merzig; 1031 in Trier; 1032 in Wittlich; 1033 in Prüm; 1034 in Daun; 1035 in Adenau; 1036 in Ahrweiler; 1037 in Linz; 1038 in Coblenz; 1039 in Montabaur; 1040 in Limburg; 1041 in Wetzlar; 1042 in Dillenburg; 1043 in Siegen; 1044 in Olpe; 1045 in Meschede; 1046 in Arnsberg; 1047 in Soest; 1048 in Lippstadt; 1049 in Minden; 1050 in Bielefeld; 1051 in Rheda; 1052 in Münster; 1053 in Coesfeld; 1054 in Rheine; 1055 in Bentheim; 1056 in Ahaus; 1057 in Borken; 1058 in Wesel; 1059 in Geldern; 1060 in Crefeld; 1061 in Neuß; 1062 in Bonn; 1063 in Koln; 1064 in Gummersbach; 1065 in Wipperfürth; 1066 in Siegburg; 1067 in Altenkirchen; 1068 in Neuwied; 1069 in Coblenz; 1070 in Boppard; 1071 in Kreuznach; 1072 in Simmern; 1073 in Trier; 1074 in Saarbrücken; 1075 in Saarlouis; 1076 in Merzig; 1077 in Saarbrücken; 1078 in Saarlouis; 1079 in Merzig; 1080 in Trier; 1081 in Wittlich; 1082 in Prüm; 1083 in Daun; 1084 in Adenau; 1085 in Ahrweiler; 1086 in Linz; 1087 in Coblenz; 1088 in Montabaur; 1089 in Limburg; 1090 in Wetzlar; 1091 in Dillenburg; 1092 in Siegen; 1093 in Olpe; 1094 in Meschede; 1095 in Arnsberg; 1096 in Soest; 1097 in Lippstadt; 1098 in Minden; 1099 in Bielefeld; 1100 in Rheda; 1101 in Münster; 1102 in Coesfeld; 1103 in Rheine; 1104 in Bentheim; 1105 in Ahaus; 1106 in Borken; 1107 in Wesel; 1108 in Geldern; 1109 in Crefeld; 1110 in Neuß; 1111 in Bonn; 1112 in Koln; 1113 in Gummersbach; 1114 in Wipperfürth; 1115 in Siegburg; 1116 in Altenkirchen; 1117 in Neuwied; 1118 in Coblenz; 1119 in Boppard; 1120 in Kreuznach; 1121 in Simmern; 1122 in Trier; 1123 in Saarbrücken; 1124 in Saarlouis; 1125 in Merzig; 1126 in Saarbrücken; 1127 in Saarlouis; 1128 in Merzig; 1129 in Trier; 1130 in Wittlich; 1131 in Prüm; 1132 in Daun; 1133 in Adenau; 1134 in Ahrweiler; 1135 in Linz; 1136 in Coblenz; 1137 in Montabaur; 1138 in Limburg; 1139 in Wetzlar; 1140 in Dillenburg; 1141 in Siegen; 1142 in Olpe; 1143 in Meschede; 1144 in Arnsberg; 1145 in Soest; 1146 in Lippstadt; 1147 in Minden; 1148 in Bielefeld; 1149 in Rheda; 1150 in Münster; 1151 in Coesfeld; 1152 in Rheine; 1153 in Bentheim; 1154 in Ahaus; 1155 in Borken; 1156 in Wesel; 1157 in Geldern; 1158 in Crefeld; 1159 in Neuß; 1160 in Bonn; 1161 in Koln; 1162 in Gummersbach; 1163 in Wipperfürth; 1164 in Siegburg; 1165 in Altenkirchen; 1166 in Neuwied; 1167 in Coblenz; 1168 in Boppard; 1169 in Kreuznach; 1170 in Simmern; 1171 in Trier; 1172 in Saarbrücken; 1173 in Saarlouis; 1174 in Merzig; 1175 in Saarbrücken; 1176 in Saarlouis; 1177 in Merzig; 1178 in Trier; 1179 in Wittlich; 1180 in Prüm; 1181 in Daun; 1182 in Adenau; 1183 in Ahrweiler; 1184 in Linz; 1185 in Coblenz; 1186 in Montabaur; 1187 in Limburg; 1188 in Wetzlar; 1189 in Dillenburg; 1190 in Siegen; 1191 in Olpe; 1192 in Meschede; 1193 in Arnsberg; 1194 in Soest; 1195 in Lippstadt; 1196 in Minden; 1197 in Bielefeld; 1198 in Rheda; 1199 in Münster; 1200 in Coesfeld; 1201 in Rheine; 1202 in Bentheim; 1203 in Ahaus; 1204 in Borken; 1205 in Wesel; 1206 in Geldern; 1207 in Crefeld; 1208 in Neuß; 1209 in Bonn; 1210 in Koln; 1211 in Gummersbach; 1212 in Wipperfürth; 1213 in Siegburg; 1214 in Altenkirchen; 1215 in Neuwied; 1216 in Coblenz; 1217 in Boppard; 1218 in Kreuznach; 1219 in Simmern; 1220 in Trier; 1221 in Saarbrücken; 1222 in Saarlouis; 1223 in Merzig; 1224 in Saarbrücken; 1225 in Saarlouis; 1226 in Merzig; 1227 in Trier; 1228 in Wittlich; 1229 in Prüm; 1230 in Daun; 1231 in Adenau; 1232 in Ahrweiler; 1233 in Linz; 1234 in Coblenz; 1235 in Montabaur; 1236 in Limburg; 1237 in Wetzlar; 1238 in Dillenburg; 1239 in Siegen; 1240 in Olpe; 1241 in Meschede; 1242 in Arnsberg; 1243 in Soest; 1244 in Lippstadt; 1245 in Minden; 1246 in Bielefeld; 1247 in Rheda; 1248 in Münster; 1249 in Coesfeld; 1250 in Rheine; 1251 in Bentheim; 1252 in Ahaus; 1253 in Borken; 1254 in Wesel; 1255 in Geldern; 1256 in Crefeld; 1257 in Neuß; 1258 in Bonn; 1259 in Koln; 1260 in Gummersbach; 1261 in Wipperfürth; 1262 in Siegburg; 1263 in Altenkirchen; 1264 in Neuwied; 1265 in Coblenz; 1266 in Boppard; 1267 in Kreuznach; 1268 in Simmern; 1269 in Trier; 1270 in Saarbrücken; 1271 in Saarlouis; 1272 in Merzig; 1273 in Saarbrücken; 1274 in Saarlouis; 1275 in Merzig; 1276 in Trier; 1277 in Wittlich; 1278 in Prüm; 1279 in Daun; 1280 in Adenau; 1281 in Ahrweiler; 1282 in Linz; 1283 in Coblenz; 1284 in Montabaur; 1285 in Limburg; 1286 in Wetzlar; 1287 in Dillenburg; 1288 in Siegen; 1289 in Olpe; 1290 in Meschede; 1291 in Arnsberg; 1292 in Soest; 1293 in Lippstadt; 1294 in Minden; 1295 in Bielefeld; 1296 in Rheda; 1297 in Münster; 1298 in Coesfeld; 1299 in Rheine; 1300 in Bentheim; 1301 in Ahaus; 1302 in Borken; 1303 in Wesel; 1304 in Geldern; 1305 in Crefeld; 1306 in Neuß; 1307 in Bonn; 1308 in Koln; 1309 in Gummersbach; 1310 in Wipperfürth; 1311 in Siegburg; 1312 in Altenkirchen; 1313 in Neuwied; 1314 in Coblenz; 1315 in Boppard; 1316 in Kreuznach; 1317 in Simmern; 1318 in Trier; 1319 in Saarbrücken; 1320 in Saarlouis; 1321 in Merzig; 1322 in Saarbrücken; 1323 in Saarlouis; 1324 in Merzig; 1325 in Trier; 1326 in Wittlich; 1327 in Prüm; 1328 in Daun; 1329 in Adenau; 1330 in Ahrweiler; 1331 in Linz; 1332 in Coblenz; 1333 in Montabaur; 1334 in Limburg; 1335 in Wetzlar; 1336 in Dillenburg; 1337 in Siegen; 1338 in Olpe; 1339 in Meschede; 1340 in Arnsberg; 1341 in Soest; 1342 in Lippstadt; 1343 in Minden; 1344 in Bielefeld; 1345 in Rheda; 1346 in Münster; 1347 in Coesfeld; 1348 in Rheine; 1349 in Bentheim; 1350 in Ahaus; 1351 in Borken; 1352 in Wesel; 1353 in Geldern; 1354 in Crefeld; 1355 in Neuß; 1356 in Bonn; 1357 in Koln; 1358 in Gummersbach; 1359 in Wipperfürth; 1360 in Siegburg; 1361 in Altenkirchen; 1362 in Neuwied; 1363 in Coblenz; 1364 in Boppard; 1365 in Kreuznach; 1366 in Simmern; 1367 in Trier; 1368 in Saarbrücken; 1369 in Saarlouis; 1370 in Merzig; 1371 in Saarbrücken; 1372 in Saarlouis; 1373 in Merzig; 1374 in Trier; 1375 in Wittlich; 1376 in Prüm; 1377 in Daun; 1378 in Adenau; 1379 in Ahrweiler; 1380 in Linz; 1381 in Coblenz; 1382 in Montabaur; 1383 in Limburg; 1384 in Wetzlar; 1385 in Dillenburg; 1386 in Siegen; 1387 in Olpe; 1388 in Meschede; 1389 in Arnsberg; 1390 in Soest; 1391 in Lippstadt; 1392 in Minden; 1393 in Bielefeld; 1394 in Rheda; 1395 in Münster; 1396 in Coesfeld; 1397 in Rheine; 1398 in Bentheim; 1399 in Ahaus; 1400 in Borken; 1401 in Wesel; 1402 in Geldern; 1403 in Crefeld; 1404 in Neuß; 1405 in Bonn; 1406 in Koln; 1407 in Gummersbach; 1408 in Wipperfürth; 1409 in Siegburg; 1410 in Altenkirchen; 1411 in Neuwied; 1412 in Coblenz; 1413 in Boppard; 1414 in Kreuznach; 1415 in Simmern; 1416 in Trier; 1417 in Saarbrücken; 1418 in Saarlouis; 1419 in Merzig; 1420 in Saarbrücken; 1421 in Saarlouis; 1422 in Merzig; 1423 in Trier; 1424 in Wittlich; 1425 in Prüm; 1426 in Daun; 1427 in Adenau; 1428 in Ahrweiler; 1429 in Linz; 1430 in Coblenz; 1431 in Montabaur; 1432 in Limburg; 1433 in Wetzlar; 1434 in Dillenburg; 1435 in Siegen; 1436 in Olpe; 1437 in Meschede; 1438 in Arnsberg; 1439 in Soest; 1440 in Lippstadt; 1441 in Minden; 1442 in Bielefeld; 1443 in Rheda; 1444 in Münster; 1445 in Coesfeld; 1446 in Rheine; 1447 in Bentheim; 1448 in Ahaus; 1449 in Borken; 1450 in Wesel; 1451 in Geldern; 1452 in Crefeld; 1453 in Neuß; 1454 in Bonn; 1455 in Koln; 1456 in Gummersbach; 1457 in Wipperfürth; 1458 in Siegburg; 1459 in Altenkirchen; 1460 in Neuwied; 1461 in Coblenz; 1462 in Boppard; 1463 in Kreuznach; 1464 in Simmern; 1465 in Trier; 1466 in Saarbrücken; 1467 in Saarlouis; 1468 in Merzig; 1469 in Saarbrücken; 1470 in Saarlouis; 1471 in Merzig; 1472 in Trier; 1473 in Wittlich; 1474 in Prüm; 1475 in Daun; 1476 in Adenau; 1477 in Ahrweiler; 1478 in Linz; 1479 in Coblenz; 1480 in Montabaur; 1481 in Limburg; 1482 in Wetzlar; 1483 in Dillenburg; 1484 in Siegen; 1485 in Olpe; 1486 in Meschede; 1487 in Arnsberg; 1488 in Soest; 1489 in Lippstadt; 1490 in Minden; 1491 in Bielefeld; 1492 in Rheda; 1493 in Münster; 1494 in Coesfeld; 1495 in Rheine; 1496 in Bentheim; 1497 in Ahaus; 1498 in Borken; 1499 in Wesel; 1500 in Geldern; 1501 in Crefeld; 1502 in Neuß; 1503 in Bonn; 1504 in Koln; 1505 in Gummersbach; 1506 in Wipperfürth; 1507 in Siegburg; 1508 in Altenkirchen; 1509 in Neuwied; 1510 in Coblenz; 1511 in Boppard; 1512 in Kreuznach; 1513 in Simmern; 1514 in Trier; 1515 in Saarbrücken; 1516 in Saarlouis; 1517 in Merzig; 1518 in Saarbrücken; 1519 in Saarlouis; 1520 in Merzig; 1521 in Trier; 1522 in Wittlich; 1523 in Prüm; 1524 in Daun; 1525 in Adenau; 1526 in Ahrweiler; 1527 in Linz; 1528 in Coblenz; 1529 in Montabaur; 1530 in Limburg; 1531 in Wetzlar; 1532 in Dillenburg; 1533 in Siegen; 1534 in Olpe; 1535 in Meschede; 1536 in Arnsberg; 1537 in Soest; 1538 in Lippstadt; 1539 in Minden; 1540 in Bielefeld; 1541 in Rheda; 1542 in Münster; 1543 in Coesfeld; 1544 in Rheine; 1545 in Bentheim; 1546 in Ahaus; 1547 in Borken; 1548 in Wesel; 1549 in Geldern; 1550 in Crefeld; 1551 in Neuß; 1552 in Bonn; 1553 in Koln; 1554 in Gummersbach; 1555 in Wipperfürth; 1556 in Siegburg; 1557 in Altenkirchen; 1558 in Neuwied; 1559 in Coblenz; 1560 in Boppard; 1561 in Kreuznach; 1562 in Simmern; 1563 in Trier; 1564 in Saarbrücken; 1565 in Saarlouis; 1566 in Merzig; 1567 in Saarbrücken; 1568 in Saarlouis; 1569 in Merzig; 1570 in Trier; 1571 in Wittlich; 1572 in Prüm; 1573 in Daun; 1574 in Adenau; 1575 in Ahrweiler; 1576 in Linz; 1577 in Coblenz; 1578 in Montabaur; 1579 in Limburg; 1

unbedeutend, und ihre Anlegung erfodert große Vorsicht, soll sie dem Handel nicht verderblich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch Zölle beabsichtigt, so beruht es hauptsächlich auf irrigen, durch das Mercantilsystem (s. d.) auf die Bahn gebrachten Vorstellungen, wenn eine Regierung daraus große Vortheile für den Nationalwohlstand ziehen zu können wähnt. Als eigentliche Verbrauchssteuer aber hat diese Abgabe noch die besondern Fehler: 1) daß sie lange Zeit vor der Einführung des besteuerten Gegenstandes in den Kreis des Verbrauchs erhoben wird; 2) daß sie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zum Verbrauch gelangt, sondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3) daß sie als eine Abgabe, welche vom Capital erhoben wird, die Betriebsamkeit der Bürger hemmt und ebendadurch ihre Production schwächt. Über die Wirkung der Zölle auf den Verkehr selbst s. d. folg. Art.

Je nachdem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Wasser erhoben werden, heißen dieselben Landzölle oder Wasserzölle; letztere sind auf den bedeutendsten Flüssen Deutschlands hin und wieder, zum wesentlichen Nachtheil des Handels, so vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegenden, welchen der Fluß zustattenkommen könnte, die Landfracht vorziehen, sobald der Werth der Waare beträchtlich und deren Masse klein genug ist, um sie auf der Achse verfahren zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz des Landes in die andre entrichtet werden, heißen Binnenzölle; diese sind die nachtheiligsten von allen, denn sie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Besteuerung der einzelnen Bürger, sondern hemmen zugleich den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr: weise Regierungen haben dieselben daher auch in ihren Ländern gänzlich abgeschafft und den Unterthanen dadurch eine große Wohlthat erwiesen. — In mehren Staaten, namentlich in Großbritannien, wird dem Kaufmann die auf den inländischen Verbrauch einer Waare gelegte Abgabe ganz oder zum Theil zurückgegeben, wenn er die Waare nach andern Ländern ausführt; eine Vergütung dieser Art heißt Rückzoll und ist in der Regel wegen der Erleichterung, die sie dem Handel gewährt, sehr zu empfehlen. KM.

Zoll- und Mauthwesen. So nennt man das in einem Lande herrschende System von indirecten Auflagen auf die in ein Land oder eine Provinz ein- oder aus derselben herausgehenden Waaren und Transportmaschinen. Man braucht dasselbe theils als Mittel, um die Gewerbsthätigkeit eines Landes oder einer Provinz zum allgemeinen Wohl zu leiten und zu regieren, theils aber um dadurch einen Theil des Staatseinkommens zusammenzubringen. Jenes ist dessen staatswirthschaftlicher, dieser dessen finanzieller Zweck. Wir wollen denselben nach beiden Beziehungen betrachten. In erster Hinsicht setzt man voraus, daß ein Land sich um so besser befinde, je mehr nützliche Dinge in demselben producirt werden, und je leichter und wohlfeiler dergleichen Dinge von dem Volke erlangt werden können. Da nun Lebensmittel, Holz und andre rohe Producte, welche theils roh, theils verarbeitet die Bedürfnisse des Volks befriedigen können, dergleichen nützliche Producte sind, so glaubt man von Seiten des Staats Alles thun zu müssen, wodurch das Volk einerseits aufgemuntert wird, dieselben in größter Menge zu produciren, andrerseits sie ihm zu einem Preise zu sichern, den die Einwohner leicht erschwingen können. Das Erstere glaubt der Staat dadurch befördern zu können, daß er die Einfuhr solcher Producte aus fremden Ländern verbietet oder sie mit so starken Zöllen belegt, daß dadurch der Preis der fremden Producte höher zu stehen kommt als der der inländischen, wodurch denn die Einfuhr von selbst wegfällt; das Andre dadurch, daß die Regierung die Ausfuhr solcher inländischen Producte, welche die Inländer bedürfen, entweder gänzlich verbietet oder so hoch verzollt, daß dadurch ihr Preis für die Ausländer so hoch, daß sie keine Käufer im Auslande

finden und alſo von den Inländern wohlfeil gekauft werden können. Da indeſſen das Hauptmotiv zur Production die Nachfrage oder das Verlangen der Conſumenten nach den Producten iſt, und in einem Lande oft ſo viele Producte einerlei Art hervorgebracht werden können, daß ſie das Bedürfniß des Inlandes weit übertreffen, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß Erſchwerung der Ausfuhr ſolcher Producte die Production nur hemmen müßte, und deßhalb verlangt der ſtaatswirthſchaftliche Zweck des Mauthſyſtems, daß in Fällen, wo die Production das inländiſche Bedürfniß leicht überſteigen kann, die Ausfuhr ſolcher Producte nicht nur freigegeben, ſondern wol gar noch durch Prämien aufgemuntert werden ſoll. Wenngleich aber die rohen Landesproducte in ihrer rohen Geſtalt nicht von den Inländern verbraucht werden können, ſo hält man es doch in Anſehung ſolcher Producte, die einer künſtlichen Bearbeitung oder Veredlung fähig ſind, für rathſam, ihnen den Ausgang in die Fremde durch Verbote oder Auflagen zu verwehren, damit die Inländer durch den niedrigen Preis derſelben angereizt werden ſollen, die inländiſchen rohen Erzeugniſſe in Manufactur- und Fabrikwaaren zu verwandeln, damit ſie in dieſer Geſtalt von In- oder Ausländern verbraucht werden. Hiermit wird natürlicherweiſe das Verbot oder die Bezollung der Einfuhr aller ſolcher Waaren aus dem Auslande verbunden, damit den Inländern die Gewerbsthätigkeit und der Verkehr damit wenigſtens im Inlande ausſchließlich geſichert werde. Daß nun durch dergleichen Verbote und Zölle gewiſſe Gewerbe im Lande hervorgetrieben, ernährt und erweitert werden können, die ohne ſolche Maßregeln niemals entſtanden wären, oder wenigſtens nicht den Umfang erhalten haben würden, läßt ſich nicht bezweifeln. Aber Nichts iſt auch gewiſſer, als daß dergleichen Maßregeln oft nur einen Schein von Wohlſtand hervorbringen, und daß ſie auf einer andern Seite viel größern Nachtheil ſtiften als die Vortheile ſind, welche ſie auf der einen Seite hervorgebracht haben, daß ſie immer zugleich nützen und ſchaden, und daß in den meiſten Fällen es faſt unmöglich iſt zu berechnen, ob der Schaden oder der Vortheil größer iſt. Da nun dieſes zu ergründen ſo ſchwer iſt, und dabei ſo leicht Irrthümer vorkommen können, die das Gegentheil von Dem bewirken, was dadurch beabſichtigt wird, ſo ſcheint es beſſer zu ſein, lieber dem Rathe Derjenigen zu folgen, welche wollen, daß ſich die Regierung aller poſitiven Einmiſchung in die Freiheit der Gewerbsthätigkeit enthalten ſoll, da Jeder von ſelbſt am leichteſten einſehen lernt, was für ihn das Vortheilhafteſte ſei, und daß, wenn Jeder Dasjenige thut, was ihm für ſich am vortheilhafteſten zu ſein ſcheint, auch der Vortheil Aller durch das Gemeinwohl am ſicherſten befördert wird, wobei ſich die Einwirkung des Staats nur darauf zu beſchränken braucht, daß Jeder verhindert wird, etwas zu thun, wodurch er das Recht und das Eigenthum des Andern verletzen würde. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird noch einleuchtender, wenn man die einzelnen Maßregeln der Mauth- und Zollpolitik in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht genau betrachtet. Sie laſſen ſich ſämmtlich auf folgende Maximen zurückführen. I. Die Ausfuhr der rohen Producte, welche das Volk zu ſeiner Conſumtion bedarf, ſoll durch Verbot oder Zölle verhindert werden. Dieſe Maxime wird auf Getreide, Holz und andre nothwendige und allgemeine Volksbedürfniſſe angewandt. Da nun die Production von der Nachfrage abhängt, ſo iſt begreiflich, daß bei Hemmung der Ausfuhr inländiſcher Producte nur ſo viel davon von dem Volke erzeugt werden wird, als die inländiſche Nachfrage verlangt; denn da das Übrige des Verbots der Ausfuhr wegen keine Abnehmer finden würde, ſo wird es Niemand der Mühe werth achten, mehr als auf die innere Nachfrage mit Gewißheit zu rechnen iſt, zu erzeugen. Nun aber ſind z. B. die Getreideernten unſicher. Oft geben ſie nicht ſo viel, daß ſie für die inländiſche Nachfrage hinreichen. Dann wird unvermeidlich Mangel an Getreide, Theuerung und Hungersnoth eintreten. Wäre die Ausfuhr des Getreides nicht verhindert, ſo wäre zugleich durch die Production die ausländi-

und Bischof Wilhelm von Paris, † 1249, Juli 31. Ihr Fest wird in Frankreich, Belgien, Italien, Spanien, Portugal, Deutschland, Ungarn, Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Rußland, Griechenland, Syrien, Palästina, Persien, Indien, Abessinien, Nubien, Aegypten, Nordafrika, Mexiko, Peru, Chile, Brasilien, Paraguay, Neugranada, Venezuela, Guatemala, Haiti, Jamaika, Cuba, Portorico, Manila, Malta, Sardinien, Sicilien, Neapel, Toscana, Modena, Parma, Lucca, Piombino, Monaco, Savoyen, Piemont, Lombardei, Venedig, Kirchenstaat, Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Oesterreich, Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt, Hessen-Kassel, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen, Reuß, Schwarzburg, Anhalt, Waldeck, Lippe, Schaumburg, Lippe, Preußen, Posen, Westphalen, Rheinland, Luxemburg, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Grönland, Irland, Schottland, England, Wales, Nordamerika, Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Neufundland, Neuschweden, Neuholland, Neuseeland, Tasmanien, Neuguinea, Neucaledonien, Neuhebriden

würde, daß sie unter solchen Umständen die sonst von andern Völkern, welche jetzt den Verkehr mit ihnen verschmähen, ihnen gelieferten Producte wohlfeiler machen und an ihre Landsleute verkaufen könnten; dadurch hätten sie denn auch Gelegenheit, das Getreide, was sie sonst den Ausländern zuführten, an ihre eignen Mitbürger abzusetzen und von diesen die nöthigen Fabrik- und Manufacturwaaren dafür einzutauschen. Eine solche Veränderung würde zwar jenen Völkern Anfangs wehethun, aber mit der Zeit würde doch der Schade besser und gründlicher geheilt werden, als wenn sie Retorsionen oder ähnliche Gewaltmittel gegen die wider sie gebrauchte unweise Politik angewandt hätten.

Eine andre Absicht bei dergleichen Verboten oder Zöllen ist, den inländischen Consumenten die Landesproducte zu wohlfeilen Preisen zu sichern, um sie dadurch zu begünstigen. So ist z. B. in Rußland der Ausgang der im Lande gezogenen Pferde verboten oder stark bezollt, weil man befürchtet, daß der Preis der Pferde für die Armee zu hoch steigen würde, wenn sie frei ausgeführt werden dürften. Es erhellt aber bald, daß diese Maßregel dem Nationalreichthum mehr Schaden als Nutzen bringt. Denn in Rußland können, wegen der großen Steppen und Weiden, vielleicht 100 Mal mehr Pferde gezogen werden, als die Armee und das ganze Land nöthig hat. Es ist aber klar, daß bei dem bestehenden Hinderniß des freien Ausgangs der Pferde nicht mehr im Lande werden erzogen werden, als zur Befriedigung inländischer Nachfrage nöthig ist, und daß diese Erschwerung des ausländischen Debits der Pferde die Pferdezucht in einem hohen Grade unterdrücken muß. Wäre der Ausgang frei, so würde man sich befleißigen, noch so viel Pferde mehr zu ziehen, als die fremden Nationen verlangten, und dieses könnte der ruff. Nation leicht viele Millionen einbringen. Daß dadurch der Preis der Pferde für das Inland theurer werden würde, folgt nicht einmal nothwendig aus dieser Freiheit. Denn da man nicht einsieht, weßhalb nicht bei dem großen Überfluß an Futter, das jetzt in Rußland verfault, noch ein-, zwei-, oder mehr Mal so viel Pferde zu demselben Kostenpreise erzogen werden könnten als dem jetzigen, da hierzu weder mehr Mühe noch mehr Arbeit erfodert werden würde, so ist gar kein Grund vorhanden, weßhalb die Pferde im Lande theurer werden sollten. Es würde dieses nur dann erfolgen, wenn die Pferdezucht anfinge kostbarer zu werden. Gesetzt aber auch, die Pferde stiegen dadurch etwas im Preise, so würde dieses für das Land eher vortheilhaft als schädlich sein. Denn der Werth des Grund und Bodens, der zur Pferdezucht dient, würde dadurch erhöht und die Nationaleinnahme vergrößert, und wenngleich auch die Einkäufer zu dieser vergrößerten Einnahme der Pferdezüchtler einen Theil beitragen müßten, so würden doch diese auch durch die vermehrte Rückwirkung der durch die erweiterte Pferdezucht vergrößerten Einnahme der Pferdezüchtler reichlich entschädigt werden, und der Staat insbesondere könnte auf mehren Wegen, ja selbst von dem Pferdehandel nach Außen, so viel gewinnen, daß er Das, was er für die Pferde der Armee mehr bezahlen müßte, reichlich ersetzt erhielte. — Insbesondere glaubt man die Ausfuhr solcher rohen Producte erschweren zu müssen, welche im Lande verarbeitet werden können, um den inländischen Manufacturisten Beschäftigung zu verschaffen und durch Vermehrung der Producte theils die äußern entbehrlich zu machen, theils die Ausländer zu nöthigen, die aus den rohen Landesstoffen verfertigten Manufacturwaaren zu kaufen, wobei dem Lande nicht bloß der rohe Stoff, sondern auch die Manufacturarbeit bezahlt wird. Allein warum werden die rohen Stoffe nicht im Lande verarbeitet? Es kann nur aus folgenden Ursachen geschehen: a) Weil es an geschickten Arbeitern dazu fehlt. Diese werden aber durch das Verbot der Ausfuhr dieser Producte nicht erzeugt; man wird dadurch nur die größere Production dieser Dinge verhindern. b) Weil es an Capital und Unternehmern dazu fehlt. Wenn aber die im Lande vorhandenen Capitale und Unternehmer im Lande schon vortheilhaft beschäftigt

Art. von Mordacht, Johann Baptist, Edler von, Generalmajor und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geb. zu Wien 1. Juli 1774, † ebd. 1. Juli 1847. Sein Vater, Johann Nepomuk Edler von M., geb. zu Wien 1. Mai 1744, † ebd. 1. Juli 1809, war Feldmarschall-Lieutenant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens. Der Sohn trat 1790 in die Armee, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde 1799 Hauptmann. Im Feldzuge 1805 war er Major im Generalstabe des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Merveldt, 1809 Oberstlieutenant im Generalstabe des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Bellegarde, 1813 Oberst im Generalstabe des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Colloredo, 1814 Generalstabschef des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Bubna, 1815 Generalstabschef des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Colloredo, 1816 Generalmajor und Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1821 Commandant der Militär-Akademie in Wien, 1825 Feldmarschall-Lieutenant und Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1833 Commandant der Militär-Akademie in Wien, 1836 Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1840 Commandant der Militär-Akademie in Wien, 1841 Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1843 Commandant der Militär-Akademie in Wien, 1844 Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1845 Commandant der Militär-Akademie in Wien, 1846 Commandant der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1847 Commandant der Militär-Akademie in Wien. Er starb am Tage seiner Geburt. Er war Ritter des Maria-Theresien-Ordens, Commandeur des Leopold-Ordens, Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens, Ritter des Militär-Verdienst-Ordens, Ritter des Militär-Ehren-Ordens, Ritter des Militär-Ehren-Ordens, Ritter des Militär-Ehren

Ausland nicht mehr, so wird die inländische Industrie von selbst desto mehr gereizt, sie zu verarbeiten.

Ebenso unzweckmäßig scheint daher II. die Maxime des Mauthsystems zu sein, die Einfuhr solcher Materialien und Manufacturwaaren zu erschweren, welche im Lande erzeugt werden können. Denn warum werden gewisse Materialien und gewisse Manufacturwaaren nicht im Lande erzeugt? — a) Weil die Hände und Capitalien schon mit andern nützlichen Arbeiten beschäftigt sind. In diesem Falle wäre es aber offenbar unpolitisch, die Hände und Capitale den gewohnten Arbeiten zu entziehen, und sie auf eine dem Lande weniger vortheilhafte Art von Beschäftigung zu lenken. Wäre diese Beschäftigung vortheilhafter, so würden die Unternehmer nur der Belehrung bedürfen, um von selbst dazu überzugehen. Aber sagt man: b) Die Vorurtheile des Volks für ausländische Waaren machen, daß es die inländischen Producte verschmäht, so lange fremde zu haben sind. Allein jenes Vorurtheil wird gerade durch die Verbote und Belastungen der fremden Waare unterhalten. Wenn die inländischen Waaren so gut und so wohlfeil wären als die fremden, weßhalb hat der Staat nöthig, sie zu verbieten? Wenn dergleichen Vorurtheile keinen Grund hätten, so könnten sie gewiß niemals von großer Wirkung sein. Aber sagt man: Ist nicht durch die Erfahrung klar, daß in einer Menge von Ländern viele nützliche Waaren und Manufacturproducte bloß durch das Mauthsystem hervorgelockt und eine Menge nützlicher Gewerbe bloß dadurch emporgekommen sind, daß die fremden Waaren gleicher Art durch Verbote oder hohe Zölle ausgeschlossen wurden? Würden die Seidenmanufacturen in Preußen, die Tuch-, Hut- und Wagenmanufacturen in Rußland und eine Menge andrer Producte wol je in jenen Ländern emporgekommen sein, wenn man die fremden Producte dieser Art ganz frei hereingelassen hätte? Allein wer leugnet denn, daß sich durch dergleichen Zwangsmaßregeln Manufacturen und Fabriken hervortreiben lassen? Die Frage ist nur: ob es dem Volke so großen Nutzen gebracht hat, als man glaubt? oder ob nicht vielmehr neben dem Nutzen, den es brachte, allezeit ein viel größerer Nachtheil entstanden ist, und ob nicht jene Gewerbe bei fortdauernder Freiheit gleichfalls entstanden wären, zwar später und langsamer, aber so, daß die Nation gar keinen Schaden, sondern lauter Vortheil davon gehabt haben würde! Und dieses wird ganz klar, wenn man erwägt, daß die neuen Gewerbe nie ohne Capitale betrieben werden können, welche, da sie durch die Verbote und Bezollung nicht erzeugt werden, nothwendig andern schon vorhandenen Gewerben entzogen werden müssen, welche dieselben bis jetzt unterhielten. Es geht also alle Mal ein andres Gewerbe, oder es gehen mehre Beschäftigungen ein, oder sie werden vermindert, wenn man ein andres auf eine künstliche Weise hervorruft. Die Capitale und die Hände, welche den durch die Zollkünste hervorgerufenen neuen Zuckermanufacturen in Preußen, Rußland, Schweden ꝛc. zugewandt wurden, waren bis dahin im Landbaue, in der Viehzucht, im Bergbaue oder mit andern inländischen Manufacturen beschäftigt gewesen, und diese mußten nun schlechterdings um so viel vermindert werden, als die durch sie bisher beschäftigten Capitale und Hände erzeugten, welche den neu hervorgetriebenen Gewerben zufließen mußten, um sie zu Stande zu bringen. Nun aber muß das Volk den im Lande verfertigten Zucker viel theurer bezahlen und büßt also das ganze plus, welches es den Inländern mehr dafür zahlt als den Ausländern, ein, kann also um so viel weniger andre Dinge kaufen, folglich auch um so viel weniger andre Gewerbsleute ernähren. Sonst kaufte das Volk für die in den alten Gewerben erzeugten rohen Producte, Tuchwaaren ꝛc., die nöthigen Zucker vom Auslande. Jetzt werden jene Waaren nicht mehr in solcher Quantität verlangt, weil der Gegenwerth (der fremde Zucker) nicht mehr verlangt wird. Sonst behielt das Volk von den Waaren, die es mit dem den Zuckerfabriken zugeflossenen Capitalien erarbeitet hatte, und womit es die fremden

Zucker bezahlte, noch eine bedeutende Summe übrig, jetzt muß es einen weit größern Werth in andern Producten (es sei Geld oder sonst etwas) an die inländischen Zuckerfabricanten geben, um dieselbe Quantität Zucker von ihnen zu kaufen, und verliert also nothwendig an Vermögen zu kaufen und andre Gewerbe zu unterhalten. Folglich büßt die Nation durch eine solche künstliche Störung der Gewerbe, dergleichen jede solche Zolloperation hervorbringt, allemal an ihrem Vermögen von der einen Seite mehr ein als sie von der andern gewinnt, und der freie ungestörte Gang der Gewerbe scheint in allen Fällen das Zuträglichste zur Vermehrung des Nationalreichthums zu sein. Das Zoll- und Mauthwesen, als ein Instrument den Nationalreichthum zu vermehren betrachtet, scheint daher unbedingt verwerflich, und eine Handelspolitik, welche ihm durchaus allen Einfluß in dieser Hinsicht versagt, die beste für das Wohlbefinden der Völker zu sein.

Ist aber einmal die Gewerbthätigkeit der Völker dadurch geordnet, so wird große Behutsamkeit erfodert, es wieder abzuschaffen und die natürliche Freiheit der Gewerbe wiederherzustellen. Denn es würde dadurch das Vermögen und die Gewerbthätigkeit Derer zerstört und zum Theil ganz vernichtet werden, welche nun einmal ihren Capitalen und ihrer Thätigkeit, im Vertrauen auf das eingeführte Mauthsystem, eine bestimmte Richtung angewiesen haben. So hat England durch seine Kornpolizei die innern Getreidepreise so hoch in die Höhe getrieben, daß dadurch dem Getreidebau eine Menge Capitale zugewandt worden sind, die ihm nie zugewandt sein würden, wenn die engl. Kornpolitik nicht die Concurrenz des ausländischen Getreides auf engl. Märkten erschwert hätte. Jetzt sieht man nun zwar in England das Schädliche dieser Politik ein und möchte sie gern wieder abschaffen; aber da man durch eine plötzliche Aufhebung der bisherigen Politik das Vermögen eines großen Theils des Volks zerstören und einem ebenso großen Theile seine Beschäftigung nehmen würde, so wird es allerdings sehr schwer halten, den gemachten Fehler wieder gutzumachen. Ein Volk, dessen Salzwerke hauptsächlich dadurch in Flor gebracht sind, daß man dem wohlfeilern fremden Salze den Eingang verschloß, würde unter den Eigenthümern der Salzgründe und deren Bearbeitern ein großes Unglück erleben, wenn die Regierung plötzlich die Einfuhr des fremden Salzes freigeben und dadurch den Preis des inländischen bis auf die Hälfte herunterdrücken wollte. Hätte aber die Regierung vom Anfange an die Einfuhr des fremden Salzes freigelassen, so würden die inländischen Salzwerke, wenn sie das Salz nicht so wohlfeil liefern konnten als fremde Völker, niemals in dem Grade angebaut worden sein. Dagegen würden sich andre Gewerbe in demselben ausgebildet haben, welche etwas producirt hätten, wofür das fremde Salz gekauft werden konnte, und dabei würde sich die Nation ebenso gut, wo nicht viel besser befunden haben. Denn sie hätte dann nicht nöthig gehabt, das Salz so theuer zu bezahlen und also von Dem, was sie jetzt für Salz geben muß, etwas übrig behalten, um andre Dinge dafür zu kaufen.

In einem ganz andern Lichte erscheint das Mauth- und Zollwesen, wenn man es bloß als ein Mittel betrachtet, einen Theil des Staatseinkommens dadurch zu erheben. Zwar gibt es Staatslehrer, welche dasselbe auch in dieser Hinsicht absolut verwerflich finden und behaupten, daß dasselbe solche wesentliche und unverbesserliche Fehler in sich enthalte, daß alle Mühe sie zu verbessern, und dem System eine gerechte und weise Einrichtung zu geben, vergeblich sei. Allein wenn man gleich zugeben muß, daß viele der jetzt bestehenden Mauthen alle die Fehler haben, welche man ihnen Schuld gibt, als: 1) daß sie die Betriebsamkeit und den Handel hemmen; 2) Einige begünstigen und Andre benachtheiligen, und folglich Ungleichheit in die Besteuerung bringen; 3) zu große Erhebungskosten verursachen, und daher dem Besteuerten viel mehr abnehmen, als nöthig wäre, um dem Staate dieselbe Einnahme auf andern Wegen zu verschaffen; 4) daß sie ganz andre Personen

treffen, als sie treffen sollen; 5) daß sie die Unmoralität des Volks verursachen, indem sie dasselbe zum Betrug und zur Ergreifung des lasterhaften Gewerbes, nämlich des Schleichhandels, verleiten ꝛc.: so lassen sich diese Mängel doch größtentheils von dem System entfernen. Und wenn man erwägt, daß Abgaben einmal nothwendig sind, und ohne sie kein Staat bestehen kann; wenn man ferner erwägt, daß eine so große Summe als die neuern Staaten zu Bestreitung ihrer Bedürfnisse nöthig haben, durch directe Auflagen auf das Vermögen und das Einkommen des Volks nicht auf eine solche Weise zusammengebracht werden könne, als es Gerechtigkeit und Billigkeit fodert, indem es theils ganz unmöglich ist, das Vermögen und das reine Einkommen eines jeden Individuums im Volke gehörig zu erforschen und darnach die directen Steuern zu vertheilen, oder daß, wenn auch dieses an sich nicht absolut unmöglich wäre, doch die Schwierigkeiten, zu einer solchen Kenntniß und Vertheilung zu gelangen, der Unmöglichkeit gleichkommen: so muß eine Abgabe als zweckmäßig erscheinen, wodurch man das reine Einkommen treffen kann, ohne daß man nöthig hat, dasselbe direct genau zu ergründen, sondern dasselbe dadurch zu treffen, daß man bei der Auflage und deren Vertheilung solchen Kennzeichen folgt, welche ziemlich sicher anzeigen, daß man die Steuer vom reinen Einkommen nach einer gerechten und billigen Proportion erhebt. Wenn daher die Zölle und Mauthen bisher die oben gerügten Fehler wirklich hatten, aber dennoch ihre Unentbehrlichkeit erkannt wird, so ist es das Problem bloß, sie von jenen Fehlern zu befreien und sie so einzurichten, daß sie den gerechten und weisen Steuerprincipien angemessen eingerichtet werden. Diese aber fodern: 1) Daß die Zölle und Mauthe so eingerichtet werden, daß sie vom reinen Einkommen von den Consumenten bezahlt werden können, und in der Regel wirklich davon bezahlt werden. Nun muß Alles zum reinen Einkommen gezählt werden, was für überflüssige, nicht nothwendige Bedürfnißmittel bezahlt wird. Ausländische Waaren gehören aber größtentheils zu den entbehrlichen Dingen. Wenn daher von deren Werthe eine mäßige Abgabe erhoben wird, so wird diese in der Regel von dem reinen Einkommen bezahlt und fließt daher aus der Quelle, aus welcher alle Abgaben allein bezahlt werden sollen. Wenn daher die Zollabgaben auf Dinge, welche vom Auslande eingehen, der Regel folgen, daß sie auf keine andern ausländischen Dinge gelegt werden sollen als auf entbehrliche, es aber Regel ist, daß diese gewöhnlich bloß vom reinen Einkommen gekauft werden, oder doch von keinem andern Theile des Einkommens gekauft zu werden brauchen: so ist man sicher, daß man dadurch bloß das reine Einkommen belegt. 2) Die Zölle, sowie alle indirecten Auflagen überhaupt, müssen so eingerichtet werden, daß sie auch jeden Einzelnen nicht mehr als nach der Proportion seines reinen Einkommens treffen. Wird z. B. das reine Einkommen eines Handarbeiters zu 25 Thlr. jährl. angenommen, und wird es für nothwendig gehalten, daß der Staat 20 Procent von allem reinen Einkommen erheben muß, um seinen Bedarf zusammenzubringen, so müßte der Handarbeiter 5 Thlr. jährl. zum Staatsbedarf contribuiren. Nähme man ihm nun 3 Thlr. direct ab, so dürfte die Consumtionssteuer, die ihn noch trifft, nicht mehr als 2 Thlr. jährlich betragen, und alle indirecten Steuern, die ihn treffen könnten, dürften nicht mehr als 2 Thlr. zusammengenommen ausmachen. Wenn ihm nun von den ausländischen Waaren, die er verbraucht, 1 Thlr. abgenommen würde, so dürfte für seine übrigen Consumtionsartikel ihm nicht mehr als 1 Thlr. abgenommen werden. Die Ausführung dieser Theorie ist nicht leicht, aber doch bei gehöriger Anstrengung möglich, und eine gute Finanzwissenschaft hat das Wie aufzulösen. 3) Damit die Zölle den Handel und die Gewerbe nicht hemmen, müssen sie a) so eingerichtet werden, daß sie keinen Gegenstand in dem Grade treffen, daß sie dessen Preis so erhöhen, daß dadurch dessen Debit vermindert werden müßte; b) daß die Formen der Erhebung dem Geschäfte des Verkehrs damit so wenig Hindernisse als

Jubiläi, in Israel das Jahr, das nach 7 Sabbatjahren, also nach 49 Jahren, gefeiert wurde. Es sollte ein Jahr der Ruhe für das Land und ein Jahr der Freiheit für die Sklaven sein. Im Jubiläi sollte jeder Israelit wieder in den Besitz seines Erbgutes gelangen, das er etwa verkauft hatte. Die Einführung des J. wird in das Jahr 1272 v. Chr. gesetzt. Es ist aber fraglich, ob es jemals gefeiert worden ist. Das Jahr 1 n. Chr. wurde von Papst Bonifacius VIII. zum Jubiläi erklärt, weil man glaubte, es sei das 50. Jahr nach Christi Geburt. Seitdem wurde es in der Regel alle 25 Jahre gefeiert. Es ist mit großen Ablässen verbunden, die nur in Rom gewonnen werden können. Das Jubiläi wird durch eine Bulle des Papstes angekündigt, in der die Bedingungen für die Gewinnung des Ablasses angegeben sind. Diese bestehen in Gebeten, Fasten, Almosen, Beichte und Kommunion. Das Jubiläi wird mit großen Feierlichkeiten begangen. Es ist ein Jahr der Pilgerfahrten nach Rom. Die Pilger werden in besonderen Herbergen untergebracht. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Bußpredigten und der Beichtstühle. Es ist ein Jahr der Versöhnung und der Erneuerung des Glaubens. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Wohltätigkeit. Es ist ein Jahr der Freude und der Dankbarkeit. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Hoffnung. Es ist ein Jahr der Erwartung des Reiches Gottes. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Einheit der Christenheit. Es ist ein Jahr der Gemeinschaft der Heiligen. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Gnade. Es ist ein Jahr der Vergebung der Sünden. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Barmherzigkeit. Es ist ein Jahr der Liebe. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Wahrheit. Es ist ein Jahr der Erkenntnis Gottes. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Gerechtigkeit. Es ist ein Jahr der Heiligung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Ewigkeit. Es ist ein Jahr der Vollendung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Herrlichkeit. Es ist ein Jahr der Verklärung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Auferstehung. Es ist ein Jahr der Wiederkunft Christi. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Hoffnung. Es ist ein Jahr der Erwartung des Reiches Gottes. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Einheit der Christenheit. Es ist ein Jahr der Gemeinschaft der Heiligen. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Gnade. Es ist ein Jahr der Vergebung der Sünden. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Barmherzigkeit. Es ist ein Jahr der Liebe. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Wahrheit. Es ist ein Jahr der Erkenntnis Gottes. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Gerechtigkeit. Es ist ein Jahr der Heiligung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Ewigkeit. Es ist ein Jahr der Vollendung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Herrlichkeit. Es ist ein Jahr der Verklärung. Das Jubiläi ist auch ein Jahr der Auferstehung. Es ist ein Jahr der Wiederkunft Christi.

steuerpflichtiger oder freibleibender Gegenstände", Lpz. 1828). Auch Baiern hat s. Zolltarif vom 28. Dec. 1826 (herausgeg. von Brückbräu, Münch. 1827) seit dem mit Würtemberg geschlossenen Vereine gemeinschaftlich mit diesem Staate abgeändert, und die für das Studium dieses Zweiges der Staatskunst lehrreiche „Zusammenstellung sämmtl. auf die k. bairische Zollverordn. und den Zolltarif von 1819 bezügl. und bis zum Schlusse des J. 1826 erschienenen Verordnungen, Abänderungen und Leuterationen" (Nürnb. 1827) bedarf eines Nachtrags. Dagegen ist der „Großherz. badische Zolltarif für eingehende und ausgehende Waaren" (Karlsr. 1826, Fol.) geblieben. Für den mit Mexico unmittelbar angeknüpften deutschen Handelsverkehr erschien zu Hamburg 1828 der „Neue mexican. Zolltarif für die vom 20. Febr. 1828 an bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren zu entrichtenden Abgaben, nebst Verordnungen für die Schiffer". Über das britische Zollsystem, welches Huskisson nach den Grundsätzen der Handelsfreiheit umzubilden versuchte, s. die Schrift von D. F. D. Friedländer: „Das britische Zollsystem. Nach den neuesten gesetzl. Bestimmungen auszugsweise" (Königsb. 1827). Dieses System huldigt noch immer dem Monopolwesen, und die neuesten Bestimmungen der k. preuß. Zoll- und Steuergesetzgebung, z. B. vom 19. Nov. 1824, sind in einem liberalern Geiste als die britischen abgefaßt. Insbesondere lese man die Schrift eines mit dem Handel genau bekannten Holländers: „Beleuchtung des Kampfes über Handelsfreiheit und Verbotsystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels und der allgemeinen Handelsverhältnisse" (Amsterd. u. Lpz. 1828). Der Vf. erklärt sich gegen das von England, Frankreich u. A. angenommene Niederlagssystem (système d'entrepôt) und für die (von den nördlichen Provinzen der Niederlande gewünschte) vollkommene Handelsfreiheit. Noch erwähnen wir des aus der Geschichte des Continentalsystems (s. d.) bekannten Tarifs von Trianon, vom 3. Aug. 1810. 20.

Zollvereine, Zollverbande. Da die verschiedenen Mauthlinien in Deutschland den innern Handelsverkehr hemmten und erschwerten, so suchten die kleinern deutschen Staaten durch Zollverträge entweder an einen größern Nachbarstaat sich anzuschließen, oder mit mehren andern Staaten gemeinschaftlich ein selbständiges Handelssystem aufzustellen, um den gegenseitigen Verkehr zu erleichtern. So ist es gekommen, daß man jetzt dem Prohibitivsystem, welches ohnehin in den kleinern Bundesstaaten nicht ausführbar ist, Zollverbande vorzieht. Den Anlaß dazu gaben Östreich und Preußen durch ihre strenggezogenen Zollinien. Zuerst traten, obwol ungern, der Naturnothwendigkeit nachgebend, nach welcher der Schwächere sich an den Stärkern, der kleinere Staat sich an den größern anschließt, mehre kleine Staaten mit Preußen in einen Zollverband. Preußen konnte nämlich bei der Einführung seines Zollsystems auf die Souverainetät der von seinem Gebiete eingeschlossenen Staaten, ohne sich selbst zu schaden, keine Rücksicht nehmen. Es machte daher an die eingekörperten (enclavirten), aber sonst freien Staaten die Foderung, daß sie sich seinen Gesetzen und Einrichtungen in Hinsicht des Ein-, Durch- und Ausgangshandels anschlössen. Diese Zumuthung konnte nicht als eine Nichtachtung der politischen Gleichheit unter Souverainen angesehen werden. Denn Unterordnungen und Abstufungen sind in jedem Staatenbunde schon durch die Natur der Dinge geboten, und der Handelsverkehr an sich hängt nicht von willkürlich gezogenen politischen Landesgrenzen, sondern von den Naturgesetzen des Weltmarktes und von der anziehenden Kraft seines Mittelpunktes ab. Nun hat Preußen, das mitten durch Deutschland hin sich erstreckt, eine bedeutende Küstenlänge und große Stromausmündungen, wodurch es mit dem Weltmarkte in unmittelbaren Verkehr tritt; es bestimmt daher sein Handels- und Zollsystem in Gemäßheit der Naturlage seiner Grenzen. Kleinere Staaten aber, die entweder ganz oder zum Theil in dem Bereiche der Naturverhältnisse der preuß. Monarchie mit

liegen, können eben darum in ihrer eignen Handelspolitik nicht unabhängig und selbständig handeln, sondern es wird vielmehr jeder von ihnen den Mittelpunkt seines Handelssystems in einem mächtigern und selbständigern Handelsstaate des Auslandes, hier also in Preußen, aufsuchen müssen. Grenzt endlich ein kleiner Staat an 2 bedeutende Handelsstaaten, so darf nur der größere und dauerhaftere Vortheil die Wahl zwischen beiden entscheiden. Ein solches Anschließen ist aber allemal mit Nachgeben auf Seiten des kleinern Staates verbunden; daher haben mehre kleine Staaten, um ihre Selbständigkeit in dieser Hinsicht zu behaupten, unter sich ein gemeinschaftliches Handelssystem verabredet. Da sie sich aber dadurch zu gegenseitigen Leistungen verpflichten, so haben sie ebenfalls ihre Selbständigkeit beschränken müssen; doch ist hier die Beschränkung gegenseitig und mehr freiwillig, folglich weniger empfindlich. Diese Politik hat die Folge gehabt, daß mehre Zollinien der 38 Bundesstaaten bereits allmälig verschwunden sind und daß man fast ganz Deutschland in Folge der jetzt bestehenden Zollverbande in vier Haupthandelsgebiete theilen kann. Das 1. ist Östreich; das 2. Preußen. Diese Monarchie, welche nach Aufhebung der Binnenzölle ihr Zollsystem seit 1818—27 geordnet hat, steht gegenwärtig mit Anhalt-Dessau, A.-Köthen und A.-Bernburg, mit einem Theile von Schwarzburg-Sondershausen und seit 1828 mit Hessen-Darmstadt in einem gemeinschaftlichen Zollverbande. Das 3. Handelsgebiet bilden Baiern und Würtemberg mit Hohenzollern-Hechingen und H.-Sigmaringen, und der von den beiden ersten Staaten am 18. Jan. 1828 abgeschlossene Zollverein trat mit dem 1. Juli 1828 in Vollziehung. (S. Würtemberg, Statistik.) Das 4. Gebiet bilden die Königreiche Sachsen und Hanover, Kurhessen, das Großherzogth. Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herzogth. Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Sachsen-Altenburg, S.-Koburg-Gotha, S.-Meiningen, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Fürsten Reuß-Greiz, Reuß-Lobenstein und Ebersdorf, Reuß-Schleiz und Schwarzburg-Rudolstadt, sowie die freien Städte Bremen und Frankfurt a. M. Die Verhandlungen über diesen am 24. Sept. 1828 zu Kassel unterzeichneten mitteldeutschen Handelsverein hatte der k. sächs. wirkl. Geh.-Rath v. Carlowitz geleitet. Wie schwierig die vielverzweigte Unterhandlung sein mußte, ergibt sich schon aus der Verwickelung der Grenzverhältnisse jener Staaten und aus andern Gründen, die in der eignen Verwaltung eines jeden derselben liegen. Der darum nothwendig mit vielfachen Bestimmungen künstlich durchflochtene Vertrag ward nun zwar im Sinne des 19. Art. der deutschen Bundesacte „zur Beförderung eines möglichst freien Verkehrs und ausgebreiteten Handels sowol im Innern unter den Vereinsstaaten selbst, als auch nach Außen", jedoch vorerst nur auf die Dauer bis zum 31. Dec. 1834 geschlossen. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles wollen die Vereinsstaaten ihre Handelsstraßen, zumal diejenigen, welche die Seeküsten mit den Haupthandelsplätzen Deutschlands, sowie mit dem Rheine, dem Maine, der Elbe und der Weser, ingleichen diese Handelsplätze unter einander verbinden, angemessener einrichten und unterhalten, die Straßenzüge vorzugsweise durch die Staaten des Vereins führen, sie jedoch möglichst abkürzen, auch neue Straßen bauen und dies bis zum 1. Oct. 1830 verwirklichen. Ferner will jeder Staat auf diesen Straßen durch Vereinfachung der Formen und Controlen bei dem Ein-, Durch- und Ausgange, durch eine liberale Behandlung der Reisenden, durch Beschleunigung des Verfahrens seiner Beamten bei Ausstellung, Abgabe und Signirung der Ladungsbriefe ꝛc. den Verkehr erleichtern. Es haben sich daher die genannten Staaten verbindlich gemacht, die in ihren Landen bestehenden Transitoabgaben (Geleit, sowie Chaussee-, Wege-, Brücken-, Pflastergeld) hinsichtlich derjenigen Waaren, welche aus einem Vereinslande kommen oder wieder in einen andern Vereinsstaat treten, einseitig nicht zu erhöhen; doch hat sich jeder Staat

das Recht vorbehalten, die Verzollung solcher Waaren, welche, ohne schon früher ein Vereinsland berührt zu haben, aus den nicht zum Vereine gehörenden Staaten kommen und ohne einen andern Vereinsstaat zu berühren, in einen nicht zum Vereine gehörenden Staat gebracht werden, einseitig, oder, wenn mehre angrenzende, von derselben Straße durchschnittene Vereinsstaaten in diesem Falle sich befinden sollten, mit diesen übereinstimmend zu erhöhen. Es darf daher von keinem der Vereinsstaaten gegen den andern irgend ein Waarenverbot durch Untersagung des Eingangs oder des Ausgangs, z. B. eine Getreidesperre, angelegt werden, insofern solches nicht durch rein-politische Verhältnisse, z. B. für Kriegsbedürfnisse, oder durch Staatsmonopole, z. B. die Salz- und Salpeterregie, begründet wird. Auch bleiben schon bestehende Verbote aus Gewerbs- und sonstigen polizeilichen Rücksichten der Gesundheitspflege vorbehalten, z. B. Cordons- und Eingangssperren bei ausgebrochenen Seuchen. Dagegen haben die Vereinsstaaten bereits (Art 14) die nothwendigsten Lebensbedürfnisse (an der Zahl 26) von jeder Eingangs- und Ausgangsabgabe, vom 1. Jan. 1829 an, befreit, wenn sie, ohne das Ausland zu berühren, von einem Vereinslande in ein andres geführt werden. — Übrigens haben sich die Vereinsstaaten verpflichtet, ohne ausdrückliche Beistimmung des ganzen Vereins, mit keinem auswärtigen, in dem Vereine nicht begriffenen Staate in einen Zoll- oder Mauthverband zu treten. Doch sind von dieser Verpflichtung solche Gebietstheile der Vereinsstaaten ausgenommen, welche von dem Gebiete auswärtiger, in dem Vereine nicht begriffenen Staaten völlig umschlossen sind.

Bei der überaus schwierigen Vollziehung dieses Vertrags war es nothwendig, festzusetzen, daß Abgeordnete der Vereinsstaaten von Zeit zu Zeit zusammenkommen sollen, um sich über die zweckdienlichsten Mittel und deren Anwendung zu berathen. Eine solche Zusammenkunft wird am 1. Juni 1829 zu Kassel stattfinden. Noch bemerken wir, daß sich der Verein selbst nur auf den Landverkehr bezieht. Indeß sollen die auf fremden Handelsplätzen angestellten Consuln der zum Vereine gehörenden Regierungen angewiesen werden, das Interesse der Unterthanen aller übrigen Vereinsstaaten, ebensowie das Interesse der Unterthanen ihrer Regierungen wahrzunehmen und zu vertreten. Da die besondern Verhältnisse der einzelnen Staaten sehr verschiedenartig gestaltet sind, so sind bereits von einigen Vereinsstaaten Separatverträge unter sich, jedoch im Sinne des Hauptvertrags, geschlossen worden, z. B. zwischen dem Königreiche Sachsen, den sächsischen Herzogthümern, den reußischen und schwarzburgischen Fürstenthümern in Betreff gegenseitiger Erleichterung des Grenzverkehrs; ferner zwischen einigen andern in Ansehung des Straßenbaues u. a Gegenstände mehr.

Noch gibt es einige Bundesstaaten, die, zu keinem dieser 4 Haupthandelsgebiete gehörend, für sich allein stehen, als: Baden, Waldeck, Lippe, Mecklenburg-Schwerin und M.-Strelitz, Lübeck und Hamburg; Holstein mit Lauenburg und Luxemburg gehören zu größern auswärtigen Staaten. Von dem Fürstenthume Liechtenstein ist es uns unbekannt, ob dasselbe sich dem Zollsystem des östreichischen Kaiserstaates angeschlossen habe. Crome sagt darüber in s. statistischen Werke über die deutschen Bundesstaaten (Th. 4, Lpz. 1828) nichts. — Unter den wenigen Schriften, welche statistisch-politisch die Handels- und Zollverhältnisse der deutschen Staaten darstellen, empfehlen wir des badischen Geh.-Raths (ehemal. Mitgl. des bad. Staatsministeriums) Ludw. Freih. v. Haynau (verneinende) Beantwortung der Frage: „Ist es dem Interesse andrer deutschen Staaten angemessen, sich dem k. baiischen Zollsystem anzuschließen?" (Lpz. 1828). Der Vf. gibt zugleich eine kundige Übersicht über die Handelsbedürfnisse der übrigen deutschen Staaten im Verhältnisse zu jener Zollordnung. 20.

Zollikofer (Georg Joachim), Prediger bei der evangelisch-reformirten

Bevölkerung zu Anfang, ohne das ausgedehnte bastionirte Kanalsystem bei sich hat, gilt als Festung 3. Ranges, ist im Frieden nicht besetzt, hat 1 Kommandanten, 1 Platzmajor, 1 Platzadjutanten, 1 Platzarzt und 1 Platzwundarzt. Jena ist Garnison der 2. Kavallerie-Brigade, 1. Infanterie-Brigade, 1. Division des 5. Armeekorps und gehört zum Bezirke des 5. Armeekorps. Die Garnison besteht aus 1 Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 31, 1 Eskadron des Husaren-Regiments Nr. 12, 1 Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 19 und 1 Detachement der Trainabtheilung Nr. 5. Jena hat Sitz und Stimme im Reichstage, in Folge dessen 1 Vertreter im Reichstage. Jena ist Sitz einer Handelskammer, eines Amtsgerichts, eines Landgerichts, eines Oberlandesgerichts, eines Hauptzollamts, eines Hauptsteueramts, eines Bezirkskommandos, eines Bezirksfeldwebels, eines Forstamts, eines Rentamts, eines Katasteramts, eines Bauamts, eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums, eines Lehrerseminars, eines Taubstummen-Instituts, eines Blindenanstalt, eines Waisenhauses, eines Armenhauses und verschiedener Stiftungen. Jena ist Sitz eines Superintendenten und eines Konsistoriums. Es hat 1 Kirche, 1 Synagoge, 1 Bethaus, 1 Gasanstalt, 1 Wasserleitung, 1 Schlachthaus, 1 Leichenhaus, 1 Krematorium, 1 Bibliothek, 1 Lesehalle, 1 Museum, 1 Theater, 1 Konzertsaal, 1 Tanzsaal, 1 Turnhalle, 1 Schießhaus, 1 Reitbahn, 1 Exerzierhaus, 1 Badeanstalt, 1 Schwimmanstalt, 1 Bootshaus, 1 Rudergesellschaft, 1 Ruderclub, 1 Segelclub, 1 Kanuclub, 1 Kanalisation, 1 Kanalisationsanstalt, 1 Kanalisationsgesellschaft, 1 Kanalisationsverein, 1 Kanalisationsclub

unwichtig ſind. Sie unterſcheiden ſich von den eigentlich ſogen. Verſteinerungen oder den wahren Petrefacten dadurch, daß dieſe letztern organiſirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene und durch die Länge der Zeit verhärtete und ſteinartig gewordene Körper ſind. Man unterſcheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeſchichte angenommenen Eintheilung der Thiere in 6 Claſſen: in Tetrapodolithen oder foſſile ſäugende Thierarten und deren Theile; zu dieſen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (ſ. Geognoſie und Urwelt); Ornitholithen oder foſſile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; Amphibiolithen, oder foſſile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder foſſile Fiſche, von denen ſich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieſes Beſondere iſt, daß in einer gemeinſchaftlichen Lage Fluß- und Seefiſche, und von letztern aus den entfernteſten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder foſſile Inſekten, beſonders in Bernſtein; Helmintholithen oder foſſile Gewürme und Theile derſelben, die zum Theil ſehr häufig gefunden werden.

Zoologie, ſ. Thier.

Zoophyten, Pflanzenthiere, ſ. Thier.

Zootomie, ſ. Anatomie.

Zorn iſt der Verdruß als Affect in ſeiner männlichen, energiſchen Äußerung erſcheinend, welche nach Außen geht und der unangenehmen Äußerung Widerſtand entgegenſetzt. Hierdurch iſt er vom Ärger verſchieden. Er wird am heftigſten durch Beleidigung und Widerſpruch, überhaupt durch ein unangenehmes Einwirken oder Entgegenwirken eines Andern veranlaßt, und bringt das Beſtreben hervor, die Beleidigung zu rächen, den Widerſpruch zum Schweigen zu bringen, das Entgegenwirken zu vernichten. Das arterielle Gefäßſyſtem wird aufgeregt, der Puls iſt im Paroxysmus des Zorns groß, voll, hart, das Geſicht roth, aufgetrieben, die Augen ſtrotzen und ragen aus der Augenhöhle hervor, die Muskelkraft wird ungewöhnlich geſteigert, lebhaft und ſich zu äußern geneigt; daher die lebhaften Geſticulationen und die Verzerrung der Geſichtszüge. Die Abſonderung der Galle iſt beſonders reichlich, auch ſcheint ſie eine krankhafte Beſchaffenheit anzunehmen. Auch der Geiſt und das Gemüth ſind heftig aufgeregt, meiſtens auch geſtört, namentlich concentrirt ſich das Wahrnehmungsvermögen nur auf den Gegenſtand des Zornes ſelbſt. In den höchſten Graden aber und bei nervöſen Individuen ſpringen dieſe Aufregungen vieler Organe und Functionen ſehr bald in den entgegengeſetzten Zuſtand von Unterdrückung über; in der Regel geſchieht dies erſt, wenn die Leidenſchaft ausgetobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abſpannung zurückbleibt. — Die Geneigtheit zum Zorn iſt bei den einzelnen Menſchen ſehr verſchieden; am furchtbarſten tobt der Choleriſche, Robuſte; der blühende Sanguiniker wird zwar leicht zum Zorn erregt, aber die Leidenſchaft iſt kurz und unkräftig; am ſeltenſten wird der Melancholiker und Phlegmatiker in Zorn verſetzt; der rohe Naturmenſch iſt ihm mehr unterworfen als der Gebildete, der ſich zu beherrſchen gelernt hat; der Gutmüthige iſt dem Zorn weniger zugänglich als der Böegeſinnte. Bei öfterer Veranlaſſung und Mangel an Beſchränkung und Selbſtbeherrſchung entſteht Jähzorn; doch nennt man oft auch ſo jeden ſchnell hervorbrechenden Zorn. Es iſt ſehr natürlich, daß eine Leidenſchaft, wie die beſchriebene, auch der Geſundheit oft nachtheilig werden müſſe; die gewöhnlichſten Krankheiten, die er erregt, ſind hitzige, vorzüglich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Herzens, Gehirns ꝛc.; gallichtes Erbrechen und Cholera, ja ſelbſt Manien (ira brevis furor) können entſtehen. Solche Zufälle entſtehen unmittelbar nach dem Zorn; andre folgen nach längerer Dauer und öfterer Wiederkehr, z. B. Krämpfe, Lähmungen, Gelbſucht, Waſſerſucht, Auszehrung, nervöſe Fieber. Die Milch erzürnter Mütter und Ammen veranlaßt Convulſionen des Säuglings, ja, man hat geſehen, daß ſie wie ſtarkes Gift

Digitized by Google

augenblicklich den Tod desselben herbeiführte. — Bei so schlimmen Folgen ist es ohne Zweifel sehr wichtig, den Zorn zu vermeiden, denselben zu mäßigen und seinen Wirkungen vorzubeugen und zu begegnen. Die Bekämpfung der Leidenschaft aber wird immer von der Stärke und Bildung des eignen Geistes ausgehen müssen, denn alle Veranlassungen zum Zorn werden sich wol schwerlich immer entfernen lassen. Ist er entstanden, so läßt er sich bei schwächern Individuen, Weibern und Kindern, dadurch unterdrücken, daß der Mann einen heftigern entgegensetzt; der Zorn kräftiger Individuen kann nur durch Nachgiebigkeit gemäßigt werden. Die übeln Wirkungen des Zorns lassen sich oft durch beruhigende und kühlende Mittel verhüten oder mindern.

Zorndorf (Schlacht bei), die blutigste und in mehrer Hinsicht auch eine der merkwürdigsten des **Siebenjährigen Kriegs** (s. d.), den 25. Aug. 1758. Das russ. Heer, das im Anfange 1758 unter dem General Fermor, der an die Stelle des Grafen Apraxin gekommen war, das entblößte Königreich Preußen besetzt hatte, rückte im Aug. gegen Pommern und die Neumark vor, verheerte das Land und begann den Angriff von Küstrin. Die Stadt wurde bald in Asche gelegt, die Festung aber widerstand, da der preuß. Feldherr, Graf v. Dohna, obgleich zu schwach, dem zahlreichen Heere der Russen sich entgegenzustellen, doch Mittel gefunden hatte, die Besatzung zu unterstützen, und jene ihre Aufmerksamkeit auf den König richten mußten, der mit 14,000 M. seiner besten Truppen in Eilmärschen aus Schlesien heranzog. Friedrich vereinigte sich am 21. Aug. bei Küstrin mit dem Grafen v. Dohna, ging auf einer vom Feinde nicht beachteten Stelle über die Oder und suchte den Gen. Fermor in den Rücken zu fassen. Jener hob die Belagerung der Festung sogleich auf und zog den Gen. Braun an sich. Der König, dessen schwächere Streitkräfte in Sachsen durch die Reichsarmee und in Schlesien durch Daun gedrängt wurden, durfte keine Zeit verlieren, um sich hier von den grausamsten Gegnern zu befreien. Er rückte bis Zorndorf vor, wo die Russen, 50,000 M. stark, wie sie es in ihren Türkenkriegen zu thun pflegten, ein großes Viereck bildeten, in dessen Mitte Reiterei, Gepäck und Reservecorps aufgestellt waren. Ihre Front und rechte Flanke war schwer anzugreifen. Der König, nur 30,000 M. stark, beschloß daher mit seinem linken Flügel den feindlichen rechten zu umfassen, dann gegen den Rücken der Russen zu wirken und sie zu vernichten. Das preuß. Geschützfeuer wirkte äußerst verheerend gegen das russ. Quarré, aber auf dem vorbringenden linken Flügel der Preußen gingen große Fehler vor. Er gerieth in Unordnung und wurde von der russ. Reiterei zurückgeworfen. Fermor, schon voll Siegeshoffnung, öffnete nun sein Viereck, um den Vortheil zu benutzen. Und hier war es, wo Seydlitz, der Held dieses Tages, mit der Reiterei die Schlacht, die in ein regelloses Gemetzel sich aufzulösen anfing, entschied. Der größte Theil des Schlachtfeldes war bald von den Russen verlassen; aber da ihnen der Rückzug versperrt, da alle Brücken hinter ihnen abgebrochen waren, sammelten sie sich hier und da theilweise und leisteten verzweiflungsvollen Widerstand, welcher von preuß. Seite mehre zwecklose Angriffe veranlaßte, bei denen Seydlitz jedes Mal die Unordnungen der Infanterie wieder auszugleichen hatte. Die Schlacht sollte am folg. Tage erneuert werden; es fehlte aber dem Fußvolke der Preußen so sehr an Munition und ihre Reiterei war so ermattet, daß die Russen Gelegenheit fanden, sich über Landsberg a. d. Warthe zurückzuziehen. Man schätzte ihren Verlust auf 19,000 Todte und 3000 Gefangene. Die Preußen zählten 10,000 Todte. Friedrich verfolgte die fliehenden Feinde bis Landsberg; aber sie waren so ohnmächtig, daß er nur ein Corps unter dem Grafen Dohna zurückließ, sie zu beobachten, und mit dem größten Theile seiner Streitkräfte nach Sachsen zog.

Zoroaster oder **Zerduscht**, Reformator der Volksreligion in Medien und zufolge ihrer fortschreitenden Entwickelung auch in Persien. Zuverlässige Nach-

richten fehlen über ihn; ſeine Geſchichte ruht überhaupt in einem Dunkel, das auch die ſtrengſte Kritik bis jetzt noch nicht ganz zerſtreuen konnte. So viel geht indeſſen in hoher Wahrſcheinlichkeit hervor, daß er, von Geburt ein Meder, unter dem mediſchen Könige Guſtaſp lebte, welchen v. Hammer für den Darius Hyſtaſpis hält, Andre aber für Cyaxares I; in letzterm Falle würde ſein Zeitalter der Epoche des Cyrus nicht weit vorangehen. Die ihm beigelegte Religionsveränderung darf nicht als eine durchgängige Neuerung angeſehen werden, er ging vielmehr ſehr beſtimmt von einem vorgefundenen volksmäßigen Grunde aus und baute darauf zweckmäßig weiter. Nach Hammer's Forſchungen nämlich war reiner Feuerdienſt, bei welchem das Feuer aber nur den Altar bezeichnete, wohin ſich der Betende wandte, die älteſte Religion und der reine Gottesdienſt des baktriſch-mediſchen Volks, worauf der Planetencultus entſtand, Z. aber den Feuerdienſt reinigte. (S. Hammer's Abhandl. in den wiener „Jahrb. der Liter.", X, S. 210) Es iſt nicht ausgemacht, ob anfänglich bloß die Magier dieſe verbeſſerte Glaubensordnung annahmen, oder ob dieſelbe ſogleich im Allgemeinen unter den Medern Wurzeln faßte und ſpäter von ihnen auf die Perſer, ihre ſiegreichen Beherrſcher, überging. Die letztere Annahme hat Manches für ſich, beſonders den Umſtand, daß die Perſer bei ihrem religiöſen Naturdienſt eine große Empfänglichkeit für jeden fremden Cultus bewieſen, was großentheils aus ihrer Vergötterung der wahrnehmbaren Grundkräfte hergekommen ſein mag. Kurz nach der Zeit des Sokrates war die Zoroaſtriſche Religion übrigens ſchon tief in Perſien eingedrungen. Folgendes ſind in der Kürze ihre Hauptlehren: Von Ewigkeit her beſtanden 2 Weſen neben einander: Ormuzd und Ahriman, die Principien des Univerſums. Ormuzd iſt das reinſte unendliche Licht, der Urquell jeder Vollkommenheit. Auch die Natur des Ahriman gehörte früher dem Lichte an, und er war inſofern gut; aber weil er das Licht des Ormuzd beneidete, verfinſterte er dadurch ſein eignes, wurde ein Feind des Ormuzd, der Vater alles Übels und aller der böſen Weſen, die mit ihm zum Kampfe gegen das Gute ausziehen. Ormuzd und Ahriman vollendeten die Schöpfung in verſchiedenen Epochen, aus denen verſchiedene Gattungen von Weſen ihren Urſprung zogen. Ormuzd ſchuf durch ſein lebendiges Wort, d. i. die Kraft ſeines Willens, die Gemeinſchaft der guten Geiſter, zuerſt 6 unſterbliche Lichtgeiſter zum Dienſt ſeines Throns (Amſchaſpand); ferner 28 untergeordnete Genien (Jjeds), die Repräſentanten der Monate und Tage, endlich Heere menſchlicher Seelen (Feruer). Ahriman brachte ſeinerſeits die Zahl der böſen Geiſter hervor, 6 Erzdews, Geiſter der Finſterniß, unzählige Dews niedern Ranges, Alle ſeine Freunde und Genoſſen. Die Guten wohnen unter Ormuzd im Lichte, Ahriman lebt mit den Seinigen im Reiche der Finſterniß. 3000 Jahre herrſchte Ormuzd allein, worauf er die Körperwelt hervorrief in ihren mannigfaltigen Abſtufungen, zuletzt den Menſchen, und feierte dann nach der Arbeit mit den guten Geiſtern, gleichſam mit ſeinem Hofſtaat, das erſte Feſt der Schöpfung (Gahandar). Wiederum regierte er in dieſer Welt der Unſchuld und Seligkeit 3000 Jahre. Im nächſten, gleich großen Zeitraume beginnt der Kampf zwiſchen dem Lichte und der Finſterniß, dem Ormuzd und Ahriman, Beide theilen ſtreitend die Herrſchaft der Welt. Die folg. 3000 Jahre verbreiten und befeſtigen den Sieg des Ahriman; ſpäter unterliegt ſeine Macht, die Dews verſinken in Nichts; ihr ehemaliger Fürſt verherrlicht Ormuzd; das Böſe verſchwindet. Die Todten ſtehen auf; das uranfängliche Reich der ſeligen Geiſter unter der Regierung des Ormuzd kehrt wieder. Nach dieſer Vorſtellungsweiſe dauert die Welt 12,000 Jahre. Die 12 Zeichen des Thierkreiſes ſpielen dabei eine Rolle, jedem iſt ein Jahrtauſend zugetheilt. Ähnliche Beziehungen finden ſich häufig in der Geſchichte der alten Völker. Die Zahl 7, nämlich 7 Amſchaſpands und 7 Erzdews, mit Einſchluß des Ormuzd und Ahriman. Die Zahl 7 weiſt hin auf die Planeten. Die untergeordneten Genien der Körper-

Digitized by Google

gab der in unmittelbarer Nähe von Arnstein bei Mühlen, Kr. Melsungen, gelegene Hof Ellenberg, der Stammsitz der Familie Ellenberg, den Namen. Ein Ellenberg war Amtmann in Melsungen, ein anderer Ellenberg Amtmann in Spangenberg. Ein Ellenberg war Rentmeister in Melsungen, ein anderer Ellenberg Rentmeister in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pfarrer in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pfarrer in Spangenberg. Ein Ellenberg war Bürgermeister in Melsungen, ein anderer Ellenberg Bürgermeister in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schulmeister in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schulmeister in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kantor in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kantor in Spangenberg. Ein Ellenberg war Organist in Melsungen, ein anderer Ellenberg Organist in Spangenberg. Ein Ellenberg war Küster in Melsungen, ein anderer Ellenberg Küster in Spangenberg. Ein Ellenberg war Hebamme in Melsungen, ein anderer Ellenberg Hebamme in Spangenberg. Ein Ellenberg war Totengräber in Melsungen, ein anderer Ellenberg Totengräber in Spangenberg. Ein Ellenberg war Nachtwächter in Melsungen, ein anderer Ellenberg Nachtwächter in Spangenberg. Ein Ellenberg war Scharfrichter in Melsungen, ein anderer Ellenberg Scharfrichter in Spangenberg. Ein Ellenberg war Abdecker in Melsungen, ein anderer Ellenberg Abdecker in Spangenberg. Ein Ellenberg war Leichenbitter in Melsungen, ein anderer Ellenberg Leichenbitter in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gemeindediener in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gemeindediener in Spangenberg. Ein Ellenberg war Feldhüter in Melsungen, ein anderer Ellenberg Feldhüter in Spangenberg. Ein Ellenberg war Waldhüter in Melsungen, ein anderer Ellenberg Waldhüter in Spangenberg. Ein Ellenberg war Hirte in Melsungen, ein anderer Ellenberg Hirte in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schäfer in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schäfer in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhhirte in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhhirte in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweinehirte in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweinehirte in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänsehirte in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänsehirte in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenhirte in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenhirte in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdeknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdeknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweineknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweineknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänseknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänseknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhjunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhjunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweinejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweinejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänsejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänsejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenjunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenjunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhmagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhmagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweinemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweinemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänsemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänsemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenmagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenmagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdeknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdeknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweineknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweineknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänseknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänseknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenknecht in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenknecht in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhjunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhjunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweinejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweinejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänsejunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänsejunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenjunge in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenjunge in Spangenberg. Ein Ellenberg war Pferdemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Pferdemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Kuhmagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Kuhmagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Schweinemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Schweinemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Gänsemagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Gänsemagd in Spangenberg. Ein Ellenberg war Ziegenmagd in Melsungen, ein anderer Ellenberg Ziegenmagd in Spangenberg.

führte faſt immer die Vor- oder Nachhut. Beſonders vervollkommnete er den Dienſt der leichten Reiterei. Seine Heldengeſtalt, ſeine Lebhaftigkeit, ſeine Freigebigkeit im Belohnen, ſein parteiloſer Ernſt im Strafen unterwarfen ihm unbedingt die Gemüther ſeiner tapfern Scharen zu jedwedem, auch dem ſchwerſten Unternehmen. Daher kam es z. B., daß 1542 ſeine Ankunft in dem lange ſchwankenden Treffen bei Peſth wie ein Blitz unter die Feinde fuhr und den Ausſchlag des Sieges gab. Mit ähnlichem Erfolge und durch gleiche Überlegenheit vertheidigte er 12 Jahre lang Kroatien, dem er als Ban vorſtand, wider die Osmanen und ſchlug ſie 1662 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils ſchon ein türkiſcher Paſchalik, und der Überreſt zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Szigeth, in der ſzalader Geſpannſchaft an der Grenze, erobern. Z., deſſen Name bereits ſo viel als ein Heerhaufen galt, glaubten die Türken, ſei noch in Wien; darum hofften ſie die Feſte eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkiſche Vortrab bei Sziklos durch Z.'s Scharen erlitt, reizte des Sultans Zorn zum ſchnellen Angriff. Der berühmte Großweſſir Mehmed Sokolowich, ein kroatiſcher Renegat, zog mit 65,000 Mann dem Großherrn voraus. Über die angeſchwollene Drau mußte unter ungeheuern Schwierigkeiten eine Brücke geſchlagen werden; der ſtrenge Befehl des Sultans erzwang nach mehren verunglückten Verſuchen das Unmögliche, und das Heer ging vom 1. — 5. Aug. über den Strom. Nun verſammelte Z. ſeine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle ſchworen — er zuerſt, dann jeder ſeinem Hauptmann und alle Hauptleute ihm, zuſammen — für den Glauben, den Kaiſer und das Vaterland zu ſterben. Um den Fortgang der Belagerung beſſer zu verſtehen, iſt die Lage Szigeths zwiſchen 2 Flüſſen, wie auf einer Inſel, ſeine moraſtige Umgebung, die Eintheilung in die alte und neue Stadt und der Beſitz einiger Caſtelle mit doppelten Graben und Bollwerken wohl zu bemerken. Die Garniſon war bei der Muſterung 3000 M. ſtark. Die Türken warfen an 3 vortheilhaften Poſten Batterien auf, verſahen ſie mit gewaltigen Stücken und donnerten damit Tag und Nacht auf die alte Stadt, die einfache und ſchwache Ringmauern hatte; die Belagerten wehrten ſich durch tapfere Ausfälle. Als ſie inſofern und noch mit Geſchütz und dem Degen in der Fauſt das Äußerſte gethan, etliche Stürme abgeſchlagen, unter Anderm ein heftiges anhaltendes Gefecht rühmlich beſtanden und zwar viel Mannſchaft, aber von ihrem erprobten Muthe noch Nichts verloren, im Gegentheil die alte Stadt Fuß für Fuß vertheidigt hatten, ſteckten ſie dieſelbe mit eignen Händen an und zogen ſich in die neue Stadt zurück. Dieſe hatte einen zwar tiefen und waſſerreichen, aber nicht breiten Graben. Die Türken führten Erdberge auf, von denen ſie mit dem Geſchütz die ganze Stadt beherrſchen und in Ruinen verwandeln konnten. Z., überall der Erſte auf den Punkten der Gefahr, wollte durch alle nur erſinnliche Mittel den Feind an der Ausfüllung des Grabens hindern; allein die unermüdeten und zahlreichen Türken erſetzten bei Nacht, was ihnen der Tag zerſtört hatte. In Erwägung ihrer furchtbaren Übermacht, ihrer reichen Vorräthe und der Gegenwart des Sultans ſelbſt, wollte Z. ſein Volk nicht unnütz aufopfern, gab daher auch die neue Stadt den Flammen preis und warf ſich in das Schloß, den einzigen und ſtärkſten Rettungspunkt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich ſetzten ſie der Feſtung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Als der Janitſcharenaga Ali Baſſa das Waſſer abgraben wollte, um deſto eher zu den Baſteien zu kommen, machten die Belagerten einen Ausfall mit 400 M., der ihnen trotz des entſchiedenſten Sieges — denn ſie vernagelten dem Feinde ſogar mehre Stücke — bei ihrer großen Anzahl, einen empfindlichen Verluſt verſetzte. Vom 26. Aug. bis 1. Sept. geſchahen täglich 7 und mehre Stürme auf das Schloß ſelbſt, die Z. immer zurückſchlug. Ebenſo ſtandhaft wies er alle Vorſchläge und Anerbietungen des Feindes von ſich; ſelbſt die Drohung des Großweſſirs, daß der Sultan

Digitized by Google

seinen vorgeblich in türkische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnte seinen Entschluß nicht erschüttern. Vor Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgülden auf Z.'s Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerseuche. Der Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Z. flüchtete mit den Seinigen in das innere; vergeblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu bringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und der längere Besitz derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel das Feuer bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Z. die Seinigen. Ohne Panzer, nur mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie: „Gedenkt", rief er, „eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran, thut, was ich". Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine Sechshundert ihm nach und hinein unter die Hunderttausende von Türken. Bald traf ihn der erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leonidas tödtete. Alle die Seinigen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Z. hatte Lunten gelegt — die verschiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 M. gekostet, und ihm selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitscharenaga ließ Z.'s Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufstellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Z.'s Heldentod, dem kaiserl. Feldherrn, Grafen v. Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Z.'s erlosch 1703. Von Z.'s zerstörter Feste sind nur noch die mit Reben bepflanzten Wälle zu sehen. Ein Trauerspiel: „Zrini", von Theod. Körner, stellt die erzählte Katastrophe dar, verfehlt aber die wahre Erschütterung durch ein unnatürliches bombastisches Effecthaschen. An demselben Fehler, wozu noch Mangel an strenger historischer Kritik kommt, leidet die Biographie des Helden in Hormayr's „Östreich. Plutarch" (7. Bd.).

Zschokke (Johann Heinrich Daniel), der ausgezeichnete, dem denkenden, wie dem unterhaltungslustigen Publicum Deutschlands gleich werthe Schriftsteller, geb. zu Magdeburg den 22. März 1771, war der jüngste Sohn wohlbemittelter Ältern. Früh verwaist, erhielt er seine erste Bildung auf der Klosterschule Unserer Lieben Frauen und dem Gymnasium der Altstadt, wo er zuerst größtentheils heimlich alte und neue Dichter und Philosophen las. In Melancholie und Lebensüberdruß versunken, riß er sich durch eine Reise, die das Ansehen einer Flucht hatte, aus seinen bisherigen Verhältnissen heraus, trieb sich eine Zeitlang mit wandernden Schauspielern als Schauspieldichter umher und bezog sodann, mit den Seinigen ausgesöhnt, die Universität Frankf. a. d. O., wo er ohne festen Plan Philosophie, Theologie, Geschichte und schöne Wissenschaften, auch Cameralwissenschaften studirte. Schon 1792 trat er hier als öffentlicher Lehrer auf, indeß konnte er weder Anstellung noch Besoldung erlangen. Wie wenig die anhaltende, streng wissenschaftliche Anstrengung den Schwung der Phantasie, überhaupt das Spiel ästhetischer Empfindungen unterdrückt hatte, zeigten bald darauf mehre schriftstellerische Versuche im dramatischen Fache. Sie haben auf der Bühne zum Theil zu ihrer Zeit Glück gemacht, besonders „Abällino", der noch bis jetzt hoch in der Volksgunst steht. Diese Bemühungen sind Nichts weniger als eigentliche Kunstwerke, auch mag es der wahrheitliebende Verf. nie so wichtig damit gemeint haben; sie sind als leichte, freie, jugendliche Ergießungen zu betrachten, in denen das Talent einer blühenden, kräftigen Darstellung zum Besten der folgenden, reifern Arbeiten sich

Digitized by Google

sorglos erging. Wöllner lenkte Zsch., welcher gegen das Religionsedict geschrieben hatte, von der akademischen Laufbahn unabsichtlich in die politische durch den Widerstand, welchen er 1795 seinem Gesuch einer ordentlichen Professur an der frankfurter Hochschule entgegenstellte. Das vorübergehende Mißgeschick bestimmte Zsch. zu einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Wahrscheinlich kam seine freie Lage für den Augenblick einem längst genährten Wunsche entgegen, vielleicht herrschte aber auch eine bestimmtere Absicht auf die Schweiz vor. Auf einer Reise nach Italien wurde Zsch. von mehren Seiten so lebhaft angegangen, die Leitung des ehemaligen Seminariums von Marschlins und Haldenstein, damals in Reichenau, zu übernehmen, daß er den vereinigten Wünschen endlich nachgab. Durch ihn und den bewährten Altbürgermeister Tscharner hob sich die Anstalt schnell und kräftig. Wie sehr das Verdienst des neuen Vorstehers um dieselbe allgemein anerkannt wurde, beweist die freiwillige Ertheilung des Bürgerrechts, womit ihm Räthe und Gemeinden der 3 Bünde öffentlich dankten. Er erwiderte diese republikanische Auszeichnung später auf eine angemessene Weise durch die Herausgabe seiner beifallswürdigen „Geschichte Graubündtens". Die Staatsumwälzung der Schweiz, durch frühere Ereignisse und Stimmungen mannigfaltig vorbereitet, brach 1798 aus; die Franzosen drangen ein, mit ihnen kam Verwirrung, Unfriede, Leidenschaftlichkeit über das Land, Zsch. dachte an seine Pflicht und an die Unabhängigkeit des Freistaats, dem er näher angehörte; daraus entsprang sein Entschluß, als Freiwilliger gegen die Franzosen zu dienen. Doch der Kampf der kleinen Cantone war schnell entschieden; zugleich wurden die Grenzen Graubündtens von einem franz. und von einem östreich. Heere so gefährlich bedroht, daß Zsch. unter diesem Wechsel der Dinge seinem mannhaften Vorhaben entsagen mußte; besonders da jetzt eine näher liegende, große Tagesangelegenheit ihn und alle Freunde des Gemeinwesens auf das lebhafteste beschäftigte, nämlich die hochwichtige Frage, ob die Bündter für sich allein stehen oder mit den Schweizern zusammenhalten sollten? Die Vernunft empfahl das Letztere, die Leidenschaft verlangte das Erstere und drang auch damit durch, trotz des entschlossenen Widerstandes, den Zsch. und Tscharner, in richtiger Erwägung der Verhältnisse und aus Liebe zum allgemeinen Besten geleistet hatten. Die Überspannung machte sich bald darauf Luft in Beschuldigungen und Ausbrüchen des Verfolgungsgeistes; das kärglich wiederhergestellte, jetzt aufgehobene Seminar wurde ein namhaftes Opfer dieser gewaltthätigen Verblendung. Zsch. und Tscharner, bisher in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise glücklich verbunden, sollten noch einige Zeit auf einem größern Schauplatze öffentlich neben und für einander wirken, und zwar in Aarau, dem damaligen politischen Mittelpunkte der Schweiz, als Deputirte bei den helvetischen und franz. Behörden. Tscharner, vielleicht nicht gewachsen oder innerlich abgeneigt dem Drange der neuen Dinge, zog sich bald zurück und erschwerte dadurch die Last auf Zsch.'s Schultern, der außerdem, seit dem Einzuge der Östreicher in Bünden, als Deputirter von seiner bevollmächtigenden Basis völlig abgeschnitten war, einzig und allein auf sich und seine Kraft gestellt. In dem Zustande dieser Vereinzelung wählte ihn Stapfer, der damalige Minister der Wissenschaften, zum Chef für das Depart. des Schulwesens; kurz darauf wurde er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Regierungscommissairs von dem helvetischen Vollziehungs-Directorium nach Unterwalden geschickt, wo zu den Verwüstungen des Krieges auch noch die Parteiwuth, die schlimmste aller Geißeln, sich gesellte. Zsch. fand sich in seine verschiedenartigen Geschäfte schnell hinein; es lebt etwas in ihm von der antiken Geschicklichkeit und Kraft, die an jeder Stelle leicht einheimisch wird, wohin das öffentliche Wohl sie ruft. Das zeigte sich jetzt für Unterwalden im hellen Lichte, er wirkte hier unablässig als Wohlthäter und Friedensstifter, amtlicher Einfluß, persönliches Gewicht, geistige Gewandtheit, gesellschaftliche Haltung, einnehmendes

Betragen vereinigten ſich kräftig zu einem und demſelben Zweck. Er hat dem Publicum einen Schlüſſel über dieſe merkwürdige Zeit geben wollen in ſeinen „Hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten der ſchweizeriſchen Staatsumwälzung". Die ihm ertheilte Vollmacht für Unterwalden wurde ſpäter auch über die Cantone Uri, Schwyz und Zug ausgedehnt; eine Erweiterung des Wirkungskreiſes, die mit ſeinem erprobten Verdienſte in einem natürlichen Verhältniſſe ſtand. Seine herzergreifende Auffoderung zur Abhülfe des unerträglichen Elends in jenen Gegenden bleibt für immer ein ſchönes Denkmal volksmäßiger Beredtſamkeit. Unter den Producten jener Zeit erregte ſeine „Geſchichte des Kampfs und Untergangs der Waldcantone" eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. 1800 ernannte ihn die Centralregierung in Bern zum Regierungscommiſſair, zugleich gab ſie dieſem Amte noch eine beſondere Wichtigkeit durch die Auffoderung, dem erſten Conſul Bonaparte als Führer über den Bernhard zu dienen. Zſch. lehnte ſie ab, geleitete aber den Generallieut. Moncey im Mai und Juni 1800 durch Uri über den Gotthard. Hierauf organiſirte er, zufolge der ihm gewordenen Beſtimmung, die ital. Schweiz (Canton Lugano und Bellinzona) mit dem möglichſt beſten Erfolge und füllte den Kreis allgemein ordnender Thätigkeit ſo lange aus, bis die von ihm vorgeſchlagenen Regierungsſtatthalter und Verwaltungskammern innerhalb der abgeſteckten Grenzen die regelmäßige Geſchäftsführung übernahmen. Bei ſeiner Rückkehr nach Bern erhob Zſch. laut die dringendſten Klagen bei dem franz. Geſandten Reinhard und dem General Matth. Damas, Chef des Generalſtabes der 2. Reſervearmee, wegen der vielfachen Erpreſſungen und Willkürlichkeiten, die damals auf Maſſéna's Befehl verübt wurden. Mag auch die offene Einrede hier wie an mehren Orten zu ſpät gekommen und im Ganzen fruchtlos geblieben ſein, ſo ehrt ſie darum den entſchiedenen Mann nicht weniger, der ſie ausſprach. Daß Zſch. den zuletzt auferlegten Verpflichtungen rühmlich nachgekommen war, erklärte die helvetiſche Regierung ſtillſchweigend, aber offen genug, indem ſie ihn zum Regierungsſtatthalter des Cantons Baſel beſtimmte, wo die Bewegungen wegen des Bodenzinſes und Zehnten einen aufrühreriſchen Charakter angenommen hatten. Bei einer Zuſammenrottung des bewaffneten Landvolks ſtürzte er, ohne die Gefahr kleinlich abzuwägen, mitten unter die geſetzloſen Haufen, die ſofort ſeiner beſchwichtigenden Rede wie einem plötzlichen Panière des Friedens ſich fügten. Die neue geſetzliche Ordnung, deren eigenthümlicher Geiſt ein ſtrenges umfaſſendes Centraliſiren ſein ſollte, ging ſichtbar ihrem Ende entgegen, es fehlte ihr an Halt in den unvorbereiteten Gemüthern, überhaupt an einer feſten geſchichtlichen Grundlage, die bei dem Kampfe der Parteien und Leidenſchaften um ſo empfindlicher vermißt wurde. Die Centralregierung in Bern, mit dem Landammann Aloys Reding an der Spitze, richtete von neuem ihr Augenmerk auf den abgeſchafften Föderalismus, der allerdings in andern Zeiten und bei beſſern Sitten eine erträgliche Verfaſſungsform geweſen war, aber unter den Gewaltſchritten der Gegenwart und der immer weitergreifenden Gemüthszerſplitterung ſich längſt ſelbſt überlebt hatte. Zſch., mißmuthig über den lahmen Gang der Dinge, legte ſeine Stelle als Statthalter von Baſel nieder, damit es nicht ſcheine, als heiße er durch ſeine amtliche Mitwirkung die Wiederherſtellung eines Syſtems gut, gegen das er ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten unzweideutig erklärt hatte. Streng zurückgezogen von den öffentlichen Angelegenheiten, lebte er von nun an auf dem Schloſſe Biberſtein im Aargau lediglich ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, während es ringsumher drohte, zuckte und ſtürmte, bis endlich der ſchwer darniederliegenden Schweiz die unwiderſtehliche Hand Bonaparte's einen Zuſtand der Vermittelung gewährte, der als Glück gelten konnte, im Vergleich mit den beſeitigten Übeln, wäre er nur als eine Frucht des Landes und nicht als ein Geſchenk aus der Ferne durchgedrungen. Der abermalige Umſchwung der Verhältniſſe ſetzte auch Zſch. wieder in öffentliche Thätigkeit, er wurde durch die Regierung

des Cantons Aargau, 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts. Übrigens ist Zsch. kein Fremdling in dem angegebenen Bezirke des Wissens, dafür spricht s. später erschienenes Werk: „Der Gebirgsförster". Ein günstiges Zeugniß seiner Bürgertugend liegt darin, daß er jetzt auch mit dem aargauischen Staatsbürgerrechte beschenkt wurde. 1804 begann er auch sein vielgelesenes Volksblatt: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote", das ihn recht eigentlich in das Element der wohlthätigsten Wirksamkeit versetzte. 1805 verband sich Zsch. mit der Tochter des geachteten Pfarrers Rüsperli von Kirchberg, die ihm eine glückliche Ehe bereitete und 8 Söhne gab. Das J. 1806, so reich an rollenden Schicksalsschlägen, bestimmte den Plan der „Miscellen für die neueste Weltkunde"; sie erschienen von 1807 ununterbrochen bis 1813, ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, glückliche Wahl, angenehme Darstellung, gewissenhaften Freimuth und ein größtentheils treffendes Urtheil. Zsch.'s Übersiedelung von Biberstein (1808) nach Aarau führte sogleich zu der Errichtung einer Maurerloge und der Gesellschaft für vaterländische Cultur. Den „Miscellen" standen von 1811 die „Erheiterungen", eine Monatsschrift, ergötzlich zur Seite, ganz so, wie es der Titel besagt. Die großen Weltbegebenheiten 1813 und 1814, verbunden mit dem Einmarsche der Verbündeten in die Schweiz, fanden hier manchen flammenden Herd, von dem das Feuer der Zwietracht nach mehren Seiten ausging. Zsch. beschwor, so viel an ihm war, das drohende Unheil mit Worten der Mäßigung und Vernunft, indem er von einer andern Seite die Rechte und Freiheiten seines Cantons Aargau mit glänzender Überlegenheit vertheidigte. Dazwischen fallen bedeutende schriftstellerische Arbeiten. Das umfassende Werk: „Geschichte des bairischen Volks und seiner Fürsten", zu dem vorzüglich Joh. v. Müller ihn aufgemuntert hatte, beschäftigte den Verf., bloß um es zu schreiben, 1812—18. Lichtvolle Anordnung, stete Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit, wogegen vielleicht mitunter der Geist der hohen Vergangenheit zu sehr in Schatten tritt, kritische Behandlung, so weit sie das Wesentliche betrifft und zumal die Sache der fortschreitenden Menschheit begünstigt, eine natürliche, dem jedesmaligen Gegenstande angemessene Sprache, durchdrungen von Klarheit, Wärme und Stärke, diese Vorzüge zusammengenommen erhoben diese literarische Erscheinung weit über die gewöhnliche Bücherflut, sollten sie ihr auch nicht geradezu einen Platz in der vordersten Reihe der Historiker anweisen können. Das treffliche Volksbuch: „Das Goldmacherdorf", kann neben dieser Mannsarbeit für einen literarischen Abstecher gelten, der dem Verf. so viel Ehre als dem Publicum Freude machte. Seit 1817 erschienen die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit", ein passender Ersatz für die zurückgewünschten „Miscellen". Mit 1823 hörten sie auf, vermuthlich durch die Beschränkungen der Zeitverhältnisse. Sein neuestes und vielleicht bestes Werk ist: „Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk". Schon wenige Monate, nachdem es erschienen, waren bloß für die Schweiz 5000 Exemplare abgesetzt: ein unerhörter Beifall, der besser als jede Anpreisung darthut, welche vollkommene Genüge es den Bedürfnissen des Volks leistet. In der That, der Verf. hat sich selbst und sein ganzes verdienstliches Leben durch diese unschätzbare Schrift im Kerne herausgegeben; sie ist Zsch.'s treuestes Bild, für unabsehliche Zeiten, auf den Altar seines zweiten Vaterlandes niedergelegt. Seine „Bilder aus der Schweiz" (2 Thle., Aarau 1824) sind naturhistorische Gemälde, welche in die Zeit und an Ort und Stelle ganz versetzen. Nicht alle Producte des fruchtbaren Schriftstellers (außer den genannten vorzüglich Romane, Novellen, Sittengemälde, kleine historische Darstellungen in wechselnden Formen) sind hier in Reihe und Glied gestellt worden; auch hat er sich zu mehren Erzeugnissen nicht öffentlich bekannt oder sie später aus der Reihe seiner Werke gestrichen. Hier ist es zum Schluß um eine gedrängte Charakteristik nach den Hauptbeziehungen seines Lebens zu thun. Als

Digitized by Google

Schriftsteller gehört Zsch. zu denen, die nicht sowol eine neue Bahn brechen, als das Vorgefundene zweckmäßig nach verschiedenen Richtungen verbreiten, was ihnen etwa an theoretischer Tiefe abgeht, durch praktischen Werth ersetzen, statt der kühnern Züge des Genies eine feste Gesundheit des Geistes darbieten, und so den Vorgängern der Menschheit, obschon in einiger Entfernung, doch mit Kraft, Geschick und Liebe nachfolgen. Zsch.'s literarische Thätigkeit gleicht den gesuchten engl. Arbeiten nicht bloß in Absicht auf den sichern Zweck, sondern auch durch ihre bequeme Tüchtigkeit. In dem Kreise der Bürgerpflichten vereinigt er Öffentlichkeit und Häuslichkeit des Betragens auf eine musterhafte Weise; die Erziehung seiner Kinder war ihm von Anfang und unausgesetzt eine theure Herzensangelegenheit, der er mit Vergnügen auch als Lehrer manche kostbare Stunde opferte. Gegen sein Land, und was leider in der jetzigen Schweiz einen starken Unterschied macht, für seinen Canton, bewies er sich jederzeit untadelhaft, und er hätte in bessern Zeiten und unter vorzüglichern Menschen leicht Größeres gethan. Für den geselligen Umgang entwickelt er, in schneidendem Gegensatze mit den Stubengelehrten, eine selten getrübte Munterkeit und die beweglichste Gegenwart des Geistes, sodaß sein lebendiges Wort das geschriebene kräftig vertritt. In der reinen Pflege des Menschlichen, worin er seinen Beruf sieht und seinen Lohn empfindet, kann er bei ungeschwächter Gesundheit, einem dauerhaften Körperbau, mäßigem Lebenkalter und herrschender Gemüthsheiterkeit noch manches schöne Jahr den Musen des gesellschaftlichen Besten weihen, wozu ihm und sich selbst zahlreiche Verehrer Glück wünschen. Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1826 fg. in 40 Bdchen zu Aarau. Im 1. Bd. befinden sich seine lebensgeschichtlichen Umrisse.

Zuchthäuser. Der Name zeigt schon die eigentliche Bestimmung dieser Anstalten an; sie sollen Erziehungshäuser für strafbare, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts sein; die Sträflinge sollen darin nicht nur gestraft, sondern auch gebessert werden. Inwiefern dieser doppelte Zweck in unsern Zuchthäusern erreicht werde oder werden könne, wird sich in Folgendem zeigen. Eine kurze Geschichte von der Entstehung dieser Anstalten mag jenen Bemerkungen vorangehen. — Zu der Zeit, da eine geläuterte Philosophie die Menschen menschlicher machte und den Werth des Menschenlebens schätzen lehrte, hörte man auf, nicht nur wirkliche Verbrechen, sondern auch Vergehungen gröberer Art mit dem Tode zu bestrafen, und errichtete Anstalten, in denen die Strafbaren ihre Schuld abbüßen mußten, ohne doch der Gesellschaft ganz entzogen zu werden; vielmehr sollten sie dereinst gebessert in dieselbe zurücktreten. Bei den Römern war Verbannung die Strafe für Staatsverbrecher aus den Classen der Bürger, Arbeit in den Bergwerken der Strafe für Leibeigne und Sklaven, die sich wichtige Vergehungen hatten zu Schulden kommen lassen. In spätern Zeiten wurden in den Ländern, die eine Seemacht unterhielten, die Verbrecher auf den Galeeren eingeschmiedet: ein Gebrauch, der am letzten bei dem Malteserorden, als dieser noch Galeeren hatte, üblich war, jetzt aber nicht mehr stattfindet. In andern Ländern wurden sie und werden noch jetzt als Knechte des Staats zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In einigen Ländern ist die Deportation der Verbrecher in noch unangebaute Gegenden entfernter Provinzen gewöhnlich; so schickte England seine Verbrecher nach Botanybai, Rußland die seinigen nach Sibirien. Der eigentliche Zeitpunkt, wo Zuchthäuser entstanden, ist unbekannt. In England bestand zu Bury (Südbury) in der Grafschaft Suffolk bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, dessen Reglement Morton Eden in s. „Geschichte der arbeitenden Classen in England" erwähnt. Die gewerbfleißigen und speculativen Niederländer gaben uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin ein Beispiel, die Kräfte und Fähigkeiten, selbst böser und verdorbener Menschen, zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menschen dieser Art in eigens dazu errichteten Anstalten von weitern Vergehungen abge-

halten werden, sucht man zugleich sie durch Arbeiten zu beschäftigen und nützlich zu machen. In dieser Absicht wurden zu Amsterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für liederliche Weibspersonen errichtet. Bald nachher waren fast in allen niederländ. Städten ähnliche Anstalten zu finden. In Deutschland entstanden diese Anstalten ebenfalls mit dem 17. Jahrh. Die freien Reichsstädte, die durch Gewerbsamkeit blühend geworden waren, und früher, als in souverainen Staaten geschah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen voran. Der Magistrat zu Hamburg faßte 1609 den Beschluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, „damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeschafft, und allerhand Unheil gewehrt würde". In Bremen bestand 1617 ein Zuchthaus. Mehre andre Reichsstädte folgten diesen Beispielen. Später thaten es auch die Regenten souverainer Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Waldheim in Sachsen, auf den Antrag der Landstände, ein Zucht- und Armenhaus errichtet. Gegen die Hälfte d. 18. Jahrh. waren schon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland vorhanden. Kleinere Städte verbanden sich zu gemeinschaftlicher Errichtung solcher Anstalten, oder gaben ihre Sträflinge in ausländische Zuchthäuser gegen eine gewisse jährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem ersten Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt. Als aber in Deutschland die Folter nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst gewöhnlichen Landesverweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt wurde, da fand man es in verschiedenen Ländern nöthig, die schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern und neue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Gesetze unsrer Tage, durch die seltener vollzogene Todesstrafe der Verbrecher, sind zwar unsre Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art größtentheils überfüllt; aber wer wollte deßwegen jene strengern Gesetze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen! Daß die härtesten Strafen den Verbrecher nicht abschrecken, hat längst die Erfahrung gelehrt. Es sind genug Beispiele vorhanden, daß während der Zeit, da man einen Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze selbst Diebstähle begangen wurden. Das erste und wirksamste Mittel, die Übervölkerung der Zuchthäuser nach und nach zu vermindern — dessen weitere Erörterung jedoch nicht hierher gehört — ist, durch verbesserte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein gleich wichtiger Gegenstand ist der, daß die Zuchthäuser, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, nicht bloß Straf-, sondern auch wirkliche Besserungsanstalten sein möchten, und in dieser Rücksicht ist immer noch nicht genug Ernst bewiesen worden. Schon oft ist die auf häufige Erfahrung gegründete Bemerkung gemacht worden, daß Zuchthäuser, wenn nicht schlimmer machen, doch nur wenig moralische Besserung bewirken. Die Einrichtung der Häuser selbst ist Schuld daran. Man vermischt den noch nicht ganz verderbten, vielleicht bloß leichtsinnigen Sträfling mit dem größten Bösewicht; der junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrenern unterrichtet, und nach seiner Entlassung aus der Anstalt dem Staate doppelt gefährlich. Selten wird man einen berüchtigten Verbrecher finden, der nicht früher, vielleicht mehr als ein Mal, Zuchthausstrafe erlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen und die eifrigsten Bemühungen der Zuchthausprediger können nur selten bei Einem oder dem Andern Besserung bewirken. Es gibt kein andres Mittel, größere Immoralität in den Anstalten selbst, und die Folgen derselben, wenn die Sträflinge wieder entlassen werden, zu verhüten, als solche Anstalten in 2 Abtheilungen, das Verbesserungshaus und das eigentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzusondern. In Sachsen sind zu Zwickau die Sträflinge in 2 Classen, die härtere und gelindere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanstalt getroffen. Auch erkannte die sächs. Regierung die Nothwendigkeit, Gemüthskranke und Waisen, denen man in frühern Zeiten denselben Aufenthalt mit den Sträflingen angewiesen hatte, abzusondern, und jede Classe in eig-

Joh. Jonstonus de Scriptoribus Historiæ Naturalis Libri Quinque. Francofurti, Typis Wolfgangi Hofmanni, Impensis Matthæi Merian, 1632. 4°.

nachdem man schon lange vorher Ahornzucker gewonnen hatte, den selbst die Wilden aus dem Safte des Zuckerahorns auf eine einfache Weise zu gewinnen wissen. Die fortgeschrittene Chemie lehrte in neuern Zeiten den Zuckerstoff aus vielen europäischen Pflanzen scheiden, wie Glauber aus Trauben, Marggraf schon 1747 aus Runkelrüben, Parmentier aus süßen Kastanien und Mais. Marggraf's Entdeckung wurde seit 1796 von Achard im Großen ausgeführt. Die Versuche, Ersatzmittel des Rohrzuckers zu finden, gaben besonders während der durch das Continentalsystem veranlaßten Hemmung des Handels mit Colonialwaaren der Betriebsamkeit viel Beschäftigung, und in Frankreich und Deutschland wurden vorzüglich Trauben und Runkelrüben dazu benutzt. Als man durch genaue Zerlegung mit den Bestandtheilen des vegetabilischen Zuckerstoffs bekannt geworden war, kam zuerst Fourcroy auf den Gedanken, auf künstlichem Wege Zucker zu erzeugen, aber Kirchhof in Petersburg vollendete diese Entdeckung, indem er Stärkezucker in flüssiger und weicher Form gewann. — Der Saft des Zuckerrohrs (arundo saccharifera) besteht aus Wasser, krystallisirbarem Zucker, nicht krystallisirbarem Zucker und verschiedenen andern Bestandtheilen, und die Läuterung beruht darauf, den krystallisirbaren Zucker von den übrigen Stoffen zu scheiden. Das reife Rohr wird abgeschnitten und in den Zuckermühlen zwischen 3 senkrecht stehenden hölzernen und mit Eisen beschlagenen, oder eisernen Walzen so lange ausgepreßt, bis es ganz trocken wird. Das ausgepreßte Rohr, das man in den franz. Colonien begasse nennt, dient zur Feuerung. Der gewonnene Saft (vesou) wird alsdann in einem kupfernen Kessel mit Holzasche und Kalk gekocht, um die überflüssige Säure sogleich zu neutralisiren. Dieses Absieden wird nach einander in 3 verschiedenen Kesseln wiederholt. Der eingedickte Saft wird in den Kühlbottich gefüllt, und dann, so lange er noch warm ist, in Fässer geschöpft, die auf einem Roste über einer Cisterne stehen, und auf dem Boden mehre mit Rohr verstopfte Löcher haben. Die flüssigern Theile des Saftes (Melasse genannt) tröpfeln durch jene Öffnungen, und werden zum Theil zu Rum destillirt, während die gelblichen eingedickten krystallisirbaren Theile zurückbleiben, die man Rohzucker, Farinzucker, oder Moscovade nennt. Man rechnet, daß 200 Pfund Zuckerrohr 100 Pf. Saft geben, woraus man 25¼ Pf. Rohzucker erhält. (Eine umständliche Beschreibung des Verfahrens beim Zuckersieden findet man in Edward's „Geschichte von Westindien".) Jener Rohzucker, der durch den Einfluß des Klimas und Bodens in Geruch, Geschmack und Farbe verschieden ist, wird zum Theil schon auf den Zuckerinseln geläutert. Man thut die noch warme Moscovade in kegelförmige thönerne Gefäße, welche auf ihre, mit einer verstopften Öffnung versehene Spitze gestellt werden. Nach der Abkühlung wird der Pfropf herausgezogen, um den Syrup oder die Melasse auströpfeln zu lassen, worauf die Grundfläche des Zuckers in der Form mit nassem Thon bedeckt wird, dessen Feuchtigkeit die im Zucker noch befindliche Melasse verdünnt und nach und nach wegspült. Auf den britischen Zuckerinseln ist dieses Verfahren jedoch nicht so allgemein üblich als auf den französischen. Der auf diese Art geläuterte Zucker, den man Thonzucker und in Frankreich Cassonade nennt, wird alsdann aus den Formen genommen, mehre Tage getrocknet, gepulvert und nach Europa geschickt, wo man ihn noch einmal läutert. Bei diesem Raffiniren wird die Cassonade mit Kalkwasser aufgelöst und mit einem Zusatz von Ochsenblut — statt dessen man in neuern Zeiten in den europäischen Raffinerien thierische Kohle (verkohlte Knochen) angewendet hat — gesotten, wodurch die im Rohzucker noch befindliche Säure ausgeschieden, und das rückständige pflanzensaure Salz zersetzt wird, alsdann durch abermaliges Sieden concentrirt, in die Kühlpfanne geschöpft und in thönerne Formen gefüllt, worin man sie auf die oben angegebene Art mittelst feuchten Thons von dem nicht krystallisirbaren Syrup befreit. Endlich werden die aus den Formen genommenen Zuckerhüte mit einer Temperatur von 40° Réaumur getrocknet und in Papier geschlagen. Der raffinirte Zu-

cker ist nach der Verschiedenheit des Rohzuckers von ungleicher Güte. Je härter und weißer sein Korn ist, desto reiner und theurer ist er, obgleich der feine Zucker nicht mehr als der gröbere versüßt. Die raffinirten Zuckersorten kommen im Handel in folgender absteigender Ordnung vor: Canarien- oder Königszucker (weil man ihn früher von den canarischen Inseln erhielt, oder aus canarischem Rohzucker gewann), Superfeinzucker, Ordinairfein, feine Raffinade, Mittelraffinade, Ordinairraffinade, feiner kleiner Melis (nach der Insel Malta genannt), feiner großer Melis, ordinair großer Melis, feiner Lumpenzucker, Mittellumpenzucker, ordinair Lumpenzucker. Der Candiszucker wird aus einer Auflösung von weniger concentrirtem Zucker bereitet, die man nach der Absiedung in ein mit Zwirnfäden durchzogenes kupfernes Gefäß gießt, wo dieselbe in der geheizten Darrkammer um die Fäden in Krystallen anschießt. Er ist nach Beschaffenheit des dazu gebrauchten Zuckers entweder weißlich, gelb oder braun.

Aus Ahorn, Trauben, süßen Früchten, Mais und Runkelrüben wird der Zucker in der Hauptsache ebenso gewonnen als aus Zuckerrohr. Außer dem Zuckerahorn werden auch der Silberahorn, der gemeine Ahorn und der Spitzahorn dazu benutzt. Der Zuckerahorn, der in großer Menge in den westlichen Gegenden Nordamerikas wächst, hat die Höhe einer Eiche und muß 20 Jahre wachsen, ehe er seine volle Größe erlangt. Die Bäume werden von Ende Jan. bis gegen Ende des März durch den Splint angebohrt, und leiden dadurch keineswegs, sondern geben im Gegentheil mehr Saft, je öfter man sie anbohrt. Ein Baum gibt gewöhnlich 5—6 Pf. Zucker, der aus dem Safte entweder durch Gefrieren, oder durch Selbstverdünstung, oder gewöhnlich durch Sieden gewonnen wird. Der Ahornzucker steht in keiner Hinsicht unter dem westindischen Rohrzucker. Amerika liefert davon im Durchschnitt jährlich 135 Mill. Pfund, und zwar $\frac{1}{8}$ über seinen eignen Bedarf. (S. Rush's „Account of the Sugar-Mappletree, and the methods of obtaining sugar from it", Philadelphia 1792), und von Wehr's „Der Ahornzucker" (Hanover 1814).

Die Gewinnung des Runkelrübenzuckers ist schwieriger. Unter den verschiedenen Abarten des Gewächses ist der weiße Mangold (beta cicla alba) das zuckerreichste. Der Runkelrübenzucker ist jedoch mit unangenehm schmeckenden Theilen so innig vermischt, daß die Scheidung nicht immer gelingt, und der Syrup von dem üblen Geschmacke gar nicht zu befreien ist. Man erhält in der Regel von 100 Pf. Rüben 3—4 Pf. Rohzucker. (Vgl. Achard's „Europ. Zuckerfabrication aus Runkelrüben ꝛc.", Leipz. 1812, 3 Bde.), und von Koppy's „Runkelrübenzuckerfabrication", Bresl. 1810.) Kirchhof's Schrift über Stärkezucker steht im 4. Bd. der „Mémoires de l'académie de St.-Petersbourg", und eine faßliche Anleitung zur Bereitung desselben gab Lampadius (Freiberg 1812) heraus. Man nimmt dazu am besten die Stärke aus Kartoffelmehl. In Syrupform ist der Stärkezucker in den Handel gekommen. Er versüßt weit weniger als Rohrzucker, ist aber sonst in seinen Eigenschaften dem Traubenzucker gleich, und läßt sich auch zu Branntwein und Weinessig benutzen. — Der Zucker ist in trockener Luft beständig, phosphorescirt beim Reiben im Dunkeln, zersetzt in wässeriger Auflösung die meisten Metallsalze, besonders den Grünspan, schmilzt bei einer Temperatur über 80° Réaumur, zersetzt sich alsdann, färbt sich braun und verkohlt sich zuletzt. Er ist eins der wirksamsten fäulnißwidrigen Mittel und wird in dieser Absicht in der Haushaltung, besonders auch um Fische einige Tage frisch zu erhalten, gebraucht.

Zufall, 1) in metaphys. Hinsicht. Nach dem Grundsatze, daß jede Erscheinung ihre Ursache hat, oder durch eine andre Erscheinung bedingt ist, gibt es in der Welt keinen reinen Zufall, d. i. kein grund- und zweckloses Ereigniß. Wir reden daher von Zufall nur in subjectiver Beziehung, nämlich insofern wir den Zusammenhang der Zwecke und Ursachen in bestimmten Fällen nicht einzusehen im

Stande sind, und das Zufällige ist eine Erscheinung oder ein Ereigniß, das wir nicht als bedingt durch ein Andres erkennen, von welchem wir uns also auch vorstellen könnten, daß es nicht oder anders hätte sein können. Namentlich aber erscheint uns etwas als zufällig, insofern es von uns nicht vorausgesehen werden konnte, sei es als Naturwirkung oder als bestimmte Folge unsers Handelns, und in letzterer Hinsicht nennen wir auch zufällig, was nicht in unserm Willen liegt, oder selbst gegen unsere Absicht erfolgt. Endlich wird auch das Zufällige dem Wesentlichen entgegengesetzt (und heißt dann accidens) insofern es an einem Andern ist, ferner dem schlechthin Nothwendigen, insofern es bedingt durch ein Andres (contingens), nicht durch sich selbst ist, und unter Voraussetzung der Bedingung auch aufgehoben vorgestellt wird, da hingegen der letzte Grund aller Dinge oder Gott als schlechthin nothwendig gedacht wird. Wenn es nun keinen objectiven Zufall gibt, so ist es auch thöricht, ihn zu personificiren, und den blinden Zufall (casus purus), d. i. ein regelloses Werden und Vergehen der Dinge, zum Princip zu machen. 2) In juristischer Bedeutung nennt man Zufall ebenfalls ein Ereigniß, das nicht in der Willkür des Handelnden liegt. Dies ist wichtig zu bestimmen, wo von den juristischen Folgen eines Ereignisses (Nutzen oder Schaden) und von der Zurechnung die Rede ist.

Zufriedenheit nennen wir gewöhnlich den dauernden Gemüthszustand, vermöge dessen der Mensch seine Schicksale und Verhältnisse seinen Wünschen angemessen findet. Unter Selbstzufriedenheit insbesondere versteht man die Zufriedenheit des Menschen mit seinen Handlungen. Ist diese Zufriedenheit wahrhaft gegründet, so entspringt sie aus der Übereinstimmung unserer Handlungen und Gesinnungen mit den sittlichen Foderungen des Gewissens und den besondern Verhältnissen, in welchen wir die sittliche Aufgabe zu verwirklichen haben; ist sie wahrhaft sittlich ihrer Form nach, so artet sie nicht in Stolz und eitle Selbstgefälligkeit aus, welche das sittliche Fortschreiten hemmen und unterdrücken. Und so ist die wahre Zufriedenheit des Geistes die auf sein inneres Eigenthum gegründete Einigkeit mit sich selbst, womit zugleich die Einigkeit mit der Welt, und seine Zufriedenheit mit dem Äußern insbesondere verbunden ist, insofern kein äußeres Übel ihm jene Einigkeit rauben, kein noch so großes Glück sie zu vermehren im Stande ist. Sie nimmt den höchsten Charakter an, insofern sie religiös wird, und Glück und Unglück als Mittel, seine sittliche Gesinnung daran zu beweisen, angesehen wird. Ein heiteres Temperament und Gewöhnung die guten Seiten der Dinge aufzusuchen, mögen die Zufriedenheit unterstützen, die Hauptsache aber ist, seine Wünsche beschränken, sein Streben auf unvergängliche Güter zu richten, und der Vorsehung unbedingt vertrauen.

Zug. Wenn 2 Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einem Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben, so sagt man, der eine Körper ziehe den andern. Dieser in der Erfahrung sich so einfach darstellende Umstand führt in der Theorie auf anziehende Untersuchungen. Sind z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, so wird das größere sinken und, das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben verursachen. Die hierbei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht übersieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem verschiedenen Gewichte der beiden Massen beantworten. Diese Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Überwucht, und werden ausführlicher in den Lehrbüchern der Maschinenlehre behandelt, unter denen wir Bürja's „Grundlehren der Statik" (Berl. 1789) namhaft machen. D. N.

Zug, der kleinste unter den helvetischen Cantonen, liegt zwischen den Cant. Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau. Sein Flächeninhalt beträgt nur 4½ □M.

Seiner Beschaffenheit nach zerfällt er in 2 Theile, den südöstlichen und nordwestlichen, wovon dieser fruchtbarer Thalboden und ersterer Gebirgsland ist, wo jedoch die Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen und meistens sanft sich herabsenken. Einen großen Raum des Landes nehmen der Zuger- und der Egerisee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,700 beträgt, sind deutschen Stammes und bekennen sich zur kath. Kirche. Sie beschäftigen sich fast ausschließlich mit Viehzucht und Obstbau. Das Volk besitzt die höchste Macht und übt sie theils in der Landesgemeinde, theils in den verfassungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrathe sitzen. Der dreifache Landrath ist die gesetzgebende, und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zum Bundesheere stellt der Canton 250 Mann, und der Geldbeitrag besteht aus 1250 Schweizerfranken. — Der Hauptort ist die Stadt Zug, mit 2800 Einw., am Zugersee und am Fuße des Zugerberges, in einer der angenehmsten Lagen, von blumenreichen Wiesen, Obstgärten, kleinen Weinbergen und schönen Landhäusern umgeben. Den See begrenzt gegen Mittag der Rigi, hinter ihm steigt der Pilatus auf, und in der Ferne ragen die beschneiten Gipfel der bernischen Hochgebirge hervor.

Zugvögel, s. Vögel.

Zuidersee (Südersee), ein Meerbusen der Nordsee, von den holländ. oder niederländ. Provinzen Holland, Oberyssel und Friesland ꝛc. umgeben. Seine Fläche beträgt 57 □M. In einer frühern Periode scheint er ein See gewesen zu sein, dessen nordwestliches Ufer von den Wellen verschlungen wurde. Die Lage der Inseln Texel, Vlieland und der Sandbänke an seinem Eingange, der dadurch für die Schifffahrt sehr unsicher wird, spricht noch jetzt dafür. Der Handel von Amsterdam beruht vornehmlich auf seiner Lage an der Zuidersee. Im Süden steht der Busen mit dem harlemer See (Meer) in Verbindung. Unter den sich hineinergießenden Flüssen ist die Yssel der größte. Die große Fläche macht bei Stürmen die Schifffahrt für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich. Indessen zieht man den Weg über ihn vom südlichen Holland nach Friesland vor, um den Umweg längs der Küste zu ersparen. Das Y, der Pampus, sind Theile des Zuidersees, wovon das erstere ein Busen ist, zu welchem der Letztere als Meerenge führt. Das Y macht die Verbindung mit dem harlemer Meer.

Züllichau, Kreisst. im Regierungsbezirke Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, liegt 24 Meil. von Berlin, 1 Stunde von der Oder, hat 4700 E., ein Schloß, und ein mit einer Erziehungsanstalt und seit 1766 mit einem Pädagogium verbundenes Waisenhaus, welches von dem Nadlermeister Steinbart 1719 gestiftet worden ist. Es blüht unter der Leitung des Hofraths Steinbart. Auch befindet sich hier ein Schullehrerseminar und ein Postamt. Züllichau hat Weberei, Gerberei u. a. Fabriken. Es gehörte nebst dem züllichauer Kreise (14 □M, 30,000 E.) zu dem Herzogth. Krossen, das 1538 an Brandenburg kam und mit der Neumark verbunden wurde.

Zumsteeg (Johann Rudolf), der berühmte deutsche Liedercomponist, war der Sohn eines würtemberg. Kammerlakaien. Er wurde 1760 zu Sachsenflur im Schüpfergrunde im Rittercanton Odenwald geb. und auf Bitten seines Vaters später in die militairische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Anfänglich bestimmte man ihn zum Bildhauer, aber sein musikalisches Talent sprach sich zu deutlich aus, als daß man hätte anstehen können, ihn von einer Bahn zurückzuhalten, auf der er in der Folge mit so vielem Beifall wandelte. Die herzogl. Capelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Z. genoß den Unterricht der vorzüglichsten Meister mit vielem Erfolge. Schon während seiner akademischen Laufbahn componirte er mehre Singspiele, Cantaten und die Gesänge zu Schiller's „Räubern", dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf als Violoncellist bei der herzogl. Capelle angestellt wurde, componirte er Klopstock's

„Frühlingsfeier", eine Messe und mehre Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofes und des Publicums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Abgange des Capellmeisters Poli (1792) zum herzogl. Concertmeister und Director der Oper ernannt wurde. Am 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben, zu früh für die Kunst, indem er eben den Abschiedsmonolog der Johanna von Orleans zu componiren beschäftigt war. Er war der erste deutsche Componist, der Balladen mit Begleitung des Pianoforte durchcomponirte und darin eine Zeitlang das entschiedenste Glück machte. Wem sind nicht „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim", sein „Ritter Karl von Eichenhorst", „Die Büßende", „Lenore" u. a. m. bekannt? Auch s. Lieder und Romanzen gehören zu den ausgezeichnetsten und gefälligsten Liedercompositionen der Deutschen, besonders ist s. „Kolma" ein treffliches Product. Unter s. Opern sind die „Geisterinsel" (nach Gotter), „Elbondokani" und „Das Pfauenfest" die gelungensten. Gleichwol wollte man auch in ihnen den Claviercomponisten wiedererkennen. Außerdem hat er einige deutsche Kirchencantaten componirt. Die meisten s. Compositionen hat er bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen lassen. In der Wahl s. Texte und in der declamatorischen Behandlung derselben zeigt sich ein mit Poesie befreundeter Sinn. Seine Melodien sind leichtfaßlich und vornehmlich im Sentimentalen treffend. Dagegen fehlt es ihm an Charaktermannigfaltigkeit und tiefer Originalität, besonders zu kräftigern Schilderungen. Seine Begleitung kommt uns jetzt etwas leer und einförmig, und seine Bässe oft gewöhnlich vor. Auch in Hinsicht der Modulation beschäftigt er die Einbildungskraft nicht genug. Dies ist wol der Grund, warum jetzt s. Balladen und Lieder seltener gesungen werden; doch gibt es mehre derselben, welche, mit einfacher Bedeutsamkeit vorgetragen, überall ansprechen müssen und als Muster des wahren Liedes angesehen werden können. Auch als Mensch war Z. hoher Achtung werth. Der Bildhauer Dannecker hat seine getroffene Büste zum Besten seiner Witwe verkauft. Seine hinterlassene Tochter hat sich ebenfalls durch Liedercompositionen bekanntgemacht.

Zunftwesen. Eine Zunft oder Innung heißt eine Gesellschaft von Gewerbleuten, die zur Betreibung ihres Gewerbes ausschließend berechtigt sind und eine bestimmte gesellschaftliche Verfassung haben. Die Benennung Gilde (vgl. d.) wird zwar zuweilen gleichbedeutend mit jenen Ausdrücken gebraucht, scheint sich aber nicht auf eine Verbindung von Handwerkern zu beschränken, sondern auf politische Zwecke sich zu beziehen, und die Gilden, ursprünglich Verbindungen von Kaufleuten, waren älter als die Handwerkerinnungen. Das Wesen der Zünfte beruht auf dem Rechte der Gewerbetreibenden, als moralische Personen Verordnungen über Gewerbsangelegenheiten zu machen und die verbindende Kraft derselben auch auf Andre außer ihrer Genossenschaft auszudehnen. Diese Befugniß, die Autonomie, war mit der Zunftverfassung seit ihrer Entstehung auf das genaueste verbunden und besteht noch immer in einzelnen Äußerungen, obgleich das Streben der Staatsgewalt, sich alle Gewerbverhältnisse unterzuordnen, die ehemalige Unabhängigkeit der Zünfte immer mehr beschränkt hat. Schon im frühen Alterthum gab es Abtheilungen des Volkes nach seinen Beschäftigungen, aber die aus Stammverschiedenheit entstandenen Kasten (s. d.) der Indier, Ägypter u. s. w. lassen sich mit den Gewerbgenossenschaften der neuern Zeit nicht vergleichen. Bei den Römern hingegen gab es Handwerkergesellschaften (**collegia et corpora opificum**), die insofern mit den Innungen des neuern Europa verglichen werden können, als auch sie moralische Personen bildeten und das Recht hatten, Statuten zu errichten. In der letzten Zeit des Freistaats erschienen diese Gewerbschaften nicht selten als politische Parteien, und eben dies gab bei der Gründung der monarchischen Gewalt Anlaß zur Beschränkung des Einflusses und derselben zu ihrer theilweisen Aufhebung. In Italien, der Wiege des freien Bürgerstandes im Mittelalter, und besonders in den lombardischen

Städten, mögen Überreste jener römischen Einrichtungen oder Erinnerungen an dieselben bei der Stiftung der Zünfte mitgewirkt haben, die sich von selbst als treffliche Mittel darboten, den Bürgerstand emporzuheben und ihn durch Einigung zu einem Gegengewichte des Adels zu machen. Mit dem Aufkommen der Städte, als Sitzen der ausgebildetern Betriebsamkeit, und der Gründung städtischer Verfassungen, beginnt die Ausbildung der Zunfteinrichtungen, und der Hauptgrund, warum sich im Mittelalter die industrielle Gewerbsamkeit neben der Landwirthschaft, die bei den Griechen und Römern ausschließend geachtet wurde, entwickeln konnte, liegt in der Selbständigkeit, welche die Gewerbleute durch die Ausbildung des Stadtwesens und durch die daraus hervorgegangene Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit erlangten. Genau läßt sich die Zeit der Entstehung dieser Gewerbvereine in Italien nicht angeben, obgleich man schon im 10. Jahrh. Spuren derselben, und z. B. in Mailand die Gewerbtreibenden unter dem Namen credentia vereinigt findet, gewiß aber ist, daß engere Verbindungen der Gewerbleute schon im 12. Jahrh. bestanden, die im folgenden bereits im Besitze politischer Wichtigkeit gewesen zu sein scheinen; ja man findet schon um diese Zeit die Ausartung der Anstalt in denselben Mißbräuchen, worüber man mehre Jahrhunderte später in Deutschland klagte. Als man die Vortheile der innigern Verbindung erkannte, ging man in der Stiftung solcher Genossenschaften immer weiter, und bei dem Kampfe des Bürgerstandes gegen den Adel ging von den Zünften der Widerstand aus, den das demokratische Element dem aristokratischen entgegensetzte. Die Zünfte wurden, sobald der Bürgerstand Einfluß auf die Verwaltung bekam, die Grundlage der Verfassung, und Jeder, der am Stadtregiment Antheil haben wollte, mußte Mitglied einer Zunft sein.

Auch in Deutschland hing die Entstehung der Innungen genau mit der Bildung städtischer Verfassungen zusammen, und wie diese verschieden waren, je nachdem in Städten römischen Ursprungs sich die alte Gemeindeverfassung erhalten hatte, oder römische Städte dem Hofrechte oder herrschaftlichen Schutze waren unterworfen worden, oder die alte Verfassung freier deutscher Gemeinden fortdauerte, so waren auch die Verhältnisse der Handwerker verschieden. In den ältesten Zeiten waren die Gewerbe im Allgemeinen in den Händen der Hörigen, und, wie es scheint, noch unter Karl d. Gr. wurden sie auf den Gütern der größern Eigenthümer durch Leibeigne betrieben. Nur mit Geschäften der Kaufleute war die Hörigkeit unvereinbar. Obgleich es aber allerdings früh schon neben den Hörigen auch freie Handwerker gab, so standen doch vor Entstehung des Weichbildrechts auch diese in den größern Gemeinden unter herrschaftlichem Schutze und Hofrecht, ausgenommen in Städten römischen Ursprungs (wie in Köln), wo dies nicht der Fall war. Nach diesem Rechte hatten sie, als eine eigne Classe von Dienstleuten der Herrschaft, schon früh eine Art von eigner Verfassung unter Meistern jeder Genossenschaft, wie nach dem ältesten Stadtrechte von Strasburg, das ins 15. Jahrh. hinaufzureichen scheint, und aus diesem Verhältnisse mögen sich die Zünfte größtentheils entwickelt haben. (Vergl. Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. 2, und dessen Abhandlung über den Ursprung der städtischen Verfass. in Deutschland, in der „Zeitschr. für geschichtl. Rechtswissenschaft", Bd. I, H. 2, und Bd. II, H. 2, und Hüllmann's „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland", 3 Bde., Frankfurt a. O. 1808.) Die Ausbildung der meisten Innungen in Deutschland fällt in die letzte Hälfte d. 12. Jahrh., und die ausgemacht ältesten Beispiele sind die Zünfte der Tuchscherer und Krämer in Hamburg (1152), der Gewandschneider, d. i. Tuch- und Wollwaarenhändler (1153) und der Schuhmacher (1157) in Magdeburg. Die Zünfte wurden von Kaisern und Fürsten bald begünstigt, bald unterdrückt, je nachdem man die Städte oder den Adel begünstigen wollte. Eine politische Bedeutung aber erhielten die Gewerbgenossenschaften erst im 13. Jahrh., worauf denn in den folgenden beiden Jahrh. der Antheil am Stadtregiment eine

Folge ihres siegreichen Kampfes gegen die ältern Bürger wurde, die in den Städten am Rhein und in Süddeutschland Geschlechter oder Hausgenossen hießen, und aus welchen früher die Stadtämter ausschließend besetzt werden mußten. Die Zunftverbindung wurde so mächtig, daß selbst freie Beschäftigungen, bei welchen in ökonomischer Hinsicht die Genossenschaft keinen Nutzen haben konnte, sich unter ihren Schutz begaben. Die politische Gewalt derselben aber mußte der befestigten Landeshoheit weichen, und selbst hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Einrichtung wurden sie durch diese immer mehr beschränkt.

In Frankreich entstand die Zunftverfassung gleichfalls nach der Ausbildung der städtischen Freiheiten, wurde besonders seit Ludwig IX. immer allgemeiner verbreitet, aber nirgend war sie auch durch Ausartung so drückend und verderblich geworden, als sie es vor der Revolution war. — In England haben die Gewerbgenossenschaften nicht die Eigenheit der deutschen Zünfte, sondern es ist bei ihrer Beziehung auf das demokratische Element der Verfassung die politische Seite vorherrschend. Der Ursprung dieser Genossenschaften steigt auch hier in die Zeit der Ausbildung der städtischen Verfassung hinauf. In den Städten, wo es deren gibt, ist der Zusammenhang der Zünfte mit der Vertretung des Bürgerstandes und der Verwaltung des Stadtregiments sichtbarer geblieben als auf dem festen Lande. Die Rechte eines selbstständigen Gewerbebetriebs, oder eines freeman, können durch Kauf oder durch Aushalten einer bestimmten Lehrzeit erworben werden, nach deren Verlauf, da keine Gesellenzeit stattfindet, das Meisterrecht ohne Weiteres gewonnen ist. Gewerbfreiheit aber, die in den nicht corporirten Ständen auch nicht durch Überreste der Gildenverfassung beschränkt wird, gilt überhaupt als Grundsatz, daher wird auf die Beschaffenheit des Gewerbes keine Rücksicht genommen, sondern es steht Jedem frei, sich zu einer beliebigen Zunft zu wenden, und da das Hauptvorrecht der Gilden in dem ihnen zustehenden Wahlrecht besteht, so lassen sich selbst Nichthandwerker aufnehmen, um dieses zu erlangen.

Die Innungen waren im Mittelalter, wo Volksbildung und Betreibung der Gewerbe noch auf einer niedrigen Stufe standen, wo diese Vereine das Ehrgefühl ihrer Mitglieder weckten und die vorhandenen technischen Kenntnisse in ihrer Mitte bewahrten und fortpflanzten, heilsame Anstalten. Aber gerade die Umstände, die den Gewerbmann zur Selbstständigkeit erhoben, gaben seiner Betriebsamkeit das dem Zunftwesen eigne selbstsüchtige Streben, das schon in jener frühen Zeit sich ausbildete. Der Handwerker suchte nur in ausschließender Berechtigung zur Ausübung seines Gewerbes, der Kaufmann nur in Monopolen seinen Vortheil. Eine Folge davon war, daß, während der städtische Gewerbmann und Kaufmann Reichthümer sammelten, der größere Theil des Volkes, die Landbewohner, gegen deren industrielle Gewerbsamkeit die Zünfte ohnehin früh eine feindselige Stellung annahmen, arm blieben. Der höhere Wohlstand, wozu in den Niederlanden die Städte und zugleich das platte Land gelangten, scheint gerade darin gegründet gewesen zu sein, daß man hier freisinnigern Ansichten im Gewerbwesen folgte und den Monopoliengeist nicht so sehr die Oberhand gewinnen ließ, als es in Deutschland geschah, wo durch die Hemmung des Wohlstandes der Landbewohner auch der Städter selbst litt.

Die Hauptzwecke der Zunftverfassung sind: Sicherung des Unterhalts für eine bestimmte Anzahl von Gewerbleuten und Bewahrung der einmal herrschend gewordenen Kenntniß des Gewerbbetriebes. Der erste Zweck wird durch Beschränkung der für eigne Rechnung arbeitenden Gewerbleute (Meister) erreicht, die bei geschlossenen Gewerben in der Festsetzung einer bestimmten Anzahl von Meistern für jeden Ort besteht, bei ungeschlossenen aber durch die erschwerte Erwerbung des Meisterrechts bewirkt wird. Der andre Zweck wird befördert durch Eintheilung sämmtlicher Arbeiter nach ihrer Ähnlichkeit und Befugniß zur Arbeit, besonders die Ein-

theilung der Nichtmeister in Lehrlinge und Gesellen, durch das Erfoderniß einer Lehrzeit von bestimmter Dauer, durch das Wandern der Gesellen, durch die Verbindlichkeit zur Verfertigung eines Meisterstückes, und endlich durch die Abwehrung aller Derjenigen, welche ein Gewerbe treiben, ohne sich gesetzmäßig die Erlaubniß dazu erworben zu haben. Das Verhältniß zünftiger und freier Gewerbe ist in verschiedenen Theilen Deutschlands verschieden, im Allgemeinen aber sind, außer dem eigentlichen Handwerker, die meisten Äußerungen der industriellen Gewerbthätigkeit zünftig, und bei aller durch den Gegenstand der Thätigkeit bedingten Verschiedenheit der Verfassungen einzelner Innungen treten die angegebenen Zwecke des Zunftzwanges überall ein. In mehren dieser Eigenheiten der Zunftverfassung liegen die Keime zu Mißbräuchen und Hemmungen der freien Gewerbthätigkeit, die um so nachtheiliger wirken mußten, je mehr die Gewerbsamkeit sich ins Große ausbreitet und Manufacturfleiß und Handel zunahmen. Die alte Einrichtung der Zünfte und der starre Zunftzwang wurden daher immer mehr als ein Druck empfunden, der die Fabrication niederhielt. Schon in frühern Zeiten suchte man in Deutschland durch Reichsgesetze (besonders 1731) und durch Landesverordnungen den alten Mißbräuchen des Zunftzwanges abzuhelfen, ohne jedoch die gesellschaftlichen Rechte der Vereine anzutasten. In neuern Zeiten aber setzte man der Zunftverfassung die Gewerbefreiheit entgegen, und Frankreichs Beispiel ward auch in Deutschland befolgt. Die Gewerbefreiheit muß allerdings als Grundsatz vom Staate gehandhabt werden, weil in rechtlicher wie in staatswirthschaftlicher Hinsicht der Mensch die freieste Ausübung seiner Arbeitsfähigkeit erhalten muß. Jede Beschränkung seiner Gewerbthätigkeit stört ihn in dem Rechte, sich durch seine Betriebsamkeit Güter zu erwerben, und Niemand darf ihn deßwegen an der Ausübung desselben hindern, weil etwa durch die Mitbewerbung des Andern die Einträglichkeit seiner eignen Gewerbthätigkeit beschränkt wird. Auch hier aber ist es unvermeidliche Folge der fortschreitenden Entwickelung, das Hemmende und Widerstrebende auszustoßen, und je mehr die Zunahme der Fabrication und des Handels die freieste Regung der Thätigkeit verlangen werden, desto schwieriger wird es sein, die alten Befugnisse und Anmaßungen der Zünfte zu erhalten, die sich offenbar überlebt haben. Es bedarf keiner Vereine mehr, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten, welche die bürgerliche Gesellschaft unverlierbar gewonnen hat, und was früher das Ehrgefühl bewirkte, leisten jetzt vollkommener die vermehrte Mitbewerbung in der Hervorbringung, und das Bestreben, die Zunftgenossen in vorzüglicherer Arbeit und stärkerem Absatze zu übertreffen. Das Nachtheilige jener Genossenschaften liegt besonders in dem Verbietungsrecht und der Geschlossenheit derselben, in der Unerlaßlichkeit der Lehrjahre und in der Beschränkung der Gewerbleute, nur zünftig unterrichtete Gesellen annehmen zu dürfen. Das Wandern der Gesellen, das man auch zu den Nachtheilen gezählt hat, ist zwar jetzt bei der schnellen Verbreitung neuer Erfindungen, in Hinsicht auf technische Ausbildung weit weniger nützlich als früher, läßt sich aber, bei gehöriger polizeilicher Aufsicht, insofern vertheidigen, als es dem jungen Handwerker die Vortheile des Reisens für seine allgemeine Bildung gewähren kann. Die Vertheidiger der Zünfte, die nur zeitgemäße Umgestaltung wollen, glauben mit dem Wesen jener Anstalten die Gewerbefreiheit vereinigen zu können, wenn die Geschlossenheit der Innungen, wo sie in der bestimmten Zahl der Gewerbetreibenden besteht, mit billiger Entschädigung für die durch Privilegien erworbenen Rechte, aufgehoben, Jedem ein Gewerbe auf die ihm beliebige Art zu erlernen, und dem Meister erlaubt würde, Gehülfen zu suchen, wo er sie erhalten kann. Es ist nicht zu leugnen, daß schon diese Umbildung viele Hemmungen der freien Gewerbthätigkeit entfernen würde, und allerdings ist auch die Bemerkung zu beachten, daß man bei der Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der Zünfte meist nur einseitig den rechtlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt berück-

Digitized by Google

sichtige, und doch auch das Verhältniß dieser untergeordneten Genossenschaften zur Staatsgewalt um so weniger unwichtig sei, da dieselben bei einer dem Zeitgeiste angemessenen Verbesserung der Gemeindeverfassung wesentlich beitragen könnten, den Bürgerstand wieder, wie im Mittelalter, in das allgemeine Volksleben zu ziehen, und den erschlafften Gemeingeist zu beleben. Ob aber die Zünfte, wenn man ihnen nehmen muß, was sie der freien Gewerbthätigkeit feindselig entgegenstellt, ihren Kastengeist und ihr Verbietungsrecht, noch als wahre Genossenschaften bestehen, und bei einem ganz veränderten Staatsleben je auch nur das Wohlthätige ihrer frühern politischen Bedeutung wieder erlangen könnten, möchte sich bezweifeln lassen. — Über die Vortheile und Nachtheile der Zünfte vergleiche man: Weiß, „Über das Zunftwesen u. s. w." (Frankfurt a. M. 1798); Mayer's „Versuch einer Entwickelung der relativen Ansichten des Zunftwesens" (Augsburg 1814); Nibler, „Über das Zunftwesen u. die Gewerbsfreiheit" (Erlangen 1816); Rau, „Über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung" (2. Aufl., Leipz. 1816; gegen ihn Eschenmayer in den „Heidelb. Jahrb.", 1817, März); Schultz, „Über die Bedeutung der Gewerbe im Staate u. s. w." (Hamm 1821), und darüber „Hermes", XVI. — Über die rechtlichen Verhältnisse des Zunftwesens in Deutschland sehe man: Ortloff's (Erlangen 1803) und Kulenkamp's (Marb. 1807) Schriften über das Recht der Handwerker, und Ortloff's „Samml. von allg. Innungsgesetzen u. Verordn. für die Handwerker." (Erlangen 1805).

Zunge, der fleischige, mit Haut umgebene Körper in der Mundhöhle, den wir in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und die Spitze theilen. Die Haut, welche die Zunge umgibt, ist eine Fortsetzung der, die den Mund im Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie sehr gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern und der Schleim im Munde sie befeuchtet. Unten schlägt sich diese Haut zusammen und bildet das Zungenbändchen, das bei neugeborenen Kindern bisweilen zu weit vorgeht und dann einen kleinen Einschnitt fodert (die Lösung der Zunge). — Die Zunge ist das Organ des Geschmacks. Zu diesem Zweck wurden ihr die zahlreichen Zungenwärzchen am hintern Theile, davon zwischen 7—12 von bedeutender Größe sind. Es bestehen diese Wärzchen aus feinen Gefäßenden und Nervenenden. Die Zunge selbst besteht aus Muskeln, die ihr, da sie nur hinten im Rachen befestigt ist, erlauben, sich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen und auf alle Weise zu verändern, um so die Speisen nicht nur zu schmecken, sondern auch theils zwischen die Zähne zu bringen, theils in die Speiseröhre zu leiten, theils um zur Sprache zu dienen u. s. f. Der Gefäße und Nerven hat sie eine große Menge, von den Nerven aber ist nur einer, der vorzüglich als Geschmacksnerv zu betrachten ist, inwiefern er sich bis in die Geschmackswärzchen verfolgen läßt.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Malteserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. (S. Johanniterritter.)

Zurechnung (Imputation) ist das Urtheil, wodurch ein Mensch für den freien Urheber einer mit Befolgung oder Übertretung sittlicher Gesetze unternommenen Handlung erklärt wird. Dieses Urtheil heißt Zurechnung der That (imputatio facti), insofern es bestimmt, ob und inwiefern eine Handlung frei gewesen, Zurechnung des Rechts (imp. juris), insofern es bestimmt, in wieweit das Gesetz von dem Handelnden erkannt und mit Freiheit erfüllt oder übertreten worden sei, vollständige Zurechnung (imp. plena), wenn Beides zusammentrifft. Die Zurechnung kann sich nicht weiter erstrecken als das Gebiet der Willensfreiheit Dessen, den sie beurtheilt, und also nur in den Fällen stattfinden, wo sich voraussetzen läßt, daß Der, welchem etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das Gegen-

theil von Dem thun können, was er gethan hat. Wahnsinn, Kindheit ꝛc. hebt daher die Zurechnung auf. Hieraus folgt, daß die Zurechnung und die daraus folgende Verdienstlichkeit oder Strafbarkeit bei Erfüllung oder Übertretung des Gesetzes verschiedene Grade hat, welche von den Graden der Freiheit des Handelnden abhängen. Die bürgerliche Gesetzgebung schreibt zur Beurtheilung des Grades der Zurechnungsfähigkeit folgende Regeln vor: Einem Menschen wird seine Handlung um desto mehr zugerechnet: 1) je weniger äußere Veranlassungen und Gründe und innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; 2) je stärker sein Vorsatz dabei war; 3) je mehr er aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln dazu gewirkt hat; 4) je wichtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind, und je deutlicher er sie vorhersah oder vorherzusehen fähig war; 5) je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen und sie wirklich überlegte. Nur diejenigen Folgen, welche die Handlung wirklich nachsichzieht, und nur so viel als der Handelnde dazu beigetragen hat, wird ihm zugerechnet, und zwar das von ihm Beabsichtigte mehr als das ohne seine Absicht Geschehene. Jedoch sichert auch die genaueste Beobachtung dieser Regeln nie völlig vor Irrthum, da die Richtigkeit des Urtheils über die Handlung eines Andern zu sehr von der Kenntniß und unbefangenen Ansicht der Individualität, Bildungsstufe und Gemüthsstimmung desselben, der Verhältnisse und Umstände, unter welchen er handelte, also solcher Dinge abhängt, die ein fremdes Auge nicht vollkommen übersehen und würdigen kann. Daher wird vor menschlichen Richterstühlen die Zurechnung, auf welcher das Straferkenntniß oder die Entscheidung des Richters in Criminalfällen beruhet, auf Das, was von der Außenseite und Wirkung einer Handlung dem Thäter erweislich zuzuschreiben und nach bürgerlichen Gesetzen zu rügen ist, eingeschränkt, das Urtheil über den innern Werth oder Unwerth derselben aber Gott und dem eignen Gewissen des Thäters überlassen. Vor diesem höhern Richterstuhle muß dem Menschen begreiflicherweise eine viel größere Anzahl von Handlungen und jede derselben in andern Graden der Schärfe oder Milde zugerechnet werden als vor dem irdischen Richter. Was dieser als eine leichte Vergehung behandelt, ist oft nach den Grundsätzen der christlichen Moral eine schwere Sünde. Die ältern Theologen glaubten aus Röm. 5, 12 schließen zu müssen, daß Gott die Sünde Adams allen Menschen zurechne; doch ist diese harte Lehre seit Mosheim von den protestant. Theologen allmälig aufgegeben worden. E.

Zürich, der erste der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, nach der 1814 unter ihnen festgesetzten Rangordnung, und einer der 3 Vororte oder Cantone, welche abwechselnd die Bundesangelegenheiten leiten (s. Schweizerische Eidgenossenschaft), grenzt an das Herzogthum Baden und die Cantone Schafhausen, Thurgau, St.-Gallen, Schwyz, Zug und Aarau. Er enthält auf 33 (nach A. 45) □M. 224,200 Einw. (in 6 St., 8 Mktfl., 149 Gemeinden, 467 Drf.), folglich 6790 Menschen auf einer Quadratmeile, und gehört daher zu den am meisten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Mit Ausnahme einiger Berge von mittlerer Höhe (davon die höchste Spitze, der Hörnli, sich 3589 Fuß über das Meer erhebt) besteht der ganze Canton aus Hügeln und Ebenen. Vorzüglich 2 Bergketten von S. nach N. laufend, durchstreichen denselben. Die ausgedehntere und höhere (die Allmannskette) folgt der auf derselben entspringenden Töss nach; dieser gegenüber, gegen W., zieht die andre Bergkette, der Albis, sich hin, und bildet mit ihr das Thal, in welchem der Zürichersee mit seinen lieblichen, wohlangebauten Gestaden und der Hauptstadt liegt, und in welchem die wilde Sihl und die Limmat fließen. Der fruchtbarste, flachste Landstrich ist nordöstlich von der Allmannskette, zwischen der Töss und dem Rheine, bis Schafhausen. Das Klima ist mild, und der Boden ergiebig, besonders durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner; denn in keinem Canton hat der Landbau eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht; sehr beträchtlich ist auch der Wein-, Obst- und Gemü-

sebau. Schöne ausgedehnte Waldungen befinden sich in verschiedenen Gegenden, die Viehzucht ist ansehnlich, und von Mineralien gibt es besonders Torf und Steinkohlen. Allein diese beträchtlichen Erwerbsquellen werden von den Fabrikarbeiten überwogen, die nach und nach sich von der Stadt über den ganzen Canton ausgebreitet haben. Vor der schweizerischen Revolution waren mit denselben an 50,000 Menschen beschäftigt. Es bestehen an 50 engl. Spinnmaschinen, viele Cattundruckereien, mehre Cattunfabriken, auch werden von einzelnen viele tausend Stück baumwollene Tücher und Musselin verfertigt; die Seidenfabriken sind ebenfalls ansehnlich. Die Einw. sind deutschen Stammes und bekennen sich, mit Ausnahme zweier Gemeinden, zu der reformirten Kirche. Der Canton ist, in Rücksicht seiner besondern Staatsverwaltung, aristo-demokratisch. Die Regierung ist in den Händen des großen und kleinen Raths. Jener, aus 212 Mitgliedern bestehend, gibt die Gesetze und übt die souveräine Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 aus dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Gesetze und entscheidet in letzter Instanz, legt aber dem großen Rath Rechnung von seiner Verwaltung ab. 2 Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr hindurch den Vorsitz in beiden Räthen. Über geistliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über Schulsachen der Erziehungsrath, beide aus mehren Mitgliedern bestehend, besondere Aufsicht. Der ganze Canton ist in 11 Amtsbezirke getheilt, deren jedem ein Oberamtmann vorsteht. Die erste Instanz machen die Friedensrichter. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 Schweizerfranken, die Ausg. etwas weniger. Zum Bundesheere stellt er 3700 Mann, und sein Geldbeitrag ist auf 74,453 Schweizerfranken angesetzt. — Zürich, die Hauptst., liegt an der schnell fließenden Limmat, da, wo sie aus dem Züricherse heraustritt, in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die Limmat, welche im Canton Glarus entspringt, anfangs die Linth heißt, und erst bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in 2 ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und hat in 1160 H. 14,000 Einw. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das große Münster, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrenstift ist, das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, das sehr zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus, eins der schönsten Gebäude, die 2 Zeughäuser, das ganz neue Irrenhaus u. s. w. In dem ehemaligen Zunfthause zur Meise hält die Tagsatzung ihre Versammlungen. An dem 1520 gestifteten akademischen Gymnasium oder der Akademie sind 14 Professoren angestellt. Die vom Prof. Usteri 1773 errichtete Töchterschule ist das Muster für andre Anstalten dieser Art geworden. Überhaupt gibt es viele Unterrichts- und Erziehungsanstalten, als das politische Institut zur Bildung künftiger Staatsmänner, das polytechnische Institut, das medicinisch-chirurgische Institut mit 17 Professoren, das Collegium Humanitatis u. s. w. Zürich enthält verschiedene literarische Kunst- und andre Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek nebst dem Münzcabinet und dem Relief von ¼ der Schweiz; die an Handschriften reiche Bibliothek der Chorherren; die physikalische Gesellschaft besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Instrumente; ferner einen Antikensaal, einen botan. Garten. Auch Privatpersonen (Schinz, Escher, Geßner u. A.) haben Kunst- und Naturaliensammlungen. Es gibt Privatvereine für wissenschaftl. und patriot. Zwecke. 4 Buchhandlungen befinden sich hier, worunter die von Orell, Füßli u. Comp. die bedeutendste Verlagshandlung ist und die größte, sehr gut eingerichtete Druckerei der Schweiz unterhält. Die züricher Gelehrten haben sich unter allen Schweizern am meisten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geb., hielt hier am 1. Jan. 1519 seine erste Predigt und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die sich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und Brei-

tinger (Beide rüstige, literarische Kämpfer gegen Gottsched), Conrad und Salomon Geßner, Heidegger, Lavater sind in der Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Auch die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viele Bildung; Hirzel's „Philosophischer Bauer" liefert ein Beispiel davon. Die Sitten der Einw. Zürichs sind einfacher und strenger als in verschiedenen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. In Zürich herrscht große Industrie; diese Stadt ist nebst den zunächst liegenden Dörfern der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenen Gewerbzweige, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet sind, vereinigen. Außer den schon erwähnten Baumwollen-, Musselin- und Seidenmanufacturen gibt es hier Fabriken von Taback, Tapeten, Strohhüten, Taftschirmen, Talglichtern, Seife, eine Glockengießerei, viele Gerbereien und Färbereien. Mit den Erzeugnissen dieser Fabriken wird ein beträchtlicher Handel getrieben, auch der Getreide- und der Weinhandel, sowie der Speditionshandel zwischen Deutschland und Italien sind bedeutend, und die hiesigen Banquiers machen große Wechselgeschäfte. In der Stadt ist der Lindenhof ein angenehmer Spaziergang, und vor der Stadt ist der Schützenplatz, eine von der Sihl und Limmat beim Zusammenflusse derselben gebildete Landzunge mit herrlichen Schattengängen und 2 Denkmälern Geßner's. Die Gegend von Zürich gewährt viele reizende Spaziergänge und Aussichten, z. B. auf dem Hütliberg, auf der eine Meile entfernten Forche, wo man einen großen Theil der östlichen Schweiz übersieht, bei Regensberg, wo man die schönste Übersicht der Alpenkette genießt, und auf dem Schnabelberg oder der Hochwacht auf dem Albis, wo man eine deutliche Ansicht der schweizer Gebirge erhält. Auch Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Spannung zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Canton verhältnißmäßig weniger als andre litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein sehr bedeutender militairischer Punkt. Am 4. und 5. Jun. 1799 focht hier der Erzherzog Karl gegen die Franzosen mit Glück und besetzte am 7. Juni die Stadt. Im Aug. fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. schlug Masséna die vereinten östreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man unter andern Merkwürdigkeiten Wilhelm Tell's Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert. Übrigens vgl. „Memorabilia Tigurina, neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich" (Zürich 1820).

Zürichersee, nach dem Genfersee der größte in der Schweiz, 5 Meilen lang, aber höchstens nur 1½ Stunden breit, gehört theils zum Canton Zürich, theils zu St.-Gallen und Schwyz. Seine Gestalt ist lang und schmal, in der Richtung von Südost und Nordwest; er gleicht mehr einem großen Flusse als einem See, und wird in den obern und untern See unterschieden. Der obere See fängt in der Gegend von Uznach, vom Einfluß der Linth in denselben an, und geht in einer Länge von 4 Stunden bis Rapperswyl, wo eine hölzerne, 1850 F. lange Brücke über denselben führt. Der untere See geht von Rapperswyl bis Zürich, welches am Ende desselben liegt, 6 Stunden lang, ist gegen 100 Klafter tief und sehr fischreich. Da, wo er an Zürich stößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demselben hervor. (S. Zürich.) Die Ufer desselben sind, besonders in der Nähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen großen und gutgebauten Manufacturdörfern besetzt. Über den Weinbergen erheben sich nach und nach andre Berge, die immer höher ansteigen, und zuletzt erblickt man die Gletscher von Glarus, Schwyz und Bündten. Im Gasthofe zum Schwert

in Zürich hat man eine vortreffliche Aussicht auf den See. Noch mehr Genuß, durch die sich nach und nach eröffnenden mannigfaltigen Aussichten, gewährt die Fahrt auf dem See selbst, die von Allen, die sie gemacht haben, gerühmt wird, und von den Dichtern oft besungen worden ist. Sie erzeugte auch Klopstock's treffliche Ode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht". Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Insel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Aussicht hat, war in einer Capelle das nun zerstörte Grab Ulrichs von Hutten (s. d.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier starb. Die Schifffahrt auf diesem See ist bedeutend, doch wird sie, der vielen seichten Stellen wegen, nur mit kleinen Schiffen, die höchstens 250 Ctnr. tragen, betrieben. Unter den 30 Fischarten, die der See ernährt, werden vorzüglich die Lachse, Forellen, Aale und Bratfische geschätzt. Sowie Zürich selbst im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militairischer Punkt war, so wurde auch der See in gleicher Absicht benutzt. Kanonierschaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams sollten auf dem See die Unternehmungen der Verbündeten zu Lande unterstützen.

Zurla (Placidus), Cardinal und Generalvicarius des Papstes Leo XII, geb. im Venetianischen zu Legnago 1759, zum Cardinal ernannt den 16. Mai 1823, hat sich durch wissenschaftliche Arbeiten bekanntgemacht. Mehre Jahre wandte er auf die Erforschung der Nachrichten von den Entdeckungen der venetianischen Reisenden im 13. und 14. Jahrh., welche ferne Länder aufsuchten und dadurch die Bahn eröffneten, auf welcher Colombo und Vasco de Gama sich unsterblichen Ruhm erwarben. Er machte das Ergebniß s. Untersuchungen bekannt in s. Abhandlungen über Marco Polo (der bis China vordrang und Japan zuerst kennen lernte) und über einige andre venetianische Reisende (2 Bde., 4., mit naturhist. Anm. von Rossi, 1823). Er hat darin bewiesen, daß die Brüder Zeni in dem nördlichen Theile des atlant. Meeres Neufundland und andre Küstenstriche von Nordamerika 100 Jahre vor Colombo entdeckt haben, und daß die skandinavischen Völker noch 1380 mit der neuen Welt in Verbindung standen, die sie schon von 980—1000 n. Chr. hatten kennen lernen. Die Zeni sammelten ihre Nachrichten auf der Insel Friesland, wo auch Colombo, nach der Versicherung s. Sohnes Ferdinand, um Erkundigungen einzuziehen, gewesen sein soll. Buache hielt diese Insel für die Färoer. Z. theilt uns auch die alte venetianische Charte mit, welche manche Angaben der isländ. Saga bestätigt. Außerdem hat dieser gelehrte Cardinal über die Reisen des Cadamosto und des Rionciniotti in Ostafrika besondere Abhandlungen geschrieben. Mehre Jahre mit der obersten Leitung der Propaganda beauftragt, hat Z. seine aus den Acten derselben geschöpften Bemerkungen in einer Rede über die Vortheile, welche die Wissenschaften, insbesondere die Geographie, der christlichen Religion verdanken (Rom 1823), mitgetheilt.

Zurlo (Giuseppe, Graf), ein berühmter italien. Staatsmann, war 1759 zu Neapel geb. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in einem frühen Alter, und er entwickelte schnell s. glücklichen Anlagen. Sein Freund Filangieri rieth ihm, sich dem Staatsdienste zu widmen. Man wollte ihn bei einer auswärtigen Gesandtschaft anstellen; allein edelmüthig schlug er dafür einen seiner Freunde vor, der diesen Posten zu erhalten wünschte. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom J. 1783 abzuhelfen und Männer von anerkannten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, war Z. dem Vicar des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten s. Ruf. Von nun an trat er in wichtige Richterstellen und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus zarter Rücksicht für s. Vorgänger lehnte Z. diese Ernennung ab, ohne jedoch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen. Als

bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich s. Person und verwüstete sein Haus; nur mit Mühe rettete er das Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königl. Regierung wieder eingesetzt und der König ernannte Z. zum Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet und die Bedürfnisse ebenso groß als dringend. Z. stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das Unglück bereichern möchte, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte 1803. Z. lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt und lehnte jede Anstellung in Neapel ab, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein und schrieb selbst eine Proceßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber schien der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für Z., und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht bloß wieder eingerichtet, sondern von neuem geschaffen werden mußte. Z. traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufacturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste ꝛc. Außer andern Anstalten erhielt das Irrenhaus zu Aversa eine musterhafte Einrichtung. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madame Murat, der bisherigen Königin, aufgefodert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich auch diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Venedig eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Bemerkungen zu einer Übersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort anonym erschien, verlebte dann 3 Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in s. Vaterland, wo er nach der Revolution im Juli 1820 das Ministerium des Innern erhielt, jedoch von Sectirern angefeindet, nach einigen Monaten wieder verlor. Er lebte seitdem in Neapel als Privatmann; bei der Bildung des neuen Ministeriums im Juni 1822 sollte er die Verwaltung des Innern erhalten, was jedoch nicht geschehen ist. Z. starb zu Neapel den 10. Nov. 1828. (S. sein Leben in den „Zeitgenossen", H. XVI.)

Zurückprallung (Zurückwerfung). Wenn ein bewegter Körper auf s. Wege an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an jenem Hindernisse ab, von demselben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen stattfindende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf dem getroffenen Gegenstand liegt. (S. Zurückstrahlung.) D. N.

Zurückstrahlung (Reflexion). Wenn das Licht auf ganz oder doch zum Theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt aber in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene): senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dies ist das der gesammten Katoptrik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln (s. d.) Gebrauch gemacht haben. Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hiernach nur als ein besonderer Fall der Zu-

rückprallung (s. d.); die Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu sein. D. N.

Zurzach, ein Marktflecken und der vorzüglichste von Katholiken bewohnte Districtsort im Canton Aargau in der Schweiz, mit 192 H. und etwas über 800 E., und (außer einer reformirten) einer der h. Veronica geweihten kath. Kirche, an welcher ein Domcapitel ist. Die h. Veronica soll in Zurzach mehre Wunderwerke gethan haben und hier begraben sein, was eine große Wallfahrt dahin begründete. Aus ihr bildeten sich 2 noch bestehende Messen, zu Pfingsten und zu Ende Augusts. Beide werden von den Kaufleuten der Schweiz, Italiens, Deutschlands, Frankreichs stark besucht. Die Römer hatten hier bereits eine Niederlassung u. d. N. Forum Tiberii gegründet.

Zusammenkunft, s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von 2 Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die beiden Seiten eines Parallelogramms verhalten, so widerfährt ihm ebenso viel als ob ihn nur Eine raft Ktriebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden ersten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus hervorgehende die mittlere Kraft, und die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es nicht schwer werden, das Ergebniß, auch unter der Voraussetzung von mehr als 2 auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je 2 dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittlern Kraft vereinigen, die so gebildeten mittlern Kräfte aber hiernächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Ergebniß eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und dies ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. (Vgl. Zerlegung der Kräfte.) D. N.

Zuydersee, s. Zuidersee.

Zwang ist äußere Nöthigung lebendiger Wesen; in Beziehung auf das Recht, die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen Andrer gerichtet, folglich insofern sie angewendet wird, um Andrer Willen zu bestimmen. Sofern sie also aus der Willkür des Handelnden hervorgeht, ist sie Unrecht; aber als Mittel zur Realisirung des Rechts und unter der Form des Rechtes angewendet, ist sie der Rechtsgesellschaft wesentlich. (Vgl. Rechtspflichten, Staat, Naturstand.) Dadurch, daß der Zwang durch das Gesetz bestimmt wird und dieses schützend zur Seite steht, folglich als gesetzliche Macht und Gewalt, sind erst bestimmte Rechte möglich; und auf der Anwendung desselben gegen Übertretung des Gesetzes beruht der Begriff der Strafe (s. d.). Man unterscheidet aber in Hinsicht der Mittel der Nöthigung den physischen und den psychischen Zwang, zu welchem letztern die Drohung der Übermacht gehört.

Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Zweck (finis) nennt Kant den Begriff von einem Objecte, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objects enthält, oder an einem andern Orte: die vorgestellte Wirkung, deren Vorstellung zugleich der Bestimmungsgrund der verständig wirkenden Ursache zu ihrer Hervorbringung ist. Bei einem endlichen verständigen Wesen wird dieser Bestimmungsgrund, der auf die Wirkung seines Handelns geht, die Absicht genannt. Man unterscheidet hiermit die wirkende Ursache (causa efficiens) von der Zweck- oder Endursache (causa finalis); letz-

teres ist der Zweck selbst, indem er der Bestimmungsgrund der wirkenden Ursache ist, und er heißt Endzweck, wenn er der höchste Zweck ist, welchen ein Object hat, welchem dann als Hauptzweck verschiedene Nebenzwecke (fines secundarii) untergeordnet sein können. Ein Ding aber hat einen äußern Zweck, wenn es Mittel ist für die Erreichung eines von ihm verschiedenen Zweckes. In dieser äußern oder relativen Zweckmäßigkeit beruht Das, was wir Nutzen und Brauchbarkeit nennen, und es kann eine äußere Zweckmäßigkeit auch ohne innere stattfinden; aber sie setzt doch Etwas voraus, was einen innern Zweck hat und für welches sie Mittel ist. Die innere Zweckmäßigkeit ist aber die Übereinstimmung eines Dinges mit dem in seinem Begriffe liegenden Zwecke. Sie findet statt, wo die Form und Materie Eins ist, der Gegenstand also in sich zweckmäßig ist, z. B. der Organismus. Absoluter Zweck kann aber kein bloßes Naturwesen sein. (S. Teleologie.)

Zweibrücken (franz. Deux-Ponts), eine jetzt zum Rheinkreise des Königreichs Baiern gehörende Stadt, ehemals die Hauptst. eines besondern Fürstenthums gl. N. im oberrheinischen Kreise. Nach dem Absterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieses Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürstenthum Zweibrücken genannt. Aus diesem Hause stammt Karl Gustav, der, als s. Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Karls XII. (1718), kam Zweibrücken an einen der nächsten Verwandten, und nach dessen unbeerbtem Absterben an die Nebenlinie des pfälzischen Hauses Birkenfeld. Von dieser pfalzzweibrücken-birkenfeldischen Linie stammt das jetzige königl bairische Haus ab. (S. Baiern.) Das Fürstenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzosen besetzt, durch den luneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, und machte nachher einen Theil des Depart. des Donnersbergs aus. Es enthielt auf 36 □M. eine Bevölkerung von 70,000 Menschen. Durch den Frieden zu Paris am 30. Mai 1814 wurde es an Deutschland zurückgegeben und gehört jetzt größtentheils zum Rheinkreise des Königreichs Baiern; der übrige kleinere Theil gehört zu den überrheinischen neuen oldenburgischen, sachsen-koburgischen und hessen-homburgischen Besitzungen. Wichtig ist der Krapp- und Hopfenbau. Das ehemals wichtige Landgestüt von Zweibrücken hat der vorige König v. Baiern wieder hergestellt. — Die Stadt Zweibrücken ist nicht groß, aber gut und regelmäßig gebaut, besteht aus der Altstadt, Neustadt und Vorstadt, liegt in einer angenehmen Gegend, von Anhöhen und Gehölz umgeben, und hat 800 H. mit (im J. 1822) 6332 E. (ohne die beiden Vorstädte, welche 826 E. zählten). Es ist hier ein Gymnasium und der Sitz des Appellationsgerichts für den Rheinkreis. Das vormalige große herzogl. Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, liegt jetzt in Ruinen, die zu einer kath. Kirche umgebaut worden sind. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die luth. Kirche. Zweibrücken hat Tuch-, Leder- und Tabacksfabriken. In der Literargeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine gut geschriebene franz. Zeitung („Gazette de Deux-Ponts"), und von 1779 an gab eine Gesellschaft von Gelehrten in der hiesigen herzogl. Druckerei eine Reihe von correcten Handausgaben griechischer, römischer und franz. Classiker heraus.

Zweideutigkeit, s. Amphibolie.

Zweifel heißt derjenige Zustand der Seele, in welchem entgegenstehende Gründe für und gegen die Wahrheit einer Sache sich das Gleichgewicht halten. Dieser Zustand der Ungewißheit ist vernünftig, wo er seinen Grund in der Sache hat, indem man nämlich die Richtigkeit der Beweisgründe oder die Richtigkeit der Sache selbst nicht einsieht. Weil bei dem Übergange von niedern zu höhern Stu-

fen der Erkenntniß die Meinung schwanken muß, bis sie den vorigen Standpunkt aufgegeben und einen neuen errungen hat, so ist dieser Zustand unvermeidlich für Den, der redlich nach Wahrheit forscht, doch nur vorübergehend, da sein Streben ihn zur Gewißheit oder zum Glauben führt. Im Zweifel beharren, verräth Trägheit oder Unglauben, jene, wo durch weiteres Forschen neues Licht und festere Überzeugung zu erringen ist, diesen, wo die Grenzen, an denen die menschliche Wißbegierde in allen Richtungen ihres Strebens endlich stillstehen muß, auf Entscheidungen hinweisen, bei denen der religiöse Glaube sich beruhigt. Zweifel in Sachen der Religion entsteht viel öfter aus Unwissenheit und Verworrenheit der Begriffe, oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben empfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam sagt: „Oberflächliches Kosten in der Philosophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Eindringen führt zur Religion zurück". (Vgl. Glaube und Skepticismus.) E.

Zweikampf. Der Name bezeichnet schon die Sache, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert. Ganz eigenthümlicher Art waren die gerichtlichen Zweikämpfe der Deutschen, da nämlich in zweifelhaften Fällen die Richter durch das Gesetz verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vor Gericht anzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Man ging dabei von dem, zwar in seinen Vordersätzen vollkommen richtigen, aber in der daraus gezogenen Folgerung falschen Grundsatze aus, daß Gott als der Regierer der Welt die Unschuld in seinen Schutz nehme, daß er daher auch — und hierin lag der Irrthum —, so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person an das Licht bringen werde. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man also eben Das zu bewirken, was durch die sogen. Gottesurtheile oder Ordalien bewirkt werden sollte. Wann diese Gewohnheit der gerichtlichen Zweikämpfe entstanden, ist ungewiß. Zu den Zeiten des Tacitus scheint sie noch nicht üblich gewesen zu sein, sie würde sonst wol seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sein und er würde ihrer in seiner umständlichen Beschreibung von der gerichtlichen Verfassung der Deutschen gewiß erwähnt haben. Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter sich einführten. Da der Charakter dieser Nationen durch die beständigen Kriege verwildert war und Tapferkeit mehr als jede andre Tugend galt, so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß der Tapfere auch immer das gute Recht auf seiner Seite habe. Und so kam denn die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise seiner Behauptung sich auf sein Schwert zu berufen. Beim gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts und Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse Formen festgesetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen entweder selbst auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte foderte seinen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst die Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu bestätigen. Wenn die Parteien an dem vorher bestimmten Tage und Orte erschienen, wurden Kampfrichter (Griesswärtel) bestellt, deren Amt es war, genau Acht zu geben, daß Keiner von den Streitenden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben möge. Die Waffen wurden untersucht und Sonne und Wind ward unter Beide getheilt, sodaß Keinem die Sonnenstrahlen oder der Wind beschwerlicher als seinem Gegner fallen konnten. Der Überwundene oder Der, welcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehr- und rechtlos, oft auch für vogelfrei erklärt, und seine Güter wurden eingezogen. Wenn der Überwundene im Zweikampfe blieb, so wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anständiges Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Besiegten, wenn er nicht um Leben und Schonung bat,

den Todesstoß zu geben. Nicht die Adeligen allein, sondern alle Freigeborene überhaupt hatten das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden, weil kein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer den Zweikampf ausschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Personen, die selbst nicht fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise und Schwache, mußten Verfechter stellen, die sich für sie schlugen. Diese gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, obgleich man das Barbarische und Unzweckmäßige derselben erkannte. Die Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu Hall in Schwaben sich am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Gegner an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die Einführung der päpstl. Decretalen (1235) und einer bessern Gerichtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, sowie die Ordalien, nach und nach abgeschafft. Als im 11. Jahrh. der Geist des Ritterwesens sich ausbildete, wurden auch außergerichtliche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor selbstgewählten Schiedsrichtern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Auch diese verschwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle auf, die noch jetzt in allen gesitteten Staaten mehr oder weniger üblich sind und weder durch Gesetze noch durch angedrohete Strafen ganz haben unterdrückt werden können. Über die gerichtlichen Zweikämpfe s. Meier's „Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland" (Jena 1795). Gegen das Duell, namentlich unter Officieren, erließ der König von Preußen 1828 eine merkwürdige Cabinetsordre. Auf den deutschen Universitäten kam das Duellwesen erst im dreißigjährigen Kriege auf. Desselben ward damals in den erneuten Statuten der erfurter Universität gedacht. Vgl. D. H. Stephani's Schrift: „Wie die Duelle auf unsern Universitäten leicht abgeschafft werden könnten ꝛc." (Leipz. 1828), und D. H. E. G. Paulus: „Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstell. der akad. Freiheit" (a. d. „Sophronizon") (Heidelb. 1828).

Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt.

Zweistimmig ist der musikalische Satz (s. d.), wenn die Harmonie eines Tonstücks aus 2 Stimmen wesentlich besteht. Dies ist der Fall bei dem einfachen Duett für 2 Instrumente oder Singstimmen; dann aber auch in den vollständigen Musikstücken, aus welchen 2 Partien sich concertirend hervorheben. Der zweistimmige Satz hat seine besondern Schwierigkeiten, wenn er rein und wohlklingend sein soll, und kann nur von Demjenigen bearbeitet werden, der schon den vollstimmigen Satz versteht, weil hier die wesentlichste Intervalle immer anzuwenden ist, und der Componist nicht alle Töne des Accords immer gebrauchen kann.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des Menschengeschlechts. Die Pygmäen der Alten, die Quimos, die Commerson gefunden haben will, und andre Zwergnationen sind bloß Geschöpfe der Einbildungskraft. Es ist bisweilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich großer und starker Ältern sich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt diese Geschöpfe nicht immer ganz stiefmütterlich, und wenngleich kein Beispiel von einem Zwerge vorhanden ist, der sich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, so sind sie doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der sie besonders charakterisirt und sie den Kindern noch mehr gleich macht, ist die hervorstechende Eigenliebe und hohe Meinung, die sie gewöhnlich von ihrer kleinen Person haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, um des Contrastes willen, bei Fechterspielen gebraucht. Am Hofe zu Konstantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälligerweise zugleich taub und stumm oder verschnitten sind, werden als treuere Leute vorgezogen. Auch an den deutschen Höfen fehlte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. unter der Hofdienerschaft nicht an einem Kammerzwerg, wie man ehemals schrieb, der

bisweilen auch die Rolle eines Hofnarren ſpielte. Der Geſchmack an dergleichen Beluſtigungen hat ſich verloren. Am weiteſten trieb es damit in Rußland Peter der Große, der die Zwerge ſeines Reichs an ſeinem Hofe verſammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranſtaltete. Die Sagen von Zwergen leiten Einige davon ab, daß die Bekenner älterer Religionen von denen der neuern (z. B. in dem alten Skandinavien) in die Berge vertrieben worden, und daß man ihnen bald ein formloſes Anſehen angedichtet habe.

In der Naturgeſchichte nennt man Zwerg einen Organismus, der die gewöhnliche Höhe ſeiner Species nicht erreicht hat, ohne doch verkrüppelt zu ſein, z. B. in der Botanik ein Gewächs, das in ſeiner Art niedriger iſt als andre, wie Pflanzen auf hohen Bergen, z. B. das Knieholz auf den Sudeten. In der Gärtnerei heißt Zwergbaum ein Baum, der durch Pfropfen und beſondere Wartung ſo gezogen iſt, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, ſondern bald über der Wurzel ſich in Zweige ausbreitet, und nichtsdeſtoweniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, eine Stadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, liegt an der Mulde, welche hier viele Mühlen treibt und durch die Vorſtädte fließt, in einem ſehr anmuthigen Thale, und hat in ungefähr 900 Häuſern etwas über 4000 Einw. Es werden hier Tücher und Cattune fabricirt, Leder zugerichtet und Werkzeuge für die Wollarbeiter verfertigt. Auch befinden ſich hier 2 große Farbenfabriken, eine Siegellacks- und eine Carminfabrik. Zwickau hat 4 Kirchen, worunter die alte Domkirche oder Katharinenkirche mit altdeutſchen trefflichen Gemälden (z. B. Lucas Kranach's Segnung der Kinder, und mehre von Wohlgemuth), ein Hoſpital und eine latein. Schule mit einer Bibliothek von 16,000 Bdn., die zum Theil aus der grünhainſchen Kloſterbibliothek entſtanden iſt, und mit einer Naturalienſammlung. In dem Schloſſe Oſterſtein, welches von der Stadt durch Mauern und Graben getrennt iſt, wurde 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt. Die Sträflinge ſind hier in 2 Claſſen, die härtere und gelindere, getheilt. Die Arbeiten derſelben, die zweckmäßig eingerichtet ſind, verſchaffen einen nicht unbedeutenden Ertrag. Eine Stunde von Zwickau, bei Planitz und Bockwa, ſind bedeutende Steinkohlengruben.

Zwietracht, ſ. Eris.

Zwilling. Man rechnet, daß ungefähr unter 80 Geburten eine Zwillingsgeburt vorkommt, d. h. eine ſolche, wo 2 Kinder in kurzer Zeit nach einander geboren werden. Ob beide in einem und demſelben Geſchlechtsacte oder in zweien, die ſich in kurzer Zeit nach einander folgen, erzeugt werden, darüber ſind die Meinungen noch getheilt; mehre Beobachtungen machen jedoch das Letztere wahrſcheinlich. Zwillingskinder ſind oft ebenſo verſchieden in ihren Neigungen und körperlichen Eigenſchaften als andre; oft ſind ſie jedoch ſchwächlich und ſterben bald nach der Geburt, wenn ſie nicht mit der größten Aufmerkſamkeit und Sorgfalt abgewartet werden. Bei der Geburt von Zwillingen ſind viele beſondere Regeln zu befolgen, welche hier nicht weiter zu erörtern ſind. — In der Aſtronomie ſind die Zwillinge ein Sternbild des Thierkreiſes, ſogenannt von den Dioskuren. (S. Kaſtor und Pollux.)

Zwingli (Ulrich). Dieſer mit Luther gleichzeitige Reformator wurde zu Wildenhauſen in der ſchweizeriſchen Grafſchaft Toggenburg den 1. Jan. 1484, als der dritte von 8 Söhnen des daſigen Ammanns, geb. Den Grund zu ſeiner künftigen Gelehrſamkeit legte er ſchon früh in Baſel und Bern, wo er beſonders unter der Anleitung des damals als Dichter und Gelehrten berühmten Heinrich Wölflein die Alten ſtudirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er auf der Univerſität zu Wien, wo er ſich der Philoſophie, und in Baſel, wo er ſich unter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus, und hier that er, was Luther im Auguſtinerkloſter zu Erfurt that, er las nämlich die heil. Schrift

fleißig. Die Briefe Pauli schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm nachher bei seinen Disputationen gute Dienste that. Den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei wohnte er 1512, 1513 und 1515 als Feldprieſter bei, für welchen Dienst er bis 1517 vom Papste eine Pension von 50 Gulden jährlich bezog. 1516 kam er als Prediger in das durch die vielen Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln. Hier zeigte sich sein Geist erhaben über den Geist der damaligen Zeit, und ihm weit vorstrebend, als er mit einer bessern Einsicht ausgerüstet, wider die in der Kirche eingerissene und für sie selbst in moralischer Hinsicht so verderblichen Mißbräuche, ja sogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit Eifer predigte, und die Bischöfe zu Sitten und Konstanz auffoderte, die Verbesserung der Religionssätze nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu befördern. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstl. Legat Ant. Pulci 1518 das Diplom als Akoluthen-Caplan des heil. Stuhls gab. Bald darauf ward er nach Zürich berufen und trat sein Amt als Leutpriester oder Pfarrer am großen Münster daselbst den 1. Jan. 1519 mit einer Predigt an, worin er sich für das reine Evangelium und gegen den Perikopenzwang erklärte. Daher hat am 1. Jan. 1819 die reformirte Kirche in der Schweiz ihr Jubelfest begangen. In diesem Pfarramte, zu dem er 1521 noch eine Stelle als Chorherr erhielt, that er sich besonders durch seine Predigten über die biblischen Bücher hervor, und man kann als sicher annehmen, daß diese Predigten nebst denen wider Irrthümer, Aberglauben und Laster den Grund zu seinem nachmaligen Reformationswerke legten. Er hatte eben dieselbe Veranlassung dazu, die Luther hatte. 1518 fand sich nämlich Bernardin Samson, ein Franciscaner aus Mailand, in der Schweiz ein, in der Absicht, für den päpstl. Hof durch den Ablaßkram Geld zu gewinnen. Z., der bei Samson's erstem Erscheinen noch in Einsiedeln predigte, widersetzte sich ihm sowol hier als in Zürich mit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedtsamkeit, und erlangte, da der Ablaß schon überall verhaßt geworden war, doch so viel, daß er in Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischof von Konstanz, den Samson's mönchischer Dünkel sehr beleidigt hatte, unterstützte Z. in seinem Angriffe auf jenen. Von nun an ging Z. mit dem einstimmigsten Beifall der Züricher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter; denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen dergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb Z. sein erstes Buch gegen die Fasten der röm. Kirche und fing das Studium der hebr. Sprache an. Die von Adrian VI. ihm gemachten Anerbietungen zu hohen geistlichen Ehrenstellen machten ihn nicht wankend. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die Z. eines Bessern überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieser Disputation waren an 600 geistliche und weltliche Personen beisammen. Z. hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand derselben sein sollten, an der Zahl 67, aufgesetzt; allein die Einwendungen des berühmten Joh. Faber, nachmaligen Bischofs zu Wien, schienen der Obrigkeit zu Zürich so wenig befriedigend, daß sie vielmehr Z.'s Lehrart als richtig anerkannte und denselben nebst seinen Gehülfen bei derselben bestätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Z. nebst seinen Amtsgenossen in Gegenwart von mehr als 900 Personen die Verwerfung des Bilderdienstes und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des züricher Gebiets entwerfen mußten, damit diese einen richtigen Begriff von Z.'s Lehren bekämen, fällt in ebendasselbe Jahr, und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künste aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, sowie 1524 die Abschaffung der Messe zur

unmittelbaren Folge. Z. trat in eben diesem Jahre in den Ehestand mit der schon 43jähr. Anna Reinhard, der Witwe des Junkers Meyer von Knonow, gab im folgenden sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion heraus und hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande auf einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demselben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer sehr thätig unterstützt hatte, schaffte jetzt die Bettelmönche ab, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Z. war mit Luther und den übrigen deutschen Reformatoren völlig einig. Er nahm, wie sie, die Bibel zum einzigen Entscheidungsgrunde an, verwarf alle menschlichen Zusätze, bestritt die Herrschaft und den Eigennutz der Geistlichkeit, sowie den Aberglauben, mit Kraft und Erfolg, und wollte mit einem Worte die christl. Kirche wieder auf die Einfalt der ersten Jahrh. zurückgebracht wissen. Nur in einigen Punkten, von welchen indessen die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl der einzige wichtige war, da die andern fast sämmtlich Gegenstände der Liturgie betrafen, war seine Ansicht von der ihrigen verschieden. Um auch diese Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahle und eine seit 1524 ausgebrochene Absonderung der beiden neuen Religionsparteien Luther's und Z.'s zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Großmüthigen, eine Zusammenkunft zwischen den sächsischen und schweizerischen Reformatoren 1529 (1.—3. Oct.) zu Marburg veranstaltet. Von Seiten der Erstern erschienen als Hauptpersonen Luther und Melanchthon, von Seiten der Schweizer Z. und Ökolampadius. Man unterredete sich mit Sanftmuth, und besonders behandelte der sonst so heftige Luther den wackern Z. mit brüderlicher Liebe. Ob nun zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, so kam doch so viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in dessen 13 ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenslehren festsetzte, und im 14. versprach, daß, wenngleich man nicht übereinstimme, ob im Abendmahle der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig sei, man sich doch gegenseitig mit christl. Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen J. Z. einigen Verfolgungen und persönlichen Nachstellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwischen Zürich auf einer, und den kathol. Cantons Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug auf der andern Seite aus, und Z. mußte, auf Befehl des züricher Raths, mit dem Banner des Cantons, dessen Führer jederzeit ein Geistlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. zum Angriff, und Z. rief s. Landsleuten zu: „Gott zu vertrauen". Da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und auch besser angeführt waren, so wurden die Letztern geschlagen, und Z. war unter Denen, die im Kampfe den schönen Tod für das Vaterland starben. Durch Calvin erhielt hernach das reformirte Glaubensbekenntniß die Gestalt, die es noch jetzt hat. S. „Zwingli's Leben" von Rotermund (Bremen 1818). Z.'s sämmtl. Schriften im Auszuge haben Usteri und Vögelin herausgegeben (Zürich 1819 fg., 2 Bde. in 4 Abth.). Pfarr. Schuler und Prof. Schultes gaben den gesammten schriftl. Nachlaß Z.'s (Zürich 1828) heraus. W—r.

Zwischenact (Entre-acte) nennt man bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche entweder zwischen 2 verschiedenen Stücken, oder zwischen den verschiedenen Acten eines Stücks verläuft. In Deutschland wird während dieser Zeit jedesmal der Vorhang herabgelassen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann geschieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu verändern, oder Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf der Bühne zu treffen sind. (S. Schauspiel und Act.) Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen u. dgl. wird (wenigstens in Deutschland) diese Zwischenzeit gewöhnlich durch Instrumentalmusik, welche aber selten der Handlung des Stücks recht angemessen ist, ausgefüllt. Daher

nennt man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigens hierzu componirten, z. B. von Lindpaintner), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-actes (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantom. Ballets fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zuhörer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern solche Entre-actes statt, welche vom Componisten als eine Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteristischer Beziehung auf die Handlung des folgenden Acts dazu componirt werden. Zweck und Bestimmung dieser Zwischenacte ist: dem Zuschauer oder Zuhörer einen Ruhepunkt zu geben, um durch zu anhaltende geistige Anstrengung nicht Überspannung oder Erschlaffung zu erzeugen, zugleich aber auch einen leisen Nachklang der durch das Vorangegangene erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in eine für das Nachfolgende empfängliche Stimmung zu versetzen und darauf vorzubereiten. Man sieht hieraus, in welcher genauen Verbindung diese Zwischenmusik mit dem Ganzen steht, und wie bedeutend dadurch der Eindruck desselben unterstützt oder (durch unzweckmäßige Wahl derselben) gestört werden kann. Hieraus entspringt daher die so bedeutende und unerlaßliche Verpflichtung für jeden Orchesterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieser Zwischenmusiken sehr behutsam und mit steter Rücksicht auf den Inhalt und Charakter der Darstellung überhaupt, und auf den Ausgang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stücks insbesondere zu Werke zu gehen. Denn welchen störenden, widrigen Eindruck es macht, wenn z. B. ein Act eines Stücks mit Verzweiflung oder Trauer schließt, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in voller Thätigkeit ist, das Orchester mit einem lustigen Rondo, einer Symphonie ꝛc. einfällt und so jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle gewaltsam erstickt, davon kann man sich fast in jedem Theater überzeugen. Vormals wurden bei den Italienern die Zwischenacte der sogen. großen (d. h. ernsten) Opern durch Ballets oder durch kleine Zwischenspiele, die man Intermezzi (s. d.) nennt, ausgefüllt. Während des Zwischenactes sollte eigentlich, wie bei den Alten, die Handlung des Schauspieles nicht fortschreiten; das neuere aber spielt oft noch hinter dem Vorhange fort. S. Cailhava, „Art de la comédie", I, 16., und Diderot, „Disc. de la poésie dramatique", Cap. 14.

Zwischenhandel ist derjenige Handel, in welchem ein Land die Erzeugnisse eines andern an ein drittes Land absetzt. Er beschäftigt sich daher bloß mit dem Umtausche ausländischer Erzeugnisse gegen einander, ohne den Producenten des eignen Landes Absatz, oder den Consumenten desselben Zufuhr zu verschaffen. S. Rau's „Volkswirthschaftslehre", §. 432 fg. Gegen den Zwischenhandel der Holländer war Cromwell's Navigationsacte (s. d.) gerichtet.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht stattfindende Verwandtschaft vermitteln, Öl z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Öl, durch Verbindung mit einem Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt die Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwischenspiel (Interludium) nennt man bei dem Choralspiel auf der Orgel diejenigen kurzen Sätze oder Accordfolgen, wodurch man von einer Verszeile des Chorals, auf welche ein Ruhepunkt der singenden Gemeinde fällt, zu dem Tone und Accorde, mit welchem die folgende beginnt, überleitet; — auch dehnt man diesen Ausdruck auf den Satz oder die Accordfolge aus, durch welche man 2 Strophen des Liedes verbindet. Letzteres ist unwesentlich, ersteres aber, um Lücken zwischen den Absätzen der Melodie zu vermeiden, zweckmäßig; nur dürfen sie keine bloßen Verzierungen oder dem Charakter des Chorals widersprechende Figuren enthalten. Hieran aber erkennt man vorzüglich den wahren Organisten.

Zwitter (Hermaphroditen) nannte man sonst Geschöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geschlechter versehen sein sollten. Wir wissen nicht, ob es eine bloße Künstlergrille gewesen, die sich darin gefallen, die männliche und weibliche Natur gemischt in einem und demselben Körper zu bilden, oder ob Thatsachen zum Grunde gelegen, welche das Dasein ähnlicher Verbindungen zu erweisen scheinen. Was Hyginus und Ovid erzählen, s. im A. Hermaphroditos. Man erklärt übrigens diese Fabel aus der Weichlichkeit und dem weiblichen Wesen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er den Halikarnaß beschreibt, ausdrücklich hindeutet. Indeß war die Idee einmal da, und was sonst Künstlergrille gewesen, das glaubten Naturforscher und Ärzte in ältern und neuern Zeiten als wirkliche Erscheinung beobachtet zu haben. Ja, die Gesetzgeber der Juden unterschieden schon, wie gewöhnlich sehr fein, 4 Arten von Zwittern, bei den einen herrsche das männliche, bei den andern das weibliche Geschlecht vor, bei den 3. seien beiderlei Geschlechter gleich, und bei der 4. Classe sei weder das eine noch das andre Geschlecht vorherrschend. Nimmt man die Sache genau, so kann nur der ein wahrer Zwitter genannt werden, dessen äußere Geschlechtstheile nicht allein beiderlei Formen zeigen, sondern der auch neben den Hoden und Samensträngen zugleich Eierstöcke und einen Uterus besitzt. Gibt es solche Geschöpfe, so sind es Zwitter. Allein diese sind und bleiben fabelhaft.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei den erwachsenen Menschen ungefähr 12 Finger breit lang ist. Der Übergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmcanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.

Zwölftafelgesetze. Schon im J. 454 v. Chr. wurde in Rom (s. d.) auf den Antrag der Tribunen beschlossen, ein Nationalgesetzbuch zu verfassen. Zu dem Behufe soll eine Gesandtschaft (Sp. Posthumius Albus, Serv. Sulpicius, A. Manlius) nach Griechenland geschickt worden sein, um die dortigen Gesetze sich bekanntzumachen. Darauf wurden, unter dem Consulate des Appius Claudius Crassinus, und des Titus Genucius Augurinus Consulat und Tribunat einstweilen aufgehoben, und eine aus 10 Patriciern bestehende, mit dictatorischer Gewalt bekleidete Gesetzcommission trat (d. 15. Mai 451 v. Chr., nach R. E. 303) in Thätigkeit. Sie sammelte die Gesetze und Herkömmlichkeiten, welche statt der bisherigen Standes- und örtlichen Rechte allgemeine Gültigkeit haben sollten, und begründete ein die Nationaleinheit förderndes römisches Staatsrecht; das Gesetzbuch wurde auf 10 eichenen Tafeln aufgezeichnet, zu welchen (450) noch 2 hinzukamen; daher der Name leges duodecim tabularum. (Vgl. Römisches Recht. Appius Claudius.) S. Wachler's „Lehrb. der Gesch.", und H. E. Dirksen's „Übersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölftafelfragmente" (Leipz. 1824). Seitdem hat D. X. C. E. Lelièvre in s. von der philos. Facultät zu Löwen gekrönten Preisschrift: „Commentatio antiquaria de Legum XII tabularum patria" (Löwen 1827, 361 S., 4.) die alte von Livius, Dionys von Halikarnaß u. A. erwähnte Sage, als wenn die Decemvirn das Zwölftafelgesetz von den Griechen entlehnt hätten, gründlich widerlegt. Nach ihm beschränkte sich des Hermodorus Thätigkeit nur auf die Anordnung, nicht auf die Herbeischaffung des Inhalts der 12 Tafeln. Die attische und die römische Staatsform und Gesetzgebung waren nämlich ganz verschieden, und es findet sich keine Spur von griech. Gesetzen in den römischen 12 Tafeln. Endlich schweigen Cicero und die Griechen ganz über den griech. Ursprung dieser ältesten abendländischen Gesetzgebung.

Anhang.

Türkei und Griechenland. Beide Worte haben seit 4 Jahrhunderten in der Geschichte des europäischen Staaten- und Völkerlebens eine traurige Merkwürdigkeit erlangt, die mit jedem Jahre für die spätere Nachwelt unerklärbarer wird. In dem Ursitze der europäischen Civilisation hat aus dem wilden Sturme asiatischer Eroberer, mitten unter den edelsten Trümmern der alten Welt, ein Volk sein Dasein gerettet, das wie der Unglückliche im Schiffbruch mit den Wogen des Todes, so mit den Feinden des Christenthums und der Civilisation um Leben und Freiheit kämpft, während das christliche Europa, sonst überall für Ruhe und Sicherheit verbündet, dem letzten Todeskampfe der Hellenen 7 Jahre lang zuschaute, ohne einen Beschluß zu fassen, wie ihn die Nachwelt von unserm Zeitalter zu erwarten das Recht hatte. Seit 1821 wußte Europa, daß die Griechen als Volk noch vorhanden waren; indem es aber dies zuerst aus dem Naturkampfe der Verzweiflung erfuhr, glaubte es, von Tag zu Tag den letzten Funken des hellenischen Lebens verlöschen zu sehen. Jeder neue Feldzug, den die Barbaren aus Asiens Steppenwüste — Fremdlinge, welche einst der Völkersturm aus Hochasien gleich einem Heuschreckenheere auf die schönen Fluren griechisch-christlicher Bildung geworfen hatte — gegen die Urbewohner des alten Landes unternahmen, sollte, dies glaubten oder hofften Manche, der letzte sein, der die Vertilgung der Unglücklichen vollendete. Darum stieß Europa die Arme des um Hülfe Flehenden Jahrelang zurück. Aber immer rang er sich wieder empor und vertheidigte mit blutenden Händen die Gräber seiner Väter. Gleichwol erkannte Europa in dem Dränger jenes Volke nichts weniger als eine auf festen Grundlagen ruhende Staatsmacht; vielmehr erwartete es von Tag zu Tag das Zusammensinken dieser hohlen Masse von Serailsklaven- und Janitscharenpöbel. Bisher hatte jedoch den morschen Staat die eifersüchtige Staatskunst naher und entfernter Mächte gestützt, darum verlängerte sich vor unsern Augen der ebenso sonderbare als schreckliche Kampf zwischen einem Staate und einem Volke, die beide, jener als Staat, dieses als Volk, dem Untergange gleich nahe standen. Die hohe Pforte schien so wenig im Stande zu sein, das Griechenvolk zu bezwingen, daß es den kühnsten, den mächtigsten und den schlauesten seiner Satrapen aus Afrika herbeirief, damit er die letzten Griechen erwürgte, ihre Frauen und Kinder als Sklaven an den Nil schleppte, und Afrikaner auf Hellas classischen Boden schleuderte. Solche Schande hatte Europa noch nicht erlebt. Ja es boten selbst einzelne Franzosen die Hand dazu, Morea zu unterjochen und Europäer als Sklaven nach Afrika zu liefern! *) Wäre es mit Hülfe dieser Renegaten dem mächtigen Vicekönig von Ägypten gelungen, was im Mittelalter so vielen kühnen Dynastenstiftern in Asien und Afrika gelang, das ägäische Meer und den Peloponnes nebst Kreta mit dem Nillande zu Einem Staate zusammenzuketten, so würde diese ägyptische Dynastie, ähnlich den alten Fatimiden, allein im Stande gewesen sein, zumal wenn sie alle talentvolle Abenteurer aus Europa an sich gezogen hätte, das Mittelmeer zu beherrschen, die Dardanellen zu verschließen,

*) „Die franz. Regierung", sagte der Finanzminister Villèle in der Deputirtenkammer am 25. März 1826, „habe großes Interesse, den Pascha von Ägypten mit Wohlwollen zu behandeln". Aus einem edlern Beweggrunde zeigte der britische Minister Canning mehr Wohlwollen für die Griechen. Auch konnte schwerlich eine factisch souveraine Macht des Vicekönigs von Ägypten im Mittelmeere und der Levante der englischen Staatskunst willkommen sein.

dem Levantehandel Gesetze vorzuschreiben und Italien zu überziehen. Dann würde Griechenland — diese ehrwürdige Ruine des classischen Alterthums — für immer vernichtet, die Pforte aber — der sogen. Schlußstein des europäischen Staatengewölbes — kaum noch der Schatten der letzten Khalifen von Bagdad gewesen sein; Europa aber hätte in die Berechnungen seiner Staatskunst eine neue See-, Kriegs- und Handelsmacht aufgenommen: die wiederaufgelebte Macht eines Sesostriden — Barbaresken in Griechenland!

Dies konnte geschehen, als Missolunghi gefallen war. Doch jetzt erwachte Europa; und zugleich der Zorn Mahmud's, gleich dem eines schlummernden Löwen. — Werfen wir daher einen Blick auf die Geschichte der letzten Jahre dieses Kampfes (seit 1824 bis zum Schlusse des J. 1828), der endlich das Schicksal Griechenlands entschieden zu haben scheint. Die Pforte selbst aber ist jetzt mehr als je entschlossen, mit Ehren zu fallen: darum wird sie diesmal nicht fallen. — Wir haben gesehen (s. Griechenaufstand, und Rußland), daß ein russischer Geschäftsträger in Konstantinopel, Herr v. Minziacky, die seit 1821 zerrissene Verbindung zwischen beiden Staaten, im Jan. 1824 wieder anzuknüpfen suchte. Der Hauptgegenstand der Unterhandlung betraf die völlige Räumung der beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei von türkischen Truppen, in Gemäßheit der Verträge von Kainardschi, Jassy und Bucharest. Der großbrit. Gesandte, Lord Strangford, und der östreich. Internuncius, Baron von Ottenfels, unterstützten Rußlands gerechte Foderung. Lord Strangford ward von der Pforte mit großer Achtung behandelt; denn sie verdankte es dem britischen Einflusse am Hofe zu Teheran, daß der letzte Friedensvertrag mit Persien endlich am 28. Jan. 1824 bestätigt wurde. Allein die Unterstützung, welche besondere Vereine in England und einzelne Briten, wie Lord Byron, den Griechen durch Anleihen *), Waffensendungen und persönlichen Beistand leisteten, machte die Pforte unwillig, und sie verlangte am 9. April, daß die brit. Regierung ihren Unterthanen alle Theilnahme an der griech. Sache verbieten solle. Indeß waren bereits die brit. Officiere, welche unter der griech. Fahne gefochten hatten, zur Rückkehr nach England aufgefodert worden. Das gute Vernehmen mit Rußland schien hierauf noch mehr hergestellt zu sein, da eine große Zahl neutraler Transportschiffe, russische, östreich. u. a., für den Kapudan Pascha gemiethet wurden, der den 28. April aus den Dardanellen segelte, um Ipsara und Samos zu zerstören. Zu gleicher Zeit hatte Derwisch, Pascha von Widdin, als Seraskier Walissy, d. h. Oberbefehlshaber der ottomanischen Truppen, den Befehl erhalten, in Morea einzudringen, während der Pascha von Negroponte an der Küste von Attika und Omer Vriones (in der Folge Pascha von Salonichi), an der Westküste von Hellas den Feldzug eröffnen sollten. Auch war es der Pforte durch glänzende Zusicherungen gelungen, den Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, zu bewegen, daß er von seinem durch franz. Officiere auf europäischen Fuß eingerichteten Heere 20,000 Mann, unter dem Befehle seines Sohnes Ibrahim Pascha, nebst einer Flotte, deren Transportschiffe ebenfalls aus gemietheten russ., östreich., span. und ital. Fahrzeugen bestanden, zur Unterwerfung der Griechen dem Großherrn zu Hülfe schickte. Ein Brand in Kairo verzögerte jedoch den Abgang der Expedition um einige Monate.

Unterdessen war in Griechenland nach dem glorreichen Ausgange des Feldzugs von 1823 der frühere Zwiespalt aufs neue ausgebrochen. Die Partei des Maurokordatos (s. d.), welche an die Stelle der Häupter der Hetairisten getreten war, bestand aus hydriotischen Kaufleuten und aus den aufgeklärtesten Männern der Nation; sie bemühte sich, eine gesetzlich freie Verwaltung zu begründen und die Finanzen zu ordnen. Maurokordatos war Präsident des gesetzgebenden Körpers, hatte

*) Die griech. Anleihe zu London von 800,000 Pf. St. ward zu 59 für 100 abgeschlossen.

sich aber, vor der Militairpartei, die in Morea das Übergewicht hatte, zurücktretend, nach Westhellas begeben. Die Häupter jener Militairpartei, die Kapitanis (s. d.), schienen sich an die Stelle der ehemaligen türkischen Paschas und Bedrücker des Landes setzen zu wollen. Einer der ersten war Kolokotronis, durch Siegesruhm (v. J. 1822) der Mächtigste im Vollziehungsrathe. Von Tripolizza aus, in der Mitte der Halbinsel, vertheilte sich seine Faction nach allen Seiten. Panos (s. Sohn), einer der schönsten Männer eines schönen Volks, befehligte zu Nauplia (s. Napoli di Romania), dem Sitze des Raths; die Besatzung von Akrokorinth bestand aus den Anhängern jenes stolzen, kühnen und reichen Feldhauptmanns. Nach Kolokotronis kam Mauromichalis, ehemals Bei der Mainoten, dem Namen nach Vorstand des Vollziehungsrathes. Negris, der gewesene Minister der auswärt. Angelegenheiten, hatte sich zu Odysseus begeben, der zu Athen und in ganz Osthellas eine von der Centralregierung ziemlich unabhängige Stellung behauptete. *) Diese Kapitanis erhoben, ohne sich an Regel und Ordnung zu binden, Alles, was sie für sich und ihre Palikaris brauchten, sodaß nur in dem Seewesen zu Hydra und in Westhellas, wo Maurokordatos befehligte, eine geordnete Verwaltung möglich war. In Missolunghi griff Lord Byron, als neuer Mitbürger, thätig ein; er und der Obrist Stanhope (s. d.) organisirten die Artillerie; Byron selbst legte Schulen und Druckereien an.

Unterdessen bemühte sich der zu Kranidi (am östlichen Ufer des Golfs von Argolis) versammelte gesetzgebende Senat, der Willkür, mit welcher die Glieder des Vollziehungsraths verfuhren, Einhalt zu thun. Der Bericht über die Anklagepunkte gegen den Präsidenten Mauromichalis und andre Räthe, vom 31. Dec. 1823, enthielt so auffallende Thatsachen von Despotie und Eigennutz, daß der Senat den bisherigen Vollziehungsrath auflöste und zu Mitgliedern des neuen den Hydrioten Georg Konduriotis als Präsidenten, und den Spezzioten Panajotis Botassis als Vicepräsidenten ernannte; Beide waren gute Patrioten und die einflußreichsten Einwohner ihrer Inseln, übrigens aber ohne ausgezeichnete Talente. Johann Koletti war das dritte, und Nikolas Londos das vierte Mitglied. Die fünfte Stelle, welche später Anagnostes Spiliotakis erhielt, war dem Kolokotronis bestimmt, der sich aber, ungeachtet Lord Byron's Vermittlung, beharrlich weigerte, den Senat und Vollziehungsrath anzuerkennen. Dieser letzte erklärte nunmehr, den 14. März 1824, Nauplia zur Hauptstadt von ganz Griechenland und zum Sitz der Centralregierung. Allein Panos verschloß derselben die Thore; er ward daher als Rebell behandelt, und Nauplia zur See und zu Lande eingeschlossen. Akrokorinth und mehre Kapitanis, wie Nikitas u. A., unterwarfen sich der Regierung. Selbst Kolokotronis räumte mittels Vertrags Tripolizza am 15. April. Hierauf nahmen der Senat, und am 22. Mai auch die Regierung ihren Sitz zu Argos. Endlich bewirkte der Übertritt der Besatzung des Hauptforts von Nauplia den Abschluß eines Vertrags mit Kolokotronis, der sich mit allen seinen Anhängern, gegen Zusicherung einer völligen Amnestie, unterwarf. Nunmehr übergab Panos am 19. Juni Nauplia mit der Citadelle Palamedes, wohin sofort der Senat und die Regierung ihren Sitz verlegten. Eine allgemeine Amnestie endigte den Bürgerkrieg.

Währenddem arbeiteten die Griechen in Westhellas an der bessern Befestigung von Anatolikon und Missolunghi (s. d.), dem Bollwerke des Peloponnes. Da entdeckte man in dieser Stadt eine Verschwörung, den Platz dem Jussuf Pascha zu überliefern. Die Sulioten, mit Lord Byron's neuen Einrichtungen und mit dem Einflusse der Fremden überhaupt sehr unzufrieden, begingen grobe Ausschweifungen. Man schickte eine große Zahl derselben aus der Stadt, die hierauf, unter Anführung eines gewissen Karaiskaki, sich am 12. April des Forts Wassiladi be-

*) Negris starb 1825 zu Nauplia.

Digitized by Google

mächtigten. Das Volk nahm jedoch an dieser Rebellion nicht Theil, und eine Abtheilung Truppen, unter Botsaris, Sturnaris und Trokas, schlugen die Aufrührer, nahmen Wassiladi wieder, und die Verräther flüchteten sich endlich zu Omer Vriones. Dieser Aufstand vereitelte die unternommene Belagerung von Lepanto. Lord Byron's Gesundheit litt durch diese Ereignisse, und er starb nach einer 10tägigen Krankheit den 19. April 1824. Ostern, sonst das Fest der Freude, ward durch eine allgemeine Trauer von 21 Tagen gefeiert. Des Dichters Herz blieb in Missolunghi, und seine Tochter ward von Griechenland adoptirt.

Der Feldzug sollte beginnen. Die Griechen waren unter sich entzweit; ihre Verbindung mit England war unterbrochen, und der Lord-Obercommissair der ionischen Inseln erlaubte nicht, daß die Gelder der Anleihe in Zante einstweilen niedergelegt wurden. Unterdessen fand aber auch der türkische Oberbefehlshaber große Hindernisse. Der Pascha von Salonichi wollte ihm nicht gehorchen; die Paschen von Skodra und Janina konnten, von den frühern Verlusten erschöpft, nicht sogleich mit frischen Truppen zu ihm stoßen. Er blieb daher länger als einen Monat unthätig zu Larissa. Die vom Kapudan Pascha versuchte Landung auf der thessalischen Insel Skiathos mißlang; doch warf er einige Tausend Janitscharen in die Festungen von Negroponte (s. d.), wo Odysseus und vorzüglich Diamantis den Winter über die Türken mehrmals geschlagen hatten. Nun erst rückte Derwisch ins Feld. Zwar wurde sein Unterbefehlshaber Bekir Pascha von Odysseus und Nikitas am 1. Juni bei Zeituni geschlagen; allein ein andrer Heertheil vereinigte sich mit den Türken von Negroponte und besetzte die Landschaft Attika; Gouras, ein Unterbefehlshaber des Odysseus, mußte sich in die Citadelle von Athen zurückziehen. Gleichzeitig hatte Ismail Gibraltar, der Admiral der ägyptischen Flotte, Kandia unterjocht. Der Statthalter Tumbasis rettete nur einige Greise, Weiber und Kinder nach Hydra; einzelne griechisch-kandiotische Banden zerstreuten sich in den Gebirgen. Darauf unternahm Ismail Gibraltar den Angriff auf die Insel Kassos. Die tapfern Bewohner schlugen am 8. Juni den Feind zurück; allein am 10. wurden sie auf einem andern Punkte der Insel, wo sie es nicht erwarteten, nochmals mit großer Übermacht angegriffen. Der hartnäckigste Widerstand endigte mit ihrer Vernichtung. Der Feind machte eine unermeßliche Beute. — Während dies geschah, rüstete sich Khosrew, der Kapudan Pascha, bei der Insel Mitylene, zu einem Angriff auf Ipsara und Samos; 20,000 Asiaten, zur Landung bestimmt, lagerten an der Küste von Smyrna, wo sie, ohne Sold und Lebensmittel, die wildeste Plünderung verübten und wehrlose Griechen ermordeten. So kamen mehre Tausende in Pergamus um, wo Mord und Plünderung 36 Stunden währten.

Das kleine, stark befestigte Felseneiland Ipsara (s. Hydrioten) hatte sich der Pforte furchtbar gemacht durch die Zahl seiner Schiffe und Brander, auf welchen die kühnsten und tapfersten Insulaner des Archipels Tod und Schrecken bis in die Dardanellen trugen. Khosrew besaß genaue Kunde von den Verschanzungen und Batterien der Insel. Ehe er mit 14,000 Kerntruppen, meistens Albaneser, die Ismail Pliassa, ein Neffe des bekannten Ali Pascha von Janina, befehligte, den Angriff unternahm, bot er 3 Mal den Ipsarioten Verzeihung und Schutz an. Sie verwarfen alle Vorschläge. 5000 Griechen und Albaneser besetzten die wichtigsten Punkte; auch die Frauen rüsteten sich zum Kampfe. Nun verließ Khosrew, früh am 3. Juli, die Rhede von Mitylene, mit 2 Linienschiffen, 6 Fregatten, 10 Corvetten, mehren Briggs und Goeletten, einer großen Zahl neugebauter Kanonierschaluppen und mehr als 80 europ. Transportschiffen. Seine Flotte umzingelte die Insel; die Kriegsschiffe begannen das Feuer auf die Stadt und die Batterien des Forts. Während hier der Hauptangriff zu sein schien, gelang die Landung an der entgegengesetzten Küste auf einer sandigen Landzunge, wo ein Bataillon Albaneser, unter dem Verräther Goda, eine Strandbatterie nach kurzem Widerstande

feig verließ. Die Türken erstürmten darauf die Anhöhen im Rücken der Stadt. Sie konnte sich nicht halten. Nun retteten die Primaten und Ephoren auf die Schiff- und Barken im Hafen Greise, Weiber und Kinder. Einige Fahrzeuge versanken, andre wurden von den Türken genommen; einzelne Flüchtlinge wurden von 2 franz. Fregatten aufgenommen; die übrigen entkamen, unter Apostolis Führung, nach Hydra. *) Unterdessen wurde die Stadt auf allen Seiten angegriffen; die Griechen kämpften von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Mord und Plünderung dauerten die ganze Nacht. Am Morgen des 4. Juli hielten sich noch 2 kleine Forts und das Kloster St.-Nikolaus. Nach hartem Kampfe zogen sich die Tapfern, sämmtlich entschlossen zu sterben, in das letzte Fort, Tabia, zurück; schon erstürmten die Türken die Wälle, da zündeten jene die Pulverminen an; die Erde zitterte und Ipsara ward das Grab der ipsariotischen Helden und der Sieger.

Dieser Schlag öffnete den Griechen die Augen. Das Volk und alle Behörden erhoben sich zum vereinten Widerstand. Hydra und Spezzia bemannten ihre Schiffe. Ipsara wurde von dem tapfern Miaulis wiedergenommen (den 15. Juli), die Schiffe daselbst gerettet, der Felsen verlassen. Mit geringerer Macht ward der Feind bei Samos (s. d.), Kos, Chios zurückgeschlagen; selbst bei Kandia litt er Verlust, und die Griechen leisteten hier Widerstand in den Stellungen von St.-Rumili, Tropiti, Mirabello und Lassidi. Gleiches Glück auf dem Festlande. Gouras siegte über die Barbaren bei Marathon. Der türkische Oberfeldherr, Derwisch Pascha, geschlagen im Juli, Aug. und Sept., bei Gravia, bei Ampiani, in der Landschaft Phocis, floh mit Verlust seines Gepäcks nach Larissa zurück. Dadurch scheiterte sein Plan, sich über Salona mit Omer Briones zu vereinigen, gänzlich. In Westhellas vereitelte Maurokordatos durch kräftige Maßregeln alle Entwürfe des kühnen und listigen Omer Briones, der zum dritten Male Akarnanien und Ätolien überzogen hatte. Darauf gingen die Griechen zum Angriff über und drangen bis an die Mauern von Arta vor. — Unterdessen führten die obern Behörden zu Nauplia laute Beschwerden gegen die Agenten einiger christlichen Mächte im Archipel. Diese schürten das Feuer der Zwietracht an und hemmten den raschen Fortschritt der innern Verwaltung. Gleichwol ordnete sich das Ganze immer mehr. Es wurden die Steuern nach einer gerechten Vertheilung erhoben und die Staatsgüter regelmäßig verpachtet. Eine unter vortheilhaften Bedingungen geschlossene Anleihe gründete den Nationalcredit. Mit dem Vertrauen belebte sich wieder der Handel, und man erblickte die griech. Flagge in Ancona, Livorno, Marseille, bis an den Ufern der Themse. Die Regierung begann aufs neue, ein europäisch geordnetes Heer zu bilden. Der franz. Militaircodex ward in Griechenland eingeführt. Die Rechtspflege überhaupt erhielt eine bestimmte Form. In Missolunghi gab es einen Gerichtshof und ein Appellationsgericht. Die Verhandlungen vor Gericht waren öffentlich. Übrigens galt Preßfreiheit. 4 Zeitungen erschienen wöchentlich 2 Mal. Zu Missolunghi die „Hellenische Chronik" und der „Telegraph"; zu Hydra der „Freund des Gesetzes" **) (das Amtsblatt), und zu Athen die „Ephemeriden". Man sorgte zugleich für den öffentlichen Unterricht. Während so Alles neu geschaffen werden mußte, begann der zweite Theil des blutigen Feldzugs.

Die ägyptische Flotte war endlich am 19. Juli aus Alexandrien ausgelaufen: 9 Fregatten, 14 Corvetten, 40 Briggs und Goeletten, und 240 Transportschiffe mit 18,000 M. Landungstruppen. Ibrahim Pascha sollte Verstärkungen nach Kandia bringen und hierauf Morea überziehen. Unterdessen hatte sich die griech.

*) Später wies die Regierung den Ipsarioten den Hafenbezirk des Piräus bei Athen als Heimath an.

**) Diese Zeitschrift nennt sich seit dem October 1825 bloß „Zeitung von Hydra". Theoklyt Farmakidi gab seit dem 19. Oct. 1825 eine griechische „Allgemeine Zeitung" als Regierungsblatt heraus.

Digitized by Google

Regierung mit den europäiſchen Mächten in ein feindliches Verhältniß verſetzt. Der griech. Staatsſecretair Rhodios lehnte in einem Schreiben an Canning die Vorſchläge zu einer Vermittelung mit der Pforte ab. *) Dagegen erzwang England durch ſeinen Lord-Obercommiſſair der ioniſchen Inſeln, Sir Frederic Adams, am 15. Sept. die Zurücknahme der von der griech. Regierung am 7. Juni erlaſſenen Kundmachung, nach welcher ſie die europäiſchen an den Feind vermietheten Transportſchiffe nicht als neutral, ſondern als feindliche Schiffe behandelte. Die griech. Regierung erließ jedoch ein Manifeſt, in welchem ſie ſich über die ſchändliche Gewinnſucht der chriſtlichen Kaufleute, welche das Geſetz der Neutralität zu Gunſten der Türken ſo offenbar verletzten, nachdrücklich beſchwerte. Die engl. Regierung erkannte hierauf das von der griech. Regierung in der gehörigen Form ausgeübte Blockaderecht an, und der öſtreich. Internuncius erließ an die Conſuln ſeines Staats den Befehl, jedes neutralwidrige Schiffmiethen zu verhindern. Deſſenungeachtet überließen einzelne chriſtliche Capitaine, und in der letzten Zeit vorzüglich franzöſiſche, aus ſchändlichem Eigennutz ihre Schiffe den Ägyptern und führten chriſtliche Gefangene aus Griechenland in die Sklaverei nach Afrika: ein empörendes Verfahren, welches in der franz. Pairskammer 1826 durch Chateaubriand gerügt und hierauf geſetzlich verboten wurde.

Während dies geſchah, hatten ſich am 4. Sept. die ägyptiſche und die türk. Flotte in dem Golf von Budrun vereinigt, und nun entſpannen ſich einzelne Gefechte mit der griech. Flotte; am 10. Sept. dauerte der Kampf bei Naxos den ganzen Tag: vielleicht das erſte Seetreffen, das dieſen Namen verdient. Der unerſchrockene Kanaris ſprengte mit ſeinem Brander eine ägyptiſche Fregatte von 44 Kanonen und eine Brigg in die Luft; die Griechen verloren 10 kleine Schiffe; endlich brach die ottomaniſche Flotte das Gefecht ab und zog ſich mit dem Verluſte von mehren Transportſchiffen am 21. Sept. nach Mitylene. Khosrew kehrte hierauf mit 15 Segeln nach Konſtantinopel, und Ibrahim Paſcha mit der übrigen Flotte in den Golf von Budrun zurück. Er verſah aufs neue die Inſeln, beſonders Kandia, welches ſein Vater bereits als einen Beſtandtheil ſeines Vicekönigreichs anſah, mit Truppen und Lebensmitteln. Bald nachher griff ihn Miaulis am 25. Nov. auf der Höhe von Kandia an. Ibrahim verlor eine Fregatte, 10 kleine Kriegs- und 15 Transportſchiffe; auch durch die Peſt geſchwächt, welche am Bord der Schiffe ausgebrochen war, zog er ſich in die Häfen von Rhodos, wo er ſeinen in Europa wohl bekannten Admiral Ismail Gibraltar durch den Tod verlor. Sein Plan, Morea anzugreifen, war für dieſes Jahr vereitelt.

Nach ſo ruhmvollen Anſtrengungen der griech. Flotte, ſtörte die trotzige Eiferſucht der Militairfaction abermals die Eintracht auf der Halbinſel. Als die Wahlen zu der dritten Regierungsperiode im Oct. ihren Anfang nahmen, beſtand der geſetzgebende Rath zu Nauplia aus 63 Mitgliedern. Maurokordatos legte ſeine Stelle als Präſident des Senats nieder, die Panuzzo Notaras erhielt; Kolokotronis und deſſen Anhänger fielen bei der Wahl des Vollziehungsrathes durch. Die vorigen Mitglieder wurden beſtätigt. Allein unglückliche Ereigniſſe hemmten die Thätigkeit der Regierung. In Nauplia entſtand ein peſtartiges Nervenfieber, an welchem der Vicepräſident Botaſſis und Manuel Tumbaſis ſtarben; der Präſident Konduriotis begab ſich deßwegen nach Hydra. Zu gleicher Zeit brach im Nov. 1824 ein Bürgerkrieg aus. Kolokotronis hatte der erneuerten Wahl des Vollziehungsraths öffentlich widerſprochen und die Truppenbefehlshaber auf ſeine Seite gezogen. Sofort verließen die Generale Kanellas, Papaganopulos, Andreas Londos und Notarapulos die ihnen aufgetragene Belagerung von Patras; ihre Truppen

*) Das Schreiben des Secretairs Rhodios vom 12./24. Aug. 1824 an Hrn. Canning, und Canning's Antwort vom 1. Dec. 1824, hat die „Allgem. Zeitung", 1825, Nr. 99, mitgetheilt.

zerstreueten sich; sie selbst mit ihren Anhängern stellten sich unter die Fahnen des Aufruhrs in Tripolizza, wo Panos Kolokotronis an ihre Spitze trat. Nun kehrte Konduriotis am 9. Dec. nach Nauplia zurück und rief aus Attika die Heerführer Gouras, Tassos u. A. nach Korinth; Koletti übernahm den Oberbefehl, Christos und Maurogeni zogen vor Tripolizza. Die Rebellen wurden in mehren Gefechten geschlagen; Panos Kolokotronis blieb, und seine Anhänger zerstreueten sich. Die bekannte Amazone Bobelina, Kolokotronis's Anhängerin, fiel durch den Dolch eines Griechen, wie es heißt, des Geliebten ihrer Tochter, dem sie deren Hand versagt hatte; Odysseus, welcher mit den Türken auf Negroponte in geheime Verbindung getreten war, erlitt von Gouras eine Niederlage, wurde gefangen und in einen von ihm selbst zum Schutze Athens gebauten Thurm gesperrt; der Versuch zu entspringen, mißlang; er stürzte in die Tiefe und blieb todt. Kolokotronis der Vater sah sich jetzt von Allen verlassen und sandte im Dec. 1824 seine Unterwerfung ein. Die übrigen Anstifter des Aufruhrs entflohen nach den ionischen Inseln; Einige ergaben sich, Andre wurden ergriffen und nebst dem alten Kolokotronis nach Hydra in ein Kloster gebracht, wo sie von einer Commission gerichtet werden sollten. Der Mainotten-Bei Pietro Mauromichalis ward freigesprochen. Die Regierung bemühte sich nunmehr, den Gehorsam des Heeres gesetzlich zu befestigen, und traf Anstalten, um Patras, Modon und Koron aufs neue einzuschließen. Omer Briones trat mit den Griechen in Unterhandlungen, brach sie aber im Jahr 1825 ab, und erhielt das Paschalik Salonichi.

Der unglückliche Ausgang des Feldzugs 1824 zu Wasser und zu Lande entzündete in Konstantinopel abermals den Haß und die Wuth der Factionen. Hussein Aga, Befehlshaber der Truppen des Bosporos, der Janitscharen-Aga, der Mufti und Dschanib Effendi (ein Mann von 76 Jahren, der starrsinnigste Anhänger der alten ottomanischen Politik), verbanden sich zum Sturze des Großveziers. Dieser Verein wollte keine Art von Dazwischenkunft der christlichen Mächte in den innern Angelegenheiten der Pforte zulassen und foderte laut, daß, ehe die Pforte die beiden Fürstenthümer räumte, Rußland die Festungen in Asien zurückgeben solle. Der Großherr sah sich genöthigt, den allgemein geachteten, obwol nicht kräftig genug handelnden Großvezier Ghalib Pascha am 14. Sept. zu entlassen; der Nachfolger desselben, Mehemed Selim, Pascha von Silistria, war ein Geschöpf des Dschanib Effendi. Um diese Zeit hatte der franz. Botschafter, General Guilleminot, den 21. Sept. seine erste feierliche Audienz beim Großsultan; doch nahm er erst später Antheil an den diplomatischen Verhandlungen. Denn im Febr. des J. 1826 ging er mit Urlaub nach Paris zurück, wo seine Gegenwart bei der Entscheidung des Processes Ouvrards nöthig war. Bisher hatte der engl. Gesandte die Räumung der Fürstenthümer betrieben; allein, mit Versprechungen beständig hingehalten, verließ er endlich am 18. Oct. 1824 Konstantinopel, nachdem er noch kurz vorher den Abschluß eines Vertrags zwischen der Pforte und dem König von Sardinien und einige Bewilligungen für den Handel bewirkt hatte. Er ging im folgenden Jahre als britischer Gesandter nach Petersburg. Die Pforte selbst fühlte die Folgen des bisherigen Krieges immer empfindlicher. Sie verlor die Einkünfte der im Aufstand begriffenen Länder. Die Abgaben, welche der Peloponnes allein bezahlte, beliefen sich jährl. auf mehr als 35 Mill. türk. Piaster. Der Großvezier beschloß daher, der Moldau und Walachei eine außerordentliche Steuer von 13 Mill. Piaster, als Kosten für die Besetzung derselben seit 1821, aufzulegen. Die meisten Bojaren entzogen sich ihr durch die Flucht. Vergebens stellten die Hospodare die unglückliche Lage der Länder vor, welche nicht einmal die gewöhnlichen Steuern bezahlen konnten. Die türk. Befehlshaber nahmen Alles weg, was sie in öffentlichen Cassen und in dem Privatbesitze der Reichen an Geld und Kostbarkeiten fanden. Darauf zogen in der That einige türkische Truppencorps ab, und

Hr. v. Minziacky, der nun als russ. Geschäftsträger auftrat, kündigte die nahe Ankunft eines bevollmächtigten russ. Gesandten, des Marquis de Ribeaupierre an; allein bald rückten wieder neue Truppen in die Fürstenthümer ein; denn fortwährend standen noch über 100,000 M. russ. Truppen marschfertig an der Grenze.

Der Feldzug von 1825 ward mit Ibrahim Pascha's Landung in Morea eröffnet, während Reschid Pascha Missolunghi belagerte, und der Kapudan Pascha beide mit seiner Flotte unterstützte. In dieser Gefahr wurde Griechenlands Untergang durch die Kapitanis selbst befördert. Ibrahim Pascha landete nämlich ungehindert, am 22. Febr. 1825, mit 4500 M. zwischen Koron und Modon, und verstärkte sich im Anfang des März auf 12,000 M. Sein Heer war durch europäische Taktik, franz. Anführer, die Waffe des Bajonets und eine geordnete Reiterei den Hellenen weit gefährlicher als die undisciplinirten Scharen der Türken. So begann Ibrahim die Belagerung von Navarino, dem Schlüssel zum Innern des Peloponnes. Vergebens griff Miaulis mit seiner Flotte in der Nacht vom 12. zum 13. Mai die feindliche Flotte an, wo er eine ägyptische Fregatte, 2 Corvetten, 3 Briggs und mehre Transportschiffe verbrannte. Vergebens that Maurokorbatos mit persönlicher Gefahr Alles, um den Muth der auf das Äußerste gebrachten Besatzung von Navarino zu beleben. Konduriotis fand, als er zum Entsatz auf der Landseite heraneilte, keinen Gehorsam. So war die Unthätigkeit der Kapitanis, welche den Hydrioten und der Regierung keine Folge leisteten, Schuld daran, daß Navarino am 18. Mai capitulirte, worauf Ibrahim unaufgehalten gegen Tripolizza vordrang. In dieser Noth sah sich die Regierung genöthigt, den alten Klephtis-Anführer vom Berge Otenos, Kolokotronis, nebst allen seinen Anhängern zu begnadigen, und ihm, nachdem er feierlich Treue und Gehorsam angelobt hatte, den Oberbefehl im Peloponnes zu übertragen. Dies geschah am Ende des Mais 1825. Unterdessen ward Reschid Pascha, nachdem er bei Salona die Griechen geschlagen hatte, in Akarnanien und Aetolien eingedrungen. Am 22. April begann die dritte Belagerung von Missolunghi und Anatoliko. Allein der Kapudan Pascha langte nicht zeitig genug an, um den Angriff von der Seeseite her zu unterstützen. Er verlor im Mai bei Capo d'Oro gegen den griech. Admiral Sachturis mehre Schiffe und erreichte Modon erst am Ende dieses Monats. Ibrahim hatte bereits Kalamata genommen und Tripolizza, das die Griechen vor ihrem Abzuge anzündeten, besetzt. Er drang hierauf nach allen Seiten hin zerstörend vor und erreichte sogar Argos. Auch Nauplia wurde von ihm bedroht. Allein nach einem Gefechte bei den Mühlen, 2 Stunden von der Hauptstadt, mußte er sich unter fortwährenden Gefechten mit Kolokotronis's Scharen bis Tripolizza zurückziehen. Dies blieb der Mittelpunkt seiner Unternehmungen. Da auf seine Auffoderung, sich zu unterwerfen, um Schutz zu finden, auch nicht ein griech. Dorf Gehorsam leistete, so ließ er Alles verwüsten, die Männer niederhauen, die Weiber und Kinder aber als Sklaven nach Ägypten führen.

Glänzender bewährte sich der Heldengeist der Hellenen in Missolunghis Vertheidigung. Die Besatzung wies alle Auffoderungen fränkischer Vermittler zur Übergabe von sich. Noto Botsaris stand an der Spitze der Tapfern; der mehrtägige Sturm, den die Türken mit 35,000 M. zu Lande, und mit 4000 zu Wasser unternahmen, ward am 2. Aug. 1825 gänzlich zurückgeschlagen. Die Türken verloren 9000 M. Während des Sturmes traf auch Miaulis ein, verbrannte mehre türk. Schiffe und zwang die Flotte zum Rückzuge. Die Belagerung ward am 12. Oct. 1825, fünfthalb Monat nach Eröffnung der Laufgräben, aufgehoben; seitdem fand nur eine Einschließung statt. Ibrahim Pascha breitete dagegen seine Waffen immer weiter aus. Die Regierung befand sich in der größten Gefahr. Sie hatte selbst in England bei den Hülfsvereinen fast alles Vertrauen verloren, weil die Gelder der engl. Anleihe nicht zweckmäßig angewendet worden waren. Da faßte

die Regierung, auf welche die engl. Partei durch den Staatssecretair Maurokordatos vielen Einfluß ausübte, nach einer mit dem britischen Commodore Hamilton gehabten Unterredung, am 24. Juli 1825 den Beschluß, sich Englands Schutz zu übergeben. Allein noch ehe die griech. Abgeordneten in London eintrafen, erließ die britische Regierung, am 30. Sept. 1825, eine bestimmte Neutralitätserklärung, nach welcher die Absendung britischer Hülfsexpeditionen von Privatvereinen nicht mehr gestattet war. Überhaupt verbot schon die ganze Lage der europ. Politik jeder einzelnen Macht die Zusage einer unmittelbaren Dazwischenkunft. Doch ließ die engl. Regierung wenigstens durch ihren Consul zu Alexandrien den engl. Schiffern untersagen, für Rechnung des Paschas Kriegsbedürfnisse aus Ägypten nach Griechenland überzuführen. Auch schien England das Visitationsrecht der Griechen anzuerkennen. Jene Erklärung beruhigte den Divan, und der neue engl. Gesandte, Stratford-Canning, begab sich endlich auf die Reise nach Konstantinopel, verweilte aber unterwegs sehr lange, und hatte im Jan. 1826 mit Maurokordatos und andern hellenischen Staatsmännern auf Hydra eine Unterredung, um sich von der Lage des Ganzen zu unterrichten. Er begab sich dann nach Smyrna und segelte von hier am 15. Jan. in die Dardanellen, traf aber erst in den letzten Tagen des Februar zu Konstantinopel ein.

Um diese Zeit (März 1826) verhandelte der Herzog von Wellington, als außerordentlicher Botschafter zu St.-Petersburg, nebst dem dort befindlichen, ehemals in Konstantinopel angestellt gewesenen, Gesandten Lord Strangford, mit dem russ. Cabinet über die griech. Angelegenheit. Denn am Ende des J. 1825 schien sich in den Cabinetten der ersten europ. Mächte der Gedanke an die Herstellung eines unabhängigen Griechenstaats immer mehr auszubilden. Dazu mochte denn wol der erfolglose Ausgang des unter so günstigen Aussichten begonnenen türkisch-ägyptischen Feldzugs viel beitragen. Der Kapudan Pascha hatte nämlich am Ende des August in Alexandrien, wo der kühne Kanaris am 10. August mit 3 Brandern vergebens in den Hafen eingedrungen war, um die ägyptische Flotte zu verbrennen, den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übernommen und am 5. Nov. in Navarino frische Truppen ans Land gesetzt; er hatte sich hierauf gegen Missolunghi gewandt, um die Einschließung dieses Platzes von der Seeseite zu bewirken. So begann, gemeinschaftlich mit Ibrahim, Reschid Pascha einen Winterfeldzug; allein auch dieser führte keine Entscheidung herbei. Zwar schien Alles den Untergang der griech. Sache zu beschleunigen. Die griech. Flotte (73 Kriegsschiffe und 23 Brander) war zu spät vor Navarino angekommen; die Regierung hatte kam 6000 Mann unter den Waffen; die Kapitanis verthaten das Geld, für welches sie Truppen ausrüsten sollten, in Nauplia; die Vorsteher der franz. und nordamerikan. Philhellenen-Comités, Gen. Roche und Townshend Washington, wirkten öffentlich und insgeheim den Schritten der engl. Partei entgegen, welche in der Regierung die Oberhand hatte; die Mitglieder des Senats und des Vollziehungsraths standen zum Theil in keiner persönlichen Achtung; der Staatssecretair Maurokordatos, der fast allein mit Einsicht und Klugheit auf Ordnung hielt und deßhalb von allen Parteien angefeindet wurde, hatte wenig Einfluß; die Insulaner allein boten in der gemeinsamen Gefahr zur Rettung Moreas die letzten Kräfte auf, mußten aber zugleich für die eigne Vertheidigung sorgen. Dessenungeachtet gelang es ihrer Flotte, die am 24. Nov. bei Missolunghi eintraf, diesen Platz, der zum 4. Male belagert wurde, und dessen Besatzung abermals einen von der See- und Landseite versuchten Sturm abgeschlagen hatte, mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Es war nämlich zu gleicher Zeit Gouras aus Livadien gegen Salona vorgedrungen und hatte die Türken aus diesem wichtigen Punkte (am 7. Nov.) vertrieben, worauf er das Belagerungsheer des Reschid Pascha im Rücken angriff. Auch ward ein von Ibrahim Pascha gegen Korinth abgesandtes Corps von Nikitas

gänzlich aufgerieben. Hierauf erließ die provisorische Regierung im Dec. 1825 einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für die Ausrüstung einer neuen Flottenabtheilung zu Hydra, um Missolunghi zu retten. Durch diese Abtheilung verstärkt, erschien Miaulis im Jan. 1826 in den Gewässern von Missolunghi; das von ihm am 8. Jan. dem Kapudan Pascha beim Cap Papa gelieferte glückliche Seegefecht aber soll nach dem „Östreich. Beobachter" gar nicht stattgefunden haben. Unterdessen trafen Reschid und Ibrahim Pascha Anstalten zu einer neuen Belagerung, die der Letzte selbst leitete; auch hatte Ibrahim zu diesem Zwecke, als Statthalter von Morea, Patras in Besitz genommen, nachdem der tapfere Jussuf Pascha zum Statthalter von Aidin (Magnesia) in Natolien ernannt worden war. Auch der Kapudan Pascha erschien aufs neue vor Missolunghi; einige Versuche der griechischen Flotte, sie wieder mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen zu versorgen, mißlangen; darauf ließ der Kapudan Pascha am 27. Jan. durch den Commandanten einer engl. Corvette die Behörden der Stadt unter Androhung eines Sturms zur Übergabe auf Bedingungen auffodern; allein sie lehnten den Antrag ab, indem die Griechen nur zwischen der Freiheit und dem Tode wählen könnten. Bald nachher fiel ein neues Gefecht zwischen beiden Flotten, im Golf von Patras, am 27. und 28. Januar vor, wo ein engl. Fregattencapitain, Spencer, die große Unerfahrenheit der Türken beobachten konnte; der Kapudan Pascha verlor durch griech. Brander (unter Kanaris) eine Fregatte und mehre kleine Fahrzeuge. Er legte bald darauf, nach einem Zwiste mit Ibrahim Pascha, der seine Zurückberufung vom Divan verlangt hatte, den Oberbefehl über die Flotte nieder und begab sich zu Lande über Janina nach Konstantinopel. In Folge jenes Gefechts gelang es den Griechen, Missolunghi, aber nur auf einige Wochen, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Ein späterer Versuch, am 12. Febr., ward durch die türkisch-ägyptische Flotte vereitelt. Unterdessen waren die am Ende des J. 1825 vom Divan nach Griechenland abgesandten Commissarien, Hußni Bei und Nedschib Effendi (der Agent des Vicekönigs von Ägypten) zu Lande über Monastir (Bitoglia), im Lager von Missolunghi eingetroffen, um den Fall dieses Platzes zu erwarten, und dann nach den Umständen zu handeln. Vergleichsvorschläge, welche die Pforte der griech. Regierung machen sollte, wurden jedoch von ihnen nicht gethan. Bald darauf verließ Reschid Pascha Akarnanien und zog sich gegen Livadien, um Gouras und den Obersten Fabvier, welcher ein Corps von 1000 Griechen auf europ. Fuß gebildet hatte, zu beschäftigen. Ibrahim leitete jetzt allein die Belagerung. Er hatte 25,000 M., darunter gegen 9000 M. regulaire Truppen, und 48 in Frankreich erkaufte Feuerschlünde, aus welchen Pierre Boyer *), ein ehemal. Bonapartischer, durch seine in Ägypten, St.-Domingo und Spanien verübten Grausamkeiten bekannter General, Missolunghi seit dem 24. Febr. beschoß. Nach mehrtägigem Bombardement bot Ibrahim den Befehlshabern der Festung wiederholt große Summen für die Überlieferung dieses Platzes an; er wollte ihnen sogar gestatten, die Kanonen und alles bewegliche Eigenthum mit sich zu nehmen; allein seine Vorschläge wurden verworfen, und die Besatzung bereitete sich zum Tode oder zum Siege. Hierauf stürmte Ibrahim die Werke von Missolunghi vom 28. Febr. bis zum 2. März. An diesem Tage griff er den Platz von der See- und Landseite an, ward aber mit einem Verluste von 4000 M. gänzlich zurückgeschlagen. So schien Missolunghi, das nur noch auf wenig Tage Lebensmittel hatte, durch hel-

*) Der General Baron Pierre Boyer wurde unter den franz. Generallieutenants, und der militairische Agent und Werber des Pascha von Ägypten in Frankreich, der Marquis von Livron, unter den Maréchaux de Camp der franz. Armee, im Militairalmanach für 1826 aufgeführt. Auch erlaubte man dem Pascha auf franz. Werften Kriegsschiffe zu erbauen, während den griech. Commissarien die für den Bau von 2 Fregatten nachgesuchte Erlaubniß verweigert ward.

lenischen Heldenmuth zum 5. Male befreit. Allein nun wandte Ibrahim seine Angriffe auf die Außenwerke Missolunghis von der Seeseite. Er drang mit Canonierschaluppen und schwimmenden Batterien in die Lagunen ein, erstürmte am 9. März 1826 die kleine, auch des Fischfangs wegen wichtige, Insel Wassiladi, wo die Besatzung von 110 Mann den Heldentod starb. Eine in die Pulverkammer des Forts gefallene Bombe, wodurch die Munition in Brand gerieth, hatte den Fall dieses Punktes entschieden. Hierauf nahm Ibrahim am 13. März 1826 die unweit Missolunghi gelegene, befestigte Insel Anatoliko mit Capitulation, nachdem er ein befestigtes Kloster auf der Landseite, Namens Kundro, welches jene Insel schützte, erstürmt hatte, wo die Besatzung von 400 Mann niedergehauen wurde. Nach diesen Unfällen konnte Missolunghi nur durch die Ankunft der griech. Flotte, welche sich in Hydra mit Lebensmitteln versorgen mußte, und durch das Vordringen des Truppencorps unter Gouras und Fabvier von Salona her gerettet werden. Allein Reschid Pascha hielt Gouras's Scharen auf, und Missolunghi (s. d.) — der Vorwall des Peloponnesos — fiel glorreich d. 22. April 1826.

Jetzt schien die Gründung eines ägyptisch-afrikanischen Militairstaats in Europa entschieden. Denn Ibrahim hatte den Kapudan Pascha, den Jussuf Pascha und den Reschid Pascha entfernt; er war im Besitz von Modon, Koron, Navarino und Patras. Kam nun auch Nauplia in seine Gewalt, so machte er sich bald zum Herrn der Inseln des Archipels. Der Pforte war es dann nicht möglich, diesen mächtigen Satrapen in der Unterwerfung zu erhalten; und alles dies hätte der Vicekönig von Ägypten franz. Artillerieofficieren verdankt!

Allein eben diese Gefahr bestimmte die Cabinette zum Handeln. Dazu kam die Begeisterung der Völker. Das Schicksal Missolunghis, unter dessen Trümmern, nachdem 1800 Hellenen unter Noto Botsaris und Kitzos Tsavellas nach Salona und Athen hin sich durchgeschlagen hatten, die Zurückgebliebenen freiwillig sich begruben, erregte in ganz Europa die lebhafteste Theilnahme; aber nur in Frankreich durfte diese zuerst laut und thätig sich beweisen. Hier zählte die zu Paris im J. 1825 gebildete Société philanthropique en faveur des Grecs die angesehensten Männer (Chateaubriand, Choiseul, Dalberg, Matth. Dumas, Fitz-James, Lafitte, Laine, Alex. v. Lameth, Larochefoucault-Liancourt, Cas. Perrier, Sebastiani, Ternaux, Villemain und viele Andre) zu Mitgliedern. Sie hatte im Febr. aufs neue 60,000 Franken für die Versorgung Missolunghis mit Lebensmitteln verwendet; sie erhielt zu demselben Zweck von Amsterdam 30,000 Fr. Der Genfer Eynard wies 12,000 Fr. an. Der Herzog von Orleans unterzeichnete mehrmals beträchtliche Summen; 40 Frauen aus den höhern Ständen sammelten persönlich Beiträge, und fast in allen Salons zu Paris war es Sitte, daß die Hausfrau eine Sammlung für die Griechen veranstaltete. Darauf folgte Deutschland. Hier unterzeichnete ein König — Ludwig von Baiern — Beiträge, und erlaubte seinen Kriegern — an ihrer Spitze steht der edle Oberst v. Heidegger — für Griechenlands Sache zu kämpfen. Es erhob sich die Stimme der Dichter; es bildeten sich neue Griechenvereine, z. B. in Sachsen; alle traten mit dem edeln Eynard (s. d.) in Verbindung. Griechische Waisen wurden in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich erzogen.

So nahte endlich, als der Jammer des Landes aufs höchste gestiegen war, den Griechen langsam die Rettung. Es hatte nämlich Wellington auf Canning's Geheiß in Petersburg das Protokoll vom 4. April 1826 unterzeichnet, welches das Einschreiten der 3 Hauptmächte zu Gunsten Griechenlands vorbereitete. Aber erst wollte der Kaiser von Rußland (s. d.) seine Irrungen mit der Pforte schlichten. Dies geschah durch den Vertrag von Ackerman am 6. Oct. 1826. Darauf schloß England mit ihm und Frankreich gemeinschaftlich, zu London am 6. Juli 1827 den Pacificationsvertrag Griechenlands. Canning wollte die Entscheidung der

griechisch-türkischen Frage leiten, ohne daß Rußland in einen Landkrieg mit der Pforte verwickelt, und Europa dadurch von einem allgemeinen Kriege bedroht würde. Sein Tod und seines Nachfolgers (Wellington) schwankende, ja zweideutige Politik vereitelten zum Theil Canning's edle Entwürfe.

Unterdessen hatte das ägypt. Heer fast alle Theile von Morea durchzogen und in eine Einöde verwandelt, ohne auch nur ein einziges griech. Dorf unter s. Gehorsam zu bringen. Familien von allen Punkten Griechenlands drängten sich unter den Mauern Nauplias zusammen, und duldeten lieber alle Gräuel des Elends und Hungers, als irgend einen Vertrag mit ihren muselmännischen Henkern einzugehen. Durch die Verzweiflung wurden freilich manche dieser Unglücklichen zur Seeräuberei getrieben. Indeß bestanden die meisten Corsaren in den griech. Gewässern, die nicht einmal die griech. Flagge verschonten, aus Übelthätern und Verwiesenen aus den ionischen Inseln, aus Dalmatien und Italien. Neue Scharen von Kriegern drangen aus den Gebirgen hervor, und Kolokotronis griff mehrmals das von 3000 Ägyptiern, unter Soliman Bei (dem franz. Renegaten la Sève) vertheidigte Tripolizza an. Einfluß des Klima und Seuchen hatten das ägyptische Heer geschwächt. Dessenungeachtet konnte Tripolizza nicht erobert werden. Indeß traf die im Januar [illegible] berufene Volksversammlung zu Megara mehre Maßregeln zur [illegible]ung der innern Verwaltung, besonders in Hinsicht der Rechtspflege und der Staatseinnahme. Zugleich ward ein Zug nach Negroponte vorbereitet und der in Kandia 1825 wiederausgebrochene Aufstand der Griechen unterstützt, wo Karabusa von ihnen genommen wurde. — Allein Mangel an Geld und Lebensmitteln, vorzüglich aber der Zwist der Heerführer, das Mißtrauen der von ihren Anführern getäuschten Palikaren, und der Undank der Hellenen gegen die Philhellenen oder Taktiker waren Schuld, daß keine wichtige Unternehmung gelang. So geschah es, daß Athen, nachdem die Griechen in dem Kampfe, der Athen entsetzen sollte, feig geflohen waren, am 7. Juni 1827 mit Capitulation an Reschid Pascha überging. Vergebens war Lord Cochrane, durch die schlechte Bauart der von den Griechen theuer bezahlten Dampfschiffe in England lange aufgehalten, endlich in Griechenland als Admiral an die Spitze der Seemacht, und General Church an die Spitze der Landmacht, Beide im Dienste der Republik, getreten. Die Osmanen blieben im Besitz von ganz Ost- und Westhellas. Die Noth vermehrte noch ein blutiger Parteienkampf in Nauplia selbst. Hier beschoß Grivas, im Besitz der Feste Palamede, die Stadt, um Sold zu erpressen. Die Nationalregierung flüchtete sich auf die Insel Ägina. Jetzt wandte sie ihre Blicke nach Rußland. Sie wählte den Grafen Capodistrias (s. d.) zu ihrem Präsidenten. Dieser Staatsmann nahm darauf (13. Juli 1827) seine Entlassung aus dem russ. Dienste, konnte aber erst am 22. Januar 1828 seinen hohen Posten antreten.

Unterdessen hatten die Gesandten der 3 Mächte am 16. Aug. der Pforte den londner Pacificationsvertrag übergeben und darauf bis zum 31. Aug. Antwort verlangt. „Griechenland", schlugen sie vor, „sollte sich selbst regieren, jedoch der Pforte Tribut bezahlen". — Europa durfte jetzt um so mehr Griechenlands Selbständigkeit von der Pforte verlangen, damit die Seeräuberei in den griechisch-türkischen Gewässern aufhörte, welche die mit vielen Kosten verbundene Ausrüstung von Kriegsgeschwadern nöthig machte, damit kein ägyptisch-afrikanischer Sklaven- und Räuberstaat Europas schönes Inselmeer beherrschte, damit endlich gesetzliche Ordnung an die Stelle blutiger Anarchie träte, welche zu unterdrücken die Pforte selbst weder die Einsicht hatte noch die Kraft. — Die hellenische Regierung proclamirte sofort (am 25. Aug.) den nach dem londner Vertrage eingetretenen Waffenstillstand; allein der Reis-Effendi wies am 31. Aug. jede Intervention der 3 Mächte zurück. Hierauf setzten die Griechen ihrerseits die Feindseligkeiten fort, und die türkisch-ägyptische Flotte lief (9. Sept.) in die Bai von Navarin ein. Dar-

auf erschien am 13. ein britisches Geschwader, unter Admiral Codrington, vor der Bai; mit ihr vereinigte sich am 22. ein französisches unter dem Adm. Rigny und ein russisches unter dem Grafen Heyden. Sie verlangten von Ibrahim Pascha kategorisch die Einstellung der Feindseligkeiten. Er versprach dies und lief mit einem Theile der Flotte aus, ward aber genöthigt, in die Bai zurückzukehren. Als er nun die Verwüstungen in Morea fortsetzte und auf die Beschwerden der Admirale keine Antwort gab, so liefen die 3 Geschwader in die Bai ein, wo die türkisch-ägyptische Flotte in Schlachtordnung stand. Von türkischer Seite fielen die ersten Schüsse, welche 2 Engländer tödteten. Dies war das Zeichen zu einer mörderischen Schlacht (20. Oct. 1827). Codrington vernichtete die osmanisch-ägyptische Armada von 110 Schiffen; ein Theil ward verbrannt, ein Theil auf den Strand gejagt, die übrigen zum Fechten unbrauchbar gemacht. Keines strich die Flagge. Europa feierte den Sieg mit Hochgefühl. Nur der König von Großbritannien nannte ihn im Parlamente (30. Jan. 1828) ein verhängnißvolles Ereigniß!

Nun trat eine unfreiwillige Waffenruhe ein. Desto ärger trieben die Seeräuber ihr Unwesen. Darum erließen die Admirale der 3 verbündeten Geschwader eine heftige Erklärung an den gesetzgebenden Rath der Hellenen, und nach blutigen Strafen gelang es endlich, durch gemeinschaftliche Maßregeln die Sicherheit der Meere herzustellen, besonders nachdem die Briten den Hauptsitz der Corsaren zu Karabusa auf Kandia (28. Febr. 1828) zerstört hatten. Die Hellenen gingen jetzt zum Angriffskriege gegen die Osmanen über; allein ihre Unternehmung auf Scios, wo sie die Citadelle vergeblich belagerten (vom Nov. 1827 bis zum 13. März 1828), war ebenso zwecklos als für die Bewohner verderblich.

Im dumpfen Zorn über den Tag von Navarin legte die Pforte auf alle Schiffe der Franken in Konstantinopel Beschlag (2. bis zum 19. Nov.), und hob (8. Nov.) alle Verbindung mit den Gesandten der verbündeten Mächte auf, bis Entschädigung für die verlorene Flotte gegeben sei. Zugleich rüstete sie sich zum Kriege. Überhaupt entfaltete der Sultan, seit der Aufhebung der Janitscharen (s. d.) im Juni 1826, eine außerordentliche Willens- und Thatkraft, um ein neues Heer auf europäische Art einzurichten; er leitete persönlich die Übungen desselben und feuerte durch alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, den Muth der Moslem an. Daher verließen am 4. Dec. 1827 der russ. Botschafter, Ribeaupierre, dann am 8. Dec. der franz., Guilleminot, und der britische, Stratford-Canning, Konstantinopel. Nun bot zwar die darüber betroffene Pforte in einer Note vom 15., welche sie dem Grafen Ribeaupierre, den widrige Winde im Bosporus zurückhielten, nachschickte, zu versöhnenden Maßregeln die Hand; allein damit stimmte der zum Kriege auffodernde, Rußland vielfach beschuldigende Hattischerif des Padischah an alle Paschas vom 20. Dec. nicht überein. Aus allen Theilen des Reichs wurden jetzt die Ayans — ein bisher ungewöhnliches Verfahren — nach Istambol berufen, wo man im Jan. 1828 mit ihnen die Vorbereitung zum Kriege besprach. Zugleich wurden alle Moslem von 19—50 Jahren zum Kriege aufgeboten (30. Dec.). — Auch ließ sich Mahmud auf die Nachricht, daß Persisch-Armenien in die Gewalt der Russen gefallen sei, durch hinterlistige Vorstellungen der unduldsamen nicht unirten Armenier verleiten, alle katholische Armenier aus Galata und Pera zu verjagen, sodaß binnen 14 Tagen (im Jan. 1828) 16,000 derselben in dem traurigsten Zustande nach Asien auswandern mußten.

Unterdessen hatte der Präsident der Hellenen, Graf Capodistrias, den talentvollen Trikupi zu seinem Staatssecretair ernannt, und sowol ein Panhellenikon als obersten Nationalrath zu Nauplia (4. Febr. 1828) errichtet, als auch eine hellenische Nationalbank (14. Febr.) vorbereitet und das Heerwesen neu geordnet. Indeß konnte hier der Übergang in einen bessern Zustand nur langsam erfolgen. Ohne den Beistand Frankreichs und Rußlands, welche den jungen Freistaat, jedes

mit 6 Mill. Fr. — nach der Versicherung des „Courrier de Smyrne" als Darlehn, oder nach A. mit 500,000 Fr. monatl. Subsidien — unterstützten, würde die Verwaltung Nichts haben bewirken können. Das Pacificationswerk selbst hatte keinen Fortgang, weil die Pforte jeden Vorschlag verwarf und England die Schlacht von Navarin sogar zu mißbilligen schien. Codrington ward späterhin abberufen, und Malcolm trat an seine Stelle. In dieser Ungewißheit ließ Jener es geschehen, daß Ibrahim eine Menge Transportschiffe mit griechischen Sklaven vor seinen Augen nach Ägypten sandte.

Dagegen trat jetzt Rußland selbstthätig auf. Der Minister Nesselrode erklärte (27. Febr.) an Frankreich und Großbritannien, daß sein Monarch wegen Verletzung des Tractats von Akerman und wegen des beleidigenden Hattischerifs vom 20. Dec. Genugthuung von der Pforte für sich fodere, übrigens aber in Hinsicht Griechenlands mit ihnen gemeinschaftlich handeln wollte. Hierauf erließ der Kaiser Nicolaus am 14. März 1828 eine Kriegserklärung gegen die Pforte. Der Übergang über den Pruth erfolgte aber erst am 7. Mai (n. St.) bei Skuljanú an 3 Orten, zusammen 115,000 M., oder, nach Abzug des Trosses, 85,000 Streiter. Graf Diebitsch, der den Plan des Feldzugs entworfen haben soll, war Chef des Generalstabes des Kaisers, welcher am 19. Mai vor Braïlow eintraf. Feldmarschall Graf von Wittgenstein führte den Oberbefehl. Schon am 7. Mai besetzte der Generallieut. Baron Kreuz Jassy; der von dem Generalmajor Baron Geismar geführte Vortrab des 6. Corps (unter dem Generallieut. Roth) besetzte Bucharest am 12. Mai; das 7. Corps schloß am 11. Mai Braïlow an der Donau ein, wo am 17. der Großfürst Michael den Oberbefehl über das Centrum und die Belagerung übernahm. Der russ. Capit. Sawadowßkij vernichtete die türkische Flottille vor Braïlow und erleichterte dadurch den Angriff. Endlich ließ General Roth am 21. Krajowa, die Hauptstadt der kleinen Walachei, besetzen, um diese Provinz vor der vom Feinde beabsichtigten Verheerung zu retten. Noch hatten die Türken eine feste Stellung bei der Festung Isaktscha am rechten Donauufer inne, um hier den Übergang der Russen zu verhindern; allein dieser erfolgte dennoch bei Satunnow am 8. Juni unter dem Schutze der russ. Donauflottille, welche der tapfere Capit. Panojoti befehligte, auf den kleinen Kähnen der Saporoger-Kosacken. Dieser Stamm bewohnt das rechte Donauufer und hatte sich jetzt freiwillig dem russ. Scepter unterworfen. Die Russen (vom linken Flügel unter dem General Rudzewitsch) trieben den Feind aus seiner Stellung, worauf sogleich der Brückenbau begann, nachdem bereits ein 2 Meilen langer Damm durch den Morastboden bis an das Flußbette angelegt worden war. Am 9. Juni führte der Koschewoi (Anführer) der Saporoger-Kosacken (vormals Pascha von 2 Roßschweifen) den russischen Kaiser über die Donau. Nun capitulirte der Pascha in Isaktscha am 11. Juni, an welchem Tage der Brückenbau vollendet war, und das 3. Corps, bei welchem sich das Hauptquartier des Kaisers befand, unter dem General der Infanterie, Rudzewitsch, ging über die Donau, rückte bis zu dem Walle Trajan's vor und nahm am 19. Juni die Stellung bei Karassu ein. Zu gleicher Zeit ergaben sich die Festungen Matschin (am 17.), Hirßowo (am 23), Kustendschi (am 24) und Tultscha (am 27. Juni). Auch unterwarfen sich freiwillig die Nekraßowzen, Abkömmlinge jener Doner, welche zur Zeit der Unruhen am Don unter Peter d. Gr. in die Türkei gezogen waren.

Dagegen mißlang am 15. Juni der blutige Sturm auf Braïlow, weil von 3 Minen eine vor der Zeit gesprungen und die dritte ohne Wirkung geblieben war. Gleichwol capitulirte der Pascha, was ihm später den Kopf kostete, am 19. Juni. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Die Russen hatten jetzt die Niederdonau in ihrer Gewalt, was die Verbindung des Heeres mit Rußland sicherte. Nun rückten die Abtheilungen einzeln vor; die Türken nahmen keine Schlacht an, sondern zo-

gen sich, von Bazardschick auf Kosludschi gedrängt, nach dem Gefecht am 7. und am 20. Juli in die befestigte Bergstellung bei Schiumla, welche der Mittelpunkt ihrer Operationen war. Das türkische Heer unter Hussein Pascha*) zählte hier über 40,000 M. Die Verschanzungen zogen sich 2 Stunden weit hin und die schwächern Stellen waren mit Bastionen versehen.**) Um die Verbindung des türkischen Heeres bei Schiumla links mit Giurgewo, Rustschuck und Widdin zu sichern, sollte die sehr verstärkte Besatzung von Widdin aus den russ. rechten Flügel in der kleinen Walachei aus Krajowa verdrängen; allein der tapfere Baron Geismar behauptete den Platz, schlug den Ahmet Pascha von Widdin, erbeutete dessen Lager und eroberte den wichtigen Posten Kalafat, welcher die kleine Walachei schützt. Den rechten Flügel der türkischen Stellung bildete das durch Natur und Kunst feste Varna (s. d.), welches der Liebling des Sultans, der Kapudan Pascha, und der kriegserfahrene Jussuf Pascha von Seres, vertheidigten. Um diese beiden Thore von Konstantinopel, um Varna und Schiumla, entbrannte jetzt der heißeste Kampf. Es rückte nämlich am 20. Juli die Hauptarmee, 45,000 M. stark, unter dem Feldmarschall Wittgenstein, bei welcher sich das kaiserl. Hauptquartier befand, vor Schiumla, während der Generallieut. Roth Silistria belagerte und der Generallieut. Graf Suchtelen Varna beobachtete. Allein der Großvezier nahm bei Schiumla keine Schlacht an, sondern beschränkte sich auf die Vertheidigung. Zwar bemächtigten sich endlich die Russen des Schlüssels zum Balkan Praswodi, von wo eine stärkere Heermasse bis Aidos hätte vordringen können; allein Schiumla und Varna durften nicht im Rücken gelassen werden, auch litten einige Bataillone, die zu weit vorgedrungen waren, bei Eski Stambul Verlust, und von den Türken ward eine Schanze erobert. Je größer nun die Schwierigkeit war, in einem großen, fast ganz unwirthbaren Lande, wie die Bulgarei ist, den Belagerungskrieg unter dem mörderischen Einflusse des Klima mit Erfolg fortzusetzen, um so mehr wandten die Russen Alles an, wenigstens Varna zu erobern. Man hatte diesen Platz, in welchem gegen 20,000 Türken lagen, nach ungenauen Berichten beurtheilt, daher waren die anfänglich für diese Belagerung bestimmten Streitkräfte unzureichend. Nachdem endlich Varna durch den Generaladjutanten Fürsten Menschikoff von der Land- und durch die von Anapa zurückkehrende Flotte des schwarzen Meeres unter dem Admiral Greigh auch von der Seeseite eingeschlossen und Bresche geschossen, der zum Entsatze herbeirückende Omer Briones aber von dem Prinzen Eugen von Würtemberg zurückgedrängt worden war, erkletterten bei dem Sturmangriffe am 7. Oct. 5 Compagnien, nebst den freiwilligen Jägern und Matrosen, die Bastion und drangen bis in die Stadt, welche sie jedoch wieder verließen. Hierdurch bestürzt, gab der Feind allen weitern Widerstand auf, und Jussuf Pascha kam selbst ins russ. Lager, um zu unterhandeln. Nur der Kapudan Pascha zog sich in die Cidatelle. Darauf besetzten die Russen — nach einer dreimonatlichen Belagerung — am 11. Oct. alle Bastionen der Festung, ohne Bedingung von Seiten der Einw. Der Kapudan Pascha erhielt mit 300 M. freien Abzug. „Jussuf Pascha von Seres ging mit mehren türkischen Truppen

*) Der Seraskier Hussein Pascha ist zu Erzerum geboren. Bei der Revolution von 1826 war er Janitscharenaga und überlieferte, in Folge geheimer Versprechungen, das Arsenal von Tophana, welches unter seinen Befehlen stand, den Topdjis des Sultan. Dies entschied den Untergang der Janitscharen.

**) Die Türken hätten die wichtigen Punkte Schiumla, Varna, Burgas u. a. nach den von Tott, Campbell, Montalembert, Aubert-Dubayet und Sebastiani verfaßten Denkschriften und nach den von franz. Ingenieuren 1795 entworfenen Planen längst unangreifbar machen können; allein sie überließen Alles der Natur, und das übrige that die nahe Gefahr 1828.

Digitized by Google

zu den Russen über" *) und begab sich nach Odessa. Der Artillerie-Generalmajor Dietrichs wurde zum Commandanten von Varna ernannt. Nach dieser Eroberung zogen sich die Russen am 15. Oct. von Schiumla zurück. — Die Belagerung von Silistria konnte, da das schwere Geschütz zu spät eingetroffen war, erst am Ende des Sept. ihren Anfang nehmen; da nun der Winter ungewöhnlich früh eintrat und Krankheiten einrissen, auch Mangel an Futter und Lebensmitteln herrschte, so ward die Belagerung von dem Gen.-Adjut. Fürsten Schtscherbatoff, welcher den Gen. Roth abgelöst hatte, am 10. Nov. aufgehoben, wobei in dem unwegsamen, überschwemmten Lande, da es auch an Pferden fehlte, einiges Geräth in den Morästen liegen blieb.

Der Feldzug in Asien war siegreich. Der Gen.-Adjut. Fürst Menschikoff eroberte mit Truppen, die der Viceadmiral Greigh gelandet hatte, am 22. Juni die Festung Anapa am schwarzen Meere, welche den transkaukasischen Provinzen Rußlands gefährlich war. Hierauf unterwarfen sich dem russ. Scepter die räuberischen Bergvölker der Umgegend. Nun drang das russ. Heer unter dem Grafen Paskewitsch von Eriwan, vom Kaukasus und Ararat herab am 26. Juni (n. St.) in die asiatische Türkei ein, und eroberte im türkischen Armenien die starke Festung Kars, den Mittelpunkt der türkischen Grenzmacht, nebst dem feindlichen Lager, mit Sturm am 5. Juli. Während jetzt die russ. Flotte des schwarzen Meeres eine türkische Flottille am 8. Aug. vernichtete, die Küstenbatterien bei Inada (in der Nähe von Konstantinopel) zerstörte und den Angriff auf Varna unterstützte, bemächtigte sich Paskewitsch durch raschen Angriff der Festungen Achalkalaki, Gertwiß und am 26. Juli Poti, das, an der Mündung des Phasis gelegen, den Besitz von Mingrelien und Imirete sicherte. Zwar wollten die Türken von Arsrum (Erzerum) aus vordringen und stellten deßhalb bei Akhalzich ein Heer von 30,000 M. auf; allein Paskewitsch zog über ein unwegsames Gebirge und schlug den Feind an der Kura (16. Aug. fg.) und am 21. die Hauptmacht desselben gänzlich, worauf er am 25. Akhalzich mit Sturm nahm. Die Citadelle capitulirte. Bald fielen auch die Festungen Azkhur, Ardaghan, Bajasid und mehre feste Schlösser bis zum 21. Sept. in russ. Gewalt, sodaß das ganze Paschalik Bajasid bis zu den Ufern des Euphrat erobert war.

Der Feldzug in Europa entsprach minder der allgemeinen Erwartung. Die Armee war nämlich nicht so vollzählig, wie man berechnet hatte, und es fehlte an Verpflegungsmitteln. **) Der Verlust an Pferden konnte nicht sogleich ersetzt werden; die eingerissenen Krankheiten aber schwächten das Heer so sehr, daß selbst die Garde zur Erstürmung einer Festung mit verwendet werden mußte. Endlich trat früh ein strenger Winter ein, welcher dem doppelten Feldzuge ein Ende machte. Dennoch sind die Ergebnisse desselben bedeutend. In Europa und Asien hat Rußland 2 türkische Fürstenthümer und 3 Paschaliks, 14 Festungen und 3 Schlösser erobert. Das Heer hält fortwährend (Jan. 1829) die Linie von Kalafat bis zu dem neubefestigten Varna, den Fluß Kemtschik, Prawodi, Kosludschi, den Wall des Trajan, Basardschick und 4 Übergangspunkte über die Donau (bei Hirßowa, Matschin, Isaktschi und Tultscha), sowie die Linie von Braïlow bis Varna, nebst dem Uferlande, besetzt. General Roth führt gegenwärtig den Oberbefehl über

*) Dies sagt ein Tagsbefehl des Grafen Woronzoff vom 13. Oct. Der Generaladjutant Graf Woronzoff hatte nämlich, als der die Belagerung commandirende Fürst Menschikoff schwer verwundet worden war, den Oberbefehl über das Belagerungscorps übernommen. Der Kaiser selbst war bei der Belagerung zugegen und hatte seinen Aufenthalt auf dem Schiffe Paris.

**) Die hierbei stattgefundenen Betrügereien oder Nachlässigkeiten von Seiten der Armeebeamten haben eine strenge Untersuchung veranlaßt.

die auf dem rechten Donauufer bis in die Bulgarei hinein aufgestellten Heerabtheilungen.

Der russische Kaiser hatte inzwischen, wie vor dem Feldzuge, so auch während desselben und nach demselben, dem in seinem Hauptquartiere eingetroffenen außerordentlichen britischen Gesandten, Lord Heitesbury, wiederholt seine Neigung zu einem Frieden mit der Pforte erklärt, der ihm Entschädigung für die Kriegskosten und Bürgschaften gegen künftige Verletzung der russischen, auf Verträge gestützten Staatsinteressen gewähren könnte. Die Pforte aber hat jede Vermittelung auf die Basis des londner Vertrags von sich gewiesen, und zur Unterhandlung mit den Gesandten der 3 Mächte und den Abgeordneten der Hellenen, welche anfangs in Korfu, später in Poros dies erwarteten, Abgeordnete zu schicken sich geweigert. Vielmehr hat Mahmud, welcher seit dem 15. Sept. aus Konstantinopel unter großem kriegerischen Gepränge gezogen war und seinen Aufenthalt in dem Lager bei Ramis Tschiflik (eine Caserne an dem entferntesten Ende der Hauptstadt) genommen hatte, thätiger als je einen neuen Feldzug mit den Worten angekündigt: „Die Ehre und die Unabhängigkeit sind mehr werth als das Leben".

Bisher wurden die Unterhandlungen in Konstantinopel mit dem Reis-Effendi von dem niederländischen Gesandten, Herrn van Zuilen, geführt. Dieser hatte auch dem Reis-Effendi die Erklärung Frankreichs, Großbritanniens und Rußlands vom 11. Aug. 1828 zugestellt, welche der Pforte den Beweggrund und den Zweck der franz. Expedition nach Morea zu erkennen gab. Der preuß. Gesandte, Hr. v. Canitz, rieth ebenfalls der Pforte nachzugeben; allein bis jetzt (Jan. 1829) ohne Erfolg. So hartnäckig indeß der Sultan selbst die Vorstellungen der Friedenspartei unter den Ulemas, von denen Mehre deßhalb nach Asien verbannt wurden, zurückwies, so zeigte er dennoch bei mehren Anlässen eine unerwartete völkerrechtliche Gesinnung. Er schloß z. B. den Bosporus für den Handel der Neutralen mit Rußland erst am 13. Sept. Er ließ die russ. Gefangenen gut behandeln und schützte selbst die in Konstantinopel noch ansässigen Russen. Auch wurde der durch so Vieles erhitzte Pöbel glücklicher als sonst im Zaum gehalten. Dagegen ließ Mahmud den Jussuf Pascha von Seres (Sohn des berühmten Ismail Bey), weil er das nie eroberte Varna dem Feinde geöffnet habe, von dem Mufti in die Acht erklären und sein Vermögen einziehen. Der Großwezier, Mehmed Selim, wurde wegen seiner beim Entsatze jener Festung bewiesenen Langsamkeit abgesetzt und nach Gallipoli verwiesen; sein ganzes Feldgeräth aber dem zu seinem Nachfolger ernannten Kapudan Pascha, einem jungen Manne von 30 Jahren, Izet Mehmed, übergeben. Endlich rückte aus Asien ein starkes Reiterheer unter dem kühnen Tschapan-Oglu in die Heerlinie ein, um den Feldzug 1829 zu eröffnen.

Unterdessen hatte das franz. Cabinet, mit dem londner einverstanden, zur Vollziehung des londner Vertrags beschlossen, ein Truppencorps nach Morea zu schicken, während der britische Admiral Codrington mit dem Vicekönige von Ägypten zu Alexandrien am 6. Aug. einen Vertrag abschloß, nach welchem Ibrahim Pascha mit seinen ägyptischen Truppen Morea räumen und die gefangenen Griechen freigeben sollte. Auch die schon in Ägypten befindlichen griech. Sklaven sollten freigelassen oder losgekauft werden. Es durften jedoch 1200 M. zur Besetzung der Festungen in Morea zurückbleiben. Um Ibrahim hierzu zu nöthigen, war der franz. General Maison am 29. Aug. fg. mit 15,000 M. auf 154 Transportschiffen in Morea in der Bucht von Koron, bei Petalidi, gelandet.

Nach einer gütlichen Unterhandlung räumte Ibrahim Navarin und schiffte sich am 4. Oct. mit etwa 21,000 M. ein, welche er nebst den Trümmern der Flotte nach Alexandrien führte; doch ließ er in den messenischen Festungen 2500 M. Türken und Ägyptier als Besatzung zurück. Nun besetzte Maison die Stadt Navarin ohne Widerstand. Darauf griff er die türkischen Festungen in Messenien an. Die

Besatzungen leisteten weder Widerstand, noch wollten die Commandanten capituliren; also wurden am 6. Oct. die Citadelle von Navarin, am 7. Oct. Modon und am 9. Oct. Koron fast ohne Widerstand von den Franzosen besetzt. Die Besatzungen erhielten freien Abzug. Patras mit 3000 M. capitulirte am 5. Oct. ebenfalls ohne Widerstand, und die Fahnen der 3 Mächte des londner Vertrags wehten neben der hellenischen Nationalfahne auf den Wällen der befreiten Städte. Nur die Besatzung des Schlosses von Morea (an den kleinen Dardanellen, nordöstlich von Patras, dem von Lepanto gegenüber) verwarf die Capitulation von Patras. Sie ermordete den Pascha, und der franz. General Schneider mußte förmlich Bresche schießen, ehe die Türken am 30. Oct. auf Gnade und Ungnade sich ergaben. Sämmtliche Türken wurden jetzt von dem franz. Admiral Rigny (an dessen Stelle der Hr. v. Rosamel den Seebefehl übernehmen sollte) nach Smyrna geführt. Die Commandanten von Koron, Modon und Patras aber (Achmet Bey, Mustapha und Jacobi) flüchteten sich nach Frankreich, um dem Zorne des Sultans zu entgehen. Hierauf wurde der Golf von Lepanto für neutral erklärt, jedoch das Fort von Lepanto (in Rumelien) nicht gehindert, die gewöhnlichen Zölle zu erheben.

Über Morea hinaus ward von den Franzosen nichts Feindliches gegen die Türken unternommen, weil der Sultan sonst den Krieg an Frankreich erklärt haben würde. Dies suchten aber England und Frankreich möglichst zu vermeiden, damit sie in dem Kriege der Pforte mit Rußland ihre Vermittelung geltendmachen könnten. Daher hat auch England einstweilen das Gebiet des hellenischen Staats auf Morea und die Cykladen beschränkt; doch sollen sich, nach einer andern Nachricht, die Botschafter in Poros über die Grenzen der wiedergeborenen Nation von Negroponte an bis zum Golf von Arta, mit Einschluß des letztern, vereinigt haben. Weil die Pforte aber an ihren Verhandlungen daselbst unmittelbar nicht Theil nehmen wollte, sondern vielmehr die Rückkehr des französischen und des britischen Gesandten nach Konstantinopel verlangte, so verließen sie Poros und begaben sich im Jan. 1829 nach Neapel. Um jedoch Morea vor neuen Einfällen der Türken zu schützen, vereinigten sich die 3 Höfe zu London (durch ihre Minister: Aberdeen, Polignac und Lieven) zu einer gemeinschaftlichen Erklärung an die Pforte (16. Nov. 1828), in welcher sie ihr anzeigten: „daß sie, da ihre verbündeten Streitkräfte sich anschickten, sich aus Morea zurückzuziehen, nachdem sie ihre friedliche Sendung daselbst vollbracht hätten, bis zu der Zeit, wo eine definitive Übereinkunft durch gemeinschaftliche Zustimmung mit ihnen das Schicksal der Provinzen, welche die Allianz militairisch habe besetzen lassen, geordnet haben würde, — Morea und die cykladischen Inseln unter ihre provisorische Garantie stellten, und aus diesem Grunde den Eintritt irgend einer Militairmacht in dieses Land als einen Angriff gegen sich selbst betrachten würden; sie foderten daher die Pforte auf, sich mit ihnen über die endliche Pacification Griechenlands zu verständigen". Diese Note überbrachte der französische Agent Jaubert nach Konstantinopel.

Die Griechen setzten unterdessen die Feindseligkeiten fort. Der hellenische Großadmiral Cochrane kam nach 8monatlicher Abwesenheit den 30. Sept. am Bord des neuen griech. Dampfschiffes, Hermes, in Poros an, und Demetrius Ypsilantis drang an der Spitze von 5000 M. (unter ihm dienten die Chiliarchen Kolokotronis, Tsavellas, Dentzel, Vrathos u. A.) in das eigentliche Hellas (Livadien) ein, schlug die Türken bei Lomotico am 3. Nov., eroberte hierauf am 3. Dec. Salona, dann die Stadt Lepanto, Livadien und Vonizza. Reschid Pascha war nach Konstantinopel berufen worden. — Auch auf Kandia war der Aufstand der Griechen wieder ausgebrochen, was die Ermordung vieler Griechen in Kanea (14. Aug.) zur Folge hatte. Ein Moreote, Hadschi Michalis, welcher später im Kampfe umkam, war der Urheber dieses in seinen Folgen so traurigen Krieges. Mustapha Pascha,

Digitized by Google

welcher die ägyptischen Truppen auf Kandia befehligte, hatte Mühe, der Erbitterung der Türken gegen die hellenischen Bewohner der Städte Einhalt zu thun. Jene Metzelei veranlaßte die Engländer, den Kriegshafen von Kanea zu sperren. Die Griechen bemächtigten sich jedoch fast des ganzen offenen Landes von Kandia. Da nun zugleich der russ. Contreadmiral Ricord mit einem Linienschiffe und 3 Fregatten bei Tenedos die Dardanellen seit dem 14. Nov. 1828 blockirte, um alle Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nach Konstantinopel zu verhindern, so rüsteten die Griechen eine Menge Kaperschiffe aus. Der Sultan ward aber dadurch so wenig zum Nachgeben genöthigt, daß er vielmehr alle nicht aus Konstantinopel gebürtige und daselbst nicht ansässige Griechen und Armenier (etwa 25,000 Köpfe) aus der Hauptstadt verwies, und am 29. Nov. in allen Moscheen durch einen Ferman den Moslim ankündigte, daß sie auch während des Winters unter den Waffen und im Felde bleiben sollten; — was bisher nie der Fall gewesen war. Zugleich rief er das ganze Volk von 17 — 60 Jahren zu den Waffen.

Unterdessen machten sich die Franzosen zur Rückkehr nach Toulon bereit. Ein Dritttheil der Expedition verließ Morea, wo Seuchen und Entbehrungen viele Menschen hingerafft hatten, im Jan. 1829. Dagegen ward vom franz. Minister des Innern eine wissenschaftliche Expedition von 17 Franzosen in 3 Sectionen, denen die königl. Akademie Verhaltungsregeln gab, nach Morea veranstaltet. Auch ließ die franz. Regierung mehre hundert Hellenen in Ägypten aus der Sklaverei loskaufen, und der König von Frankreich übernahm die Erziehung der verwaisten Kinder.

So hat sich nach 7jährigem Todeskampfe das hellenische Volk unter den Schutz der 3 ersten europäischen Mächte gestellt. Nur Mahmud weigert sich noch, sein Vernichtungsurtheil zu widerrufen, das er aussprach, als er vor wenig Jahren dem Dram-Ali befahl, ihm die Asche des Peloponnesos zu bringen! Die Olivenwälder hat freilich Ibrahim, soweit seine Araber streiften, niedergebrannt, und das hellenische Volk ist im Elend, wie in der Verwilderung, tief versunken: doch sind von Capodistrias nach zahllosen Schwierigkeiten — er hat selbst mit Verrath und Undank zu kämpfen — die größten Hindernisse einer geordneten Verwaltung wenigstens zum Theil besiegt worden. Er theilte für diesen Zweck am 25. April 1828 den hellenischen Staat in 13 Departements. 7 davon bilden den Peloponnes (403 □M., 600,000 E.); das 8. die Nordsporaden (5 □M., 6200 E.); das 9. die Ostsporaden (15 □M., 58,800 E.); das 10. die Westsporaden (8 □M., 40,000 E.); das 11., 12. und 13. die Nord-, die Central- und die Südcykladen (55½ □M., 91,500 E.). Das Ganze also: 487 □M., 796,500 E. — Der erste diplomatische Agent bei der hellenischen Regierung, der Bevollmächtigte der brit. Regierung, Dawkins, übergab dem Präsidenten (am 19. Nov. 1828) sein Beglaubigungsschreiben, und der französ. Oberst Fabvier kehrte aus Frankreich nach Morea zurück, um das hellenische Nationalheer zu organisiren.

Zu den in den Art. Osmanisches Reich und Griechenaufstand bemerkten Schriften setzen wir noch folgende hinzu: „The establishment of the Turks in Europe" (London [Murray] 1828, man sagt, vom Lord Russel); „Moeurs turques au dix-neuvième siècle", von Gregor Palâologus, geb. zu Konstantinopel (Paris 1827). Von v. Hammer's „Geschichte des osmanischen Reichs" sind der 2. und 3. Bd. (bis 1574) 1828 erschienen. J. Emerson's „Picture of Greece in 1825" (London 1826, 2 Bde.). Über den innern Zustand der griech. Verwaltung gaben die Briefe des Hrn. Jam. Emerson, Agenten des griech. Vereins in London, an Hrn. Jos. Hume, den Vorstand desselben (London, den 3. Nov. 1825), und das Sendschreiben des Hrn. Lytton Bulwer (der im J. 1824 nebst Hrn. Hamilton Browne, als Commissair wegen der griech. Anleihe in London, nach Griechenland sich begab) an die provisorische griech. Regierung vom

9. Nov. 1825 (s. „Journ. de Francf.", 1825, Nr. 349); sehr niederschlagende Nachrichten. Noch empfehlen wir zur Kenntniß des türkischen Reichs und der Geschichte der Griechen: Villemain's „Lascaris, ou les Grecs du XVième siècle" (Paris 1825, 2 Bde); den 5., 6. und 7. Th. des „Tableau de l'empire ottoman", von M... d'Ohßon, die 1824 erschienen sind, und des Grafen Raczynski „Malerische Reise in einige Provinzen des osman. Reichs" (das Original erschien in poln. Sprache 1821, Fol., mit 80 treffl. Kpfn. und Charten; dann deutsch, 1824, ebenfalls auf Kosten des Vfs., und in einer wohlfeilen Ausg. von H. v. d. Hagen, Bresl. 1825); R. Walsh's (Kaplan der brit. Gesandtschaft in Konstantinopel) „Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn" (a. d. Engl. von W. A. Lindau, 2 Thle., Dresd. 1826); „Reisebilder aus der Levante" (a. d. Engl. von R. Lindau, Dresd. 1828); Jac. Neroulos Rizo: „Histoire moderne de la Grèce, depuis la chûte de l'Empire d'Orient jusqu'à la prise de Missolunghi" (Genf 1828). — In militair. Hinsicht verdient der 3. Th. des treffl. Werks: „Lehre vom Kriege", von dem Generallieut. Freih. v. Valentini, auch u. d. T.: „Der Türkenkrieg" (Berl. 1822), und das 5. und 6. Heft der „Östreich. milit. Zeitschrift", 1825, verglichen zu werden. Die beste Charte von der europ. Türkei ist die „Carte génér. de la Turquie d'Europe, en 15 feuilles, dressée sur des matériaux, rassemblés par M. le lieut. génér. comte Guilleminot, directeur génér. du dépôt de la guerre, et M. le maréchal de camp de Tromelin etc.", von dem Oberingenieur-Geographen Lapie (Paris 1824). — Des Generals Fr. v. Vaudoncourt „Carte générale de la Turquie d'Europe à la droite du Danube", 3. Aufl., Fol., 4 Bl. (München 1828); Schmidt: Kriegsschauplatz in der europ. Türkei, gestochen von W. Jättnig, Fol. (Berl. 1828), und die Charte des Kriegsschauplatzes in Asien, 3 Bl., Fol. (Bresl. 1828). 20.

(Geschrieben Ende Januar 1829.)

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

W.

	Seite
W	1
Waadtland	—
Waal, s. Rhein	—
Waarenversicherung, s. Assecuranz	—
Wach (Wilhelm Karl)	—
Wache, Wacht	2
Wachen, s. Schlaf und Tag	3
Wachler (Joh. Friedrich Ludwig)	—
Wachs	4
Wachsen, Wachsthum	5
Wachsfiguren, Wachsbildnereien	9
Wachsmalereien, s. Enkaustik	10
Wachteln	—
Wächter (Georg Philipp Ludwig Leonhard)	11
Wachtschiff	—
Wachtthürme	—
Wackenroder (Wilhelm Heinrich)	—
Wackerbarth (August Joseph Ludwig, Graf von)	12
Waffen, Waffenlehre, Waffengattung	13
Wage, Wagebalken	14
Wagen	—
Wagenaar (Johann)	15
Wagenbauer (Max Joseph)	—
Wagenburg	16
Wagerecht	—
Wagner (Ernst)	16
Wagram (Schlacht bei)	17
Wahabi	20
Wahlcapitulation, s. Capitulation	24
Wahlenberg (Georg)	—
Wahlformen	—
Wahlkreis	27
Wahlspruch, s. Symbol	—
Wahlstatt, Wahlplatz, Wahlstadt (Dorf)	—
Wahlverwandtschaft, s. Verwandtschaft (chemische)	—
Wahnsinn	—
Wahrhaftigkeit, s. Lüge	29
Wahrheit	—
Wahrsagen, Wahrsager, Wahrsagerkünste	—
Wahrscheinlichkeit	31
Waid	—
Waisenhäuser	32
Wakefield (Gilbert — Priscilla — Edward — Daniel)	34
Walachei	35
Walcheren	37
Walckenaer (Charles Athanase, Baron)	—
Wald, s. Böhmischer und bairischer Wald	38
Waldbau	—
Waldburg (das Haus)	—
Waldburg (Friedrich Ludwig), Graf Truchseß von W.	39
Waldeck (Fürstenth.)	—
Waldenser	40
Waldgötter, s. Faunen und Satyre	42
Waldhorn, s. Horn	—
Waldis (Burkard), s. Burkard	—
Waldmenschen	—
Waldnymphen, s. Nymphen	—
Waldstein-Wartemberg (Grafen von)	—
Wales, s. Wallis	43
Walhalla, Walhalla, s. Nordische Mythologie	—
Walken, Walkererde	—
Walkyren, s. Nordische Mythologie	—
Wall	—
Wall (Anton — Friedrich Adolf Heyne)	44
Wallace (William)	45
Wallenstein (Albrecht, Graf von)	46
Wallerstein'sche Kunstsammlungen	51
Wallfahrten, s. Procession	52
Wallfischfang, Wallfisch	—
Wallis (Fürstenthum — Prinz-Wales-Insel)	53

by Google

	Seite
Wallis (Canton)	54
Wallis (Johann)	55
Wallonen, Wallonische Garde	56
Wallraf (Ferdinand Franz)	—
Wallrath	58
Walmoden (Ludwig, Graf v. — Hans Ludwig, Graf v.)	—
Walpole (Robert)	—
Walpole (Horatio, Lord)	59
Walpurga	60
Walther von der Vogelweide)	61
Walzer	62
Walzwerk	63
Wandelstern, s. Planet	—
Wandern, Wanderordnungen	—
Wanken der Erdaxe	64
Wanken des Mondes	65
Wanker (Ferdinand Geminian)	—
Wappen —	66
Wappenkönig, Wappenherold	67
Wappenkunde, s. Heraldik	—
Wara, s. Nordische Mythologie	—
Warburton (William)	—
Wardein	68
Warendorf	—
Warmbrunn	—
Wärme	—
Wärmemesser	76
Wärmevertheilung	—
Warnberger (Simon)	78
Warschau	—
Wartburg	79
Wartburg (Krieg auf)	—
Wartburgsfest	80
Warte	83
Wartegeld	—
Wartenburg (Treffen bei)	—
Warze	84
Wasa (Stadt — Schloß)	—
Wasa (Gustav), s. Gustav I.	85
Wasa-Orden, s. Schweden	—
Waser (Johann Heinrich)	—
Wasgau, s. Vogesen	—
Washington (George)	—
Washington (Stadt)	87
Washingtons-Inseln	88
Wassanah	—
Wasser	89
Wasserblei	92
Wasserbruch, s. Bruch	—
Wasserdampf, s. Dampf	—
Wasserfall	—
Wassergalle	—
Wasserhose	—
Wasserkopf	94
Wasserleitung, s. Aquäduct	—
Wasserprobe, s. Ordalien	—
Wasserscheu	—
Wasserschraube	96
Wasserstoffgas, s. Gas	—
Wasserstraßen	—
Wassersucht	—
Wasseruhr, s. Uhr	99
Wasservögel, s. Vögel	—
Wasserwage	—
Wasserweihe	—
Wasserziehen	—
Watelet (Claude Henry)	—
Waterländer, s. Taufgesinnte	100
Waterloo (Schlacht bei)	—
Waterloo (Anton)	103
Watt (James)	—
Watten	105
Waverley-Novellen	—
Wavre	111
Weben	112
Weber (Bernhard Anselm)	113
Weber (Karl Maria von)	114
Weber (Gottfried)	117
Weber (Veit), s. Wächter	118
Wechabiten, s. Wahabi	—
Wechsel, Wechselprotest, Wechselcurs, Wechselreiterei	—
Wechselbegriffe	122
Wechselnoten	—
Wechselrecht, Wechselordnungen, Wechselproceß	—
Wechselseitiger Unterricht	124
Wechselwinkel	125
Wechselwirkung	—
Weckherlin (Georg Rudolf)	—
Weckherlin (Wilhelm Ludwig)	127
Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freiherr von)	128
Wedgewood (Wedgwood, Josiah)	130
Weeninx (Joh. Baptist — Johann)	—
Weg (nasser und trockener)	131
Wegelagerung	—
Wegemesser	—
Wegscheider (Julius August Ludwig)	—
Wehrgeld	132
Weib, s. Frauen und Geschlecht	133
Weichbild	—
Weichsel	—
Weichselzopf	—
Weigel (Karl)	134
Weigel (Johann August Gottlob)	137
Weigelianer, Weigel (Valentin)	138
Weigl (Joseph — Thaddä)	—
Weihbischof	140
Weihe, s. Ordination	—
Weihkessel, s. Weihwasser	—
Weihnachten, Weihnachtscyklus	—

	Seite
Weihwasser	141
Weikard (Melchior Adam)	—
Weiland (Peter)	142
Weiller (Kajetan v.)	143
Weimar (Großherzogthum)	144
Weimar (Karl August, Großherzog v. Sachsen-W.-Eisenach), Weimarische Landstände	145
Weimar (Fürstenthum)	148
Weimar (Stadt)	—
Wein	149
Weinbrenner (Friedrich)	153
Weingeist, s. Branntwein und Alkohol	—
Weinprobe	—
Weinsberg	154
Weinstein, Weinsteinrahm	—
Weishaupt (Adam)	—
Weisheit	155
Weissagungen	—
Weiß (Christian Samuel)	156
Weiße (Christian Felix)	157
Weißenthurn (Johanna Franul von)	158
Weißes Meer	159
Weitsichtig	—
Weitzel (Johannes)	—
Welcker (Friedr. Gottlieb)	162
Welfen	163
Wellen, s. Meer	164
Wellesley (Richard Colley, Marquis von)	—
Wellesley-Pole (William)	165
Wellesley (Henry — Gerhard — Valerian)	—
Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von)	166
Welser (Familie)	171
Welt	172
Weltachse, s. Weltaxe	—
Weltalter	—
Weltauge, s. Opal	173
Weltaxe	—
Weltbürger	—
Weltgebäude, Weltall, Universum	—
Weltgegenden	174
Weltgeistliche, Weltpriester	—
Weltgeschichte, s. Geschichte	—
Welthandel	—
Weltkenntniß	196
Weltkugel, s. Globus	—
Weltmeer	—
Weltpol, s. Pol	197
Weltsystem	—
Weltumsegler	—
Weltweisheit	198
Wenceslaus (deutscher Kaiser)	—
Wendekreis, s. Tropicus	200
Wendeltreppe	—
Wenden	—
Wendler (Johann)	203
Wenzel (Joseph — Karl)	—
Werder	204
Werf (Adrian van der — Peter van der)	—
Werft, Schiffswerft	—
Werner (Abraham Gottlob)	—
Werner (Friedr. Ludwig Zacharias)	207
Wernigerode, s. Stolberg	210
Wernike (Christian)	—
Werst	—
Werth	—
Wesel	211
Wesen	—
Weser	—
Weserschifffahrt und -Handel	212
Wesley (John), Wesleyaner	225
Wesseling (Peter)	225
Wessenberg (Ignaz Heinrich von)	—
West (Benjamin)	227
Westenrieder (Lorenz von)	230
Westerwald	234
Westfalen (Herzogthum — Kreis — Königreich — Provinz)	—
Westfälische Domainenkäufer, s. Domainenkauf und Schreiber (Philipp Wilhelm)	234
Westfälischer Friede	—
Westgothen	237
Westindien	240
Westminster, W.-Abtei, W.-Hall	243
Westphalen, s. Westfalen	245
Westphalen (Engel Christian)	—
Westpreußen	—
Westpunkt, s. Abendpunkt	246
Westreenen van Tiellandt (Wilh. Heinrich Jakob, Baron)	—
Wetstein (Johann Heinrich — Johann Jakob)	—
Wette (Wilhelm Martin Leberecht de)	247
Wetter, Wetterglas	250
Wetterau	—
Wetterleuchten	—
Wetterlichter	—
Wetterscheide	251
Wetterstrahl, s. Blitz	—
Wettin (Grafen von)	—
Wettrennen der Pferde	252
Wetzel (Friedr. Gottlob)	253
Wetzstein	254
Weyde (Roger von der)	—
Wezel (Joh. Karl)	—
Wezlar	255

Seite

Whaaby, s. Wahabi 255
Whigs . . . . —
Whisky 256
Whiston (William) —
Whistspiel . . . . —
Whitbread (Samuel, Vater u. Sohn) . —
Whiteboys 258
Whitefield (George) 260
Wiclef (Johann) . 261
Widdin und Paswan Oglu 263
Widerlegung . . . 265
Widerspruch . . . —
Widerstand . . . —
Widerstand der Mittel —
Widmer (Samuel) 266
Wiebeking (Karl Friedrich von) . . —
Wiebel (Johann Wilhelm von) . . 267
Wied (Grafschaft) 268
Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum . . . 269
Wiedererzeugung, s. Reproduction . —
Wiedergeburt, s. Palingenesie . . —
Wiederholungskreis —
Wiederschall, s. Schall und Echo . . —
Wiederschein, Reflexion, s. Zurückstrahlung . . —
Wiedersehen nach dem Tode . . . —
Wiedertäufer, s. Taufgesinnte . . . —
Wieland (Christoph Martin) . . . . —
Wieliczka (Salzwerk — Stadt) . . 277
Wien 278
Wiener Congreß . 285
Wiener Friede . . 288
Wiese . . . . —
Wight . . . . —
Wilberforce (William) . . . 289

Seite

Wildbad . . . 289
Wildbahn . . . 290
Wildbann . . . . —
Wildfangsrecht, Wildfang, Wildfänge —
Wildgrafen . . . 291
Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich von) —
Wilhelm I. (Prinz von Oranien) . . 293
Wilhelm III. (Erbstatthalter v. Holland) 297
Wilhelm I. (König der Niederlande) . 300
Wilhelm Friedrich Georg Ludwig (Kronprinz der Niederlande) . 302
Wilhelm der Eroberer 303
Wilhelm (König von Würtemberg) . 304
Wilhelm I. (Kurfürst von Hessen) . 308
Wilhelm Ludwig August (Markgraf von Baden) . . . 311
Wilhelm Friedr. Ernst (Fürst zu Lippe-Bückeburg), s. Lippe 313
Wilhelmsbad . . —
Wilhelmshöhe . —
Wilhelmsstein, s. Steinhuder Meer . 315
Wilken (Friedrich) —
Wilkes (John) . 316
Willamov (Johann Gottlieb) . . 317
Wille 318
Wille (Johann Georg — Peter Alexander) —
Williams (Helena Maria) . . . 319
Willkür . . . . —
Wilna 320
Wilson (Sir Robert Thomas — Benjamin) . . . . —
Wimpfen . . . 322
Winckel (Therese Emilie Henr. aus dem) —

Seite

Winckell (Georg Franz Dietrich aus dem) 323
Winckelmann (Johann Joachim) . . 324
Wind 328
Windbüchse . . 329
Windharfe, s. Äolsharfe . . . . —
Windischgrätz . . —
Windkugel . . . —
Windmesser, Windfahne, s. Anemoskop —
Windrose . . . . —
Windsor 330
Winfried, s. Bonifaz der Heilige . . 331
Wingolf, s. Nordische Mythologie . . —
Winkel . . . . —
Winkelmesser, s. Astrolabium . . . —
Winkler (Joh. Heinrich) . . . . —
Winkler (Karl Gottfried Theodor) . 333
Winspeare (David) 334
Winter (Peter von) 335
Winter (Johann Christian Friedrich) . 337
Winter 338
Winterfeldt (Hans Karl von) . . . —
Winterpunkt . . 339
Winterschlaf der Thiere . . . —
Wintzingerode (Familie) . . . 341
Wipperthal . . 342
Wirbel (Cartesianische), s. Descartes —
Wirbelwind, s. Wind —
Wirklichkeit . . —
Wirkung . . . —
Wisbaden . . . 343
Wischnu, s. Indische Mythologie . . 344
Wismar . . . —
Wismuth . . . —
Wissen . . . . —
Wissenschaft . . —
Wissenschaftskunde 345

Seite

Witgenstein, s. Sayn 345
Witt (Johann de — Cornelius de) . —
Witte (Karl) . . . 346
Wittekind . . . 347
Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach 348
Wittenberg . . . —
Witterung, s. Wetter 349
Witterungskunde . —
Wittthum . . . 354
Witwencassen . . —
Witz, Witzbold . 355
Wladimir . . . 357
Woche . . . . —
Wodan . . . . —
Wohlfahrtsausschuß —
Wohlgemuth (Mich.) 359
Wohnung . . . —
Woiwoda, Woiwod, Woiwodschaften 360
Wolcott (John) . —
Wole 361
Wolf (Christian, Freiherr von) . . —
Wolf (Friedrich August) . . . 362
Wolf (Arnoldine) . 366
Wolfdietrich, s. Heldenbuch . . . —
Wolfe (James) . —
Wolff (Pius Alexander — Frau) . 367
Wolfenbüttel (Fürstenthum — Stadt) 369
Wolfgang (Fürst zu Anhalt) . . . —
Wölfl (Joseph) . 370
Wolga . . . . —
Wolke (Christian Heinrich) 372
Wolken . . . 373
Wolle 375
Wollen 377
Wollmesser . . —
Wöllner (Joh. Christian von) . . —
Wollust 378
Wolsey (Thomas) —
Woltmann (Karl Ludwig von) . . . 379

Seite

Wolzogen (Just. Adolf Ludwig, Freih. v.) 380
Wood (Matthew) 381
Woollett (William) 383
Woolston (Thomas), Wollaston (William) . . . . —
Wordsworth (Wilhelm) . . . 384
Wörlitz 385
Worms . . . . —
Woronzoff (Familie) 386
Wörterbuch, s. Lexikon 387
Wortfuß, s. Rhythmus . . . . —
Wortspiel . . . —
Wouvermann (Philipp — Peter) . —
Woywoden, s. Woiwoda 388
Wrack, Wrackrecht —
Wrangel (Hermann, Graf von — Karl Gustav, Graf von) —
Wrbna-Freudenthal (Rudolf, Graf) 389
Wrede (Karl Philipp, Fürst von) . 390
Wren (Sir Christopher) . . . 392
Wright (Sir Thomas) . . . 393
Wucher . . . 394
Wundarzneikunst, s. Chirurgie . . 395
Wunder . . . —
Wunder der Welt (die sieben) . . . 396
Wunderbar in ästhetischer Hinsicht . —
Wünschelruthe . 398
Würde . . . . —
Wurf, s. Ballistik . —
Würfel . . . . —
Wurfrad . . . 399
Wurm (Albert Aloysius Ferdinand) —
Würmer . . . 400
Wurmser (Dagobert Sigmund, Graf v.) —

Seite

Würtemberg . . 402
Würtembergische Landstände . . . 409
Würtembergische Verfassung . . . 415
Würzburg (Großherzogthum — Bisthum — Stadt) 422
Würzburg (Universität) . . . 423
Wurzel, s. Pflanzenanatomie . . 426
Wurzel . . . —
Wurzen (Stadt — Collegiatstift) . —
Wuth, s. Tollheit und Hundswuth . —
Wüthendes Heer . —
Wyttenbach (Daniel, Vater und Sohn — Johanna) . —

X.

X 427
Xanten . . . . —
Xanthippe . . . —
Xanthos, s. Skamander . . . . —
Xantippus . . . —
Xenien 428
Xenokrates (der Philosoph — der Arzt) —
Xenophanes . . 429
Xenophon (der Geschichtschreiber — der Dichter) . —
Xerxes I. (König von Persien) . . . 430
Ximenes (Francisco) 431
Ximenes (Augustin Louis, Marq. de) 432
Ximenes (Leonardo) 433
Xuthus . . . —
Xylographie, s. Holzschneidekunst . —

Y.

Y . . . . . —
Y (das) . . . —

Seite

Yang-the-Kian . 433
Yarmouth . . . —
Yeoman . . . 434
Yermak . . . —
Yermoloff, s. Jermoloff (Alexei Petrowitsch) —
Yorik, s. Sterne (Lorenz) . . . —
York und Albanien (Friedrich, Herzog von) . . . . —
York (Graf von Wartenburg) . . 436
York (Grafschaft — Stadt) . . . 437
Young (Arthur) . 438
Young (Edward) . —
Ypern 439
Ypsilantis (Familie — Konstantin — Alexander — Demetrius — Georg — Nikolaus — Gregor Theodat — Katharina — Maria) —
Yriarte (Juan de — Tomas de) . . 443
Ysenburg, s. Isenburg . . . 444
Yverdun . . . —
Yvernois (Sir Francis d') . . . —

Z.

Z 445
Zaar, Zaare . . —
Zabiello (Michael, Graf — Joseph, Graf) —
Zabier, s. Sabier . 446
Zabira (Georg) . —
Zach (Franz, Freihr. v. — Anton, Baron von) . . . . —
Zacharia . . . 447
Zachariä (Just Friedrich Wilhelm) . —
Zadoc, s. Saducäer —
Zaftleeven (Hermann — Cornelius) . —
Zähigkeit . . . 448
Zahl 448
Zahl (goldene), s. Calender . . . —
Zahlensystem . . —
Zähler, s. Nenner . 449
Zähne . . . . —
Zahnschmerz . . 450
Zähringen . . . 451
Zaims . . . . —
Zaire . . . . —
Zajonczek (Joseph, Fürst) . . . 452
Zakrzewski (....) . —
Zaleukus . . . 453
Zaluski (Andreas Chrysostomus — Andreas Stanislaus — Martin — Joseph Andreas — Joseph, Graf) . . . —
Zambeccari (Francesco, Graf) . . . —
Zamoiski (Johann — Andrezey — Constantia) . . . 454
Zamolxis . . . —
Zamora (Antonio de) —
Zamosc . . . . —
Zampieri (Domenico) 455
Zanetti (Anton Maria, Graf — Anton Maria Z. d. J.) . . —
Zanguebar . . . —
Zanotti (Francesco Maria — Giampietro Cavazzoni — Eustachio) . . . 456
Zanni, s. Harlekin —
Zante (Insel — Stadt) —
Zappi (Giovanni Battista Felice — Faustina) . . . 457
Zarlino (Giuseppe) —
Zarskoje Selo . . 458
Zauberei, s. Magie —
Zauberlaterne . . —
Zauner (Franz, Edler von) . . . . —
Zea 459
Zea (Don Francisco Antonio) . . —

Seite

Zea-Bermudez (Don Francisco de) . 460
Zeche, Zechregister, Zechbruder . 462
Zechin . . . . —
Zehen 463
Zehnt . . . . —
Zeichen, s. Charaktere 464
Zeichenlehre, s. Semiotik . . . —
Zeichnende Künste —
Zeichnungskunst . —
Zeichnungslehre . 468
Zeit . . . . . —
Zeitalter . . . —
Zeiten 469
Zeitgeist . . . —
Zeitgleichung . . —
Zeitmaß, s. Tempo —
Zeitmesser, s. Chronometer . . . —
Zeitrechnung, s. Chronologie . . . 470
Zeitrenten, s. Renten und Annuitäten —
Zeitschriften . . —
Zeitungen . . . —
Zeitz (Stadt — Bisthum) . . . 483
Zellgewebe . . . —
Zeloten . . . —
Zelter (Karl Friedrich) —
Zelter 485
Zend, s. Persische Sprache . . —
Zend-Avesta . . —
Zenith 486
Zeno (der Eleatiker — der Stoiker) . —
Zeno (Apostolo) . 487
Zenobia (Septimia) —
Zentgericht, s. Centgericht . . . 488
Zentner (Georg Friedrich, Freihr. von) —
Zeolith . . . . —
Zephyr, Zephyretten —
Zerboni di Sposetti 489
Zerbst . . . . —
Zerduscht, s. Zoroaster 490

Seite

Zergliederung, s. Analysis; Zergliederungskunst, s. Anatomie 490
Zerknirschung . . . —
Zerlegung . . . . —
Zerlegung der Kräfte und Bewegungen —
Zerrenner (Karl Christoph Gottlieb) . 491
Zeruane Akherene 492
Zeschau (Heinrich Wilhelm von) . . . —
Zesen (Philipp von) 493
Zetergeschrei, s. Todesstrafen . . . 494
Zethus, s. Amphion —
Zettelbank . . . . —
Zeuge . . . . . —
Zeughaus, Zeugmeister, Zeugwärter, Generalfeldzeugmeister, Krongroßfeldzeugmeister . . . 495
Zeugung . . . . —
Zeus, s. Jupiter . 500
Zeuris . . . . . —
Zeyst 501
Ziegel, Ziegelofen . —
Ziegler (Friedr. Wilhelm) . . . 502
Zierde, Zierlichkeit, Zierrathen . . . 503
Zierpflanzen . . . —
Ziethen (Hans Joachim von — dessen Sohn — der Generallieutenant Graf von) 512
Ziffern 514
Ziffernmethode . —
Zigeuner . . . . —
Zimmer (Patricius Benedict) . . . 517
Zimmermann (Johann Georg, Ritter v.) 518
Zimmermann (Eberhard August Wilhelm von) . . . —
Zimmt, Zimmtblüthe 519
Zingarelli (Nicolo) 520
Zingg (Adrian) . 520
Zink, Zinkblumen, Zinkstuhl . . . 521
Zinckgref (Julius Wilhelm) . . . 522
Zinke 523
Zinn, Zinnstein . —
Zinnober, s. Quecksilber 524
Zins . . . . . —
Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode 525
Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf v.) —
Zirbelbaum, s. Pinienbaum . . . 527
Zirbeldrüse . . —
Zirkel, s. Cirkel und Kreis . . . —
Ziska, s. Zizka . . —
Zither . . . . —
Zittau . . . . —
Zitterfische . . . 528
Zizka . . . . —
Znaim 530
Zobel . . . . . —
Zobtenberg . . 531
Zodiacallicht . . 532
Zodiacus . . . —
Zoega (Georg) . . —
Zoilus 534
Zoll, s. Fuß . . —
Zoll, Landzölle, Wasserzölle, Binnenzölle, Rückzoll . —
Zoll- und Mauthwesen 535
Zollvereine, Zollverbande . . . 544
Zolltarif . . . 545
Zollikofer (Georg Joachim) . . . 546
Zone, s. Erdstrich . 547
Zoogenon . . . —
Zoolithen . . . —
Zoologie, s. Thier . 548
Zoophyten . . . —
Zootomie, s. Anatomie . . . . —
Zorn . . . . .
Zorndorf (Schlacht bei) 549
Zoroaster . . .
Zrinyi (Niklas, Graf von) 551
Zschokke (Joh. Heinrich Daniel) . 553
Zuchthäuser . . 557
Zucker, Zuckerstoff 559
Zufall 561
Zufrieden . . . 562
Zug . . . . . —
Zug (Canton — Stadt) . . . . —
Zugvögel, s. Vögel 563
Zuidersee . . . —
Züllichau . . . —
Zumsteeg (Johann Rudolf) . . . —
Zunftwesen . . 564
Zunge, Zungenbändchen, Zungenwärzchen 568
Zungen . . . . —
Zurechnung . . —
Zürich (Canton — Stadt) . . . 569
Zürichersee . . . 571
Zurla (Placidus, Cardinal) . . . 572
Zurlo (Giuseppe, Graf) . . . . —
Zurückprallung . . 573
Zurückstrahlung . —
Zurzach . . . 574
Zusammenkunft, s. Aspecte . . . —
Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen . . . —
Zuyderse, s. Zuidersee —
Zwang . . . . —
Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß . . —
Zweck . . . . —
Zweibrücken (Fürstenthum — Stadt) 575
Zweideutigkeit, s. Amphibolie . . . —
Zweifel . . . —

	Seite
Zweikampf	576
Zweischattige	577
Zweistimmig	—
Zwerge, Zwergbaum	—
Zwickau	578
Zwietracht, s. Eris	—
Zwilling, Zwillinge	—
Zwingli (Ulrich)	578
Zwischenact	580
Zwischenhandel	581
Zwischenmittel	—
Zwischenräume der Körper, s. Poren	—
Zwischenspiel	—
Zwitter	582
Zwölffingerdarm	—
Zwölftafelgesetze	—

Anhang.

	Seite
Türkei und Griechenland	583

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 076364585

Digitized by Google